Beilage zur allgemeinen Zeitung

Digitized by Google

Fig. 1. Diagram of Cell Division 1
Fig. 2. Diagram of Cell Division 2
Fig. 3. Diagram of Cell Division 3
Fig. 4. Diagram of Cell Division 4
Fig. 5. Diagram of Cell Division 5
Fig. 6. Diagram of Cell Division 6
Fig. 7. Diagram of Cell Division 7
Fig. 8. Diagram of Cell Division 8
Fig. 9. Diagram of Cell Division 9
Fig. 10. Diagram of Cell Division 10
Fig. 11. Diagram of Cell Division 11
Fig. 12. Diagram of Cell Division 12
Fig. 13. Diagram of Cell Division 13
Fig. 14. Diagram of Cell Division 14
Fig. 15. Diagram of Cell Division 15
Fig. 16. Diagram of Cell Division 16
Fig. 17. Diagram of Cell Division 17
Fig. 18. Diagram of Cell Division 18
Fig. 19. Diagram of Cell Division 19
Fig. 20. Diagram of Cell Division 20
Fig. 21. Diagram of Cell Division 21
Fig. 22. Diagram of Cell Division 22
Fig. 23. Diagram of Cell Division 23
Fig. 24. Diagram of Cell Division 24
Fig. 25. Diagram of Cell Division 25
Fig. 26. Diagram of Cell Division 26
Fig. 27. Diagram of Cell Division 27
Fig. 28. Diagram of Cell Division 28
Fig. 29. Diagram of Cell Division 29
Fig. 30. Diagram of Cell Division 30
Fig. 31. Diagram of Cell Division 31
Fig. 32. Diagram of Cell Division 32
Fig. 33. Diagram of Cell Division 33
Fig. 34. Diagram of Cell Division 34
Fig. 35. Diagram of Cell Division 35
Fig. 36. Diagram of Cell Division 36
Fig. 37. Diagram of Cell Division 37
Fig. 38. Diagram of Cell Division 38
Fig. 39. Diagram of Cell Division 39
Fig. 40. Diagram of Cell Division 40
Fig. 41. Diagram of Cell Division 41
Fig. 42. Diagram of Cell Division 42
Fig. 43. Diagram of Cell Division 43
Fig. 44. Diagram of Cell Division 44
Fig. 45. Diagram of Cell Division 45
Fig. 46. Diagram of Cell Division 46
Fig. 47. Diagram of Cell Division 47
Fig. 48. Diagram of Cell Division 48
Fig. 49. Diagram of Cell Division 49
Fig. 50. Diagram of Cell Division 50

64536

AP3
.A96

4-21-08

Digitized by Google

CIVIL COVER SHEET

The JS 44 civil cover sheet and the information contained herein neither replace nor supplement the filing and service of pleadings or other papers as required by law, except as provided by local rules of court. This form, approved by the Judicial Conference of the United States in September 1974, is required for the use of the Clerk of Court for the purpose of initiating the civil docket sheet. (SEE INSTRUCTIONS ON NEXT PAGE OF THIS FORM.)

I. (a) PLAINTIFFS	DEFENDANTS
Jeffrey Dale Hall	Mobile County Commission, Mobile County Sheriff's Office, Sheriff Sam Cochran, Deputy Sheriff Jeremy Hall, Deputy Sheriff Jeffrey Hall, Deputy Sheriff Jeffrey Hall, Deputy Sheriff Jeffrey

Die innere Staatsverwaltung Bayerns unter dem Ministerium Montgelas, **23,** 78.
*Zur Abwehr (Chamberlain), **16,** 57.
*Offener Brief an Herrn Houston Steward Chamberlain, **17,** 59.
Frauen in der Wissenschaft, **14/15,** 129.
*Die Friedrich Schneider-Festschrift, **18,** 45.
*Neue Briefe von Friedrich Gentz, **25,** 15.
Ein neues Dokument über die Jungfrau von Orleans, **17,** 83.
*Hans von Kleist-Retzow, der Bannerträger der Preußischen Reaktion, **16,** 7.
*Zur Geschichte der Neger, **20,** 53.
Zur Kenntnis der Familiengeschichte des Polykrates, **17,** 78.
*Die Weihe des Ranke-Museums in Miehe, **23,** 15.
*Ein merkwürdiger Brief Leopold Rankes, **22,** 34.
Ranke und Preußen, **25,** 84.
*Römische Forschungen in Westfalen, **25,** 22.
Eine sozialwissenschaftliche Enquete, **16,** 76.
*Die Verschwörung des Generals Malet, **26,** 63.
*Die Geschichte des Weinbaues, **20,** 61.
Ein Gedenktag der Wettiner, **22,** 62.
*Wirtschaftsgeschichte und genealogische Arbeitsmethode, **18,** 1.

Prähistorie und Anthropologie.

*Der heutige Stand der etruskischen Frage, **18,** 8.
Prähistorisches aus Sizilien, **17,** 77.
Riechschärfe bei verschiedenen Rassen, **19,** 71.
*Wer waren die alten Römer?, **20,** 41.

Geographie.

Völkerwanderungen in Afrika, **14/15,** 132.
Erforschung des Birket-el-Kerûm, **14/15,** 147.
*Ueber die wissenschaftliche Erschließung des Fayûm in Aegypten, **16,** 43.
Die zoologische Expedition des American Museum nach dem Fayûm, **18,** 82.
*Der 16. Deutsche Geographentag, **23,** 46.
*In Audienz bei Kaiser Menelik, **19,** 15.
Im Luftballon zum Nordpol, **23,** 84.
*Zukunftsländer am La Plata, **14/15,** 25.
*Professor Weules ethnographische Forschungen in Deutsch-Ostafrika, **14/15,** 83.
Pelliots Mission nach Ost-Turkestan, **18,** 83.
Neues von Dr. Tafels Tibetreisen, **14/15,** 132.
*Tonga, **26,** 12.

Volkswirtschaft, Handel und Verkehr.

*Ueber die soziale Arbeit der Heilsarmee in England, **14/15,** 35.
Die Hypothek als Tauschgut, **20,** 80.
*Bekämpfung der Landflucht, **16,** 16.
*Uneheliche Mütter, **26,** 1.
*Die Trusts und ihre Bekämpfung, **20,** 1.

Digitized by Google

*Das Hilfskassengesetz und die Pflege der Versicherungswissenschaft auf den deutschen Universitäten, **20,** 17.

Rechtswissenschaft.

*Die deutsche Automobilordnung, **21,** 13.
*Das dänische Sittlichkeitsgesetz, **20,** 20.
Vom französischen Autorenrecht, **25,** 79.
Zur gerichtlichen Psychologie, **16,** 75, **17,** 75.
Entwurf eines neuen russischen Urheberrechts, **14/15,** 137.
Die Gleichmäßigkeit der Strafzumessung im Deutschen Reich, **18,** 76.
Die Vorarbeit der deutschen Strafrechtswissenschaft zum neuen Reichs-Strafgesetzbuch, **26,** 79.
Die Zurechnungsfähigkeit im Strafrecht, **17,** 73.

Militärwissenschaft.

*Von Jena bis Pr. Eylau, **14/15,** 49.
*Moderne Kriegspublizistik, **16,** 22.

Physik und Chemie.

*Die Entwicklung der Elemente, **14/15,** 64.
Der Einfluß der Temperatur auf die Schwere, **21,** 65.

Mineralogie und Geologie.

Erforschung des Erdinnern, **21,** 67.
*Die Petroleumquellen am Tegernsee, **14/15,** 74.
Die Petroleumquellen am Tegernsee, **16,** 86.
*Uebersicht über die seismischen Registrierungen an den Erdbebenstationen Mitteleuropas während des Monats März 1907, **16,** 53.

Zoologie und Botanik.

Haben die Ameisen einen Gesichtssinn?, **24,** 84.
*Aussterbende Baumarten in Bayern, **25,** 40.
Die Begründung der Abstammungslehre, **14/15,** 129.
*Wolffs Begründung der Abstammungslehre, **17,** 40.
*Die Meeresforschung des Fürsten von Monaco, **25,** 30.
*Das Wesen des Geschlechts, **17,** 32.
Von der Abstammung des Haushundes, **26,** 82.
*Zum gegenwärtigen Stand der pflanzlichen Sinnesphysiologie, **26,** 25.
Röntgenstrahlen und Wachstum, **14/15,** 130.

Meteorologie.

Aeronautisches, **24,** 89.
*Die Erforschung der Atmosphäre mittels des Drachens und des Registrierballons, **16,** 48.
Meteorologische Forschungen in großen Höhen, **16,** 85.
*Die Niederschlagsverhältnisse von Deutsch-Südwestafrika, **20,** 64.
Die Zuverlässigkeit der Wetterprognosen, **22,** 64.

Digitized by Google

Aſtronomie.

*Der geſtirnte Himmel im Monat April, Mai, Juni, **14/15,** 86, **18,** 61, **23,** 65.
Neue Sternwarte in Italien, **18,** 89.
Neuer Komet 1907 b, **16,** 89.
Neuer Komet 1907 c, **23,** 88.
Neuer Komet 1907 d, **24,** 88.
Neuer Planet, **19,** 78.
Fünfundzwanzig neue Planeten, **20,** 89.
Neue Planetoiden in Jupiters-Entfernung, **24,** 88.
Sonnenflecken, **26,** 88.

Medizin.

*Aerztliches aus Amerika, **24,** 65.
Aluminium gegen Queckſilbervergiftung, **23,** 88.
Das Atoxyl, **21,** 68.
*Die Bierſche Hyperämiebehandlung, **17,** 43.
Das Wiederaufleben der Bluttransfuſion, **20,** 84.
*Ueber die körperliche Ausbildung der Jugend auf den Mittelſchulen, **18,** 51.
Neues zur Krebsforſchung, **24,** 81.
*Modernes deutſches Kurpfuſchertum, **24,** 7.
*Zur Pſychopathologie des Landſtreichers, **19,** 23.
*Neues über Protozoenkrankheiten, **14/15,** 69.
Die Beziehungen zwiſchen der Schilddrüſe und der Thymusdrüſe, **18,** 81.

Technik.

*Die neuen elektriſchen Glühlampen, **14/15,** 78.
Ein Meßapparat für ſchlagende Wetter, **14/15,** 148.
Ein neues Rieſenfernrohr, **17,** 83.

Philoſophie.

*Zur Philoſophie der Araber, **20,** 24.
Ethik, Dogma und Naturwiſſenſchaft, **20,** 78.
*Die Geheimlehre des Veda, **23,** 24.
*Philoſophiſche Terminologie und Weltſprache, **21,** 23.
*Seelenwanderung und Theoſophie, **22,** 19.
*Todesgedanken, **26,** 18.

Schul- und Bildungsweſen.

*Ein Beſuch in der Wiener Ausſtellung „Das Kind“, **22,** 47.
*Elternvereinigung und Schule, **14/15,** 20.
Ein Freund der deutſchen Jugend, **23,** 78.
*Der Kampf um die Schule, **21,** 1.
Ein ſtädtiſches Amt für Kinderfürſorge, **24,** 81.
*Körperkultur, eine Aufgabe des Hauſes, **17,** 29.
*Zur Förderung der körperlichen Ausbildung unſerer Gymnaſiaſten, **25,** 1.
*Latein als Wahlfach an der Oberrealſchule, **24,** 63, 87.
Das „Reformgymnaſium“ im Aerztlichen Verein in München, **20,** 84.

Digitized by Google

*Volks- und Jugendspiele, **23,** 8.
*Die Anfänge der Volksschule, **14/15,** 51.

Kunst und Kunstgeschichte.

*Das kgl. Antiquarium in München, **18,** 41.
*Ueber das Dekorative, **16,** 24.
*Der Dom zu Regensburg, **19,** 1.
Der Fackelträger, **22,** 63.
Die Gefährdung und Erhaltung geschichtlicher Bauten, **14/15,** 124.
*Die Kunst in der Wissenschaft, **14/15,** 14.
Das Mädchen von Porto d'Anzio, **20,** 83.
*Ein Mahnwort an die deutschen Akademien (über Winckelmann), **24,** 29.
*Allegorien, Masken und Lehre bei Michelangelo, **24,** 41.
Zur Geschichte der Miniaturmalerei, **16,** 81.
*Betrachtungen über moderne Musik, **14/15,** 1.
*Wohin steuert die Musikwissenschaft?, **22,** 14.
*Neue römische Skulpturenfunde aus Nassenfels, **24,** 34.
*Zur Stuttgarter Theatergeschichte, **19,** 48.
Die Trajans-Säule, **26,** 81.

Archäologie.

Das Ende eines angeblich altägyptischen Fundes, **19,** 78.
*Feingehaltsbestimmung und Trennungsmethoden der Metalle im Altertum, **24,** 36.
Die Ausgrabung von Herkulanum, **17,** 82.
*Die Internationalität bei den Ausgrabungen in Palästina, **19,** 27.
Ausgrabung des alten Jericho, **18,** 88.
Imhof-Blumers Sammlung römischer Münzen, **18,** 78.

Sprache und Volkskunde.

Gebrauch des Wortes „ausschließlich", **18,** 80.
*Ethnische und sprachliche Zusammenhänge zwischen Südamerika und Australien, **25,** 11.
*Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, **20,** 30.
*Ueber Sprachstil, **14/15,** 7.
*Künstliche Weltsprachen, **19,** 33.
*Das Weltsprachenproblem, **20,** 38.
*Zur Frage der künstlichen Gemeinsprache, **22,** 6.

Literatur.

*Die Arbeitslosen im Roman, **25,** 46.
*Arzt und Dichter, **25,** 61.
*Neue ausländische Zeitschriften für deutsche Literatur, **25,** 54.
*Allerlei Briefe, **26,** 56.
Alte Handschriften und Bücherschätze und ihre Bewertung, **16,** 82.
*Deutsche Ideale der Gegenwart, **22,** 1.
*Deutsches Leben in Rom, **18,** 29.
*Dichter und Dilettanten, **19,** 41.
*Dramenliteratur aus der letzten Zeit, **14/15,** 55.

Digitized by Google

*Elsässische Poesie, **24,** 60.
„Encheiresin naturae nennt's die Chemie", **25,** 82.
Eine französische Handschrift, **16,** 88.
Goethe-Autographen aus den Akten des kgl. bayerischen Ministeriums, **21,** 46.
*Goethe über seine Dichtungen, **23,** 27.
Eine Goethe-Reliquie, **25,** 85.
*Der Hofmann der Renaissance, **20,** 44.
*Neue Literatur und Forschung über Henrik Ibsen, **22,** 40, **23,** 31, **24,** 51.
*Ein Haushaltungsbuch Eduard Mörikes, **16,** 28.
*Ein Münchener über München, **17,** 49.
*Die orientalischen Literaturen, **18,** 36.
*Neues über Raabe, **17,** 53.
*Neue Schiller-Literatur, **16,** 35.
Noch etwas vom Seelengärtlein, **16,** 79.
*Das Zeitalter Elisabeths und Shakespeares, **21,** 37.
Neue Briefe von Hippolyte Taine, **19,** 75.
*Der Schlußband von Taines Briefen, **23,** 38.
*Clara Viebigs neuer Roman, **23,** 43.
*Das Lebenswerk Friedrich Theodor Vischers, **26,** 33.
*Sechs Briefe Friedrich Vischers an Weltrich, **26,** 46.
„Wer nie sein Brot mit Tränen aß...", **18,** 79.

Oeffentliche Institute und Vereinigungen.

*3. Kongreß der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, **23,** 59.
Eine österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, **21,** 66.
Eine Handelshochschule für Mädchen in Wien, **17,** 76.
Historischer Verein für Oberbayern, **14/15,** 126.
Der Frühjahrskurs 1907 der Kölner Vereinigung für rechts- und staatswissenschaftliche Fortbildung, **25,** 76.
Das internationale wissenschaftliche Institut auf dem Monte Rosa, **23,** 84.
Die Deutsche Orient-Gesellschaft, **25,** 81.
Frühjahrskursus der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Fortbildung, **20,** 81.
Deutscher Zentralverband zur Bekämpfung der Tuberkulose, **14/15,** 152.

Universitäten und Akademien.

*Das Universitätsstudium der Bayern, **18,** 48.
Die Oeffnung der Universitäten für die Frauen, **14/15,** 127.
Vom Universitätsstudium der Deutschen, **26,** 86.

Kongresse und Versammlungen.

*Der erste österreichische Kinderschutzkongreß, **14/15,** 102.
Kongreßwesen, **24,** 83.

Biographisches.

*Leonhard Eulers Werke, **18,** 38.
Max Haushofer †, **14/15,** 144.

Digitized by Google

Karl Huysmans †, **20,** 87.
Theobald Kerner. Zu seinem 90. Geburtstag, **24,** 80.
Die Linné-Feier in Schweden, **23,** 19.
Zu Listers 80. Geburtstag, **14/15,** 135.
Egon v. Oppolzer †, **25,** 84.
Jubiläum (Schmeltz), **20,** 91.
Adolf Stern †, **16,** 92.
Ludwig Traube †, **21,** 58.

Besprochene Werke.

Aall, Anathon: Henrik Ibsen als Dichter und Denker, **23,** 31.
Albrecht, Hanns: Frauencharaktere in Ibsens Dramen, **22,** 40.
Anderson: Die Glücklichen, **14/15,** 55.
Apelt, O.: Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums, **22,** 56.
Andreas-Salomé, Lou: Ibsens Frauengestalten, **23,** 31.
Arminius, Wilhelm: Aus der Ruhl. Geschichten vom Thüringer Wald, **16,** 71.
Arndt, Adolf: Verfassung des Deutschen Reiches, **18,** 67.
Aron, Erich: Das Reichs-Erbschaftssteuergesetz, **20,** 69.
Auernheimer, Raoul: Die ängstliche Dodo. Novellen, **17,** 73.
Bang, Hermann: Erinnerungen an Ibsen, **22,** 40.
Bardach, Emilie: Ibsen-Briefe, **22,** 40.
Bassermann-Jordan, Friedrich: Geschichte des Weinbaues, **20,** 61.
Baumgarten, Bruno: Dann und Wann, **19,** 41.
Beam, Jakob N.: Die ersten deutschen Uebersetzungen englischer Lustspiele im 18. Jahrhundert, **16,** 69.
Bechterew, v.: Die Persönlichkeit und die Bedingungen ihrer Entwicklung und Gesundheit, **20,** 77.
Beck, Hermann: Bibliographie der Sozialwissenschaften, **19,** 62.
Benndorf, Kurt: Gedichte, **19,** 41.
Bernays, Michael: Briefe, **26,** 56.
Bezold, Wilhelm v.: Gesammelte Abhandlungen aus den Gebieten der Meteorologie und des Erdmagnetismus, **26,** 72.
Bienenstein, Karl: Aus Traum und Sehnsucht, **19,** 41.
Blaschke, E.: Vorlesungen über mathematische Statistik, **17,** 70.
Blaschke, Paul: Medizinisches Wörterbuch, **16,** 74.
Bonus, Arthur: Isländerbuch. Sammlung I, **17,** 71.
Bonus, Arthur: Ibsen und die Islandergeschichte, **23,** 31.
Böttcher, Karl: Ausgewiesen, **14/15,** 55.
Brandes, Wilhelm: Wilhelm Raabe, **17,** 53.
Brugmann, Karl, und Leskien, August: Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen, **22,** 6.
Burdinski, Richard: Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin, **14/15,** 109.
Buschan, Georg: Gehirn und Kultur, **18,** 75.
Caemmerer, v.: Die Befreiungskriege 1813—1815, **16,** 65.
Castiglione, Baldesar: Der Hofmann. Uebersetzt von Albert Wesselski, **20,** 44.
Collin: Gedächtnisrede auf Ibsen, **22,** 40.
Commer, Ernst: Hermann Schell und der fortschrittliche Katholizismus, **22,** 37.

Digitized by Google

Correggios Werke, **21,** 54.
Cüpper, Aloysia: Schillers Maria Stuart in ihrem Verhältnis zur Geschichte, **16,** 35.
Czánt, Hermann: Militär-Gebirgsdienst im Winter, **19,** 66.
Dahn, Felix: Die Könige der Germanen. 10. Band. Die Thüringe, **17,** 65.
Darwin, Charles: Die Entstehung der Arten, **23,** 70.
Degenfeld-Schonburg, Chr. v.: Schweinschädel und Königgrätz, **25,** 67.
Déroulède, Paul: Kriegstagebuch 1870, **66,** 75.
Deussen, Paul: Die Geheimlehre des Veda, **23,** 24.
Dohna, Hannibal zu: Napoleon im Frühjahr 1807, **18,** 70.
Dreyer, A.: Franz Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund, **23,** 75.
Driant: Einem neuen Sedan entgegen!, **18,** 71.
Eberl, G.: Radieschen, **19,** 41.
Eggersdorfer, F. X.: Der hl. Augustin als Pädagoge, **14/15,** 107.
Eggert-Windegg, Walter: Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843 bis 1847, **16,** 28.
Ellheim: Gedichte, **19,** 41.
Eperjesy, A. v.: Auf freien Schwingen, **19,** 41.
Erasmus: Gespräche. Uebersetzt von Hans Trog, **20,** 44.
Espinas, Georges, et Pirenne, Henri: Recueil de documents relatifs à l'histoire de l'industrie drapière en Flandre, **20,** 72.
Ewald, Oskar: Schatten. Vier Schattenspiele, **21,** 56.
Faller, Emil: Die Freiheitskämpfer, **14/15,** 55.
Felix, Johannes: Die Leitfossilien aus dem Pflanzen- und Tierreich, **14/15,** 121.
Fellner, Bruno: Verkauft, **14/15,** 55.
Filchner, W.: Das Rätsel des Matschu, **26,** 73.
Fleischmann, Maximilian: Anselm v. Feuerbach, der Jurist, als Philosoph, **18,** 72.
Fournier, August: Gentz und Wessenberg. Briefe des ersten an den zweiten, **25,** 15.
Francke, Kuno: German Ideals of to-Day, **22,** 1.
Franz, Alexander: Die Kolonisation des Mississippi-Tales bis zum Ausgang der französischen Herrschaft, **20,** 73.
Freud, Sigmund: Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva, **25,** 61.
Frey, Karl: Die Briefe des Michelangiolo Buonarotti, **26,** 56.
Freyhold, Rudolf: Allerlei lose Blätter, **19,** 41.
Fuchs-Liska, R.: Blinde Scheiben, **19,** 41.
Gädke, Oberst: Japans Krieg und Sieg, **16,** 22.
Gaßmann, A. L.: Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland, **22,** 58.
Geinitz, F. E.: Die Eiszeit, **20,** 76.
Geyer und Rittelmeyer: Gott und die Seele. Predigten, **19,** 61.
Glaser, Friedrich: Wirtschaftspolitische Annalen, **24,** 72.
Gnauck-Kühne, Elisabeth: Goldene Früchte aus dem Märchenland, **24,** 77.
Goltz, Colmar v. d.: Von Jena bis Preußisch-Eylau, **14/15,** 49.
Götze, A.: Gotische Gürtelschnallen, **25,** 69.
Gräf, Hans Gerhard: Goethe über seine Dichtungen, **23,** 27.

Digitized by Google

Gran: Ibsen, **22,** 40.
Grauer, Walter: Stadien in Spielen, **14/15,** 55.
Grelles, Friedo: Bühne und Welt, **14/15,** 55.
Gronau, Georg: Correggios Werke, **21,** 54.
Gumppenberg, Hans v.: Das teutsche Dichterroß, **19,** 41.
Güntter, Otto: Marbacher Schiller-Buch, II. Band, **16,** 35.
Haberstroh, A.: Anlage von Fabriken, **23,** 72.
Haendcke, Berthold: Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, **14/15,** 112.
Hammer, J.: Der Feingehalt der griechischen und römischen Münzen, **24,** 36.
Hans, Wilhelm: Schicksal und Wille, **22,** 40.
Hansen, Adolph: Haeckels „Welträtsel" und Herders Weltanschauung, **23,** 69.
Harden, Franz: Werden und Wandern unserer Wörter, **19,** 67.
Hausrath: Richard Rothe und seine Freunde, **19,** 31.
Heinemann, Franz: Tell-Bibliographie, **16,** 35.
Heinrich, J.: Nach Feierabend, **19,** 41.
Herders Konversationslexikon, **26,** 78.
Herrmann, M.: Gedichte zu Skizzen, **19,** 41.
Hermelink, H.: Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus, **17,** 67.
Hessinghausen, Julius F. v.: Meine Reise durchs Leben. Eine Selbstbiographie, **25,** 68.
Heymann, Walther: Der Springbrunnen, **19,** 41.
Hirschberg, Herbert: Fehler, **14/15,** 55.
Hoffmann, Hans: Wilhelm Raabe, **17,** 53.
Holm, Erich: Henrik Ibsens politisches Vermächtnis, **22,** 40.
Holz, A. G.: Lose Worte, **19,** 41.
Holzmüller, G.: Elementare kosmische Betrachtungen über das Sonnensystem, **20,** 75.
Hoos, Ernst: Herbst. Drama, **19,** 41.
Hoppe, Hugo: Alkohol und Kriminalität, **22,** 54.
Hornig, Fr.: Ueber Berg und Tal, **19,** 41.
Horten, Max: Das Buch der Genesung der Seele, **20,** 24.
Huneker, James: Henrik Ibsen, **22,** 40.
Jäger, Oskar: Erlebtes und Erstrebtes, **14/15,** 118.
Jahrbuch der Volks- und Jugendspiele, **23,** 8.
Jakobsen, Friedrich: Im Dienst. Roman, **25,** 74.
Janitsch, Julius: Das Bildnis des Sebastian Brants von Albrecht Dürer, **21,** 55.
Ibsen: Mitteilungen aus Ibsens Nachlaß, **24,** 51.
Jellinek, Arthur: Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft, **16,** 64.
Jensen, P.: Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, **20,** 30.
John-Marlitt, W.: Inter noctem, **19,** 41.
Jsemann, Bernd: Lukrezia, **14/15,** 55.
Jung, C. G.: Ueber die Psychologie der Dementia praecox, **23,** 74.
Katalog historischer Handschriften, **24,** 79.
Keckeis, Gustav: Dramaturgische Probleme im Sturm und Drang, **22,** 57.
Keller, Ludwig: Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft, **25,** 76.

Digitized by Google

Kerr, Alfred: Das neue Drama, **24,** 51.
Kirchhoff, A.: Leben und Lieben, **19,** 41.
Kittel, M. J.: Die gichtisch-harnsauren Ablagerungen im menschlichen Körper, **14/15,** 121.
Klassiker der Kunst. Michelangelos sämtliche Werke mit Text von Friedrich Knapp, **17,** 68.
Kohlenegg, Viktor v.: Eifersucht, **18,** 74.
Knapp, Fritz: Michelangelos sämtliche Werke (Klassiker der Kunst), **17,** 68.
Köster, Herm. L.: Geschichte der deutschen Jugendliteratur, **16,** 70.
Krauske, Marie: Grillparzer als Epigrammatiker, **14/15,** 115.
Krauß, Rudolf: Das Theater unter Herzog Karl Eugen von Württemberg, **19,** 48.
Kreussen, v.: Grundriß der Bürger- und Gesetzeskunde in Bayern, **18,** 66.
Kronseder, Otto: Lesebuch zur Geschichte Bayerns, **18,** 68.
Krümmel, O.: Handbuch der Ozeanographie, **25,** 71.
Külz, Ludwig: Blätter und Briefe eines Arztes aus dem tropischen Deutsch-Afrika **14/15,** 122.
Künstle, K.: Die Kunst des Klosters Reichenau im 9. und 10. Jahrhundert, **16,** 63.
Kutter, Hermann: Wir Pfarrer, **22,** 54.
La Mara: Marie v. Muchanoff-Kalergis in Briefen an ihre Tochter, **14/15,** 116.
Landmann, Karl v.: Deutsche Erhebung im Jahre 1813, **24,** 70.
Leitgeb, Otto v.: Sonnensplitter, **25,** 46.
Leibnizens Nachgelassene Schriften physikalischen, mechanischen und technischen Inhalts, herausgegeben von Ernst Gerland, **24,** 75.
Lennemann, Wilhelm: In Saat und Sonne, **19,** 41.
Leo, Johannes: Johann Georg Sulzer und die Entstehung seiner Allgemeinen Theorie der Schönen Künste, **25,** 73.
Levy, E.: Weltliche Lieder eines Geistlichen, **19,** 41.
Lewy, O.: Aus dem Exil **19,** 41.
Lienhard, Fritz: Die Schildbürger, **19,** 41.
Littmann, L.: Gedanken in Liedern, **19,** 41.
Maeterlinck, Maurice: Das Denken der Blüten, **18,** 73.
Mann, Heinrich: Zwischen den Rassen, **25,** 46.
Marcuse, Max: Uneheliche Mütter, **26,** 1.
Markgraf, Bruno: Das moselländische Volk in seinen Weistümern, **25,** 65.
Massenbach, M. v.: Schicksal, **14/15,** 55.
Matthias, Adolf: Geschichte des deutschen Unterrichts, **24,** 73.
Messer, August: Experimental-psychologische Untersuchungen über das Denken, **14/15,** 119.
Meyer, Martin: Aphorismen zur Moralphilosophie, **26,** 69.
Michelangiolo Buonarotti: Briefe. Uebersetzt von Karl Frey, **26,** 56.
Mielke, Adolf: Schillers Demetrius nach seinem szenischen Aufbau und tragischen Gehalt, **16,** 35.
Moedebeck, H. W. L.: Die Luftschiffahrt, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft, **14/15,** 120.
Müllenhoff, E.: Kleine Lieder, **19,** 41.

Digitized by Google

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie, **22,** 59.
Muna, V.: Angelika, **19,** 41.
Nernst, Walther: Theoretische Chemie vom Standpunkt der Avogadroschen Regel und der Thermodynamik, **17,** 70.
Niezky, Walter: Die Entwicklung des gesetzlichen Schutzes der gewerblich tätigen Kinder, **25,** 65.
Noack, Friedrich: Deutsches Leben in Rom 1700—1900, **18,** 29.
Oertzen, Georg v.: Memoiren des Zufalls, **19,** 41.
Oppenheim, S.: Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit, **16,** 74.
Die orientalischen Literaturen (Die Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. 7), **18,** 36.
Ottweiler, E.: Die Niederschlags-Verhältnisse von Deutsch-Südwestafrika, **20,** 64.
Pabst, A.: Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung, **16,** 67.
Pascal, Blaise: Briefe aegen die Jesuiten, **26,** 69.
Pasquier, Napoleons Glück und Ende, **26,** 63.
Patsch, K.: Zur Geschichte und Topographie von Narona, **21,** 52.
Paulsen, John: Erinnerungen an Henrik Ibsen, **22,** 40.
Petersdorff, Hermann v.: Kleist-Retzow. Ein Lebensbild, **16,** 7.
Pichler, Adolf: Gesammelte Werke, **26,** 78.
Poll, E.: Liebe und Leben, **19,** 41.
Presber, Rudolf: Media in vita, **19,** 41.
Preuß, Hans: Die Vorstellungen vom Antichrist im späteren Mittelalter, **21,** 49.
Prevost, Marcel: Der blinde Klavierspieler, **25,** 75.
Prevost, René: Das deutsch-französische Kulturproblem im Elsaß, **16,** 66.
Raff, Helene: Henrik Ibsen, **22,** 40.
Rasmussen, Knud: Neue Menschen, **23,** 76.
Raumer, Ed. v., und Spaeth, Eduard: Die Vornahme der Lebensmittelkontrolle in Stadt- und Landgemeinden, **17,** 69.
Reich, Emil: Ibsens Dramen, **23,** 31.
Reinhardt, Ludwig: Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kultur bis zum Ende der Steinzeit, **14/15, 111.**
Reuß-Hörnes, J. v.: Vom Baume der Erkenntnis, **19,** 41.
Riderhoff, Kuno: Seine Filia hospitalis, **14/15,** 55.
Rinth, R.: Feurige Zungen, **19,** 41.
Rocca, Joseph: Bartolomeo Cerretanis Dialog über die florentinische Geschichte im Zeitalter des Mediceer-Papstes Leo X. **19,** 62.
Roller, Otto Konrad: Die Einwohnerzahl der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert, **18,** 1.
Rosegger, Peter: Die Abelsberger Chronik, **26,** 75.
Rösler, Paula: Tahana, **19,** 41.
Roth, V.: Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen, **26,** 70.
Rub, Rudolf: Gedichte, **19,** 41.
Ruederer, Joseph: München, **17,** 49.
Sacchetо, Franco: Novellen. Uebersetzt von Hans Floerke, **20,** 44.
De la Sale, Antoine: Hundert neue Novellen. Uebersetzt von Alfred Semerau, **20,** 44.
Sander, L.: Die Deutschen Kolonien in Wort und Bild, **18,** 67.

Digitized by Google

Schanz, Frieda: Gesammelte Gedichte, **19,** 41.
Scheffler, Karl: Der Deutsche und seine Kunst, **14/15,** 114.
Schey, E.: Verse, **19,** 41.
Schicht, Joseph: Cello am Abend, **19,** 41.
Schmid, Eugen: Das württembergische Volksschulwesen im 16. Jahrhundert, **14/15,** 51.
Schmidbauer, R.: Das Komische bei Goldoni, **16,** 70.
Schmidt, E.: Gedichte, **19,** 41.
Schmidt, Maximilian: Regina, **22,** 61.
Schmieden, Alfred: Die bühnengerechten Einrichtungen der Schillerschen Dramen für das Königliche Nationaltheater in Berlin, **16,** 35.
Schmitt, Chr.: Aus Höhen und Tiefen, **24,** 60.
Schottenloher, Karl: Die Buchdruckertätigkeit Georg Erlingers in Bamberg von 1522 bis 1541 (1543), **25,** 66.
Schriften der Wiener Balkan-Kommission, **21,** 52.
Schubin, Ossip: Der arme Niki. Die Geschichte eines aus der Reihe Gefallenen, **16,** 72.
Schüler, Paul: Nachtstücke, **14/15,** 55.
Schwartz, E.: Grüße aus dem Alltag, **19,** 41.
Schweizerisches Archiv für Volkskunde, **22,** 58.
Seewald, Wilhelm v.: Morena, **14/15,** 55.
Seiler, Friedrich: Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes, **26,** 70.
Sell, Karl: Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren, **20,** 74.
Semper, Max: Das Ewige, **14/15,** 55.
Sieburg, Erich: Verlorene Spiele, **14/15,** 55.
Simon, Helene: Schule und Brot, **14/15,** 110.
Singer, Kurt: Ist Ibsen theatralisch?, **22,** 40.
Söhnstorff, Alfred: Im Vorüberreiten. Stimmungen eines fahrenden Gesellen, **22,** 62.
Sommer, Rob.: Familienforschung und Vererbungslehre, **19,** 63.
Spahn, Martin: Der Kampf um die Schule in Frankreich und Deutschland, **21,** 1.
Stefan, Paul, und Diez, Ernst: Umbrien. Das Land — sein Werden — seine Kunst, **20,** 78.
Johann zum Stein: Erlebnisse eines bernischen Reisläufers in Neapel und Sizilien 1846—1850, **24,** 71.
Steiner-Osten, Wilhelm: Hagar, **14/15,** 55.
Steinmetz, S. Rud.: Die Philosophie des Krieges, **23,** 71.
Stieler, Dora: Neue Gedichte, **19,** 41.
Stine, E.: Der deutsche und der französische Offizier, **20,** 71.
Studien aus Kunst und Geschichte, Friedrich Schneider zum 70. Geburtstag gewidmet, **18,** 45.
Sturmfels, Käthe: Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? **24,** 78.
Taine, H.: Sa vie et sa correspondance. Tome IV, **23,** 38.
I tedeschi nella vita moderna osservati da un Italiano, **14/15,** 59.
Tönnies, Ferd.: Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht, **21,** 23.
Tramer, Moritz: Die Entdeckung und Begründung der Differential- und Integralrechnung durch Leibniz, **24,** 75.

Digitized by Google

Trinius, August: Thüringer Land, **16,** 71.
Trog, Hans: Gespräche des Erasmus, **20,** 44.
Trotha, Thilo v.: Kriegsgeschichte. Ein Versuch, **23,** 73.
Viebig, C.: Absolvo te, **23,** 43.
Viereck, G. S.: Ninive, **19,** 41.
Vincent, Hughues: Canaan d'après l'exploration récente, **19,** 27.
Virginia, Julia: Frauenlyrik unserer Tage, **19,** 41.
Vischer, Friedrich Theodor: Briefe aus Italien, **26,** 56.
Vorwerk, Dietrich: Wipfelrauschen, **19,** 41.
Wagner, Adolf: Der neue Kurs in der Biologie, **21,** 53.
Wagner, Christian: Blumenstrauß, **19,** 41.
Waldästel, Helene: Neue Gedichte, **19,** 41.
Waldaus, E.: Ideale Menschen, **14/15,** 55.
Walderdorff, H. v.: Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart, **19,** 1.
Walter, Ernst: Sieben Theaterstücke, **14/15,** 55.
Weber, O.: Der Satiriker, **19,** 41.
Weininger, Otto: Ueber die letzten Dinge, **22,** 40.
Weinschenk, T. H.: Friedsame Sonetten, **19,** 41.
Weiser, Karl: Jesus, **14/15,** 55.
Weißler, Adolf: Reichsarchiv. Sammlung des gesamten Reichsrechtes in seiner heute gültigen Gestalt, **14/15,** 110.
Werth, Peter: Sühne, **14/15,** 55.
Wiedenfeld, Kurt: Hamburg als Welthafen, **20,** 70.
Wiesner, Joh.: Der deutsche Unterricht an unseren Gymnasien, **21,** 50.
Wilde, Oskar: Das Granatapfelhaus, **19,** 68.
Wilmanns K.: Zur Psychopathologie des Landstreichers, **19,** 23.
Wilms, Wilhelm: Dietwald Vrischmai, **19,** 41.
Winter, Georg: Friedrich der Große, **14/15,** 113.
Wittstock, O.: Der sechste Tag, **19,** 68.
Wolff-Friedberg, J.: Präludien, **19,** 41.
Wolff, Harriot: Wie Frauen leben, **19,** 41.
Wolff, Karl: Aus Sturm und Drang, **19,** 41.
Wolff, Max J.: Die Schönheitssucher, **17,** 72.
Wunderer, Wilhelm: Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien, **18,** 68.
Zweig, Stephan: Gedichte von Paul Verlaine. Eine Anthologie der besten Uebertragungen, **14/15,** 119.
Ziegler, Karl: Gedichte, **19,** 41.

Verfasser.

Ahrens, W. **18,** 58.
Askani, A. **16,** 82.
Bauer, Paul **14/15,** 110, **17,** 69, **18,** 67, **20,** 69.
Baum, Julius **14/15,** 112, **16,** 24, **18,** 45.
Baumeister **19,** 65.
Beckmann, Gustav **16,** 86.
Below, G. v. **20,** 72.
Bergsträsser, D. **16,** 66, **18,** 72.
Bernstein, Felix **20,** 17.
Bettelheim, Anton **23,** 38.
Bilger, Ferdinand **17,** 65.
Birkner, F. **20,** 76.
Bitterauf, Th. **20,** 73, **21,** 50.
Blumenthal, Hermann **19,** 59.
Blümer, Hugo **24,** 29.
Bock, Alfred **17,** 73.
Böhm, C. Richard **14/15,** 78.
Borinski, Karl **24,** 41.

Digitized by Google

Bösmiller **18,** 71, **19,** 66, **20,** 71, **22,** 62, **23,** 73, **25,** 67.
Braun, von **16,** 16.
Brügel **14/15,** 51.
Buchner, Max **20,** 53.
Chamberlain, Houston Stewart **16,** 57.
Clemen, Otto **25,** 66.
Dirr, A. **25,** 11.
Doernberger **14/15,** 110.
Dyroff, Albert **20,** 24.
Eick, Hugo **14/15,** 7.
Escherich, Georg **19,** 15
Europäus **24,** 1.
Falkenheim, Hugo **26,** 33.
Fellmeth, A. **18,** 1.
Francé, R. H. **26,** 25.
Freudenberg, Ika **14/15,** 92.
Fuchs, Karl **25,** 78.
Geiger, Ludwig **25,** 54.
Goebel, K. **23,** 19.
Graßmann, Karl **24,** 7.
Haape **14/15,** 116.
Halm, Ph. M. **21,** 55, **26,** 70.
Hartwig, Th. **14/15,** 14.
Hauck, Karl **24,** 80.
Heigel, K. Th. **24,** 71.
Helmolt, Hans F. **22,** 34.
Henschke, Ernst **24,** 63.
Herbatschek Heinrich **20,** 78.
Herbig, Gustav **18,** 8.
Hermann, Rudolf **20,** 64.
Hilger **25,** 76.
Hirschberg, Max **18,** 76.
Hoechstetter, S. **14/15,** 119.
Hoernes, M. **23,** 69.
Hofmiller, J. **19,** 68.
Hürbin **16,** 79.
Hutter **18,** 67.
Jacobs, Johannes **24,** 34.
Jantzen, Hermann **22,** 58.
Kaindl, R. F. **16,** 1.
Kemmerich, Max **17,** 59.
Kerler, Dietrich **19,** 31.
Kesseler, O. v. **17,** 72.
Keyserling, Hermann **26,** 18.
Kilian, Eugen **16,** 69, **19,** 48.
Kißner, Alfons **14/15,** 144.
Koch-Breuberg, Friedr. **26,** 75.
Koelsch, K. Adolf **17,** 32.
König, Ed. **19,** 27.
Koppe, C. **14/15** 59.
Kübel, J. **21,** 49.
Kutscher, Arthur **16,** 70.
Lahm, C. **20,** 87.
Lessson, August **16,** 71.
Leyen, Friedrich von der **22,** 40, **23,** 31, **24,** 51.
Liebers, Max **18,** 75, **20,** 77, **23,** 74.
Lindner, Theodor **23,** 15.
Lupin, K. v. **24,** 70.
Maas, Otto **25,** 30.
Marcuse, Julian **25,** 59.
Marc, P. **21,** 58.
Martin, Lindsay **20,** 1.
Mauthner, Fritz **19,** 33.
Mecking, L. **25,** 71.
Mell, Roman Albert **14/15,** 55, **25,** 75.
Mensi, Alfred von **23,** 24.
Meyer, Richard M. **16,** 70, **19,** 67, **25,** 73.
Molenaar, H. **20,** 38.
Müller, F. C. **14/15,** 121, **16,** 74.
Münz, Bernhard **14/15,** 43.
Munzinger, Ludwig **14/15,** 25.
Necker, Moritz **25,** 61.
Neustätter, O. **14/15,** 69, 135.
Oehlert, A. **21,** 13.
Oertel, Friedrich **14/15,** 74.
Oertel, K. **17,** 79, **20,** 75, **22,** 59, **24,** 75.
Ohr, Wilhelm **23,** 1.
Oinomaos **20,** 61.
Paumgarten, Ferd. v. **24,** 78.
Petersen, Julius **16,** 35.
Petersen **22,** 19.
Pfister, Alb. **14/15,** 49, **16,** 65.
Pistor, Julius **25,** 65, **26,** 70.
Planck, Mathilde **17,** 21, **19,** 51.
Prutz, Hans **16,** 7, **25,** 15.
Radel, Frieda **17,** 29.
Ranke, Friedrich **17,** 71.
Reindl, Joseph **25,** 40.
Reiner, Julius **19,** 23.
Riehl, Berthold **19,** 1.
Riezler, W. **21,** 50.
Ritter, Hermann **14/15,** 1.
Roll, Lud. **16,** 67, **23,** 78.
Roßmann **18,** 66.
Roth, L. **26,** 69.
Sauer, K. Th. von **17,** 1.
Schachner, Robert **26,** 12.
Schädel, L. **24,** 73.
Schallmeyer, W. **23,** 71.

Digitized by Google

Schapire, Anna **14/15,** 102, **22,** 47.
Scheurlen **22,** 54.
Schmauß, A. **16,** 48.
Schmitz, Eugen **22,** 14.
Schneegans, Heinrich **24,** 60.
Schnitzer, J. **19,** 62.
Schoenflies, Rosalie **26,** 1.
Schott, Sigmund **17,** 53, **23,** 43.
Schreiber, Adele **14/15,** 96.
Schuchardt, Hugo **22,** 6.
Schwartz, Oskar v. **16,** 22.
Sieberg, Aug. **14/15,** 111, 121.
Siebert, Margarete **24,** 77.
Sieveking, J. **18,** 41.
Sieverts, Adolf **17,** 70.
Silbermann, Adalbert **14/15,** 118, **22,** 56.
Sonntag, Arnulf **18,** 74, **22,** 57.
Stern, W. **17,** 75.
Stromer, Ernst **16,** 43.
Strzygowski **16,** 64.
Stübe, R. **18,** 36.
Tumbült, Georg **25,** 22.
Tournier, Hans **25,** 66.
Vesper, Will **19,** 41.
Vogl, von **18,** 51.
Voll, Karl **14/15,** 114, **17,** 68, **18,** 68, **21,** 54.
Wachenhusen, R. **21,** 6.
Wadler, Arnold **22,** 54, **24,** 72.
Walli, P. F. **14/15,** 35.
Wassermann, Rudolf **17,** 73, **23,** 72.
Weber, Otto **20,** 30.
Weber-Lütkow, Hans **26,** 63.
Weltrich, Richard **26,** 46.
Wiedenfeld, Kurt **17,** 14.
Wities, Bernhard **17,** 40, **21,** 23, 53, **23,** 70.
Woerner, R. **23,** 27.
Wolff, Max J. **21,** 37.
Ziegler, O. **18,** 86.

Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H., München.

Digitized by Google

Betrachtungen über moderne Musik.

Von Professor Hermann Ritter (Würzburg).

Was ist der innerste Sachverhalt des Problems der musikalischen Kultur? Aus welchem Grunde wenden sich die Menschen zur Musik? Was bedeutet die Musik für unser Leben? Diese Fragen legt man sich wohl unwillkürlich vor angesichts der Wandlung, die unter den heutigen Zeit- und Lebensumständen die Musik gemacht hat, — bei der beständigen Steigerung ihrer Ausdrucksmittel, bei der Expansion jedes einzelnen Momentes und Motives zum Uebergroßen und Aeußersten. Wie in der neuen Malerei, so scheinen auch in der modernen Tonkunst alle bisher festen Formen der Auflösung oder gar der Zersetzung entgegenzugehen. Zudem haben die technischen Mittel eine Höhe erreicht, wie nie zuvor. Das technische Können ist groß; in ihm findet eine Ueberbietung statt. Auch auf Absonderliches wird gesonnen; der Individualismus, Egoismus und das ausgeartete Freiheitsgefühl (das persönliche Sichausleben bis zur Exzessivität) feiern in den einzelnen Künsten, gleichwie im Leben wahre Orgien, und wohin wir z. B. in der Tonkunst steuern, ist heute noch nicht abzusehen.

Warum ist die Musik von heute bei aller technischen Vollendung, bei allem bedeutenden Können des einzelnen mehr charakteristisch als schön, mehr geistreich als beseligend, mehr kompliziert als einfach, mehr aufregend als beruhigend? Ein Blick in unsere Zeitverhältnisse, in das Getriebe des menschlichen Lebens von heute gibt uns Antwort auf diese Fragen. Die Musikweise einer Zeit ist stets das seelische Abbild des jeweiligen Zeitbewußtseins und des Zeitgefühls der Menschen dieser Periode. Beispiele aus der Geschichte bestätigen diesen Vorgang aufs deutlichste. So machte sich das Hinneigen zu einem natürlichen Ausdruck im Leben des Zeitalters der Renaissance auch in der Musik dieser Epoche geltend gegenüber

Digitized by Google

der Musik des Mittelalters, die in scholastischen Fesseln gehalten war. Der Kampf Vincenzo Galileis mit seinem Lehrer Zarlino zeigt uns deutlich den Gegensatz zweier Kunstanschauungen. Eine schöne, natürliche Sinnlichkeit, wie sie die Renaissance aufwies, stellte sich dem Abstrakten und dem Verstandesmäßigen des Mittelalters in der Musik gegenüber. Die Musik der Barock- und Rokokozeit mit ihrem Uebermaß von Zieraten und Schnörkeln ist so recht der Ausdruck der Lebensauffassung dieser Periode. Die Hinneigung zum Wunderbaren, zur Sage, zum Märchen, das ganze Gefühlsleben der Romantik tritt auch in der Musik dieser Zeit zutage. Ueberhaupt bot das gesamte Geistesleben der Epoche der Romantik der Tonkunst einen sehr fruchtbaren Boden dar. Und heute in der Zeit des Realismus, der Realpolitik, der konkreten Auffassung des Lebens, in der alle Verhältnisse auf die Spitze getrieben scheinen, in der die ganze Welt einem Arbeits- und Bankhause gleicht, in der eine gesellschaftliche Umwälzung erfolgte, wie nie zuvor, und in welcher der Kampf des einzelnen im Leben unter den größten Anstrengungen oft recht unschön geführt wird? Auch hier ist der Ausdruck der Musik das realistische Abbild des heutigen Lebens, der heutigen Scheinkultur, mit all ihren Auswüchsen, Aufregungen und Verstimmungen. Die Musik heutiger Tage ist somit nicht mehr eine Trösterin, eine Friedensbringerin, als die man sie früher allgemein auffaßte, sondern ein Mittel zu nervösen Aufregungen geworden. Wie kann es auch anders sein? Wir leben im Zeitalter einer Gärung, des großen Wollens, der Unzufriedenheit, der Ueberreiztheit auf allen Gebieten des Lebens. Ruhelosigkeit ist Signatur unserer Zeit — ja sogar der „Mutter Erde". Was gestern noch Gültigkeit hatte, wird heute schon außer Kurs gesetzt. Ein Wettlauf, ein Hetzen, ein Jagen ohne Rast und Ruh' hat Platz gegriffen, so daß von einer Kontemplation selten noch die Rede ist. Komplikation und Ueberproduktion auf allen Gebieten. Der durch Uebersättigung in der Ueberfülle sich befindende Mensch findet nur noch Behagen am „Ueber"-Reiz.

Kein Wunder daher, wenn wir auch die Musik bei den führenden Geistern unserer Tage in diesem Zustande befindlich erblicken. Man ist nicht mehr zufrieden mit ein-

Digitized by Google

facher und harmloſer Ausdrucksweiſe früherer Tage, denn die Harmloſigkeit iſt etwas, das unſerer Zeit gänzlich mangelt; zudem fehlt den meiſten Menſchen ein natürlicher und geſunder Hunger nach Muſik. Außergewöhnliches, Senſationelles ſoll die Muſik dem an ſich ſchon genügend aufgeregten, gehetzten und mehr in Unnatürlichkeit als Natürlichkeit lebenden Menſchen darbieten. Der Schluß iſt, daß die Menſchen etwas von der Muſik verlangen, die doch eigentlich nur das Unausſprechliche ausdrücken kann, was ſie gar nicht zu geben imſtande iſt. Sagt doch Viktor Hugo mit Recht: „Ce qu'on ne peut dire et ce qu'on ne peut taire: la musique l'exprime.“ Und was muß heutzutage alles an Mitteln aufgeboten werden, um das überſättigte, blaſierte und denaturierte genus homo noch einigermaßen zu intereſſieren und zu rühren! Die modernen Orcheſterſchlachten ſind ſchlagende Beweiſe für die Nervenbeſchaffenheit der heutigen Menſchen, die wahre Dickhäuter in muſikaliſchen Dingen geworden zu ſein ſcheinen; denn auf einfache Reize reagiert ſchon keiner mehr. Zu alledem ſcheint es, als ob in unſerem Zeitalter der exakten Wiſſenſchaften auch die Muſik dazu genötigt werden ſoll, Exaktes, Konkretes auszudrücken. Alle Anſtrengungen hierzu von jüngeren Tondichtern werden bereits gemacht. Diejenigen Menſchen, die vor allem das Tatſächliche ſchätzen, möchten nun auch von der Muſik nur Tatſächliches verlangen. Warum denn auch nicht? Wir leben ja im Zeitalter der Emanzipation, der Uebergriffe. Das Greifbare, das Begriffliche, das Wirkliche, ja das beſtimmt ſachliche Geſchehnis wird von einigen techniſch hochbegabten Komponiſten in den Vordergrund ihres Schaffens gedrängt und hierdurch iſt eine Wandlung in der Muſikentwicklung vor ſich gegangen, die für unſere Tage epochemachend iſt.

Es iſt ein Geſetz, das uns die Geſchichte lehrt, daß die künſtleriſche Entwicklung eines Volkes ſtets Schritt hält mit der Entwicklung ſeines Geiſtes- und Gefühlslebens, und welche Wandlungen machte das deutſche Volk nicht ſchon ſeit dem Mittelalter durch in bezug auf die verſchiedenen Gefühlsäußerungen, z. B. der Liebe, des Schmerzes, des Humors, des Naturſinnes u. a. m. Die Muſik machte nicht nur alle verſchiedenen Gefühlswandlungen mit, ſondern war ſogar ihr Ausdruck. Auch die Muſik eines Volkes

ist dem allgemeinen Naturgesetze unterworfen; sie hat ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre Reife, ihr Alter, ihr Greisentum, — sie hat, wie alles in der Natur, ihr „Auf“ und „Nieder“, ihre Phasen, ihre Abwechslungen, ihre Veränderungen. Wie wir das soziale Leben, die Politik, die bildenden Künste, die Kunst der Wortsprache, unseren Hausrat, unsere Kleidung der Wandlung unterworfen sehen, so gewahren wir auch die Musik unter dem Einflusse eines bestimmten Lebensgesetzes stehend, und dieses Gesetz des Lebens heißt: der Gegensatz, das Kontrastbedürfnis. ein Gesetz, das sich aus dem allgemeinen Naturdrange nach Abwechslung, nach Veränderung überall im Leben betätigt.

Die bildenden Künste und die Wortsprache hatten bereits große Entwicklungsphasen durchgemacht und eine mächtige Höhe erklommen, als die Menschen in der Musik noch in der unbeholfensten Weise nach Ausdruck rangen und froh waren, die Formgesetze der Tonsprache von der Architektur und Rhetorik entleihen zu können, und lange Zeiten hindurch galten diese Formgesetze in der Musik als unverbrüchliche, bis Beethoven kam und der Musik die Zunge löste. Gleichwie Goethe der deutschen Sprache ein ungeahntes Ausdrucksvermögen verlieh, so tat dies Beethoven auf dem Gebiete der Musik. Aber der heutige Mensch in seiner Unzufriedenheit geht weiter; er wirft die alten formalen Regeln über Bord. Der feste struktive Aufbau mit seinen einzelnen Teilen (Symmetrie, Wiederholung usw.), wie wir ihn von Komponisten des 18. und 19. Jahrhunderts verwendet sehen, ist fast ganz außer Gebrauch gekommen Die Musik jener Zeit ist das strikte Gegenteil von dem, was die Tondichter von heute darbieten. Die Abkehr von der geraden Linie, die Abwendung von symmetrischen Formen sowohl in der Malerei als auch in der Musik sind ebenso alltägliche Erscheinungen, wie die vollständige Auflösung aller hergebrachten Formen in der Literatur. Die Schönheit oder der frühere Begriff von Schönheit ist entthront und an die Stelle trat die Charakteristik und Situationsmalerei in der Musik.

Aber das Neue von heute, das in anderer Form und mit anderem Inhalt sich darbietet, — ist es nicht den Entwicklungsgesetzen gemäß, indem es dem Zeitempfinden

Digitized by Google

adäquat ist? Dies beweist treffend Richard Baerwald in den „Psychologischen Formen des modernen Zeitgeistes“ (siehe die Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung, Heft 15). Er vergleicht in seiner psychischen Analyse den Zeitgeist der Goethe-Zeit mit dem der Gegenwart und findet, daß in der deutschen Klassik der „zeichnerisch-rhythmische Typus“, in der Gegenwart der „koloristisch-melodische Typus“ vorherrscht. Baerwald weist in der Menschheitsentwicklung die regelmäßigen Wellenschläge des Willens und Gefühls der Menschen nach, die er als „konkrete“ und „abstrakte“ Zeiten bezeichnet. Der abstrakte Typus herrschte in Deutschland bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vor (Kant, Schelling, Hegel, Schiller, Goethe); der Mensch war dem ewig Gültigen, der Idee zugewendet. Im Gegensatz hierzu steht die auf das Konkrete gerichtete Neuzeit, die sich im Zeichen „der Entwicklung der sich ablösenden Einzelheiten“ befindet.

Auf solche Weise betrachtet, ist die Musik heutiger Tage der seelische Ausdruck des heutigen Menschen, dessen Hinneigung zum Realen, zum Konkreten evident ist. Wir können also die Musik eines Tondichters, der in unserer Zeit mit seinem Gefühlsleben aufgeht, nicht anders erwarten, als wie sie uns heute dargeboten wird. Die Zeit und ihr Geist reißen alles mit sich, gleich einem wilden Bergstrome. Nur wenige kommen in solchen revolutionären Zeiten, in solchen Zeiten der Gärung und der Aufregung mit heiler Haut davon.

Wann ein neuer Wellenschlag in der Entwicklung der Musik, die in ihren heutigen Darbietungen vielen Menschen unbefriedigend erscheint und sie zur Unbehaglichkeit führt, eintreten wird, — wer kann es sagen? — Vielleicht wird es noch ärger! Aber eines ist gewiß, denn es ist ein Gesetz in der Geschichte: bleiben wird es nach dem Kontrastbedürfnisse der Menschen nicht so. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist ein neuer Wellenschlag schon im Anzuge; der Wunsch nach ihm ist nicht nur in dem Herzen vieler Laien, sondern auch vieler Künstler rege. Des Treibens müde, fragen sich schon viele: Für wen wird gedichtet, gemalt, musiziert, gedacht und geschrieben? Und man hört als Antwort: Nicht für den Fachmann, sondern für den Mitmenschen. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß Wissenschaft und Kunst in Trivialitäten auf-

Digitized by Google

zugehen haben. Aber — was nützt alle Kunst und Wissenschaft, überhaupt alle geistige Arbeit, wenn ihre Resultate nicht den Mitmenschen, der Allgemeinheit zugute kommen? Gleichwie man den Ernährungsprozeß der Körpergewebe recht zu begreifen und zu ergründen bestrebt ist und hieraus Schlüsse auf die körperliche Gesundheit zieht, so ist man auch schon auf die Ernährung des Geistes und der Seele bedacht. Ist es doch nicht gleichgültig, ob wir unserem Körper naturgemäße oder künstliche Ernährungsmittel oder gar Reizmittel zuführen. In dieser Beziehung ist der Lebensprozeß unseres leiblichen Organismus wohl als das Vorbild für unser geistiges und seelisches Leben anzusehen.

Die Musik von heute müssen wir also als den Ausdruck des wirklichen Wesens unserer Zeit erkennen, gleichwie nach Hegel eine jede Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt. Ebensowenig wie sich die Philosophie und das Drama von heute zu einer einheitlichen Lebens- und Weltanschauung durchgerungen haben, denn weder Nietzsche noch Ibsen haben uns bei all ihrer Größe die erwünschte Erlösung gebracht (sie sind lediglich als Gärungsfermente unserer Zeit zu betrachten), ebensowenig gewahren wir nach Bach, Beethoven, Wagner in der Musik einen einheitlichen, allgemein befriedigenden Stil.

Das Wesen des Neuen in der Tonkunst ist bei aller hochgeschraubten und staunenswerten Technik und bei allem Geistreichsein der Drang nach einem unbestimmten Etwas — es ist eben ein Gärungsprozeß. Das unbefriedigte, aufgeregte und hastige Treiben im heutigen wirtschaftlichen Lebenskampfe der Völker, sowie des Einzelnen tönt uns auch aus der unserer Zeit eigenen Musik entgegen. Der Unterschied der Musik früherer Zeiten von der heutigen, sowie derjenigen der Zukunft ist im Wesen, in der Gefühlswelt der jeweiligen Tage zu suchen, und die Umwandlungen sind jedesmal das Ergebnis einer Anzahl anderer Wandlungen und Faktoren, die im sozialen Leben ihren Grund haben.

Wollen wir geistig gesund bleiben, so können wir uns wohl kein besseres Rezept verschreiben als: Mehr Beethoven! Mehr Goethe! Damit ist aber nicht ihre sklavische Nachahmung gemeint, sondern Hinwendung zu ihrer Kunstauffassung, die als ethischer Idealismus hoch erhaben dasteht, die nicht in Manieriertheit und Originali-

Digitized by Google

tätssucht ihre Befriedigung suchte, sich nicht ins Kleinliche und Einzelne verlor, sondern eine glückliche Mischung all der Faktoren und Ingredienzien aufweist, die wahre und gesunde Kunst ausmachen.

Ueber Sprachstil.

Von Dr. Hugo Eick.

Ist es auch an der Zeit, in der Epoche knarrender Wagengeräusche über so „theoretische" und leise Dinge wie Stil zu reden? Gehören solche Betrachtungen nicht in die Gelehrtenstube? Was haben sie mit dem „Leben" zu tun? Sie sind ja wohl schön und gut, sind aber eben doch nur für Leute, die Muße haben und ihr Löschblatt mit Randzeichnungen versehen. Erblaßt nicht der stirnfaltende Ernst solcher Untersuchungen vor dem Ernst einer einzigen Gefahr, einer einzigen krassen Wirklichkeit?

Wenn du, lieber Leser, derartige Fragen überhaupt nur aufwirfst, so lege diese Blätter sofort beiseite. Wir aber beginnen für den, der noch „Muße" hat, im Namen des „Unzeitgemäßen".

Unter Stil verstehen wir ganz allgemein das innewohnende Lebensprinzip, welches fatalistisch schaffend in allen Aeußerungen eines Gebildes zum Ausdruck kommt. Jedes Gestein, jeder Kristall, jede Pflanze, jeder Mensch hat seinen Stil.

Alle Lebensübertragungen des Menschen werden den Abdruck seines Stiles aufweisen. Je naturnotwendiger die Schicksalsformel seines Lebens ihn erfüllt, um so schärfer wird sein Stil ausgeprägt sein. Alles, was man sonst mit „Charakter", „Individualität" „Temperament" oder anderen Strukturbegriffen bezeichnet, mündet ein in diese Vorstellung einer umfassenden Gesetzmäßigkeit. Fassen wir den K ü n s t l e r als den eigentlich bauenden, im Werk sich betätigenden Menschen auf, so wird bei ihm vor allem sein Stil sichtbare Form gewinnen. Aus dem chaotischen Stoff das Wesentliche herauszugestalten – dies heißt Stilisieren. Was hierbei als das „Wesen" empfunden wird, das hängt eben von dem Wesen des Künstlers ab: S i c h bildet er in den Stoff hinein.

Digitized by

Indem wir dem Sprachstil seinen Platz im Kunstbereich anweisen, sehen wir in der Sprache überhaupt ein heilig behütetes Gut, das zu bilden nichts anderes heißt als: aus Marmor Leben zu meißeln. Wenn seelisches Leben in Sprache übersetzt wird, so wird die psychische Einheit auseinandergefaltet und grammatisch gegliedert: wobei jedoch — bei aller reichen Entwicklung der Ausdrucksmittel — immer nur ein zusammengesetztes Mosaikbild entsteht. Wie sehr auch Bindungswörter und Eigenschaftsbezeichnungen den Ausdruck erweitern, so werden doch alle unsichtbaren Uebergänge des Gemeinten nur im stillen ergänzt. Man denke gleichnisweise an eine unterseeische Pflanze, die, an der Wurzel vereinigt, an der Oberfläche nur einzelne Blüten in Abständen sehen läßt.

Der Sprachstil wird nun in dieser individuell bestimmten Entfaltung und Formulierung des seelischen Stoffes bestehen. Der allgemeine Stil des Menschen modelt den Stoff nach seinen Anlagen. Diese charakterologische Voraussetzung wird jedoch (wie es gewöhnlich geschieht) nur sehr oberflächlich gekennzeichnet, wenn man etwa von einem „kurzen, fließenden, lebhaften, bilderreichen oder anmutigen" Stil spricht. Vielmehr greifen wir tiefer, wenn wir zunächst nach der vorwiegend trennbaren Charaktereinteilung den intuitiven[1]) und explizierenden Stil scheiden.

Intuitives Erleben bricht in gefühlsmäßig „einfallenden" Ausdrücken unmittelbar hervor. Logische Uebergänge verschmähend, tritt es in Bildern und Analogien ans Licht: aus den entferntesten Gebieten schießen Vorstellungen blitzartig an, die der weniger mutige Autor oft mit „gleichsam" einzuleiten pflegt. Die durch sozialen Kampf ums Dasein erzogene Sprache windet sich wunderbar flackernd und wallend in solchen metaphorischen Sätzen. Laut und Rhythmus erwachen hier zu selbständigen Ausdruckswerten. Wie sehr auch die sinnliche Bilddeutlichkeit erblaßt ist, so weisen doch noch die gewohntesten Wendungen auf ihre ursprüngliche „Quelle" hin. Welche Zusammenstellungen erlaubt sind — diese Frage ist jedenfalls nicht von denen zu entscheiden, welche mit Logik intuitive Erlebnisse zu enträtseln vermeinen. Wenn man sich „lachenden Himmel,

[1]) Diesen Ausdruck entnehmen wir der Monographie des Dr. Ludwig Klages über Stephan George, S. 22. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

duftende Farben“ gefallen läßt: warum nicht „klingende Farben, farbige Klänge“? Nichts zeigt den intuitiven Charakter unserer Sprache klarer als der völlig schwankende Uebergang von Vergleichen zu reinen Bilderverbindungen: man spricht von „glühender Sprache, dichter Finsternis, weichem Lichte — ohne „gleichsam“! Und man zögert doch, „rotglühende Sprache, warme Finsternis, schneidendes Licht“ ohne „gleichsam“ zu setzen. — Der intuitive Stil ist also die Sprache des Dichters oder überhaupt der Ausdruck des Menschen, soweit er Dichter ist.

Explizierend nennen wir dagegen die besondere Aeußerungsweise des G e i s t e s. Alles, worin sich die verstandesmäßige Erfassung der Welt kundgibt: alles, was sich in der Erkenntnis ursächlicher Verknüpfungen bewegt, gehört in dieses Stilgebiet. Hier besteht nur das, was sich in das Netz gedanklichen Begreifens einfügt. Bilder sind keine Beweise, sondern nur Illustrationen. Nicht persönliche Offenbarungen und Gefühle, sondern die Anwendung einer allgemein geltenden logischen Gesetzmäßigkeit auf die Tatsachen: die Geburtsstätte und das Reich der G r a m m a t i k. In diesem Stil kommt d e r Teil des Seelenlebens zum Vorschein, welcher durch jahrhundertlange Geistesdisziplin zum Ausdruck menschlicher Wechselbeziehungen erzogen ward. Daher ausführlicher, stufenweiser Aufbau der Sätze; Einleitung, Gliederung, Entwicklung. Es ist nicht die selbstbildnerische Stimmung des Einsiedlers, sondern die mitteilsame Auseinandersetzung gegenüber dem Zuhörer (— und oft ist der Autor gleichzeitig sein Zuhörer). — Es ist klar, daß der explizierende Stil besonders der Wissenschaft eigen ist.

Selten ist ein Mensch ausschließlich einer der beiden Stilarten zuzuweisen; der verschiedene Stoff zieht oft die eine oder die andere Seite seines Wesens ans Licht. Dennoch ist eine gleichstarke Mischung der Stile nur bei vereinzelten ringenden Naturen derartig ausgeprägt, daß ein schwer versöhnlicher Konflikt entsteht; während es eher vorkommt, daß Menschen sich über ihre Stilart täuschen: wie oft ist die scheinbare „Sachlichkeit“ temperamentvoller Leute nichts anderes als eine mißverstandene S e l b s t erklärung! So entsteht die „betrunkene Reflexion“ mancher Dichter, die einem spröden Gedankenstoff ihren Stil aufzwingen wollen.

Innerhalb dieses Stilkreises ziehen wir nun die be-

Digitized b

sonderen Umgrenzungen, durch welche die persönliche Stilform der Menschen bestimmt und getrennt wird.

Der gleiche Stoff kann auf verschiedene Weise ausgedrückt werden. Diese Formverschiedenheit ist aber nicht nur ein unwillkürlicher Abdruck des Charakters (z. B. „umständlich" oder „knapp"); vielmehr wird der ästhetische Sprachbildner von feineren Motiven geleitet — die meist auch die Motive des „Zeitgeistes" sind Jeder Mensch lebt nämlich in einer erwünschten Vorstellung von sich. Dieses sein „Ideal" wird in den Aeußerungen seiner Seele überall andeutungsweise hervorleuchten. Als Geste markiert es sich auch im Sprachstil: Rokoko-Anmut, pompöse Breite, hieratische Steifheit — sie sind die ästhetische Pose, in welche der Mensch den vorliegenden Stoff kleidet.

Wenn Vornehmheit ein in erster Linie ästhetischer Zug und vor allem im Ablehnen, Ausscheiden des Unreinen, im Gefühl der „Distanz" besteht, so erklärt sich das Stilisieren aus dem Bestreben, die schroffe Nacktheit des Gemeinten zu verkleiden, zu verschleiern, zu mildern. So wird der Stoff nicht einfach hingestellt, sondern zierlich umwunden, verbreitet (Goethe) oder zart vereinfacht. Der besondere Stil wird empfunden als die Distanz zwischen dem wirklichen Urbilde und seiner davor stehenden stilisierten Form: wobei der Reiz der Distanz sich bis zur „Berührungsangst" steigern und zur spitzfingrigen Andeutungsweise moderner Dichtung führen kann; ja selbst der Naturalismus könnte vielleicht als eine nur scheinbare Reaktion gegen überspannte Distanzen angesehen werden.

Wie hier die Furcht vor der Preisgebung beim Stilisieren mitwirkt, so ist (namentlich von antiker und Goethescher Fühlweise) ein direkt ethischer Zug in die Formbildung eingeführt worden: Da alles Explosive, Superlativische am Ende in eine heillose Ueberreizung des Ausdrucks mündet, ja zu einer ermattenden Uebersättigung treibt, so wird die unmittelbare Heftigkeit und Glut der Sprache als gefährliche Zügellosigkeit aufgefaßt. Je mehr unterirdische Rauschlust gegen die Oberfläche der Seele pocht, um so notwendiger scheint eine beherrschte und feste Außenform zu sein. Im Kampf gegen seelischen Anarchismus bewundert die Kultur ihre größte Errungenschaft. Die von Generationen aufgebaute und überlieferte Stilnorm dient als eine Schutzwehr gegen zuchtlosen Individualismus.

Digitized by Google

Diese Norm wenigstens für sich zu erringen, galt den Tiefsten als erste Pflicht; und manche (Ludwig, Kleist) verbluteten auf diesem Wege. — Ueber allem Ethischen freilich steht das schaffende Müssen: am jauchzenden Drang der Zeugungsgewalt zerklirrt jedes Stilgebot.

*

Es bedurfte dieser umständlichen Bemerkungen, damit wir nunmehr mit Ernst die Frage aufwerfen können: wie es denn heute um unseren deutschen Sprachstil bestellt ist? Zu welcher Stufe und Stilart wir heute gelangt sind? An welche Kunstform wir heute unseren Ausdruck gebunden haben? — Das Herz wird uns schwer, und wir wissen kaum, wo wir mit der Antwort beginnen sollen!

Zunächst: Wir haben überhaupt keinen Stil der Zeit, sondern nur einen Stil einzelner Personen. Die zerrissene Geschichte unseres Volkes hat uns nicht erlaubt, eine Stilform in stetig fortschreitender Kultur aufzubauen. Wenn Rochefoucauld von „dem guten Geschmack" reden zu können glaubte, so haben wir höchstens einen persönlich guten Geschmack auch in der Sprache.

Gibt es etwa eine systematische Erziehung des Stiles? Die Schule wenigstens ist einer wirklichen Stilerziehung längst aus dem Wege gegangen, um so mehr, seit mit dem Fortschritt zu den sogenannten Realien die strenge Zucht der altsprachlichen Stilübungen immer mehr in den Hintergrund getreten ist: in jenen mühevollen Satz- und Phrasenbildungen des lateinischen Aufsatzes konnte der Schüler zum mindesten eines lernen: Achtung vor der Form. Die Randbemerkungen unserer deutschen Lehrer beschränken sich auf ganz allgemeine Verstöße gegen Unschönheiten und sind sehr verschieden nach dem Geschmack der einzelnen Beurteiler. Es gibt keine feineren Vorschriften über genaue Konstruktion, über Einfachheit und Reichtum der Beiwörter, über Vornehmheit und Zartheit der Wendungen oder gar über rhythmische und lautliche Abrundung.

Dafür aber ward uns ein wunderlicher Ersatz: „Fließendes" Deutsch zu schreiben — diese gefährliche Gabe ist heute jedem Gebildeten geschenkt. Wenig Dank erweist man den großen Bildnern unserer Sprache, wenn man ihren Goldschatz in gangbare Münze umsetzt. Fließendes Deutsch — das ist das verschwommene Ziel unserer

Digitized by Google

Sprachbestrebungen. „N a t ü r l i ch“ zu schreiben — mit diesem Schlagwort verziert sich leichtfertige Oberflächlichkeit „Wie einem der Schnabel gewachsen ist“! Ach, der Schnabel ist einem meistens recht possierlich gewachsen. Da haben wir als höchstes Vorbild nur den Geschickten, den redunseligen Worttaschenspieler und Journalisten, aus dessen Mund ein endloser Strudelstrom sich erbricht. „Popularisierung“ heißt das humane Wort, mit dem schwer zu erringende Bildungswerte verbreitert und verflacht werden zum fettigen Pfannenkuchen der „großen Masse“.

Von einer anderen Seite aber droht auch den Ernsten eine Gefahr. Unsere Ausdrucksfähigkeit ist, besonders in den letzten Jahrzehnten, in einer Weise entfaltet worden, wie vielleicht nie zuvor. Schon eine nicht allzu tiefe Beschäftigung mit den leicht zugänglichen Bildungswerken befähigt uns, den feinsten Regungen treffenden Ausdruck zu verleihen. Der Wortschatz der größten Denker und Dichter ist jedem gleich zur Hand. Wehe aber, wenn wir dem tiefen Ausdruck nicht ein gleich tiefes Erlebnis zur Seite setzen können! Dann werden wir Falschmünzer und Lügner. Freilich, so steht es nicht, daß wir uns an eine bewußte Schauspielerei der Sprache gewöhnt hätten. Wir haben Erlebnisse, und selbst eine gährende Mystik drängt sich immer mehr hervor. Das aber ist das Verführende, daß unsere Erlebniswelt eben n i c h t g a n z an die Tiefe des Ausdrucks hinanreicht. Wir sind so gebildet geworden, daß uns nichts unverständlich erscheint; aber gerade dieses anpassungsfähige Verständnis täuscht uns hinweg über den Abstand zwischen unserer Regung und dem Erlebnis, das den Ausdruck schuf. Anregungen und leichte Schwingungen vermögen wir sprachlich zu Erschütterungen zu steigern. Und doch: Was erhobene Geister an höheren Erkenntnissen und Ausdrücken gewannen bleibt ewig ihnen eigen; und nicht dadurch nehmen wir davon Besitz, daß wir mit Verstehen und Nacherleben in ihre Welt eindringen.

So ist eine innerlich unterwühlte Sprachkraft entstanden, die um so gefährlicher ist, je weniger uns die Unrechtmäßigkeit solcher Technik zum Bewußtsein kommt. Immer reicher türmt sich der Wortschatz seltener und kostbarer Wendungen auf. Eine Angst überfällt uns in der Fülle der Geschenke. Wir stehen vor dem Weg ins Barocke. Da greift wohl mancher im Widerwillen zur asketischen Einfachheit zurück;

Digitized by Google

aber Heuſchrecken eſſen und mit Kamelshaar ſich kleiden, dünkt ihm bald als ſchlimmſte Eitelkeit. Er iſt ſeiner nicht mehr gewiß und als Schauſpieler erſcheint er ſich in der Wüſte, um endlich über alles zu ſpotten.

Man ſehe ſich unſere Sprachwelt an: Ueberall taumelt es von Größe und Reichtum. Daß auch die Unechten und Gefühlsjongleure ſo gut und gewaltig ſprechen können — das iſt dem wirklich Tiefen das Rätſelhaft-Grauſige. Wenn man dem Eſel noch ſeine Löwenhaut auf hundert Schritte anſehe! Aber der verſteht ſo ehrlich zu ſpielen, ſo blauäugig ſich und andere zu täuſchen, daß er faſt an ſeinem Inſtinkt für das Echte zu zweifeln beginnt. Seine heiligſten und ſchamhafteſten Worte hört er auf allen Straßen. Er ſieht ſich überall parodiert, und ein Ekel erfaßt ihn an ſeinem eigenen Werk.

Wer da meint, man ſollte doch „darüber ſtehen", hat wohl noch niemals Urſache gehabt, dieſen Ekel zu empfinden. Wir haben Grund, dieſen darüber Stehenden zu mißtrauen! Nur die ſtrengſte Abgeſchloſſenheit und Umzäunung (wie ſie eine neuere Kunſtrichtung zeigt) iſt imſtande, ſich vor dem Zerrbild der Hohlſpiegelung zu ſchützen. Wer ſich nicht iſoliert, iſt heute verloren, er müßte denn von Natur mit einer glücklichen Blindheit geſegnet ſein. — Man blättere doch heute die guten Zeitſchriften und geiſtreichen Kunſtbücher durch. Welch ein Unheil hat nicht Nietzſches Sprachſchöpfung angerichtet! Jeder Gaſſenbube ſtolziert in ſeinen Pluralbildungen und Zarathuſtra-Windungen einher. Man leſe doch ſo eine moderne Kritik, um die ganze buntſcheckige Komödie vor ſich zu ſehen. Eine Vermiſchung aller Wortſchichten. Schlimm iſt es nur, daß man nicht lachen kann: Zuviel liebe und ernſte Gedankenverbindungen weckt in uns auch im Narrenmund das mißbrauchte Wort.

Warnen wollen wir vor allem vor den großen „Gebildeten", die leider nicht ſo dumm ſind, daß man ſie einfach übergehen kann. Dieſe modernen Tiefſinndichter, dieſe blutloſen Kulturgecken, dieſe eitlen Kunſtberühmtheiten — was wohl von denen übrig bliebe, wenn man ihnen ihre Bildung auszöge!

Nun gibt es freilich andererſeits auch „Einfache", — Dichter, die hinter beſcheidener Unſcheinbarkeit und Feinheit ſtarke Glut verbergen. Ihnen mag die Verſchloſſenheit

Digitized by Google

Gottfried Kellers vorschweben. Aber diese äußere Gelassenheit ist nur berechtigt, wenn sie der reife Ausdruck tiefer Fülle ist: Diese Goethesche Höhe ist uns unerreichbar. Daher mißtrauen wir den heutigen Einfachen, die mit väterlichem Behagen uns Bauernweisheit vortragen. Daher fragen wir, ob in ihrer abgeklärten Ruhe nicht doch der „Biedermann" steckt? Nicht Treuherzigkeit und Einfalt erlösen uns von dem Angsttraum der Stilüberwucherung.

Welchem Feinde im Grunde wir diese Sprach- und Blutvergiftung verdanken, braucht zum Schlusse nicht erst ausgesprochen zu werden: Wir alle spüren ihn in uns, wenn wir uns aufmerksam beobachten.

Die Kunst in der Wissenschaft.

Von Professor Th. Hartwig.

Man spricht immer von Kunst und Wissenschaft, wie von Gegensätzen — weil die Kunst sich an unsere Sinne wendet und die Wissenschaft an unseren Verstand; weil die Kunst die Natur aus dem Menschlichen heraus erfaßt und die Wissenschaft das Menschliche aus der Natur begreift; weil in der Kunst die freie Subjektivität waltet und die Wissenschaft in nüchterner Objektivität nur Tatsachen registriert; weil die Kunst nicht wie die Wissenschaft mitgeteilt und gelehrt werden kann.

Und neben diesen oft betonten Gegensätzen noch ein schwerwiegendes Moment: die Kunst wendet sich an unsere Mit- und Nachempfindung; die Wissenschaft aber fordert nicht nur von dem Schaffenden, sondern auch von dem Genießenden mühevolle Arbeit. Daher bleibt — wie Schopenhauer sagt — ihr Publikum klein, während das der Künste groß ist.

Zwar werden begeisterte Kunstjünger erklären, daß auch ein Kunstwerk schwere Anforderungen stellt, daß es keineswegs genügt, „sich hinzustellen, wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was es sprechen werde", sondern eigentlich nur der Künstler den Künstler verstehen könne.

Das mag wohl für das Verständnis gelten, denn jede Kunst hat auch ihre technische Seite, deren volle Würdi-

Digitized by Google

gung eigene Arbeit verlangt, aber für die Empfindung selbst entscheidet eher Veranlagung und Uebung im Genießen.

Und wenn die Kunst uns berauscht, das traumhafte Gefühl der Loslösung von Ich und Welt, ein unsagbares Jenseitsglück kosten läßt — was hat dies mit Systemen und Lehrmeinungen zu tun: Wir empfinden und wollen nicht denken.

In solcher Stimmung sind wir freilich näher der Muse „mit dem lieblich tönenden Mund und dem Wahnsinn sprühenden Blick", und das Profil der Wissenschaft berührt uns fremd und kalt.

Und doch wendet sich auch die Wissenschaft an unsere Empfindung, wir erkennen auch in den Leistungen ihrer Virtuosen das rein Menschliche, die freie Konzeption des Schaffenden, seine stilisierende Eigenart, und auch in dem Bereich der exakten Forschung gibt es ein Träumen, ein erdfernes Unendlichkeitsempfinden.

Wenn wir das denken, was ein Forscher gedacht und denkbar gemacht hat, dann liegt in unserer Bewunderung ebensogut ein ästhetisches Moment wie in der Hingabe an ein Kunstwerk, das uns fühlen läßt, was ein anderer gefühlt und fühlbar gemacht hat.

In beiden Fällen handelt es sich um seelischen Genuß, und alle Künstler bereichern uns mit Genußmöglichkeiten. Der Maler zeigt uns, wie wir empfindsamer und liebevoller mit dem Auge schauen sollten, so wie der Dichter, der Philosoph, der Gelehrte uns sagen, wie wir die Menschen, das Leben, die Welt seelenvoller und tiefer, gedankenreicher und gründlicher betrachten und erfassen müßten, um intensiver zu genießen.

Darum gibt es ein Schönes auch für den Verstand, nicht nur für Auge und Ohr. Und wie jeder Schönheitssinn gepflegt und gebildet werden muß, so wächst auch unsere Empfindsamkeit für das Wissenschaftlich-Schöne mit unserer wissenschaftlichen Schulung, welche in diesem Sinne der künstlerischen Schulung gleich- und nicht gegenüberzustellen ist.

Denn auch in der Wissenschaft gibt es ein Handwerk und eine Kunst, einen Famulus und einen Faust.

Es wird sich — selbst in einzelnen Fällen — schwer konstatieren lassen, wann das künstlerische Moment in der

Digitized by Google

wissenschaftlichen Forschung überwiegt. Zweifellos aber werden künstlerische Tendenzen um so stärker hervortreten, je mehr Probleme die betreffende Wissenschaft bereits gelöst hat.

Dann taucht nämlich die weitere Frage auf, ob das betreffende Problem nicht einfacher, durchsichtiger, kurz — künstlerischer gelöst werden kann. Oft sind es geheime Ideenverbindungen, welche den Forscher reizen, oft nur der Wunsch nach innerer Einheitlichkeit oder äußerer Symmetrie.

Wie die Kunst erst dann entsteht, wenn der Mensch seine dringendsten materiellen Bedürfnisse zu befriedigen gelernt hat, so dringt auch die Kunst in die Wissenschaft erst dann ein, wenn diese über ihre ersten, tastenden Anfänge hinaus fortschreitet. Dann ist es aber für den geistigen Erfolg einer Neuerung durchaus nicht gleichgültig, welcher Mittel sich dieselbe bedient, und selbst die sachlichste Kritik dürfte durch formale, also künstlerische Tendenzen günstiger gestimmt werden.

Als die ersten Nachrichten über die drahtlose Telegraphie allenthalben Aufsehen verursachten, da waren es zweifellos intellektuell-ästhetische Momente, welche bei der allgemeinen Beurteilung der epochalen Erfindung die materiell-ökonomischen Rücksichten in den Hintergrund drängten. Wenn auch das neue System noch nicht erfolgreich mit der gebräuchlichen Methode zu konkurrieren vermag, so wird doch niemand sich der Empfindung erwehren können, daß die Beseitigung der schwerfälligen Drahtleitung durch die direkte Fernwirkung elektrischer Wellen eine prinzipielle Formvollendung des Problems der Telegraphie und Telephonie bedeutet.

Nun wird man vielleicht einwenden, daß es sich bei der drahtlosen Telegraphie auch um die Befriedigung von militärischen und maritimen Bedürfnissen handelt. In dieser Hinsicht lagen aber bereits andere Möglichkeiten vor, und das neue System wird noch einer langen Entwicklung bedürfen, um nicht mehr Verwirrung als Ordnung zu schaffen. Stellt doch jede Erfindung erhöhte Ansprüche an die physische und psychische Eignung und Leistungsfähigkeit der an der praktischen Einführung derselben beteiligten, ausübenden Personen.

Was wir Bedürfnis nennen, ist außerdem oft nur ein

Digitized by Google

Verlangen nach Luxus; dies gilt insbesondere hinsichtlich des Verkehrs.[1]) Wohl können wir heute nicht mehr auf die rasche Beförderung durch die Eisenbahn verzichten. Aber spätere Zeiten werden vielleicht auch das lenkbare Luftschiff als Notwendigkeit ansehen und lächelnd der barbarischen Bescheidenheit einer vergangenen Epoche gedenken, so wie auch wir die Bedürfnislosigkeit der Postkutschenzeit unbegreiflich finden.

In Wahrheit beschenkt uns jede Gabe auch zugleich mit einem neuen Bedürfnis, und so wirkt denn auch jede neue Erfindung nach zwei Richtungen: einerseits befriedigt sie, andrerseits erregt sie einen neuen Wunsch. Aber selbst wenn dieser Wunsch keineswegs unsere Existenzbedingungen berührt — und vielleicht gerade dann —, hat er vielleicht eine künstlerische Berechtigung.

Man stellt gewöhnlich und mit großem Unrecht die Frage: „Wozu nützt diese Erfindung?“ Und doch ist der Ideengehalt für eine Neuerung maßgebender als ihre praktische Verwendbarkeit.

Als Heinrich Hertz seine klassischen Versuche über die Ausbreitung der elektrischen Kraft anstellte, und so den Zusammenhang von Licht und Elektrizität experimentell bewies, da wurde jeder naturwissenschaftlich Gebildete von einer ästhetischen Erregung ergriffen. Und wenn es nur ein geistiges Unbehagen war, welches durch diese Untersuchungen aus der Welt geschafft wurde, so vollbrachte Hertz eine künstlerische, eine befreiende Tat. Die praktische Folgerung seiner Versuche — die drahtlose Telegraphie — mag das ideelle Interesse der weitesten Kreise wachrufen, dem Physiker genügt der Ideengehalt der Hertzschen Entdeckung.

Es kommt überdies häufig vor, daß eine Erfindung überhaupt keine praktische Bedeutung gewinnt, also von der Befriedigung eines Bedürfnisses gar keine Rede sein kann; dennoch kann die Erfindung vom wissenschaftlich-künstlerischen Standpunkte höchstes Wohlgefallen erregen.

Man möge da nicht mit der Erklärung kommen, daß möglicherweise eine spätere Zeit daraus Nutzen ziehen könne. Was hat unsere gegenwärtige Empfindung mit dem Nutzen späterer Generationen zu tun?

[1]) Vgl. J. Popper: Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. Dresden 1901.

Digitized by Google

Wer das Bellsche Photophon[2]) betrachtet, welches ermöglicht, den Schall gleichsam auf Strahlen des Lichtes zu übertragen, wird diesem Apparat schon hinsichtlich der schönen kombinatorischen Idee ein inniges Interesse nicht versagen können. Und doch kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß dieses zarte und empfindliche Instrument niemals eine Bedeutung in der Telephonie gewinnen werde.

Gewiß geht die Kunst — und auch die Wissenschaft — nach Brot, aber erfreulicherweise nicht alle Kunst und nicht alle Wissenschaft.

Als Faraday an der Verflüssigung der Gase arbeitete, war es zweifellos nur ein rein wissenschaftliches, platonisches Streben, welches ihn beseelte. Und wenn heute seine Arbeiten an praktischem Wert gewinnen, seit es möglich gemacht wurde, flüssige Luft fabrikmäßig zu erzeugen, so fügt dies der künstlerischen Bedeutung Faradays in der Physik nichts hinzu. Sein Name wird nur vielleicht mehr genannt, wie etwa die Verleihung des Nobelpreises die Bedeutung eines Denkers und Forschers würdigen, nicht aber erhöhen kann.

Herbert Spencer hat in seinen „Prinzipien der Psychologie" den für die technisch-wissenschaftliche Entwicklung bezeichnenden Satz ausgeführt: „Jedes Beobachtungsinstrument, jedes Gewicht, Maß, Wage, Mikrometer, Nonius, Mikroskop, Thermometer usw. ist nur eine künstliche Erweiterung der Sinne, während alle Hebel, Schrauben, Hämmer, Keile, Räder, Drehbänke usw. künstliche Ausdehnungen der Gliedmaßen vorstellen."

Mit diesem schönen Vergleich wird aber nur die materielle Seite der Erfindungen gewürdigt. Wir bewaffnen unsere Sinne und rüsten unausgesetzt im Kampf mit der Natur. Aber dieser Kampf hat längst seine Schrecken verloren: der unüberwindliche Achilles will nun nicht nur die stärkste, er will auch die schönste Rüstung besitzen.

Das formale, künstlerische Bedürfnis wird stärker, je mehr bei geringerer Gefahr das Verlangen nach Schutz schwindet. Nicht nur Not macht erfinderisch, sondern auch Ueberfluß, Muße und geistiges Wohlbehagen. Zahlreiche

---

[2]) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 66: „Zur Entwicklungsgeschichte der Phonographie".

Digitized by Google

Erfindungen, Verbesserungen und Neuerungen an bereits fertigen Erfindungen beweisen dies tagtäglich.

Der Schnelltelegraph von Pollak-Virag,[3]) welcher eine Geschwindigkeit von 120,000 Worten pro Stunde ermöglicht, eilt den tatsächlichen Bedürfnissen unserer Zeit weit voraus. Doch gewährt es ein unbeschreibliches Vergnügen, die Mittel und Wege zu verfolgen, welche die Erfinder zum Ziele führen. Man fühlt mit ihnen das unbefriedigte Suchen nach einem harmonischen Abschluß und die endliche Lösung befriedigt wie ein beruhigender Akkord.

In der Entwicklungsgeschichte jeder Erfindung liegt Spannung, dramatische Steigerung, glückliche Lösung, stille Resignation oder endgültige Verzweiflung.

Auch die exakteste Forschung hat ihre Psychologie, wie E. Mach[4]) zeigt, und seine Ausführungen bringen uns die strenge und herbe Wissenschaft menschlich nahe. Das ist nicht Schreibtischgelehrsamkeit, sondern lebendiges Wissen, eine „empfindsame Reise" durch Gedankenepochen, auf deren Trümmerfeldern so manche verborgene monumentale Schönheit entdeckt und aufgezeigt wird.

Die Wissenschaft wurde nicht geheim gehalten, sie ist öffentlich und allen zugänglich geworden; überall drängt alles nach wissenschaftlicher Bildung. Man sollte aber in dieser Hast, vieles zu sehen, zu hören und zu denken, nicht die mannigfachen Schönheiten übersehen, die am Wege liegen; nicht vorübereilen, sondern andächtig genießen.

Dann wird man die Wissenschaften nicht scheu bewundern, sondern innig empfinden, und ihre Vertreter werden gleich Künstlern geschätzt werden. Dann erst wird unsere Kultur eine wissenschaftliche und unser Zeitalter ein naturwissenschaftlich-technisches genannt werden dürfen.

Damit soll die Wissenschaft nicht von praktischen Zielen abgedrängt werden; aber unsere „materialistische" Zeit soll sich doch einmal bewußt werden, welch reiche Fundgrube an Idealismus, künstlerischen Tendenzen und ästhetischen Empfindungen sie in ihrem Wissen und Können besitzt.

---

[3]) Vgl. Th. Hartwig: Einführung in die praktische Physik. Stuttgart 1906.

[4]) Vgl. E. Mach: Erkenntnis und Irrtum. Leipzig 1905.

Digitized by Google

Elternvereinigung und Schule.

In der zündenden Festrede, die Professor Dr. K. Neff in München am letzten Samstag vor der 24. Generalversammlung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins über den Gymnasiallehrerstand einst und jetzt gehalten hat, wird neben vielen anderen Gründen für die immer wachsenden Schwierigkeiten, unter denen der humanistische Unterricht sich heute vollzieht, auch des Mißtrauens Erwähnung getan, „das sich gegenwärtig zwischen Schule und Haus gedrängt hat“. Der Redner hofft, daß die „Elternvereinigungen“, die sich in jüngster Zeit an manchen Orten, unter anderen auch in München, gebildet haben, dazu beitragen werden, jenes Mißtrauen zu beseitigen. Freilich erwartet er von dieser neuen Erscheinung in unserem öffentlichen Leben, daß sie nicht nur auf die Feststellung dessen, was die Lehrer noch besser zu machen haben, hinzielen werde, sondern daß sie vor allem die Eltern auf die Pflichten hinweisen möge, die sie notwendig übernehmen müssen, um der Schule die Durchführung ihrer Aufgabe zu ermöglichen.

Dieselbe „freundliche Begrüßung“ hatte schon die Münchener Elternvereinigung am Abend ihrer Begründung von seiten mehrerer Gymnasiallehrer erfahren, die sich zu dem bedeutungsvollen Akte eingefunden hatten. Das heißt mit anderen Worten: die Lehrerschaft sieht dem Versuche der Eltern, sich der großen Organisation der Schule gegenüber ebenfalls zu organisieren, zunächst noch mit sehr mißtrauischen Blicken zu; sie erwartet, daß die Eltern sich erst auf ihre Pflichten gegenüber der Schule besinnen, ehe sie ihre Rechte auf erzieherischem Gebiete in einer großen Vereinigung geltend machen; sie ist auch der Meinung — das geht aus dem ersten Teile der Neffschen Festrede deutlich hervor —, daß sehr häufig es in erster Linie die Eltern sind, welche den erzieherischen Einfluß gerade des humanistischen Unterrichts nicht nur hindern, sondern zum Teil gänzlich aufheben. Das Mißtrauen, das sich zwischen Schule und Haus gedrängt hat, scheint also zunächst durch die Gründung der Elternvereinigungen nicht gemindert, sondern eher noch verstärkt worden zu sein. Denn es ist doch selbstverständlich, daß man ein großes Friedensbündnis nicht da-

Digitized by Google

durch erfolgverheißend einleiten kann, daß man sich gegenseitig versteckte Vorwürfe macht.

Hier müßte zuerst mit manchen Vorurteilen aufgeräumt werden, die hüben und drüben bestehen; mit Vorurteilen, die, wie Professor Neff in seiner Festrede mit großer Klarheit ausführte, zum Teil aus der Tradition, zum Teil aus den besonderen kulturellen Verhältnissen der Gegenwart erwachsen sind. Es ist leider ja eine Tatsache, daß zwischen Schule und Haus vielfach nicht nur ein großes Mißtrauen, sondern sogar eine stille Feindseligkeit herrsche. „Das Publikum liebt uns nicht," sagt Professor Neff mit fast herber Offenheit; „es rechnet uns, kurz gesagt, zu den Erscheinungen, die man als notwendige Uebel bezeichnet." Sollte diese Empfindung wirklich in weiteren Kreisen der Lehrerschaft eingewurzelt sein, so würde ein ersprießliches Zusammenarbeiten der beiden Faktoren an dem großen Werke der Jugenderziehung natürlich von vorneherein ausgeschlossen sein. Denn es kann der Schule nicht zugemutet werden, daß sie der Elternschaft, von deren mißgünstiger Gesinnung sie überzeugt ist, freudig die Hand zur gemeinsamen Arbeit reicht. Auf der anderen Seite, das heißt auf Seite der Eltern, besteht vielfach dasselbe Vorurteil: „Der Lehrer liebt uns nicht, liebt unsere Kinder nicht, sondern übt nur pflichtgemäß und in ganz äußerlicher, formaler Weise, sein Erziehungswerk an der ihm anvertrauten Jugend aus." Auch dieser Gedanke würde, wenn er ganz allgemein zur Herrschaft käme, von entsetzlicher, geradezu vernichtender Wirkung für die gesamte Jugenderziehung unseres Volkes sein. Mit feindlichen, fast haßerfüllten Augen sollen sich die Lehrer und die Eltern gegenseitig betrachten? Ist denn das wirklich der Fall? Ist in der Tat das gegenseitige Vertrauen zwischen Schule und Haus im allgemeinen in dem Maße geschwunden, daß der eine Teil dem anderen eine direkt feindselige Gesinnung zuzuschreiben wagen darf?

In einzelnen Fällen mag es ja zutreffen. Es gibt gewiß ebenso viele bornierte Lehrer, die in jedem Vater, der sich seiner Kinder wegen mit Anfragen oder Beschwerden an sie wendet, ihren natürlichen Feind sehen, wie bornierte Eltern, die den Lehrer ihrer verwöhnten Rangen von vornherein für einen herzlosen Tyrannen und Peiniger halten. Aber es wäre schlimm, wenn solche Fälle die Regel dar-

Digitized by Google

ſtellten. Und ſoweit iſt es ſicherlich noch nicht gekommen; es kann noch nicht zu einer ſolchen Verallgemeinerung des Zwieſpaltes zwiſchen Schule und Haus gekommen ſein, denn ſonſt müßten wir ja jede Hoffnung für die Zukunft unſerer Nation aufgeben. Aber von beiden Seiten her muß jetzt ſchon darauf hingearbeitet werden, daß nicht ſchließlich doch eine unheilbare Gegenſätzlichkeit zwiſchen Schule und Haus, zwiſchen Lehrerſchaft und Elternſchaft ſich herausbildet. Dazu müſſen zunächſt aber die Vorurteile von einer prinzipiell und allgemein beſtehenden gegenſeitigen Mißſtimmung beiſeite geräumt werden. Es darf nicht möglich werden, daß die Lehrer in ſich die Meinung einwurzeln laſſen: „das Publikum liebt uns nicht“, und ebenſo wenig dürfen die Eltern ſich von vornherein in der törichten Anſchauung verankern, daß die Lehrer ihre Mitwirkung am Erziehungswerke doch nur als unnütz, wenn nicht gar als ſtörend und hindernd anſehen.

Alſo alles Perſönliche muß zunächſt ausſcheiden, hüben und drüben. Die übertriebene perſönliche Empfindlichkeit der Lehrer gegenüber jeder Kritik, die von „nicht fachmänniſcher“ Seite an den beſtehenden Schulſyſtemen und Lehr- wie Erziehungsmethoden geübt wird, hat ſchon manchen guten Gedanken und manchen recht praktiſchen Vorſchlag ungehört und unerörtert verpuffen laſſen; auf der anderen Seite läßt ſich nicht ableugnen, daß häufig die reformatoriſchen Verſuche, die von der Schule ſelbſt ausgehen, vom großen Publikum mit Mißtrauen aufgenommen werden, lediglich weil man in ihnen das perſönliche Beſtreben der Lehrer wittert, ihren erzieheriſchen Einfluß auf das Kind zum Nachteil der häuslichen freien Verfügung über dasſelbe noch zu erweitern und zu verſtärken. Alſo die ganze ſo überaus wichtige Frage des Zuſammenarbeitens von Schule und Haus wird zum guten Teil durch gegenſeitiges perſönliches Mißtrauen getrübt; über die Reformbedürftigkeit des beſtehenden Schulſyſtems an ſich ſind — wie man bei gegenſeitiger unbefangener Ausſprache oft zum beiderſeitigen großen Erſtaunen entdeckt — Lehrer wie Eltern im großen und ganzen einig, wenn auch ſelbſtverſtändlich noch viele Meinungsverſchiedenheiten über die Art und das Maß der Reformen beſtehen mögen.

Auch die Gründung der Elternvereinigungen iſt von der Lehrerſchaft vielfach mit einem rein perſönlichen Mißt-

Digitized by Google

trauen aufgenommen worden. Am Gründungsabend der Münchener Vereinigung trat das deutlich hervor, und es mußte den anwesenden Gymnasiallehrern von seiten der Vorstandschaft immer wieder versichert werden, daß sich die Bestrebungen, die Elternschaft gegenüber der Schule zu organisieren, nicht im geringsten gegen die Lehrer persönlich, sondern lediglich gegen das bestehende Schulsystem, unter dem ja vielfach die Lehrer selbst am meisten seufzen, richten sollen. In der Tat zielen diese Bestrebungen in erster Linie darauf hin, eine gesetzlich anerkannte Vertretung der Eltern und deren Stellvertreter für die Aufstellung und Abänderung der Schulverordnungen und -satzungen zu schaffen. Also eine Zukunftsfrage von ganz außerordentlicher Bedeutung soll in Angriff genommen werden. Die Eltern wollen nicht mehr bei der Feststellung der in ihre wichtigsten und teuersten Rechte tief einschneidenden öffentlichen Erziehungseinrichtungen einfach beiseite stehen und zuschauen; sie wollen mitraten und mittaten, wollen ihre Wünsche, die vielfach von den jetzt bestehenden Schulsystemen gänzlich unberücksichtigt gelassen werden, zum Gehör und zur Geltung bringen, wollen mit einem Worte das „Laienelement" bilden, das auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in der Gegenwart zur Mitarbeit zugelassen wird — nur nicht auf dem der Schulverordnungen.

Daß eine solche, gewissermaßen gesetzgeberische Mitarbeit der Elternschaft an den künftigen Reformen und Neueinrichtungen der Schule die andere stille, erzieherische Mitarbeit des Hauses, auf die schon jetzt mit Recht von seiten der Schule immer wieder hingewiesen wird, nicht ausschließt, ja nicht einmal im wesentlichen berührt, ist selbstverständlich. Deshalb gehört der Hinweis der Lehrer, den auch Professor Neff in seiner Festrede zum Ausdruck bringt, daß die Eltern zunächst ihre häuslichen erzieherischen Pflichten in gewissenhafter Weise erfüllen möchten, nicht eigentlich zur Sache. Daß alle Eltern, die an der Aufstellung und Abänderung der Schulverordnungen und -satzungen durch eine gesetzlich anerkannte Vertretung sich beteiligen wollen, auch ihre häusliche erzieherische Aufgabe ernst und gewissenhaft auffassen, darüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Wenn ihr Zusammenarbeiten mit der Schule bisher sich nur in sehr beschränkten Grenzen vollzogen hat und vollziehen kann, so liegt das eben doch viel-

Digitized by

fach gerade daran, daß sie mit dem bisher bestehenden Schulsystem, mit den vielfach veralteten Lehr- und Erziehungsmethoden der Schule innerlich nicht einverstanden sind und nach ihrer ganzen Auffassung von Jugenderziehung nicht einverstanden sein können. Wird ihnen erst einmal die Möglichkeit gegeben, auf die Einrichtung der öffentlichen Jugenderziehung mit einzuwirken, so wird auch ihr Interesse an dem Zusammenarbeiten von Haus und Schule nicht nur bedeutend belebt, sondern auch auf ganz bestimmte praktische Betätigung hingelenkt werden.

Die Elternvereinigungen haben durchaus nicht den Zweck, festzustellen, „was die Lehrer noch besser zu machen haben". Hätten sie sich lediglich zu diesem Zweck gebildet, so würde das rein persönliche Mißtrauen der Lehrer ihnen gegenüber allerdings berechtigt sein. Aber ihre Ziele sind höher gestellt. Sie wollen das Zusammenarbeiten von Schule und Haus auf einer breiteren Grundlage aufbauen, als sie bisher gegeben ist. Die Eltern wollen künftig nicht nur als die mehr oder weniger bekümmert Anfragenden oder die mehr oder weniger erzürnten Beschwerdeführer in rein persönlicher Sache bei den Lehrern erscheinen, sondern sie wollen mit diesen zusammen sich über das beraten, was der Allgemeinheit des Unterrichts und der Erziehung förderlich sein kann. In diesem Sinne aufgefaßt, würde die Elternvereinigung als eine notwendige und wohltätige Einrichtung neben den Schulbehörden und neben der Lehrerschaft stehen, als die Ergänzung der beratenden und verordnenden Faktoren auf dem Gebiete des Schulwesens durch das Laienelement. Ob dieses Ziel schon in absehbarer Zeit erreicht werden kann, ist freilich sehr zweifelhaft, besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen. Aber schon daß es von einer großen Zahl von Eltern ins Auge gefaßt und als eine Zukunftsnotwendigkeit empfunden wird, müßte der Schule in allen ihrer Instanzen als Beweis dienen, daß ein reges Bedürfnis nach dieser erweiterten und die häusliche Erziehung nach vieler Richtung hin ergänzenden und vervollkommnenden Mitarbeit des Laienelementes besteht. Deshalb sind auch die Förderung und der vernünftige Ausbau der Elternvereinigungen das sicherste Mittel zur Ausrottung des Mißtrauens, das sich gegenwärtig zwischen Schule und Haus gedrängt hat. Das hat ja auch Professor Neff

Digitized by Google

klar erkannt und an geeigneter Stelle betont. Möchte diese Erkenntnis nun auch in weitesten Kreisen nicht nur der Eltern, sondern auch der Lehrer um sich greifen, dann würde uns die Zukunft vielleicht doch das ideale und emsige Zusammenarbeiten zwischen Schule und Haus bringen, auf der allein jeder Fortschritt in der Erziehung unserer Jugend begründet sein kann.

O. B.

Zukunftsländer am La Plata.

Von Dr. Ludwig Munzinger.

IX. (Schluß.)

Argentiniens Bedeutung für Handel und Industrie sowie als Einwanderungsland.

Merkwürdige Ansichten über Argentinien. — Mr. Roots Enttäuschung. — Mehr Studium! — Argentiniens Handelsbeziehungen. — Englisches Bluff-System. — Los von Süd-Brasilien. — Nord-Patagonien als Groß-Siedelungsland für Deutsche. — Die Einzeleinwanderung. — Wer soll kommen? — Wer soll nicht kommen? — Argentinien die politische und wirtschaftliche Vormacht Südamerikas.

Die wichtige Rolle, die Argentinien und die La Plata-Staaten überhaupt auf dem Weltmarkte infolge ihrer landwirtschaftlichen Produktion und deren vorläufig ungemessenen Steigerungsfähigkeit und ferner infolge ihrer Bedeutung als Einwanderungsländer spielen, verlangt nachgerade dringend, daß man in Deutschland diesen fernab von den großen Heerstraßen des Weltverkehrs liegenden Staatswesen mehr Aufmerksamkeit als bisher schenkt.

Einstweilen nämlich ist es geradezu merkwürdig, welche verworrene Anschauungen sogar unter den Gebildeten Deutschlands über Argentinien und seine Nachbarstaaten herrschen. Man ist allen Ernstes im deutschen Binnenlande bei Gesprächen über jene Gegenden sehr häufig gezwungen, zur Einleitung zunächst festzustellen, daß z. B. Buenos Aires nicht die Hauptstadt Brasiliens, sondern die Argentiniens ist, daß in dem Lande spanisch und nicht etwa eng-

Digitized by

lisch oder portugiesisch gesprochen wird. Ja sogar auf einem Berliner Postamte begegnete es eines Tages einem Deutsch-Argentiner, daß der Beamte die Adresse: Buenos Aires, Argentinien, nicht gelten lassen wollte, sondern mit dem souveränen Blaustift das Wort Argentinien durch Brasilien ersetzte und sich erst durch sehr energische Vorstellungen bewegen ließ, seine geographischen Anschauungen einer Revision zu unterziehen.

Auch von der Vorstellung, daß Argentinien ein halbwildes Land ist, in dem zügellos verwegene indianerblütige Gauchos streifen, muß man heutzutage durchaus abkommen, denn auch die gröbsten Mängel in dem staatlichen Leben, die zweifellos noch vorzufinden sind, rechtfertigen eine solche Auffassung nicht mehr. Wollte man dabei beharren, so könnte es einem ergehen wie dem nordamerikanischen Staatssekretär Root. Dieser hatte nämlich, als er im Sommer des vorigen Jahres nach dem panamerikanischen Kongreß in Rio de Janeiro auf seiner politischen Rundreise durch die Staaten Südamerikas nach Buenos Aires kam, eine schöne Rede, auf Wild-West-Ton abgestimmt, vorbereitet. Als er sich aber der Landungsstelle näherte und der zu seinem Empfange versammelten Zylinderhüte und Fräcke ansichtig wurde, da brach er überrascht in die denkwürdigen Worte aus: There are only white people! Aus dem Stegreif mußte er dann eine Rede halten, wie sie vor Zylinderhüten und Fräcken angebracht ist. Sein Diktum aber bereitet heute noch den Argentinern viel Spaß.

Man wird sich also wohl entschließen müssen, auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der La Plata-Staaten, die heute mit mehr Recht als die Vereinigten Staaten den Namen eines Landes der unbegrenzten Möglichkeiten verdienen, ernste Aufmerksamkeit und eindringendes Studium zu verwenden, als dessen Folge dann auch eine vermehrte praktische Betätigung einsetzen müßte und würde.

Das Studium wäre etwa in der Weise zu betreiben, daß durch eine eingehendere Beschäftigung der Presse mit argentinischen Dingen zunächst ein allgemeineres Interesse und Verständnis geweckt wird. Notwendig ist dabei natürlich, daß sich die Blätter zuverlässig unterrichten lassen, und daß schiefe und tendenziöse Urteile über Land und Leute, wie man sie bisher nur allzu häufig fand, ver-

Digitized by Google

mieden bleiben. Dazu könnte viel beitragen, wenn die Konsularberichte über Argentinien häufiger und eingehender benutzt würden. Studienreisen von landwirtschaftlichen, gewerblichen und industriellen Kommissionen, wie sie jetzt namentlich von Nordamerikanern und Italienern gemacht werden, würden dann zu erhöhter praktischer Betätigung überleiten können.

Unsere Handelsbeziehungen zu Argentinien sind ja allerdings, unbemerkt vom großen Publikum, jetzt schon ziemlich rege. Wir exportierten im Jahre 1905 dorthin Waren für rund 125 Millionen Mark. Sie werden jedoch durch einen Import aus Argentinien im Wert von rund 160 Millionen Mark mehr als bezahlt und auf der Passivseite der deutsch-argentinischen Handelsbilanz stehen so 35 Millionen Mark, die durch Schuldzinsen kaum gedeckt sind. Großbritannien, als vornehmster Gläubiger Argentiniens, hat es dagegen verstanden, neben der Einziehung hoher Kapitalzinsen und Dividenden aus dem Eisenbahnmonopol auch durch die Aktivgestaltung seiner Handelsbilanz mit Argentinien Geld aus dem Land zu ziehen. Die Engländer verkauften im Jahre 1905 für nahezu 300 Millionen Mark Waren nach Argentinien und bezogen nur für etwa 190 Millionen Mark. Es besteht daher für uns aller Anlaß, unsere Handelsbeziehungen zu Argentinien nach Möglichkeit noch zu erweitern und diese Möglichkeit ist sicherlich vorhanden, was Steigerung der Kaufkraft und der Produktionsfähigkeit des Landes betrifft.

Zahlen beweisen. Im Jahre 1896 noch hatte der argentinische Außenhandel einen Wert von nur 985 Millionen Mark. Zehn Jahre später war er um mehr als das Doppelte, nämlich auf 2112 Millionen Mark gestiegen. Von welcher Bedeutung diese Ziffern sind, ersieht man im Vergleich mit dem deutschen Außenhandel. Dessen Wert belief sich nämlich im Jahre 1905 auf 12,000 Millionen Mark; das sind 200 Mark auf den Kopf einer Bevölkerung von 60 Millionen Menschen, während auf den einzelnen Argentiner vom gesamten Außenhandel des Landes 422 Mark an Wert entfallen, also durchschnittlich eine mehr als zweimal so große Gewinnmöglichkeit.

Aber auch rein absolut betrachtet, nimmt der Außenhandel Argentiniens unter den Nationen der Erde eine bedeutend höhere Rangstufe ein als man auf den ersten Blick

Digitized by Google

glauben sollte. Er übertrifft den aller übrigen südamerikanischen Staaten, einschließlich Brasiliens, auch den Mexikos. und ebenso jenen Japans und Chinas. Die fünf Millionen Argentiner wiegen also auf dem Weltmarkt als Käufer und Verkäufer mehr als die vierzig Millionen Japaner und die 400 Millionen Chinesen.

Handel mit Argentinien verlohnt sich, wie man sieht. Die Engländer haben das schon lange gewußt und die Nordamerikaner bestürmen jetzt auch den dortigen Markt. Eine Sturmflut von Reisenden und Prospekten aus den Vereinigten Staaten hat sich unmittelbar nach der Reise des Staatssekretärs Root über das Land ergossen. Ueberall, selbst in den kleinsten Kampstädten entstehen Filialen amerikanischer Firmen und es ist z. B. namentlich die große New-Yorker Nähmaschinenfabrik Singer u. Co., die mit großer Energie sich jetzt daran gemacht hat, die deutschen und englischen Konkurrenzfabrikate zu verdrängen. Stillstand würde da Rückschritt bedeuten und darum müssen wir unbedingt darauf bedacht sein, die vorhandenen Handelsbeziehungen mit der argentinischen Republik noch weiter auszubauen.

Ebenso wird unsere Industrie gut tun, die La Plata-Länder mehr als bisher ins Auge zu fassen. Die Schaffung einer bodenständigen argentinischen Industrie wird in großem Maßstabe zwar so lange hinausgeschoben werden müssen, bis abbauwürdige Eisen- und Kohlenvorräte gefunden sind. Die Aussichten scheinen nicht allzu günstig zu sein; es wird zurzeit in allerlei bergbaulichen Unternehmungen noch viel Geld verloren und auch die in Betrieb befindlichen Silber- und Kupferminen kommen der schwierigen Verkehrs- und Absatzverhältnisse wegen auf keinen grünen Zweig.

Dagegen bietet trotz des britischen Verkehrsmonopols der Kleinbahnbau noch ein ergiebiges Tätigkeitsfeld. Je intensiver der Ackerbau betrieben wird, je mehr Land unter den Pflug genommen wird, desto engmaschiger muß das Bahnnetz werden, und zwar kann es sich dabei im wesentlichen nur um Kleinbahnen handeln, durch die eine Abfuhr der landwirtschaftlichen Produkte zum Markt ermöglicht wird. Auch in der Zone der reinen Viehwirtschaft lassen sich zweifellos zahlreiche rentable Bahnen tracieren. Die Viehzüchter haben mitunter, namentlich wenn Dürren und Seuchen hereinbrechen, ein vitales Interesse daran,

Digitized by Google

große Partien von Vieh rasch entweder zum Markt bringen oder auf andere eigene oder gemietete Kämpe setzen zu können. Mit Fußmarsch kommen sie viel langsamer und oft nur unter bedeutenden Verlusten zum Ziel. Aber man braucht nicht einmal abnorme Verhältnisse in der Viehzucht bei Prüfung der Rentabilität solcher Kleinbahnen heranzuziehen. Der regelmäßige Verkehr mit Vieh, der Ankauf und Verkauf, der Abtransport zu den saladeros, den großen Massenschlachthäusern, würde allein schon die Finanzierung an vielen Orten ermöglichen. Notwendig ist natürlich zur Vermeidung von Enttäuschungen, daß die allergenauesten Vorstudien gemacht und gute Landeskenner hierzu herangezogen werden.

Für den Fall, daß wirklich deutsches Kapital in nächster Zeit Lust zu Unternehmungen dieser Art in Argentinien zeigen sollte, muß hier gleich auf eine Erscheinung hingewiesen werden, die mit Naturnotwendigkeit sozusagen eintreten wird. Die englische Presse nämlich, sobald sie das wittert, wird einen heftigen Feldzug gegen Argentinien eröffnen, über mangelhafte und korrupte Verwaltung, jämmerliche Rechtspflege und ungesunde Finanzgebarung lamentieren. Diese heimtückischen Jeremiaden werden in der deutschen Presse, die im allgemeinen unglaublich mangelhaft über alle südamerikanischen Verhältnisse informiert ist, ein williges, gedankenloses Echo finden, und das deutsche Kapital wird sofort die Fühlhörner einziehen und die Finger von Argentinien lassen wollen. Weiter bezweckt natürlich der Preßlärm in England nichts. Briten nehmen den Faden, der den Deutschen in ihrem Schreck entglitt, wieder auf, bauen die Bahnen und ziehen mit ihnen weitere enorme Gewinne aus dem Land heraus. Das war, wenigstens bisher, die englische Taktik. Hoffentlich wird sich aber in Deutschland niemand mehr verblüffen lassen.

Soviel von den wirtschaftlichen Möglichkeiten Argentiniens.

Eine zweite Frage, die nicht minder das Interesse breiterer Volksschichten in Deutschland verdient, ist jene nach Argentinien als Einwanderungsland.

Jahraus, jahrein wandern aus Deutschland ungefähr 30,000 Menschen aus, um sich jenseits der Meere bessere Existenzbedingungen und eine neue Heimat zu suchen. Dieser Menschenstrom, um den sich unsere Volkskraft ver-

Digitized by Google

mindert, kann erfahrungsgemäß nicht aufgehalten werden. Aber es muß wenigstens versucht werden, ihn so zu lenken, daß dem alten Vaterland durch seine Söhne zum mindesten nicht geschadet, nach Möglichkeit aber genützt wird. Denn Erziehung und Berufsbildung gibt es ihnen ja als Kapital mit.

In dieser Erkenntnis hat denn auch die Reichsregierung es unternommen, den Auswandererstrom soweit als möglich von Nordamerika, wo jeder Auswanderer alsbald zum Konkurrenten seiner zurückgebliebenen Landsleute wird, ab- und nach Südamerika zu lenken. Merkwürdigerweise aber bevorzugte sie hier bisher die brasilianischen Südstaaten Rio Grande do Sul und Santa Caterina, während sie vor Argentinien und den La Plata-Ländern gerade nicht warnte — das kann sie nicht mit gutem Gewissen —, aber doch über sie nur achselzuckend Auskunft gab. In Südbrasilien finden ja nun allerdings die Auswanderer große geschlossene deutsche Siedelungen, wo sie Anlehnung haben. Indessen haben sich dort die wirtschaftlichen Verhältnisse in der letzten Zeit verhältnismäßig ungünstig gestaltet. Es findet gerade jetzt von dort in gewissem Umfange eine Abwanderung nach den La Plata-Ländern sowohl wie auch nach den nördlicher gelegenen brasilianischen Staaten statt. Insbesondere im Staat Sao Paulo kann man heute auffallend viele riograndenser und caterinenser Deutsche finden. Da fragt es sich doch, ob nicht eine Revision des Standpunktes der Reichsregierung am Platze wäre. Soweit es nicht gelingt, Auswanderungslustige unseren eigenen, für weiße Besiedlung geeigneten Kolonien zuzuführen — und das wird fürs erste schwer halten —, sollte danach getrachtet werden, den deutschen Auswanderungsstrom möglichst geschlossen nach Argentinien zu lenken.

Das weite Gebiet der Republik hat noch Raum für viele, viele Millionen Menschen. Insbesondere im Süden des Landes, im nördlichen Patagonien, bestehen gerade für Leute germanischen Schlages außerordentlich günstige klimatische Verhältnisse. Gerade dort auch besteht die Möglichkeit, große geschlossene deutsche Siedlungen anzulegen, da der Grund und Boden von der Spekulation noch nicht derart in die Höhe getrieben ist wie in den mittleren Provinzen, d. h. wie in Buenos Aires, Santa Fé, Entre Rios und Cordoba.

Digitized by Google

Von der Schulzeit her hat man im allgemeinen den Begriff, daß Patagonien das Land ist, wo sich Füchse und Hasen gute Nacht sagen. Dunkel erinnert man sich, etwas von baumlangen patagonischen Indianern gehört zu haben und von entsetzlichen Stürmen, die das ganze Jahr über dort wüten sollen. Die Indianer sind indessen heute aus Patagonien, wenigstens aus den für eine deutsche Kolonisation in Betracht kommenden Teilen, verschwunden. Und die Stürme brausen auch nur über das Feuerland, den südlichsten Gipfel Patagoniens, in Permanenz dahin. Dagegen weisen die nördlichen Gobernacionen, also Rio Negro, Neuquen und Chubut, ein Klima auf, das im allgemeinen dem nordeuropäischen entspricht, mit dem Unterschied, daß es zur Sommerszeit recht heiß werden kann.

In der Tat haben sich denn auch dort schon besonders zahlreiche Deutsche niedergelassen, namentlich in Neuquen und Chubut. Sie haben es mit Fleiß und Ausdauer alle zu Wohlstand gebracht und ihre Besitzungen könnten den Kern für größere Siedlungen deutscher Stammesgenossen abgeben. Die argentinische Regierung steht dem Gedanken einer vorwiegend germanischen Einwanderung nach Patagonien freundlich gegenüber und es sind auch zurzeit Bestrebungen von Privatleuten im Gange, eine Besiedlung zunächst des Rio Negro-Tales in die Wege zu leiten.

Gerade über das Rio Negro-Gebiet ist vor kurzem ein Buch erschienen, in dem der früher bereits als guter Landeskenner erwähnte Moritz Alemann seine drei Reisen nach dem Rio Negro schildert, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, Ansiedlern, Unternehmern und Kapitalisten ein Führer zu sein. In recht anschaulicher Weise führt der Verfasser durch Wort und Bild den Neuling in das Kampleben ein, das im argentinischen Süden seine besonderen Schwierigkeiten hat. Denn ein Land, wo Milch und Honig fleußt, ist natürlich Patagonien nicht. Sonst wäre es längst von Engländern besetzt. Spekulativer Raubbau verspricht wenig Erfolg dort. Um aus dem für dichtere Siedlung geeigneten Teil des Landes etwas zu machen, ist intensive Bodenbearbeitung notwendig, in der Art, wie sie gerade der deutsche Bauer zu betreiben gewohnt ist. Wenn aber einer gründliche und ausdauernde Arbeit zu leisten gewillt ist, dann findet er dort eben die Ellbogenfreiheit, die ihm in

Digitized b

Deutschland gänzlich, in den schon dichter besiedelten Teilen Argentiniens doch auch schon mitunter fehlt.

Es kann sich nun in Patagonien, soweit Ackerbau in Betracht kommt, nur um Großkolonisation handeln. Bei den heute noch mangelhaften Verkehrsverhältnissen, bei den dort besonders großen Schwierigkeiten, die mit der Auswahl des geeigneten Bodens verknüpft sind, würde der einzelne nicht weit kommen. Die Besiedlung dieser Gegenden muß vielmehr von kapitalkräftigen Gesellschaften vorbereitet und durchgeführt werden, wenn ein Erfolg winken soll. Es sind, wie gesagt, zurzeit dahingehende Bestrebungen im Gang. Werden genügende Sicherheiten geboten und tritt man in absehbarer Zeit mit bestimmten Plänen hervor, dann sollte die Reichsregierung nicht zögern, soweit zulässig, hilfreiche Hand zu leisten. Es ware dann auch eine Pflicht der Presse, auf Grund ausreichend sicheren Materials aufklärend zu wirken.

So könnte dann ein neues, in wachsendem Maße an Kaufkraft gewinnendes Absatzgebiet für den deutschen Außenhandel geschaffen werden. Unter der blau-weiß-blauen argentinischen Flagge würden sich unsere ausgewanderten Landsleute und ihre Nachkommen deutsche Sitte und Art, sowie die deutsche Sprache erhalten können, was, wie schon früher ausgeführt, in der Diaspora nicht möglich ist.

Einen wie großen Einfluß eine möglichst geschlossene Auswanderung nach einem fremden Staatsgebiete auf die Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Beziehungen zum Mutterlande ausübt, dafür gibt die italienische Einwanderung nach Argentinien ein gutes Beispiel. Die Italiener wandern so massenhaft dort ein, daß man trotz ihrer Zerstreuung über das ganze Land von einer geschlossenen Siedlung sprechen kann. Während nun die Einfuhr Italiens aus Argentinien nur 18.5 Millionen Mark wert war, verkaufte das Land für mehr als 82 Millionen nach der Republik. Noch augenfälliger ist das Beispiel der Italiener im brasilianischen Staate Sao Paulo. Dort begann die italienische Einwanderung — es sind jetzt etwa eine Million Köpfe — im Jahre 1891. Damals betrug die Einfuhr Italiens aus Sao Paulo 3.4 Millionen Mark, die Ausfuhr dorthin 3.2 Millionen. Nur sechs Jahre später, nämlich 1897, war das Bild folgendes: Einfuhr 11.6, Ausfuhr 10.8

Digitized by Google

Millionen Mark. Das sind Tatsachen, die uns zum Nachdenken und Nacheifern anspornen sollten. Und zwar verträgt die Angelegenheit nicht mehr viel Zuwarten. Die nordamerikanische Konkurrenz, die jetzt in Argentinien auf allen Gebieten sich bemerkbar macht, ist bereits erwähnt worden. Für Patagonien insbesondere kommt auch die Zuwanderung aus Südchile stark in Betracht. Wir Deutsche müssen also, wenn wir nicht wieder einmal zu spät kommen wollen, uns bald ans Werk machen.

War bisher mehr von einer planmäßigen Kolonisierung eines bestimmten Landstriches die Rede, so kommt für die Einzeleinwanderung so ziemlich das ganze Gebiet der Republik in Betracht. Man findet deutsche Kaufleute heute schon selbst in den subtropischen Provinzen des Landes ziemlich zahlreich. Nahezu ausgeschlossen von der Möglichkeit, ihr Fortkommen in Argentinien zu finden, sind wohl nur die Angehörigen der gelehrten Berufe, wenn sie nicht gerade Techniker sind oder umsatteln und Ackerbauer oder Viehzüchter werden wollen. Im übrigen findet ein tüchtiger Handwerker oder ein arbeitsamer Landarbeiter, namentlich wenn er zur Erntezeit ins Land kommt, immer lohnende Beschäftigung, und bei einiger Intelligenz und Ausdauer bringt er es auch zu Wohlstand. Wer aber auf eigene Faust einwandert, ist jedenfalls der Gefahr des Verunglückens mehr ausgesetzt als der andere, der von vornherein Anschluß hat. Er muß daher besonders charakterfest sein und besonders vorsichtig zu Werke gehen.

Auf keinen Fall eignet sich das Land als Besserungsanstalt für verlorene Söhne. Die dunklen Ehrenmänner, die das Hafenquartier, die Kneipen und die kleineren Hotels dort bevölkern, sind vielfach junge Deutsche, namentlich ehemalige Offiziere, die ihren Familien unbequem und über das große Wasser abgeschoben wurden, um sich dort zu „bessern“. Was aber vielleicht noch an gutem Kern in ihnen steckte, schwindet in der schwülen Atmosphäre von Buenos Aires gar bald dahin. Zum Leichtsinn gesellt sich bald Lasterhaftigkeit, Skrupellosigkeit, und so kommt es, daß man sich in Argentinien vor niemand mehr hüten muß, als vor unbekannten Landsleuten mit den Manieren eines Kavaliers. Will man einen jungen Leichtfuß sicher und gänzlich ruinieren, so braucht man ihn nur nach Buenos Aires zu schicken. Dies zur Warnung für die, die es angeht.

Digitized by Google

Einwanderer, die es zu etwas bringen und dem Lande nützen, können nur tüchtige Landarbeiter, strebsame Handwerker oder sonst junge Leute sein, die das Landleben lieben und des Lebens Ernst kennen. Jung müssen sie nach Möglichkeit auch sein, denn die älteren Jahrgänge gewöhnen sich schwer an gänzlich veränderte Lebensbedingungen. Wer z. B. ohne Bier und Tabak, ohne Sonntagsvergnügungen und Wirtshausbesuch nicht sein kann, der paßt nicht nach Argentinien. Wendet er sich doch dorthin, so bleibt die Enttäuschung nicht aus, und seine Klagen und Vorwürfe, die er nur an sich selbst richten sollte, tragen dann zu einer ungerechtfertigten Diskreditierung des Landes bei. Jedenfalls sollte jeder, der Auswanderungslust verspürt, sich zuvor gründlich Rats erholen. Er wird ihm bei den argentinischen Konsuln in Deutschland; er kann sich auch, wie schon erwähnt, unmittelbar an den „Verein zur Förderung germanischer Einwanderung" in Buenos Aires (Calle Esmeralda 166) wenden. Außerdem steht ihm jetzt eine ziemlich zuverlässige neuere Literatur[1]) zur Verfügung.

Die Lösung des Besiedelungsproblems in Argentinien wird jedenfalls in den nächsten Jahrzehnten sich vollziehen, mit den Deutschen oder ohne sie. Ist aber dann der junge, kräftige Staat herangewachsen, dann wird es in jeder Hinsicht von Vorteil sein, wenn unter den Elementen der künftigen argentinischen Nation das deutsche sich nicht als zu schwach erweist. Denn ohne Zweifel hat Argentinien eine

[1]) Erwähnung mögen hier finden: Argentinien als Ziel für germanische Ansiedelung. Handbuch, herausgegeben vom Verein zur Förderung germanischer Einwanderung in Buenos Aires. Zweite Auflage. Selbstverlag. Mit einem Stadtplan von Buenos Aires und einer großen Eisenbahnkarte. Preis 2 M. — Buntes Allerlei aus Argentinien, von J. M. v. Vacano. Mit zahlreichen Illustrationen und einer allgemeinen Uebersichtskarte. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin. Preis 8 M. — Ein Land der Zukunft. Beitrag zur näheren Kenntnis Argentiniens. Mit 100 Abbildungen und einer Karte. Von einem deutschen Offizier. Verlag von „Südamerika". München (J. Greger). — Chubut, von Dr. W. Vallentin. Mit Illustrationen. Verlag von Hermann Paetel, Berlin. Preis 6 M. — Neuquen, von demselben Verfasser (im Druck). — In der Pampa. Argentinische Skizzen von Erwin v. Hanse. Verlag C. A. Schwetschke u. Sohn, Berlin. — Am Rio Negro. Drei Reisen nach dem argentinischen Rio Negro-Territorium von M. Alemann. Berlin 1907. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Digitized by Google

großartige Zukunft vor sich. Es wird politisch der führende Staat von Südamerika werden, der es eigentlich jetzt schon ist, und wirtschaftlich die Korn- und Fleischkammer Europas. Insbesondere Deutschland hat allen Grund, sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen, denn es bedarf vielleicht seiner in nicht einmal allzuferner Zeit als Bundesgenossen in möglicherweise entstehenden wirtschaftspolitischen Kämpfen mit den Vereinigten Staaten. Wenn erst Kohle und Eisen im Lande gefunden sein werden — und diese Hoffnung braucht man noch nicht aufzugeben —, so weist Argentinien durchaus die Bedingungen auf wie die nordamerikanische Union, ein wirtschaftlich und politisch sich selbst genügender geschlossener Staat zu werden. Da auch die Mischung der Nationen bei einem, wie zu erhoffen, starken germanischen Einschlag einen tüchtigen und intelligenten neuen Typus zu schaffen verspricht, so kann sehr wohl die Zeit kommen, da der Argentiner in der Welt eine ähnliche Figur spielt wie heute der Nordamerikaner.

Ueber die soziale Arbeit der Heilsarmee in England.

Von Dr. iur. et rer. pol. P. F. Walli (Karlsruhe i. B.).

In Victoria Street in London steht ein riesiges Gebäude mit der Aufschrift: Salvation Army. International Headquarters. Man geht staunend durch die endlose Reihe der Bureaus, von denen aus die Heilsarmee regiert wird.

Weit draußen an der Straßenecke in irgend einer Vorstadt, häufig gegenüber von Schnapsschenken, steht ein Mann in der Uniform der Heilsarmee-Soldaten auf einer Kiste und redet; seine Aussprache verrät den Angehörigen der Arbeiterklasse. Ein paar männliche und weibliche Soldaten stehen dabei und geben durch gesangartiges Geschrei, das sie auf Instrumenten begleiten, dem Redner Gelegenheit zum Ausruhen. Volk sammelt sich um die Gruppe; es werden Rekruten gemacht für die Armee, die das Heil den Seelen bringt.

Irgendwo in der Stadt, nachts, bemerkt man zwei Männer, die auf einer netzartigen Bahre einen schweren Körper tragen. Es sind Heilsarmee-Soldaten, die zur „Trinker-Rettungs-Brigade" gehören; sie lesen Betrunkene auf und schaffen sie in die Trinker-Heilanstalten der Heilsarmee, die eines für Männer und eines

Digitized by Google

für Frauen besitzt, soweit es notwendig erscheint. Die Heilsarmee ist bei ihrer sozialen Arbeit; sie sucht im Schmutz nach den Elendesten; sie erwartet Sträflinge, die entlassen werden, an den Toren der Gefängnisse; sie spricht den Dirnen auf der Straße, wenn diese auf ihrem Beutezug sind, ins Gewissen; sie nimmt Obdachlose auf; sie speist die Hungrigen.

Ich sah einmal eine lange, enge Gasse im Ostend Londons dicht vollgedrängt von Männern; die Kleider zeugten vielfach von früherer Eleganz; die Gesichter ließen erkennen, daß sich Leute aller Arten und jeden Alters hier zusammengefunden hatten. Alle jedoch beherrschte ein Ausdruck der Aengstlichkeit und der Ungeduld. Trotzdem herrschte musterhafte Ordnung und Ruhe. Am Ende der Gasse lag ein Heim der Heilsarmee, wo jeder Mann für zwei Pence Aufnahme fand, solange Platz war. Die, die nicht so glücklich sind, ziehen wieder ab oder legen sich einfach auf die Straße vor das Tor in der Hoffnung, vielleicht doch noch eingelassen zu werden. Aehnliche Szenen spielen sich vor den Heimen für weibliche Obdachlose ab.

Die Leute liegen in rechteckigen Kästen, etwa zwei Meter lang und einen Meter breit; auf dem Boden des Kastens, der etwa 20—30 Zentimeter hoch ist, befindet sich eine dünne Ledermatratze und ein Lederkopfpolster. Eine wollene Decke dient zur Erwärmung. Es gibt auch Obdachlosen-Heime, in denen das „Bett" drei Pence kostet. Kasten reiht sich an Kasten durch die ungeheueren Säle; oft sind drei und vier Reihen hintereinander. Da liegen sie dann reihenweise da, diese Aermsten der Armen; dies ist die einzige Stätte, wo sie Ruhe finden können. Im Vereinigten Königreich wurden im Jahre 1904 nach der Statistik der Heilsarmee 1,447,893 Personen beiderlei Geschlechts beherbergt; im Jahre 1901 wurden in der ganzen Welt 4,398,854 Personen aufgenommen!

Diese Heime sind natürlich auch mit Wasch- und Baderäumen ausgestattet. Der Zugang zu den Waschräumen ist unentgeltlich; große Waschbecken mit Zufluß von warmem und kaltem Wasser sind in langen Reihen angebracht, besondere Wannen sind zum Reinigen der Füße vorhanden. Ein warmes Vollbad kostet einen Penny. In anderen Räumen können die Kleider und Wäsche gereinigt und gewaschen werden. Manchmal sind auch Desinfizier-Oefen da, in denen die Kleidungsstücke von Ungeziefer gereinigt werden. Von seiten der die Obdachlosenasyle leitenden Offiziere wurde bemerkt, daß die Reinigung selten von ihnen erzwungen werden müßte, da, im Fall sich der Schmutz

Digitized by Google

oder das Ungeziefer eines Gastes den Nachbarn lästig zeigte, diese selbst den nötigen Druck ausübten. Im übrigen sorgen mehrere athletisch gebaute Heilsarmee-Soldaten schon durch ihren Anblick für die nötige Ordnung und die Beobachtung der Hausregeln, deren es zwar nur wenige gibt, die aber aufs strengste durchgeführt werden.

Regelmäßig sind mit den Asylen auch Speiseausgaben verbunden. In langen Reihen ziehen die Hungrigen an den Ausgabestellen vorbei, wo sie in einen Napf, der etwa einen Liter Suppe und dazu ein Stück Brot für einen Penny erhalten. Vermögendere können auch Fleisch oder Gemüse für 1 bis 2 Penny mehr dazu haben. Auch getrennt von den Asylen und Heimen gibt es derartige Verteilungsstellen für Speisen und Getränke. Alkoholika werden nicht geduldet. Eine Tasse Tee mit Butterbrot kostet einen halben Penny. Die Speisen sind durchweg schmackhaft. Im Jahre 1904 wurden nach den Angaben der Heilsarmee im Vereinigten Königreich fast drei und eine halbe Million derartiger Mahlzeiten verteilt. Man muß gesehen haben, mit welcher Gier die Leute das Essen hinunterschlingen, um den Wert dieser Einrichtung genügend würdigen zu können. Im Jahre 1904 wurden von den Gästen etwa 40,000 Pfd. St., also 800,000 Mark für Speise, Trank und Nachtlager gezahlt. Diese Summe deckt selbstredend die Ausgaben nicht, die zu etwa einem Fünftel durch freiwillige Beisteuern beglichen werden müssen.

Außer diesen Asylen hat die Heilsarmee noch Ledigenheime, wie es auch andere Gesellschaften, öffentliche Körperschaften und Private errichtet haben. Der Preis eines Bettes ist dort 4 oder 5 Pence für die Nacht. Gewöhnlich stehen zwei bis vier Betten in einem Zimmer, manchmal auch nur eines; danach richtet sich im wesentlichen der Preis. Ein Bett besteht aus einer eisernen Bettstelle mit Stahlfedermatratze, auf der ein Roßhaarpolster liegt, wie es überhaupt für die Betten in England gewöhnlich ist. Die Kleider können in Kästen untergebracht werden, zu denen der Eigentümer, der längere Zeit Gast ist, den Schlüssel erhält. Wohn- und Eßräume sind gleichfalls vorhanden. Dort werden auch die Andachtsversammlungen abgehalten; ein Zwang, denselben beizuwohnen, besteht jedoch nicht.

Besondere Wichtigkeit legt die Heilsarmee der sozialen Arbeit unter den Frauen bei. Das besondere Hauptquartier hierfür befindet sich im Nordosten Londons, in Hackney 259 Mare Street, von wo aus 46 Heime und andere soziale Anstalten mit

Digitized by Google

etwa 500 Offizieren und Angestellten geleitet werden; 30 Offiziere bilden den „Stab". Im Jahre 1904 wurden in Großbritannien 2165 Frauen in die Rettungshäuser aufgenommen,. von denen es dort 25, auf der ganzen Erde 116 gibt. Mehrere Entbindungsanstalten befinden sich in London, von denen aus auch gelernte Hebammen zur Hilfeleistung in die Häuser gehen. Gerade in den ärmsten und dunkelsten Quartieren wie Hoxton, Clapton, Bethnal Green, Whitechapel usw. ist das Feld ihrer Tätigkeit. In einer besonderen Anstalt werden Frauen für die soziale Arbeit ausgebildet; zweimal im Jahre werden je 50 Frauen, die sich besonders für diese Tätigkeit geeignet gezeigt haben, in dieser Anstalt aufgenommen und nach beendetem Lehrgang als Offiziere in die Obdachlosenasyle, Trinkerheilanstalten, Rettungshäuser usw. abgegeben, wie sie sich z. B. in Glasgow, Edinburgh, Birmingham, Liverpool, Manchester, Sheffield, Bristol, Cardiff, Plymouth usw. befinden. Besondere Aufmerksamkeit wird den Prostituierten zugewandt, um sie von ihrem Weg abzubringen. Die „Interviews" der Soldatinnen mit den Dirnen beziffern sich auf Tausende jährlich. Ihre Erfolge sind oft geradezu verblüffend.

Besonders wichtig ist auch die Arbeit an den strafentlassenen Frauen, die teils von dem Gefängnistor abgeholt werden, teils auf Wohlverhalten von den Behörden auf Bitten der Heilsarmee vorläufig in Freiheit gesetzt werden. Die Gefängnisleiter gestatten den Angehörigen der Heilsarmee, die Gefangenen zu besuchen. Es wurde mir von kompetenter Seite, die übrigens dem „religiösen" Wesen der Heilsarmee durchaus feindlich gegenübersteht, mitgeteilt, daß diese durch ihre Erziehung in den Heimen für entlassene Strafgefangene, die sie ihr eigen nennt, schon ganz überraschende und auch dauernde Erfolge erzielt hat. So wurden im Jahre 1904 fast 700 entlassene Sträflinge in die Heime aufgenommen, gegen 400 solcher erhielten durch Vermittelung der Heilsarmee Stellungen oder wurden bei zuverlässigen Freunden untergebracht. Fast 2000 Mädchen wurde im Jahre 1904 der Weg aus den Rettungshäusern in bürgerliche Stellungen gebahnt, indem man sie auf die verschiedenste Weise, insbesondere als Dienstmädchen, bei vertrauenswürdigen Arbeitgebern unterbrachte.

Viel erreicht die Heilsarmee auch durch ihre Besuche in den Familien. Welch enorme Wichtigkeit sie selbst dieser unmittelbaren Einwirkung auf das Familienleben beilegt, geht aus ihrer großen Zahl hervor. Es wurden im Jahre 1904 gegen 130,000

Digitized by Google

Familien in den ärmsten Quartieren besucht; außerdem wurden 8000 Kranke besucht und gepflegt. 72,000 Schankwirtschaften wurden Besuche abgestattet, um die Leute dort von ihrem größten Feind, dem Alkohol, fern zu halten. 2600 Besuche wurden in Arbeiterlogierhäusern gemacht und 676 Versammlungen wurden dort abgehalten. Diese Zahlen reden laut genug für den Umfang der Tätigkeit.

In der verschiedenartigsten Weise nimmt sich die Heilsarmee der Kinder an. Sie hat ein Kinderheim, verteilt sonntäglich unentgeltlich Frühstücke, sonst solche zu einem Farthing (zwei Pfennige); sie setzt Tagesausflüge der Kinder aufs Land oder an die See in Szene, daß diese doch auch einmal andere Luft atmen als die ihrer engen, niedrigen Stuben, der kleinen Höfe und stinkenden Gassen ihres Stadtteils.

Wie sehr es bekannt ist, in welch außerordentlichem Maße die Heilsarmee in die verborgensten Tiefen des Großstadtlebens eindringt, bezeugt die Tatsache, daß im Jahre 1904 über 2200 Gesuche an sie gelangten, die um Nachforschung nach einem Vermißten baten. Für an deutsche Verhältnisse mit den polizeilichen An- und Abmeldungen Gewöhnte ist es kaum glaublich, wie viele Tausende jährlich in London bei der Polizei als vermißt angemeldet werden. Die „Vermißten" brauchen natürlich nicht einmal ihrer Mehrzahl nach umgekommen zu sein. Viele wechseln aus irgend einem Grunde den Namen, viele verziehen in eine andere Stadt möglichst stillschweigend, viele gehen in die Kolonien oder sonst ins Ausland, ohne Verwandten und Freunden mitzuteilen, daß und warum ihnen der heimatliche Boden zu heiß wird. Gerade die Heilsarmee, die ja Tag und Nacht den untersten Schlamm der Bevölkerung hauptsächlich der angelsächsischen Nationen durchwühlt, deren Verbindungen über die ganze Welt reichen, ist vorzüglich geeignet, solche Verlorene aufzufinden und sie ihren Verwandten wieder zuzustellen. So wurden im Jahre 1904 etwa 450 Vermißte entdeckt.

Seit Ende des Burenkrieges schwillt die Zahl der Arbeitslosen in die Tausende, und namentlich im Winter ist es die Aufgabe des Staates, der Städte und Privaten, diese Massen vor dem Verhungern zu schützen. Wer einmal diese Massendemonstrationen der Arbeitslosen im Westend und im Hydepark mitangesehen hat, unterschätzt die Größe dieses Problems nicht. Noch in aller Erinnerung sind die Skandalszenen, die die Arbeitslosen bei einem Umzug in der St. Pauls-Kathedrale in London hervorriefen. Die Heilsarmee hat Stellenvermittlungsbureaus einge-

Digitized by Google

richtet, und im Jahre 1904 haben sich nicht weniger als 12,765 Leute dort als Arbeitsuchende eingetragen; für 15,531 Leute hat sie dauernde oder vorübergehende Arbeit gefunden!

Die Arbeitslosen erhalten aber auch Beschäftigung in den eigenen Werkstätten und Fabriken der Heilsarmee. Dorthin kommen insbesondere auch die Insassen der Trinker- und der Verbrecherheime, der Rettungshäuser und alle solche, die der Beaufsichtigung bedürfen oder deren Unterbringung an anderen Arbeitsstätten unmöglich oder unratlich erscheint. Es werden dort auch verschiedene Handwerke gelehrt. Der Hauptzweck jedoch ist, daß dort Leute, die des Arbeitens entwöhnt sind oder es vielleicht sogar nie gekonnt haben, es lernen und so wieder brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Als ich einmal durch eine riesige Schreinerwerkstatt der Heilsarmee ging, traf ich dort an der Hobelbank einen biederen Dresdener, der, wie mir der Vorarbeiter mitteilte, ein sehr geschickter Schreiner war. Er war erst seit 14 Tagen aus seiner Heimatstadt fort, war auf Zureden von Freunden nach London gekommen, die ihn dort an der Bahn abholen wollten. Da jedoch niemand da war, und der Sachse sich niemand verständlich machen konnte, fiel er leicht zwei treuen Landsleuten in die Hände, die ihn zu seinen Freunden, deren Adresse ihm nicht bekannt war, bringen wollten. Binnen zweimal 24 Stunden hatten sie ihm von den paar ersparten Mark geholfen, und halbverhungert fand ihn die Heilsarmee bei einem ihrer Streifzüge im Osten auf. Da er kein Wort Englisch konnte und so die Erlangung einer Stelle für ihn fast unmöglich gewesen wäre, beschäftigte ihn die Heilsarmee in ihrer Schreinerei, in der hauptsächlich Möbel für ihre Heime und Asyle hergestellt werden. Der Sachse hoffte, in einigen Wochen so viel erspart zu haben, daß er das Land seiner einstigen Sehnsucht, das für so viele Deutsche schon als das gelobte Land der Freiheit schien und ihnen dann zum Grab ward, wieder verlassen und in sein Vaterland, das vielgeschmähte Polizeiland, zurückkehren könnte.

Im Jahre 1902 waren 64 solche Fabriken der Heilsarmee in Tätigkeit. Schreinereien, Blechnereien, Werkstätten, in denen Säcke, Fußmatten und Teppiche gemacht werden, Bürstenbindereien, Matratzenfabriken, Sägemühlen, Kleider- und Schuhfabriken, Wagnereien, Bäckereien, Papier- und Lumpensortieranstalten werden von der Heilsarmee betrieben; gegen 5000 Leute arbeiteten dort. Es werden im wesent-

Digitized by Google

lichen Dinge hergestellt, die von der Heilsarmee besonders benötigt werden. Insbesondere braucht die Heilsarmee viel Papier für die Unmasse Flugschriften, mit denen sie die ganze Welt überschwemmt. So werden nicht weniger als 6000 Tonnen altes Papier in ihren Sortieranstalten jährlich verarbeitet. Gerade die Arbeit ist aber auch für die Fähigkeit der Leute, die sie beschäftigen muß, die Heruntergekommenen, sehr geeignet. Diese sind meist ungelernte Arbeiter, geschwächt durch Alter, Hunger, Elend und Alkohol, so daß sie vielfach für jede andere Arbeit unbrauchbar sind. Diese Arbeiter der Heilsarmeefabriken wohnen und speisen meist in den Heimen der Heilsarmee. Der Lohn, den sie verdienen, ist etwa gerade so hoch wie der in anderen Unternehmerwerken. Sie erhalten ihn aber nicht bar ausbezahlt, sondern bekommen Gutscheine in die Hand, mit denen sie ihr Nachtquartier und ihr Essen in den Heimen begleichen. Der Rest wird ihnen zinstragend angelegt; auf Verlangen wird ihnen Geld ausbezahlt. Frauen werden insbesondere in Strickereien, Stick- und Webereien, Buchbindereien, Wäschereien, Weißnähereien usw. beschäftigt. Große Sorgfalt wird auf die Ausbildung von häuslichen Dienstboten gelegt, da einerseits solche in England sehr gesucht sind und andrerseits man durch sie die Herrschaften, bei denen sie dienen, in einem der Heilsarmee günstigen Sinn beeinflussen zu können hofft.

In England ist — vielleicht noch mehr wie bei uns —, die Frage brennend, wie man aus den Landstreichern, diesen nicht nur „sozial Untauglichen", sondern sozial Schädlichen entweder sozial Taugliche oder wenigstens sozial Unschädliche macht. Nach einer Statistik sollen in Großbritannien nicht weniger als 60,000 Landstreicher sein. Nicht nur um dieser selbst willen, sondern hauptsächlich wegen des außerordentlich schädlichen Einflusses, den diese Leute durch ihr Beispiel auf die Jugend der von ihnen durchzogenen Orte ausübt — ganz abgesehen von dem rein materiellen Schaden, den sie vielfach anrichten —, bemühen sich öffentliche und private Körperschaften, um diesem Uebel, dessen Schwere und Umfang so leicht unterschätzt wird, zu steuern. Hier hat nun auch die Heilsarmee tatkräftig eingegriffen, indem sie eine Arbeiterkolonie in Essex am Ufer der Themse, vier Meilen von dem bekannten Southend, nahe dem Schlosse Hadleigh, wo Anne Boleyn gefangen gehalten wurde, selbst Hadleigh geheißen, gründete.[1])

Die Kolonie Hadleigh umfaßt eine Fläche von etwa 3000

[1]) Vgl. die Beilage vom 16. September 1906, Nr. 215, S. 524f.

Digitized by Google

Acres; etwa 100 Acres sind mit Obstbäumen bepflanzt. Gemüse und andere Handelsgewächse werden gezogen; besonders erwähnenswert ist die Hühnerzucht. Finanziell den größten Gewinn werfen die Ziegeleien ab. Im Jahre 1904 sollen die Einkünfte aus der Kolonie 660,000 Mark betragen haben. Hervorzuheben ist, daß die Landwirtschaft selbst, trotzdem sie aufs rationellste betrieben wird, nicht fähig ist, die Kosten für eine derartige Kolonie auch nur annähernd aufzubringen, daß vielmehr der industrielle Betrieb die Kosten hauptsächlich deckt.

Auf die beschriebene Weise greift die Heilsarmee tief hinein in den Schmutz und das Elend der englischen Bevölkerung und versucht, den Aermsten der Armen Hilfe zu bringen. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß es die Heilsarmee allein ist, die in erheblichem Maße bis in die untersten Tiefen der englischen Großstädte dringt und ihnen moralische und wirtschaftliche Förderung zuteil werden läßt. Es darf selbstverständlich nicht außer acht gelassen werden, daß die wirtschaftliche Hebung der Heilsarmee stets nur Mittel zum Zweck, d. i. „zur Rettung der Seele", ist. Aber dies kann ihre Verdienste in keiner Weise schmälern, denn alle Arbeit, die öffentliche und private Körperschaften für die Massen in wirtschaftlicher Beziehung leisten, geschieht, um sie auf eine höhere geistige Kulturstufe zu bringen.

Die englischen Armen- und Gefängnisbehörden haben den Wert der Heilsarmee erkannt, fördern sie und lassen einen erheblichen Teil der ihnen moralisch obliegenden Aufgaben durch sie erfüllen. Die Heilsarmee ist ohne ihren religiösen Untergrund nicht zu denken. Mag auch dieser ein uns Deutsche unangenehm berührender sein, so müssen wir doch bedenken, was mit ihm schon geleistet worden ist; ferner dürfen wir aber ja nicht vergessen, daß für die Massen sicherlich die Religion, die Lehre und der Geist der Heilsarmee besser ist als jener krasse Materialismus, diese stumpfe Glaubenslosigkeit, die ihnen, den Ungebildeten, durch halbgebildete, jedes historischen Denkens bare Agitatoren zugemutet wird. Die Untersten der Industriearbeiterklasse der Großstädte sind in England und Amerika den offiziellen Kirchen entschlüpft; diese wußten ihnen nichts Befriedigendes zu sagen. Die Heilsarmee hat sie, teilweise wenigstens, wieder von ihrem Negieren abgebracht. Ihr Einfluß aber reicht weit über den unmittelbar sichtbaren Kreis in einem statistisch nicht zu fassenden Umfang hinaus.

Digitized by Google

Sehr beachtenswert vom allgemein volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ist die Tatsache, daß die Heilsarmee Tausende aus England fort in die Kolonien, insbesondere Kanada und Australien, schafft, wo die Regierungen ihr auf weitestgehende Weise entgegenkommen. Gerade seit dem Eintreten der dauernden Arbeitslosigkeit ist dies der Fall. Die Heilsarmee scheint trotz ihrer guten Verbindungen in allen Kreisen, der Ansicht zu sein, daß England in absehbarer Zeit nicht fähig sein wird, seinen Arbeitern Unterhalt zu gewähren.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Verständnis in Deutschland für die Heilsarmee zu fördern.

Ein politischer Vorschlag Goethes.

Aus dem letzten Lebensjahre Goethes rührt eine bemerkenswerte Aeußerung über Polen her, die uns der Kanzler v. Müller aufbewahrt hat. Man sprach von dem Verbote des Buches von Friedrich v. Raumer: „Der Untergang Polens", und Goethe verteidigte dieses Verbot lebhaft, indem er sagte: „Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen, platten, moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben; die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen; sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Oesterreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigsten der Erde."

Nachdem Preußen seinen Teil genommen, machte der Dichter einen „Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen" (Jubiläums-Ausgabe, 37. Bd.). Eine so ernste und schwierige Sache, wie die, einem eroberten Volke die Sprache des Eroberers beizubringen, will Goethe — man denke es nur — durch das

Digitized by Google

Theater durchsetzen. „Wenn man ein Land zu erobern gedenkt," fängt er an, „so nimmt man keinen Anstand, Truppen marschieren zu lassen, man rückt in die Provinzen ein, verzehrt, was man vor sich findet, verwüstet gelegentlich ein paar Dörfer, verbrennt eine Stadt und schont keine Menschen, wie es Gebrauch und Notdurft des Krieges mit sich bringt; ist aber das Land in Besitz genommen und gehört es nun, durch Uebereinkunft und Friedensschluß, dem neuen Fürsten, so glaubt man sogleich mitten im Frieden zu sein und alles auf die gewöhnlichste Friedensweise behandeln zu können, obgleich ein innerer Krieg noch lange fortdauert, besonders wenn der eroberte Staat von dem erobernden an Sprache und Sitten verschieden ist. — Man hat in Schriften und auch in Zeitungen die Frage aufgeworfen: auf welche Weise wohl der polnischen Nation die deutsche Sprache einzuimpfen sein möchte? Und es sind dabei die Schwierigkeiten der Operation ... nicht verborgen geblieben." - Er schlägt allen Ernstes vor, mehrere herumziehende Theatergesellschaften in solcher Anzahl zu errichten, daß sie jährlich einige Male an bedeutenden Orten kurze Zeit spielen könnten. Es müßte ihnen durchaus untersagt sein, irgend eine Art von vorhandenem Schauspiel aufzuführen. Von höchster Behörde müßte ihnen eine Sammlung von Dialogen oder kleinen Stücken übergeben werden, auf die sie sämtlich verpflichtet würden; diese wären etwa in der Art geschrieben wie die Gespräche in den Grammatiken und enthalten alles, was gewöhnlich im Leben des eroberten Volkes vorkommt, in reiner, fließender, deutscher Sprache. „Was die Imagination, was die Leidenschaft anspricht, würde vermieden, sowie alle sentimentalen Gesinnungen und Zwecke. Nur die realen Aeußerungen der Sittlichkeit würden dargestellt und ausgesprochen. Man sähe die mittlere und geringe Klasse, von Morgen bis Abend, von der Kindheit bis zum Alter, in den gewöhnlichsten Zuständen, denen niemand ausweicht, und alle diejenigen Ausdrücke, deren man sich im gemeinen Leben am öftersten bedient, würden mit Sorgfalt angebracht und nützlich gestellt. Wir haben an den Familienszenen auf dem deutschen Theater die Erfahrung gemacht, wie schon das beinahe Gleichlautende des gemeinen Lebens, wenn es mit Sinn und Talent auf der Bühne dargestellt wird, ein großes Interesse erregen könne.... Wenn man

Digitized by Google

nun dem ungebildeteren Volke mit Erfindung und Geist teils seine eigene Sitte und Unsitte, teils die gebildetere Sitte der herrschenden Nation darstellte, ... so würde schon manches gewonnen sein. — Eine Sammlung solcher kleinen Dramen würde alsdann gedruckt und zum Schulbuche gemacht, und zwar dergestalt, daß Namen und alle Handlungen polnisch, der Dialog aber deutsch wäre, woraus ein sehr vielfacher Gebrauch entstände. Der polnische Teil des Buches würde zum Lesebuch in der Nationalsprache dienen, es sei nun für eingeborene oder deutsche Kinder, er würde für sie nichts Totes enthalten, sondern eine lebhafte Erinnerung dessen, was sie gesehen, oder ein Verlangen nach dem, was sie zu sehen wünschen, aufregen; der deutsche Teil würde dem nun ganz eigentlich zum Endzweck dienen, die nächsten Sprachbedürfnisse zu befriedigen. Bei Komposition solcher Dialoge hätte man sich für Freiheit und Leichtfertigkeit so sehr als für Pedanterie zu hüten. Die äußere Achtung, welche Kinder ihren Eltern, Untergebene ihren Vorgesetzten zu beweisen haben, wäre mit Gebärden und Worten auszudrücken, die Folgen von Reinlichkeit und Unreinlichkeit, von Nachlässigkeit oder Aufmerksamkeit, von Nüchternheit und Trunkenheit wären mit Maß und Sinn darzustellen, auch was man auf Kleidung und sonstiges äußeres Betragen wirken wollte, mit in Betracht zu ziehen, da sich ja in so mannigfaltig ausgebildeten Gestalten Mode sowohl als Betragen von dem Theater herab mit Schnelligkeit ausbreiten. Es ließen sich dergleichen Stücke auf mancherlei Weise variieren und beleben. Man sähe zum Beispiel einen Polen von geringem Stande, der aber gedient hat und neben einem guten äußerlichen Betragen auch Deutsch kann. Man brächte ihn in Situationen, wo er sich und andern durch diese Sprachkenntnis wichtige Dienste leistet, und so ist ein auffallendes Beispiel dargestellt. Was er mit sich selbst oder zu den Zuschauern spräche, könnte polnisch sein, der übrige Dialog deutsch."

Hätte man solche dramatische Gespräche, meint Goethe weiter, der Jugend als Schulbuch in die Hände gegeben, so würde vielleicht bald daraus folgen, daß die Schulkinder geneigt wären, die Handlungen selbst vorzustellen, wodurch ein großer Gewinn sowohl für äußeres Betragen, als für die Sprache zu hoffen wäre. Er erinnert sodann an die pädagogischen Vorteile, die die Jesuiten, welche gewiß

Digitized by Google

wußten, wie man Menschen zu behandeln hat, aus dem Schauspiele gezogen, er führt in demselben Sinne die deutschen Kinderstücke an, erwähnt die Sprichwortspiele (Proverbes) der Franzosen, die ihnen Gelegenheit zu anmutigen Scherzen gegeben haben, und wirft die Frage auf: „Warum sollte man einen so wirksamen Hebel nicht auch zweckmäßig da gebrauchen, wo er, und vielleicht allein, so viel in kurzer Zeit zu wirken imstande ist? Freilich zeigt sich, sobald man die Ausführung überdenkt, manche Schwierigkeit; aber ist nicht eben Schwierigkeiten zu heben das Lebensgeschäft des Staats- und Weltbürgers? Entsetzt sich unsere Zeit vor neuen Einrichtungen und Organisationen? Und wird der nicht vorzüglich geschätzt, der das unmöglich Scheinende möglich zu machen weiß?“

Wir haben es da offenbar mit einem kindlich-naiven Vorschlage, mit einer patriotischen Phantasie zu tun. Die Erfahrung lehrt uns genugsam — man blicke nur auf die Verhältnisse in dem polyglotten Oesterreich hin —, daß jedes Volk, ja jeder Splitter eines Volkes unter Hintansetzung sonstiger Vorteile gleichsam auf dem Naturrechte beharrt, in Haus und Staat zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Zeigt es sich mit der fremden Sprache auch äußerlich befreundet, so taucht es doch, wenn es sich selbst überlassen ist, wenn es träumt oder dichtet, wenn es betet oder flucht, sofort in das angeborene Element der Muttersprache zurück. „Vollends,“ schreibt Ludwig Speidel einmal, „ein Volk, das, gleich den Polen, gewaltsam unter fremde Botmäßigkeit geraten ist, wird der Aufforderung, die Sprache der Gewaltherren anzunehmen, nicht anders aufnehmen, als die Zumutung, seine eigene Seele aufzugeben.“

Die deutsche Sprache durch ein Spiel, durch das Schauspiel in Polen einzuführen, ist der kindliche Traum eines ästhetischen Optimisten. Als Kindlichkeit, meint Speidel, hat der Vorschlag allerdings seine volle Rundung, ist so klug und unwidersprechlich, wie der Einfall eines liebenswürdigen Kindes, das zunächst an das Spiel und dann erst an die Schule denkt. „Etwas Spielendes und Spielerisches,“ fährt er nicht uneben fort, „hat Goethe überhaupt immer, wo er sich in die Erziehung einläßt. Man denke an die ganze Einrichtung der pädagogischen Provinz in den „Wanderjahren“, besonders an die symbolische Spielerei mit den

Digitized by Google

„drei Ehrfurchten“. die von den Zöglingen, je nach dem Grade ihres ſittlichen Fortſchritts, durch eigentümliche Stellungen und Geberden ausgedrückt werden. Seine pädagogiſchen Paradoxien liegen in Goethes eigener Erziehung und Jugendbildung, denen ein ſtarkes ſpielendes und ſpieleriſches Element beigemiſcht war. Spielend, ohne Grammatik, hat Goethe Latein gelernt; das Franzöſiſche iſt ihm von außen, durch Schauſpiel und ein Schauſpielkind, angeflogen; ſein Unterricht im Hebräiſchen iſt eine der heiterſten Epiſoden ſeiner Knabenzeit; ſeine Anweiſung, Homer in der Urſprache zu leſen, iſt ein philologiſcher Greuel, aber voll Humor. Römiſches Recht und andere Kenntnis hat ihm ſein Vater mit tändelnder Pedanterie beigebracht. Goethe ſelbſt hat gute Früchte von dieſer Erziehung geerntet, allein die Methode iſt an ihm hängen geblieben. Aus ſeiner Liebhaberei für das Theater und jener bei ihm fortwirkenden ſpieleriſchen Tendenz iſt der Artikel über die Einführung der deutſchen Sprache in Polen wohl zu erklären.

Goethe ſchließt ſeine Ausführung mit den Worten: „Will man aber auch unſerem Vorſchlag alle Ausführbarkeit abſprechen, ſo betrachte man ihn doch als Gleichnis, das weiter deuten und zu fernerem Nachdenken Anlaß geben mag, wie die Kunſt, wenn ſie erſt in ihrer Tiefe, Fülle und Gewandtheit beſtünde und anerkannt würde, ſich willig und geiſtreich zu großen und würdigen äußeren Zwecken hergeben könnte und dabei für ſich zugleich unendlich gewinnen müßte.“ Goethe hat über die dramatiſche Dichtung, über den Zweck der Bühne ſonſt nie in dieſem Sinne gedacht. Mit beſonderer Lebhaftigkeit verwahrte er ſich gegenüber Eckermann dagegen, daß er in ſeinen Werken von einer vorher feſtſtehenden Idee ausgegangen, ſo beiſpielsweiſe beim Taſſo oder Fauſt: „Idee? — daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand mir das Bild des Taſſo, dem ich als proſaiſchen Kontraſt den Antonio entgegenſtellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. . . Die Deutſchen ſind übrigens wunderliche Leute! Sie machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und überall hineinlegen, das Leben ſchwerer als billig. — Ei, ſo habt doch endlich einmal die

Digitized by Google

Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht ein abstrakter Gedanke und Idee wäre! Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. . . Es hätte in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen! Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, . . . wie eine rege Einbildungskraft sie uns darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden. . ." Er verwahrte sich mit voller Entschiedenheit gegen alle Tendenz, gegen jede vordringliche, lehrhafte Moral, während ihm natürlich eine veredelnde Wirkung durchaus unanfechtbar war. „Ich habe nichts dawider," äußerte er sich zu Eckermann, „daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntnis der Bretter besitzen, um zu wissen, was zu tun und zu lassen. Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung."

Am schärfsten prägt sich der ästhetische Gegensatz in folgenden Aeußerungen aus: „Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik, um ihrer Popularität willen schätzbar, aber eigentlich aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauszulassen", und „die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt." Die

Digitized by Google

Kunst war ihm Selbstzweck, die sittliche Förderung der Menschen war ihm Aufgabe der Religion. Der Grundsatz: l'art pour l'art, den die französischen Romantiker aller Nützlichkeitsforderung zum Trotz aufgestellt haben, war der selbstherrlichen Auffassung Goethes sehr verwandt. Um so merkwürdiger ist die Anschauung, die Goethe in dem Schlußsatze seines Artikels über die Einführung der deutschen Sprache in Polen ausspricht, worin er die Kunst in den Dienst großer und würdiger äußerer Zwecke gestellt wissen will.

Im ganzen genommen, ist der Artikel ein neuer Beweis dafür, daß dem Altmeister Kulturfragen näher lagen als politische Fragen.

Bernh. Münz.

Von Jena bis Preußisch-Eylau.

In ein ganzes Meer von Jahrhunderterinnerungen sind wir eingetaucht. Kaum sind die Tage vorüber vom Untergang des alten Deutschen Reichs, von Schaffung des Rheinbundes, von Jena und Eylau, da kommen auch schon die, welche an Tilsit erinnern, an die Stationen des Reformwerkes in Preußen, an die Taten des Befreiungskriegs mit Leipzig und Waterloo. Derselbe, der uns „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt" gegeben, legt nun ein neues Buch vor uns.[1]) Der Verfasser führt aus, wie nach Jena Unglück auf Unglück folgte: Kapitulation von Prenzlau, Uebergabe der Festungen. Denn auf die sinnverwirrende Kunde von der Niederlage war den alten Herren zu Mute, als ginge die Welt unter. Erst das Erscheinen des russischen Heeres in Polen unter Bennigsen gab wieder einigen Halt. Der Kriegsschauplatz verschob sich von der Elbe und Oder ins Gebiet der Weichsel, über diese hinüber nach West- und Ostpreußen. Mit der russischen Armee verband sich der Rest der preußischen, 15—20,000 Mann stark, unter General L'Estocq, dem bald Scharnhorst als Beistand und Berater zur Seite trat.

[1]) Von Jena bis Pr.-Eylau, des alten preußischen Heeres Schmach und Ehrenrettung. Von Colmar Frhrn. v. d. Goltz, General d. Inf. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn.

Digitized by Google

Die Schlacht bei Pultusk in den letzten Tagen des an verblüffenden Erfolgen reichen Jahres 1806 zeigte für Napoleon deutlich den ganzen Wandel der Dinge. Seine sieggewohnten Reihen sahen sich zurückgewiesen durch entschlossenere Führer, durch geübtere Truppen. Ein Stück vom nachmaligen russischen Feldzug ist es, das jetzt schon vor uns liegt mit dem grauenhaften Winterfeldzug zu Beginn des Jahres 1807; grundlose Straßen auf beiden Ufern der Weichsel und in Ostpreußen, mangelnde oder doch ungemein erschwerte Verpflegung, bis ins Mark gehende Erschöpfung der in stetem Hin- und Herfluten sich abmühenden Truppen. „Der hat gut lachen, er hat gegessen," riefen dem Kaiser der Franzosen seine Soldaten zu; sie fuhren fort zu murren, aber sie folgten ihm stets. — Auf ihrem planmäßigen Rückzug gegen Königsberg hatten die Russen in den ersten Tagen des Februar 1807 südlich dieser Stadt Preußisch-Eylau erreicht. Napoleon war zum Angriff entschlossen mit den Korps von Soult, Augereau, Murat und der Garde; Ney wurde erwartet; alles in allem 70,000 bis 75,000 Mann. Die Russen unter Bennigsen, ungefähr in der gleichen Stärke räumten nach den Gefechten des 7. Februar das Städtchen Eylau und bezogen hart nordöstlich davon neue vorteilhafte Stellung. Noch fehlte in ihren Reihen das entfernt stehende preußische Korps, als am 8. Februar in der Frühe die Schlacht mit aller Heftigkeit sich erneuerte. Der Plan Napoleons, der in Eylau selbst Quartier genommen hatte, ging dahin, den linken Flügel der Russen zu werfen und sie von ihrer natürlichen Verbindungslinie gegen Osten abzuschneiden. Nach zähem Ringen gelang das auch durch Wegnahme der Dörfer Kutschitten, Auklappen und des benachbarten Birkenwaldes. Der Tag, der sich schon zu Ende neigte, schien für die Russen verloren zu sein.

Tiefer Schnee bedeckte am Tag der Schlacht alles Land und erschwerte die Bewegungen. Den ganzen Tag sich abarbeitend und dem Kanonendonner nachmarschierend, erreichte endlich gegen Abend das preußische Korps (von dem leider die genauere Zusammensetzung hier fehlt) unter L'Estocq und Scharnhorst das Schlachtfeld. Der Jubel darüber, jetzt die Scharte von Jena auswetzen zu können, erfüllte alle Herzen und gab den erschöpften Körpern neuen Schwung. Hinter der Schlachtlinie weg marschierten die

Digitized by Google

Preußen nach dem gefährdeten linken russischen Flügel. Mit klingendem Spiel, von der Abendsonne beleuchtet, rückten sie gegen den Feind und vertrieben ihn nach heftigem Kampfe aus dem Birkenwald. Auch Auklappen wurde wieder genommen, der Feind um seinen rechten Flügel besorgt gemacht. Der kurze Wintertag ging zu Ende, ohne endgültige Entscheidung gebracht zu haben. Sollte die Schlacht mit den erschöpften Menschen und Pferden am 9. Februar erneuert werden, wie Scharnhorst verlangte? Der russische Oberfeldherr entschloß sich für den Abzug in der Richtung auf Königsberg. Ist damit der günstige Augenblick verpaßt worden, die halbe Niederlage Napoleons in eine vollständige zu verwandeln? Bitter enttäuscht blickte Napoleon auf das Schlachtfeld: riesige eigene Verluste, fast keine Gefangenen. Den Rückzug hat er erwogen, das steht fest; die schonungslose Wahrhaftigkeit des Krieges sprach allzu deutlich; diese Preußen, sie erschienen plötzlich ganz umgewandelt; erstmals zeigte sich seine feste Siegeszuversicht tief erschüttert. Mit den leicht errungenen Erfolgen schien es vorbei zu sein; und darin liegt die Lehre, die er von Russen und Preußen bei Eylau empfing.

Stuttgart. Albert Pfister.

Die Anfänge der Volksschule.*)

Unter den Abhandlungen, die das neueste, von der Gruppe Württemberg herausgegebene Beiheft 11 der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte bringt, ist neben der Arbeit von Dr. Eisle über ein schulgeschichtliches Unikum Württembergs, die ehemaligen Klosterschulen und jetzigen niederen evangelisch-theologischen Seminare, die interessanteste der Aufsatz von Dr. Eugen Schmid über das württembergische Volksschulwesen im 16. Jahrhundert, weil sie geeignet ist, Licht in eine bisher noch ziemlich dunkle Sache zu bringen. Wie und wann ist die deutsche Volksschule entstanden? Die Frage ist schon sehr

*) Dr. Eugen Schmid, Stadtpfarrer in Heidenheim, Das württembergische Volksschulwesen im 16. Jahrhundert in Beiheft 11 zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, „Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Württemberg", herausgegeben von der Gruppe Württemberg. Berlin. A. Hofmann u. Co. 1906.

Digitized by Google

verschieden beantwortet worden, und noch jetzt gehen die Meinungen darüber weit auseinander. Die einen sagen: Schon das frühe und noch mehr das ausgehende Mittelalter hatte ein Volksschulwesen ‚das natürlich in verschiedenen Ländern ungleichmäßig entwickelt war, aber an manchen Orten geradezu in Blüte stand. Die Reformation hat nicht erst die Volksschule ins Leben gerufen, sie ist im Gegenteil wie ein zerstörender Meltau auf das in erfreulichem Aufschwung begriffene Volksschulwesen gefallen. Andere sagen: Die Reformation ist die Mutter der Volksschule. Noch andere sagen: Von einem Volksschulwesen kann man strenggenommen im 16. und 17. Jahrhundert überhaupt nicht reden, höchstens von schwachen Ansätzen. Erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat den Anstoß gegeben, für die Bildung des gemeinen Mannes in umfassenderer Weise zu sorgen.

Die erste Ansicht wird von katholischen Historikern vertreten, wie zum Beispiel von Johannes Janssen, etwas vorsichtiger und besonnener noch von Kellner und Wöllmann, mit besonderem Eifer von Kaißer, Geschichte des Volksschulwesens in Württemberg (2 Bände, Stuttgart 1895 und 1897), der geradezu sagt (I, 37), daß für die Gegenden, auf die sich Luthers Einfluß und Tätigkeit zunächst erstreckte, der stetige Zerfall der längst von der Kirche gegründeten Volksschulen durch protestantische Akten für das erste halbe Jahrhundert festgestellt worden sei. Dagegen stellt Sander in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899 Nr. 61—63 als Ergebnis seiner Forschungen auf: „Sie ist nichts als Legende, moderne und modernste Legende — diese angebliche, wohl gar blühende Volksschule des Mittelalters“ und wesentlich auf dasselbe kommen auch seine Ausführungen in der Schmidschen Geschichte der Erziehung (5. Band, 3. Abt. S. 15 ff.) hinaus. Das ist auch die ziemlich allgemein auf protestantischer Seite herrschende Auffassung.

Bei dieser Sachlage ist es von hohem Wert und Interesse, daß für ein bestimmtes Gebiet die Frage nach dem Stand des Schulwesens vor und nach der Reformation *statistisch auf Grund von Archivalien* untersucht wird. Diesen Dienst leistet in bezug auf *Württemberg* auf Grund von Vorarbeiten, die im Württembergischen Schulwochenblatt von 1900 Nr. 36 ff. niedergelegt sind, die obige Abhandlung, auf deren wichtigste Ergebnisse hiermit hingewiesen werden soll.

Im ersten Abschnitt „*Die Entstehung des Volksschulwesens*“ wird zunächst das Schulwesen im Herzogtum

Digitized by Google

Württemberg vor der Reformation behandelt und als Ergebnis festgestellt, daß zwar außer den Kloster- und Stiftsschulen ziemlich viele Stadtschulen existierten, die aber alle Lateinschulen waren, daß es aber im Herzogtum Württemberg im Anfang des 16. Jahrhunderts kein Volksschulwesen gab.

Im zweiten Abschnitt über den Einfluß der Reformation auf das württembergische Volksschulwesen glaubt Schmid nachweisen zu können, daß die Einrichtung deutscher Volksschulen in den Dörfern Württembergs schon vor der Schulordnung von 1559 in weitgehendem Maße stattgefunden hat. Denn bei einer 1559 veranstalteten Erhebung, die als Grundlage für die Anordnungen der Kirchenordnung dienen sollte, werden in den eingelaufenen Berichten nicht weniger als 194 Schulen namentlich aufgezählt, davon 38, in denen Lateinisch und Deutsch gelehrt wurde, und 156 ausschließlich deutsche, die große Mehrzahl davon auf den Dörfern. In einer großen Zahl von Dörfern war, wie aus den Akten deutlich hervorgeht, nicht der Mesner der erste Schulmeister, wie häufig angenommen wird, sondern der Pfarrer. Das zeigt, daß der maßgebende Gesichtspunkt bei der Gründung der württembergischen Volksschule der religiöse war. Es handelte sich vor allem um religiöse Unterweisung, um die Heranbildung der Jugend zu evangelischen Christen, die in der Bibel lesen und dem Gottesdienst mit Verständnis folgen können. Die Volksschule ist eine Veranstaltung der evangelischen Kirche. Die Gründung der Volksschulen erfolgte, wie es oft in den Berichten heißt, daß „die Kinder baß den Katechismus lernen und den Gesang in der Kirche zu erhalten".

Es bestand also schon 1559 in Württemberg ein verhältnismäßig reich entwickeltes Schulwesen. Die in diesem Jahr erschienene Schulordnung, die ein Bestandteil der Großen Kirchenordnung ist, hat aber darum eine große Bedeutung, weil sie erst die Bewegung in feste Bahnen geleitet, die Organisation geschaffen und die Gründung zahlreicher neuer Schulen zur Folge gehabt hat. Dem 1581 abgehaltenen Synodus, d. h. dem Zusammentritt des Kirchenrates mit den Prälaten, konnte über 310 Schullehrer namentlich und einzeln Bericht erstattet werden; 36 unter ihnen hatten ausschließlich Lateinschulen. Von den übrigen 274 hatten einige wenige lateinische und deutsche Schüler zusammen, sämtliche übrige nur deutsche Schüler, und zwar meist auf den Dörfern. Gegenüber den 194 Schulen von 1559 ist also ein Zuwachs von mehr als 100 Schulen zu ver-

Digitized by Google

zeichnen, und zwar sind diese neuen Schulen ausschließlich deutsche Schulen auf den Dörfern.

Als 1582 die Große Kirchenordnung neu herausgegeben wurde, wuchs abermals die Zahl der Schulen nicht unbeträchtlich, so daß in den Kompetenzbüchern (Stelleneinkommensbeschreibungen) von 1600 die Besoldungen von 434 württembergischen Schulmeistern — darunter 371 ausschließlich deutsche — beschrieben werden konnten. Es waren also seit 1582 wieder mehr als 100 Dorfschulen gegründet worden. Damit war die Gründung der württembergischen Schulen in der Hauptsache abgeschlossen. In manchen Gegenden fehlte es in keinem Pfarrort mehr an einer Schule.

Hiernach kann kein Zweifel sein, daß im Herzogtum Württemberg im Laufe des 16. Jahrhunderts, zu dessen Anfang es nur wenige und zwar lateinische Schulen in den Städten gab, eine stattliche Zahl von Volksschulen, von deutschen Schulen aufgeblüht ist. Zur Bestätigung davon, daß dieser Aufschwung der Reformation zu verdanken ist, dient der dritte Abschnitt, der das Volksschulwesen des 16. Jahrhunderts in den katholischen Landesteilen des heutigen Württemberg behandelt. Dies geschieht im Anschluß an die Untersuchungen des genannten Kaißer im zweiten Band seiner Geschichte des württembergischen Volksschulwesens. In Betracht gezogen sind 17 katholische Herrschaftsgebiete, die an Größe ungefähr dem damaligen Herzogtum gleichstehen. Und was ist das Ergebnis der Kaißerschen Untersuchungen? Für die Zeit von 1560 weist er in dem angegebenen Gebiet 12 Schulen in Städten nach, von denen aber bei manchen fraglich ist, ob sie neben der Lateinschule noch eine besondere deutsche Schule hatten, und gegen das Ende des 16. Jahrhunderts kennt er Schulen in 16 katholischen Städten und 12 Schulen in Dörfern. Wie ärmlich nehmen sich diese Zahlen für sämtliche 17 Gebiete gegenüber denjenigen für das gleich große Herzogtum Württemberg aus; mindestens 194 im Jahre 1559 und 434 Schulmeister im Jahre 1600!

Die Ausflucht, auf die man zur Erklärung der so geringen Zahl von katholischen Schulen kommen könnte, daß für diese Gebiete eben keine alten Urkunden vorhanden oder bis jetzt aufgefunden seien, gilt nicht. Denn warum fehlen sie für alle diese Gebiete gleichmäßig? Und warum sind sie für die evangelischen so reichlich vorhanden?

Das Ergebnis seiner Ausführungen faßt der Verfasser in folgendem zusammen:

Digitized by Google

1. Das blühende Schulwesen vor der Reformation, das durch die Reformation zerstört worden sein soll, existiert nur in der Phantasie der Bestreiter der grundlegenden Verdienste der Reformation um das Volksschulwesen. Auch in katholisch gebliebenen Gegenden finden wir nichts von einem blühenden Volksschulwesen vor der Reformation.

2. Ueberall, wo die Reformation Eingang fand, wurden auch Schulen eingeführt, und zwar deutsche Schulen, nicht bloß in den Städten, sondern auch in den Dörfern. Die Reformation ist die Mutter der Volksschule.

3. Nach und nach richtete sich auch in katholischen Gebieten die Fürsorge auf die Gründung von Volksschulen, aber das geschah sehr langsam. Weite katholische Gebiete blieben überhaupt mit der Gründung von Volksschulen noch lange im Rückstande.

Wenn, wie der Verfasser glaubt, Württemberg als Paradigma für die Entwicklung des Schulwesens überhaupt in damaliger Zeit dienen kann, so dürfte die Frage über die Anfänge der Volksschule geklärt sein. Jedenfalls ist die Leistung des Verfassers ein wichtiger Beitrag zur Lösung derselben.

Eßlingen. Dr. Brügel.

Dramenliteratur aus der letzten Zeit.

In den letzten Monaten des vergangenen Jahres wurde eine große Anzahl von Dramen auf den Markt geworfen, die bis jetzt noch durch keine Aufführung auf der Bühne, dem eigentlichen Lebenselemente des Dramas, wahres Leben erhalten haben. Trotzdem wird es von Interesse sein, ein bißchen Umschau unter ihnen zu halten, da wir dadurch ein gewisses Bild von dem Streben der Jüngsten erhalten können, hinter dem freilich das Können bis jetzt oft noch weit zurückstehen muß.

Im vorhinein will ich einige Werke ausscheiden, die uns nichts anderes als spielerische Einfälle bedeuten, Lesefrüchte, dem Drange entsprungen, die Welt der Bühne zu erobern, ohne Kunst und technisches Geschick gearbeitet. Dazu gehören Kuno Ridderhoffs[1]) „Seine Filia hospitalis“, eine der vielen unvermeidlichen Studentenkomödien, E. Waldaus[2]) Schauspiel

[1]) Hermann Peters Verlag, Göttingen und Leipzig.
[2]) Verlag von Joseph Singer, Straßburg und Leipzig.

Digitized by Google

„Ideale Menschen“, Frido Grelles[3]) „Bühne und Welt“, die beide in alter Konvention stecken bleiben, und Ernst Walters[4]) „Sieben Theaterstücke“, die keinen eigenen Ton verraten wollen.

Dazu gehört freilich eigentlich auch Karl Böttchers[5]) soziales Drama „Ausgewiesen“, welches das Interesse, das man ihm nun in Leserkreisen und wohl auch auf den Bühnen entgegenbringt, mehr dem langjährigen Zensurverbot, das der Deutsche Kaiser selbst nach zwölf Jahren aufhob, zuzuschreiben hat, als seiner künstlerischen Qualität. Aber dieses sei doch hier erwähnt, weil sein Autor einen Weg betritt, der heute — bisher mit wenig Gelingen, da man die Schwierigkeit einer Lösung der sozialen Frage unbegreiflicherweise ständig übersieht — so gerne von unseren Jüngsten gegangen wird, den Weg, der zum sozialen Drama führen soll. Böttcher hat wohl ein solches von vielen geschrieben, das soziale Drama brachte er nicht zustande. In seiner Technik unterscheidet es sich keineswegs von jener plumpen Art immer und immer wieder aufscheinender Theaterstücke, in denen anständige, gute Menschen einer Gegnerschaft von elenden Tröpfen und nichtswürdigen Subjekten gegenüberstehen. Soziale Töne schlagen ferner an: Herbert Hirschberg[6]) in einem dreiaktigen Stück „Fehler“, in dem das Gesetz, das unglückliche Psychopathen bestraft, als fehlerhaft angeklagt wird, und Peter Werth[7]), der uns in seinem rein auf dramatische Wirkung gestellten Einakter „Sühne“, abgesehen von einigen Unebenheiten des Dialogs und seiner Technik, im ganzen ein theatralisch wirksames Bild der Glücklosigkeit einer Familie entwirft, deren Sohn im Jähzorn seinen langjährigen Widersacher erschlagen hat und diese Tat mit seinem Tode büßen muß. Einen guten Kern birgt auch Andersons[8]) Drama „Die Glücklosen“, auf dessen Vorwurf von dem Kampfe gegen die Vorurteile der Gesellschaft, in den der Verfasser auch die moderne Frauenfrage hereinklingen läßt, ein tüchtiges Stück sich hätte aufbauen lassen, hätte der Autor seine technische und namentlich auch sprachliche Unbeholfenheit zu überwinden vermocht. Ganz leise berührt soziale Fragen auch Bruno Fellners[9]) „Verkauft“, das uns einen flott

[3]) Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin u. Leipzig.
[4]) Carl Konegen, Wien.
[5]) München, Verlag von Seitz u. Schauer.
[6]) J. Singer, Straßburg und Leipzig.
[7]) Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig.
[8]) Joseph Singer, Straßburg und Leipzig.
[9]) Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin u. Leipzig.

Digitized by Google

gezeichneten, frischen, belebten Ausschnitt aus dem Leben eines Künstlers gibt, der sein Werk, um den Bruder seiner Braut von ehrlosem Tod zu erretten, verkauft und dessen Leben doch durch eben diesen Geretteten zerstört wird.

Ein besonders großes Interesse der jungen Autoren ist auf den Einakter gerichtet, der freilich in den meisten Fällen nicht mehr als den letzten Akt einer ungeschriebenen Komödie bedeutet. Ein Versuch allerdings noch, aber einer, hinter dem schon eine Hoffnung steht, sind die drei Einakter von Erich Stieburg[10]), denen der Verfasser den Sammelnamen „Verlorene Spiele" beilegte. Bei ihnen spürt man wohl noch den starken, nicht überwundenen Einfluß Schnitzlers aus der Zeit des „Anatol". doch sind da auch schon eigene Töne, die nur noch zu wenig rein klingen und in Angelesenem, Nachempfundenem untergehen. Durch einige hübsche Einzelheiten im Dialoge interessant, im ganzen jedoch nicht viel mehr als Spielereien, die allerdings von ihren Autoren immerhin für später etwas erwarten lassen, sind Walter Grauers[11]) „Stadien in Spielen", Paul Schülers[12]) „Nachtstücke" und Bernd Isemanns[13]) „Lukrezia".

Eine dritte Gruppe von Autoren wendet sich neuerdings romantischen und historischen Stoffen zu. Leider nicht mit großem Glück, da sie über ein gewisses Epigonentum nicht hinauskommen. Am interessantesten ist das, der Art der großen antiken Tragödie in Form und Behandlung des Stoffes sich nähernde, auf zwei Tage geteilte Festspiel Max Sempers[14]) „Das Ewige" das den ersten Tag darstellen soll; ein abschließendes Urteil über dieses Festspiel, das „nicht Ereignisse bestimmter Zeit und bestimmter Orte, sondern, was von jeher aller Menschheit gemeinsam war, das Ringen zum Ewigen, zum Inhalte hat", wollen wir uns vorbehalten, bis uns das gesamte Werk zur Beurteilung vorliegen wird; von der Sprache, die Max Semper führt, soll nur noch gesagt sein, daß sie noch feiner, ziselierter wird sein müssen, um das Spiel zu voller Wirkung zu bringen. Durch die dem eigentlichen Stücke vorgegebene Vorrede über Geschick und Wille, die Familientragödie und andere theoretische Fragen der Kunst, kann Wilhelm v. Seewald[15]) seine Tragödie „Morena" nicht glaubhafter und wertvoller gestalten. Ein all-

[10]) Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig.
[11]) Joseph Singer, Straßburg und Leipzig.
[12]) Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender, Breslau.
[13]) [illegible]. W. Bonsels, München.
[14]) Egon Fleischel u. Co., Berlin.
[15]) Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig.

Digitized by Google

täglicher Vorgang, die Verschuldung eines Grafen, bildet die Grundlage dieses Stückes, das durch eine wunderlich verworrene, aufgeschwollene Sprache und die Wendung der Dinge zu Mord und Totschlag und bösem Intrigantenspiel zur romantischen Tragödie werden soll. Als Probe der Sprache seien hier einige Worte angeführt, in denen der Verfasser seinen Helden zu seiner Geliebten sprechen läßt:

„In deiner Augen tiefe Seen
Seh' ich so gern hinein.
Den Himmel glaub' ich drin zu seh'n,
So tief, so blau und rein!" usw.

Ebenso hilflos in Sprache sowohl als in der Technik ist M. von Massenbachs[16]) dramatische Dichtung „Schicksal". Biblische Stoffe wählten Wilhelm Steiner-Osten[17]) in „Hagar" und Karl Weiser[18]) in „Jesus". Das zweite Stück umfaßt vier Teile und ist wohl nur einem Leserkreise zugedacht, dem die fleißige Arbeit auch wirklich manche Freude bringen wird. Aber auch Steiner-Ostens Tragödie „Hagar" wird für eine Aufführung noch tüchtig gefeilt, namentlich im Gang der Handlung gegen den Schluß hin viel ausgeglichener werden müssen: jetzt ist es noch manchmal ein wenig zerfahren, birgt aber im Innern, wenn erst diese Mängel überwunden sind, einen bühnenkräftigen Kern, um dessentwillen man vielleicht einmal eine Bühnenaufführung des Werkes versuchen könnte. Von vornherein durch die Wahl des Stoffes von einem lauten und weitverbreiteten Bühnenerfolg ausgeschlossen scheint mir Emil Fallers[19]) historisches Schauspiel „Die Freiheitskämpfer", das den badischen Aufstand von 1849 behandelt; überraschen muß die Tragik und Lebendigkeit, die der Autor seinem an sich so spröden Stoffe abgerungen hat.

Man sieht, die Ernte ist zwar keine besonders reiche, aber wir haben doch die Namen einiger Autoren gefunden, die wir nicht vergessen, auf die wir uns bei neuen und, wie man hoffen kann, gelungeneren Versuchen erinnern wollen und denen wir dann gerne Aufmerksamkeit schenken werden.

Salzburg. Roman Albert Mell.

---

[16]) Ebenda.
[17]) E. Piersons Verlag, Dresden.
[18]) Leipzig, Philipp Reclam.
[19]) Berlin, Friedrich Gottheiners Verlag, August Breuzinger.

Digitized by Google

Die Deutschen in italienischer Beurteilung und Beleuchtung.

Vor kurzem erschien im Verlage der Gebrüder Treves in Mailand ein Buch unter dem Titel: I Tedeschi nella vita moderna osservati da un Italiano, in welchem der ungenannte Verfasser die Eigenschaften und die Eigentümlichkeiten der Deutschen, wie er dieselben während eines mehrjährigen Aufenthaltes in verschiedenen Teilen Deutschlands kennen gelernt hat, bespricht, mit dem ehrlichen Beitreben, ihnen gerecht zu werden. Er will seinen Landsleuten eine richtigere Vorstellung von dem deutschen Wesen, seinen Vorzügen und Mängeln vermitteln, was bei der zunehmenden gegenseitigen Gereiztheit und vielfach unrichtigen Beurteilung beider Nationen nur willkommen sein kann. Wie das vor einigen Jahren veröffentlichte Buch von P. D. Fischer: „Italien und die Italiener am Schlusse des 19. Jahrhunderts" vielen Deutschen ein Wegweiser gewesen ist zu einer gerechteren Würdigung der enormen Schwierigkeiten, mit denen das junge italienische Königreich zu kämpfen hatte, sowie der gewaltigen Errungenschaften und Fortschritte des geeinigten Italien in den letzten Jahrzehnten, so wird auch obige Darstellung den vielfach gehässig entstellten Nachrichten über Deutschland reinigend entgegenwirken. Daß der Verfasser als Italiener unsere „Eigentümlichkeiten" mehrfach anders und auch strenger beurteilt als wir selbst, liegt in der Natur der Sache und hat nichts Verletzendes, da er redlich bestrebt ist, beiden Teilen gerecht zu werden und bittere Wahrheiten auch seinen eigenen Landsleuten bei Vergleichungen freimütig zu kosten gibt.

Beginnen wir damit — sagt der Verfasser im ersten Abschnitt seines Buches —, einen groben Irrtum zu berichtigen, in dem die meisten Italiener, auch die Gebildeten, befangen sind, da sie „Irredentismus" und „Pangermanismus" als gleichbedeutend ansehen und behandeln. Der erstere bildet aber eine rein österreichisch-italienische Frage und ist auf die Grenzdistrikte mit italienischer Sprache beschränkt. Er berührt die Reichsdeutschen ganz und gar nicht. Die öffentliche Meinung in Deutschland bekümmert sich um den Irrendentismus überhaupt nicht. Um so unverständlicher war es daher, als nach einem neulichen Krawall zwischen Kroaten und Italienern in Dalmatien Ricciotti Garibaldi in einem offenen Briefe erklärte, man müsse zur Wiedervergeltung alle deutschen Wirte und die Deutschen in Italien —

Digitized by Google

„verhauen". Mag sein, daß englischer Einfluß diesem unwürdigen Ausspruche nicht fremd gewesen ist; er bleibt deshalb nicht weniger widersinnig und „troglodytisch"; widersinnig, weil die Reichsdeutschen mit dem Irredentismus gar nichts zu tun haben, troglodytisch, weil die Italiener zu ihrem Unglücke viel zu wenig reisen, dagegen aber gewerbsmäßigen Demagogen unbedingt Glauben schenken. Diese Ruchlosen sollen sich hüten, für das gemeinsame Vaterland Gefahren durch ihr unvernünftiges Gebahren heraufzubeschwören.

Der Pangermanismus, erklärt der Verfasser weiter, hat wesentlich die Bedeutung einer deutschen Vorherrschaft in ökonomischer Hinsicht; er ist die unmittelbare und notwendige Folge des großen wirtschaftlichen, industriellen und wissenschaftlichen Aufschwunges in Deutschland. Ueber den Gotthard und Brenner strömen die Deutschen nach Italien bis nach Apulien und Sizilien, wo sie die Wein- und Oelproduktion mit ihren Kapitalien vervielfachen. In Florenz, Rom, Neapel usw. studieren sie unsere Museen und wissenschaftlichen Institute, unsere Geschichte und Kunst. Alljährlich erfreuen sich viele Tausende an den Schönheiten unseres Landes und Klimas. Dabei bringen sie mit ihrem Unternehmungsgeiste und ihren Kapitalien am einen Orte ein Trambahnnetz zur Entwicklung, am anderen die elektrische Beleuchtung, am dritten schaffen sie ganz neue Industrien, die ohne sie dort gar nicht entstanden wären usw. Sollen wir ihnen dieserhalb gram sein? Warum harrt bei uns noch so vieles der Entwicklung? Es ist begreiflich, daß unsere Eigenliebe dadurch verletzt wird, aber wir müssen den Mut der Wahrheit haben und fragen, warum gehen die Italiener nicht auch nach Deutschland und machen es dort ebenso? Bei dem Pangermanismus handelt es sich nicht um Ländererwerb. Deutschland ist gar nicht so unternehmend kriegerisch gesinnt, wie man allgemein glauben machen möchte, und wenn wir ehrlich sein wollen, so können wir diese Wirkungen des Pangermanismus auf uns und unser Land im allgemeinen nur als wohltätige bezeichnen. Der Irredentismus muß früher oder später durch Krieg- und Waffengewalt zur Entscheidung gebracht werden, den Pangermanismus können wir in ehrenhafter und wirksamer Weise nur durch die Waffen der Zivilisation bekämpfen.

Das Erste, was dem Autor bei seinem Besuche in Deutschland auffällt, ist der große Unterschied zwischen Berlin und den anderen Residenzstädten im Deutschen Reiche. Während in den letzteren, wie München, Dresden usw. der ruhige, nachdenkliche

Digitized by Google

und schwerfällige Charakter des deutschen Volkes überall hervortritt, ist man in Berlin „verteufelt lebhaft und leichtlebig" Niemandem fällt es dort im entferntesten ein, die nordische Gravität zur Schau zu tragen, ja selbst der steifreservierte preußische Offizier vertauscht außer Dienst die Uniform mit Zivilkleidern und wird Mensch unter Menschen. Der Uebergang von der anstrengendsten Berufsarbeit des Tages zum frohen Lebensgenusse vollzieht sich in keiner Residenzstadt Europas so leicht wie in Berlin mit seinen unzähligen Gelegenheiten dazu, wie Theatern, Caféchantants, Brauereien, Restaurants usw., die noch nach Mitternacht stets überfüllt sind mit sich auslebenden und dem fröhlichen Genießen sich hingebenden Gästen. Berlin ist die „nächtlichste und angenehmst sündhafte" Stadt der Welt, mehr wie Paris und Wien; es zeigt in seinen Bauten, in der Kleidung wie im Leben und Treiben seiner Bewohner ein durchaus modernes Gepräge, während die anderen Städte Deutschlands mehr oder weniger Ueberbleibsel des Feudalsystems und des Mittelalters aufbewahrt haben. Das gilt namentlich auch von Universitätsstädten mit ihren Schwärmen von Studenten, mit bunten Mützen in allen Regenbogenfarben und in den unglaublichsten Formen. Die Farben unterscheiden nicht die einzelnen Fakultäten, sondern jeder Klub und jedes Klübchen, deren es unzählige gibt, hat seine eigenen Farben und Formen. Bei festlichen Gelegenheiten stolzieren sie einher mit langen Stallstiefeln, engen weißen Schenkelhosen, Jacken wie die Harlekine, mächtigen Fechthandschuhen, wunderbaren Baretten und ellenlangen Degen, diese Studenten des 20. Jahrhunderts! Man sollte es für unmöglich halten, daß aus diesem „Karneval ohne Geist" wirklich bedeutende Männer hervorgehen können.

Abgesehen von solchen, wenig modernen „Spezialitäten", fährt Verfasser fort, wird man aber kaum irgendwo in der Welt Städte finden, besser geeignet zum angenehmen, friedlichen, sinnig geistigen und intim familiären Leben mit zwar kühlen aber würdevoll höflichen Männern und korrekten, offen vertrauensvollen Frauen als auf den melancholischen Gefilden des großen deutschen Vaterlandes.

Berlin und seiner Industrie, deren gewaltige Entwicklung einen mächtigen Eindruck auf ihn macht, widmet der Verfasser einen besonderen Abschnitt. Ebenso dem Kaiser, dessen großartige Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten von größtem Nutzen für das Reich und zugleich das schönste Ehrendiplom ist für den Kaiser, der es verschmäht, einer der vielen gekrönten und gut

Digitized by

remunerierten „Köpfe von Holz" zu sein. Die kritischen Berliner mögen es mir verzeihen, sagt der Verfasser, aber diese prächtige, energische Männergestalt mit ihrer unermüdlichen Tätigkeit scheint mir eines der schönsten Exemplare der deutschen Rasse zu sein. Den allgemeinen Charakter der Deutschen bezeichnet der Autor als ehrlich und einfach, woraus er ihre Vorzüge und Mängel ableitet. So hat nach ihm der Deutsche nicht die Fähigkeit der lateinischen Rasse, die Worte das sagen zu machen, was sie in Wirklichkeit nicht bedeuten; es besteht vielmehr bei den Deutschen eine sie ehrende Uebereinstimmung zwischen ihren Worten und ihren Gedanken; daher der Wert einfacher Abmachungen, des Handschlages, das Halten des gegebenen Wortes in Deutschland. Eine weitere Folge dieser Einfachheit ist die Art des deutschen Familienlebens. Die Kaiserin ist nur die Frau des Kaisers, seine Söhne studieren wie die Söhne des einfachen Bürgers und mit diesen auf den Schulen und Universitäten, was unsere „Demokratie" nicht kennt.

Achtung vor dem Gesetze und unentwegtes, ruhiges Fortschreiten auf der einmal eingeschlagenen und wohlüberlegten Bahn, bis das gesteckte Ziel erreicht ist, sind die gewiß anerkennenswerten Eigentümlichkeiten des, gegenüber dem italienischen, wenig komplizierten, deutschen Volkscharakter. Aus ihnen leiten sich naturgemäß die großen Erfolge Deutschlands auf den verschiedensten Gebieten ab. Aber so bewundernswert dieselben sind, der blinde Respekt, den Anordnungen von oben und den Gesetzen gegenüber, hat zugleich eine vollständige und verderbliche Autoritätslosigkeit des einzelnen Individuums bewirkt. Die Deutschen sind nach dem Verfasser in der großen Mehrzahl zu sehr wandelnde Automaten. Wenn er seiner Militärpflicht genügt, darf der Deutsche überhaupt keine eigene Meinung mehr haben. Er ist mit den schwersten Zuchthausstrafen bedroht, wenn er den Befehlen irrsinnig gewordener Offiziere nicht gehorcht. Er folgt blindlings dem „Hauptmanne von Köpenick", einem verkleideten Schuster. Ja, man stellt an den deutschen Soldaten das unmenschliche Verlangen, er soll auf seinen Vater und seine Brüder schießen, wenn es ihm befohlen wird. Ein solches Verlangen wäre bei uns undenkbar. Wir müssen und wollen Deutschland beneiden um seine Errungenschaften auf allen Gebieten, wo es uns überlegen ist, aber wir nehmen für uns das Recht in Anspruch, die wahre Zivilisation anders zu beurteilen und die Forderungen der reinen Menschlichkeit höher zu stellen. Bei den Deutschen beherrscht der Verstand das Gefühl, der Kopf das Herz; beim Italiener ist es umgekehrt. Eine deutsche Mutter kann das Grab

Digitized by Google

ihres Kindes auf dem nahegelegenen Friedhof vom Fenster ihrer Wohnung aus täglich mit Wehmut betrachten, eine italienische Mutter würde unter den gleichen Umständen den Verstand verlieren. Die Nordländer haben durch ihren Intellekt, ihre Arbeitsamkeit und ihre zähe Energie alles erreicht, was sie in ihrem Klima und ihrer Natur nach erzwingen können. Die wahre Zivilisation haben sie nicht errungen; die läßt sich nicht erzwingen. Es fehlt dem Norden die Kraft der südlichen Sonne, die Macht der Liebe, die Geschichte. Der Deutsche ist exklusiver, und wenn man es scharf ausdrücken will, egoistischer wie der Italiener. Sein Prophet ist Nietzsche. Das persönliche Wohlbefinden steht ihm zu sehr in erster Linie. Die wahre Liebe aber verlangt eine völlig selbstlose Hingabe, und diese kann nur Herzens-, nicht aber Verstandessache sein. Naturgemäß muß da, wo der Verstand die Vorherrschaft hat über das Gefühl, das letztere weniger kräftig sich entwickeln. Daher kann der Nordländer die Eifersucht unschwer bezwingen. Der Deutsche hat das ruhige Gleichmaß, die Gesundheit der Seele, der Italiener die unbezwingliche und hinreißende Macht des Gefühls, seinen Schönheitssinn und seine Kunst. - Darin hat uns die Mutter Natur zum Ausgleich den Vorrang zuerteilt.

Es würde zu weit führen, dem Autor bei seinen Beobachtungen, die sich auf die verschiedensten Zweige menschlicher Tätigkeit erstrecken, und bei seinen Schlußfolgerungen hier im einzelnen folgen zu wollen. Nur sein Schlußwort möchte ich noch anführen, da es zeigt, in welchem Geiste das Buch geschrieben ist Dasselbe lautet: „So nehme ich denn Abschied von dir, du großes und ruhig ernstes Deutschland, dem ich mein Buch gewidmet habe als ein vielleicht bescheidener aber jedenfalls ehrlicher Tribut meiner Beobachtungen und meiner Bewunderung für deine verschiedenen realen und idealen Eigenschaften, für die ehrenvolle Aufrichtigkeit deines Charakters, der infolge seiner Einfachheit bewahrt geblieben ist vor mancherlei gefährlichen Verfallserscheinungen latinischer Nationen, und endlich für deine ruhige und sichere Arbeitsamkeit in der gemeinsamen Werkstätte der Völker, wo mit dem Hammer der Energie auf dem Amboße der Beharrlichkeit die ehernen Geschicke der Welt langsam geschmiedet werden."

Braunschweig. Prof. Dr. C. Koppe.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Elemente.*)

Schon im grauen Altertum nahm man an, daß aller Materie ein Urstoff zugrunde liege, aus dem die verschiedenartigsten Körper aufgebaut seien. Dem entsprach auch die Lehre der Alchimisten, die aus allen nur möglichen Körpern den einen ersehnten darstellen wollten, das Gold. Die wissenschaftliche Chemie in ihrer Entwicklung wechselte ab mit ihren Anschauungen über den Urstoff, bald rückte dessen mögliche Existenz in weite Ferne, bald kam sie wieder näher.

Die Entdeckungen auf dem jüngst erschlossenen Gebiet der Chemie, dem der Radioaktivität, bringen uns wieder den Urstoff. Aber nicht aufbauen auf ihm, wie es die Alchimisten wollen, können wir, sondern nur zu ihm abbauen.

Vorausgeschickt sei ein Blick auf einige Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie, welche vor allem maßgebend waren für die Annahme eines Urstoffes oder die Verwerfung eines solchen. Gänzlich sagte sich jedoch die Chemie von der Spekulationsbetrachtung eines allem zugrunde liegenden Körpers nie los.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erkannte Boyle in einem Element eine Substanz, welche nicht von Grund aus umgewandelt werden kann und welche nicht in eine einfachere Form überzuführen ist. So gelangte man zur Annahme der Existenz verhältnismäßig weniger Elemente, deren Zahl bald zunahm, bald durch die Erkenntnis, daß in diesem oder jenem Element kein einfachster Stoff vorliege, verkleinert wurde. Dann entdeckte man, wie diese Elemente imstande sind, sich untereinander zu verbinden. Dies führte zu dem Gesetz der multiplen Proportionen und der Daltonschen Atomtheorie. Spektroskopische Untersuchungen der Gestirne und Analysen von zu uns gelangten Meteoriten zeigten, daß im wesentlichen das Weltall überall gleichmäßig zusammengesetzt ist.

So eifrig die Chemie auch suchte, man fand keine Veränderung eines Elementes. Jedes Atom mußte gleichwertig sein mit jedem anderen Atom irgendwelchen Ele-

*) Dem Artikel liegt ein von Prof. F. Soddy (Glasgow) vor der British Association gehaltener Vortrag zugrunde.

Digitized by Google

mentes. Man fand Definitionen für die Atome der Elemente: z. B. die Atommasse oder die Schwingungsperioden, welche durch charakteristische Linien im Spektrum charakterisiert sind. An diesen mit äußerster Genauigkeit durchgeführten Messungen wurde niemals eine Abweichung konstatiert. Ein Wasserstoffatom z. B. führt seine Schwingungen genau gleichmäßig aus, ob auf dem fernsten Stern, ob im Laboratorium direkt vor dem Spektroskop.

Die Betrachtung aller dieser Punkte widersprach so vollständig jeder Möglichkeit der Umwandlung eines Elementes in ein anderes oder der Entwicklung eines solchen aus einem anderen.

Doch es kamen auch Neuentdeckungen, die wieder den Gedanken eines Urstoffs stärker aufleben ließen. Man entdeckte das „periodische System der Elemente", eine natürliche Reihenfolge, in welche sich die Elemente bei der Anordnung nach der Größe ihres Atomgewichts einfügen, eine periodische Wiederkehr von Eigenschaften verwandter Elemente. Ja sogar Aehnlichkeiten im Spektrum finden im „periodischen System" ihre Betonung.

So kam man zur Ansicht, daß ähnliche Elemente ähnlichen Bau besitzen müssen, wobei der Baustoff überall der gleiche ist, wogegen die Menge des Baustoffs und seine Anordung bei der Bildung des Atoms für das Element spezifisch wird: Der Urstoff war wieder stark in den Vordergrund getreten.

Nun brachte die Physik Ergebnisse ihrer Arbeit, die diese letztgenannten Ansichten festigten. Die Arbeiten von Lenard über Kathodenstrahlen ergaben, daß für die Durchlässigkeit irgend eines Körpers für Kathodenstrahlen nur die Quantität der Masse maßgebend ist, nie ihre Qualität. Hier verhalten sich also die Substanzen, als ob sie alle aus einem und demselben Stoff aufgebaut seien.

Es kommt Becquerel mit seinen Entdeckungen über Radioaktivität, deren eigentümliche Erscheinungen bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen: Es setzen die schwersten bekannten Elemente fortdauernd Energie von ganz neuartigem Charakter in Freiheit, ohne daß eine wahrnehmbare Veränderung der Materie oder eine Erschöpfung des Energievorrates zu verzeichnen gewesen wäre.

Die Forschungen ergaben, daß radioaktive Körper (z. B. Radium, Uranium, Polonium) zweierlei Arten von

Digitized by Google

Strahlen aussenden, Strahlen, bestehend aus Strömen stofflicher Teilchen mit vorderhand noch unbekannter Geschwindigkeit.[1]) Die eine Art von Strahlen, die α-Strahlen, besitzt eine etwas größere Masse als das Wasserstoff-Atom, wogegen die sogenannten β-Strahlen aus einem viel tausendmal kleineren Elektron bestehen.

An der Hand dieser Ergebnisse arbeitete Rutherford in Montreal eine Theorie aus, welche die wunderbaren Erscheinungen umfassend erklärt. Diese Theorie wurde auch allgemein angenommen.

Bei allen radioaktiven Elementen tritt ein selbsttätiger Zerfall in Atome leichterer Elemente ein, und zwar erfolgt diese Umwandlung in jedem einzelnen Falle streng nach einem sehr einfachen Gesetze: Bei jedem beliebigen radioaktiven Element zerfällt in der Zeiteinheit derselbe bestimmte Bruchteil der Gesamtzahl aller Atome. Das α-Teilchen -- an Masse ein wenig schwerer als das Wasserstoff-Atom — ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Helium-Atom, besteht also aus jenem Edelglas, das man noch mit keinem anderen Element zu einer Verbindung hat vereinigen können. Das Rest-Atom zerfällt in vielen Fällen wieder und wieder, stets nach demselben Gesetze wie zuvor, nur daß der Bruchteil, welcher in der Zeiteinheit umgewandelt wird, gewöhnlich bei den späteren Produkten sehr viel größer als bei den Ausgangselementen ist. So haben diese Zwischenprodukte nur eine sehr eng begrenzte Lebensdauer und liegen daher nur in verschwindend kleinen Mengen vor. Die so umgesetzten Mengen sind nur ganz minimale, die sich meist der Beobachtung entziehen würden. Es ist die ausgestrahlte Energie, die uns diese Prozesse mit Leichtigkeit verfolgen läßt. Sie ist ungeheuer groß und erlaubt so auch die Verfolgung der mit äußerster Langsamkeit verlaufenden Prozesse.

Nicht lange darauf erzielte die Rutherfordsche Theorie den Erfolg, daß sie eine Stütze durch das Experiment erhielt: Sir William Ramsay wies nach, daß das eine Zersetzungsprodukt des Radiums wirklich Helium ist.

Radioaktive Vorgänge können sich nicht gut in die bisherigen Vorstellungen der Chemie einpassen, wo alle bisher

---

[1]) Spätere Forschungen ergaben die Ausstrahlungsgeschwindigkeit der α-Teilchen zu 10,000 Kilometer in der Sekunde.

Digitized by Google

bekannten Umsetzungen mehr oder minder allmählich vor sich gehen.

Nach der neuesten Anschauung tritt die Umwandlung, mag sie für die ganze Masse auch noch so langsam vor sich gehen, für jedes Atom plötzlich ein; also keine allmähliche Veränderung in den Eigenschaften eines Atoms, bis es in ein anderes übergeht, sondern eine unvermittelte Metamorphose, oder häufiger eine Reihe von unvermittelnden, schrittweise vorwärtsgehenden Veränderungen seiner Eigenschaften, wobei als Begleiterscheinung die plötzliche Ausstoßung eines jeden α-Teilchens auftritt. Zwischen Radium und diesem ersten ausgestoßenen Teilchen, seinem ersten Produkt, besteht ein ebenso großer Unterschied wie zwischen zwei beliebigen Elementen, sagen wir Wasserstoff und Gold. Als allmählich kann diese Umwandlung in dem Sinne bezeichnet werden, daß sich in jeder Zeiteinheit nur ein ganz winziger Bruchteil der gesamten stofflichen Menge des radioaktiven Elementes umsetzt.

Noch ein zweites typisches Merkmal für radioaktive Prozesse gibt es: die Entwicklung erfolgt in der Richtung des Zusammengesetzten zum Einfachen. Alle früheren Anschauungen über die Zusammensetzung der Materie hingen an der Vorstellung des Aufbaues vom Urstoff zum zusammengesetzten Körper.

Die radioaktiven Prozesse erlauben uns, im Laboratorium diese Umwandlungen zu verfolgen. Die frühere spekulative Betrachtung des Urstoffs hatte nur die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß die Umwandlung des Urstoffes in längst vergangenen Zeiten erfolgt sei und unter Bedingungen, die wir nicht im Laboratorium verwirklichen könnten.

Und nun der wesentlichste Punkt, der uns auch die Erklärung gibt, warum wir nicht die Mittel in der Hand haben, nach unserem Belieben das eine Element in ein anderes umzuwandeln.

Es waren bisher die Energieumsetzungen, welche die Veränderung innerhalb des Atoms begleiten müssen, gänzlich außer acht gelassen worden. Nun, bei den Betrachtungen der radioaktiven Prozesse, sind sie in den Vordergrund getreten, und vieles gewinnt unter dieser Beleuchtung eine neue Bedeutung. Die früheren Hilfsmittel der chemischen Untersuchung, wie Wage und Spektroskop allein, sind un-

Digitized by Google

brauchbar für radioaktive Untersuchungen; nötig sind Instrumente, die uns einen Maßstab für die Energiemengen des Prozesses an die Hand geben, z. B. Elektroskope. Und diese zeigen uns, daß alle schon früher bekannten Energieveränderungen von so viel kleinerer Größenordnung sind, daß wir nicht hoffen können, mit den uns zu Gebote stehenden Hilfsmitteln den Gang der Umwandlung zu beeinflussen. Daran scheiterten bisher alle Versuche, die Elemente ineinander überzuführen. Daß die Umwandlungen mit solch kolossalen Energieveränderungen vor sich gehen, das erklärt auch, daß bisher bei allen radioaktiven Prozessen eine völlige Unabhängigkeit von den umgebenden Bedingungen gefunden wurde. Zerfällt ein Atom eines Elementes, so muß die Energiemenge, die nun beim Zerfall entwickelt wird, schon in ihm aufgespeichert gewesen sein und es nun unabhängig von der Umgebung machen, d. h. auch allen Kräften gegenüber unabhängig machen, die wir auf es einwirken lassen können.

Die Ergebnisse der radioaktiven Forschung bilden einen positiven Beweis für die Richtigkeit des Standpunktes, den die Chemie gegenüber der Lehre der Alchimisten einnimmt. Jetzt wissen wir, daß wir solche Umwandlungen niemals beliebig werden lenken können; denn die Energiemengen, die beim Uebergang eines schwereren Elementes in ein leichteres entwickelt oder beim umgekehrten Vorgang absorbiert werden würden, über diese Energiemengen können wir nicht verfügen und ohne sie sind wir hier machtlos.

Aber wie gesagt, was wir nicht können, das kann die Natur und sie zeigt uns diese Umwandlung in der einen Richtung: vom schwereren Element zum leichteren, vom Element, in dem der Urstoff komplizierter gebaut ist, zu dem mit dem einfacheren Bau.

Die β-Strahlen zeigen als Endprodukt das „negative Elektron". Und dieses negative Elektron, das ist der Stoff, in dem die heutige Wissenschaft den Urstoff sieht, den Stoff, aus dem alle Materie aufgebaut ist.

F. E.

Digitized by Google

Neues über Protozoenkrankheiten.

Nach einem fast zwanzigjährigen relativ sterilen Zeitabschnitt regt es sich jetzt gewaltig in der Erkenntnis und auch schon in der glücklichen Bekämpfung der von tierischen Parasiten verursachten Infektionskrankheiten. 1886 veröffentlichte Golgi seine Beobachtungen über zellenartige Gebilde im Blute von Malariakranken (Hämosporidien), welche er für die Ursache der Krankheit ansehen zu dürfen glaubte. Zwar stieß er lange Zeit noch auf skeptische Aufnahme seiner Anschauung, inzwischen aber hat sie sich glänzend bestätigt, und nicht zum geringsten wegen dieser Entdeckung hat der bedeutende, stille Gelehrte den Nobelpreis für ärztliche Leistungen in diesem Jahre erhalten.

Ein größtes Aufsehen erregender praktischer Fortschritt war es dann, als Grassi, Celli, dann Roß und andere die Stechmücken als Zwischenwirte der Malariaparasiten entdeckten und darauf ihre Abwehrmethoden gründeten: Schutz vor den Stichen dieser Mücken mittelst Moskitonetzen, Gittern vor den Fenstern usw., und möglichste Vertilgung mittelst Räucherungen, Entwässerung des Bodens, Aufgießen von Petroleum auf die Pfützen, in denen ihre Larven wohnen — eine Methode, die, um nur eines der neuesten Ergebnisse zu erwähnen, nach den Berichten des Wellcome-Laboratoriums in Chartum vorzügliche Dienste auch in tropischen Ländern, im Sudan geleistet hat. „Dank der Moskitokampagne hat die Malaria bedeutend abgenommen.“ Kaum minder wertvoll ist namentlich in wenig zivilisierten Gegenden die von Koch den Lebenserscheinungen der Hämosporidien genau angepaßte, auf deren Tötung berechnete Chininmethode, die die Ansteckung der Mücken durch das gesaugte Menschenblut zu vermeiden strebt, indem sie die Protozoen jeweils im Winter vor Entwicklung der Anopheles im Menschen zu vernichten strebt. In Italien hat die Cellische Chininmethode während des ganzen Jahres, verbunden mit mechanischen Methoden, die Malariasterblichkeit von 15,000 auf zirka 8000 herabgedrückt.

Dann kamen, um das Wichtigste zu erwähnen, die anfangs ebenfalls skeptisch aufgenommenen, dann immer sicherer anerkannten Entdeckungen über die den Protozoen zugehörigen Erreger der Schlafkrankheit und als weitaus das größte Ergebnis die Entdeckung eines tierischen Parasiten als Erreger der Syphilis. Endlos lang vermutet und gesucht mit einem

Digitized by Google

unermüdlichen Eifer, der, wenn ich mich nicht täusche, an die 30 verschiedenen Gebilde als den Bazillus der Syphilis hervorbrachte, hatte alle Forschung ihn nicht finden können. Immer war der Wunsch der Vater des Glaubens gewesen. Noch kurz vor Schaudinn hatte Siegel mit aller Bestimmtheit ein coccidienartiges Körperchen, d. h. ebenfalls einen tierischen Parasiten, den „Cytorrhyctes Luis" als Erreger der Syphilis beschrieben und damit ungewöhnliche Beachtung gefunden. Mit der Nachprüfung vom kaiserlichen Gesundheitsamt beauftragt, veröffentlichte dann der allzu früh inzwischen verstorbene Schaudinn, der die Befunde Siegels nicht bestätigen konnte, seine dabei gemachten Entdeckungen, die in zweifacher Richtung ganz Außergewöhnliches bedeuteten. Einerseits beschrieb sie zwei gleichzeitig in syphilitischen Produkten vorkommende, einander sehr ähnliche Spirillen, d. h. korkzieherartige Gebilde, und wies schon mit aller Entschiedenheit darauf hin, daß die leichter zu sehende, merkwürdigerweise bisher aber auch wenig oder gar nicht beobachtete Art nicht in Betracht kam, sondern nur die „Spirochaeta pallida"; andrerseits riß er diesen Parasiten aus seiner bisherigen systematischen Stellung als Bakterium heraus und erwies ihn als einen tierischen Parasiten, wahrscheinlich als Entwicklungsstadium eines auch in anderer Form auftretenden Organismus. Die Entdeckung wurde anfangs natürlich skeptisch aufgenommen, fand aber alsbald so viele Bestätigung, daß man jetzt wohl kaum mehr an ihren ursächlichen Zusammenhang mit der Syphilis zweifelt. Dazu trug bei, daß man die Spirochaeten auch im Nervensystem und bei syphilitischen Embryonen, Frühgeburten und Neugeborenen fand; vor allem aber auch ihr Vorkommen bei Affen, denen man nach der wiederum nur kurz vorher gemachten und auch wegen der früheren zahllos fehlgeschlagenen Versuche mißtrauisch aufgenommenen Entdeckung Metschnikoffs die Krankheit überimpfen konnte. Jetzt ist natürlich ein fieberhafter Eifer erwacht, den ganzen Umfang der durch Protozoen verursachten Krankheiten festzustellen, und im Uebereifer wird jetzt schon fast alles, was man von Infektionskrankheiten nicht erklären kann, als Protozoenkrankheiten angesehen. Siegel hatte z. B. Cytorrhyctes bei verschiedenen solchen gefunden und als Ursache angenommen; so bei Masern, Scharlach, Syphilis und Pocken. Seine Befunde sind aber jetzt ganz in den Hintergrund getreten und man hat auch die ursprünglich für die Syphilis aufgestellte Hypothese nicht weiter verteidigt, daß es vielleicht die Cytorrhyctesformen der Spirochaeten sind, wie diese vielleicht nur eine Entwicklungsform der Trypanosomen vorstellen.

Digitized by Google

Als sicher durch Protozoen verursacht ist außer den schon genannten namentlich eine Reihe von Tropenkrankheiten anzusehen: so die Dourine oder Beschälseuche, eine in Algier und Nordamerika endemische Pferdekrankheit, auch bei Eseln und Ratten beobachtet, deren Erreger das 1894 von Rouget entdeckte Trypanosoma ist, Surra bei Pferden und Rindern, Texasfieber, Kala-Azar, Nagana oder Tsetsekrankheiten bei Rindern, Pferden und Affen u. a., Mal de Caderas bei Pferden, die Amöbenruhr, Orientbeule, Leberabszeß, Tick-Fever bei Menschen, Krankheiten, bei denen teils Trypanosomen verschiedener Art, teils Spirillen und Amöben in Betracht kommen. Darüber hinaus sind Krankheiten noch bei Säugetieren, Vögeln, ja selbst Fischen, Insekten und anderen niederen Tieren beschrieben worden. die unter diese Kategorie fallen. Hat doch Schaudinn seine wichtigen Studien über dieses Gebiet mit der äußerst fruchtbaren eingehenden Beschreibung von Protozoen (Coccidien) in der Darmzelle von Tausendfüßlern begonnen.

Nun wäre mit der Entdeckung dieser Erreger an sich praktisch nicht viel genützt gewesen, wenn es nicht alsbald gelungen wäre, einerseits die Verbreitungsweise der Seuchen durch die Entdeckung der Parasiten in Zwischenwirten, ähnlich wie bei der Malaria, zu verfolgen und damit den Weg zu finden, um das Uebergreifen auf den Menschen vielfach abzuschneiden und andrerseits durch Beobachtungen über die Einwirkung von Medikamenten auf die Lebenserscheinungen der Parasiten im Menschen und in Versuchstieren aussichtsreiche Heilerfolge zu erzielen. In ersterer Richtung gelang es, Stechmücken, Flöhe, Wanzen, Zecken als Zwischenträger zu erweisen. Bezüglich der auch für unsere Kolonien bedeutsamen Schlafkrankheit gelang es Koch, durch mühsame und viele Kunstgriffe erfordernde Züchtung von Glossinen in der Gefangenschaft den Nachweis zu erbringen, daß die Glossina palpalis Zwischenwirt ist für den Erreger der Schlafkrankheit, das Trypanosoma gambiense (entdeckt von dem bei Erforschung des Zeckenfiebers jungverstorbenen Dutton), das sie bei ihren Stichen von kranken Menschen in sich aufnimmt und weiter überträgt. Vielleicht wird die Krankheit durch die Glossinen auch von Tieren auf den Menschen übertragen. Koch hat nämlich gefunden, daß bei der sehr verwandten Tsetse-Krankheit im wesentlichen nicht erkrankte Tiere, sondern scheinbar gesunde Büffel, Antilopen und Wildschweine immer wieder den Mücken das für ihr Leben nötige Blut und damit die Parasiten liefern. Diese können den wildlebenden Tieren wie auch Schafen und Ziegen

Digitized by Goo

offenbar nur wenig anhaben, so daß sie jahrelang in deren Blut weiter gedeihen, ohne daß das Tier verendet. Es wurde daher nachgeforscht, ob etwa die Trypanosomen der Schlafkrankheit vielleicht — wie dies vermutet wurde, nach der Art wie die Glossinen sich gerade an deren Lagerplätzen an Flußläufen und Seeufern aufhalten — in Krokodilen, Vögeln, Nilpferden, Fischen, Eidechsen, Wasservögeln vorkommen. Ein positives Resultat ergab sich noch nicht. Es waren wohl Trypanosomen, auch Coccidien, aber nicht das Trypanosoma gambiense nachzuweisen, wie auch in den Glossinen verschiedene Arten von Trypanosomen vorkommen — wie man sieht recht komplizierte Verhältnisse.

Im Gegensatz zu der Malaria und zum gelben Fieber, dessen noch unbekannte, vielleicht dem Malaria-Parasiten verwandte Erreger jedenfalls durch eine Stechmücke (Stegomyia fasciata) dem Menschen eingeimpft werden, ist der bei diesen Seuchen erfolgreiche Versuch der Vertilgung der Mücken, bei der Schlafkrankheit wohl auch aufgenommen worden, z. B. durch Zerstörung von größeren Strecken Buschwald, der ihnen Unterschlupf gewährt, aber bald, und zwar besonders deshalb aufgegeben worden, weil nach den Erfahrungen Kochs bei richtiger Anwendung des Atoxyls die Krankheit sich bedeutend bessern, ja in vielen Fällen vielleicht heilen läßt, so daß es scheint, als ob das Atoxyl ein ähnliches Spezifikum gegen die Schlafkrankheit wäre, wie das Chinin gegen die Malaria. Mit dem abschließenden Urteil über die Dauererfolge ist Koch noch zurückhaltend, weil er noch auf eine relativ kurze Versuchszeit zurückblickt und trotz seiner guten Erfolge die Berichte anderer Aerzte im Auge hat, die wohl eine Besserung aber keine von Dauer und keine in allen Fällen wahrnehmbare erlebt haben. Bei Versuchen im kaiserlichen Gesundheitsamt hat sich z. B. das Atoxyl bei experimentell erzeugter Trypanosomiasis ebenso wie bei der Schlafkrankheit bewährt. Es verschwinden die Parasiten aus dem Blut und lassen sich auch nach mehrwöchiger Beobachtung nicht nachweisen. Andrerseits war das Blut der verwendeten Ratten doch noch gelegentlich infektionsfähig. Da Schaudinn gewisse Spirochaeten als besonderes Entwicklungsstadium von Trypanosomen ansah, so wurde auch bei einer Spirillose (bei Hühnern) das Atoxyl angewendet und es wurde eine Abtötung der Spirillen erzielt, von denen nur gelegentlich noch einzelne Exemplare übrig blieben, die dem gleichen Tiere keinen Schaden mehr tun können, sondern erst bei Ueberimpfung auf andere Hühner sich noch lebensfähig erweisen. Bei dem auch durch Spirillen erzeugten Tick-Fieber hat sich aber

Digitized by Google

das Atoxyl bisher nicht bewährt. Es stehen sich also noch ziemlich entgegengesetzte Erfahrungen gegenüber.

Beide hat Ehrlich bestätigen können in einem geistvollen Vortrag in der Berliner Medizinischen Gesellschaft. Es mußten Hunderte von Substanzen gegen die Protozoenkrankheiten probiert werden, ehe eine oder zwei zum Versuch am Menschen empfohlen werden konnten. Dabei ergab sich freilich dann ein Einblick in das Wie und Warum der Heilung, und eine Bestätigung der von ihm seit 25 Jahren verfolgten Idee über den Zusammenhang von chemischer Konstitution der Medikamente und ihrer Heilwirkung. Er ging seinerzeit von der Idee aus, daß Stoffe, die starke Affinität zu gewissen Geweben dadurch zeigen, daß sie dieselben z. B. in mikroskopischen Schnitten besonders färben, auf sie auch im Leben eine Einwirkung haben könnten. Diesen Gedanken hat er bei dem Methylen-Blau wegen seiner Affinität zum Nervensystem in die Praxis umgesetzt durch dessen Empfehlung gegen Neuralgie, wo es sich tatsächlich bewährte. Aus gleichen Gründen empfahl er das Mittel auch gegen Malaria, wo es sich bei nicht tropischen Formen bewährt hat. Ganz ähnlich hat er das Trypanrot, das starke Verwandtschaft zu den Trypanosomen zeigt, bei experimentell erzeugter Trypanosomiasis bewährt gefunden. Es haben sich dann noch verschiedene andere Farbstoffe als wirksam erwiesen, z. B. die an dem Institut Pasteur hergestellten blauen Farbstoffe, das Malachit-Grün und das Fuchsin, das er in eine innerlich darreichbare Form überführte.

Eine andere wichtige Gruppe von Medikamenten, die von der arsenigen Säure abzuleiten ist, wurde von Laveran im Experiment mit Erfolg angewendet und von der Liverpooler Schule als Atoxyl, das ja auch ein Arsenpräparat ist, sogleich beim Menschen versucht. Das Mittel hat nun, in großen Dosen injiziert, wunderbaren Erfolg gehabt. Und doch konnte Ehrlich zunächst keine Erfolge damit erzielen. Das brachte ihn unter anderem darauf, das Verhalten der Trypanosomen gegen die Verfütterungen der gegen sie angewandten Stoffe zu studieren. Dabei zeigte es sich, daß die Parasiten genau wie der menschliche Körper sich gegen die angewendeten Gifte festigen, immunisieren. Wenn man z. B. Fusin anwendet, so verschwinden anfangs die Parasiten aus dem Blut, aber allmählich bleibt es wirkungslos. Daß es nicht der Körper des Wirtes, z. B. der infizierten Maus ist, der das Fuchsin unwirksam macht, geht daraus hervor, daß bei Einspritzung der Parasiten in eine andere Maus der gleiche Mißerfolg

Digitized by Google

erfolg bestehen bleibt. Und das Merkwürdigste ist, daß diese Immunität sich auf viele Generationen der Parasiten — bei Fuchsin schon auf 36 und mehr, bei Atoxyl schon auf 92 — nachweisen ließ.

Die so gegen den roten Farbstoff immunisierten Parasiten waren dagegen widerstandslos oder widerstandsschwach gegen einen blauen Farbstoff. Es müssen also schon bei diesen niedersten, einzelligen Tieren verschiedene Teile der Zellen für verschiedene Gifte verschieden empfänglich sein. Tatsächlich ließ sich z. B. bei Paramäzien schon durch ganz schwache Trypanrot-Lösung ihre Fortpflanzungsfähigkeit vernichten, obgleich sie in jener ganz gut leben können. Aus diesen Beobachtungen ergeben sich Rückschlüsse und Erklärungsmöglichkeiten für die verschieden lautenden Erfahrungen bezüglich der Erfolge mit Atoxyl und ähnlichen Körpern. Andrerseits aber die praktische Folgerung einer kombinierten Behandlung der Krankheiten mit Stoffen, die nicht die gleichen Angriffsflächen bei den Parasiten haben. So hat sich nach Ehrlich die Kombination von roten und blauen Stoffen bewährt, um die Infektion mit Trypanosomen innerhalb einer Woche zu heilen. Man müßte also bei der Schlafkrankheit, wenn mit dem einen Mittel keine Erfolge zu erzielen wären, die Parasiten im Reagenzglas nach Entnahme aus dem Blut auf ihre Angriffsfläche untersuchen und zusehen, wo ihre empfindlichste Seite liegt, um eine richtige, in zähen Fällen kombinierte Behandlung systematisch anzubahnen.

Selbst für die Syphilis, wo sich das in der Praxis längst bewährte Quecksilber jetzt auch theoretisch als ein richtiges Mittel nachweisen läßt, da es für Spirochaeten sehr giftig ist, scheint die Entdeckung des Erregers neue wichtige Gesichtspunkte bezüglich Behandlung zu ergeben. So wird sich vor allem die vielumstrittene Frage der Frühbehandlung lösen lassen.

Es entrollt sich also in diesen Forschungen nicht nur ein Bild von einem ganz neuen Naturreich, sondern erfreulicherweise auch wieder ein Sieg menschlicher Ueberlegenheit über unheimliches Naturwalten.

Dr. Neustätter.

Die Petroleumquellen am Tegernsee.

Von Friedr. Oertel.

Die bayerische Hof- und Staatsbibliothek besitzt unter den vielen kostbaren und farbenprächtigen Bücherschätzen aus der einst sehr reichen Benediktinerabtei Tegernsee einen unscheinbaren

Digitized by Google

Einblattdruck der Klosterdruckerei, betitelt: „Ursprung, Wirkung und Gebrauch des sogenannten heiligen Quirin-Oeles, welches bei Kloster Tegernsee in Oberbayern aus der Erde hervorfließt." Unter einem Stich, der den heiligen Quirian auf Wolken über dem Kloster Tegernsee schwebend darstellt, wird der umfangreiche Text durch zwei Gebete eingeleitet, welche die Wunderheilkraft dieses Oeles erhöhen sollten, dann folgt in ausführlicher Weise die Beschreibung der Wunderkuren. Aus diesem Einblattdruck erfahren wir, daß die erste Entdeckung um das Jahr 1430, unter dem frommen Abt Kaspar geschah. Dieser Abt (Ayndorfer) übernahm im Alter von 24 Jahren 1426 die Regierung über das mächtige, aber durch Mißwirtschaft schwer in Schulden gekommene Kloster, um es mit tatkräftiger Hand bald wieder zu heben. Der junge Abt ließ durch geübte Laienbrüder, unter der Leitung des Steinmetzen Hanns aus München, die teilweise verfallenen Klostergebäude neu aufbauen, in St. Quirin statt der Holzkapelle eine Kapelle aus Stein errichten, in Holzkirchen den großen Marktbrunnen herstellen und war überhaupt für das Emporblühen der Abtei besonders tätig. Dies alles erforderte viel Geld, und um dem Kloster neue Einkünfte zuzuführen, wurde das durch Laienbrüder entdeckte Oel durch den erwähnten Einblattdruck angepriesen und als Wunderarzneimittel verkauft. Von den vielen wundertätigen Wirkungen wollen wir „wortgetreu" nur einige verzeichnen. Zum Beispiel 1. „Die wunderbarliche Kraft dieses Oeles wurde gleich anfangs in Heilung der Lahmen und Gichtbrüchigen, besonders aber der durch das Feuer beschädigten an den Tag geleget. 2. Ferner für Flüsse und andere Verstopfungen des Gehöres nimmt man Baumwolle, verstopft damit das Ohr, an welchem man übel höret, leget sich darauf. und läßt sich ein oder andere Tropfen in das gesunde Ohr gießen, so fließt es durch das schadhafte Ohr hinaus und bringet wieder das Gehör. 3. Hilft zur Verdauung und erwärmet den Magen, welcher auch von außen kann geschmieret werden. 4. So eine Frau von der Leibesfrucht oder Nachgeburt nicht kann erlediget werden, einige Tropfen im warmen Wein eingenommen usw." So findet man viele einzelne Wunderkuren, die noch ausführlicher im Parnassus boicus verzeichnet sind, und ein Mönch besang sogar in lateinischen Versen die Wunderkraft dieses Oeles.

Mit der reichen Abtei verschwanden Jahrhunderte im Strome der Zeit und als 1803 die Säkularisation die Klosterpforten für immer verschloß, schrieb Dr. Joseph v. Hefner, daß das Wunderöl mit seiner abenteuerlichen Anpreisung, die Maß zu vier Gulden,

Digitized by Google

noch immer bei dem Glaser in Tegernsee erhältlich sei. Noch viele Jahre benützte man das Oel unter den Landleuten zwischen dem Hirschberg und Wendelstein als Arzneimittel und, wie einstens der alte Wirt von Rottach meinte: „Weil's gleich ist", auch als — Wagenschmiere.

Die alten Erdölquellen selbst befinden sich am Westufer des Sees, unweit des Dorfes Wiessee. Hart an der Straße, an dem Ausflusse des Breitenbachs, liegt der Finnerhof. Von dort führt in 15 Minuten der Weg aufwärts zum Kobognerhof, dessen Besitzer, Baurat Dr. v. Rippel in Nürnberg, das dort vorkommende Erdöl gewinnen läßt. In nächster Nähe dieses Hofes befinden sich nämlich die Erdölquellen. Die St. Quirin-Oelkapelle, ein massiv gebautes Häuschen, überdeckt die Quellenfassung. Eine Tafel belehrt, daß diese nach dem heiligen Quirin benannten Steinölquellen, welche in einer Ablagerung von Torf und Tonmergel entspringen, 1450 (?) entdeckt, aber 1828 neu gefaßt wurden. Während zur Klosterzeit die jährliche Ausbeute bis zu 500 Maß betragen hat, werden jetzt jährlich Tausende von Litern durch abwechselndes Auspumpen einzelner Bohrlöcher erzielt. Das Oel hat eine olivengrüne Farbe und einen aromatischen, erdharzigen Geruch. Die verschiedenen, teilweise interessanten Analysen, zum Beispiel 1803 von Dr. Graf, 1819 von Professor Buchner und 1832 von Professor Dr. Fr. v. Kobell, bekunden das große wissenschaftliche Interesse, welches man diesem Vorkommen schon vor vielen Jahren entgegenbrachte. Aber auch bedeutende Forscher und Schriftsteller, wie 1792 Matthias Flurl, 1793 Franz von Paula Schwank, 1815 Joseph von Obernberg u. a. wiesen in eingehender Weise auf das interessante Oelvorkommen hin und betonten, wie notwendig und unter Umständen gewinnbringend es wäre, einen richtigen Bergbau darauf zu eröffnen. In den Jahren 1838—1840 versuchte die Generalbergwerks-Administration, durch Anlage von Schächten und Stollen die Quellen aufzuschließen, allein der Erfolg war sehr gering, da der bayerische Staat eine größere Summe nicht riskieren wollte. Das Verdienst, den Erdölquellen am Tegernsee in den letzten 20 Jahren mehr Aufmerksamkeit zugewendet zu haben, gebührt vor allem Dr. Wilhelm v. Gümbel. In Wort und Schrift war der berühmte Geologe bemüht, das Vorkommen näher zu beschreiben, und als die Allgemeine Zeitung im Jahre 1886 Gümbel veranlaßte, in der Wissenschaftlichen Beilage eine Abhandlung darüber zu schreiben, wurde das Interesse für den Gegenstand in der ganzen wissenschaftlichen Welt dadurch geweckt.

Digitized by Google

Schon im Jahre 1861 schrieb Gümbel in seiner geognostischen grundlegenden Beschreibung des bayerischen Alpengebietes über die bergmännische Gewinnung des Oeles und zwar, daß mit Bestimmtheit anzunehmen sei, daß das Erdöl in größerer Tiefe entspringt. Und Gümbel hatte recht. Die weiteren, durch eine Privatunternehmung ausgeführten Bohrversuche in den Jahren 1881—1884, ferner 1898—1899, ergaben allerdings bei einer Tiefe von über 100 Meter weniger Oel, allein die Bohrlöcher wurden viel zu nahe aneinander und statt, wie Gümbel ausdrücklich betonte, an dem Seeufer, in unmittelbarer Nähe der Oelkapelle selbst niedergebracht. Die Ergebnisse waren zu unbedeutend, um eine lohnende wirtschaftliche Ausnutzung zu versprechen, und die Versuche wurden eingestellt, bis vor wenigen Jahren eine holländische Gesellschaft mit bedeutendem Kapital in allernächster Nähe des Dorfes Wiessee, unmittelbar am See, mit umfangreichen Bohrversuchen ihren Betrieb eröffnete. Die „Erste bayerische Petroleum-Gesellschaft“ ist eine Zweiggesellschaft der holländischen Petroleum-Kompagnie, welche durch ihre Erdöl-Werke in Holländisch-Indien, und zwar auf der Insel Java, sich einen Ruf verschaffte.

Nimmt man mit der Bahn oder mit dem Boot seinen Weg nach Tegernsee, so erblickt man am Westufer dicht neben Wiessee vier stattliche Bohrtürme, welche durch den dicht daneben aufsteigenden Rauch erkennen lassen, daß dort reger Betrieb herrscht. Die Auffindung und Ausbeute des einstens wundertätigen Quirinöles wird mit vier mächtigen Dampfbohrapparaten erreicht, und der Erfolg darf teilweise als sehr gut bezeichnet werden. Bei einer Tiefe von 512 Meter wurde in einem Bohrloch ein reichhaltiger Oelzufluß von 1000 Litern pro Tag erzielt, jedoch läßt die Gesellschaft eine noch größere Tiefe erbohren, um eine Steigerung des Oelzuflusses zu erzielen. Die großen Bohrapparate sind teils kanadisches, teils Trauzl-System; wegen der enormen Feuersgefahr durch die aufsteigenden Benzolgase muß der Dampferzeuger in einer vom Bohrturm entfernt und isoliert gelegenen Hütte betrieben werden. Rings um die Bohrtürme ist der schwammige Seeuferboden mit Oel getränkt und eine kleine Versuchs-Gasometeranstalt zeigt, wie die Bohrlochgase für Gasolin gewonnen werden können.

Die neuesten hier vorhandenen Fortschritte der Bohrtechnik lassen erkennen, daß die Erdölquellen jetzt sachgemäß erschlossen werden. Aber nicht nur am Seeufer, auch im See selbst werden die Bohrungen fortgesetzt werden. Die Gesellschaft hat bereits

Digitized by

die staatliche Genehmigung dazu erhalten. Der Bohrturm wird auf zwei großen Schiffen montiert, die im See verankert werden.

Das Entstehen der Erdölquellen hat in wissenschaftlichen Kreisen selbstverständlich zu verschiedenen Anschauungen geführt. Gümbel war der Meinung, daß das Oel dem Hauptdolomit entquillt und dadurch entstanden ist, daß vorhandene tierische Ueberreste (Fische) im Erdinnern durch hohe Erdwärme einem Destillationsprozeß unterworfen wurden und daß das Destillationsprodukt als Oel seinen Weg durch Spalten zur Erdoberfläche findet. Dr. W. Fink, welcher über das Vorkommen eine sehr interessante Abhandlung in den bayerischen geognostischen Jahresheften geschrieben hat, tritt dieser Anschauung entgegen und meint, der Flysch sei primär ölführend. Jedenfalls sind die Forschungen über das Entstehen noch nicht abgeschlossen. Die Qualität des Oels wird durch die Analyse von C. Kraemer der des pennsylvanischen Erdöls gleichgestellt und zu den besten gerechnet. Bei Versuchen zum Betriebe des Diesel-Motors verwendet, ergab das Oel überraschend günstige Resultate.

Voraussichtlich wird bei den vorzüglichen technischen Einrichtungen der Gesellschaft in Wiessee das Erdölvorkommen noch reiche Früchte tragen, trotzdem die Bohrversuche ein enormes Kapital verschlingen. Wirtschaftlich wäre es für Bayern ein großer Vorteil, wenn es gelingen sollte, die Erdölquellen von Tegernsee in reichem Maße zu erschließen.

Die neuen elektrischen Glühlampen.

Von Dr. C. Richard Böhm (Berlin).

Zwischen den industriellen „Lichtbringern“ unserer Zeit ist ein heißer Kampf „entbrannt.“ „Hie Gas — hie Elektrisch“ ist das Feldgeschrei, und einer späteren Zeit ist es vorbehalten, den endgültigen Sieg eines der beiden Kämpen in dem Reiche des Lichtes zu entscheiden und sich der damit verbundenen Segnungen zu erfreuen. Vorläufig gibt es auf jeder Seite Vorteile und Nachteile, die von der feindlichen Partei mit starkem Interesse überwacht bezw. geschickt ausgenutzt werden.

Sehen wir uns heute einmal die Schlachtordnung der unter dem Palladium des elektrischen Funkens kämpfenden Partei etwas näher an.

Bei der elektrischen Beleuchtung ist einer der Hauptfaktoren, die zum Siege führen könnten, der Glühfaden und seine Be-

Digitized by Google

schaffenheit. Die letzten sechs Jahre galten seiner Fürsorge und Vervollkommnung. Nernst gelang es durch geeignete Zusammensetzung des Glühstäbchens, eine Lampe zu schaffen, die relativ eine ziemliche Verbreitung gefunden hat. Bald aber zeigte sich der fundamentale Nachteil der Nernstlampe, der in der Eigenschaft besteht, daß erst in der Wärme der elektrische Strom eine Leitung findet. Auer v. Welsbach suchte hierauf erfolgreich nach einem neuen Glühkörper unter den Metallen, der nur im elektrischen Lichtbogen allerdings zum Schmelzen zu bringen ist, der elektrischen Glühlampe jedoch bei einem geringen spezifischen Effektverbrauch eine lange Lebensdauer garantiert. Das Erscheinen dieser sogenannten Osmiumlampe darf als eine neue Aera in der elektrischen Glühlichtbeleuchtung begrüßt werden, denn sie gab den Anstoß zu einer Reihe weiterer Erfindungen, die teilweise den Stempel eines wesentlichen Fortschrittes tragen und zu großen Hoffnungen berechtigen. So viel ist zu erwarten, daß die langjährige unbestrittene Alleinherrschaft der Kohleglühlampe gebrochen werden wird. An die Seite der Osmiumlampe trat bald die Tantallampe. Nach einer Reihe von Versuchen in der Praxis kann man konstatieren, daß in dieser Lampe ein ganz beträchtlicher Fortschritt verwirklicht ist. Der billigere Preis und die Verwendung für höhere Spannungen schaffen ihr ein Uebergewicht über die Osmiumlampe. Ueber ihr Erscheinen ist die Freude aber deswegen keine ungeteilte, weil ihre Brenndauer bei Wechselstrom im praktischen Gebrauch eine allzu geringe ist. Anfangs nach 100 Stunden, brennen diese Lichtspender neuerdings bei Wechselstrom schon nach 50, ja sogar nach 10 Stunden durch.

Tantal heißt übrigens augenblicklich die Devise in den Werkstätten von Siemens u. Halske. Ein ganzes Heer von Chemikern ist hier auf der Suche nach anderen Verwendungsgebieten für dieses vertrauenerweckende Metall. Werkzeuge und andere Fabrikationsgegenstände sollen aus Tantal bezw. Tantallegierungen hergestellt werden. Ein größeres Laboratorium für den chemisch-metallurgischen Teil der Tantalgewinnung ist dafür hergerichtet, und da Tantalerze heute in allen Mengen billig zu haben sind, so ist zu erwarten, daß der modernste Zweig chemischer Technik bald für die preiswerte Gewinnung von Tantalmetall sorgen wird.

Da die Wissenschaft in letzter Zeit, besonders durch die Arbeiten des französischen Chemikers Moissan, zu der Erkenntnis gelangt ist, daß bei hohen Temperaturen die Metalloxyde (Ver-

Digitized by Google

bindungen von Metall mit Sauerstoff), die man bisher für beständig hielt, leicht zu zersetzen sind, so reduzierte man in dem elektrischen Lichtbogen alle Metalloxyde durch Kohle. Hierbei ergab sich aber, daß viele Metalloxyde, anstatt Metall zu liefern, bei den hohen Temperaturen wohldefinierte Verbindungen von Kohlenstoff und Metall, Karbide, ergeben.

Entgegen dem Calcium-Karbid, das durch Wasser zersetzt wird und das bekannte Acetylengas liefert, findet das Zirkon-Karbid, welches gegen Wasser beständig ist, in neuerer Zeit Verwendung für die Herstellung elektrischer Glühfäden.

Nach mehreren belanglosen Versuchen der inzwischen aufgelösten Elektrodon-Gesellschaft tritt neuerdings das Zirkon-Glühlampenwerk von Dr. Hollefreund u. Co., Berlin, mit einer verbesserten Zirkonlampe auf den Plan, die nach seinen eigenen und des Stadtingenieurs Boje (Stettin) Angaben mit ein Watt pro Kerze brennen soll. Es handelt sich hier nicht, wie man nach der Bezeichnung Zirkonlampe annehmen könnte, um eine Metallampe analog der Osmiumlampe, sondern um eine Karbidlampe, bei der der Kohlenstoffgehalt durch geeignete Zusätze und Verfahren heruntergedrückt ist. Das Karbid hat damit eine Verwendung für elektrische Glühfäden gefunden, die schon lange für die genannten Zwecke in Vorschlag kam.

Nachdem die mit Karbiden erzielten Resultate dennoch nicht den gehegten Erwartungen entsprachen, wurde erst durch Zusätze von anderen schwer schmelzbaren Metallen, wie z. B. Wolfram und Ruthenium, ein Zirkonfaden erzielt, dessen Schmelzpunkt bedeutend höher liegt als derjenige der normalen Zirkonkarbidfäden. Hier ist nach Bojes Angaben ein Fortschritt zu verzeichnen. Die Zirkonlampen brannten mit 0.6 Watt pro Kerze über 120 Stunden und mit 1 Watt über 1000 Stunden, wobei sie in den ersten 500 Stunden fast konstante Werte zeigten, d. h. unverändert im Stromverbrauch und in der Lichtstärke blieben. Die Länge des Fadens beträgt bei 0.6 Millimeter Stärke zirka 5 Millimeter für ein Volt. Der Preis einer 40voltigen Lampe ist 3 M, einer 75 voltigen 3.50 M und einer 120voltigen 4 M.

Neben der verbesserten Zirkonlampe trat auch eine Iridiumlampe in die Reihen der Kämpfer. Iridium ist ebenso wie das Osmium ein zur Platingruppe gehörendes Metall, dessen Verwendung für elektrische Glühlampen bereits 1878 Edison vorgeschlagen hatte. Das Iridium ist jedoch außerordentlich hart und spröde und läßt sich nicht zu Drähten präparieren. Allenfalls bequemt es sich durch Auswalzung zu einer Dicke von etwa

Digitized by Google

0.8 Millimeter. Um es dennoch zur Verwendbarkeit in Glühlampenfäden zu zwingen, hat das Gülcherſche Verfahren ein eigenes Rezept gefunden: Iridiummohr wird mit Hilfe eines organiſchen Bindemittels zu einer Paſte angerührt, aus der man dann in üblicher Weiſe die Fäden preßt, ſie jedoch, entgegen anderen ähnlichen Verfahren, an der Luft ausglüht, und nicht in einem luftverdünnten oder mit indifferenten Gaſen gefüllten Rezipienten.

Aber auch die Iridiumlampe, ebenſo wie die Osmiumlampe gehört ins Hintertreffen, da ſie ebenfalls nur für niedere Spannungen beſtimmt iſt und das natürliche Vorkommen des Iridiums ebenſo wie dasjenige des Osmiums außerordentlich begrenzt iſt. Die Iridiumlampe wird nur für Spannungen bis 24 Volt fabriziert und koſtet etwa 3.50 M. Die Lampen brennen mit 1 bis 1.5 Watt pro Kerze.

Die allerneueſte Erſcheinung auf dem Kampfplatz des Lichts, die den Metallfadenlampen ſich einreiht, iſt die Wolframlampe. In ihr ſind zum erſtenmal Glühfäden aus reinem Wolfram und Molybdän hergeſtellt. Es ſind dies Kohlefäden, die in einer Atmoſphäre flüchtiger Wolfram- oder Molybdänverbindungen elektriſch erhitzt ſind. Die Ausgeſtaltung der den Herren Dr. Alexander Juſt und Franz Hanaman in Wien patentierten Wolframlampe wurde bei der Vereinigten Elektrizitäts-Aktien-Geſellſchaft in Ujpeſt durchgeführt, die für Oeſterreich-Ungarn die Lampe fabrizieren wird. Die deutſchen Patente ſind Eigentum der Wolfram-Aktien-Geſellſchaft in Augsburg.

An Kohlenſtoff iſt alſo auch das Verfahren von Juſt gebunden. Um ihn als kriegsuntüchtig zu beſeitigen, hat Dr. Werner v. Bolton den Weg zu den gezogenen, ſchwer ſchmelzbaren Metalldrähten gezeigt, und neuerdings hat der Wiener Chemiker Dr. H. Kuzel ſich ein Verfahren patentamtlich ſchützen laſſen, das die Herſtellung ungezogener Glühfäden aus ſchwer ſchmelzbaren amorphen Metallpulvern ohne Hilfe eines organiſchen Bindemittels geſtattet. Die Kuzelſchen Wolframlampen kommen ebenfalls aus Oeſterreich und ſollen nach den Angaben ihres Fabrikanten mit einer Oekonomie von 1 bis 12 Watt pro Kerze brennen. Die Nutzbrenndauer beträgt 1000 Stunden, wobei die durchſchnittliche Lichtabnahme nicht mehr als 10 bis 15 Prozent der anfänglichen Lichtſtärke beträgt. Das Durchbrennen ſoll wie bei der Tantallampe nur höchſt ſelten die Lampe unbrauchbar machen, da faſt immer, wenn der Faden reißt, ein Zuſammen-

Digitized by Google

schweißen desselben stattfindet und die Lampe weiter brennt. Das Glühlampenwerk von Gebr. Pintsch hat das deutsche Patent erworben, und bereits in nächster Saison werden sie ihr „Licht leuchten lassen".

Die langjährigen Erfahrungen in der Erzeugung von Metallfadenlampen, die der Auer-Osmiumlicht-Unternehmung in Wien und der Deutschen Gasglühlicht-Gesellschaft zur Verfügung stehen, kamen ihnen natürlich auch bei den neuen Wolframlampen, die die erstere Gesellschaft als Osmin-, die letztere als Osram-Lampen ins Feld führen, zugute. Die Osminlampen sollen bei 120 Volt 40 Kerzen und bei 220 Volt 80 Kerzen zeigen. Bei der Osramlampe, über die nähere Mitteilungen demnächst zu erwarten sind, handelt es sich jedenfalls, wie das Anagramm besagt, um eine Legierung von Osmium und Wolfram. Somit ist die bisherige Annahme, daß Legierungen den Schmelzpunkt herabmindern und für elektrische Glühfäden nicht geeignet seien, hinfällig. Nach Kuzel liegt sogar die Vermutung nahe, daß die hohe Leistungsfähigkeit der neuen Metallfäden nicht allein von der Höhe des Schmelzpunktes der verwendeten Metalle abhängt, sondern vielmehr auch in dem Umstande zu suchen ist, daß Legierungen, und zwar in der Form ihrer eutektischen Metallverbindungen, angewandt werden, welche physikalische Eigenschaften besitzen, die von denen der Komponenten wesentlich verschieden sind. Die Osramlampen werden sich an Leuchtkraft und Lebensdauer den Osminlampen ebenbürtig zeigen.

Mit weithin schallender Reklametrommel wird neuerdings das Erscheinen einer Wolframlampe verkündet, welche die vierfache Lichtausbeute der Kohlenfadenlampe, also einen spezifischen Verbrauch von 0.8 Watt pro Kerze, haben soll, ja man spricht sogar von 0.5 Watt pro Kerze und will damit der Gasglühlichtbeleuchtung endgültig den Todesstoß versetzen. Der objektive Beobachter kann diesen baldigen entscheidenden Ausgang des Lichtkampfes billig bezweifeln, denn die neuen Wolframlampen befinden sich noch im Stadium der Laboratoriumsentwicklung bezw. Fabrikationsvorbereitung, sind also noch nicht einmal mit ihrer kriegstüchtigen Entwicklung fertig.

Wie wir gesehen haben, arbeitet eine Reihe von Erfindern an der Herstellung der Wolframlampe. Von allen ihnen ist bisher nur auf die erste Justsche Anmeldung eine Patenterteilung erfolgt. Es läßt sich somit heute noch nicht übersehen, welches der verschiedenen Verfahren einen wirksamen Patentschutz genießen wird, ebenso wenig wie sich heute beurteilen läßt, welche

Digitized by Google

Glühlampe für den Ernstkampf auf der Seite der Elektrizität ins Vordertreffen kommen wird.

Die elektrische Glühlichtbeleuchtung ist bis jetzt nur eine Luxusbeleuchtung. Erst bei einem Verbrauch von 0.5 Watt pro Kerze wird das elektrische Licht ungefähr so billig wie das Gasglühlicht, vorausgesetzt, daß der jetzige Energiepreis von zirka 40 bis 50 Pfenig für die Kilowattstunde erhalten bleibt. Damit würde aber eine Entwicklung und Ausgestaltung der Elektrizitätswerke verbunden sein, gegen die der jetzige Stand und die Größe dieser Werke nur als bescheidener Anfang bezeichnet werden muß.

Wir, die wir mit Interesse der entfesselten Kampflust zuschauen, können dabei, wie die Entscheidung auch fallen mag, immer nur gewinnen.

Professor Weules ethnographische Forschungen in Deutsch-Ostafrika.*)

yo. Berlin. Der ethnographischen Erforschung des Südostens unserer Ostafrikanischen Kolonie galt die Expedition, die Professor Dr. Weule, der Direktor des „Museums für Völkerkunde“ in Leipzig, mit Unterstützung des Reiches und unter Anleitung der landeskundlichen Kommission der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts vor kurzem durchgeführt hat. In seinem Berichte in der Berliner „Anthropologischen Gesellschaft“ gab der Forscher eine Uebersicht über seine Methoden und einige Ergebnisse. Er legte eine Darstellung von Boden, Klima und Siedlungsverhältnissen des Makondeplateaus zugrunde und konnte, insbesondere, da er viele kinematographische Aufnahmen gemacht hat, die Technik der dort wohnenden Stämme in Bildern veranschaulichen, deren Keramik namentlich im Hinblick auf prähistorische Töpferei nicht wenig beachtenswert erscheint. Auch einige Proben von heutiger Negerkunst erschienen auf der Projektionsfläche.

Die Ausdehnung seiner Reisewege beträgt etwa 2000 Kilometer in der Luftlinie, und Professor Weule hat insbesondere das Gebiet des mittleren und unteren Ruwuma durchmessen, hier die Resultate Fülleborns ergänzend, der nur den oberen Ruwuma besucht hatte. Die Stämme der Yao, Makua, Makonde, die Wangoni-Enklave im Südosten der Kolonie konnten besucht und ethnographisch erforscht werden.

*) Nach den Mitteilungen des Forschers in der Berliner „Anthropologischen Gesellschaft“.

Digitized by Google

Auch ethnographische Seltenheiten hat Prof. Weule beobachten können, soziale Verhältnisse bei den Eingeborenen, die den bisherigen Reisenden unbekannt geblieben waren. So hatte er das Glück, dem Gesamtverlaufe der Pubertätsfeste bei Knaben und Mädchen beizuwohnen, die in der Zeit vom Juni bis zum September gefeiert werden. Er traf in der Kolonie einen Norweger, Niels Knudsen, der seit sechs Jahren unter den Eingeborenen lebt und in seinem ganzen Denken ein Neger geworden, auch ebenso unkritisch wie ein solcher geblieben ist. Neben dem Kinematographen führte der Forscher auch den Phonographen bei sich. und es ist ihm gelungen, viele Tanz- und Kultlieder, dazu „Arbeitslieder" aufzunehmen. Der „Kraftmesser" v. Luschans, ein Stahloval, an dem die Last zu ermessen ist, die ein Mann heben kann, leistete dem Reisenden gute Dienste, indem er durch die Proben mit dem Instrument seine Neger bei guter Laune halten konnte. Es ist von Interesse, daß ein Neger 8 bis 10 Stunden eine sehr schwere Last auf dem Kopfe zu tragen imstande ist, aber kaum mehr als 30 Kilo zu heben vermag.

Im Juni 1906 brach Professor Weule von Dar-es-Salaam mit einer Karawane von 24 Wangonileuten auf nach dem Innern; über Lindi ging es auf alten Wegen nach Massassi. Dort in der Mission wurde kein Aufenthalt genommen, vielmehr begab sich der Forscher an die Militärstationen des Gebiets, wo die verschiedenen Stämme der Wayassi, Wayao und Makua zusammenkommen. Nachdem der Reisende einen Fieberanfall in jener Region überwunden hatte, stieg er auf das Plateau, wo eine Wangoni-Enklave zwischen den verschiedenen Stämmen sitzt, in der Stärke von 5000 bis 6000 Seelen. Die Yao sind heute schon am meisten bekannt, die Sprachen der Makonde und Makua, die auch ethnographisch bisher weniger bekannt sind, konnten namentlich mit Rücksicht auf ihren Bau nach Grammatik und Syntax, weniger nach dem Wortschatze untersucht werden. Die verschiedenen Stämme auf dem Plateau sind sehr stark miteinander vermischt, eine Tatsache, die schon wegen der zahlreichen Fehden und Kriege, in denen sie unaufhörlich miteinander liegen, keineswegs überraschen kann. Das Makonde-Plateau, das etwa drei Viertel des Königreichs Sachsen an Areal faßt, ist im Osten als eine Formation des alten Quartärs und des oberen Tertiärs anzusehen, im Westen haben wir dann eine Formation aus der oberen Kreide. Auf der Ebene, die sich westlich vom Plateau ausdehnt, sind doch deutlich die Spuren der Denudation erkenn-

Digitized by Google

bar. Es erheben sich auf der Ebene Inselberge aus Gneisgestein, die von üppiger Vegetation umgeben sind. Eigentümlich ist das Vorkommen der Salzsiedereien bei Massassi, wo aus dem Boden das sehr bittere Salz durch die Sonne zum Ausblühen gebracht wird. Dorthin ziehen dann die Eingeborenen bis von der Gegend des Nyassasees her, um sich ihren Bedarf an Salz für das ganze Jahr zu bereiten; auch Graphit kommt in dieser Region vor, mit dem die Eingeborenen ihre Tongefäße polieren. Das 2 Kilometer breite Bett des Ruwuma stellt sich als ein Durchbruchstal dar.

Es besteht bei allen Eingeborenen das Bestreben, sich als Yao auszugeben; denn diese sind auch in der Tat der ansehnlichste und zuverlässigste Stamm und gelten bei den übrigen als die vornehmsten Leute. Selbst ein durchaus geriebener Makua-Häuptling stellte sich Professor Weule gegenüber als einen Yao vor.

Hinsichtlich der sozialen Gebräuche konnte der Forscher die Vorherrschaft des Mutterrechtes feststellen; das bedeutet, es folgt der Sohn der ältesten Schwester seinem Oheim als Erbe. Das Sippenwesen spielt eine große Rolle, und Exogamie, das bedeutet die Eheschließung mit Stammfreunden, ist gleichfalls verbreitet. Die künstliche Erweiterung der Lippen, wie sie die Yao-Frauen herstellen, um große Pflöcke darin zu tragen, bringt nicht selten eine „Hasenscharte" an Stelle der Oberlippe zustande. Nasenpflöcke sind je nach dem Geschmack der betreffenden Individuen gleichfalls im Gebrauch. Die Tätowierungen auf Brust und Rücken stellten wohl ursprünglich Dinge dar, die irgend eine religiöse oder kulturelle Beziehung hatten, heute indessen ist ihre Bedeutung vielfach schon vergessen. Dicke Messingringe um die Unterschenkel sind bei den Frauen kein seltener Schmuck, aber auch die Zuschärfung oder Spitzung der Schneidezähne mittelst Meißels bei den Männern findet sich zahlreich. Neben viereckigen Formen der Hütten finden sich runde, und die Weiler und Dörfer selbst liegen zumeist im Busch. Stets wird sich ein Taubenschlag in der Nähe der Hütten vorfinden und daneben ein Gerüst, das lediglich zum Trocknen der Feldfrüchte, wie Maniok, Hirse und Erdäpfeln bestimmt ist. Die Pallisaden, die man oft um die Hütten im Ruwumatale antrifft, danken ihre Entstehung der Elefantenfurcht, von der die Eingeborenen beherrscht werden. Eine große Menge Kinderspielzeug, ethnographisch interessante Dinge, konnte Professor Weule durch seine Freunde unter den Eingeborenen sammeln. Rindenstoffabrikation,

Digitized by Google

Schmiedearbeit und Mehlstampfen durch die Frauen, die auch die Töpferei zum Teil noch ohne Anwendung der Scheibe ausüben, konnten im Bilde zum Teil kinematographisch aufgenommen werden. Auch Tierfallen verstehen die Neger äußerst sinnreich herzustellen. Die Produkte der Negerkunst sind zumeist Darstellungen von Begebenheiten der Jagd, die der Künstler selbst erlebt hat, aber von besonderem Interesse sind zwei Routenaufzeichnungen des Weges der Expedition, die durch Neger hergestellt und, ähnlich den mittelalterlichen Karten, nach Süden orientiert, aber geographisch genau wiedergegeben sind. Marschlieder und „Arbeitslieder", wie sie beim Hacken des Feldes üblich sind, konnte der Phonograph übermitteln, während Tänze, Spiele der Frauen, das Erzeugen des Feuers durch Reibung harter Hölzer gegeneinander, Maskentänze der Männer, wie sie bei den Pubertätsfesten üblich sind, kinematographisch vorgeführt werden konnten.

Der gestirnte Himmel im Monat April

(gültig für die Mitte des Monats um 10 Uhr abends).

Die Milchstraße steht nunmehr ganz auf der Nordhälfte des scheinbaren Himmelsgewölbes. Ohne in größere Höhe emporzusteigen, zieht sie dort in flachem Bogen vom westlichen zum nordöstlichen Horizont und ist in dieser tiefen Stellung nur in dunklen Nächten zu bemerken. Im Nordwesten sind die Sternbilder des Stiers und des Orion im Untergang begriffen, doch sind dortselbst die Sterne erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) und Betelgeuze (Alpha im Orion) noch in geringer Höhe über dem Horizont wahrzunehmen. Im Westen ist das Sternbild des Großen Hundes gleichfalls fast völlig untergegangen; höher stehen dort noch (diesseits der Milchstraße) das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon und etwas weiter gegen Norden die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Kastor und Pollux und dem noch immer in diesem Sternbilde in rechtläufiger Bewegung begriffenen hellstrahlenden Planeten Jupiter. Ueber den Zwillingen, am oberen Rande der Milchstraße, bemerken wir noch das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella und der hellen Bellatrix.

Im Südwesten erblicken wir, etwas östlich vom Kleinen Hund und von den Zwillingen, das Sternbild des Krebses

Digitized by Google

mit dem bekannten, mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der Krippe (Präsepe) und noch weiter gegen die Mittagslinie zu das Sternbild des Großen Löwen mit den hellen Sternen Regulus und Denebola, von denen der letztere sich eben anschickt, den Meridian zu überschreiten. Nördlich vom Großen Löwen steht der Kleine Löwe. Vom südöstlichen Horizont bis zum Sternbild des Krebses hin zieht sich das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard.

Nur wenig nördlich vom Zenitpunkt passiert das allbekannte Sternbild des Großen Bären den Meridian, und auch die südöstlich von dem eben genannten Sternbild stehenden Jagdhunde (mit einem besonders schönen Spiralnebel in der Nähe des äußersten Schwanzsterns des Großen Bären), sowie das etwas südlich davon stehende Haupthaar der Berenike haben sich der Mittagslinie beträchtlich genähert. Das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica (Kornähre) steht dem Meridian gleichfalls schon sehr nahe. Noch tiefer gegen den Horizont kulminieren die Sternbilder des Bechers und des Raben.

Im Osten ist das Sternbild der Wage eben aufgegangen, ebenso, etwas mehr gegen Nordosten, das Sternbild der Schlange. Zwischen der letzteren und den Jagdhunden fesselt unseren Blick das jetzt schon hochstehende Sternbild des Bootes mit dem schönen, rötlich glänzenden Stern erster Größe Arkturus. Noch etwas unterhalb vom Bootes bemerken wir (im Nordosten) fernerhin die Sternbilder der nördlichen Krone und des Herkules, nördlich vom Bootes dagegen das Sternbild des Mauerquadranten.

Im Nordosten stehen die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und des Schwans mit dem hellen Deneb noch ziemlich tief. Hoch im Norden erblicken wir das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, denn das in vielfach gewundener, langer Linie zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären sich hinziehende Sternbild des Drachen und die Giraffe, während in geringerer Höhe über dem nördlichen Horizont die Sternbilder der Eidechse, der Kassiopeja, des Cepheus und des Perseus — sämtlich ganz oder teilweise innerhalb der Milchstraße — wahrzunehmen sind.

*

Digitized by Google

Die Sonne steht am Anfang des Monats in ihrer mittleren Entfernung von der Erde (der astronomischen Entfernungseinheit gleich 20.14 Millionen Meilen, entsprechend der nunmehr allgemein angenommenen Sonnenparallaxe von 8.80"); im Laufe des Monats nimmt diese Entfernung um rund 170,000 Meilen zu. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt entsprechend dieser Entfernungszunahme von 32' 0.6" auf 31' 44.7" herab. Die Mittagshöhe der Sonne wächst beständig; sie beträgt um die Mitte des Monats rund 52 Grad.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

April	Aufgang	Untergang
1.	5 h 57 m früh	6 h 39 m abends
8.	5 43 „	6 50 „
15.	5 29 „	7 0 „
22.	5 16 „	7 10 „
30.	5 2 „	7 21 „

Die Tageslänge wächst demnach im Laufe des Monats um 1 Stunde 37 Minuten; am Ende des Monats beträgt sie (ohne Dämmerung) 14 Stunden 19 Minuten. Der Zuwachs ist, da vom 17. April an die „wahre" Sonne vor 12 Uhr mittlerer Ortszeit kulminiert (die „Zeitgleichung" also negativ ist), in den Morgenstunden um rund eine Viertelstunde größer als in den Abendstunden; desgleichen ist der „Vormittag" infolge der Zeitgleichung und des Abstandes des Münchener Ortsmeridians vom Normalmeridian der mitteleuropäischen Zeit durchschnittlich um eine halbe Stunde kürzer als der „Nachmittag".

Sonnentätigkeit. Das sekundäre Maximum der Sonnenfleckenhäufigkeit, das sich Mitte Februar in so drastischer Weise äußerte, flacht sich zwar allmählich wieder ab, indessen sind auch jetzt noch fast beständig einzelne kleinere Flecken oder Fleckengruppen nebst hellen Fackeln auf der Sonnenoberfläche wahrzunehmen.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat April sind folgende:

3. April	5 h früh		Erdnähe (49,670 Meilen)
5. „	4	nachmittags	Letztes Viertel
12. „	8	abends	Neumond
18. „	6	„	Erdferne (54,530 Meilen)
20. „	10	„	Erstes Viertel
28. „	7	vormittags	Vollmond
30. „	2	nachmittags	Erdnähe (48,530 Meilen)

Digitized by Google

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

April	Aufgang			Untergang		
1.	10 h	1 m	abends	7 h	35 m	vormittags
8.	4	2	früh	1	50	nachmittags
15.	7	9	vormittags	9	51	abends
22.	12	29	mittags	2	48	nachts
30.	10	16	nachts	8	41	früh.

Bedeckungen. Am 19. April findet eine Bedeckung des Planeten Neptun statt, welche jedoch nur auf der südlichen Erdhalbkugel sichtbar ist.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat April nicht besonders günstige.

Merkur durcheilt am 2. April den niedersteigenden Knoten seiner Bahn; am 5. April geht er im Abstand eines Monddurchmessers nördlich am Planeten Saturn vorüber, am 10. kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, am 12. April passiert er die Sonnenferne seiner Bahn und am 15. April endlich erreicht er seine größte westliche Elongation (Winkelabstand) von der Sonne mit 27° 36'. Trotz des letzteren Umstandes bleibt der raschbewegte Planet, der durchschnittlich nicht ganz ¾ Stunden vor der Sonne aufgeht, in so großer Nähe bei dem Tagesgestirn, daß er während des ganzen Monats mit freiem Auge nicht sichtbar ist.

Venus kommt am 21. April gleichfalls in nahe Konjunktion mit dem Planeten Saturn zu stehen, der an diesem Tage nur 38 Bogenminuten südlich von ihr wahrzunehmen ist; am 30. April passiert sie den sonnenfernsten Punkt (das Aphel) ihrer Bahn. Sie geht im Monatsdurchschnitt 1¼ Stunden vor der Sonne auf und ist daher während des ganzen Monats in der Morgendämmerung am östlichen Himmel als hellglänzender Morgenstern täglich für kurze Zeit mit freiem Auge sichtbar. Am 9. April kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars ist im Monat April rechtläufig im Sternbild des Schützen. Er geht um die Monatsmitte schon 1 Stunde nach Mitternacht auf und ist somit in den frühen Morgenstunden am südöstlichen Himmel, wo er wegen des geringen Sternreichtums seiner nächsten Umgebung infolge seiner schon beträchtlichen Helligkeit, im übrigen auch wegen seines intensiv roten Lichtes, ein auffallendes Objekt bildet, bequem mit freiem Auge sichtbar. Am 4. April steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Jupiter ist noch immer rechtläufig im Sternbild der Zwillinge. Nach Anbruch der Dunkelheit noch in ziemlicher Höhe

Digitized by Google

auf der westlichen Hälfte des Himmels in strahlender Helligkeit glänzend, geht er im April durchschnittlich schon um 1 Uhr nachts unter und kann somit samt den vier hellsten seiner sieben Monde gegenwärtig nur noch während der ersten Hälfte der Nacht beobachtet werden. Am 18. April kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn besitzt ganz geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild des Wassermanns. Zu Anfang des Monats noch in großer Nähe bei der Sonne stehend, bleibt er bald hinter dieser soweit zurück, daß er aus ihren Strahlen hervortritt. In der Tat geht er Ende April fast schon 1½ Stunden vor der Sonne auf und ist dann ziemlich tief am südöstlichen Morgenhimmel auch mit freiem Auge sichtbar. Der mit einem (nicht gar zu kleinen) Fernrohr ausgerüstete Beobachter wird dann zu seinem Erstaunen die Wahrnehmung machen, daß Saturn uns gegenwärtig ebenso wie die übrigen großen Planeten als Kugel (bezw. als Scheibe) erscheint, daß also sein Ring verschwunden ist. Dies rührt davon her, daß am 12. April die Erde durch die Ebene dieses Ringes hindurchgeht, der letztere, der eine ganz geringe Dicke besitzt, uns somit nur von der Kante aus sichtbar ist, was aber einem völligen Verschwinden des ganzen Ringsystems gleichkommt. Nach einigen Tagen kommt dann die Erde allerdings soweit unter die Ebene des Ringes zu stehen, daß dieser wieder sichtbar werden müßte. Da uns aber nunmehr nur die von der Sonne nicht beleuchtete, also dunkle Seite des Ringsystems zugekehrt ist, bleibt dieses während eines längeren Zeitraums, nämlich bis Ende Juli (um welche Zeit auch die Sonne auf die Südseite des Ringsystems tritt), unsichtbar. — Der bei geringem gegenseitigen Abstand stattfindenden Konjunktionen des Saturn mit den Planeten Merkur und Venus ist bereits weiter oben Erwähnung geschehen; am 10. April kommt Saturn auch in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus steht am 3. April in Quadratur zur Sonne. Er geht durchschnittlich 1½ Stunden nach Mitternacht auf und kann daher (im Sternbild des Schützen) als Sternchen 7. Größe erst während der zweiten Hälfte der Nacht tief am südöstlichen Himmel beobachtet werden.

Neptun bleibt im Sternbild der Zwillinge, nicht allzuweit südöstlich von dem hellen Stern Epsilon desselben, fast unverrückt stehen. Jupiter, der ihm bisher in etwa 9 Grad westlichem Abstand, sehr nahe auf dem gleichen Parallel, voranging, nähert

Digitized by Google

sich Neptun jetzt immer mehr, so daß der Abstand beider Wandelsterne zu Ende des Monats nur noch 3½ Proz. beträgt. Neptun geht im Monatsdurchschnitt erst gegen 1¼ Uhr nachts unter, ist aber, seines kleinen scheinbaren Durchmessers und seiner geringen Helligkeit halber, nur unter Zuhilfenahme eines größeren Fernrohrs als Planet erkennbar.

Kometen. Der am 9. März d. J. von Giacobini in Nizza entdeckte neue Komet 1907, a hat nach einem auf Grund der erlangten Beobachtungen von Ebell in Kiel berechneten Elementensystem seiner parabolischen Bahn das Perihel der letzteren bereits am 24. März (nach anderweitigen Rechnungen sogar schon 8 bis 10 Tage früher) durchlaufen. Sein Abstand von der Sonne betrug hierbei 2.05 Erdbahnhalbmesser, die Neigung seiner Bahnebene gegen die Ekliptik 142 Grad. Da auch die Entfernung des Kometen von der Erde beständig zunimmt, wird der neue Komet, der ja schon zur Zeit seiner Entdeckung äußerst lichtschwach war, auch für ganz große Fernrohre bald ein schwieriges Objekt bilden. — Von Interesse ist ferner die aus Kiel eingetroffene telegraphische Meldung, daß Dr. Kopff auf dem Königstuhl bei Heidelberg den Ort des von ihm am 3. März vorigen Jahres photographisch entdeckten Kometen 1906, b (nach dem Periheldurchgang als 1905, IV bezeichnet) am 21. März dieses Jahres neuerdings durch eine photographische Aufnahme festlegen konnte, obwohl seine Helligkeit gegenwärtig die eines Fixsterns 14. Größe nicht wesentlich übersteigt. Da Prof. Wolf schon im vorigen Jahre die Spuren dieses Kometen auch auf einer am 14. Januar 1905 exponierten Platte nachweisen konnte, liegen also zurzeit Beobachtungen dieses Gestirns vor, die einen Zeitraum von 2¼ Jahren umfassen, was sonst selbst bei hellen Kometen selten vorkommt und die Zuverlässigkeit der Bahnbestimmung wesentlich erhöht.

Sternschnuppen. Am 20. April passiert die Erde auf ihrem Wege um die Sonne alljährlich die Bahn eines Meteoritenschwarmes, der scheinbar von dem gegenwärtig am nordöstlichen Abendhimmel stehenden Sternbild der Leier ausstrahlt, weshalb die aus diesem Schwarm kommenden Sternschnuppen den Namen Lyriden führen. Es werden demnach in klaren, mondfreien Nächten um die angegebene Zeit zahlreiche Sternschnuppen zu beobachten sein, deren Ausstrahlungspunkt in der Nähe des hellen Sterns Wega (Alpha in der Leier) liegt. Die Bahn dieses Sternschnuppenschwarmes, dessen periodische Erscheinungen bis in das Jahr 687 vor Christi Geburt zurückverfolgt

Digitized by Google

werden können, entspricht fast vollständig der des periodischen Kometen 1861, I (Umlaufszeit 465 Jahre). Ferner sind im Monat April mehr oder weniger lebhafte Sternschnuppenfälle zu erwarten aus dem Sternbild der Wage, aus dem Drachen („Draconiden") und aus dem Herkules.

Zodiakallicht. An Orten mit reiner und durchsichtiger Luft, am besten also in der Nähe des Gebirges, ist nach Eintritt völliger Dunkelheit auch im April noch das Tierkreislicht am Himmel sichtbar.

—rt—

Warum brauchen wir wissenschaftlich gebildete Frauen?

Von Ika Freudenberg.

„Wir" — d. h. in diesem Falle zunächst: die Frauenbewegung braucht wissenschaftlich gebildete Kräfte, die ihre Forderungen vertreten und ihre Unternehmungen lenken; die große Masse der Frauen braucht führende Persönlichkeiten, die das geistige Niveau im ganzen heben. Eine Masse für sich allein kann nie aus den Fesseln der Beschränkung, der niederhaltenden Tradition herauskommen.

Nicht wegen der geringen Zahl von Frauen, die tatsächlich den Weg zur Hochschule einschlagen werden, haben wir unsere ganze große Bewegung ins Leben gerufen, oder doch nicht ihretwegen allein. Es handelt sich für uns auch um die Tausende, die von diesen Wenigen vorangebracht werden sollen. Was nützte es uns, wenn wieder, wie in der Renaissancezeit, hier und da einige Frauen den Ruf großer Gelehrsamkeit gewännen und sich's daran genügen ließen? Damals durften sie auf Hochschulen, vor jungen Männern, dozieren, aber für ihr Geschlecht haben sie nichts getan. Heute hat jede wissenschaftlich gebildete Frau, ohne daß ihr Lehrstühle offen ständen, ein natürliches Auditorium, zahlreicher als ein Hörsaal es fassen könnte. Das Auditorium der vielen, die von ihr gefördert und aufgeklärt werden möchten, die von ihr erwarten, daß sie den rechten Ausdruck findet für das, was bewußt oder unbewußt in allen lebendig ist.

Nach dem Erfahrungssatze, daß jede Zeit sich die Kräfte schafft, die sie braucht, ruft der Kampf, den das weibliche Geschlecht heute um seine Rechte führt, in steigender Zahl Frauen auf den Plan, die das wissenschaftliche Rüstzeug mitbringen, um diesen Kampf in Presse und Literatur, vor der allgemeinen Oeffentlichkeit und in den verschiedenen Fachkreisen zu führen. Noch ist uns die Anwaltspraxis verschlossen; aber unsere Juristinnen haben genug zu tun, die Reformen im Familienrecht, Strafrecht und Staatsrecht anzubahnen und zu verfechten, die wir verlangen müssen. So viel günstiger sich die Lage der Frau mit steigender Kultur von selbst gestaltet hat, ganz wird ihr das Gesetz immer noch nicht gerecht, und wahrscheinlich gehört viel mehr dazu, die letzten Ueberreste patriarchalischer Anschauungsweise zu beseitigen, als alles frühere. Denn es muß dabei an den innersten und empfindlichsten Teilen des Rechtsgefühls herumoperiert werden; handelt es sich doch um die volle, uneingeschränkte Gleichberechtigung der Geschlechter. Und da sind es derer noch nicht allzu viele, die es auch nur für möglich halten, diese letzte Konsequenz zu ziehen.

Noch sind an der Töchterschule, ja sogar an der Volksschule, in den Oberklassen alle höheren Lehrgegenstände, alle intellektuell und ethisch bedeutsamen Fächer dem Lehrer anvertraut, Staat und Gemeinden lehnen im allgemeinen noch die akademisch gebildete weibliche Lehrkraft ab. Dennoch strömen die Lehrerinnen in Scharen nach den Universitäten, sich zu den oberen Stufen ihres Berufes emporzuarbeiten. Es ist nicht nur eine Ungerechtigkeit, daß die Lehrerin das Mädchen nur bis in die Hälfte seines Bildungsganges begleiten darf und dann zurücktreten muß, es ist auch ein empfindlicher Mangel der ganzen Töchtererziehung. Gerade das heranreifende weibliche Geschlecht bedarf neben der Beeinflussung durch das Wissen und das Urteil des Mannes einer erzieherischen Einwirkung, die auf wirklichem Kennen und Verstehn seiner Natur und seiner seelischen Anlage beruht. Eine solche kann aber nur von der Frau ausgehen, sie ist ihr ebenso natürlich, wie der Lehrer sich von Hause aus in der Welt seiner Knaben daheim fühlt.

Der weibliche Arzt ist nun so weit, daß er um das Recht auf seinen Beruf nicht mehr mit der Feder und nicht mehr durch Resolutionen oder Petitionen zu kämpfen braucht. Die Approbation ist bewilligt und wir sehen denn auch die

Studentinnen der Medizin rasch an Zahl zunehmen. Der Erfolg hat denen Recht gegeben, die immer behauptet haben, es sei ein wirklicher Wunsch der großen Masse der Frauen, sich der Geschlechtsgenossin anvertrauen zu können; unsere Aerztinnen haben alle eine reiche Praxis. Das öffentliche Gutachten, welches der kürzlich verstorbene Geheimrat Bergmann noch im vorigen Jahre abgegeben hat: die Frau werde als Medizinerin ohne Zweifel sehr Tüchtiges leisten, d. h. durch wissenschaftliche Arbeiten am Schreibtisch; den Aufregungen und Verzweiflungen, die mit der Ausübung der Praxis verbunden sind, möchte er die Frau nicht preisgeben wissen — dieses Gutachten ist in seinem ersten Teil für uns sehr ermutigend und in seinem zweiten nicht abschreckend. Das Leben pflegt die Frau mit Aufregungen und Verzweiflungen nicht gerade zu verschonen, und diejenigen, deren man mit geschultem Geiste Herr werden kann, sind am Ende noch nicht die schlimmsten.

Eine entschiedene Anziehung übt auch das Studium der Nationalökonomie auf die Frauen aus. Es bedeutet eine ausgezeichnete Grundlage für jede Mitarbeit an der Bewegung. In unseren Vereinen ist man sehr dankbar für volkswirtschaftlich geschulte Führerinnen. Die von ihnen aufgestellten Enqueten und Statistiken, ihre zahlreichen Studien über die Frauenarbeit auf den verschiedensten Gebieten haben erst die volle Kenntnis der allgemeinen Lage des weiblichen Geschlechts ermöglicht, die zu einem planmäßigen Vorgehen unentbehrlich ist. Die Nationalökonomie erkennt diese Arbeiten — ich nenne nur die von Helene Simon, Gertrud Dyrenfurth, Dr. Alice Salomon, E. Gnauck-Kühne, Dr. Marie Baum u. a. — auch als eine wertvolle Bereicherung ihres Gesamtbestandes an; Professor Herkner hat schon vor Jahren erklärt, daß die Mitarbeit der Frauen nicht mehr zu entbehren sei. Somit hätten wir hier eine erste Anerkennung der Zuversicht, die in der Agitation für das Frauenstudium von unserer Seite wiederholt geltend gemacht worden ist, die uns aber damals als kindliche Anmaßung gedeutet wurde: daß die Mitarbeit der Frau auf gar manchen Gebieten eine eigene Note anschlagen und sich einmal zum Vorteil der betreffenden Wissenschaft der Produktion des Mannes ergänzend und vervollständigend einfügen werde.

Man pflegte uns zu erwiedern: in wissenschaftlichen

Digitized by Google

Dingen gibt es keine Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Denken. Wissenschaft hat kein Geschlecht, die Wahrheit ist immer nur eine.

Bei näherem Zusehen können wir dieses Urteil jedoch nicht in seiner Ausschließlichkeit bestehen lassen. Ohne Zweifel sind die Tatsachen und Experimente der exakten und der Naturwissenschaften für Mann und Frau gleich; sicherlich stellt sich eine geometrische Figur im Gehirn des Mannes genau so dar wie in dem einer Frau. Aber auf dem Gebiete der so viel willkürlicheren Geisteswissenschaften, mit ihren ewig wechselnden, der persönlichen Auffassung entspringenden Urteilen, also in Geschichte, Jurisprudenz, Psychologie, Ethik, Aesthetik usw., ist es nicht nur denkbar, sondern zeigt es sich schon jetzt, daß die Frauen durch ihre Natur und Sinnesrichtung mitunter eigene Wege geführt werden. Ich erinnere nur an die philologischen Studien aus weiblicher Feder, die erkennen lassen, daß der Intellekt der Frau weniger von dem unpersönlichen literarischen Stoff als solchem, und mehr von der Persönlichkeit angezogen wird, die hinter dem Werke steht, daß er also vielleicht berufen ist, der Forschung nach dieser Seite hin neue Aufgaben stellen zu helfen. Damit würde dieser ehrwürdigen und von Greisenhaftigkeit nicht ganz freien Wissenschaft ein Element der Frische zugeführt, das ihr selbst willkommen sein muß; hat sie sich doch ohnehin schon, aus inneren Gründen, in ihren feinsinnigsten und fortgeschrittensten Vertretern stärker als je zuvor der Betrachtung des Psychologischen im literarischen Dokument zugewendet.

Gewiß gibt es einzelne Frauen von einer durchaus männlichen Art zu denken; ihre Arbeiten werden sich nicht von denen der Männer unterscheiden. Im ganzen werden den Frauen sich eigenartige Zugänge zu dem gleichen Gedankenstoffe bahnen und man wird das Frauenhafte an ihrer Darstellung erkennen. Nicht als Schwäche erkennen, sondern als Besonderheit.

Solange die Welt steht, wird sich immer und immer, in jedem Gespräche zwischen Mann und Frau, bei ganz gleicher Bildung, die Verschiedenheit der psychischen Anlage geltend machen; wenn auch in noch so geringem Grade, fühlbar wird sie sein. Auf dieser Andersartigkeit der Geschlechter beruht der Reiz, die Lebendigkeit des persönlichen

Digitized by Google

Verkehrs, auf ihr beruht unsere Hoffnung, daß mit der reicheren Entfaltung des weiblichen Wesens alle menschlichen Beziehungen, die Ehe, die Freundschaft, die Familie, die Geselligkeit neue Schönheit und neuen Gehalt gewinnen werden. Was aber im Kleinen und Alltäglichen gilt, das wird auch einmal auf den Höhen der Reflexion gelten. Auch das, was die Menschheit in den Werken der Wissenschaft, und speziell in denen der Ethik und Philosophie über sich und ihr Leben aussagt, muß ein Zwiegespräch sein, wenn es der Mannigfaltigkeit dieses Lebens gerecht werden will, nicht nur ein Monolog des einen Geschlechts mit und über sich selbst. Ich glaube nicht, daß wir es je zu solchen spekulativen Riesenwerken bringen, wie sie der Mann seit Jahrtausenden produziert. Das ist aber auch nicht nötig. Lernt doch auch im persönlichen Leben der Mann von einer klugen Frau manches Wertvolle durch ein gelegentliches Wort, nur dadurch, daß er überhaupt auf sie hört.

Wer einmal zusammenfassen wird, was unsere Zeit an ethischer und philosophischer Erkenntnis Bleibendes geschaffen hat, der wird wohl kaum an dem vorbeigehen können, was sich an Gedanken über Welt und Leben in den Studien und Essays hervorragender Schriftstellerinnen findet; der wird auch nicht umhin können, anzuerkennen, daß der Ideengehalt der Frauenbewegung ein ganzes, originales, ethisches System bedeutet. Bis jetzt stellt es sich allerdings erst als eine unfertige Kollektivarbeit vor, die ihre zusammenfassende Darstellung noch nicht gefunden hat. Aber es läßt erkennen, daß es die Menschheit über viele Fragen der höheren Sittlichkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit in neues Denken lehren wird.

Professor Simmel hat den Ausspruch getan, die Frauenbewegung sei nur dann innerlich gerechtfertigt, wenn sie der Welt wirklich ein Element neuer Geisteskultur darbringe — nun, warten wir ab, wir erleben's vielleicht.

Der fünfte bayerische Frauentag.

Was hätten wohl die Urgroßmütter und Großmütter in den Pfälzer Spinnstuben ungläubig die Köpfe geschüttelt, wenn ein Zauberer sie in die Zukunft hätte sehen lassen. Und doch wars Wirklichkeit, das Bild, das die

Digitized by Google

Ostertage 1907 in dem lieblichen Städtchen Neustadt a. H. uns zeigte. Hunderte von Frauen, vorwiegend Bewohnerinnen der Pfalz und Bayerns, aber auch eine kleine Schar aus allen Teilen Deutschlands, sind dort zusammengekommen, um auf einer groß angelegten Tagung die Erfolge langer Arbeit zu ernten, neue Saat zu künftiger Ernte auszustreuen. Und es war eine Tagung, die durchweht war vom frischen, ursprünglichen Hauch der fröhlichen Pfalz, in der stets ein Funke demokratischen Geistes, fortschrittlichen Empfindens wachgeblieben ist. Dieser glimmende Funke ist von den Frauen der Pfalz rechtzeitig angefacht worden, die großen Gedanken der Frauenbewegung haben sich mit einer Schnelligkeit verbreitet, die dafür zeugt, daß sie hier als nichts Aufgepropftes erscheinen, sondern wurzelecht sind.

Im Jahre 1899 gründete Frau Klara Lang (Zweibrücken) den ersten Pfälzer Verein für Fraueninteressen, innerhalb der seither verstrichenen kurzen Zeit ist es ihr gelungen, einen Pfälzer Verband zu schaffen, der heute schon 11 Ortsgruppen umschließt. In der kleinen Pfalz besitzt schon fast jede Stadt von über 4000 Einwohnern ihre Ortsgruppe, darunter manche mit 400 Mitgliedern aus allen Kreisen, Frauen der Begüterten so gut wie Erwerbstätige, von den Geschäftsinhaberinnen bis zu den einfachsten Arbeiterinnen. Gewiß ein Stück Entwicklung, ebenso ehrenvoll für die Pfälzer Frauen, wie vorbildlich für andere Teile des Reiches.

In glücklichster Weise ist in der Pfälzer Frauenbewegung zugleich der praktischen und der theoretischen Seite Rechnung getragen — mit ihren hauswirtschaftlichen Schulen, Wanderkochkursen, Handelskursen hat sich die Bewegung zuerst die Sympathien erobert, so daß nunmehr auch die Vortragsabende regstes Interesse erwecken und neuere Ideen im Rechtsschutz, Frauenstimmrecht, Mutterschutz richtig verstanden und gewürdigt werden.

Mit Recht konnte die Vorsitzende des Münchener Vereins für Fraueninteressen, Fräulein Ika Freudenberg, betonen, daß, wenn auch die Pfälzer Frauenbestrebungen ihren Ursprung in der bayerischen Bewegung genommen, sie längst kräftig genug vorwärts gegangen sind, um das Empfangene dem Mutterlande mit Zinseszinsen zurückzuerstatten. Bayern und die Pfalz gehen in regem Austausch erfreulich vorwärts, alle zwei Jahre eint eine ge-

Digitized by Google

meinsame Tagung den Pfälzer Verband und die übrigen noch nicht so straff zusammengeschlossenen Ortsgruppen des bayerischen Staates, deren heute 13 im übrigen Bayern bestehen (darunter, außer dem genannten großen Münchener Verein, die großen Gruppen in Augsburg, Regensburg, Aschaffenburg). Auch die beiden unabhängigen größeren Vereine „Frauenwohl" in Nürnberg und Würzburg nehmen an den gemeinsamen Tagungen teil.

Nach den beiden letzten erfolgreich verlaufenen Tagungen in München und Augsburg hat diesmal die Pfalz das Recht und die Pflicht der Gastfreundschaft ausgeübt. Und sie hat ihre Aufgabe, dank insbesondere den Bemühungen des Neustadter Komitees, an der Spitze Fräulein Abresch, aufs trefflichste gelöst. In glücklicher Vereinigung bot die Neustadter Zusammenkunft den Reiz des Zwanglosen in ländlich-lieblicher Umgebung, und dabei war doch in allem Komfort und in der Ausstattung der Festlichkeiten ebensogut vorgesorgt wie in irgend einer Großstadt. Auch die als Leiterinnen und Rednerinnen bei der Tagung hervortretenden Frauen gehörten durchweg zu den bestbekannten Führerinnen oder Fachkräften eines bestimmten Gebietes. Neben den drei Frauen, die als Hauptleiterinnen der bayerischen Bewegung treu am Vorstandstisch ausharrten, Frl. Ika Freudenberg (München), Frau Helene v. Forster (Nürnberg), Frau Clara Lang (Zweibrücken), ist besonders das Erscheinen der Vorsitzenden des Bundes Deutscher Frauenvereine, Frau Marie Stritt (Dresden), zu erwähnen.

Ausgehend von dem Gedanken, daß verbesserte Frauenbildung die Grundlage aller Fortentwicklung der Frau, die unerläßliche Voraussetzung aller Forderungen, war der Erörterung über die Fortbildungsschule und die Reform der höheren Mädchenschule der erste Verhandlungstag gewidmet. Helene Sumper (München) und Schulrat Dr. Orth (Neustadt) zeigten in ihren ausführlichen Vorträgen überzeugend die Notwendigkeit der obligatorischen Fortbildungsschule für alle entlassenen Schülerinnen der Volksschule. Sie bedürfen der Fortbildung ebenso sehr im Interesse ihrer späteren Hausfrauenpflichten wie ihres besseren Fortkommens im Beruf, um ihrer sittlichen Festigung und ihrer Erziehung zum höheren Verständnis für jede Berufsarbeit willen. Starker Nachdruck wurde auf die Notwendig-

Digitized by

keit gelegt, mindestens noch ein achtes Schuljahr zu erkämpfen, das unter dem Gesichtspunkte körperlicher und geistiger Reife vor dem Hinaustreten ins Leben unerläßlich ist. Die Reformbestrebungen für die höhere Mädchenschule gipfeln darin, daß eine vollwertige, abgeschlossene Vorbildung unter allen Umständen erreicht werden soll. Durch sinnreiche Gabelung nach gemeinsamem Unterbau soll auch jenen ein vollwertiger Abschluß des Unterrichtes gegeben werden, die sich keinem Fachstudium widmen wollen. Hier soll besonders der Vorbereitung für soziale Frauenaufgaben gedacht werden. Die auf Erreichung des Abiturums abzielende Ausbildung muß jedoch an ganz demselben Lehrpensum festhalten, wie es die Knabengymnasien verlangen, selbst wenn hier manches überflüssig sei. Es darf nicht der Anschein minderwertiger Vorbildung der Frauen durch Schaffung eines besonderen Damenabituriums erweckt werden. Ganz besonders warm verfochten wurde der Gedanke der Koedukation, und eine Resolution um Zulassung der Mädchen zu den Knabengymnasien und Realgymnasien, eine Erlaubnis, um die der Pfälzer Verband schon vor fünf Jahren vergeblich petitioniert hat, wurde einstimmig gefaßt. Während Frl. Merkel (Ludwigshafen) reiches Zahlenmaterial über die Zustände des Mädchenschulwesens in der Pfalz brachte. beleuchtete Frl. Anna Freund (München) das Thema in feinsinnigster Weise unter den großen Gesichtspunkten kultureller Entwicklung. In demselben Sinne gelang es Frl. Ika Freudenberg in ihrem Abendvortrag, die Notwendigkeit wissenschaftlich gebildeter Frauen darzutun (vgl. den ersten Artikel dieser Nummer).

Die wertvollen Vorträge von Frl. Nacken (München) und Frau v. Forster (Nürnberg) über die Frau in der Armen- und Waisenpflege und das Kostkinderwesen zeigten den engen Zusammenhang dieser beiden Probleme, einen so engen, daß die Themata beider Rednerinnen förmlich ineinander verschmolzen waren.

Ebenso macht sich die Unmöglichkeit, soziale Fragen voneinander zu trennen, bei dem am folgenden Tage noch hieran sich schließenden Referate von Adele Schreiber über Mutterschutz geltend. Armen- und Kinderfürsorge, Kostkinderschutz und Mutterschutz sind Gebiete, die nur gemeinsam in Angriff genommen werden können, um eine gemeinsame Lösung zu erfahren; das ist eine Ueberzeugung, zu der

Digitized by Google

sich immer mehr die Frauen an der Hand der Praxis durchringen werden. Und überall erfordern diese Mißstände die Hilfe, die Arbeit der fachlich ausgebildeten Frau, überall machen die Kommunen mit ihren weiblichen freiwilligen und besoldeten Kräften die besten Erfahrungen. Je mehr man die praktische Wohlfahrtsarbeit in geeignete weibliche Hände legen wird, um so mehr wird die Hilfe für Bedürftige zugleich materielle und ideelle Momente vereinigen.

Ganz besonders erfreulich war es der Schreiberin dieser Zeilen, volles Verständnis für den Gedanken zu finden, daß Kinderschutz und Mutterschutz unlösbar verbunden sind. Wenn für die verehelichte Mutter die staatliche Versicherung geschaffen werden muß, die zugleich mit verbessertem Arbeiterinnenschutz das Wohl von Mutter und Kind wahren muß, so bedarf die Fürsorge für die uneheliche Mutter und ihr Kind neben dieser Institution noch eines anderen Momentes, des Kampfes gegen das Vorurteil und der Verbesserung der gesamten sittlichen Anschauungen. Es ist irrig, zu glauben, daß Mutterschutz eine familienzerstörende Tendenz in sich trägt, im Gegenteil, es erscheint angesichts der tatsächlich auffallend verminderten Unwahrscheinlichkeit (57 Prozent aller deutschen Frauen zwischen 20 und 30 Jahren sind unvermählt!) als eine regenerierende, aufbauende Tat, wenigstens das Stück Familie zu erhalten, das Mutter und Kind darstellen. Oftmals wird dadurch dem Kinde auch die großelterliche Familie erhalten, die Möglichkeit gesunder Entwicklung gewahrt. Wenn die Kostkinderüberwachung schon als ein Fortschritt gegen das alte Findelhaussystem mit seinen Staatskindern darauf ausgeht, dem Kinde individuell wenigstens eine fremde Familie zu geben, so geht der neueste Schritt, der Mutterschutz, noch weiter auf dieser Bahn, indem wo irgend angängig, der Zusammenhang zwischen Mutter und Kind gewahrt wird. Ungarn ist auf diesem Wege schon bahnbrechend vorangeschritten.

Ein erst junges Glied der Frauenbewegung ist die Organisation der Krankenschwestern. Die Schöpferin der Berufsorganisation der Krankenschwestern Deutschlands, Schwester Agnes Karll, belebte die Neustädter Tagung durch ihr sympathisches Erscheinen und ihr treffliches Referat. Sie deckte die Mißstände ihres Berufes auf, die Not der Pflegerinnen, die unzureichende Berufsausbildung, die

Digitized by Google

Strenge der geistlichen Organisation, vor deren Weltabgeschiedenheit naturgemäß viele sonst geeignete Mädchen zurückscheuen. Sie zeigte die zu geringe Entlohnung, den Mangel an Altersfürsorge, die körperliche und psychische Ueberanstrengung der oft noch sehr jungen Schwestern. Auf all diesen Gebieten will die neue Organisation Abhilfe schaffen — angemessene Ausbildung mit staatlichen Prüfungen, Altersversorgung, Einschränkung der Arbeitszeit, geistige Fortbildung sind ihre wesentlichsten Programmpunkte, und sie ist auf dem besten Weg eine Macht zu werden, denn innerhalb weniger Jahre hat sie 1300 Schwestern zusammengeschlossen. Auch die Notwendigkeit gebildeter Hebammen wurde von Schwester Agnes Karll verfochten.

Die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, Frau Marie Stritt (Dresden) verstand es in ihrem Vortrag über „Die Einheitlichkeit in der Frauenbewegung" allen zu Gemüt und ins Gewissen zu sprechen.

„Viel Köpf — viel Sinn", das gilt auch von der Frauenbewegung, und oft, allzuoft „hart im Raume stoßen sich die Sachen". Und doch, wie Frau Stritt es ausführte, über alle persönlichen und sachlichen Gegensätze hinweg, müssen wir immer wieder die Einigkeit finden, im Gefühl der Gerechtigkeit, die wir noch für alle Frauen zu erkämpfen haben, im Bewußtsein der starken gemeinsamen Interessen, die uns verknüpfen. Gegen Zersplitterung und Engherzigkeit, gegen Eitelkeit und Empfindlichkeit, heißt es immer wieder zu Felde ziehen unter dem Banner des Rechtes und des Fortschritts, das uns alle zu einer starken Macht einen muß.

In Neustadt haben die warmherzigen Worte von Frau Stritt, die seit Jahren trotz Kämpfen und Anfeindungen treu auf ihrem Posten harrt und sich ehrlich bemüht, den Interessen von 90,000 deutschen Frauen aller Richtungen und Schattierungen zu vertreten, begeisterte Aufnahme gefunden. Vielleicht hat süddeutsche Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit die schwere Aufgabe erleichtert, aber es muß konstatiert werden, daß selten eine Tagung so frei von nennenswerten Reibereien blieb, wenigstens nach außen hin einen so harmonischen und wohltuenden Eindruck machte, wie dieser fünfte bayerische Frauentag. Es war sicher zum Vorteil für die ganze Sache, und es wäre nur zu wünschen,

Digitized by Google

daß wir trotz aller Verschiedenartigkeit von Anschauung und Veranlagung noch oft zusammentreten mit dem guten Vorsatz: Einheitlichkeit in der Frauenbewegung.

Adele Schreiber.

Der erste österreichische Kinderschutzkongreß.

Von Dr. Anna Schapire.

Der erste österreichische Kinderschutz-Kongreß hatte seine Vorarbeiten in glänzender Weise durchgeführt: jeder Kongreßteilnehmer erhielt vor Beginn der Verhandlungen zwei dicke Bände Gutachten, von denen der eine sich mit den tatsächlichen Zuständen der Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen beschäftigte, der zweite die einschlägigen Reformen behandelte. Die Mitglieder des Kongresses hatten so Gelegenheit, sich vor dem Kongreß über den Stand der Fragen eingehend zu orientieren, wodurch eine sachgemäßere Diskussion garantiert erschien. Andrerseits verlor der Kongreß gerade infolge dieser trefflichen Organisation an Interesse. Die Vorträge beschränkten sich auf kurze Referate über die erstatteten Gutachten, boten also nichts Neues, während die Debatte sich trotz der günstigen Bedingungen, wie immer, wenn Hunderte von Menschen zusammentreffen, oft auf unwichtigen Seitenwegen verlor. Da das vorbereitende Komitee überdies beschlossen hatte, Resolutionen von der Tagesordnung auszuschließen, fehlte der Diskussion häufig auch der feste Rahmen. In Oesterreich fehlt bisher jede Verfügung über Fürsorge-Erziehung, das Vormundschaftswesen steht, wie Dr. Reicher sich in seinem Gutachten ausdrückte, „noch auf dem Standpunkt von 1811". Im Justizministerium werden seit längerer Zeit Reformen geplant, der Kongreß sollte diesen Absichten der Regierung durch seine Beratungen entgegenkommen, Resolutionen wären dabei eine vielleicht überflüssige Dekoration gewesen. Noch ausschlaggebender mag ein zweiter Grund gewesen sein. Den Einberufern des Kongresses war von Anfang an klar, daß sie sich an zwei verschiedene, einander feindliche Gruppen der Bevölkerung wandten. Für einen erweiterten Kinderschutz und Kinderfürsorge interessieren sich in Oesterreich sowohl die liberal-sozialpolitischen Kreise wie die klerikalen, die sozialdemokratischen hielten sich, wie vorauszusehen war, von den Verhandlungen völlig fern. Man vermied daher alles, was die Gegensätze noch schärfer betont hätte, um dem Kongreß

Digitized by Google

seinen Charakter einer imposanten Massendemonstration zu wahren.

War dieses Vorgehen in bezug auf Resolutionen, für welche dem Kongreß ja jedes ausführende Organ fehlte, gerechtfertigt, so machte es sich bei der Fragestellung selber in störender Weise fühlbar. Statt z. B. klar die Frage nach Einzel- und Gesamtberufsvormundschaft zu stellen, begnügte man sich, zu fragen, „ob es sich empfehle, gewissen Vereinen und Anstalten oder Körperschaften die Rechte und Pflichten der Vormundschaft zu übertragen". Denn gerade hier mußten die Meinungen hart aneinander prallen. Von katholischer Seite wird der Ausbau von Privat-Wohltätigkeitsanstalten eifrig propagiert, wahrscheinlich würde man dort, falls ein derartiges Gesetz durchkäme, auch an die Gründung von Vereinen schreiten, die sich speziell mit der Vormundschaft verlassener, unehelicher usw. Kinder befassen würde. Auf der anderen Seite verlangt man gerade, um diesem Vorhaben entgegenzutreten, Staatsorganisation und scharfe Staatsaufsicht, ganz abgesehen davon, daß die Privatwohltätigkeit den ungeheueren Schäden unserer Einzelvormundschaft nicht mehr entgegenzutreten vermag, auch dann nicht, wenn, wie auf dem Kongreß vielfach verlangt und vom Justizminister auch in der Plenarversammlung zugesagt wurde, Frauen zur Vormundschaft zugelassen werden sollen. Die Notwendigkeit einer staatlichen Organisation des Vormundschaftswesens wurde von den Klerikalen auch nicht geleugnet, vielmehr als notwendiges Uebel zugegeben, wo Einzel- und Vereinstätigkeit nicht ausreicht, während man sich im anderen Lager gerade von ihr günstige Reformen versprach.

Infolge der verquickten Fragestellung war es jedoch den Gutachtern nicht möglich, die Frage der Generalvormundschaft eingehend zu behandeln. Sie mußte hinter der weniger wichtigen der Anstaltsvormundschaft zurücktreten, wenn sie auch überall und immer wieder durchbrach.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die tatsächlichen Zustände. Der Gutachtenband enthält eingehende Schilderungen aller Teile Oesterreichs. Wir müssen uns hier aus Platzmangel mit einigen Sätzen über Niederösterreich, speziell Wien, begnügen. Die Kinderverwahrlosung ist in Wien in den letzten Jahren stark gestiegen. Für Wien allein zählt Dr. Schuster v. Bonnot in seiner Arbeit rund 10,500 verwahrloste, hochgradig gefährdete Minderjährige, davon rund 7500 über 18 Jahren. Die Mündigkeit beginnt in Oesterreich erst mit 24 Jahren. Für das ganze

Digitized by Google

Kronland zählt Schuster rund 14.500 Verwahrloste. Die Unehelichen nehmen in der Gruppe weniger Raum ein als man vermuten könnte, unter den Ehelichen bilden wieder die Kinder die noch beide Eltern besitzen, die Mehrheit. Nach Schuster kommen in Wien auf je 100 verwahrloste Kinder je 68 eheliche oder legitimierte und nur 32 uneheliche. Freilich bleibt davon die Tatsache unberührt, daß die unehelichen Kinder einen größeren Prozentsatz an Verwahrlosten stellen als die ehelichen

Die uneheliche Geburt scheint — die Bevölkerung als Ganzes genommen — weniger Störungen hervorzurufen als die sozialen Schäden. Darin wird man Schuster beistimmen müssen, doch geht er wohl zu weit, wenn er in der Popularinstanz und der Möglichkeit der unmittelbaren Armenfürsorge für die Unehelichen unmittelbare Hemmungen gegen die Verwahrlosung sieht, welche „für Kinder unter väterlicher Gewalt, um die sich in der großen Regel weder Vormundschaftsgericht noch Armenversorgung kümmern", eben fehlen.

Eine Wiener Spezialität bildet das sogenannte „Plattenwesen". In ihrer harmlosesten Form sind die Platten Gruppen von Schulkindern und größeren, bereits schulentlassenen, aber unbeschäftigten Kindern. Die Kinder bilden Gruppen zum Spielen, mehr noch zum Herumstreifen, suchen durch kleine Dienstleistungen auf der Straße event. auch Bettel einige Heller zu erhaschen, für die Näschereien und Zigarren eingekauft werden. Verdienst und Süßigkeiten werden vom Plattenführer unter den Mitgliedern seiner Gruppe verteilt. Weniger harmlos, aber verbreiteter sind die Platten, die sich zum Raufen, Fenstereinwerfen, Stehlen und Einbrechen zusammentun. Die jüngeren Mitglieder werden meist zum Auskundschaften benutzt, die älteren führen dann die meist mit großem Raffinement ersonnenen Pläne aus. Die Platten sind bereits zu einer großen Plage der Außenbezirke geworden. Im letzten Herbst wurde in Ottakring, einem der größten Arbeiterbezirke Wiens, eine jugendliche Bande entdeckt, deren Spezialität in Diebstahl und Prostitution bestand. Die weiblichen Mitglieder, Schulmädchen unter 14 Jahren, lockten erwachsene Männer an, ihre Kumpane brachen im geeigneten Moment aus einem Versteck hervor und drohten mit der Anzeige wegen Mißbrauches von Mädchen unter 14 Jahren. Der Verdienst war so ein doppelter.

Der Kongreß hatte seinen Stoff in drei Abteilungen gesondert, die gleichzeitig tagten: Kinderschutz, Fürsorgeerziehung und Jugendstrafrecht. Am weitläufigsten

Digitized by Google

gestalteten sich die Debatten in der Abteilung für Kinderschutz, für die auch die meisten Gutachten vorlagen. Es handelte sich hier um die Beaufsichtigung der Pflegekinder, um die Organisation des Vormundschaftswesens und damit verknüpft um die Alimentationspflicht. Verlangt wurde sowohl von den Gutachtern, den Herren Dr. Riether und Dvorak, wie von den meisten Rednern eine strenge Musterung der Pflegerinnen durch sogen. „Pflegschaftsbücher" mit genauen Angaben der Person, der Verhältnisse usw. Im Besitze eines solchen Buches soll jede Frau sein, die ein Pflegekind übernimmt, ohne Unterschied, ob diese Pflege entgeltlich oder unentgeltlich, von Verwandten oder Fremden ausgeübt wird. Heute wird nicht einmal die Anmeldepflicht eingehalten. Nur die Frauen, welche Pfleglinge aus der niederösterreichischen Findelanstalt übernehmen, müssen ein Zeugnis des betr. Gemeindearztes, Pfarrers und Gemeindevorstehers erbringen. Doch erfolgt die Ausgabe dieser Scheine heute sehr lässig, oft sogar wider besseres Wissen. Riether wollte auch die Abgabe eines Kindes in fremde Pflege von einer behördlichen Erlaubnis abhängig machen, wogegen jedoch vielfach opponiert wurde. Abgesehen davon, daß eine wirklich durchgeführte Kontrolle der Pflegerinnen schon Gewähr genug bietet, würde eine solche Bestimmung wohl auch die Befugnisse des Staates überschreiten. Man kann einer Mutter, resp. Eltern, nicht verbieten, ihr Kind außer Haus zu geben, sofern nur die Garantie entsprechender Pflege geboten ist. Für die Haltekinder wurde überdies Beaufsichtigung durch bezahltes Aufsichtspersonal und Aerzte verlangt. Medikamente sollen umsonst verabreicht, die billige Beschaffung keimfreier Milch und anderer Nahrungsmittel durch kommunale Einrichtungen ermöglicht werden. Riether und ebenso Dvorak traten ferner für die Alimentationspflicht der ledigen Mutter ein, die ihr Kind der Findelanstalt übergibt. Heute kann sie gegen Nachweis ihrer Landeszugehörigkeit das Kind ohne weiteres der Anstalt übergeben. Nur wenn sie den Kindsvater heiratet, wird ihr das Kind wieder zugestellt, sonst zahlt die Anstalt 6 bis 10 Jahre lang das Kostgeld und stellt das Kind nach dieser Zeit der Heimatsgemeinde zu.

In bezug auf Vormundschaft wichen die Gutachten stark voneinander ab. Dr. Weiskirchner trat für die volle Autonomie der Gemeinden ein, die für ihre Waisen sorgen sollen. Dr. Liechtenstein verlangte die Ausdehnung der Vormundschaftsfähigkeit der Anstalten und Vereine, Dr. Reicher wandte sich dagegen und ebenso gegen die Autonomie der Gemeinden. Den kleinen Landgemeinden, die gleichzeitig ihre eigenen Armenbehörden sind, die

Digitized by

Vormundschaft ohne höhere Kontrolle ausliefern, bedeutet eine große Gefahr für die Kinder. Nach den Erfahrungen, die man mit Landgemeinden gemacht hat, ist die Vermutung nahegelegt, daß sie an den Waisen nach Möglichkeit sparen würden. Reicher verlangt eine Verbindung von autonomen Gemeinden und Staatsbehörden. Die sehr lebhafte Debatte zu diesem Punkte bot keine neuen Momente. Zur Frage des Schutzes der moralischen und körperlichen Integrität des Kindes hatten die Begutachter Dr. Lammasch und Mirecka neben Strafen für Vernachlässigung durch die Eltern infolge unordentlichen Lebenswandels, Verführung, moralische Schädigung durch pornographische Literatur usw. vorgeschlagen, auch die Ausbeutung von Kindern durch übermäßige Arbeit nicht mehr der Gewerbeordnung, sondern dem Strafgesetz zu unterstellen.

Zur Fürsorgeerziehung lag nur ein Gutachten von Dr. Reicher vor. Für die Abgabe in die öffentliche Fürsorgeerziehung sieht Reicher viererlei Ursachen vor: schuldhaftes Verhalten der Eltern resp. Erzieher, wenn Verwahrlosung der Kinder die wahrscheinliche Folge wäre, Entartung schulpflichtiger Kinder, die ihre Entfernung aus der Volksschule notwendig machen, strafbare Handlungen Minderjähriger unter 18 Jahren, die auf Verwahrlosung zurückzuführen sind, endlich erfolgt die Abgabe an die Anstalt, wenn sie Verhütung vor sittlichem Verderben bedeutet. Verbrechen, die auf völlige sittliche Korruption hindeuten, haben auch bei Minderjährigen unter 18 Jahren die Abgabe in gesonderte Strafanstalten zur Folge. Den Eltern steht Rekurs zu, bei nicht sehr schweren Fällen genügt eine Ermahnung resp. Ueberwachung der Eltern. Die Abgabe in die Anstalt erfolgt auf Verfügung des Vormundschaftsgerichts, zu dem jedoch Laien zugezogen sind. Die ganze Institution soll dem Justizministerium unterstehen. Eine sehr lebhafte Debatte rief erst die Kostenfrage hervor. Reicher hatte eine gleichmäßige Kostenverteilung für Staat, Land und Gemeinde vorgesehen. Dagegen wurde vielfach protestiert. Gemeinden und Länder seien zu arm und zu lässig, eine solche Verteilung würde die Durchführung eines eventuellen Gesetzes von vornherein vereiteln.

Bei Jugendstrafrecht wurde sehr viel über die Strafgrenze debattiert. Der Referent Dr. Gertscher trat für 16 Jahre ein, während Dr. Lenz und Löffler 14 Jahre verlangten. Da wir in wirtschaftlicher Beziehung das Individuum mit 14 Jahren selbständig machen, geht es nicht an, ihm noch weitere zwei Jahre völlige Straflosigkeit zu geben. Dagegen sollen dem jugend-

Digitized by Google

lichen Verbrecher Erleichterungen geboten werden; als die wichtigste wäre nach Lenz die Bewährung der Strafe ohne Polizeiaufsicht, ebenso soll der bestrafte jugendliche Verbrecher nach Abbüßung der Strafe als nicht vorbestraft gelten.

Bücheranzeigen.

Der hl. Augustin als Pädagoge. Von F. X. Eggersdorfer. Freiburg 1907, Herder.

Wenn ceteris paribus der beste Psycholog immer auch der beste Pädagog ist, dann war der hl. Augustin, der seine Herzenskenner, als der er uns in seinen ergreifenden Bekenntnissen entgegentritt, der geborene Pädagog. So lag es nahe, den Heiligen von Hippo, der so gerne im Buche seiner Seele las, der als erfahrener Weltmann, als teilnehmender Freund und Lehrer, als unermüdlich forschender Philosoph und Gelehrter, als tiefsinniger Theolog und Schriftsteller, als vielseitig in Anspruch genommener Gewissensberater und Seelenführer, als eifriger Priester und Bischof, als strenger Asket eine unvergleichliche Menschenkenntnis gesammelt hatte, auch einmal vom pädagogischen Gesichtspunkte aus zu beleuchten. Es war daher ein glücklicher Gedanke, daß die Münchener theologische Fakultät im Jahre 1901/02 die Preisaufgabe stellte: „Der hl. Augustin als Pädagog". Um die Palme des Sieges rang damals ein Studierender der Theologie, dessen Arbeit mit dem Preise gekrönt wurde und nunmehr unter obigem Titel im Drucke vorliegt. Man wird ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er sich nicht bloß gründlich in den Schriften des großen Afrikaners umgesehen, sondern auch mit einem tiefen, bei einem jugendlichen Kandidaten nicht gewöhnlichen Verständnis für die Erziehungsprobleme an seine dankbare Aufgabe herangemacht hat; gewandt und fließend stellt er die Ergebnisse seiner Forschung, die er mit zahlreichen, gut gewählten und vorzüglich übersetzten Stellen belegt, dar, den Stoff mühelos meisternd. Nachdem er in der Einleitung in knappen Zügen ein anschauliches Bild des römischen Bildungswesens entworfen und an der Hand der Bekenntnisse in Augustins Jugendleben ein typisches Beispiel der öffentlichen Erziehung der Kaiserzeit gezeichnet hat, wendet er sich der Pädagogik Augustins selbst zu, die er sachgemäß in zwei Perioden scheidet: in die frühere des Philosophen und neuplatonischen Mystikers und in die spätere des Theologen und Bischofs. Passend wird die Darstellung der ersten Periode mit einer Skizze seiner Psychologie und Erkenntnislehre eröffnet; dann wird Ziel und Weg der augustinischen Pädagogik als ein Hinführen zum Gottschauen und Gottgenießen und näherhin die sittliche Bildung als Reinigung des Seelenauges zum Gottschauen, die wissenschaftliche Bildung als Uebung und Stärkung

Digitized by Google

des Seelenauges bestimmt. Endlich wird „seine Schule" zu Cossiciacum und im Zusammenhange damit die pädagogische Praxis der ersten Zeit geschildert.

Der zweite, theologische Abschnitt der augustinischen Pädagogik wird mit einem vielleicht etwas zu kurz geratenen Ueberblick über Augustins Erbsünde- und Gnadenlehre und ihre Wirkung auf seine pädagogischen Anschauungen eingeleitet. Daran schließt sich dann sofort die Untersuchung der theologischen Erziehungstätigkeit des gefeierten Bischofs, die sich nach drei Hauptrichtungen scheiden läßt: zunächst wird seine Stellung zur heidnischen und christlichen Bildung bestimmt, dann folgen seine Grundsätze über die Erziehung des Klerus, endlich seine Anweisungen über Katechumenat, Katechese und Katechetik. Zu weit geht Eggersdorfer, wenn er diese drei Aufgaben, in denen sich Augustins bischöfliche Erziehungsarbeit erschöpfte, als „die pädagogischen Probleme" seiner Zeit bezeichnet; denn pädagogische Probleme in dem Sinne, den wir mit dem Worte zu verbinden pflegen, kannte die damalige Zeit nicht. Darf als die pädagogische Hauptschrift der ersten Periode die Schrift De ordine betrachtet werden, so sind als die wichtigsten Werke der späteren Periode die Werke De doctrina christiana und De catechizandis rudibus anzusehen, die daher einer eingehenden Erörterung unterzogen werden. Mit reichem Gewinn liest man das fesselnde Schlußkapitel, in welchem der Verfasser dem Einfluß Augustins auf die Pädagogik der Folgezeit nachgeht, wobei ihm namentlich das treffliche Werk von Roger: L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin, Paris 1905, gute Dienste leistet. Augustin beherrscht nicht bloß als Theolog, sondern auch als Pädagog die spätere abendländische Welt. Er war der Gesetzgeber der Klosterschulen, die auf ihn, nicht auf die römischen Rhetorenschulen zurückgehen. Alcuin und Hraban ruhen ganz auf ihm; und namentlich gibt sein berühmtes Wort vom Golde der Aegypter (De doctrina chr., II, 40) in den immer wieder auftauchenden Zweifeln über die Erlaubtheit der klassischen Studien stets den Ausschlag zugunsten der alten Schriftsteller und beschwichtigt die zaghaften Seelen. Solange die Benediktinerschulen in ungebrochener Kraft standen, dauerte Augustins Einfluß ungeschwächt fort. Erst als sich mit dem sieghaften Vordringen des Aristotelismus und mit dem Aufblühen der Universitäten eine mächtige Umwälzung im Schulbetrieb einstellte, trat der augustinische Einfluß etwas zurück, ohne sich jedoch im geringsten verdrängen zu lassen. Gerade Augustin war es, der für die Begründer des Humanismus, insbesondere für einen Petrarca, die Brücke zur Antike bildete, wie denn auch Mapheus Vegius, einer der bedeutendsten Erziehungstheoretiker des Humanismus, auf Augustin zurückgeht.

Ging Augustins Wirkung auf die Pädagogik im Altertum wie im Mittelalter von seinem Werk De doctrina christiana aus, so knüpfte man in unserer Zeit an seine Schrift De catechizandis rudibus an. Der Salzburger Erzbischof Augustin Gruber, der Begründer der modernen Katechetik, war es, der zugunsten der einzig richtigen Forderung, daß aller religiöse Unterricht ein historischer sein müsse, ausdrücklich auf die augustinische

Digitized by Google

narratio eindringlich hinwies, wie dies übrigens längst vor ihm Wizelius, in Frankreich ganz besonders der berühmte Claude Fleury in seinem ausgezeichneten historischen Katechismus, in der Aufklärungszeit der hochverdiente katholische Theolog und Schulmann Felbiger getan hatte. In Gruber und der im wesentlichen auf ihm ruhenden modernen Katechetik reicht der Einfluß Augustins bis in die Gegenwart herein; auch protestantischerseits gab man sich ihm willig hin; es sei nur an so hervorragende Männer wie Zezschwitz und Palmer erinnert. Die Literatur hat Eggersdorfer fleißig herangezogen; daß ihm das eine und andere entgangen ist, soll ihm nicht allzu schwer angerechnet werden, nur hätte er Thalhofers gediegene Schrift über „Die Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland", der er namentlich auch über Felbiger Aufschlüsse hätte entnehmen können, nicht übersehen dürfen. Zu bedauern ist auch der Mangel eines alphabetischen Personen- und Sachverzeichnisses. Im übrigen sei Eggersdorfers tüchtige Arbeit der Beachtung bestens empfohlen. Sie hat den Preis nicht bloß erhalten, sondern auch redlich verdient.

München. J. Schnitzer.

Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin. Ausführlicher Bericht über die Vorträge des Jesuitenpater Wasmann und den Diskussionsabend mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Dr. Richard Burdinski. Berlin 1907, Verlag von Rosenbaum u. Hart, 41 Seiten 8°. (60 Pf.)

Ein Aufsehen erregendes Redegefecht fand, wie bereits mitgeteilt, in der zweiten Hälfte des Februar 1907 in Berlin statt. Der bereits allgemein bekannte naturforschende Jesuitenpater Erich Wasmann ging nach Berlin, um dort drei zusammenhängende Vorträge über Entwicklungstheorie und ihr Verhältnis zur Weltanschauung und Religion zu halten. Zu welchen Resultaten er dabei gelangte, das braucht nicht erst mitgeteilt zu werden, das wußte natürlich jeder genau von vornherein. Merkwürdig wurden jene Vorträge nur durch den Umstand, daß nach den drei Vortragsabenden noch ein vierter Abend ausschließlich für den Redekampf der gegnerischen Parteien bestimmt war, an welchem sehr lebhaften Kampfe ein Dutzend zum größten Teile bekannter und geachteter wissenschaftlicher Männer unter dem Vorsitz des berühmten Berliner Anatomen, des greisen Waldeyer, sich beteiligt hat. Ein Bericht über den ganzen Vorgang liegt jetzt in der obengenannten Broschüre gedruckt vor. Als Dokument der Zeit ist dieses kleine Schriftchen immerhin beachtenswert. (Ob wohl die vielen Druckfehler darin ebenfalls als Charakteristikum der Zeit betrachtet werden dürfen?) — Für den beiseite stehenden unbefangenen und kritischen Zuschauer trug diese ganze Veranstaltung zuweilen den Charakter einer der mittelalterlichen konfessionellen Disputationen. Daß dabei nichts Positives herauskommen konnte, daß namentlich keiner der Gegner sich durch die Argumente des anderen überzeugen oder auch nur in seiner Ueberzeugung erschüttern ließ, darüber waren wohl alle Verständigen von vornherein nicht im Zweifel, auch nicht die streitenden Gegner selbst, und es muß zugegeben wer-

den, daß es eine Handlung der Selbstverleugnung ist, wenn ein tüchtiger Professor sich durch die empfundene Verpflichtung, bei der Herausforderung nicht zu schweigen. bewegen läßt, an einem unfruchtbaren Streit vollen Anteil zu nehmen. — Es fehlte natürlich nicht an feinen und geistreichen Aeußerungen, sowie an ehrlich ausgesprochenen festen Ueberzeugungen. Der Gesamteindruck aber, den der objektive Betrachter empfängt, ist der, daß über Grundsätze gestritten wurde, zwischen denen eine Vereinigung nicht möglich ist. -ies.

Reichsarchiv. Sammlung des gesamten Reichsrechtes in seiner heute gültigen Gestalt. Herausgegeben von Adolf Weißler. Leipzig 1907. C. E. M. Pfeffer. gr. 8°. ca. 250 Bogen à 35 Pfg.

Der Verlag des „preußischen Archiv" tritt soeben mit einer neuen Gesetzes-Sammlung in die Oeffentlichkeit, die zweifellos einem Bedürfnis entspricht. Das geltende Reichsrecht hat mit der Zeit einen so gewaltigen Umfang angenommen, daß es schlechterdings unmöglich ist, alle Gesetze und Verordnungen in gesonderten Ausgaben zu besitzen. Der Gebrauch des Reichsgesetzblattes ist dadurch erschwert, daß es nicht ersehen läßt, ob ein Gesetz geändert oder aufgehoben ist. Die bestehenden landesrechtlichen Sammlungen, wie das preußische Archiv oder in Bayern die Bambergensis und die Sammlung von Weber umfassen ja das Reichsrecht mit, sind aber mit einer solchen Unmenge von Landesgesetzen, Verordnungen und Ministerialreskripten belastet, daß sie kaum noch als handlich und übersichtlich gelten können. Die Weißlersche Zusammenstellung beschränkt sich auf das Reichsrecht, die landesrechtlichen Bestimmungen werden zwar nicht abgedruckt, aber in — soweit die vorliegenden ersten zwei Lieferungen ersehen lassen — sehr sorgfältigen Nachweisungen allenthalben zitiert, so daß es jederzeit möglich ist, sie zur Ergänzung heranzuziehen. Besondere Anerkennung verdient die vortreffliche Druckausstattung. Wir werden auf die sehr zeitgemäße Publikation noch einmal zurückkommen, wenn einige Bände vollständig vorliegen.

München. Dr. Paul Bauer.

Schule und Brot. Von Helene Simon. Hamburg und Leipzig 1907, Voß. 1 M.

Zuerst Brot, dann die Schule heißt das Losungswort der Verfasserin. Sie führt aus, daß die immer noch nicht genügende Säuglingsfürsorge nur Gewinn verspreche, wenn für alle späteren Entwicklungsstufen die Gewähr lebenstüchtigen Heranwachsens geschaffen werde. Körperliches und geistiges Gedeihen wird durch Unterernährung gehindert, durch gebesserte Ernährung allgemeine Kränklichkeit. die Entstehung von Blutarmut, Nervosität, Tuberkulose vermindert und damit nicht nur Volksgesundheit und Wehrkraft, sondern auch speziell der Schulerfolg gefördert. Deshalb sei die Schulspeisung nicht armenpflegerisches, sondern pädagogisches Gebot. Die Zahl mangelhaft ernährter, frühstücksloser oder den ganzen Tag ohne warme Kost bleibender Schulkinder

Digitized by Google

hat sich als beträchtlich erwiesen. Die Ursachen liegen in Erkrankung, Arbeitslosigkeit, Armut, Nachlässigkeit, Roheit, Trunksucht der Eltern, zum Teil in weiten Entfernungen von der Schule. Diese Mängel machen sich mehr zu kalten Zeiten geltend. Solange nicht die allgemeine Lohnlage, damit die Lebenshaltung und dadurch wiederum das elterliche Verständnis und Pflichtgefühl sich hebe, muß nach der Verfasserin Ansicht die Schule ein Mindestmaß körperlicher Fürsorge und dabei an erster Stelle die Hebung mangelhafter Ernährung übernehmen. Alle anderen Schädlichkeiten seien dann leichter zu tragen. Die bisher in verschiedenen Ländern getroffenen Maßnahmen werden geschildert. Meist geht private Wohltätigkeit mit der Gemeindeverwaltung zusammen. An einer das ganze Land umfassenden Schulspeisung fehlt es. Deutschland ist bei gleicher Dringlichkeit in dieser Frage gegenüber anderen Staaten zurück. England mit seinem, die Schulspeisung ordnenden Gesetzentwurf vom März 1906, ist theoretisch, und Paris mit seinen Schulkantinen praktisch der Lösung näher gekommen. In verschiedenen deutschen Städten gibt es allerdings Vereine zur Speisung armer Kinder und Kindervolksküchen. Eine beachtenswerte Sonderstellung nimmt München dadurch ein, daß beim Bau der Schulhäuser Suppenküchen und Speisesäle vorgesehen werden und in den Schulen auch Aufenthalt sowie nützliche und erholende Beschäftigung während der Mittagspause ermöglicht wird. Die Verfasserin fordert für Deutschland eine öffentliche gesetzliche Regelung der Schulspeisung. Dieselbe soll allen Kindern, auch gegen Bezahlung der Selbstkosten zugänglich sein und Frühstück und Mittagsmahl umfassen. Nur bei nachgewiesener Not soll sie unentgeltlich sein, jedoch keineswegs als Armenunterstützung im Sinne des Gesetzes gelten. Bei Kindern, welche durch Unterernährung infolge Nachlässigkeit der verpflichteten Ernährer sichtlich an Körper und Geist Schaden leiden, soll die Behörde die Speisung, unter Umständen auf Kosten der Eltern, anordnen können. Die Schulärzte sind als Helfer der anordnenden Schulbehörde bei Auswahl der Kinder und wohl auch Festsetzung des Kostschemas gedacht. Nach Münchens Vorbild sollen für die Schulen Koch- und Speiseräume, allenfalls mit Kochschule verbunden, getrennt von den Unterrichtszimmern geschaffen werden. Die Lasten der Raumeinrichtung habe der Staat, die der Speisung selbst und der Verwaltung die Gemeinde unter Mithilfe von bezahlten Portionen, Beiträgen von Personen, Vereinen, des Staates zu tragen. Weitgehende Pläne, deren Erfüllung wir mit der von humanem Geist erfüllten Verfasserin im Interesse der Volkswohlfahrt lebhaft wünschen.

Doernberger.

Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kultur bis zum Ende der Steinzeit. Von L. Reinhardt. 504 Seiten, 185 Abbildungen. München 1906. Ernst Reinhardt.

Ein die weitesten Kreise interessierender Stoff fesselnde, leicht verständliche Schreibweise, gepaart mit hohem wissenschaftlichen Ernste und umfassendem Wissen sind die charakteristischen Merkmale des Werkes, mit dem uns Dr Ludwig Reinhardt

in Basel beschenkt hat. Er hat es verstanden, die in zahlreichen Zeitschriften und Monographien zerstreuten Ergebnisse prähistorischer Forschung zu einem überzeugenden, einheitlichen Bilde streng kritisch zu vereinigen. Vor unserem geistigen Auge sehen wir den Menschen aus den bescheidensten Anfängen seinen Lauf durch die Schöpfung beginnen, um sich schließlich zu ihrem Herrn aufzuwerfen; wir beobachten die ersten Regungen menschlichen Werdens, als in grauer Vorzeit über die mitstrebende Tierwelt hinaus sich der Mensch erhob, wie aus einem brutum nicht nur ein homo, sondern sogar ein homo sapiens, ein wissender und daher auch weiser Mensch wurde. Zur Charakterisierung des Gebotenen seien hier bloß die Ueberschriften der einzelnen Kapitel gegeben: Der Mensch zur Tertiärzeit. — Die Eiszeit und ihre geologischen Wirkungen. — Der Mensch während den ersten Zwischeneiszeiten. — Der Mensch der letzten Zwischeneiszeit. — Der Mensch der frühen Nacheiszeit. — Die Uebergangsperiode von der älteren zur jüngeren Steinzeit. — Die jüngere Steinzeit und ihre materiellen Kulturerwerbungen. — Die Germanen als Träger der megalithischen Kultur. — Die Entwicklung der geistigen Kultur am Ende der Steinzeit. — Steinzeitmenschen der Gegenwart. — Niederschläge aus alter Zeit in Sitten und Anschauungen der geschichtlichen Europäer

Aug. Sieberg.

Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Von Dr. Berthold Haendcke, ordentlicher Professor an der Universität Königsberg i. Pr. Leipzig. E. A. Seemann 1906.

Das Werk gliedert sich in die Abschnitte „Die Mächte im Staate", „Aeußere Politik", „Innere Politik", „Stellung des Papstes", „Stellung der Religionen zueinander", „Die Schule", „Das tägliche Leben", „Die Sprache", „Die Frau im täglichen Leben", „Der Kavalier", „Die Erforschung der Welt", „Schilderung des Menschen", „Schilderung des bewegten Lebens", „Sitte und Religion", „Die Religion im täglichen Leben". Sie geben eine Darstellung der gesamten deutschen Kultur des 17. Jahrhunderts, allerdings in einer den strengsten Anforderungen nicht ganz entsprechenden Form. Denn obwohl der Verfasser sich im Aufbau seiner Arbeit an Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien" anlehnt, hat er die Klarheit dieses trefflichen Buches nicht zu erreichen vermocht. Seine Gliederung des Stoffes wirkt schematisch, nicht genügend innerlich begründet. Wichtige zusammengehörige Abschnitte sind auseinander gerissen, manche Gebiete sehr kärglich behandelt. Es muß z. B. wundernehmen, daß ein Kunsthistoriker von Fach über die bildende Kunst der Zeit nicht mehr zu sagen für nötig erachtet, als das Wenige, das sich in die Abschnitte „Stellung der Religionen zueinander", „Das tägliche Leben", „Schilderung des Menschen" und „Die Religion im täglichen Leben" eingestreut findet.

Auch der ausgesprochene Verzicht auf „zusammenfassende Erörterungen" trägt nicht zur Vermehrung der Klarheit bei. Daß im übrigen in einer Kulturgeschichte die Tatsachen mehr als die Menschen in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden, ist nur anzuerkennen. Auch die Art, wie der Verfasser die ein-

d by Google

zelnen Persönlichkeiten kennzeichnet, ist oft vortrefflich, so z. B., wenn er zwei grundverschiedene Charaktere, wie Wallenstein und Bernhard von Weimar, einander gegenüberstellt. Nur läßt hier die Auswahl der in Frage kommenden Personen und wiederum die Anordnung viel zu wünschen übrig. In dem Kapitel über die Liederdichter wird nur Krieger genannt. Paul Gerhard erhält sein Plätzlein hinter den Musikern. Die Mystiker werden nur als Philosophen behandelt. Weigel, der gar nicht mehr dem 17. Jahrhundert angehört, wird eine ausführliche Würdigung zuteil; über Abraham v. Franckenberg, Daniel v. Czepko und Johann Scheffler erfährt der Leser kein Wort. Derartige Mängel könnte man leicht in jedem Kapitel nachweisen. So zerfällt das Buch in eine Anzahl geistreicher Essays, die eine Fülle wertvollen, zum großen Teil aus der Literatur des 17. Jahrhunderts zusammengetragenen Materials enthalten. Es ist in einem angenehm lesbaren und anregenden Stile geschrieben, weniger streng wissenschaftlich, denn unterhaltsam. — Unter den Druckfehlern macht sich besonders einer störend bemerkbar: Alle linken Seiten tragen die Ueberschrift des ersten Abschnittes.

München. Julius Baum.

Friedrich der Große. Von Georg Winter, Direktor des Königl. Staatsarchivs zu Magdeburg. Mit dreizehn ganzseitigen Abbildungen und zwei Handschriften. 2 Bände. Berlin 1907. Ernst Hofmann u. Co. 952 S.

Die vorliegende Biographie setzt sich die Aufgabe, „das Verständnis für die weltgeschichtliche und speziell nationaldeutsche Bedeutung Friedrichs des Großen auch weiteren Kreisen unseres Volkes zu vermitteln". Sie will zeigen, „daß Friedrichs Wirksamkeit auf dem Gebiete innerstaatlicher Organisation, geistiger und kultureller Hebung seines Staates, daß seine Leistungen als Staatsmann, als Bahnbrecher einer neuen Staatsauffassung, als Vertreter der Aufklärungsbewegung seinen kriegerischen Leistungen als Feldherr durchaus ebenbürtig zur Seite stehen". Diesen Zweck erfüllen zwar Kosers klassische Biographie und Wiegands bei aller Kürze ungemein gehaltvolle Studie schon durchaus, daneben auch die Darstellungen Onckens und Petersdorffs; aber man muß dem Verfasser beipflichten, daß trotzdem jeder neue Versuch die Berechtigung in sich tragen müsse. Bei dem Schlußkapitel „Friedrichs Vermächtnis an sein Volk" wäre auch auf das Verhältnis des großen Preußenkönigs zu seinen Nachfolgern und zur Nachwelt überhaupt vielleicht noch einzugehen gewesen. Im übrigen hätte der Verfasser, der schon mehrere Monographien über diesen Zeitraum veröffentlicht hat, durch sorgfältige Feilung des Stils manche Zweideutigkeit vermeiden können. So ist mit dem „j u n g e n" Goethe (S. 589), der uns den König als Nationalheros geschildert hat, wohl auf die bekannte Stelle über den Siebenjährigen Krieg angespielt in Wahrheit und Dichtung, wovon der erste Teil 1810 erschienen ist. Zum Beweis für den religiösen Charakter des Siebenjährigen Krieges wird S. 630 angeführt, daß der Papst, „wie seit März 1759 übereinstimmend in verschiedenen Zeitungen gemeldet wurde", Daun

Digitized by Google

„einen geweihten Hut und Degen übersandte", eine Wendung, die zumal in einem für weitere Kreise bestimmten Buche nur geeignet sein kann, der irrtümlichen Anschauung, als sei dies tatsächlich der Fall gewesen, aufs neue Boden zu gewinnen. Dahin gehören auch manche Wiederholungen und Ungenauigkeiten in der Uebersetzung französischer Vorlagen, wie wenn der bekannte Brief an Frau v. Cumas vom 18. November 1760 zweimal in verschiedenem Wortlaut mitgeteilt wird (S. 678 und 804). Solche Unebenheiten, die sich bei einer Neuauflage leicht beseitigen lassen, tun aber dem Gesamtwert der Darstellung keinen Abbruch, der auch literarische Nachweise, ein sorgfältiges Register und 13 Abbildungen Friedrichs aus verschiedenen Lebensjahren beigefügt sind.

Theodor Bitterauf.

Der Deutsche und seine Kunst. Von Karl Scheffler. München 1907. R. Piper u. Cie.

Der jetzige Redakteur von Cassirers ausgezeichneter Kunstzeitschrift hat in einem kleinen Büchlein, das er eine notgedrungene Streitschrift nennt, über die Kunstpflege und besonders das Kunsturteil der Deutschen sich als Nachfolger von W. Trübner erwiesen, der auch als Schriftsteller sich nicht geringe Verdienste um die deutsche Kunst erworben hat. Scheffler wirft unserem Volk vor, daß es zum großen Teil in Fragen der Kunst gegen sich selbst unwahrhaftig sei. Damit hat er recht. Aber nicht nur die Deutschen von heute sind das, sondern die Menschheit im ganzen war das immer und wird es auch immer bleiben, wenn schon zu hoffen und gewiß auch zu erreichen ist, daß sich die Verhältnisse bessern werden. Scheffler klagt, daß die alten Ideale zu Formeln herabgewürdigt worden sind. Auch damit hat er recht; aber das ist nun das Los der menschlichen Kultur. Sie macht immer aus der Wahrheit den Irrtum, und Vernunft wird immer Unsinn werden. Das ist eine faustische Klage, die nie aufhören wird. — Wenn nun die Mißstände, gegen die Scheffler streitet, nicht auszurotten sind, so ist doch die Art, wie er darüber schreibt, durch viele gute, sehr geschickt eingeflochtene Sätze sehr anregend. Scheffler tritt, wenn man sein Büchlein auf ein Prinzip zurückführen darf, dafür ein, daß, wer immer ein Urteil über ein Kunstwerk abgibt, Distanz halten solle. Das gleiche Lob schickt sich nicht für alle. Das klingt so trivial und doch ist es der Kern aller kritischen Weisheit und Gerechtigkeit. — Nicht Weniges ist in dieser Streitschrift zu beanstanden, obschon sie als Komplex sehr gut ist. Es scheint mir, daß Scheffler selbst nicht immer Distanz hält. Es scheint mir auch, daß er mehr tadelt als zu tadeln ist. So sagt er, daß wir heute keine lebendige Ueberlieferung des künstlerischen Handwerks mehr haben. Es mag sein, daß wir den alten Zunftdrill nicht haben, aber das speziell technische Wissen ist heute bereits sehr weit fortgeschritten, und es kann kein Zweifel sein, daß dieselbe Chemie, die oft genug in gewissenloser Ausnutzung durch allzu spekulative Händler unseren Malern schlechtes Material liefert, bereits so ausgezeichnete praktische Resultate geschaffen hat, daß gerade in bezug auf das rein Handwerkliche wir einer Blüteperiode entgegengehen. In dieser Hinsicht ist

Digitized by Google

Scheffler wohl gar zu skeptisch. Er meint, daß, wenn wir wieder einen Rembrandt bekämen, er genau so schlecht behandelt würde wie seinerzeit der historische Rembrandt. Das ist nun erst abzuwarten, und außerdem darf doch auch nicht vergessen werden, daß Rembrandt schon bei Lebzeiten, von früher Jugend an als erster Meister anerkannt war. Er hat in verschiedenen Zeiten verschiedene, manchmal zahlreiche Gegner gehabt; erfolgreiche Konkurrenten haben ihn bei einem Teile des Publikums ausstechen können, aber das hat ihm nicht geschadet, hat seiner Kunst nicht geschadet und ist vor allem nicht zu vermeiden. Auch als noch so großer Künstler kann man es nicht allen recht machen, und das ist nicht einmal so schlimm.

Karl Voll.

‡ **Grillparzer als Epigrammatiker** von Marie Krauske. Berlin 1906 bei Alexander Duncker. 85 S. 8°.

Eine höchst dankenswerte, umsichtige, aus den Werken, Tagebüchern und Kollektaneen herausgearbeitete Studie, welche das ganze Charakterbild des großen Dichters erfaßt. Man lernt daraus mehr, als die Verfasserin selbst sagt. Sie hat sein Porträt aus unzähligen Mosaikstücken zusammengestimmt. Doch darf man den hohen Dramatiker darüber nicht vergessen. Von Haus aus ein echter, immer nörgelnder Wiener „Knaunzer" und „Brummbär", teilte Grillparzer diese nicht neidenswerte Veranlagung mit Schwind und Bauernfeld. Davon kam aber, ebenso wie bei Schwind, nichts in seine überraschenden, wie aus einem Guß gelungenen Schöpfungen, indes Bauernfeld nie ermüdete, seine blitzschnell aufgebauten Lust- und Schauspiele immer wieder einzureißen, neu zu konstruieren und abermals vorzunehmen, bis sie zuletzt ganz anders herauskamen; und, wenn selbe auch dem Publikum behagten, doch durch fortwährendes Umgestalten, das Beste einbüßten. Als Erholung liebte Bauernfeld das Kartenspiel, wobei ihm das Glück fast immer zur Seite saß und er dann eine Fülle von Humor, Witz und Geist vertrödelte. Dagegen bildete bei Grillparzer und Schwind die Musik das versöhnende Medium; bekanntlich ist der Ausspruch des Malers „jeder Mensch bedürfe zum Wohlergehen täglich einen Mund voll Musik" zum geflügelten Wort geworden. Sie war auch der tröstende Jungborn für den Dichter. „Musikalische Stimmung liegt über fast allen seinen Dramen", man denke nur an einzelne Szenen in der „Ahnfrau" und in „Des Meeres und der Liebe Wellen"; „musikalischer Wohllaut entströmt den Worten seiner Gestalten"; schon als Jüngling hat er der Musik einen Hymnus geweiht (1812); sie gilt ihm als „die freieste unter den Schwesterkünsten" — In kärglicher Lebensstellung feierte Grillparzer frühzeitig seine Triumphe, häufte Ruhm und einen klangreichen Namen, bis plötzlich durch unerklärlichen Mißverstand der seitherige Erfolg versagte und der schwergekränkte Dichter in sträfliche Passivität sich zurückzog, indes der anfangs nicht verwöhnte Schwind erst langsam, aber in unermüdlicher Ausdauer, mit längst geplanten Leistungen sein anwachsendes Publikum mit immer neuen folgereichen Zyklen überraschte und fesselte. Nur einmal bot das Glück dem Dichter die Hand, bei dem wunderlichen Handel mit dem

ized by Google

Kaiser um den „Treuen Diener seines Herrn" — und der morose, überall Hinterlist witternde Grillparzer benützte nicht die nie wiederkehrende Gelegenheit zur Formulierung seiner Wünsche, sondern schnitt alle weiteren Verhandlungen brüsk ab, um in seiner unerfreulichen Beamtentätigkeit zu versauern. Ebenso eigensinnig verdarb er sich den vielventilierten Plan zur Gründung eines eigenen, vielbegehrten Herdes: „Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein anderes sei. . . . Aber eigentlich zu Zweien zu sein, verbot mir das Einsame meines Wesens." Er exilierte sich selbst. Dazu kam, daß seine schwerfingerige Hand und zunehmende Taubheit auch noch seine einzige leidverscheuende Panacee unmöglich machte, nun münzte es sein lauteres Gold nimmer aus, sondern verschloß die auf dem trostlosen Lebenspfade gefundenen Körner in die Schubladen seines Schreibtisches. Seinen Unmut drehte er zu scharf gepfefferten Konfettis, also auch eine Art von Xenien, deren Bitterkeit meist die Betroffenen nicht mehr erreichte. Als dann endlich die unausbleibliche Anerkennung seines Namens doch siegreich und mit aller Macht heraufdämmerte, da wob der schwerverdiente Lorbeer keinen Trost mehr um das verkümmerte Haupt. Die Nachwelt, welche gut täte, seine dramatischen Schöpfungen fleißiger vor das Publikum zu führen, hätte noch viele Schuld der Vorgänger zu sühnen.

Marie Krauske unterzog sich der großen Mühe, Grillparzers Weltanschauung, sein ganzes Sinnen und Denken nach folgenden Leitsätzen zusammenzustellen: Seine Stellung zu Religion und Kirche, Politik, Kunst und Wissenschaft. Wir lächeln über seinen Zorn, seine bitterböse Laune, freuen uns der unverbrüchlichen Ehrlichkeit und achten die überall durchblitzende Größe. Freilich nahm er oft den Rauch für Flamme, kämpfte gegen selbstkonstruierte Gespenster und Nebelgestalten.

Grillparzers Ausgrabung geschah glücklicherweise noch zu seinen Lebzeiten. Man erinnerte sich seiner, besann sich auf seine Größe, suchte das Schwerversäumte gut zu machen, führte seine Werke über die Bühnen, wetteiferte mit Liebes- und Gunstbezeigungen. Seine selbstbezeichnete Stellung „zwischen Goethe und Schiller", als der dritte im Bunde, wird ihm immerdar bleiben. Uns gebührt, ihn jetzt zu nehmen, wie er war, ist und bleiben wird in seiner bewunderungswürdigen Größe als dramatischer Dichter.

Daß Marie Krauske das selbstgewählte enge Gebiet weiter ausdehnt und mit einem Rückblick auf die Geschichte der Epigrammatik von den schlesischen Dichtern bis in die Neuzeit abschließt, macht ihrem objektiven Weitblick alle Ehre.

Marie v. Muchanoff-Kalergis, geb. Gräfin Nesselrode, in Briefen an ihre Tochter. Ein Lebens- und Charakterbild, herausgegeben von La Mara. Mit zwei Bildnissen. Leipzig. Breitkopf u. Härtel, 1907.

Zu der reichen Fülle von Brief- und Memoirenwerken unserer Tage liefern diese Briefe einen eigenartigen, wertvollen Beitrag. Die Schreiberin der Briefe ist uns keine Fremde; sie begegnete uns in den „Erinnerungen" der geistreichen Frau Jaubert, der

Digitized by Google

„Marraine" Alfred de Mussets, aus den Jahren 1848 und 1849; da erscheint sie im Atelier des Malers Sanders in Paris, um ihm zum Bild zu sitzen, und erregt Bewunderung durch ihre Schönheit, ihre hohe, imponierende Gestalt, ihr prachtvolles an Tizians Frauen erinnerndes Blondhaar und ihren schneeigen Teint, dem Heinrich Heines scherzende Verse galten:

Des Himalaya Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh' 2c.

Marie v. Kalergis wanderte auf der Menschheit Höhen. Ihre Familienbeziehungen — sie war eine geborene Gräfin Nesselrode, die Nichte des russischen Reichskanzlers dieses Namens — verbanden sie mit den vornehmsten Kreisen des In- und Auslandes; Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugenie, Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta, das badische Großherzogspaar und zahlreiche andere Fürstlichkeiten zählten zu ihren Gönnern, die hervorragendsten Staatsmänner zu ihren Vertrauten. Mit einem ungemein regen Geiste, großem Interesse und hervorragender Begabung für Wissenschaften und Künste, insbesondere für die Musik, ausgestattet, übte sie eine außerordentliche Anziehungskraft auf bedeutende Menschen aus der Künstler- und Gelehrtenwelt. Liszt, Wagner, Brahms, Lenbach standen ihr besonders nahe. Sie bezauberte durch ihre Liebenswürdigkeit; wo sie sich zeigte, war sie der gefeierte Mittelpunkt der Gesellschaft. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, dieser glänzenden Erscheinung in ihren Briefen näherzutreten und die inhaltsvollen Ereignisse der Jahre 1853 bis 1874 — Marie v. Muchanoff starb am 22. Mai 1874 — und so viele berühmte Zeitgenossen im Spiegel dieser bevorzugten Frauenseele an uns vorüberziehen zu sehen. Das Interessanteste ist diese Frauenseele selbst mit ihrem regen Interesse für alle edlen Bestrebungen, ihrem reinen Enthusiasmus für das Gute, Große und Schöne, ihrer innigen Teilnahme an der Menschen Lust und Leid. Mit welcher rührenden Demut und Bescheidenheit spricht die gefeierte Weltdame von sich selbst! Wie streng ist sie gegen ihre Fehler und Schwächen. Wie arbeitet sie beständig an ihrer geistigen und sittlichen Vervollkommnung! Wahrlich, die Briefe dieser hochgestellten Frau könnten für gar manchen eine Schule der Bescheidenheit und Selbstzucht sein! Mitten in den geselligen Zerstreuungen, zu denen sie ihr Stand verpflichtet, studiert sie Kant, die Gebrüder Grimm, Caro u. a. Der Grundzug ihres Wesens ist d e u t s c h, wenn auch von seiten ihrer Mutter polnisches Blut in ihren Adern floß. Begeistert huldigt sie nach dem Kriege von 1870/71 dem „herrlichen Deutschen Kaiser". Aus Baden-Baden, ihrem Lieblingsaufenthalt, schreibt sie über den Empfang Kaiser Wilhelms im Jahre 1871: La plus émue c'était moi. Ce vieillard héroïque, ce symbole d'unité, fondateur d'une ère nouvelle, m'apparaissait comme un être nouveau. Si mon pauvre père l'avait vu, quelle joie c'eût été! Du reste, l'empereur n'a rien changé à ses habitudes humaines et simples. Il est modeste, cordial, affable pour chacun Avant-hier j'avais l'honneur de dîner près de lui chez Flemming etc. Die Briefe sind französisch geschrieben, aber oft gebraucht die Schrei-

Digitized by Google

berin ein deutsches Wort, wenn ihr dieses treffender und ausdrucksvoller zu schein scheint. — Diesem glänzenden und anscheinend so glücklichen Leben hat die Tragik nicht gefehlt, die so oft mit der Größe Hand in Hand geht. Sie will mit ihrem Geist das Höchste und Tiefste greifen und ist dabei unfähig, sich dem Strudel des Lebens in der großen Gesellschaft, das ihr öde und schal erscheint und das sie doch nicht entbehren kann, zu entziehen. So lebt sie in einer fortwährenden geistigen Anspannung, die sie nicht zum Frieden und zur Ruhe kommen läßt und ihre Gesundheit untergräbt. Als 16jähriges Mädchen war sie mit dem Griechen Kalergis verheiratet worden, um sich nach kurzer Zeit von ihm zu trennen, weil die beiden Eheleute sich nicht verstanden. Nach dem Tode ihres Gatten reichte sie als 40jährige Frau dem Russen Muchanoff die Hand, gerührt durch dessen Liebe und seine ausdauernde Werbung. Sie lebten glücklich miteinander, aber eine tiefere Neigung hat sie für ihn kaum empfunden. Ihre leidenschaftliche Liebe galt ihrer Tochter Marie, die sich mit dem österreichischen Diplomaten Grafen Franz v. Coudenhove verheiratete. Diese tiefe Liebe zur Tochter ist der Grundton ihrer Briefe, die ein herrliches Denkmal der Mutterliebe bilden. „Marie" war das letzte Wort der müden Pilgerin, als sie im Jahre 1872, noch nicht 51 Jahre alt, ihre edle Seele aushauchte.

Baden-Baden. Haupe.

Erlebtes und Erstrebtes. Reden und Aufsätze. Von Oskar Jäger. München 1907, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Die Reden und Aufsätze, die der vortreffliche Schulmann und Gelehrte hier gesammelt einer breiteren Oeffentlichkeit übergibt, entstammen zum größten Teile seinem beruflichen Wirken als Lehrer. Es sind Beiträge zur Geschichte des Schul- und Unterrichtswesens der letzten dreißig Jahre, Beiträge zur Schilderung jenes lebhaften Kampfes, wie er besonders in Preußen um die deutsche Mittelschule gekämpft worden ist und noch gekämpft wird. Obwohl Jäger, wie bekannt, zur konservativen Richtung, zu den Verteidigern des humanistischen Gymnasiums, gehört, wird auch der Reformer und Realist willig den Worten eines Mannes lauschen, der über eine mehr als fünfzigjährige Erfahrung und über eine aufrichtige Liebe zu seinem Berufe verfügt. Wären alle alten Schulmänner aus solchem Holz geschnitzt gewesen, so hätte Gurlitts anklagendes Buch nicht lauten Widerhall gefunden. Jäger erkennt selbst bereitwillig an, daß jetzt im deutschen Schulwesen ein frischerer Wind wehe. — Einen kleineren Teil der Sammlung bilden geschichtliche Aufsätze, Erträgnisse der wissenschaftlichen Betätigung Jägers; das Interessanteste in dem Buche dürften aber die persönlichen Erinnerungen des Verfassers sein. Uhland und Kerner waren Studienfreunde seines Vaters, Schwab war sein Oheim, mit Mörike wurde er schon als Knabe bekannt. So weiß denn Jäger manche feine bedeutsame Striche zu dem Bilde der „schwäbischen Dichterschule" hinzuzufügen. Auch er ist der Meinung, daß bei Kerners Geisterseherei nicht alles ganz einwandsfrei zuging, eine Meinung, die

Digitized by Google

erst jüngst durch Bekanntgabe eines Briefes Mörikes zur Wahrheit geworden ist. Seine Studentenjahre hat Jäger, von 1848—1852, in dem berühmten Tübinger Stift zugebracht, wo auch Hölderlin, Schelling, Hegel, Strauß und Mörike ihre erste akademische Ausbildung genossen hatten, so daß diese ausführliche Schilderung des Stiftlebens auch dem Literarhistoriker willkommen sein wird. Im Jahre 1892 hat Jäger Bismarck in Kissingen besucht, 1895 war er der Sprecher der preußischen Gymnasiallehrer in Friedrichsruh. Das schildert der Verfasser alles anschaulich und anregend. Der Besuch bei Ohm Krüger, in Köln 1900, wirkt weniger interessant durch die Persönlichkeit des Besuchten als durch die politischen Betrachtungen, durch die der alte Nationalliberale sein Verhältnis zur Burenfrage beleuchtet.

Berlin. Dr. Adalbert Silbermann.

Gedichte von Paul Verlaine. Eine Anthologie der besten Uebertragungen. Herausgegeben von Stefan Zweig. Berlin 1907, Schuster u. Loeffler.

Mit Neuausgaben der „Gesänge von Gabriele d'Annunzio und der Gedichte des Emile Verhaeren bringt der Verlag Schuster u. Loeffler in einer entzückenden Ausstattung Gedichte von Verlaine heraus. Nur eines wäre zu wünschen, wenn denn schon ein Porträt des Dichters (den man sich lieber nach Dante Gabriele Rosetti dächte, als die trübe Reiflosigkeit des beigegebenen Bildes zu sehen) dabei sein muß, ein Klischeeabzug auf Stärkepapier dürfte in einem so feinen Buch nimmermehr sein. Man hilft sich und schneidet das Schreckliche heraus. Stefan Zweig, der Dichter der „Silbernen Saiten" und der „Frühen Kränze", hat die Uebersetzungen von Künstlern wie Dehmel, Flaischlen, Schlaf, Franz Evers gesammelt und auch eigene dazu gestellt. Es würde interessant sein, neben den Nachdichtungen die Originale zu haben, auch bei ganz treuer Uebersetzung wird doch immer das Wesen des Uebersetzers zum Ausdruck kommen. Ich erinnere hier nur an die Dichtung „Zu Gott" (aus Sagesse), in der wir all das Brennende, Zwingende Richard Dehmels deutlich fühlen und gerne mit eigenen Augen den Veralgamierungsprozeß sehen würden.

Pappenheim in Franken. S. Hoechstetter.

Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Denken. Von August Messer, außerordentlicher Professor der Philosophie. Sonderabdruck aus „Archiv für die gesamte Psychologie". Leipzig 1906. W. Engelmann. (Aus dem psychologischen Institut der Universität Würzburg.) 224 S.

Besonders für die Lehre von der Assoziation, von der Urteilsbildung und den Stufen des Urteils enthält diese Studie, die sich vielfach mit Forschungen des Münchener Philosophen Lipps berührt, viel Förderliches und rührt schließlich nach den mühseligsten Einzelbeobachtungen auch an das Verhältnis von Denken, Gefühl und Wollen. Daß die hochgebildeten Versuchspersonen, welche auf das gegebene Reizwort tunlichst rasch zu reagieren haben, selbst offenbar auf verschiedenem philosophischen

Standpunkt stehen, gibt den Reaktionen mannigfacheren Wert und macht der geschickten Versuchsleitung Ehre. Ob aber nicht dennoch die (selbst unbewußte) Einübung und Einstellung auf derartige Versuche ein noch möglichst auszuschaltendes Moment vorstellt? Und daß die Reaktionen häufig durch den Anlaut gerufen werden? Interessant ist, daß auch hier die himmelhohe Kantische Trennwand zwischen synthetischem und analytischem Urteil manchmal durchsichtig wird. Die aktuelle Lehre von den „Ausdrucksbewegungen" kann hier nach manchem schönen Fund greifen, und überhaupt ist es auch diese Arbeit, „die zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht." um mit Schiller zu reden.

München. L. Schädel.

Die Luftschiffahrt, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft, insbesondere das Luftschiff im Verkehr und im Kriege. Von H. W. L. Moedebeck, Major und Bataillons-Kommandeur im badischen Fußartillerie-Regiment Nr. 14. IV u. 137 S. Oktav mit 71 Abbildungen. Straßburg 1906 bei Trübner. Preis 2.50 M.

Unter den mancherlei Problemen, deren Lösung einer näheren oder ferneren Zukunft vorbehalten bleibt, dürfte das des lenkbaren und dabei allen Zufällen gewachsenen Luftschiffes wegen seiner Wichtigkeit und wegen des großen und tiefgehenden Interesses, das ihm in allen Volksschichten entgegengebracht wird, den obersten Rang einnehmen. Es war daher ein verdienstliches Unternehmen des Verfassers, der ja an den Bestrebungen zur Förderung der Luftschiffahrt und nicht minder an den bedeutenden Fortschritten, die sie im letzten Jahrzehnt gemacht hat, einen recht wesentlichen Anteil für sich in Anspruch nehmen darf, durch das vorliegende Büchlein weitere Kreise über den Stand der Luftschiffahrt in der Vergangenheit und Gegenwart, sowie über die Aussichten, die sich für sie in der Zukunft eröffnen, in erschöpfender Weise zu unterrichten.

Im ersten Abschnitt behandelt Verfasser die Entwicklung der Luftschiffahrt von den ersten, auf den Jesuitenpater Francesco Lana aus Brescia (1670) zurückreichenden Anfängen bis herauf zum Luftschiff des Grafen Zeppelin, wobei nicht nur die einzelnen Typen des eigentlichen Luftschiffes, sondern auch die Drachen und Flugapparate die gebührende Berücksichtigung finden. Im zweiten Abschnitt wird dann die Zukunft der Luftschiffahrt eingehender erörtert und die Bedeutung des (lenkbaren) Luftschiffes in Krieg und Frieden, zu Wasser und zu Land, ausführlich dargelegt. Mögen manchem Leser die sanguinischen Hoffnungen und Aussichten, die Verfasser in diesem Abschnitt hinsichtlich der Verwendbarkeit des Luftschiffes im Land- und Seekrieg eröffnet, teilweise als zu weitgehend erscheinen, so wird er mit umso größerer Genugtuung die Feststellung des Verfassers, als eines berufenen Sachverständigen, akzeptieren, daß „kein Staat bis zum heutigen Tage eine so einfach feldmäßig ausgerüstete und für alles gut geschulte Luftschiffertruppe hat wie die deutsche Armee". Das durchaus gemeinverständlich geschriebene, dabei auch äußerlich, namentlich was

die zahlreichen Porträte und Abbildungen betrifft, vortrefflich ausgestattete Buch, das gegenwärtig seinesgleichen auf dem deutschen Büchermarkte wohl kaum besitzt, sei hiermit der allgemeinsten Beachtung empfohlen. -rt-

Die Leitfossilien aus dem Pflanzen- und Tierreich in systematischer Anordnung. Von Johannes Felix. 240 S., mit 626 Abbildungen im Text. Leipzig, Veit u. Co., 1906. Preis 6 Mark.

In dem vorliegenden, Hermann Credner gewidmeten Leitfaden der Paläontologie gibt der Verfasser, außerordentlicher Professor an der Universität Leipzig, einen „Zittel im kleinen" und hilft dadurch einem längst empfundenen Bedürfnis in der besten Weise ab. Bei der systematischen Anordnung des Stoffes im wesentlichen derjenigen folgend, welche v. Zittel in seinen „Grundzügen der Paläontologie" angewendet hat, gewährt er in gedrängter Kürze einen sicheren und leichten Ueberblick über die fossile Flora und Fauna, wobei die zahlreichen guten Abbildungen eine willkommene Ergänzung bilden. Es liegt in der Natur des Werkes begründet, daß solche Gruppen, deren Behandlung ein ganz besonderes Maß von Spezialkenntnissen beim Leser voraussetzt, nur kurz gestreift sind; dahin wären z. B. die angiospermen Pflanzen und die Insekten zu rechnen. Im allgemeinen geht der Verfasser derart vor, daß er im Anschluß an die Besprechung der Bedeutung der Fossilien für die mannigfaltigen Fragen der Wissenschaft, der durch die Verschiedenartigkeit der Fossilisationsprozesse bedingten Arten des Erhaltungszustandes (Verkohlung, Verwesung, Inkrustation, Versteinerung, Abformung, Fährten) zunächst eine eingehende tabellarische Uebersicht der geologischen Formationen, ihrer Unterabteilungen und charakteristischen Fossilien gibt. Den beiden Hauptabschnitten Pflanzen- und Tierreich ist jedesmal eine systematische Uebersicht vorausgeschickt, deren Stämme, Klassen, Familien usw. im weiteren Verlaufe bezüglich ihrer spezifischen und unterscheidenden Merkmale so charakterisiert werden, daß die Bestimmung und Einordnung des Fundobjektes in den weitaus meisten Fällen keinerlei Schwierigkeiten mehr bereitet; namentlich werden auch alle in Betracht kommenden anatomischen Fachausdrücke an gutgewählten Beispielen erklärt und erläutert. Allen denjenigen, welchen es um das Erkennen der geologisch wichtigsten Formen des Pflanzen- und Tierreiches zu tun ist, kann das vorliegende, sehr preiswerte Buch aufs wärmste empfohlen werden, und selbst denjenigen, welche die Fossilien vom stratigraphischen Standpunkte aus betrachten wollen, wird es von Nutzen sein.

Straßburg-Neudorf. Aug. Sieberg.

Die gichtisch-harnsauren Ablagerungen im menschlichen Körper (Schleichende Gicht) Von Dr. M. J. Kittel in Franzensbad. Selbstverlag. 1906. 6. Aufl. 3 Kronen.

Eine populär gehaltene Schrift, in welcher Kittel nachweist, daß die schleichende Gicht nicht nur da vorkommt, wo ein festes Gebilde zwischen Knochen und Gelenken existiert, sondern auch in

Digitized by Google

Briefe geschrieben hat, vieles ist schlechter geworden, wie die Vorkommnisse der letzten Monate gezeigt haben. Manchem wäre die glühende Vaterlandsliebe, die Külz in seinen Erörterungen über unsere Kolonien zeigt, zu wünschen, manchem anderen täte auch der freie Blick gut, der Külz zu eigen ist. Das stattliche Buch liest sich sehr angenehm, posiert nirgends, ist aus einem warmen Herzen und einem selbstbewußten und klardenkenden Gehirne geschrieben. Seine Lektüre sei allen empfohlen, die Deutsch denken.

München. Dr. F. C. Müller.

Allgemeine Rundschau.

Neue archäologische Funde.

In Canatello bei Girgenti wurden prähistorische Wohnstätten ausgegraben. Man fand Gefäße, Bruchstücke von Erzschwertern und menschliche Skelette.

In der Akademie der Inschriften in Paris machte Héron de Villefosse dieser Tage die Mitteilung, daß der Direktor der Ausgrabungen von Karthago, P. Delattre, das Grab der heiligen Perpetua und Felicitas entdeckt hat, welche als Märtyrerinnen in hoher Verehrung stehen. Es scheint sich übrigens nur um einen Grabstein zu handeln, auf dem noch leserlich die Namen der beiden Heiligen mit denen anderer Bekenner des Glaubens eingemeißelt sind. Unter Septimius Severus herrschte in Nordafrika die Christenverfolgung, der sie nach alten Urkunden zum Opfer fielen. Der Gatte der Felicitas, Secundulus, war im Gefängnis gestorben, sie selbst wurde nach ihrer Entbindung mit Perpetua, Revocatus, Saturnus und Saturninus in der Arena wilden Tieren vorgeworfen, zuerst aber gepeischt, weil sie dem Prokonsul Hilarianus, der in seiner Loge thronte, mit der Strafe des Himmels gedroht hatte. Revocatus und Saturninus erlagen einem Bären, Saturnus wurde von einem Leoparden zerrissen, Perpetua und Felicitas mußten mit einer wilden Kuh kämpfen, die gewöhnlich nicht vorgeführt wurde, und starben blutend und zerfetzt endlich von der Hand eines Gladiators. Die Hauptkirche von Karthago ist ihnen geweiht.

Die wichtigen Funde, die auf der königlichen Besitzung von Kastell Porziano bei Ostia gemacht wurden und unter denen sich die bereits viel besprochene Replik des Diskuswerfers befand, sind von dem König dem römischen Nationalmuseum als Geschenk überwiesen worden. Neben der Statue ist unter diesen Gegenständen von besonderem Interesse eine Platte aus griechischem Marmor, die eine sehr interessante lateinische Inschrift enthält. Diese Inschrift, die als ganz einzig in ihrer Art gelten muß, ist in schönen Buchstaben aus dem Anfange des römischen Kaiserreiches geschrieben und bezieht sich auf die rechtlichen Verhältnisse der Juden, die einen besonderen Stadtteil, also bereits eine Art Ghetto, in Rom bewohnten. Dadurch wird einiges Licht

Digitized by Google

verbreitet über die bisher ganz unbekannte Art und Weise, nach der die Verhältnisse der jüdischen Gemeinden im römischen Weltreich geregelt waren. Andere bedeutsame Funde sind ebenfalls in der Nähe von Casone bei Ostia gemacht worden; es sind zahlreiche Formen aus Terrakotta, die dazu dienten, den Broten, die bei den öffentlichen Spielen verteilt wurden, eine bestimmte Gestalt zu verleihen. Diese verschiedenen Formen enthalten nun mannigfachen Szenen, die auf die Spiele Bezug haben und dem Brote eingedrückt wurden. Da kann man allerlei zirzensische Spiele betrachten, besonders Kämpfe zwischen Tieren, den Kampf eines Bären mit seinem Bändiger, einem Löwen, der ein Rind zu Boden geworfen hat und nun von einem Gladiator angegriffen wird, eine Löwin, die ihren Jungen zu trinken gibt, Szenen mit Elefanten und anderen Tieren, dann allerhand tragische und komische Darstellungen. Außer diesen Formen, deren Zahl wenigstens 400 beträgt, fand man auch kleine dickbauchige Glasgefäße, die alle die gleiche Form haben und die gleiche Flüssigkeitsmenge, etwa ¼ Liter, fassen. Auch diese Gefäße wurden wohl bei öffentlichen Verteilungen zur Spende des Weins benutzt.

C. K. Eine interessante buddhistische Entdeckung ist von der englischen „archäologischen Abteilung in Indien" in einer alten Pagode zu Pagan, der „Stadt der 9999 Pagoden", gemacht worden. Ausgrabungen, die in der „Pet-leak-paya", der „Pagode des sich rollenden Blattes" gemacht worden sind, brachten ein von Bogen getragenes Gewölbe ans Licht, das augenscheinlich zu einem viel älteren Gebäude gehörte, als der bisher sichtbare Teil der Pagode, die im elften Jahrhundert erbaut wurde. Dieses Gewölbe ist mit einer doppelten Reihe von viereckigen Terrakottareliefs an den Wänden geschmückt, die die Verwandlungen des Gotama darstellen, bevor er Buddha wurde. Die vollständige Reihenfolge dieser zahlreichen Wandlungen, deren Menge von der Tradition auf 500 angesetzt wurde, ist nun in diesen Reliefs gegeben, die sich in einem sehr guten Zustande der Erhaltung befinden. Die Figuren sind kräftig herausmodelliert und treten noch jetzt so scharf und klar hervor, wie wenn sie eben erst vollendet wären. Die ausführlichen, sehr lehrreichen Inschriften sind in Pali verfaßt und leicht zu entziffern.

Die Gefährdung und Erhaltung geschichtlicher Bauten.

Ueber dieses Thema hielt am 25. März im Berliner Architekten-Verein Herr Regierungsbaumeister und Privatdozent Zeller aus Darmstadt einen Vortrag, worin er ausführte, daß die Erhaltung namentlich unserer historischen Bauten eine stete Sorge der mit ihr beauftragten Verbände, Verwaltungen wie der Besitzer bilde. Die Gefahr für diese Bauwerke liegt namentlich im schroffen Gegensatz von Frost und Hitze, der den ohnehin schon durch ihr Alter und die Minderwertigkeit der Konstruktion gefährdeten Bauwerken hart zusetzt. Verfasser hat die wesentlichsten Gesichtspunkte in einer Sonderschrift: Gefährdung und Erhaltung geschichtlicher Bauten (Wiesbaden 1906, Kreidels Verlag) zusammengefaßt; das Wesentlichste sei hier

angeführt. Bei bewohnbaren Bauten hilft als Erhaltungsmaßregel namentlich eine, wenn auch in größeren Zeitabschnitten vorgenommene Durchheizung, die in Verbindung mit Luftzug geeignet ist, Feuchtigkeit und Moder stark zurückzudrängen, namentlich aber auch das Verschimmeln der Wände bei feuchter Umgebung zu verhindern. Dadurch hält auch Holz, Stuck usw. besser, weil die Unterlagen, Jute, Rohr usw. sich nicht zersetzen oder Rost die Nägel und Eisenteile zerstört oder Schwamm auftritt.

Schwieriger ist die Unterhaltung unbewohnter Bauten oder Ruinen. Bei ersteren öfteres Lüften und Durchheizen, Vorsorge für gute Entwässerung, stets dichte und gut gelüftete Dächer, damit keine Balken faulen oder Wasser in die Wände dringt; sorgfältige Unterhaltung und Erneuerung auch der geringsten Schäden, namentlich am Putze, der oft sehr vernachlässigt wird und hinter dem in Hohlräumen Wasser viel Unheil anrichten kann. Freilegen von Fachwerken sei deshalb stets warm empfohlen. Gegen Zerfall der Ruinen helfen nur radikale Mittel. Alle Abdeckungen, Zement, Asphalt, Blei und sonstige Hilfsmittel haben hier versagt. Schutz vor Wasser und Frost können allein größere Eingriffe gewähren. Hierzu dienen: Schutzdächer, sei es nur Notdächer oder Ergänzungen der ursprünglichen Anlage, gute Entwässerungen des Terrains, Schluß der Oeffnungen (Fenster und Türen); falls zerfrierbare Reste, wie Stuck, feine poröse Sandsteinskulpturen usw. zu schützen sind, Verankerung der Wände durch Einziehen der alten Balkenlagen, eventuell auch, wenn es besonders wertvolle Objekte sind, Ausbau und Anlage von zuverlässigen Heizungen.

Pflanzenwuchs ist zwar poetisch, aber gefährlich. Er wirkt je schlimmer, je feiner und wasserführender das Baumaterial (Sandstein z. B.) während Eruptivgesteine, wie Basalte, Granit, Porphyr, Malaphyr, harte Kalk- oder Kohlensandsteine weniger leiden. Aber auch hier müssen die Mörtelfugen dicht sein, da sonst die zerstörende Arbeit der Pflanzenwurzel, namentlich der Moose, Wasserzutritt in die Fugen vermittelt und diese auffrieren. Deshalb ist auch Efeu gefährlich, weil er das Austrocknen erschwert, die Mauer länger naß hält, der Frost daher länger wirkt. Auch dringen seine Haftwurzeln in offene Fugen ein und üben erstarkt Sprengwirkungen aus. Nur im Winter entlaubende Schlinggewächse sollten deshalb bei wertvollen Bauten als Wandschmuck geduldet werden.

Die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar.

(Zum 100jährigen Todestage.)

ar. Am 10. April 1807, unter den Einflüssen des vaterländischen Unglücks, starb im 68. Lebensjahre Herzogin Anna Amalia, die Mutter von Karl August. Damit ging einer der Menschen dahin, der vollen Anteil hatte an Weimars klassischer Zeit. Sie war eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, und von mütterlicher Seite die Nichte Friedrichs des Großen, der einmal von ihr sagte, sie sei „zu groß für ihr Herzogtum". Im 17. Lebensjahre vermählte sie sich mit Herzog Konstantin von Weimar, und schon nach zwei Jahren war sie Witwe. Resolut und tüchtig

führte sie dann bis 1775 die Regentschaft; viel hat sie in dieser Zeit zur Linderung der Folgen des 7jährigen Krieges und für Ausbreitung der Volksbildung getan. Dann lebte sie ganz den schönen Künsten. Sie war es gewesen, die Wieland zum Erzieher Karl Augusts berufen hatte. Schon damit gab sie den neuen entscheidenden Ton an. Und die geist- und lebensprühende Frau blieb die Seele des Kreises, in welchem Goethe als bewegender Mittelpunkt eintrat. Im Wittumspalais zu Weimar, oder wenn sie in der „Einsiedelei" ihres lieben Tiefurt „rustizierte", immer besaß sie das Mittel, die Herzen „froh und fröhlich" zu machen — nicht minder als Frau Aja selber, Goethes Mutter, eine ihr innerlich verwandte Natur. Als die Herzogin 1782 zwölf Tage bei Frau Rat zu Gaste war, bildete sich ein inniger Freundschaftsbund, der einen fesselnden Briefwechsel gezeitigt hat, aber trotz wiederholter Einladungen der Fürstin zu keinem persönlichen Besuch in Weimar führte. Besonders nahe stand Wieland der Herzogin; er rühmt sie mit den Worten: „Die Frau ist würklich eine der Besten auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre, und mit welcher Leute unsers Gelichters auf einem honnetteren und angenehmeren Fuß existiren könnten." Aber auch der Franzose Villoison widmete ihr das Lob: „Madame la Duchesse mère . . . rien n'égale son génie et ses lumières, si ce n'est son amabilité et sa bonté." Unter den Künsten, die ihre sonnige Frohnatur liebte, hatte sie ein eigenes Talent für die Musik. Sie komponierte selbst für die Kapelle und das Theater, so u. a. auch Goethes Singspiel „Erwin und Elmire". Als die Herzogin vor hundert Jahren starb, schrieb im Auftrage ihres Sohnes Goethe ihr den Nekrolog. Ihr Scheiden riß in den Kreis um den Dichterfürsten eine weitere empfindliche Lücke. . . . Die Gestalt der edlen Frau behält für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte Weimars und der Blütezeit deutscher Dichtkunst.

Historischer Verein für Oberbayern.

mt. In der am 2. April unter Leitung des 2. Vorsitzenden Professor Gabriel v. Seidl abgehaltenen Monatsversammlung sprach Privatdozent Dr. Bitterauf über „Die Nordlichter" in Bayern unter König Max I. Ausgehend von dem Standpunkt, daß in Bayern in erster Linie stets die Fürsten des Hauses Wittelsbach die Anregung zur Pflege von Kunst und Wissenschaft geben, verbreitet sich Redner in eingehender Weise über das Verhältnis der von auswärts Berufenen zu dem Herrscher einerseits, sowie zu dem Volke andrerseits. Galt auch eigentlich Max II. als jener Fürst, der hauptsächlich die Mainlinie in geistiger Beziehung zu überbrücken bestrebt war, so ist doch zweifellos, daß auch unter Max I. schon ähnliche Bestrebungen bestanden. Man hat sich über den Minister Montgelas lange Zeit in bezug auf seine Bemühungen, mit den übrigen Deutschen in Fühlung zu kommen, ebenso falsche Vorstellungen gemacht wie über seine Franzosenfreundlichkeit. Es ist zweifellos, daß der frühere Illuminat Montgelas gerne

Digitized by Google

mit Gelehrten verkehrte. Wie kam es nun, daß die an die drei Landesuniversitäten und die Akademie der Wissenschaften Berufenen so bald in Widerspruch mit den Einheimischen gerieten? Unter den „Nordlichtern" waren keineswegs ausschließlich Norddeutsche, und auch der lutherischen Konfession gehörten nicht alle an. Von den Berufenen führte nun der Vortragende einzelne an, wie den Numismatiker Schlichtegroll, den Juristen Friedrich Groth, den Philosophen Jacobi, Friedrich Thiersch, den praeceptor Bavariae, Anselm Feuerbach, den Histotiker Mannert, den Gothaer Bibliothekar Hamberger, den Salzburger Naturforscher Frhrn. v. Moll u. a. Die schwierige Lage dieser von auswärts Herangezogenen war durch ihre gesellschaftliche Stellung bedingt. Sie waren hinter den Hochadel und die Staatsmänner zurückgedrängt, manche von ihnen erregten aber auch durch Hoffahrt, leichtsinniges Suldenmachen und geringe Leistungen Anstoß. Die Bayern nahmen es übel, daß die Fremden besser bezahlt wurden als ihre eigenen Söhne, auch schien ihnen nicht jede Berufung in den Verhältnissen begründet zu sein. Neben den Angriffen eines Aretin fehlte es auch nicht an Hetze in den auswärtigen Blättern, die beispielsweise Norddeutschland als den Kopf und Süddeutschland als den Magen bezeichneten. Auf solche Weise und oft auch durch das Benehmen der Fremden selbst erhielt der Haß stets neue Nahrung. Redner bringt als Beweis eine Reihe sorgfältig zusammengetragener Auszüge aus Privatbriefen. Mitteilungen über Pasquille, ein Attentat auf Feuerbach, die Audienzen beim König usw. vervollständigten das anschauliche Bild der Kämpfe in der damaligen Zeit. Reicher Beifall lohnte den Vortragenden.

Zum Schlusse sprach Rechnungsrat Uebelacker über Die Spuren des vorgeschichtlichen München und die Geschichte des Münchener Stadtwappens. An den durch interessante Projektionsbilder unterstützten Vortrag knüpfte sich noch eine Diskussion.

Die Oeffnung der Universitäten für die Frauen.

Mit Genugtuung werden die Vorkämpfer für das Frauenstudium die Kunde vernehmen (s. unten), daß an der Universität Jena künftig weibliche Studenten für alle Fakultäten zugelassen werden sollen. Diese Verfügung entspricht den liberalen Traditionen der thüringischen Universität, die von altersher ihren Stolz darin sucht, eine Stätte der voraussetzungslosen freien Forschung zu sein, an der man einen Haeckel ungehindert dozieren ließ und die in neuester Zeit durch eine Reihe ausgezeichneter Einrichtungen — u. a. durch die von Abbe gegründete großartige Lesewalle, die schönste auf dem Kontinent — ihre Anziehungskraft erhöht hat. Die Folge des Erlasses wird wohl ein rasches Wachstum der Hörerfrequenz sein; freilich wird wohl auch das Studentenleben Jenas, das vor allen anderen deutschen Universitäten wegen seiner lustigen Ungebundenheit berühmt ist, durch die Zunahme des weiblichen Elements eine Aenderung erfahren.

Die allmähliche Freigabe unserer Hochschulen für die Frauen ist jedenfalls eine unabweisbare Forderung der Zeit. Mag man

Digitized by G

anderen Postulaten unserer Frauenbewegung, beispielsweise dem des weiblichen Wahlrechtes, noch so skeptisch gegenüberstehen, so kann es doch für unbefangene Beurteiler keinem Zweifel unterliegen, daß die Barrieren, die bisher noch vor das weibliche Studium gesetzt wurden, entfernt werden müssen. Auch wenn sich noch so autoritative Stimmen ausgezeichneter Wissenschaftler dagegen erheben. Angenommen, es hätte nur ein kleiner Bruchteil aller Frauen die Fähigkeit, wissenschaftliche Berufe auszuüben, so müßte doch für diesen Bruchteil die Pforte zur Universität geöffnet bleiben. Es wird sich ja überhaupt nicht um eine Massenüberschwemmung dieser Berufe durch weibliche Kräfte handeln, sondern nur um ein verhältnismäßig geringes Kontingent von Anwärterinnen, die ihre besondere Eignung schon durch Ueberwindung der großen Vorbereitungsschwierigkeiten bewiesen haben; nur um die Bereicherung der Betätigungs- und Erwerbsmöglichkeiten für die Frauenwelt. Jedenfalls widerspricht es dem liberalen Geiste unserer Zeit, wenn man fortfährt, die wissenschaftliche Kultur als ein männliches Privileg zu betrachten. Deshalb ist es nicht zu billigen, wenn noch heute eine nicht geringe Anzahl von Professoren es von vornherein ablehnt, akademischen Unterricht an Studentinnen zu erteilen. Ueber die Frage, ob die Frau ihrer Natur nach unfähig ist, wissenschaftlich fruchtbar zu arbeiten, sollten füglich jetzt die Akten geschlossen werden. Ohne daß man die natürlichen Verschiedenheiten von Mann und Weib zu leugnen braucht, muß man doch anerkennen, daß schon sehr tüchtige wissenschaftliche wie praktische Arbeiten von Frauen geleistet worden sind.

Bei dem Widerstande so vieler Männer gegen die Freigabe des weiblichen Studiums kommt nur zum geringen Teile eine Aufbäumung des männlichen Selbstgefühls gegen den weiblichen Willen zur Macht in Betracht. Vielmehr ist es wohl — wenn man von orthodoxen Velleitäten absieht — die Furcht vor der weiblichen Konkurrenz angesichts der jetzt schon so bedenklichen Ueberfüllung der gelehrten Berufe. Es soll nicht bestritten werden, daß in dieser Hinsicht eine schädigende Wirkung eintreten könnte, auch ist die Vermutung nicht als unberechtigt abzuweisen, daß sich ein weibliches akademisches Proletariat entwickeln könnte. Solche soziale Gefahren müssen eben in den Kauf genommen werden; es gibt keine Phase fortschrittlicher Entwicklung, die nicht auch schädigende Umwälzungen und Neubildungen mit sich führte. Aber man darf, wie schon gesagt wurde, die Stärke des weiblichen Andranges nicht überschätzen: sollte er in der Tat im Anfang über das gesunde Maß hinausgehen, so wird er unter dem Druck der Verhältnisse bald darauf zurückgeführt werden.

Dasselbe läßt sich auch gegen eine andere Befürchtung einwenden, die in dieser Frage ins Gewicht fällt. Die Befürchtung einer weiblichen — physischen und geistigen — Entartung. Bisher bildeten die Frauen, in ihrer Mehrzahl noch bewahrt vor einseitig machender Berufsbildung und seelischer Verkümmerung, eine Schutzwehr des natürlichen Menschentums, wozu sie überdies wegen des Vorwiegens des Instinkt- und Gefühlsmäßigen, wegen der Unkompliziertheit und ungebrochenen Stärke ihrer Empfindung prädestiniert erschienen. Man befürchtet, daß die erkältende

und austrocknende Atmosphäre der Wissenschaft ihnen diese, auch für die kommende Generation so wertvollen Eigenschaften verkümmern könnte. Aber auch diese Gefahr wird durch die Einbildung größer gemacht als sie in Wirklichkeit ist. Sie wird besser abgewehrt werden, wenn man in der Erziehung unserer männlichen und weiblichen Jugend und in der Umgestaltung unserer sozialästhetischen Kultur überhaupt darauf bedacht ist, die Verbindung mit der Natur aufrechtzuerhalten Alle diese Bedenken werden nicht imstande sein, die große Zeitbewegung aufzuhalten, die zwar nicht Nivellierung und mechanische Gleichheit, wohl aber Freiheit der Entwicklungsmöglichkeiten für alle Kräfte der Nation verlangt.

Frauen in der Wissenschaft.

Die tätige Mitarbeit der Frauen an der modernen Wissenschaft ist fortwährend im Wachsen. So hat Miß Nina F. Layard dem Kongreß der British Association jüngst einen Bericht über den „Paläolithen von Ipswich" vorgelegt, und eine holländische Dame, Frau Nieuwenhuis von Uexkuell Guldenband hat der Akademie der Wissenschaften von Amsterdam einen Bericht über die sehr interessanten Beobachtungen, die sie in dem berühmten botanischen Garten von Buytemzorg an 70 Pflanzen des indischen und indo-chinesischen Archipels angestellt hat, unterbreitet, von Pflanzen, deren süße Ausscheidungen die Ameisen anziehen. Man glaubte bisher, daß die Ameisen diese ihre Nährmutter zum Danke sehr sorgsam gegen ihre Feinde schützte. Die holländische Dame hat diese Annahme als eine Legende erwiesen: der vorausgesetzte Austausch guter Dienste existiert nicht. Frau Nieuwenhuis hat gezeigt, daß die Ameisen keineswegs verhindern, daß sich in der Nachbarschaft ihrer Nährpflanzen Fliegen ansiedeln, die diesen durchaus feindlich sind. — In Frankreich ist es einigen Damen gelungen, bedeutende wissenschaftliche Preise zu erlangen. So wurde Frln. Chauvelon vom Laboratorium des Professors Frank, wo sie sich mit photographischen Arbeiten beschäftigt, der Preis Saintour in der Höhe von 2000 Fr. zuerteilt, und Frln. Lonez, die jüngst mit einer Arbeit aus der Embryologie ihr Doktorexamen gemacht hat, wurde ein Preis von 1000 Fr. zugesprochen. Endlich sei noch erwähnt, daß eine Russin, Frln. Lebukow, der Genfer Gesellschaft für Physik Bemerkungen über den Volta-Bogen zwischen metallischen Elektroden mitzuteilen in der Lage war.

K. Z.

Die Begründung der Abstammungslehre.

In neuer und überraschender Weise begründet der Biologe Professor Gustav Wolff im Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte die Deszendenzhypothese. Er bezeichnet es als Gedankenlosigkeit, die Abstammungslehre ruhig weiter gelten zu lassen, nachdem die ihr von Darwin gegebene Begründung — die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl — sich als falsch erwiesen habe. Die Sache stehe für den ehrlichen Forscher so wie sie vor mehr als hundert Jahren stand, wo Kant die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs der Organismen als „gewagtes Abenteuer der Vernunft" ablehnte; es sei denn, daß die Abstammungs-

gitized by Google

lehre eine neue Begründung erhalte. Diese glaubt Wolff ihr geben zu können in der durch Darwin angeblich erledigten Zweckmäßigkeitslehre. Die Ausnahmen von der die ganze lebende Natur beherrschenden Zweckmäßigkeit, die sogenannten rudimentären Organe (die Augen des Maulwurfs, mit denen er nicht sehen kann, die Flügel des Straußes, mit denen er nicht fliegen kann usw.) lassen sich nicht anders erklären, als durch die Annahme der Abstammung von anderen Organismen. So kommt Wolff zu dem überraschenden Ergebnis: „Die Abstammungslehre gibt nicht der Teleologie den Tod, sondern die Teleologie gibt der Abstammungslehre das Leben. Nur vom Standpunkt der Zweckmäßigkeitslehre ist die Deszendenztheorie eine wissenschaftlich begründete Hypothese, mit anderen Worten: die Teleologie ist die einzige Begründung der Abstammungslehre."

Röntgenstrahlen und Wachstum.

Dr. O. N. Die Röntgenstrahlen haben sich in verschiedener Hinsicht als äußerst heimtückisch erwiesen. Es ist bekannt, daß eine Reihe von Aerzten, die anfangs die Röntgenstrahlen in ausgiebiger Weise an sich selbst anwendeten, und mancher Patient, dem man die Wohltat der Röntgenbestrahlung in recht großer, weil als besonders günstig erachteter Dosis zuteil werden ließ, schwere Störungen, namentlich Geschwürprozesse, die oft alle Fleischteile wegfraßen, zu erleiden hatten. Inzwischen ist man vorsichtiger geworden, hat mehr Erfahrungen gesammelt und auch Mittel gefunden, um die Strahlen ziemlich genau zu dosieren. Trotzdem ist mit Recht gefordert worden, daß der Gebrauch der Röntgenstrahlen nur berufenen Aerzten überlassen werden solle, da er selbst zu verbrecherischen Handlungen führen könne. So kann die Potenz männlicher Individuen durch die Bestrahlung, die ja bekanntlich erfolgen kann, ohne daß der Behandelte weiß, an welchem Ort sie angreifen, vernichtet werden, Schwangerschaften können unterbrochen werden, da, wie Experimente an Tieren nachweisen, die Embryonen im Mutterleib zum Absterben gebracht werden. Aus diesen starken Einwirkungen könnte man schon den Schluß ziehen, daß vielleicht auch das Wachstum durch Röntgenstrahlen beeinflußt werden könnte. Dem ist nun auch wirklich so. Wie Försterling aus der chirurgischen Abteilung des städtischen Krankenhauses in Hannover mitteilte, hat er an wachsenden Kaninchen, Hunden und Ziegen mit kurzer Röntgenbestrahlung Versuche angestellt. Die Tiere wurden teils ganz bestrahlt, teils wurde nur eine Körperhälfte oder eine einzelne Extremität den Strahlen ausgesetzt. Bei sehr jungen Tieren genügten nun schon sehr kurze, einmalige Bestrahlungen, um erhebliche, ohne weiters wahrnehmbare Störungen des Wachstums hervorzurufen. Eine 5 Minuten lange Bestrahlung genügte zum Beispiel, um bei einem Tier bedeutende Unterschiede in der Größenentwicklung gegenüber denen vom gleichen Wurf hervortreten zu lassen, die nicht bestrahlt worden waren. Die Bestrahlung einzelner Gliedmaßen hat keinen Einfluß auf das Wachstum des gesamten Körpers. Dagegen ruft eine Exposition des Kopfes auch eine allgemeine Störung des Wachstums hervor. Ein

Digitized by Google

gleiches tritt ein, wenn der bestrahlte Körperteil einen gewissen Prozentsatz der gesamten Größe des Körpers überschreitet. Die Wachstumsstörungen verlaufen außerdem im allgemeinen proportional der verabreichten Strahlendosis und der Jugend des Tieres. Je jünger dieses ist, um so stärker das spätere Zurückbleiben im Wachstum. Die Größenunterschiede können bis zu 20 Prozent der Norm betragen. Es wird aus den Experimenten die Warnung zu ziehen sein, kleine, noch schnell wachsende Kinder unter allen Umständen vor der Einwirkung der Röntgenstrahlen zu schützen, und unbedingt nötige Durchleuchtungen auf eine möglichst kurze Zeit zu beschränken. Die therapeutische Anwendung der Strahlen sollte überhaupt auf bösartige Geschwülste und Weißblütigkeit (Leukämie) beschränkt werden. Außerdem müßte bei Wachstumsstörungen daran gedacht werden, daß vielleicht Röntgenbestrahlung vorausgegangen ist.

Der Maulwurf als Tagtier.

Einer interessanten Studie, die Dr. H. Reecker (Münster) in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (Verlag von Gustav Fischer, Jena) „Zur Naturgeschichte des Maulwurfs" veröffentlicht, entnehmen wir die folgenden neuen Beobachtungen über den Maulwurf als Tagtier: „In der Regel bekommt man den Maulwurf nur dann zu Gesicht, wenn ihn Ueberschwemmungen, Erdarbeiten oder starke Erschütterungen des Bodens hervorjagen. Hermann Löns beschreibt (im Zoologischen Beobachter Bd. 47 S. 336) nun einen Maulwurf, den er am 7. August 1906 in der Umgegend Hannovers anhaltend oberirdisch jagen sah. „Dicht neben dem Wege erschien ein ungefähr halbwüchsiger Maulwurf, ließ sich in die tiefe Wagenspur des Weges fallen und suchte dort eifrig nach Beute, nach der er ganz nach der Art des Dachses stach, indem er trockene Blätter, Moosrasen und die Knöterichpolster mit der Nase umdrehte oder mit den Vorderpfoten zerriß . . . Zuerst suchte er das linke Wagengleis ab; alle Augenblicke faßte er mit den Pfoten oder dem Maule zu und verzehrte hastig das Beutetier. Erstaunlich war die Sicherheit, mit der er in der Erde verborgenes Gewürm witterte. In solchen Fällen scharrte er schnell eine Vertiefung und legte die Beute bloß." Nach etwa halbstündiger Jagd wurde er durch ein herannahendes Automobil veranlaßt, ein Loch einzunehmen. Auch ich hatte in den letzten Jahren zweimal Gelegenheit, den Maulwurf am hellen Tage im Freien jagen zu sehen und zwar auf einem Landwege bei Münster, der infolge einer Verkehrsverschiebung durch den Dortmund-Emskanal nur wenig, oft stundenlang nicht benutzt wird. So lange wie Löns konnte ich freilich dem „Mull" nicht zuschauen; einmal wurde er nach einigen Minuten durch einen vorbeikommenden Bauern verscheucht, das anderemal verschwand er nach etwa 10 Minuten von selbst im Gestrüpp am Wege. Diesen Beobachtungen hatte ich bislang wenig Wert beigelegt, weil ich schon als Junge auf meinen Streifzügen den Maulwurf gelegentlich im Freien umherlaufen gesehen hatte. Da aber ein so vielerfahrener Feldbeobachter wie Löns das oberirdische Jagen des Maulwurfs für eine Seltenheit hält,

dürften auch meine Beobachtungen erwähnenswert sein. Hinzufügen möchte ich, daß man, wie mir auch von anderer Seite bestätigt wurde, junge Maulwürfe öfter an der Oberfläche sieht als erwachsene. Sehr erstaunt war ich, als ich im vergangenen Winter einen Maulwurf bei Schnee und Eis im Freien umherlaufen sah. Ich stand am 7. Februar 1907 gegen 5½ Uhr nachmittags bei — 3 Grad Celsius auf einem Feldwege an einer Hecke, um dem Treiben eines Zaunkönigs im Dornbusch zuzuschauen. Plötzlich vernahm ich am Boden ein Rascheln, und bald kam aus dem welken Grase ein Maulwurf hervorgekrochen; er passierte langsam den schneebedeckten, etwa 2 Meter breiten Weg und machte dabei unterwegs, während er mir den Rücken zukehrte, längeren Halt, augenscheinlich, um auf der Unterseite seinen Pelz in Ordnung zu bringen; dann verschwand er an der gegenüberliegenden Hecke im Gewirr des langen Grases."

Völkerwanderungen in Afrika.

Das Leben und Treiben moderner primitiver Völkerschaften hat schon manches Licht auf frühgeschichtliche oder prähistorische Zustände geworfen. So können wir vielleicht aus dem Studium der Wanderungen afrikanischer Stämme in unserer Zeit noch einmal Rückschlüsse auf die Art ziehen, wie im alten Europa Kelten, Tyrrhener u. a. m. gewandert sind. Der französische Leutnant Avelot hat, von der Ansicht ausgehend, daß die Wichtigkeit der Wanderungen primitiver Völkerschaften nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, eine sorgfältige Untersuchung über die Wanderungen der das Ogowe-Bassin und die umliegenden Gebiete (französisches Kongoland) bewohnenden afrikanischen Völkerschaften angestellt und darüber eine sehr wertvolle Abhandlung im „Bulletin de géographie descriptive et historique" veröffentlicht. Aus eigenen Beobachtungen, den Erzählungen früherer europäischer Reisender und gemäß der Tradition der Eingeborenen hat Avelot die Geschichte dieser Ogowestämme rekonstruiert, von denen die Bakalai, Fiottes und Pahouins oder Fans die bedeutendsten sind, und konnte deren Geschichte für mehrere Generationen rückwärts herstellen. Ausgezeichnete Karten, welche die Wohnsitze dieser Völkerschaften in verschiedenen Perioden aufzeichnen, illustrieren die Deduktionen Avelots, der außerdem in einer Tabelle die Völker des Ogowebassins klassifiziert und ein kurzes vergleichendes Vokabularium von fünfunddreißig im französischen Kongoland gesprochenen und elf anderen afrikanischen Dialekten anfügt. „The geographical Journal" nennt Avelots Aufsatz eine der wichtigsten und nützlichsten Publikationen aus der letzten Zeit. M.

Neues von Dr. Tafels Tibetreisen.

Eine unterbrochene Expedition. — Audienz beim Dalai-Lama.

Dem schwäbischen Tibetforscher Dr. Tafel aus Stuttgart ist wohl als erstem Europäer das beispiellose Glück zuteil geworden, vom Oberherrn des Lamaismus, dem Dalai-Lama von Lhassa,

Digitized by Google

in Privataudienz empfangen zu werden. Das Ereignis fand statt am 11. Januar 1907 im Kloster Gumbun an der tibetisch-chinesischen Grenze. Beim Einbruch der Engländer war der Dalai-Lama bekanntlich aus Lhassa geflohen. Bis an die äußerste Nordostgrenze seines geistlichen Reiches, ins Kloster Urga an der sibirischen Grenze, war er zurückgewichen; auf der Rückreise von dort hatte er im Oktober 1906 das Kloster Gumbun erreicht, die zweitheiligste Kultusstätte des Lamaismus, um dort den Winter zuzubringen. Und hier war es, wo Dr. Tafel, der das Kloster schon von früher her kannte, nach vielerlei Umständen und Schwierigkeiten einen Empfang bei ihm durchsetzte. Ehe wir aber auf die Beschreibung der Audienz, die einer gewissen grotesken Komik nicht entbehrt, eingehen, muß kurz erklärt werden, wie Dr. Tafel selbst wieder nach Hsiningfu kam; man hatte ihn ja nach den letzten von ihm eingetroffenen Nachrichten Anfang August 1906 bei den Zaidam-Mongolen verlassen, in Begriff, nach den Quellen des Hoangho und weiterhin nach dem Dangla-Gebirge im Innern Tibets vorzustoßen, dessen geologische Erkundung noch der Altmeister Richthofen seinem schwäbischen Schüler zum Ziel gesteckt hatte, und mit der Absicht, etwa im März bei Tatsienlu wieder auf chinesischen Boden zurückzukehren. Wie kam es, daß Dr. Tafel schon im Januar wieder in Hsiningfu weilte?

Dr. Tafels Tibet-Expedition von 1906 war bis dahin im allgemeinen vom Glück begünstigt gewesen, trotz an sich vermeidbarer Schwierigkeiten, die ihm die Zweideutigkeit des chinesischen Amban von Hsiningfu bereitete. Er hatte fast durchaus neue Wege begangen, war ohne kriegerische Zusammenstöße mit Tibetern durchgekommen, hatte viel erkundet und viel gesammelt, und der Mongolenfürst von Barun hatte sich als ein ehrlicher Geschäftsmann erwiesen, indem er die ihm zur Beförderung anvertrauten Kisten des Reisenden richtig bei dem Missionar Ridley in Hsiningfu ablieferte. Auch die Fortsetzung der Reise von Zaidam aus südlich ließ sich zunächst gut an. Die Hoanghoquellen wurden gründlich aufgenommen, der Oberlauf des Jangtsekiang wurde durch ein bis dahin unbekanntes, südwestlich verlaufendes Seitental erreicht. Da der Fluß an der betreffenden Stelle nicht überschritten werden konnte, so bog Dr. Tafel nordwestlich aus. Von Tibetern hörte und sah man wochenlang nichts mehr, so daß man sich einigermaßen sicher fühlen und die Reit- und Tragtiere auch bei Nacht frei grasen lassen konnte. Menschen und Tiere waren frisch bei Kräften, die Vorräte reichlich. Da aber trat eine böse Wendung ein. Dr. Tafel wurde auf der Jagd von einem angeschossenen Bären ins Bein gebissen, und während er zur Pflege der Wunde im Zelt lag, erschienen plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, etliche hundert Tibeter und entführten die ganze Herde der Expedition, im ganzen 61 Stück Pferde, Maultiere und Yakstiere, dazu 30 Ziegen und Schafe, die etwa 800 bis 1000 Meter vom Lager entfernt geweidet hatten. Es war am 11. September 1906, am Flusse Tschumar, südlich des Marco Polo-Gebirges, ungefähr unter 94° ö. L. v. Gr.

Vergeblich versuchten die Ueberfallenen eine Verfolgung; eine

Digitized by Google

solche erwies sich zu Fuß in 4300 Meter Meereshöhe den wohlakklimatisierten Tibetern gegenüber schon wegen der Atembeschwerden der Tiefländer als unmöglich. Nur 6 Yaks wurden den Räubern noch abgejagt, darunter aber zwei zum Tragen von Lasten kaum mehr fähige Tiere. Damit ließ sich keine auf Monate berechnete Expedition mehr fortführen. Die Lage war kritisch im höchsten Grade. Mit schwerem Herzen entschloß sich Dr. Tafel zur Umkehr. Alle Vorräte und Ausrüstungsstücke, die nicht mehr transportiert werden konnten, wurden vernichtet, um sie nicht den in der Umgegend lauernden tibetischen Räubern in die Hände fallen zu lassen. Dann begann ein unendlich mühseliger und gefährlicher Marsch nach Norden; mit den letzten Tieren und den letzten kümmerlichen Resten von Lebensmitteln wurden die Mongolen-Ansiedelungen im Zaidanbecken erreicht, wo sich die Expedition notdürftig für den weiteren Rückmarsch nach Hsiningfu instand setzen konnte.

So kam es, daß Dr. Tafel um die Jahreswende wieder in Hsiningfu weilte. Daß er dadurch die in ihrer Art einzig dastehende Gelegenheit erhielt, Zutritt zum Dalai-Lama zu erlangen, mag ihn wohl einigermaßen für die Verluste, Enttäuschungen und Strapazen der letzten Monate entschädigt haben. Die Audienz fand statt im Oberpriesternamen des Klosters, einem niedrigen, saalartigen Gemach mit vielen tuchbeschlagenen Holzsäulen. Dort saß im Hintergrund auf etwa meterhohem Sockel das Geheimnis Asiens, der Dalai-Lama — ein kleines Männchen mit echt tibetischen Zügen, schmaler, kleiner Nase, dunklen Augen, schwarzem, ziemlich dichtem, geschwungenem Schnurrbart, pockennarbig, angetan mit dem charakteristischen ärmellosen Gewand der Lamapriester, die Weste mit hübschen Stickereien verziert. Ob der vor unberufenen Fremdenaugen so ängstlich gehütete Priesterherrscher sich der Europäereigenschaft seines Besuchers bewußt war oder nicht, geht aus den brieflichen Nachrichten bis jetzt nicht sicher hervor; man ist versucht, zu vermuten, daß es nicht der Fall war. Jedenfalls ward das bißchen Menschenkind auf seine Anrede von der Inkarnation Buddhas keiner Erwiderung gewürdigt. Doch wurden Geschenke ausgetauscht, von seiten des Dalai-Lama ein riesiger „Hata“ (Glückstuch oder Glücksschärpe) aus Seide, tibetischer Weihrauch und tibetische Wollstoffe. Als dann Dr. Tafel zum Abschied ein tiefes Kompliment machte, faßte der Dalai-Lama das wohl als eine besondere Huldigung auf; denn plötzlich berührte er mit seiner Hand den Kopf seines Gastes, gerade so, als ob er ihn segnen wollte. Dr. Tafel sah dann den Dalai-Lama noch einmal — als Examinator. Der Hof im Kloster Gumbun war gedrängt voll von Priestern, die in langen Reihen am Boden hockten und zuhörten. Der Kandidaten waren es drei, die ebenfalls am Boden kauerten. Der Dalai-Lama, umgeben von anderen Buddha-Inkarnationen, stand, während er seine Fragen stellte, oder ging lebhaft auf und ab. Gab ein Kandidat eine verkehrte Antwort, so hielt er ihm höchst eigenhändig den Mund zu. Einem der Unglücklichen aber widerfuhr das höchste Zeichen oberhirtlicher Ungnade: der Dalai-Lama schlug mit dem Bein ein Rad über seinen Kopf. Es ist zu fürchten, daß er durchfiel.

Wenige Tage nach dieser denkwürdigen Begegnung, am

Digitized by Google

15. Januar, ſtand Dr. Tafel wieder bereit, den Marſch nach dem Innern Tibets aufs neue anzutreten. Hoffen wir, daß der Segen des Dalai-Lama ihm die Wege ebnen helfe.

Linné-Feier in Schweden.

* Der 200jährige Geburtstag Linnés wird, wie wir bereits meldeten, in ſeinem Vaterlande mit großen Feſtlichkeiten begangen werden. Dieſe werden veranſtaltet einerſeits von der Univerſität Upſala, welcher Linné angehörte, andrerſeits von der kgl. ſchwediſchen Akademie in Stockholm, welche von Linné begründet wurde. Die Feier in Upſala findet am 23. und 24. Mai, die in Stockholm am 25. Mai ſtatt. Zu dieſen Feiern ſind Einladungen an beſtimmte Kategorien ergangen, und zwar ſind folgende ausländiſche Gruppen eingeladen: Eine Univerſität in jedem Lande (für Deutſchland eine aus jedem Staate): die gelehrten Körperſchaften, deren Mitglied Linné war; die gelehrten Geſellſchaften, die ſeinen Namen tragen (z. B. Linneen societies uſw.); die zur „Internationalen Aſſoziation der Akademien" gehörenden Akademien; eine ſehr beſchränkte Anzahl der in allererſter Linie ſtehenden naturhiſtoriſchen Inſtitute (Univerſitäts-Inſtitute ausgenommen!). — Außerdem die Mitglieder der botaniſchen und zoologiſchen Klaſſen der kgl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Upſala und der kgl. Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm; eine kleine Anzahl von Ausnahmen, aus ganz beſonderen Gründen. — Die Univerſität zu Upſala und die kgl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm haben beide genau die gleichen ausländiſchen Einladungen ergehen laſſen.

Zu Liſters 80. Geburtstag.

Am 5. April feiert die geſamte Aerztewelt den großen Chirurgen Lord Liſter, den Vater der modernen Wundbehandlung, und mit ihr jeder, der auch nur einigen Einblick in den mit Worten kaum zu ſchildernden Fortſchritt der Chirurgie beſitzt, den man dem Liſterſchen Verfahren zu verdanken hat. Es iſt gerade 40 Jahre her, daß Liſter im Lancet die erſte Arbeit über ſein Verfahren veröffentlichte, das er in Glasgow ſchon ſeit einigen Jahren allmählich ausgebildet hatte. Es beſtand im weſentlichen in der Fernhaltung ſchädlicher, noch nicht gekannter, aber als Urſache der Wundkrankheiten (nach den Paſteurſchen Entdeckungen über die Fäulniserregung durch aus der Luft kommende Keime) von ihm in der Luft vermuteter Mikroorganismen. Als Hauptmittel fungierte die Karbolſäure, ſie wurde aber nicht nur als Desinfektionsmittel der Wunden, ſondern allmählich auch zur Abtötung oder Unſchädlichmachung aller mit der Wunde in Berührung kommender Gegenſtände benützt, auch in Form des viel angefochtenen und ſpäterhin verlaſſenen Sprays zur Abtötung der Keime in der Luft. In Deutſchland fand die Entdeckung raſcher als in England Beachtung und Verbreitung. Von einigen bedeutenden Chirurgen wurde ſie anfangs freilich auch bei uns ſkeptiſch aufgenommen, von anderer Seite dagegen, darunter z. B. von unſerem Nußbaum, begeiſtert. Die Pyämie (Eiterfieber), Septichämie (Blutvergiftung), Wundroſe,

Digitize

Hospitalbrand, Lymphgefäß- und Venenentzündung wüteten damals in entsetzlicher Weise in seiner Abteilung im hiesigen Krankenhaus. Alle komplizierten Brüche, fast alle Amputationen verfielen ihr; 1872 kam dazu der Hospitalbrand, der sich bis 1874 so vermehrte, daß 80 Prozent aller Wunden und Geschwüre von ihm ergriffen, vielfach Knochen abgestoßen, oftmals Gefäße angefressen wurden, und zwar in Fällen, die vielleicht wegen eines entzündeten Fingers, einer Schrunde am Kopf oder wegen einer Kleinigkeit ins Spital kamen. Die Wundrose war fast an jedem Bett zu finden, und „eine wirklich glatte Heilung hat man vor dem Jahre 1875 auf dieser Klinik nie gesehen". „So war es. So schrecklich war unser Beruf! Alles was dagegen empfohlen war, hatten wir ganz erfolglos versucht. Das Chlorwasser, die Karbolsäure, die offene Wundbehandlung, nichts von alledem bezwang den furchtbaren Hospitalbrand. Wer diese traurigen Zustände mit durchlebt hat und gesehen hat, wie sie alle wie durch einen Zauber durch Listers Methode vertilgt wurden, der muß das Wort sagen: „daß die größte aller Erfindungen in der Chirurgie gemacht ist und durch Lister Tausende vom Tode gerettet sind, die früher eine sichere Beute desselben gewesen wären, daß Tausende so schmerzlos in wenigen Tagen jetzt geheilt werden, die sonst nach endlosen Schmerzen mit verstümmelten Gliedern das Krankenbett verlassen hätten." Das sind die Worte, mit denen Nußbaum vor 30 Jahren schon den Triumph der Listerschen, inzwischen noch vielfach verbesserten und zu ungeahnter Exaktheit ausgearbeiteten Methode beschreibt. Es war wie ein Frühlingsrauschen, das in ihm einen begeisterten Sänger fand. Glücklicherweise ein Frühling, dem nie wieder ein Winter folgen wird.

Dr. Neustätter.

Von der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Ueber Mittel und Wege zur Verbreitung guter Literatur beriet der Gesamtvorstand der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in seiner diesjährigen Hauptversammlung, die am Sonntag, den 24. März, in Berlin unter dem Vorsitz des Dichters Hans Hoffmann stattfand. Die Stiftung, die erst vor etwa 5 Jahren begründet wurde, hat sich im letzten Jahre mit überraschender Schnelligkeit entwickelt, und der Jahresbericht für 1906, den der Generalsekretär Dr. Ernst Schultze-Großborstel, vorlegte, bietet daher ein sehr erfreuliches Bild. Der Bericht wird in einigen Wochen im Druck erscheinen und allen Mitgliedern der Stiftung sowie allen Interessenten kostenfrei zugestellt werden. Schon äußerlich zeigt sich die erhebliche Zunahme der Stiftungstätigkeit durch das Anwachsen des Jahreshaushalts. Dieser betrug im Jahre 1906 in Einnahme und Ausgabe für sämtliche Abteilungen der Stiftung zusammen 86,269.74 M; dagegen konnte er für das Jahr 1907 auf 113,647.98 M festgesetzt werden. Die Einnahmen setzen sich zum größten Teil aus Jahresbeiträgen und aus dem Erlös für Bücherverkauf zusammen, während die Zinsen des kleinen eisernen Kapitals wenig in Betracht kommen. Der kleinste Jahresbeitrag der Stiftung ist so niedrig bemessen, daß sich im Jahre 1906 mehr als 2000 Personen der Stiftung neu an-

Digitized by Google

geschlossen haben; man kann nämlich von 2 M aufwärts an Mitglied werden und erhält dafür noch einen Band der „Hausbücherei“ umsonst als Mitgliedsbuch. Für das laufende Jahr wurde abermals die Unterstützung einer großen Anzahl ländlicher Volksbibliotheken mit guten Büchern beschlossen, ferner der Druck mehrerer neuer Bände der „Hausbücherei“ und der „Volksbücher“. Aus den Vorstandswahlen gingen Dr. Hans Hoffmann (Weimar) als 1. Vorsitzender, Professor Dr. Berthold Litzmann (Bonn) als 2. Vorsitzender und die Herren Dr. Ernst Schultze (Großborstel), Dr. J. Loewenberg (Hamburg) und Dr. Wilhelm Bode (Weimar) als engerer Vorstand hervor. Ferner wurde durch Zuwahl Dr. Heinrich Spiero (Hamburg), der Vorsitzende der Hamburger Kunstgesellschaft, in den Gesamtvorstand berufen.

Entwurf eines neuen russischen Urheberrechts.

W. H. Die russischen Gesetze über das Urheberrecht an literarischen, musikalischen, künstlerischen, photographischen und ähnlichen Werken sind mangelhaft und veraltet, sie bedürfen einer gründlichen Revision und Korrektur. Jedesmal, wenn über internationale Vorträge verhandelt wurde, scheiterten die Verhandlungen an der Ueberzeugung, daß, bevor nicht die betreffenden russischen Gesetze über das Autorrecht geändert sind, solche Verträge nicht abgeschlossen werden können. Da sich nun Rußland nicht länger weigern kann, das Eigentumsrecht ausländischer Autoren an Werken der Literatur, Kunst, Musik, Photographie usw. anzuerkennen, so hat sich jetzt das russische Justizministerium entschlossen, dem Ministerrat den Entwurf eines neuen Urheberrechtsgesetzes vorzulegen, dessen wesentlicher Inhalt in folgendem besteht.

Das Urheberrecht erstreckt sich auf literarische — schriftliche und mündliche — Erzeugnisse (also auch auf Reden, Vorträge, Referate, Predigten usw.), ferner auf musikalische Kompositionen und Improvisationen, auf künstlerische (malerische, bildhauerische und architektonische) und auf photographische und diesen ähnliche Erzeugnisse. Der Urheber hat das Recht, sein Erzeugnis auf alle mögliche Arten zu vervielfältigen, zu veröffentlichen und zu verbreiten. Die Benutzung eines fremden Erzeugnisses zur Schaffung eines neuen Werkes, das sich von jenem wesentlich unterscheidet, und das Kopieren eines fremden Erzeugnisses, ausschließlich zu eigener Benutzung, gilt nicht als Verletzung des Urheberrechts. Solche Kopien dürfen jedoch nicht mit den Unterschriften oder Monogrammen der Urheber versehen werden. Das Urheberrecht aller Autoren und ihrer Rechtsnachfolger wird in bezug auf ihre in Rußland erschienenen Erzeugnisse anerkannt, ebenso auch das Urheberrecht der im Auslande erschienenen Erzeugnisse russischer Untertanen und ihrer Rechtsnachfolger, selbst wenn diese nicht russische Untertanen sind. Das Urheberrecht eines von mehreren Personen gemeinschaftlich geschaffenen, ein unzertrennbares Ganzes bildenden Werkes gehört allen Urhebern; es sind dabei die analogen Gesetze über gemeinschaftliches Eigentum maßgebend. Hat ein Autor bei Lebzeiten über sein Ur-

Digitized by Google

heberrecht nicht verfügt und sind nach seinem Tode weder gesetzliche Erben noch ein Testament vorhanden, so erlischt das Urheberrecht mit dem Todestage des Autors. Das Urheberrecht an literarischen, musikalischen und künstlerischen Werken gehört dem Autor während seiner ganzen Lebensdauer und seinen Erben oder Rechtsnachfolgern bis zum Ablauf von fünfzig Jahren nach seinem Tode; das Urheberrecht an photographischen und ähnlichen Erzeugnissen ist auf fünf Jahre nach ihrem Entstehen beschränkt.

Es folgen nun Bestimmungen über die Rechte der Sammler von Volksliedern, -melodien, -sprichwörtern, -märchen, -epen und ähnlichen Volkserzeugnissen. Die Herausgeber von Zeitungen und Zeitschriften, encyklopädischen Werken, Almanachs und ähnlichen, aus Beiträgen verschiedener Autoren bestehenden Sammelwerken, haben innerhalb fünfzig Jahren vom erstmaligen Erscheinen an gerechnet, das ausschließliche Recht der Wiederholung dieser Sammelwerke in gleicher Form. Aber jeder Mitarbeiter behält auch das Urheberrecht seiner eigenen Arbeit, falls nicht das Gegenteil vereinbart wurde; er darf aber diese Arbeit ohne Einwilligung des Herausgebers des Sammelwerks, vor Ablauf von drei Monaten nach dem ersten Erscheinen nicht veröffentlichen.

Die Herausgeber von anonymen oder pseudonymen Werken genießen ein fünfzigjähriges Eigentumsrecht an diesen Werken; wenn aber vor Ablauf dieser Frist das Urheberrecht seitens des Autors oder dessen Rechtsnachfolgern geltend gemacht wird, so treten diese in ihre Rechte.

Es folgen nun die Bestimmungen über den Nachdruck und seine Konsequenzen für Herausgeber, Buchdrucker, Buchhändler usw. Dabei ist hervorzuheben, daß Entschädigungsforderungen nur im Zivilverfahren erhoben werden können. Privatbriefe dürfen nur mit gemeinsamer Einwilligung der Briefschreiber und -empfänger veröffentlicht werden. Aehnlich verhält es sich auch mit der Veröffentlichung von nachgelassenen Tagebüchern und anderen Privataufzeichnungen, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren; sie dürfen innerhalb einer Frist von fünfzig Jahren nur mit Genehmigung der Rechtsnachfolger des Verfassers herausgegeben werden. Ohne die Erlaubnis des Verfassers oder seiner Rechtsnachfolger ist es auch nicht gestattet, ein erzählendes Werk in dramatischer Form zu veröffentlichen.

Im Auslande erschienene Werke dürfen in Rußland vor Ablauf der Verjährungsfrist nur mit Bewilligung derjenigen Personen nachgedruckt werden, denen nach den Gesetzen ihrer Heimat das Urheberrecht gehört. Der Autor eines in Rußland erschienenen Werkes und ein russischer Untertan, der sein Werk im Auslande erscheinen ließ, haben das Recht, es in andere Sprachen zu übersetzen oder übersetzen zu lassen, wenn sie auf dem Titel oder in der Vorrede sich dieses Recht vorbehalten haben. Der Autor hat das ausschließliche Uebersetzungsrecht seines Werkes binnen zehn Jahren vom Erscheinen des Originals an gerechnet, unter der Bedingung, daß die Uebersetzung nicht später als fünf Jahre nach dem Erscheinen des Originals veröffentlicht wird. Während der Zeit des Urheberrechts des Verfassers ist eine Rückübersetzung

Digitized by Google

seines Werks (aus der Uebersetzung in die Originalsprache) nicht erlaubt. Im Auslande herausgegebene Werke von Ausländern dürfen in Rußland ins Russische oder in andere Sprachen übersetzt werden, wenn durch Verträge, die Rußland mit anderen Staaten abgeschlossen hat, nicht das Gegenteil stipuliert worden ist.

Die Bestimmungen über den Nachdruck von Verfügungen, Mitteilungen u. dgl., die von der Regierung, von Behörden usw. erlassen, ebenso auch von Reden, die in gesetzgebenden und anderen öffentlichen Versammlungen gehalten wurden, übergehen wir hier. Den Autoren dieser Reden wird, im allgemeinen, ihr Urheberrecht gewahrt. Auszüge geringeren Umfangs aus veröffentlichten Werken dürfen, unter gewissem Vorbehalt, in Chrestomathien und Lehrbüchern nachgedruckt werden. Nachrichten und ähnliche nicht umfangreiche Artikel dürfen in Zeitungen und Zeitschriften aus anderen periodischen Druckschriften abgedruckt werden; — ausgenommen sind schönwissenschaftliche, wissenschaftliche, technische und ähnliche Arbeiten.

Diese Bestimmungen finden ihre entsprechende Anwendung auch auf geographische, topographische, astronomische und andere Karten, Globen, Zeichnungen, Pläne usw. u. ebenfalls auf naturhistorische, architektonische und technische Zeichnungen, Pläne usw.

Die Autoren musikalischer und musikalisch-dramatischer Werke haben das ausschließliche und beliebige Benutzungsrecht ihrer Erzeugnisse. Aber Veröffentlichungen von Variationen und ähnlicher Arbeiten, die eine selbständige Bedeutung haben, und von Bruchstücken, die zu Lehr- und Lernzwecken verwendet werden, sind nicht als Verletzungen der Urheberrechte anzusehen.

Betreffs der Urheberrechte an Werken der Kunst ist folgendes bestimmt: Der Künstler hat durch den Verkauf seines Originals das Urheberrecht nicht eingebüßt, auch nicht durch die Ausführung einer bestellten Arbeit. Aber Porträte und Büsten darf der Künstler nur mit Genehmigung der Personen, die ihm als Modelle dienten, wiederholen und veröffentlichen. Das Kopieren von Kunstwerken, die vom Staate und von Behörden erworben sind, bedarf der Genehmigung des Künstlers nicht. Als Verletzung des Urheberrechts gilt 1. die ganze oder teilweise Wiederholung, Vervielfältigung, Veröffentlichung oder Herausgabe eines Kunstwerks und 2. die öffentliche Ausstellung eines solchen, im Original oder in Kopie, ohne Genehmigung des Urhebers. Der Urheber hat seine Rechte auf notariellem Wege zu beglaubigen.

Das Urheberrecht auf Photographien und ähnlichen Erzeugnissen wird im allgemeinen ebenso geregelt. Eine öffentliche Ausstellung dieser Werke gilt nicht als Verletzung der Urheberrechte, ebenso auch ihre Reproduktion für technische und industrielle Zwecke.

Verletzungen der Urheberrechte werden mit Haftstrafe bis zu drei Monaten, mit Gefängnisstrafe von zwei Monaten bis zu einem Jahr und vier Monaten und mit Geldstrafen bis zu fünfhundert Rubel geahndet.

Dieser Entwurf eines neuen Urheberrechtsgesetzes, der hoffentlich von der Reichsduma und den Reichsrat sanktioniert

wird und dann Gesetzeskraft erlangt, ist als ein wesentlicher Fortschritt lebhaft zu begrüßen. Die internationale Regelung der Autorenrechte ist darin von den Verträgen abhängig gemacht, die Rußland erst noch mit anderen Staaten abzuschließen hat. Da es aber bereits bekannt ist, daß in dem neuabzuschließenden Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland die Autorenrechte gewahrt werden sollen, so sind wir berechtigt zu erwarten, daß sowohl die Rechte der deutschen wie auch der russischen Autoren künftig gegen Nachdruck und unerlaubte Uebersetzungen geschützt sein werden.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse am 21. März.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Zimmer über den Einschlag aus den Kulturzuständen der vorkeltischen Bewohner Irlands in dem in den Erzählungen der alten nordirischen Heldensage vorliegenden Kulturbild aus dem alten Irland. (Erscheint später.) — Verfasser wendet sich gegen die Anschauung, daß die in den Erzählungen des Cuchulinnsagenkreises zutage tretenden Kulturzustände in allen wesentlichen Punkten der altkeltischen Kultur des Kontinents entsprechen, und zeigt, daß, soweit die Stellung des Weibes in dem Kulturbilde aus dem genannten Sagenkreis in Frage kommt, fremde Einschläge in die altkeltische Kultur angenommen werden müssen, die nur aus den Kulturzuständen der vorkeltischen, nicht indogermanischen Bewohner der britischen Inseln Erklärung finden.

Herr Erman legte von den wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft vor: Das Grabdenkmal des Königs Ne-User-Re. Von Ludwig Borchardt. Leipzig 1907.

*

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 21. März.

Unter dem Vorsitze des Sekretärs Herrn Auwers (i. V.) las Herr Möbius über die ästhetische Betrachtung der Reptilien und Amphibien. Es wurden die anziehenden und die abstoßenden Eigenschaften der Eidechsen, Krokodile, Schlangen, Schildkröten, Frösche, Kröten und Molche betrachtet, und gefunden, daß das Schleichen und Kriechen, das unvermutete Erscheinen, die feuchte und kalte Haut und die Giftigkeit vieler Arten stärker abstoßend wirken, als die Formen, Farben und Bewegungen mancher Arten gefallen. Da aber unser ästhetisches Empfinden beim Anblick eines Tieres aus dem Gesamteindruck aller von uns erkannten oder vorgestellten Eigenschaften desselben entspringt, so finden wir es häßlich, wenn die unangenehmen Eigenschaften stärker auf unser Empfinden einwirken als die angenehmen. — Die ungewohnten ästhetischen Einwirkungen der Reptilien und Amphibien haben die mensch-

Digitized by Google

liche Phantasie angeregt, in ihren religiösen Mythen, Heldensagen und Märchen derartigen Tierformen wichtige Rollen zu übertragen.

Herr van 't Hoff machte eine weitere Mitteilung aus seiner Untersuchung der ozeanischen Salzablagerungen: L. Franklandit und eine neue dem Borocalcit verwandte Verbindung. Die einzige Probe Franklandit, welche Verfasser erhalten konnte, zeigte sich als Boronatrocalcit. Bei Versuchen zu dessen künstlicher Darstellung, die ebenfalls negativ verliefen, stieß er auf ein neues Natriumcalciumborat, dessen natürliches Vorkommen nicht ausgeschlossen ist und das ein gewisses Interesse beansprucht durch die hohe Bildungstemperatur von 51 Grad.

Herr Struve legte eine Abhandlung des Observators an der hiesigen Sternwarte Dr. P. Guthnick vor: Photometrische Beobachtungen der Jupitertrabanten von Juli 1905 bis April 1906. (Erscheint später.) — Die mit einem Zöllnerschen Photometer am 11zölligen Refraktor der Sternwarte in Bothkamp ausgeführte Beobachtungsreihe bildet eine Fortsetzung der früher veröffentlichten photometrischen Untersuchungen desselben Verfassers über die Veränderlichkeit der Helligkeiten der Jupitermonde und faßt die bisher erlangten Resultate zusammen.

Herr Helmert überreichte eine Abhandlung des Vorstehers des Erdmagnetischen Observatoriums in Potsdam Prof. Dr. Ad. Schmidt: Ueber die Bestimmung des allgemeinen Potentials beliebiger Magnete und die darauf begründete Berechnung ihrer gegenseitigen Einwirkung. Verfasser behandelt das Problem der ponderometrischen Einwirkung zweier Magnete aufeinander ganz allgemein, indem er den magnetischen Zustand eines jeden als durch eine Reihe von charakteristischen Konstanten definitiv voraussetzt. Diese Konstanten sind die Koeffizienten einer Kugelfunktionenreihe, die das allgemeine Potential des betreffenden Magneten darstellt. Sie sind ihrerseits empirisch aus der beobachteten Einwirkung der Magnete aufeinander zu ermitteln. Aus diesen Konstanten und den Größen, die die gegenseitige Lage der Magnete definieren, wird das Potential des einen auf den anderen berechnet, womit dann auch die Drehungsmomente und die Kräfte, die sie aufeinander ausüben, bestimmt sind. Es findet sich für das allgemeine Glied der Reihenentwicklung ein geschlossener, sowohl für numerische Anwendungen wie für theoretische Untersuchungen geeigneter Ausdruck.

Herr Engelmann überreichte eine Mitteilung aus dem Physiologischen Institut der Universität Athen: N. Nicolaides und S. Dantos: Hemmende Fasern in den Muskelnerven. (Erscheint später.) Die Verfasser liefern den experimentellen Nachweis, daß der Gastrocnemius des Frosches durch die vorderen Wurzeln des Nervus ischiadicus außer motorischen auch hemmende Fasern erhält.

Herr Prof. E. S. Faust in Straßburg übersendet als Bericht über eine mit akademischer Unterstützung ausgeführte Untersuchung einen Sonderabdruck: Ueber das Ophiotoxin

Digitized by Google

aus dem Gifte der oſtindiſchen Brillenſchlange. Leipzig 1907.

Wiſſenſchaftliche Hochſchulferialkurſe in Salzburg 1907.

* Das Programm der wiſſenſchaftlichen Hochſchul-Ferialkurſe in Salzburg, welche auch heuer wieder, und zwar zum fünften Male in der erſten Hälfte des September abgehalten werden, ſteht nunmehr in ſeinen Grundzügen feſt. Es werden leſen: Dr. Cornelius (München): „Materialismus und Idealismus“; 6 Stunden. — Dr. Tröltſch (Heidelberg): „Grundfragen der Religionswiſſenſchaft“; 6 Stunden. — Dr. Schmid (Prag): Kunſtgeſchichtlicher Zyklus: Anſelm Feuerbach, Böcklin, Hans von Marées und Adolf Hildebrand; 4 Stunden. — Geheimrat Dr. Felix Dahn (Breslau): „Altgermaniſches Heidentum im bayeriſch-öſterreichiſchen Volksleben der Gegenwart“; 2 Stunden. — Dr. Arnold (Wien): „Das deutſche Drama der Gegenwart“; 10 Stunden. — Dr. Petſch (Heidelberg): Ein noch näher zu beſtimmendes Thema aus der Entſtehungsgeſchichte der modernen Tragödie; 8 Stunden. — Dr. Wetz (Freiburg i. Br.): „Ueber die Shakeſpeareſche Tragödie und den „Hamlet“ im beſonderen“; 5 Stunden. — Dr. Oberhummer (Wien): „Die Polarforſchung, ihre Ziele und Ergebniſſe“ mit Lichtbildern; 5 Stunden. — Dr. Buſch (Tübingen): „Bismarck 1866 bis 1871, vom norddeutſchen Bund zum Deutſchen Reich“; 8 Stunden. — Dr. Haberland (Graz): „Sinnesorgane der Pflanzen“; 5 Stunden. — Dr. Wähner (Prag): „Zur Bildungsgeſchichte der Alpen: Stratigraphie und Bodengeſtaltung“; 3 Stunden. — Dr. Uhlig (Wien): „Zur Bildungsgeſchichte der Alpen: Tektoniſche Syntheſe der Alpen“, mit Lichtbildern; 4 Stunden. — Dr. Emich (Graz): „Chemie der hohen Temperaturen“, nach Tunlichkeit mit Experimenten; 5 Stunden. — Dr. Joſeph (Wien): „Demonſtration und Erläuterung mikroſkopiſcher Präparate aus dem Gebiete der Zoologie und Hiſtologie“, mit Lichtbildern; 6 Stunden. — Dr. Ginzberger (Wien): „Demonſtration und Erläuterung mikroſkopiſcher Präparate aus dem Gebiete der Botanik“; 6 Stunden. — Dr. Lampa (Wien): „Moderne Anſchauungen über Elektrizität“, mit Experimenten; 8 Stunden. — Hofrat Dr. v. Kratter (Graz): „Leben, Sterben und Vergehen“ und ein Schlußvortrag über Feuerbeſtattung (Titel wird noch näher beſtimmt); 5 Stunden. — Dr. Schmid (Innsbruck): Oeſterreichiſche Verwaltungsreform und der Ausgleich mit Ungarn (der Titel wird noch näher beſtimmt); 6 Stunden. — Ferner finden eine oder zwei geologiſche Exkurſionen der Profeſſoren Dr. Wähner (Prag) und Dr. Uhlig (Wien) nach Adnet und auf das Roßfeld bei Hallein ſtatt, und eine botaniſche Exkurſion von Prof. Dr. Fritſch (Graz).

3. Deutſcher Röntgen-Kongreß.

S. u. U. **Berlin,** 1. April.

Im Langenbeckhauſe, aus dem man am Karfreitag den größten deutſchen Chirurgen, Profeſſor Exzellenz v. Bergmann, ein Ehrenmitglied der Deutſchen Röntgen-Geſellſchaft, zu Grabe trug,

Digitized by Google

tiat heute die Deutsche Röntgen-Gesellschaft unter dem Vorsitze von Professor Albers (Schöneberg) zu ihren Beratungen zusammen. Die Gesellschaft ist vor drei Jahren in Berlin im Anschluß an die sensationellen Entdeckungen Röntgens gebildet worden und hat bald nach ihrer Entstehung mehrere Hunderte Gelehrte aus allen Ländern Europas und den Vereinigten Staaten in sich vereinigt. Sie dient dem weiteren Ausbau der Röntgenlehre in wissenschaftlicher und sozialer Beziehung und will durch die Veranstaltung alljährlicher Kongresse den Meinungstaustausch unter den Angehörigen der Röntgenlehre pflegen. Gestern tagten bereits verschiedene Kommissionen und der Ausschuß, von dem der Geschäftsbericht vorgelegt wurde. Diesem ist zu entnehmen, daß nach dem Ableben des Professors v. Bergmann Geheimrat Röntgen das einzige Ehrenmitglied der Gesellschaft ist. Die Gesellschaft hat sich gemäß dem Beschluß ihrer letzten Hauptversammlung eine eigene Bibliothek und eine Sammlung von Röntgen-Apparaten geschaffen, deren Verwaltung in den Händen der Berliner Vereinigung liegt. Eine besondere Kommission der Gesellschaft beschäftigt sich mit der sozialen Lage der Röntgenologen.

In der heutigen Hauptversammlung beschäftigte sich die Gesellschaft zunächst mit der Erledigung von geschäftlichen Angelegenheiten und der Entgegennahme von Kommissionsberichten und Erledigung von Kassengeschäften. Der Kongreß war sehr gut besucht. Eine Fülle von Vorträgen wurde gehalten, die nur rein wissenschaftliches Interesse hatten. Das Hauptthema war folgendes: „Welchen Einfluß hat die Röntgendiagnostik auf die Erkennung und Behandlung der Knochenbrüche gehabt?“ Professor Wendt (Halle) hob die mannigfachen Vorteile hervor, die dadurch erreicht sind. Von Vorträgen von allgemeinem Interesse sind noch zu erwähnen der des Professors Sträter (Aachen) über die Röntgenographie der Nieren. Professor Försterling (Hannover) legte einen Bericht vor über „Wachstumsstörungen infolge Röntgenbestrahlungen“, Professor Schmidt (Berlin) einen solchen über den Einfluß der Röntgenstrahlen nui Embryonen, während Bauer (Berlin) neue Röntgenröhren demonstrierte.

Das Studium des Alkoholismus.

Der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus hielt in den letzten Tagen zum viertenmal einen Kursus zum Studium des Alkoholismus in Berlin ab. Wie in den vorhergegangenen Kursen sind es auch diesmal berufene und anerkannte Fachleute, welche Vorträge über die wichtigsten Fragen auf diesem Gebiete hielten. Wir wollen hier vorläufig einige der behandelten Themen angeben. Zuerst sprach der Vorsitzende Dr. v. Strauß und Torney über „Das Schankkonzessionswesen in Preußen“. Von großer Wichtigkeit war der Vortrag des Professors Moeli über die „Behandlung von Alkoholkranken“. Pastor Rolffs zeigte „Die Antialkoholbewegung im Lichte der Geschichte“. Nationalökonomisch

betrachtete die ganze Frage Rechtsanwalt Dr. Eggers in seinem Vortrag: „Das Alkohol-Kapital“. Adolf Damaschke behandelte den Zusammenhang zwischen „Wohnungsnot und Alkoholismus“. Ueber „Alkohol und Zurechnungsfähigkeit“ trug Professor Dr. Puppe vor. Dr. Colla befaßte sich speziell mit der Giftigkeit des Alkohols. Der Lehrer Heinrich Scharrelmann untersuchte die Bedeutung von „Schule und Haus im Kampfe gegen den Alkoholismus“. Professor Dr. Kraepelin gab einen Einblick in die „Psychologie des Alkohols“, und zum Schlusse nahm noch Dr. Weymann das Wort zu Dank und eindringlicher Ermahnung.

Max Haushofer †.

Der liebenswürdige Münchener Dichter und Gelehrte Max Haushofer ist am 10. April nach langem Leiden in Gries bei Bozen im Alter von 67 Jahren gestorben. Im gestrigen Vorabendblatt der Allgemeinen Zeitung ist eine ausführliche Würdigung seiner Persönlichkeit und besonders auch seines politischen Wirkens enthalten. Was er uns als Dichter und Schriftsteller und auch als Mensch war, soll auch in der Beilage später noch besonders gewürdigt werden.

Berichtigung.

In Nr. 75 der „Beilage“ findet sich in dem Artikel „Zum Jubiläum eines Dichtwerks“ nach Erwähnung der Ariostübersetzung von H. Kurz der Satz: „Paul Heyse, der verbessernd nachgeholfen hat, gibt nur einen Auszug für Familienkreise.“ Als ich dies niederschrieb, täuschte mich die Erinnerung. In dem Prachtwerk mit den Doréschen Illustrationen, das ich im Sinne hatte, ist nur eine Erzählung ausgelassen und an einer anderen Stelle eine Kleinigkeit gegenüber dem Original geändert worden, so daß unser Meister der Uebersetzer nicht einen Auszug, sondern den ganzen Kurzschen Rasenden Roland in verbesserter Gestalt geboten hat.

Marburg i. H. Alfons Kißner.

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Lehrstuhl für prähistorische Archäologie.** Der Frankfurter Zeitung schreibt man: Während in Deutschland die prähistorische Archäologie noch immer als Stiefkind behandelt wird und entweder als Appendix der klassischen Archäologie oder gar der naturwissenschaftlichen Anthropologie erscheint, gilt sie in Frankreich als selbständige Wissenschaft. In Paris ist eine vollständige prähistorische Schule entstanden, und nunmehr ist auch an der Faculté des Lettres der Universität Toulouse ein Lehrstuhl für prähistorische Archäologie errichtet und dem durch seine anthropologischen Arbeiten berühmten Gelehrten

Digitized by Google

Professor Cartailhac übertragen worden. Zu gleicher Zeit ist in Italien an der Universität Pavia ein Lehrstuhl für Anthropologie begründet worden, für den der Privatdozent Vincenzo Giuffrida-Ruggeri in Rom bestimmt worden ist.

* **Die dekorative Kunst Kretas im Bronzezeitalter** behandelt Edith H. Hall in den „Transactions of the Department of Archaeology" des „Free Museum of Science and Art" der Universität von Pennsylvanien (Bd. 2, Teil 1, 1906). Die Verfasserin legt, wie wir dem Globus entnehmen, ihren Ausführungen die Funde von bemalten Gefäßen zugrunde und charakterisiert die Entwicklung der dekorativen Kunst während eines 2000 Jahre umfassenden Zeitraumes wie folgt: Zu Beginn desselben wurde der künstlerische Sinn des Bewohners von Kreta durch die einfachsten linearen Ornamente, besonders durch das Zickzackmuster, zufriedengestellt. Der Gebrauch des Pinsels beeinflußte die Umbildung dieses geradlinigen in ein krummliniges Ornament, und es folgen viele Versuche darin in der frühminoischen Periode III. Darunter befinden sich viele Motive, die wie wirkliche Gegenstände aussehen und den primitiven Sinn für nachahmende Kunst verraten. Gelegentlich auftretende konventionelle naturalistische Zeichnungen setzen sich mit steigendem Realismus durch die mittelminoische Periode II fort, typischer aber ist dort das nicht nachahmende Ornament, das eine große Mannigfaltigkeit sowohl einfacher Motive wie komplizierter Zeichnungen mit Berücksichtigung von Gleichgewicht, Rhythmus und Harmonie einschließt. Einige dieser nicht nachahmenden Zeichnungen erreichen einen hohen Grad künstlerischer Vollendung, andere sind roh und phantastisch. In der mittelminoischen Periode III überwiegen rein naturalistische Zeichnungen die nicht nachahmenden. Dieser Wechsel zu einem naturalistischen Stil tritt auf Töpfereiwaren zutage, die aus technischen Gründen als direkt von Erzeugnissen der mittelminoischen Perioden I und II herstammend betrachtet werden müssen. Außerdem sind die nicht nachahmenden Muster aus vorangehenden Perioden noch häufig, so daß vor der Einführung des naturalistischen Stils kein plötzlicher Bruch mit jenem anzunehmen ist. In der folgenden spätminoischen Periode I herrscht der nämliche naturalistische Stil vor, und verschiedene neue Wege zur Kombination naturalistischer Motive werden gefunden. In der Zeit der großen Paläste in Knossos und Phaistos ersetzen konventionelle und konventionalisierende Blumen teilweise die naturalistischen Motive. Es macht sich der Beginn einer Tendenz, die Flächen in kleine Felder zu teilen, bemerkbar. In der spätminoischen Periode III („mykenische" Zeit) werden Zeichnungen weder der Natur angepaßt noch erfunden, sondern verdorbene Formen naturalistischer Motive verständnislos nachgeahmt.

* **Eine römische Großtöpferei.** In der Ziegelstraße zu Trier ist man bei Fundamentierungsarbeiten auf eine große römische Töpferei gestoßen. Mehrere Oefen mit Feuerungsanlagen und Kanälen sind schon freigelegt. Ein Ofen war noch mit gebrannten Tonwaren gefüllt, die meistenteils gut erhalten sind. Nach

Digitized by Google

den Funden sind alle Arten Tonwaren verfertigt worden, von der einfachen Ziegelplatte, die man bei Heizanlagen und Bodenbelägen verwandte, bis zu den kunstvollsten Urnen, Krügen, Schüsseln usw. Die aufgedeckte Tonwarenfabrik gehörte der früheſten Römerzeit an. Sie lag außerhalb der augusteischen Stadt, die im Süden nur bis zur Gilbertstraße reichte. Als später die Stadt sich ausdehnte und mit einer Mauer umgeben wurde, bildete die Ziegelstraße ihre südliche Grenze, und die alte römische Töpferei, die früher doch jedenfalls außerhalb der Stadt lag, kam dadurch in das Weichbild der Stadt. Die Trierer Museumsverwaltung, welche die Ausgrabungen leitet, wird die ganze Anlage, die bei den fortschreitenden Bauten wieder zugeworfen wird, in Gips modellieren lassen.

Bü. **Inschriften von Salonichi.** Im September des vorigen Jahres trug man die letzten Reste des östlichen Bollwerks am „römischen" Tor der Stadt Salonichi ab. Die Fülle antiker Architrave, Grabstelen mit insgesamt 41 Inschriften, die in das Bauwerk verbaut worden waren, hat der dortige Gymnasialdirektor Petros N. Papajeorjiu gesichtet und zuerst in der griechischen Zeitung „Alithia", die in Salonichi erscheint, veröffentlicht (6. Oktober 1906). Die wichtigste Inschrift, die bezeugt, daß Thessalonich, eine mazedonische Stadt, zur Zeit des Kaisers Hadrianus an den großen Panhellenien in hervorragender Weise beteiligt war, hat er im „Kleinasiatischen Almanach", der von Helene S. Sworónu in Samos herausgegeben wird, eingehend behandelt. Durch diese Inschrift ist der Beweis erbracht, daß eine mazedonische Stadt wenigstens in der römischen Kaiserzeit gleich anderen griechischen Städten an hellenischen Vereinigungen als vollberechtigtes Mitglied hat teilnehmen dürfen.

* **Die nachgelassenen Papiere George Washingtons.** In den Jahren 1834 und 1849 hat der amerikanische Kongreß den aus dem Besitz George Washingtons noch vorhandenen schriftlichen Nachlaß ankaufen lassen und seine Ueberführung in das Department of State angeordnet. Manches wertvolle Stück daraus ist aber damals den Kongreßagenten entgangen und ist seitdem durch Privatpublikation zugänglich gemacht worden. Merkwürdigerweise hat aber die Regierung das große, damals angekaufte Material vernachlässigt, und es existierte bisher über die Sammlung weder eine Aufstellung noch ein beschreibender Katalog. Veröffentlicht wurde aber gar nichts daraus, wenn man von der mißglückten Publikation von Forces „Archives" absieht.

Vor drei Jahren sind nun die Washington-Papiere aus dem Department of State in die Bibliothek des Kongresses gebracht worden, und jetzt liegt bereits, wie aus „The Nation" zu entnehmen ist, eine Serie von beschreibenden Katalogen vor, die den Reichtum der Sammlung bezeugen kann: nicht weniger als 6000 Dokumente sind genau beschrieben, und sie machen doch nur den siebenten Teil der Sammlung aus. Der jetzt katalogisierte Teil enthält die Papiere aus der Zeit, in der Washington zwar pro forma unter dem Kongreß stand, aber in der Tat das Zentrum der ganzen Zivil- und auch der Militär-Verwaltung war. Wäh-

Digitized by Google

rend Washington zeitweise die Macht eines Diktators hatte, hat er doch stets die Verbindlichkeit anerkannt, von seinen Akten und seinen Ansichten den Kongreß in Kenntnis zu setzen. Es handelt sich um Armee-Organisationsfragen, denen der Kongreß in Resolutionen zustimmte, aber auch um solche Detailangelegenheiten, wie Austausch von Gefangenen, die Washington vorlegte. Eine große Anzahl von Angelegenheiten kamen in dieser achtjährigen Periode zwischen Washington und dem Kongreß zur vollen Erledigung, ebenso viele blieben in der Schwebe.

Der Katalog über die Papiere aus dem Besitz des großen Amerikaners ist von John C. Fitzpatrick angefertigt und auf Kosten der Kongreßbibliothek gedruckt. Verschiedene Faksimilereproduktionen der von Washingtons Adjutanten und Sekretären niedergeschriebenen Schriftstücke sind der Publikation angefügt. Unter den Sekretären figuriert auch die Gattin George Washingtons, deren Handschrift mehrere Dokumente aufweisen.

l. **Erforschung des Birket-el-Kerûn.** Unter der Führung des englischen Forschungsreisenden J. T. Cunnington ist soeben eine Expedition aufgebrochen behufs eingehender Erforschung des Sees Birket-el-Kerûn („See der Hörner") in der Provinz Fayûm in Mittelägypten. Die Fauna und Flora dieses Binnensees, sowie die geologischen Verhältnisse seiner Ufer sind bis jetzt systematisch noch nicht durchforscht worden. Dies nachzuholen ist der hauptsächlichste Zweck der gegenwärtigen, durch die ägyptische geologische Landesaufnahme ausgerüsteten Expedition. Der in 40 Meter Meereshöhe liegende See ist ungefähr 50 Kilometer lang und 10 Kilometer breit (er hat also beiläufig die Dimensionen des Bodensees), an seiner tiefsten Stelle aber nur 6 Meter tief; das brackige (schwach salzhaltige) Wasser soll einen ziemlichen Reichtum an eßbaren Fischen aufweisen. Man hofft ferner, daß es Mr Cunnington, der vor kurzem auch die biologischen und geologischen Verhältnisse des Tanganjika-Sees eingehend erforscht hat, gelingen werde, auch in historischer Hinsicht mancherlei Neues von den Gestaden des bis jetzt so stillen Sees mitzubringen.

Klf. **Die Messung von Längengraden durch drahtlose Telegraphie.** Seit längeret Zeit hat man Versuche angestellt, Längen mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie zu bestimmen, da sie die Möglichkeit einräumt, zwei Punkte, zwischen denen sich keine direkte telegraphische Drahtleitung befindet, durch die Luftlinie miteinander zu verbinden. Albrecht hat im vorigen Jahre versucht, Längenbestimmungen zwischen Potsdam und dem Brocken auf diese Weise auszuführen und hat sehr befriedigende Erfolge erzielt. Als gegebenen Punkt benutzte er die Station von Nauen, die von Potsdam 32 Kilometer und vom Brocken 183 Kilometer entfernt ist. Fortgesetzte Kontrollversuche ergaben im allgemeinen nur ganz verschwindende Abweichungen, etwa ein Tausendstel einer Sekunde, abgesehen von zwei Fällen, bei denen ein kleiner Fehler unterlief. Die Ergebnisse zeigten auch keine Unterschiede in Fällen, wo man anstatt der ganzen Kraft der elektrischen Wellen nur die Hälfte oder den vierten Teil zur Ausmessung verwandte Man sollte zwar annehmen können, daß bei einer Ge-

Digitized by Google

schwindigkeit von 300,000 Kilometer in der Sekunde bei nur so verhältnismäßig geringer Entfernung von 183 Kilometer sich mehr Fehler einschleichen könnten: die Versuche bewiesen jedoch das Gegenteil. Atmosphärische Einflüsse machten sich allerdings als Fehlerquellen bemerkbar und zwar stärker, als bei der Drahttelegraphie, die man als Vergleichsmesser mit benutzt.

△ **Ein Meßapparat für schlagende Wetter.** Die fürchterlichen Bergwerkskatastrophen der letzten Zeit haben allenthalben die Laboratorien zu Untersuchungen über die schlagenden Wetter und zu Versuchen zur Herstellung eines zuverlässigen Anzeigeapparates der gefährlichen Gase angeregt. Jetzt soll Professor Dr. Gréhaut vom Naturwissenschaftlichen Museum in Paris einen Apparat konstruiert haben, der das Entstehen und die Menge der Kohlengase leicht bestimmen läßt. Der „Grisoumètre" besteht im wesentlichen aus einem graduierten Glaszylinder, dessen unterer Teil in einem Kautschukpfropfen endet, durch den zwei isolierte Kupferdrähte gezogen werden, die in einer Platinschleife endigen. Der Glaszylinder wird mit dem verdächtigen Gas gefüllt und die Platinschleife mit einer elektrischen Batterie in Kontakt gebracht, deren Strom den Platindraht zum Glühen bringt. Sind nun in dem Glaszylinder Explosionsgase, so werden sie entweder eine Flamme oder eine Explosion verursachen, deren Größe und Stärke der Gasmenge entspricht. Der „Wettermesser" befindet sich in einem oder auch zwei mit Wasser gefüllten Zylindern, die im Falle einer allzu starken Explosion die Glasstücke zurückhalten. Auf Grund einer einfachen Berechnung lassen sich das Gasvolumen und die Stärke des gefährlichen Gases ermitteln. Wie behauptet wird, soll man mittels dieses Apparates nicht nur schlagende Wetter in der Höhe von 3 bis 5 Prozent ermitteln, sondern auch ihre Bildung von Anfang an überwachen können. So wird aus Paris gemeldet. Ob der Apparat aber bei seiner augenfälligen Unvollkommenheit den Anforderungen genügen wird, ist eine zweite Frage

Kl. **„Frühzeitiges Frühlingswetter" und Sonnenphotographie.** Unter „frühzeitigem" Frühlingswetter, wie wir es jetzt haben, versteht man im allgemeinen Temperaturen, bei denen die Mitteltemperatur über dem Normalen liegt. Seit 1841 hat man in Greenwich 22 solcher Fälle beobachtet und hat genügend Gelegenheit gehabt, ihre zeitliche Verteilung beobachten zu können. Man kam infolge der Beobachtungen zu dem Schluß, daß sie in enger Verbindung mit der Sonnenfleckenkurve steht. Denn jedesmal um die Zeit der Sonnenfleckenmaxima traten die frühzeitigen Frühlinge häufiger ein als zur Zeit der Minima. Bis jetzt hatte man allerdings mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, die Sonne genügend beobachten oder deutliche photographische Bilder jener Sonnenfleckenkurven erhalten zu können. Neuerdings hat man aber auf der Yerkes Sternwarte Photographien hergestellt, die der Forschung ein weites Ziel stecken. Mit Hilfe der Farbenfilter hat man nicht nur die Nebelflecken, sondern auch die Sonnenkorona photographieren können, ihre eigentümlichen Flammenringe, die den eigentlichen Sonnenkörper umgeben. Die näheren Untersuchungen förderten nun merk-

würdige Tatsachen zutage. In der Korona treten nämlich die gewaltigen, viele hundert Kilometer hohen Gaseruptionen-Protuberanzen hervor, deren Auftreten, wie neuere Entdeckungen von Greenwich wahrscheinlich gemacht haben, mit periodischen magnetischen Stürmen auf der Erde in Zusammenhang stehen. Selbstredend interessieren alle Vorgänge in der Sonne, mit deren Wirksamkeit unsere ganze Existenz auf der Erde aufs innigste verknüpft ist, nicht nur wissenschaftlich, sondern auch später bei der weiteren Erkenntnis praktisch. Mit Hilfe der Farbenfilter und unter Abblendung der übermächtigen Helligkeit des eigentlichen Sonnenkörpers hat man spektroskopische Untersuchungen der Korona angestellt und damit nachweisen können, daß in der Photosphäre der Sonne der glühende Dampf eines auf der Erde bisher nicht nachgewiesenen Elementes enthalten ist, das infolge seiner Herkunft den Namen „Koronium" erhielt. Das Licht des neuen Elementes zeigt sich im Spektroskop als eine sehr helle grüne Linie, deren Wellenlänge etwa 530 beträgt. Der Anwendung der Farbenfilter ist es zu verdanken gewesen, dieses Licht auszusondern. Weitere Versuche werden erst Klarheit über das neue Element, das offenbar eine große Bedeutung im Sonnenmantel hat, schaffen und seine Beziehungen zu den Sonnenflecken und damit auf die Witterungsverhältnisse unserer Erde erkennen lassen.

* **Negative Ergebnisse des Wetterschießens.** Auch in Italien sind in den Gegenden, die besonders häufig von Hagelschlägen heimgesucht werden, Schießversuche gegen den Hagel angestellt worden, und zwar mit besonders konstruierten riesigen Wetterkanonen. Die Versuche fanden unter Leitung des hervorragenden italienischen Physikers Prof Blaserna statt. Der ausführliche Bericht, den Prof. Blaserna der römischen Akademie über das Wetterschießen eingereicht hat, schließt folgendermaßen: „Das Schlußresultat des ganzen Feldzuges gegen den Hagel, der fünf Jahre gedauert hat, ist gänzlich negativ Es wäre allerdings viel angenehmer, wenn wir in die Lage gekommen wären, ein wirksames Mittel gegen einen der großen Feinde der Landwirtschaft in den Dienst stellen zu können. Aber auch negativ, wie dieses Resultat nun einmal ist, bringt es wenigstens den Trost, daß man in der Lage ist, darauf aufmerksam zu machen, daß auf dem eingeschlagenen Wege nichts zu hoffen ist, und daß man sich gegen die Wirkungen dieser Geißel durch gänzlich verschiedene Mittel schützen müsse." Mit diesem Ausspruch des italienischen Physikers ist wohl überhaupt dem ganzen Gedanken des Wetterschießens, der anfangs mit so großem Enthusiasmus aufgenommen wurde, das Urteil gesprochen, denn auch in Oesterreich, Frankreich und der Schweiz ist man bekanntlich zu demselben negativen Ergebnis gekommen.

Vom Biertrinken. Aus der Tübinger Universitätsklinik, deren Leiter Professor Romberg eine Autorität auf dem Gebiete der Herzkrankheiten ist, erschien in Nr. 2, 1907, der Münchener Medizinischen Wochenschrift eine interessante Abhandlung „Ueber den Einfluß des Biertrinkens und Fechtens auf das Herz junger Leute". Der Verfasser,

Dr. Bingel, hat an Studenten systematische Untersuchungen angestellt, die sich über drei Semester Aktivität erstrecken. Etwa drei bis vier Liter Bier waren das Gewohnheitsquantum. Unter den 48 Untersuchten wiesen 32 (16 in schwererem, 16 in leichterem Grade) die sogenannte „juvenile" Arteriosklerose (Wandverdickung der Blutgefäße) auf. Im allgemeinen hielten die Herzen die drei Semester ohne nennenswerten Schaden aus, aber nur — wenn sie vorher vollkommen gesund, nicht durch Krankheiten schon widerstandsloser waren. Solche schwache und noch mehr die Fettherzen erlagen den Anforderungen des Fecht- und vor allem des Biersportes. Auch mit Bezug auf gesunde Herzen sagt Dr. Bingel: „Meine Beobachtungen lassen aber keinen Schluß darüber zu, ob ein Herz, das ein ausgiebiges Studentenleben hinter sich hat, nicht früher und leichter versagt als ein anderes, das solchen Einflüssen nicht ausgesetzt war. Von großer Bedeutung ist es natürlich, ob die Lebensführung der ersten Studentenjahre über die übliche Zeit fortgesetzt wird."

* **Ein Serum zur Bekämpfung der Dysenterie.** In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Medizin teilten die Doktoren Vaillard und Dosler mit, daß es ihnen gelungen sei, ein Serum zur wirksamen Bekämpfung der Dysenterie herzustellen. Von 342 Fällen, welche mit ihrem Serum behandelt wurden, hätten nur 10 einen tödlichen Ausgang gehabt.

* **Ein Denkmal für den Erfinder des Telephons.** Die Kanadier beabsichtigen, dem Physiologen Alexander Graham Bell, dem Erfinder des Telephons, in Brantford, wo er die grundlegenden Studien für seine Entdeckung gemacht hat, ein Denkmal zu errichten.

* **Russisch-Deutsche Medizinische Gesellschaft zu Berlin.** Unter dem Vorsitz der Herren Geheimrat Professor Dr. E. v. Leyden, Geheimrat Professor Dr. Bechtereff (St. Petersburg), Professor Dr. Hildebrand (Berlin) hat sich soeben die Russisch-Deutsche Medizinische Gesellschaft zu Berlin konstituiert, die einen internationalen Charakter trägt und die Förderung der wissenschaftlichen und kollegialen Beziehungen und einer innigeren Verbrüderung zwischen den russischen und deutschen Aerzten bezweckt. Diesem Zweck sollen persönliche Zusammenkünfte, sowie Wanderversammlungen dienen. Die Mitgliederbeiträge und freiwilligen Spenden sollen zu einem Fonds angesammelt werden, aus welchem eine Bibliothek, ein Ambulatorium für unbemittelte russische Kranke, und sobald seine Höhe es zuläßt, ein russisches Krankenhaus in Berlin, sowie ein eigenes Heim für die Gesellschaft errichtet werden sollen.

l. **Zweiter internationaler Kongreß für Schulhygiene.** Auf dem ersten, 1904 in Nürnberg abgehaltenen internationalen Kongreß für Schulhygiene war, hauptsächlich um hierdurch die in England zutage tretenden einschlägigen Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern, beschlossen worden, die nächste Versammlung im Sommer 1907 in London abzuhalten. Diesem Beschluß entsprechend ist nunmehr von seiten des Londoner vor-

Digitized by Google

bereitenden Komitees ein vorläufiges Programm aufgestellt worden, wonach der zweite Kongreß unter dem Protektorat des Königs Eduard und unter dem Präsidium von Sir Lauder Brunton während der ersten Augustwoche dieses Jahres an der Londoner Universität abgehalten werden wird. Es werden Abgesandte aus den meisten europäischen Staaten (nur Belgien, Portugal, Rußland, Spanien und die Türkei scheinen einstweilen sich nicht zu beteiligen), sowie aus Nordamerika, Südafrika und Japan erwartet. Der Anmeldung der Delegierten am 4. August (Sonntag) wird am nächsten Tag die Eröffnungssitzung mit feierlichem Empfang und einer Rede des Präsidenten folgen, hieran anschließend sollen dann die für den hygienischen Unterricht der Lehrer und Schüler wichtigsten Fragen in den Sitzungen der verschiedenen zu bildenden (getrennt von einander tagenden) Sektionen in Vorträgen und daran sich knüpfenden Diskussionen eingehend erörtert werden; nach vollbrachter Arbeit winken den Teilnehmern Gartenpartien, Unterhaltungen und Ausflüge. Als Ort der im Jahre 1910 abzuhaltenden dritten Versammlung wird voraussichtlich Paris in Vorschlag gebracht werden.

ar. **Eine Konferenz deutscher tierärztlicher Hochschulen in Eisenach** hat auf Einladung und unter Vorsitz des Geh. Regierungsrates Dr. Dammann, Hannover, stattgefunden. Es nahmen Vertreter der deutschen tierärztlichen Hochschulen teil. Den Gegenstand der Beratungen bildete zunächst die Frage der Habilitation, über welche Professor Röder (Dresden) berichtete und die noch in einer späteren Konferenz erörtert werden soll. Ueber das tierärztliche Promotionsrecht referierten die Professoren Martin (Gießen) und Mayr (München). Es wurden der Berliner Tierärztlichen Wochenschrift zufolge nachstehende Beschlüsse gefaßt: 1. Es liegt ebenso im dringenden Interesse als in Eigenschaften der tierärztlichen Hochschulen begründet, daß ihnen das Promotionsrecht verliehen wird. 2. Eine beschränkte Verleihung des Promotionsrechtes, etwa unter Mitwirkung der Universitäten oder anderen Hochschulen bei der Promotion. ist unbedingt abzulehnen. Vor allem wurde dann eingehend die neue Prüfungsordnung behandelt. Der Referent Professor Schmaltz (Berlin) legte der Beratung einen fertigen Entwurf zugrunde. den das Kollegium der Berliner Hochschule bereits vor längerer Zeit dem preußischen Landwirtschaftsministerium überreicht hatte. Die Grundsätze des Entwurfs wurden mit einer wesentlichen und wenigen unerheblichen Ausnahmen angenommen. Als Zeit für das tierärztliche Studium sind danach mindestens 8 Semester gedacht. Die Frage der Einführung eines sog. praktischen Jahres wurde noch nicht für spruchreif erklärt. Die spezielle tierärztliche Ausbildung soll 4 Semester umfassen, von denen 3 für den Besuch der Kliniken bestimmt sind. Das erste dieser 4 Semester kann von dem Kandidaten zur Erledigung der Vorprüfung benutzt werden, falls er sich spätestens beim Beginn des Semesters zur Prüfung bereitgestellt hat. Die Konferenz erklärte ferner, daß die Bestimmungen der neuen Prüfungsordnung möglichst bald in Kraft treten sollen.

* **Deutscher Zentralverband zur Bekämpfung der Tuberkulose.** Die modernen Bestrebungen zur Bekämpfung der Tuberkulose haben einen erfreulichen Fortschritt zu verzeichnen. Es haben sich nämlich dieser Tage die schon vor Jahren begründeten fünf Vereine ehemaliger Patienten bekannter Heilanstalten (Belziger, Gütergotzer, Görbersdorfer, Bucher und Beelitzer) zu einem Zentralverband mit dem Sitz in Berlin zusammengeschlossen, der sich in seinem Kern also aus früheren Patienten zusammensetzt, die am eigenen Leibe praktische Erfahrungen gesammelt haben. Der Zentralverband bezweckt, ein gesundheitsgemäßes Leben unter den Mitgliedern zu fördern. Daran gliedern sich Krankenunterstützung, Hilfe und Unterstützung beim Berufswechsel Lungenkranker, Belehrung über Entstehung und Verbreitung der Krankheit sowie Vorträge von hervorragenden Aerzten über Gesundheitspflege im allgemeinen und Verbreitung von aufklärenden Schriften. Es soll ferner ein Ambulatorium für Lungenkranke begründet werden, das besonders für die Untersuchung im Anfangsstadium und die dauernde Kontrolle der Erkrankten in Betracht kommt. Nach Möglichkeit sollen den Mitgliedern in geeigneten Fällen Kräftigungsmittel zur Verfügung stehen und Erleichterungen für Erholungsreisen in Badeorte, Heilanstalten usw. geschaffen werden. Für Demonstrationszwecke soll ein belehrendes Museum eingerichtet werden. — Zum Vorsitzenden wurde der auf dem Gebiete der Lungenkrankheiten rühmlichst bekannte Professor Dr. Moeller (Berlin) gewählt und zum Generalsekretär der bekannte Berliner Arzt Dr. Weißbein, der Meldungen zum Beitritt usw. im Bureau des Zentralverbandes, Berlin, Schiffbauerdamm 2, entgegennimmt.

* **Die Kunstsammlung der Universität Erlangen** hat von einem bayerischen Kunstfreunde eine Schenkung in der Höhe von 25,000 Mark erhalten, die zur Anlage einer archäologischen Lehrsammlung verwendet werden soll. Vornehmlich sollen griechische bemalte Vasen, dann antike Terrakotten, Bronzen, Geräte und dergleichen angeschafft, sowie die Abgüsse und andere Nachbildungen nach antiken Kunstwerken vermehrt werden. Es ist hocherfreulich, daß so durch die hochherzige Opferwilligkeit eines Privaten eine fühlbare Lücke in dem wissenschaftlichen Betriebe der Erlanger Universität ausgefüllt wird, da fast alle übrigen Universitäten bereits derartige Lehrsammlungen besitzen, die für den Unterricht in antiker Kunst- und Kulturgeschichte unentbehrlich sind. Der Wunsch, den der Präsident der Bayerischen Akademie Geheimrat v. Heigel kürzlich aussprach, daß doch auch in Deutschland die Wohlhabenden aus freiem Antrieb die Wissenschaft immer mehr durch Stiftungen unterstützen möchten, ist hier in einem Falle in Erfüllung gegangen. Möge er Nachfolger finden.

* **Paul Julius Möbius-Stiftung.** Mehrere Freunde des kürzlich verstorbenen P. J. Möbius haben sich vereinigt, um sein Andenken durch eine Stiftung zu ehren. Sie erlassen einen Aufruf, in welchem alle Freunde und Verehrer des Verstorbenen aufgefordert werden, einen einmaligen Beitrag beizusteuern, um

gleicher Eigenschaft an die Universität Straßburg. * Dr. S. G. Simpson als Lektor für englische und französische Sprache an die Technische Hochschule in Stuttgart. * Dr. R. Burckhardt, außerordentlicher Professor der Zoologie an der Universität Basel, zum Leiter der zoologischen Station in Rovigno (Istrien).

Ernennungen. Dr. Erich Pernice, außerordentlicher Professor für Archäologie an der Universität Greifswald, zum ordentlichen Professor. * Dr. A. Dannenberg, Privatdozent an der Technischen Hochschule in Aachen, zum etatsmäßigen Professor. * Dr. O. Abel, Privatdozent für Geologie an der Universität Wien, zum außerordentlichen Professor der Paläontologie. * Dr. Jules Simon, Dozent an der Kriegsakademie in München, zum Professor der französischen Sprache mit Rang und Gehalt eines außerordentlichen Hochschulprofessors.

Habilitationen. Dr. med. Wilhelm Specht aus Thale als Privatdozent für Psychiatrie an der Universität München. * Dr. Hans Gerdien für Experimentalphysik an der Universität Göttingen. * Dr. Adolf Becker für Chirurgie an der Universität Rostock. * Dr. Hans Wehrli für Geographie und Ethnographie am Polytechnikum in Zürich. * Dr. K. Schild für Physik am Polytechnikum in Zürich. * Dr. Fr. Hitschmann für Geburtshilfe und Gynäkologie an der tschechischen Universität in Prag. * Dr. H. Jarnik für französische Literaturgeschichte an der tschechischen Universität in Prag. * Dr. Paul Hartmann für Kunstgeschichte an der Universität Straßburg. * Dr. J. Rambousek für Gewerbehygiene an der deutschen Universität in Prag.

Sonstige Nachrichten. Der Vorstand der Universitätsklinik für Ohrenkranke im Allgemeinen Krankenhause in Wien, außerordentlicher Professor Hofrat Dr. A. Politzer, tritt mit Schluß des Studienjahres in den Ruhestand. * Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentliche Professoren an der Universität Halle können mit Beginn des Sommersemesters 1907 die Geheimen Regierungsräte Zoologe Dr. phil. Hermann Grenacher und Mathematiker Dr. Jakob Volhard, in Berlin der Mathematiker Geh. Regierungsrat Dr. Georg Hettner. * Lic. theol. Dr. phil. Friedrich Lezius, außerordentlicher Professor für Kirchengeschichte in Königsberg i. Pr., wurde von der theologischen Fakultät der Greifswalder Universität zum Dr. theol. hon. causa ernannt. — Der erste Berliner Roosevelt-Professor Dr. John W. Burgeß wird bei seinem Sommeraufenthalt in Bonn auch dem Prinzen August Wilhelm Vorträge über amerikanische Verfassungsgeschichte halten. Es ist ein Kursus von zehn Vorlesungen in Aussicht genommen. * Mit Beginn des Sommerhalbjahres 1907 werden an der Universität Jena auch Frauen, wenn sie Angehörige des Deutschen Reiches sind, als Studenten eingeschrieben, und zwar für die theologische und juristische Fakultät nur auf Grund eines Reifezeugnisses von einem deutschen humanistischen Gymnasium, für die medizinische Fakultät auf Grund desjenigen Reifezeugnisses, dessen Besitz in

Digitized by Google

dem Heimatsstaat der Aufzunehmenden für die Zulassung zu den ihrem Studienfach entsprechenden Berufsprüfungen Bedingung ist. Ohne Reifezeugnis werden Frauen als Studierende der Pharmazie unter denselben Bedingungen wie männliche Studenten aufgenommen. Endlich können Frauen, die Angehörige eines der bei der Universität Jena beteiligten Staates sind aufgenommen werden, wenn sie die zur Erteilung des Unterrichts an einer höheren Mädchenschule befähigende Prüfung an einem deutschen Lehrerinnenseminar bestanden haben.

Personalien.

Ernennungen. Die Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen ernannte zu auswärtigen Mitgliedern: Professor Dr. Amira an der Münchener Universität, Professor Dr. Penk an der Berliner Universität und Professor Dr. Röther an der Erlanger Universität.

Todesfälle. Professor Dr. Duebner von dem Chemischen Institut der Universität Halle ist plötzlich in Marseille an einem Schlaganfall gestorben. Er war es, der im Jahre 1878 bei Einwirkung von Benzotrichlorid auf Dimethylamin in Gegenwart von Chlorzink einen grünen Farbstoff, das Malachitgrün, entdeckte. Außer den Alkaloiden pflegte er namentlich die Teile der Chemie, welche den Pharmazeuten und Arzt besonders angehen. — In Paris ist Dr. Auguste Corlieu, Ehrenbibliothekar der Pariser Faculté de Médecine, gestorben. — In Washington ist im Alter von 75 Jahren Dr Albert S. Gatschet, einer der hervorragendsten Kenner der Indianersprachen, gestorben. Er war in der Schweiz geboren; bei einer Reise nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1868 wurde er von großem Interesse für die Indianersprachen erfaßt und er widmete dann seine ganze Kraft ihrer Erforschung. — In Gießen ist der Geheime Justizrat Dr. Karl Ferdinand Rentz, früher Privatdozent an der Gießener Universität, im 75. Lebensjahre gestorben. — Dr. Hermann v. Burckhardt, Obermedizinalrat und Generalarzt à la suite des 13. Armeekorps, ist in Stuttgart an Darmkrebs gestorben. — In Bonn ist der bekannte Sanskritist und Sprachforscher Professor Dr. Theodor Aufrecht im Alter von 85 Jahren gestorben. — Im Alter von 88 Jahren starb in Meiningen Geheimrat Dr. Ottomar Domrich, früherer Professor und Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Jena.

Digitized by Google

Büchereinlauf.

Theologie und Kirchenwesen.

E. H. Becker: Christentum und Islam (Religionsgeschichtliche Volksbücher. III. Reihe, 8. Heft.) Tübingen 1907. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 56 S. (50 Pfg., kart. 75 Pfg.)

Georg Lasson: Die Schöpfung. Das erste Blatt der Bibel für unsere Zeit erläutert. Berlin 1907. Trowitzsch u. Sohn. 72 S. (geb. 1.40 M.)

H. Reckendorf: Mohammed und die Seinen. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 2.) Leipzig 1907. Verlag von Quelle u. Meyer. 134 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Oskar Holtzmann: Christus. Wissenschaft und Bildung. 3.) Leipzig 1907. Verlag von Quelle u. Meyer. 148 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Erziehung und Unterricht.

Heinrich Kerp: Die Erziehung zur Tat, zum nationalen Lebenswerk. Breslau 1907. Ferdinand Hirt, kgl Universitäts- und Verlagsbuchhandlung. 192 S. (2.50 M.)

Bericht der deutschen Schule in Rom 1905—1906. 17 S.

Friedrich Schmidt: Haus- und Prüfungsaufsatz vom Standpunkte der experimentellen Pädagogik. (Separatabdruck aus der Zeitschrift „Experimentelle Pädagogik". Herausgegeben von Ernst Meumann, Königsberg.) Leipzig 1907. Otto Memnich. Verlag. 51 S. (1.20 M.)

Geschichte und Politik.

Νικολαο Κ. Παυλατο: ἠπαιρις του Οδυσσεως. εκ της Γρεμανικης. Εν Αθηναις 1906. *Εκ του τυπογραφειου „Νομικης".* 808 S.

Faustin Hexenlieb: Annus mirabilis. Journal des événements mémorables de l'an de disgrâce 1913. 1906. 55 S.

André Tardieu: La Conférence d'Algésiras. Histoire diplomatique de la crise marocaine 15 Janvier—7 Avril 1906. (Bibliothèque d'Histoire Contemporaine.) Paris 1907. Félix Alcan, éditeur. 554 S. (10 Fr.)

Jaques Bainville: Bismarck et la France d'après les Mémoires du Prince de Hohenlohe. Paris 1907. Nouvelle Librairie Nationale. 299 S.

Karl Sell: Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren. Tübingen 1907. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). (60 Pfg.)

Karl v. Krazeisen: Der Geschäftsgang des Bayerischen Landtags. (Sonderabdruck aus den „Blättern für administrative Praxis" 1906.) München 1907. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 83 S.

Fritz Stier-Somlo: Politik. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 4.)

Digitized by Google

Leipzig 1907. Verlag von Quelle u. Meyer 166 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Eduard Preuß: Kolonialerziehung des deutschen Volkes. Leitende Ideen und Material. Berlin 1907. Verlag von Alexander Duncker (Inhaber: Arthur Glane). 76 S. (1 M.)

Ludwig Wilser: Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen. Nach einem Vortrag. Jena 1907. Hermann Costenoble. (1 M.)

Christian Meyer: Geschichte der Stadt Augsburg. (Tübinger Studien für schwäbische und deutsche Rechtsgeschichte. 1. Band, 4. Heft.) Tübingen 1907. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. 130 S. (3.20 M.)

Leonhard Müller: Die politische Sturm- und Drangperiode Badens. II. Teil 1848—1850. 3., 4. u. 5. Lieferung. Mannheim 1906. Verlag und Druck der Dr. H. Haasschen Buchdruckerei.

René Prévôt: Das deutsch-französische Kulturproblem im Elsaß. Wilhelm Süßerott, Verlagsbuchhandlung. Berlin W. 27 S.

Leo v. Savigny: Des Zentrums Wandlung und Ende. Berlin 1907. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung. 56 S. (1 M.)

Konrad Häbler: Geschichte Spaniens unter den Habsburgern. 1. Band: Geschichte Spaniens unter der Regierung Karls I. (V.). (Allgemeine Staatengeschichte. 1. Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten. 36. Werk.) Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft. 432 S. (brosch. 10 M.)

Willi Ale: Alfred Kirchhoff. Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis. Halle 1907. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 30 S. (50 Pfg.)

Karl Bleibtreu: Preußen gegen Europa. Friedrich der Große 1757. Berlin 1907. Verlag von Georg Stilke. 266 S. (3.50 M.)

Karl Ploetz: Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. 15. verbesserte Auflage. Leipzig 1907. Verlag von A. G. Ploetz. 440 S.

Felix Dahn: Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königtums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt. 10. Band: Die Thüringe. Leipzig 1907. Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel. 180 S. (geh. 6 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, fortgesetzt von Moriz Heyne, Hermann Wunderlich, Karl v. Bahder, Rudolf Meißner, Rudolf Hildebrand, Matthias Lexer, Karl Weigand und Ernst Wülcker. Dreizehnten Bandes sechste Lieferung: Wahrnehmer—Waldig. Bearbeitet von K. v. Bahder. Leipzig 1907. Verlag von S. Hirzel.

Digitized by Google

A. Seidel: German Grammar for the use of Englishmen With progressive exercises translated and provided with vocabularies. (Die Kunst der Polyglottie, 91. Teil.) Wien u. Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 183 S. (2 M.

Elias molee ph d.: nu teutonish, an international union longuage. 1906. published by elias molee, tacoma, washington u. s. a. 128 S

Ferdinand H. Schwarz: Nicholas Rome The Tair Penitent. A Contribution to Literary Analysis, with a side-reference to Richard Beer-Hofmann. Der Graf von Charolais. Berne 1907. A. Francke, Publisher (Formarly Schmid & Francke). 84 S. (1.80 M.)

Gudrun. Deutsches Heldenlied, übersetzt von Karl Simrock. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 2022—2024.) Verlag von Otto Hendel. Halle a S. 201 S. (geh. 75 Pfg., geb. 1 M.)

Anastasius Grün: Gedichte. Mit einer Vorbemerkung von Dr. Arthur Ploch und dem Bilde des Dichters (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 2025—2027.) Verlag von Otto Hendel. Halle a. S. 200 S. (geh. 75 Pfg., geb. 1 M.)

Wilhelm Bode: Goethes Gedanken. Aus seinen mündlichen Aeußerungen in sachlicher Ordnung und mit Erläuterungen zusammengestellt. In zwei Bänden. Berlin 1907. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 460 u. 422 S. (geb. 8 M.)

Fritz Milkau: Die Abteilung für niederdeutsche Literatur bei der Universitätsbibliothek zu Greifswald. (Sonderabdruck aus dem „Zentralblatt für Bibliothekswesen". XXIV. Heft 2.) Leipzig 1907. Otto Harrassowitz. 9 S.

Oskar Hecker: Systematisch geordneter Deutsch-italienischer Wortschatz mit Aussprachehilfen. Für Reise und Unterricht. Berlin 1907. B. Behrs Verlag. 312 S (geb. 2 M.)

Oskar Hecker: Systematischer Wortschatz Deutsch-Esperanto, in die Esperanto-Sprache übertragen von Dr. A. v. Mayer. Mit Aussprachehilfen. Für Reise und Unterricht. Berlin 1907. B. Behrs Verlag. 312 S. (geb. 2 M.)

Oskar Hecker: Systematisch geordneter Deutsch-englischer Wortschatz. Ins Englische übertragen von Dr. Hamann. Mit Aussprachehilfen. Für Reise und Unterricht. Berlin 1907. B. Behrs Verlag. 312 S (geb. 2 M.)

Goethes Gedichte in einer Auswahl. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Karl Heinemann. Wien u. Leipzig. Bibliographisches Institut. 415 S. (geb. 2 M.)

Schillers Gedichte. Mit einer Einleitung und Erläuterungen von Ludwig Bellermann Leipzig u Wien. Bibliographisches Institut 324 S. (geb. 1.50 M.)

Moderne Literatur.

Franz Kaibel: Die andere Hälfte. Drama in drei Akten. (Bibliothek moderner Dramen.) Vita. Deutsches Verlagshaus Berlin NW. 52. 74 S.

Upton Sinclair: Ist der Sumpf wahr? Offener Brief. Hannover. Adolf Spannholz, Verlag. (20 Pfg.)

Max Leythäuser: Der Abt von Ebrach. Eine kulturhistorische Erzählung aus dem fränkischen Bauernkrieg.

Digitized by Google

(Fränkische Bibliothek. Band 1.) Würzburg 1907. Memmingers Verlagsanstalt. 400 S. (3 M.)

Fritz Rhöner: Der lachende Jurist (homo juridicus ridens). Ein Scherzbuch. Allen Freunden frischfreien Humors gewidmet. Dresden. E. Piersons Verlag. 74 S. (Preis 1 M.)

Bernd Isemann: Doppelstimmen. München 1907. 70 S. (2 M.)

Franz Pocci: Geschichten und Lieder mit Bildern. Eine Auswahl. (Jugendschriften Bd. 2 und 3.) Buchverlag der Jugendblätter. München. 128 S. (geb. 1 M.)

Felix Salten: Herr Wenzel auf Rehberg und sein Knecht Kaspar Dinckel. Berlin 1907. S. Fischer Verlag. 116 S. (Pappband 2.50 M, Ganzpergamentband 4 M.)

Johannes W. Jensen: Die Welt ist tief... Novellen. Berlin 1907. S. Fischer. Verlag. 260 S. (geh. 2.50 M, geb. 3.50 M.)

Arthur Schnitzler: Dämmerseelen. Novellen. Berlin 1907. F. Fischer. Verlag. 132 S. (geh. 2 M, geb. 3 M.)

Betty Winter: Die am Weibe kranken. Roman Mit Buchschmuck von Anna Chr. Hausing. Berlin u. Leipzig 1907. Verlegt bei Schuster u. Löffler. 308 S.

Johann v. Leyden: Faust der Politiker. Trauerspiel in 4 Akten nebst einem Nachspiel. Heidelberg 1907. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 116 S. (2 M.)

Walter Kinkel: Lieder eines Wandermüden. Gießen 1907. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker). 64 S. (1.20 M.)

J. Collin: Henrik Ibsen. Gedächtnisrede. Gießen 1906. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Richter). 24 S. (50 Pfg.)

Adolf Vögtlin: Jugendliebe. Novellen und Skizzen. Zürich und Berlin 1907. 234 S. (brosch. 2.25 M.)

F. Lienhard: Wege nach Weimar. Gesammelte Monatsblätter. Dritter Band: Friedrich der Große. Mit mehreren Bildnissen. Stuttgart 1907. Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer. 288 S. (3.50 M.)

Hans Brandenburg: Erich Westenkott. Roman einer Jugend. München 1907. Verlegt bei E. W. Bonsels. 440 S. (brosch. 4 M, geb. 5 M.)

J. Jobst: Schwimmendes Land. Roman. Verlag von W. Vobach u. Co. Berlin u. Leipzig. 260 S.

F. Hugin: Hahn Berta. Erzählung. Berlin 1907. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 205 S. (kart. 2 M, geb. 3 M.)

Annie E. Holdsworth: The Iron Gates. (Unwin's Library.) T. Fisher Unwin. Leipzig, London, Paris 1906. 312 S. (1.50 M.)

Caran d'Ache: Gros et Détail Album. Paris, Librairie Plon-Nourrit et Cie. (3.50 Fr.)

Karl Hans Strobl: Alfred Mombert. Von Gott und vom Dichter. Minden i. W. 1906. J. C. C. Bruns Verlagsbuchhandlung. 63 S. (brosch. 1.75 M.)

Karl Hans Strobl: Bedenksame Historien. Neue Novellen. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 377 S. (4 M, geb. 5 M.)

Digitized by Google

Robert Eysler: Zuckersüße Bitterkeiten. Illustrationen und Buchschmuck von Stefan Kartowski. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Berlin W. 35. 66 S. brosch. 2 M, geb. 3 M.)

Waldemar Bonsels: Mare. Die Jugend eines Mädchens. Roman. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 171 S. 3 M, geb. 4 M.)

Viktor v. Kohlenegg: Eifersucht. Roman. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 348 S. (brosch. 4 M. geb. 5 M.)

Josef Kainz: Der Barbier von Sevilla oder Alle Vorsicht umsonst! Komödie in 4 Akten von Beaumarchais. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 88 S. (brosch. 2 M, geb. 3 M.)

Fritz Wernthal: Stille Wege. Roman. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 272 S. (brosch. 3 M, geb. 4 M.)

Eugen Hertel: Eine Dornenkrone. Charaktergemälde in fünf Bildern. E Piersons Verlag in Dresden 81 S. (1.50 M.)

Mara v. Dembritzka: Moderne Zigeunerlieder. Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 52 S.

Fritz Ehebrecht: Traum und Wahrheit. Gedichte. Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 60 S.

Arthur Grobe-Wutischky: Johanna Denkert. Erzählung. Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 55 Seiten.

Alfred Grünewald: Vom Lachen und vom Müdesein. Gedichte. Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 75 S.

Digitized by Google

Tales of Wonder Stories
Tales of Wonder

Digitized by Google

Die bäuerlichen Verhältnisse in Rumänien.

Von Dr. R. F. Kaindl (Czernowitz).*)

Die Ursachen der Bauernunruhen in Rumänien sind das Ergebnis einer langen Entwicklung. Die armen, von steter Entbehrung und jahrhundertelangem Druck entmutigten Leute vermag nur unbegrenzte, ans innerste Lebenswerk gehende Not zur Selbsthilfe zu veranlassen. Dann freilich wissen sie nicht Maß zu halten; der lange aufgehäufte Groll und Schmerz macht sich in Wutausbrüchen Luft.

Die Hörigkeit und Leibeigenschaft hat eigentlich in Rumänien nie aufgehört; die vor vierzig Jahren stattgefundene Bauernbefreiung hat in der Tat den Bauernstand nur in eine größere Abhängigkeit vom Gutsherrn gebracht, sein Elend vergrößert.

Um di Richtigkeit dieser Behauptung zu erkennen, müssen wir zunächst einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Untertansverhältnisses in der Moldau und Walachei werfen.

Die moldauischen und walachischen Fürsten betrachteten das von ihnen bei der Gründung der Fürstentümer im 14. Jahrhundert besetzte Land als ihr landesfürstliches Eigentum. Im Laufe der Zeit verschenkten sie die meisten Dörfer und Güter an geistliche und weltliche Gutsbesitzer. Mit dem Grund und Boden wurden auch die Bauern, welche auf demselben saßen, verschenkt und gerieten so in gutsherrliche Hörigkeit. So führten zum Beispiel die Mönche des Klosters Moldawitza in einer Urkunde vom 8. Juni 1745 aus, daß ihnen die Wamer (Wama an der Moldawa) vom Wojwoden Alexander dem Guten (1401

*) Professor Kaindl ist nicht nur der Verfasser einer bereits in zwei Auflagen vorliegenden Geschichte der Bukowina (Moldau), sondern er hat auch in den Wiener Akademie-Schriften eine besondere Arbeit über die bäuerlichen Verhältnisse in der Moldau und Bukowina veröffentlicht und gibt soeben eine dreibändige Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern heraus. — Anm. d. Red.

Digitized by Google

bis 1433) geschenkt worden waren, daher seien sie wahrhafte Hörige (vecin) des Klosters; deshalb hätten sie wie andere Hörige Fronfracht geleistet, indem sie Wein und Salz zuführten, und neun Tage im Jahre mähten. Diese Rechtsanschauung bestätigten nach Einsichtnahme in die Urkunden die als Richter bestellten Bojaren (Großwürdenträger, Adelige), ja sie gingen so weit, die Wamer geradezu als „robi" (Arbeiter, Knechte) zu bezeichnen, unter welchem Ausdruck man sonst nur die leibeigenen Sklaven zu verstehen pflegte. Die einst freien Dorfbewohner waren also durch die Verschenkung ihres Dorfgebietes an einen Grundherrn zu unfreien Knechten geworden. Andere freie Bauern gerieten infolge ihrer Verarmung in die Hörigkeit. Selbst die aus anderen Ländern eingewanderten und unter Gewährung besonderer Freiheiten angesiedelten Bauern entgingen nicht diesem Schicksale. Selbstverständlich ist, daß die zahlreichen Kriegsgefangenen als Hörige behandelt wurden, insofern sie nicht wie die Reste der Tataren und die Zigeuner geradezu zu Leibeigenen herabsanken.

Die Leibeigenen konnten selbstverständlich ohne weitere Umstände verschenkt und verkauft werden. Eine Menge von Urkunden beweist dies. So gab für den „Zigeuner Michul mit seiner Zigeunerin Paraska, ihren fünf Söhnen und einer Tochter" der Wojwode Peter im Jahre 1543 40 Ungargulden (Dukaten) und ein Pferd, also für eine Person durchschnittlich 5 Dukaten. Im Jahre 1615 zahlte Wojwode Stephan Tomscha für zehn Zigeunerfamilien 400 Ungargulden, also auch durchschnittlich für jede 40 Dukaten. Im Jahre 1662 wurden für einen Zigeuner 1000 Aspern gezahlt, was etwa 5 Dukaten gleichkommt. Hörige Bauern konnten nur mit dem Grund und Boden, auf dem sie saßen, verkauft werden. Mit einer Urkunde von 1747 verkauft Stephan, Juon Teutuls Sohn, seinem Geschwisterkinde Andre Pottlog, gewesenen großen Kaffeeschenk (ein Hofbeamter), seinen Hörigen von Russisch-Kimpolung namens Anton Laluschka mit allen seinen Ausrodungen für 30 Gulden: „Dieser soll daher ihm, seiner Ehegemahlin und seinen Kindern und Enkeln als ein wahrer Höriger ewiglich eigen sein."

So sehen wir die Masse der Dorfbevölkerung dieser Gebiete in drückendster Abhängigkeit von ihren Grundherren. Und dieses Verhältnis ist nur wenig damit verbessert wor-

Digitized by Google

den, daß der moldauische Fürst Konstantin Mavrokordat im Jahre 1749 bestimmte, daß die hörigen Bauern unter gewissen Umständen ihren Wohnsitz verlassen und das Gebiet eines anderen Grundherrn aufsuchen dürften. Wohl war damit den Bauern ein Mittel geboten worden, sich dem harten Grundherrn zu entziehen; aber die eigentliche Ursache der drückenden Abhängigkeit von den Gutsbesitzern war nicht beseitigt. Und diese Ursache bestand darin, daß die Masse der moldauischen und walachischen Bauern bis auf ganz geringe Ausnahmen keinen eigenen Grund und Boden besaß. „Der ganze Grund eines Dorfes," lautet ein Bericht aus dem Jahre 1775, „gehöret dem Grundherrn. Der Bauer hat nichts Eigenes, sondern der Herr weist ihm so viel Grund zu, als er zur Unterhaltung seines Viehes und etwa zum Ackerbau benötigt." Und in einem anderen Bericht aus dieser Zeit (1779) heißt es, daß in der ganzen Bukowina (dem nördlichen Teile der Moldau) „kein Bauer eine Handbreit eigenen Terrains hat, folglich keine rechtmäßige Forderung hierauf machen kann". Für die Ueberlassung des Grundes, die Benutzung der Wälder und die freie Viehweide mußten sich die Bauern zu Roboten und Zehntabgaben verpflichten. Wurde der Bauer allzu sehr bedrückt, so erbat er vom Fürsten die Erlaubnis, vom grundherrlichen Dorfe wegzuziehen, oder er ging heimlich davon. Andrerseits hatte der Grundherr das Recht, dem Bauern Grund und Boden nach Belieben wegzunehmen. Indessen fiel es bei der damaligen Verödung dieser Landschaften dem Bauern niemals schwer, sofort einen anderen Grundherrrn zu finden, der ihn aufnahm. Um die zahlreichen Streitigkeiten zwischen Grundherrn und Bauern wegen der untertänigen Leistungen zu regeln, hatte der moldauische Fürst Gregor Ghika schon im Jahre 1766 eine Goldurkunde erlassen. Hiernach war der Bauer, auf welchem Gute immer er sich niederließ, zu 12 Robottagen im Jahre und der Zehntenleistung von den Feldfrüchten verpflichtet, falls nicht ein anderer, genau einzuhaltender Vertrag geschlossen wurde.

Die Folgen der geschilderten Verhältnisse waren überaus verderblich. Da der Boden, auf welchem der Landmann wohnte und den er bebaute, nicht sein sicheres Besitztum war, so errichtete er nur kleine, schlechte, aus Lehm, Strauchwerk und Holz zusammengesetzte elende Hütten, die

Digitized by Google

weder Garten, noch Hof oder Brunnen aufweisen, also auf dem ihm überlassenen Felde ohne alle Nebengebäude hingestellt wurden. Der Ackerbau war im schlechtesten Zustande; er trug kaum so viel ein, als der Bauer bis zur nächsten Ernte bedurfte. Das Vermögen des Bauern bestand allein in seinem Vieh, welches er beim Verlassen seiner Hütte mittreiben konnte. Als der nördliche Teil der Moldau, die heutige Bukowina, an Oesterreich gelangte (1775), faßte einer der österreichischen Beamten das Ergebnis dieser kläglichen Verhältnisse kurz und bündig in folgenden Worten zusammen: „Dieses Volk ist eben (infolge der bestehenden Verhältnisse) an keine Zucht, Ordnung, Wirtschaft, Reinlichkeit und dergleichen gewöhnt, noch zu der Industrie aufgeleget, weilen ihre veranlassenden Verbesserungen der Gründe oder Häuser nicht ihnen, sondern dem Grundherren nützlich wären."

In der Bukowina sind die Verhältnisse unter der Obsorge der österreichischen Regierung schon nach wenigen Jahren weit günstiger geworden. Kaiser Joseph II. hat mit einem raschen Entschluß eingegriffen. Durch das Kreisschreiben vom 22. März 1787 ist nämlich angeordnet worden, daß alle Gründe, in deren Besitz sich die bäuerlichen Untertanen am 1. November 1786 (Normalzeitpunkt) befanden, in ihren immerwährenden Besitz übergehen sollten; die Robot und die Abgabepflicht der Bauern blieben nach wie vor bestehen und hatten nach der Urkunde Ghikas geregelt zu werden. Mit dieser Verordnung war mit einem Schlage in der Bukowina bäuerlicher Besitz geschaffen und damit die Grundlage für die gedeihlichere Entwicklung des Bauernstandes gelegt. Selbstverständlich hörte die Leibeigenschaft in der Bukowina wie in ganz Oesterreich schon unter Kaiser Joseph ganz auf. Da auch die Bauernbefreiung von 1848 in der Bukowina für die Bauern günstig ausfiel, ihnen insbesondere bei dieser Gelegenheit für ihr seit jeher geübtes Holzungsrecht in den herrschaftlichen Waldungen Waldteile in Gemeindebesitz überlassen wurden, so sind gegenwärtig die Verhältnisse der Bauern in der Bukowina wenn auch nicht glänzend, so doch im allgemeinen erträglich.

Anders verhält es sich in Rumänien! In der Moldau hörte die Sklaverei auf den staatlichen Besitzungen und auf den Klostergütern erst 1844 auf, auf den privaten sogar

Digitized by Google

erst 1855; die Bauernfelder wurden erst 1850 ausgeschieden; das Hörigkeitsverhältnis währte bis 1864. Die menschenunwürdigen, allen Fortschritt und alle Kultur hemmenden alten Verhältnisse hatten hier also Jahrzehnte länger gewährt als in der Bukowina. Vor allem kann aber die im Jahre 1864 erfolgte Bauernbefreiung gar nicht als eine wirkliche Gesundung der bäuerlichen Verhältnisse bezeichnet werden. Sie hat vielmehr in Wirklichkeit die Lage des Bauernstandes nur verschlechtert!

Bei seiner Befreiung erhielt der „freie" Bauer sieben Pogon (zu 500 Quadratmeter) Grund und Boden, die durch dreißig Jahre nicht verkauft werden durften und nur an die Kinder als Erbe übergingen. Diese Grundbestiftung war für das in diesen Gegenden herrschende Wirtschaftssystem völlig unzureichend. Seither sind die Gründe durch die Zerteilung an Kinder und Kindeskinder so sehr zersplittert worden, daß viele Bauern nicht mehr als 500 bis 800 Quadratmeter Boden besitzen. Dazu kommt, daß auch diese geringen Reste, seitdem das Verkaufsverbot außer Kraft getreten ist, veräußert werden, wobei gewissenlose Spekulanten ohne Zweifel die Not der Bauern ausnützen. Der Bauer ist also gegenwärtig zumeist auf Aecker angewiesen, die er vom Grundherrn pachtet. Dazu kommt, daß für die Bauerngemeinden in der Regel keine Viehweide und kein Wald ausgeschieden wurden. Sie waren also von allem Anfang an für diese Bedürfnisse auf die Grundherren angewiesen. Da der Bauer nur selten über Bargeld verfügt, dem Grundherrn die Sicherstellung der nötigen Arbeitskräfte für die Beurbarung und Bewirtschaftung seines Grundes aber die Hauptsache ist, so überläßt der Grundherr Aecker, Viehweide und das Bau- und Brennholz aus dem Walde dem Bauer zumeist nur gegen bestimmte Arbeitsleistungen. Auch sonstige Unterstützungen in Zeiten der Not werden den Bauern gegen Sicherstellung von Arbeitstagen gewährt.

So kam es, daß der Bauer mit Haut und Haar dem Grundherrn verschrieben ist. Er steht bei ihm im immerwährenden Vorschuß; er ist deshalb seiner Ausbeutung ein für allemal ausgeliefert. Ohne Bargeld, ohne Energie, ist er ihm hörig und wird in unbarmherziger Weise ausgebeutet. Dazu kommt, daß der Bauer selbst die ihm noch vom grundherrlichen Dienste erübrigende Arbeitszeit nicht

Digitized by

für sich zweckdienlich verwenden kann; denn er muß zuerst dem Grundherrn die Arbeitstage ableisten, ehe er für sich arbeiten darf. Da nun die Anbauzeit in Rumänien eine sehr kurze ist, der Ertrag des Landbaues davon abhängt, ob die Aussaat im kurzen Frühjahr vor den Frühjahrsregen erfolgte, so ist die nachteilige Folge der geschilderten Verhältnisse um so schwerer wiegend. Der Bauer bestellt oft sein Feldstück zu spät, und der dürre Sommer vernichtet die Hoffnung seiner Ernte! Wie überaus ungünstig aber sich im Verhältnis zu früheren Zeiten das Erträgnis für den Bauern jetzt aus gepachteten Gründen und den darüber mit der Grundherrschaft geschlossenen Verträgen gestaltet, dafür mag folgender schlagende Beweis angeführt werden. Während früher der Bauer mit Leichtigkeit, wiewohl er hörig war, Gründe, und zwar zum guten Teil nach freier Wahl, gegen mäßige Robot (12 Tage jährlich) und der Abgabe des Zehnten erhalten konnte, dazu fast umsonst die freie Viehweide und die Waldnutzen hatte, gestaltet sich jetzt die Aufteilung des Ertrages zwischen Bauer und Herrschaft derart, daß ersterem für alle seine Arbeit und Mühe nicht mehr als die Hälfte verbleibt, der Grundherr für die bloße Ueberlassung des Bodens ohne alle Mühe mitunter auch noch mehr als die Hälfte in Anspruch nimmt! Dies ergibt sich aus dem authentischen landwirtschaftlichen Berichte des österreichisch-ungarischen Generalkonsulats in Bukarest für das Jahr 1905.

Der Bauer in Rumänien ist somit, mag seine Grundherrschaft der Staat oder eine Privatgrundherr oder endlich ein Hauptpächter dieser sein, ein wahrhaft bemitleidenswertes Geschöpf. Ohne neuerliche Beteilung mit Gründen, vor allem mit Weideland und Wäldern ist keine Gesundung der Verhältnisse zu erwarten. Einsichtige Köpfe haben die Ereignisse der letzten Tage längst schon kommen gesehen. Dr. Emil Fischer, dem wir in den letzten Jahren mehrere wertvolle Arbeiten über Rumänien verdanken, sagt in einer im Sommer 1906 geschriebenen Schrift: daß die Großgrundbesitzer zu den notwendigen Reformen nicht gutwillig Ja und Amen sagen werden, ist am Ende begreiflich; aber man möge bedenken, „daß sich das Volk endlich mit Gewalt nimmt, was ihm gewaltsam vorenthalten wird“. Dazu ist es nun tatsächlich gekommen!

Digitized by Google

Hans v. Kleist-Retzow, der Bannerträger der preußischen Reaktion.

Von Professor Dr. Hans Prutz.

Vielleicht würde die Generation, welche das politische Leben der Gegenwart vornehmlich handelnd zu tragen hat, ihren Beruf zuweilen richtiger erkennen und sicherer erfüllen, wenn sie bei seiner historischen Begründung nicht, wie gemeinhin geschieht, nur auf die Ereignisse von 1866 und 1870/71 und die durch sie geschaffenen neuen Zustände zurückgriffe, sondern auch die Zeit der Reaktion besser kennte und mehr in Rechnung zöge, die der Wiedergeburt Deutschlands vorangegangen ist und sie durch die an inneren Widersprüchen so reichen Periode der „neuen Aera" vorbereitet hat. Denn erst aus ihrer gründlicheren Betrachtung ergibt sich für manches der großen Probleme unserer Tage der angemessene Standpunkt und wird manche zunächst nicht recht erklärbare Erscheinung für ein besseres Verständnis erschlossen. Zwar wird ja kaum zu besorgen sein, daß unter den jetzt in Deutschland bestehenden Formen des politischen Lebens noch einmal ähnlich rückschrittliche Tendenzen die Herrschaft gewinnen könnten, wie sie von 1850 bis 1858 die Entwicklung Preußens gelähmt und von dort aus mit erdrückender Schwere auch auf dem übrigen Deutschland gelastet haben; wohl aber führt doch auch aus jener trüben Zeit der historische Zusammenhang auf mehr als einem Gebiete unmittelbar herüber zu gewissen Erscheinungen, die für das politische Leben der Gegenwart besonders charakteristisch sind. Man macht hier von neuem die Erfahrung, daß Richtungen, die den Zeitgenossen kaum verständlich waren und von ihnen als schädliche Verirrungen heftig bekämpft wurden, aus weiterer Ferne betrachtet nicht bloß als historisch berechtigt erscheinen, sondern, in den nun erst vollkommen übersehbar gewordenen größeren Zusammenhang der Dinge gestellt, als in mancher Hinsicht nützlich und mittelbar ebenfalls dem Fortschritt dienend erwiesen werden.

In der neueren preußischen Geschichte ist kaum noch ein anderer Name so mißliebig gewesen und geradezu als der Inbegriff alles dessen betrachtet worden, was wir als dem Wesen der aller Freiheit und allem Fortschritt feind-

Digitized by Google

lichen Reaktion zugehörig anzusehen pflegen, wie der des Herrn Hans v. Kleist-Retzow, des eingefleischten pommerschen Junkers und salbungsvollen Pietisten, der in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts als der anerkannte Wortführer und Bannerträger der Reaktion gelten konnte und als solcher von der einen Seite ebenso überschwenglich gefeiert wie von der anderen leidenschaftlich angefeindet und heftig geschmäht wurde. Daß in beiden Hinsichten zu viel geschehen ist, indem man hier in blinder Voreingenommenheit unleugbare Schwächen und verhängnisvolle Fehler übersah, dort, durch Parteihaß befangen, hervorragende gute Eigenschaften und augenfällige Verdienste geflissentlich nicht beachtete, lehrt die höchst ansprechende Biographie, die unlängst Hermann v. Petersdorff von Kleist-Retzow veröffentlicht hat,[1]) indem er einem viel verkannten, aber bei aller Einseitigkeit doch höchst bedeutenden Mann zu seinem geschichtlichen Recht verhalf. Auf reichem Material, zum Teil vertraulichster Natur, beruhend, liefert sie einen wertvollen Beitrag zur neuesten preußischen und deutschen Geschichte und verbreitet über mehr als einen bisher dunklen Punkt darin ein ebenso dankenswertes wie gelegentlich überraschendes Licht. Freilich sympathisiert der Verfasser, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, entsprechend seinem eigenen politischen und kirchlichen Standpunkt, wie wir ihn aus seinen früheren Publikationen kennen, lebhaft mit der eigenartigen Geistesrichtung seines Helden. Hat ihn aber gerade diese Sympathie befähigt, denselben zu verstehen und seiner scharf ausgeprägten und dabei so überaus reichen Persönlichkeit liebevoll gerecht zu werden, so hat er ihr gegenüber doch nicht auf Kritik verzichtet, sondern auch ihre Schwächen und die ihnen entsprungenen Fehler in Kleists politischem Handeln scharf hervorgehoben und nach ihren üblen Wirkungen gewürdigt. Einen besonderen Reiz erhält das Buch durch die enge Verknüpfung des darin geschilderten Lebenslaufes mit dem Bismarcks, dem Kleist-Retzow nicht bloß als Oheim Johannens v. Puttkamer nahe verschwägert, sondern in ihren gemeinsamen parlamentarischen Anfängen sowohl durch die Gemeinschaft des täglichen Lebens wie auch

---

[1]) Kleist-Retzow. Ein Lebensbild von Dr. Hermann von Petersdorff, Archivar. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

durch die Gleichheit der politischen Ansichten und Bestrebungen auf das innigste verbunden gewesen ist. Nachmals freilich haben sich beider Wege für einige Zeit getrennt, und die Männer, die für Freund und Feind wie ein unlösbar zusammengehöriges Dioskurenpaar erschienen waren, haben sich erbittert bekämpft, um erst später, als der Schöpfer des Deutschen Reiches den Liberalen absagte und sich politisch und wirtschaftlich mit den Konservativen verband, wieder zusammenzukommen und die alte politische Gemeinschaft wenigstens in den wichtigsten Fragen zu erneuern. Zur Biographie und Charakteristik Bismarcks liefert das Buch eine Fülle dankenswerter Beiträge.

Als Sprößling eines alten hinterpommerschen Geschlechtes ursprünglich slawischen Stammes, wurde Hans v. Kleitz-Retzow, der jüngste Sohn des Landrates des Belgarder Kreises Hans Jürgen v. Kleist, am 25. November 1814 auf dem Familiengute Kieckow geboren. Die Geschichte seiner Familie war von alters her eng mit der des preußischen Staates verflochten: mehr als zwanzig ihrer Mitglieder hatten im Siebenjährigen Kriege ihr Leben vor dem Feinde gelassen. Aber auch in der Verwaltung hatten viele mit Auszeichnung gedient, und in der Geschichte der deutschen Dichtung nehmen der Lessing befreundete Dichter des „Frühlings", Ewald v. Kleist, und der Schöpfer der „Hermannsschlacht" und des „Prinzen von Homburg", Heinrich v. Kleist, Ehrenplätze ein. Altpreußische, begeistert königstreue Gesinnung und hohe Empfänglichkeit für alle geistigen Bestrebungen waren dem jungen Edelmann gleichsam als Familienerbe eigen. Durch häuslichen Unterricht und dann auf der Landesschule Pforta ungewöhnlich gut vorgebildet, studierte er 1835 bis 1839 in Berlin und Göttingen die Rechte, beschränkte sich dabei aber nicht auf dieses Fach, sondern hörte auch philosophische, philologische, geschichtliche und naturwissenschaftliche Vorlesungen bei Otfried Müller, Jakob Grimm, Dahlmann, Ranke u. a. Doch tritt schon in jenen Jugendjahren der ausgesprochen pietistische Zug hervor, der späterhin auch seinem politischen Wirken ein so absonderliches Gepräge gab und ihm so viele Anfeindungen zuzog. Er entstammte den tiefen Eindrücken, die er bereits im Elternhaus durch das fromm-schwärmerische Treiben der „Erweckten" empfangen hatte. Diesen gehörten damals die angesehensten hinterpommerschen Adelsgeschlechter an, wie sie durch die

Vermittlung des Hauses v. Puttkamer ja auch auf den wilden Herrn v. Kniephof Einfluß gewonnen haben. Bestärkt wurde Kleist in dieser Richtung durch die Freundschaft, die ihn von Pforta her mit Ernst Ranke verband, dem nachmals als Professor der Theologie in Marburg verstorbenen jüngsten Bruder Leopold Rankes. Fast selbstquälerisch erscheint zu Zeiten des Jünglings Sorge um sein Seelenheil, und der leidenschaftliche Eifer für dessen Förderung verrät bereits den künftigen Vorkämpfer des konsequentesten Pietismus und des uneingeschränkten Selbstbestimmungsrechts der Kirche auch gegenüber dem Staate. Hat es doch schon damals kaum einen Vertreter dieser Richtung gegeben, mit dem Kleist nicht angeknüpft hätte. Das tat er z. B. auch mit dem merkwürdigen Baron v. Kottwitz, dem Vorläufer der späteren inneren Mission, zu deren eifrigsten Vertretern Kleist alle Zeit gehört hat. Besonders wichtig aber für seine Entwicklung, namentlich auf dem politischen Gebiet, wurde die Verbindung, in die er als Referendar in Frankfurt a. d. O. mit Ludwig v. Gerlach trat, dem vielberufenen späteren Präsidenten des Appellationsgerichts zu Magdeburg, der im Bunde mit seinem Bruder, dem General Leopold v. Gerlach, nachmals als unverantwortlicher Berater Friedrich Wilhelms IV. eine so große Rolle gespielt und als Rundschauer der Kreuzzeitung sich unermüdlich bemüht hat, die Regierung zu konsequentester Reaktion auf allen Gebieten anzustacheln, in der er nur die Erfüllung eines ihr durch göttliches Gebot auferlegten Pflicht erblickte. So hat die geistige Atmosphäre, in der Hans v. Kleist-Retzow die für den werdenden Mann entscheidendsten Jahre verlebte, ihm kirchlich und politisch die Richtung gegeben, als deren Vertreter er nachher eine so ungewöhnliche Bedeutung erlangt hat. Doch hat sie nicht vermocht den offenen Blick zu trüben und den gesunden Sinn ganz zu befangen, die ihm angeboren waren. Vielmehr hat er sich diese ungemindert erhalten. Daraus und aus seiner ungewöhnlichen praktischen Begabung, sowie aus der stolzen Unabhängigkeit, die er sich alle Zeit auch nach obenhin zu bewahren wußte, erklären sich die Erfolge, die er als Beamter erzielte und die schließlich selbst von seinen erbittertsten Gegnern haben anerkannt werden müssen. Dies erklärt auch die bemerkenswerte Tatsache, daß von den volkstümlichen Forderungen, welche die deutsche Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte als berech-

Digitized by Google

tig: anerkannt und in weitgehendem Maße erfüllt hat, namentlich auf dem damals noch so gut wie ganz unangebauten sozialpolitischen Gebiet manche zuerst durch Kleist-Retzow erhoben und eifrig vertreten worden sind. In dem pietistischen Reaktionär finden sich da geradezu fortschrittliche Ansätze. Sie zeigen, wie er trotz aller Einseitigkeit die Bedürfnisse der Zeit doch richtig erkannte und sachgemäß zu befriedigen bestrebt war.

Als Nachfolger seines Vaters wurde Kleist-Retzow 1844 Landrat des Belgarder Kreises, in dem das Familiengut Kieckow lag Seine Wahl war nur gegen den heftigen Widerstand der bürgerlichen Gutsbesitzer erfolgt und wurde von der Minderheit angefochten, fand jedoch die königliche Bestätigung. Aber Kleist überwand bald die Gegnerschaft, auf die er infolgedessen anfangs stieß, durch seine pflichttreue, durchaus sachliche und den Interessen des Kreises höchst förderliche Verwaltung. Nur mit seinem Pietismus konnte man sich nicht versöhnen. Seine Erfolge aber waren um so höher anzuschlagen, als er von seiten der ihm vorgesetzten Behörden keine Unterstützung fand, vielmehr gelegentlich sogar geflissentlich Hinderung erfuhr. Insbesondere gewann ihm die Umsicht und Energie allgemeine Anerkennung, die er in dem Hungerjahr 1847 in der Bekämpfung des Notstandes und zur Aufrechterhaltung der Ruhe bewies. Bald danach trafen auch das stille Hinterpommern die Wirkungen der Ereignisse, die sich im März 1848 in Berlin abgespielt hatten. Die Stellung Kleists dazu konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, und bei seinem pflichttreuen und tatenfrohen Sinn verstand es sich von selbst, daß er seiner Ueberzeugung auch energisch handelnd Ausdruck gab. So wurde er damals zuerst weiteren Kreisen bekannt als Urheber einer Adresse, durch die der Belgarder Kreistag am 19. April 1848 den aus Berlin entwichenen Prinzen von Preußen zur Rückkehr einlud und den Schutz seiner treuen Pommern aufzusuchen bat. Niemals hat der Fürst dies vergessen, so scharf der Gegensatz auch war, in den er später politisch zu Kleist geriet. Auch an der Gründung der Kreuzzeitung, zu der bekanntlich die entscheidende Anregung von Otto v. Bismarck ausging, nahm Kleist lebhaften Anteil und unterstützte mit Rat und Tat seinen zu ihrer Leitung berufenen Freund, den Assessor Hermann Wagener, der ebenfalls ein Schüler des Präsidenten Ludwig v. Gerlach war.

Digitized by Google

Auf die Höhe der politischen Situation wurde der Belgarder Landrat erhoben, als auf eine von ihm in Gemeinschaft mit Bismarck gegebene Anregung im August 1848 in Berlin das sogenannte „Junkerparlament“ zusammentrat, um die durch die gesetzgeberischen Pläne des Ministeriums Hansemann bedrohte Stellung des adeligen Grundbesitzes zu wahren und eine diesem Zweck dienende große Organisation ins Leben zu rufen. Als Präsident mit seiner Leitung betraut, bewies er zuerst seine hervorragende parlamentarische Begabung, zog sich aber freilich auch eine Disziplinaruntersuchung zu, die jedoch bald niedergeschlagen wurde. Mit Feuereifer warf er sich in den Kampf gegen die bedrohlich anwachsende Demokratie. Als Vertreter eines hinterpommerschen Wahlkreises gehörte er der konstituierenden Nationalversammlung an. Mit Bismarck, der inzwischen die Tochter seiner zärtlich geliebten Schwester Luitgarde v. Puttkamer heimgeführt hatte und mit dem „Onkel Hans“ in guter Kameradschaft lebte, hat er in dem Kampf um die Verfassung eine höchst bedeutende Rolle gespielt. Für die Oeffentlichkeit gehörten damals der geniale neumärkische und der charaktervolle treuherzige pommersche Junker untrennbar zusammen. Als die interessantesten parlamentarischen Größen der Zeit verkörperten sie das Stockpreußentum und verfochten es mit nie versagender Schlagfertigkeit und nie versiegender Beredsamkeit. Nicht bloß von der liberalen Mehrheit, die sie nicht selten geflissentlich reizten, sondern auch von dem Ministerium und der hinter und über diesem stehenden Kamarilla wurden sie infolgedessen bald als eine Macht geschätzt, die man nicht ungestraft außer Rechnung lassen durfte. Insbesondere haben sie auf des Königs schließliche Stellungnahme zu dem Verfassungsentwurf entscheidend eingewirkt, und namentlich Kleist hat als Vertrauter der Brüder Gerlach in den deshalb mit dem König geführten Verhandlungen seinen streng royalistischen Standpunkt persönlich erfolgreich geltend gemacht. Natürlich war die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. ganz nach seinem Sinn. Denn auch er meinte, Deutschland könne nur dann vorwärts gehen, wenn Preußen darin bestehen bleibe als der Fels, an den es sich anklammert, und teilte die Ueberzeugung Bismarcks, die deutsche Einheit könne nur durch Bajonette gegründet werden. Auch auf die Gesetzgebung der Folgezeit und nament-

Digitized by Google

lich auf den des Königs Wünschen entsprechenden schließlichen Ausgang der erbitterten Kämpfe um die Gestaltung des preußischen Herrenhauses hat Kleist bestimmend eingewirkt. Es war daher nur natürlich, wenn er schon damals wiederholt als Ministerkandidat ernstlich in Betracht gezogen wurde, und zwar nicht bloß für das Innere, sondern auch für die Landwirtschaft und einmal vom König selbst sogar für die auswärtigen Angelegenheiten. Unzeitiger Ehrgeiz aber lag ihm ganz fern; eher war er geneigt, seine Kräfte zu unterschätzen.

Nach dem Siege der Reaktion jedoch eilte das Ministerium Manteuffel, sich der Mitarbeit eines so bewährten Gesinnungsgenossen zu versichern. Während sein Gefährte Bismarck als Bundestagsgesandter nach Frankfurt geschickt wurde, erhielt Kleist am 2. Juli 1851 als Oberpräsident der Rheinprovinz wohl den schwierigsten Posten, den es damals in der preußischen Verwaltung zu besetzen galt. Die Kölnische Zeitung sah darin anfangs einen schlechten Witz dann geradezu eine Herausforderung der Rheinprovinz, die bestimmt schiene, das Versuchsfeld für den Wahnsinn des Junkertums zu werden. Kleist selbst aber erklärte bei einer Audienz dem König, er sei entschlossen, in der ihm anvertrauten Stellung den christlichen Charakter seines Regimentes in den schärfsten Formen hervorzukehren, sei das nicht genehm, werde er gern zurücktreten. Diese Verbindung kirchlichen und politischen Eifers war für ihn charakteristisch und hat ihm besonders viele Feinde gemacht. In seinem neuen Wirkungskreis stieß er damit um so mehr auf Widerstand, als der Prinz von Preußen, damals Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen, als sein Hausgenosse im Schloß zu Koblenz residierte und als Gegner des herrschenden Systems die Sympathien aller Liberalen besaß, denen namentlich seine Gemahlin demonstrativ ihre Gunst erwies. So hat es denn Kleist an Konflikten mit den hohen Herrschaften nicht gefehlt. Sonst wiederholte sich aber hier in größerem Maßstab, was Kleist früher im Belgrader Kreis erlebt hatte: sein sicherer Blick, sein praktischer Sinn, seine strenge Sachlichkeit und seine Unabhängigkeit auch nach oben, wo es sich um die Interessen der Provinz handelte, erwarben ihm allmählich in immer weiteren Kreisen Anerkennung und Dank. Andrerseits freilich schadete er sich nicht selten durch seine unnötige Schärfe und Schroffheit, die namentlich

überall da verletzend hervortrat, wo sein unduldsam strenger kirchlicher Standpunkt ins Spiel kam. Die Rheinländer konnten sich nicht daran gewöhnen, daß ihr Oberpräsident selbst bei den größten offiziellen Festlichkeiten und trotz der Verschiedenheit der Konfession seiner Gäste zu Beginn der Tafel in patriarchalischer Weise ein Tischgebet sprach, und nahmen Anstoß an der puritanischen Strenge, womit er dem lustigen rheinischen Leben entgegentrat und namentlich für die Heilighaltung des Sonntags eiferte. Doch hat man ihm später die Einschränkung der Tanzlustbarkeiten und die Verminderung der Schankwirtschaften gedankt. Anstoß gab auch die Art, wie er die Presse zu beeinflussen suchte. Doch beschränkte er sich da nicht auf Repressivmaßregeln, sondern suchte auch durch die Errichtung regierungsfreundlicher Zeitungen auf die öffentliche Meinung zu wirken. Wiederholt hat er zur Mitarbeit dabei den Kulturhistoriker H. W. Riehl zu gewinnen gesucht, mit dem er sich eins fühlte in der hohen Einschätzung des Bauernstandes für die Entwicklung des deutschen Volkes. Bezeichnend in anderer Hinsicht ist, daß er keinen Blick hatte für die Gefahr, mit der das Anwachsen des Ultramontanismus den Staat bedrohte. Sonst bewies er in wichtigen Fragen volles Verständnis für die Eigenart der Rheinprovinz und ihre besonderen administrativen Bedürfnisse, wie namentlich bei der Einführung der neuen Gemeindeordnung.

Mit dem Beginn der „neuen Aera“ aber und dem Eintritt eines liberalen Ministeriums war Kleist aus allgemein politischen Gründen auf seinem Posten unmöglich: Ende des Jahres 1858 erfolgte seine Entlassung. Damit endete jedoch nicht seine politische Wirksamkeit. Als Vertreter des Kleistschen Familienverbandes in das Herrenhaus berufen, setzte er dort den Kampf gegen den erstarkenden Liberalismus fort: die neue Kreisordnung und die fakultative Zivilehe haben in ihm ihren erbittertsten Gegner gehabt. Als dann über die Armeereorganisation der Konflikt entbrannte, hat Kleist an der Spitze des Herrenhauses der Regierung gegen die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses einen starken Rückhalt gewährt. Mit Jubel begrüßte er die Berufung Bismarcks an die Spitze des Ministeriums, wurde aber auch nicht müde, ihn zur Lösung der übernommenen Aufgabe in absolutisti-

Digitized by Google

schem Sinne durch seinen Zuspruch zu stärken. Denn schon damals hegte sein Meister Ludwig v. Gerlach Zweifel an der weiteren Entwicklung Bismarcks und machte es Kleist zur Pflicht, denselben auf dem rechten Wege zu erhalten, insbesondere vor jedem Zugeständnis an die Opposition zu bewahren. „Vergessen Sie nicht," schrieb er ihm, „Ihre Verantwortung für Ihren Neffen und Beichtkind." Nach den hier mitgeteilten Proben für die Art, wie Kleist dieses Amtes waltete, indem er auf den mit Geschäften und Sorgen überbürdeten Staatsmann mit erbaulichen Reden, Mahnungen zum Gebet und biblischen Losungsworten einstürmte, muß er diesem oft recht unbequem geworden sein. Andrerseits scheint sich Bismarck diesem frommen Treiben doch nicht ganz versagt zu haben. Oder sollte er seiner „erweckten" Umgebung nur um des lieben Friedens willen gewisse Zugeständnisse gemacht haben?

Seit 1866 änderte sich Kleists Verhältnis zu Bismarck wesentlich. In dessen Zusammengehen mit Liberalen sah jener einen Abfall von den ihnen bisher gemeinsamen Prinzipien und eine ernste Gefahr für die Zukunft. Er hielt es für seine Pflicht, dem anschwellenden liberalen Zeitstrom gleich einem bei Hochwasser die Dämme verteidigenden Deichhauptmann nach Möglichkeit Einhalt zu tun. Zu den politischen Gegensätzen zwischen den beiden alten Genossen kamen mit dem Kulturkampf die in Kleists Augen noch viel wichtigeren kirchlichen. Rücksichtslos bekämpfte dieser im Herrenhaus Falks kirchenpolitische Gesetzgebung, nicht minder aber auch die Kreisordnung des Grafen Eulenburg. Das ruhig hinzunehmen, war nicht Bismarcks Art, während Kleist die Fähigkeit völlig abging, aus politischer Berechnung die Prinzipien einmal zurückzustellen und den gegebenen Verhältnissen sich anzupassen. So kam es zwischen ihnen schließlich zu einem schroffen Bruch und die alten Verbündeten traten sich im parlamentarischen Kampfe als leidenschaftliche Widersacher gegenüber. Nicht lange aber, nachdem Kleist 1878 für Ravensberg auch in den Reichstag gewählt war, erfolgte der politische Umschwung, der ihn auch Bismarck wieder näher bringen sollte. Nach einer äußerst wirksamen Rede, die Kleist für das Sozialistengesetz hielt, reichte ihm Bismarck am 17. September 1878 vor versammeltem Reichstage die Hand zur Versöhnung. Auch mit Kaiser Wilhelm, der die Eindrücke

Digitized by Google

der Koblenzer Zeit nicht verwunden hatte, erfolgte damals der Friedensschluß: Kleist wurde zum Wirklichen Geheimrat ernannt. An den parlamentarischen Kämpfen der folgenden Jahre hat er lebhaft Anteil genommen. Die Revision der Maigesetze begrüßte er freudig, vor allem aber beglückte es ihn, Gedanken, die er vor Jahren allein vertreten hatte, jetzt siegreich und im großen Stil verwirklicht zu sehen. Die sozialpolitische Gesetzgebung hat an ihm einen eifrigen Vorkämpfer gehabt. Bis zuletzt aber blieb er auch ein ebenso anspruchsvoller wie unbeugsamer Vorkämpfer der pietistischen Richtung, wie er denn zu den begeistertsten Verehrern Stöckers gehört hat.

Als Kleist am 20. Mai 1892 starb, ließen auch seine politischen Gegner, deren heftigen Angriffen er freilich auch seinerseits nie etwas schuldig geblieben war, seinem scharf ausgeprägten, ungewöhnlich starken und lauteren Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren, und der „Kladderadatsch", der sich so oft über ihn lustig gemacht hatte, sandte ihm in ehrlicher Anerkennung seines tapferen Wesens die treffenden Verse nach:

Ein Junker von echtem Schrot und Korn,
Keine Schlingpflanze, sondern ein Dorn!
Er war von einer alten Art,
Die mit der Zeit recht selten ward:
Er ging nicht um den Brei herum,
Er sah sich nicht nach Gönnern um,
Sprach allzeit frischweg von der Leber.
Was er auch war, er war kein Streber.

Bekämpfung der Landflucht.

Von Regierungsrat v. Braun (Augsburg).

Die Klagen über die Lage der Landwirtschaft sind durch die günstigere Preisbildung für Vieh, Getreide und Molkereiprodukte in der letzten Zeit weniger laut geworden, und wer theoretisch die Rentabilität eines normalen landwirtschaftlichen Betriebes nach den jetzigen Preisverhältnissen berechnet, wird zu einem nicht unbefriedigenden Ergebnisse kommen. Und trotzdem leidet der landwirtschaftliche Betrieb in vielen Gegenden unter Schwierigkeiten, die

Digitized by Google

manchen tüchtigen Wirtschafter zum Entgleisen bringen. Die einschneidendste dieser Schwierigkeiten ist die Leutenot. Die Gewinnung entsprechender landwirtschaftlicher Dienstboten ist in weiten Gebieten des Reiches geradezu zur Unmöglichkeit geworden und die Gründe hierfür liegen nicht in zu geringer Entlohnung oder schlechter Haltung solcher Dienstboten, sondern in der Tatsache, daß der jüngere Teil der ländlichen Bevölkerung die Beschäftigung in den Fabriken wegen der festen Umgrenzung der Arbeitszeit und der völligen Unbeschränktheit während der reichlich bemessenen arbeitsfreien Zeit dem Dienste im landwirtschaftlichen Betriebe vorzieht. Dazu kommen die Vergnügungen der Stadt gegenüber dem einförmigen Leben auf dem Dorfe, welche allein schon einen starken Anreiz zur Abwanderung vom Lande nach der Stadt bilden. Diese Erscheinung der Landflucht beschäftigt seit langem alle diejenigen aufs ernsteste, welchen die Zukunft unserer Landwirtschaft am Herzen liegt. Sie sollte aber auch im gleichen Maße den Sozialpolitiker beschäftigen, da sie sich in ihren Wirkungen keineswegs auf die Bedürfnisse der Landwirte nach Arbeitskräften beschränkt, sondern für den ganzen Aufbau und die Entwicklung unseres Volkes von einschneidender Bedeutung ist. Denn es ist eine durch die ganze Geschichte der Völker bestätigte Erfahrung, daß die ländliche Bevölkerung der Jungbrunnen einer Nation ist, aus welchem sie für den aufreibenden Kampf des Erwerbslebens in den Städten, für die Ueberwindung der tausenderlei Schädlichkeiten des städtischen Lebens in bezug auf Volksgesundheit und Volkscharakter stets neue unverdorbene Kräfte schöpft und daß ein Volk, welches dieser Reserven entbehrt und zu seiner Fortpflanzung auf den Nachwuchs der städtischen Bevölkerung allein angewiesen ist, in wenigen Generationen der Entartung und dem Verfalle entgegengeht. Es ist das alte Bild vom Antäus, dessen Kraft versiegt, wenn er nicht mehr mit der mütterlichen Erde in Berührung kommt. Und diese Erfahrung würde sich bei den entnervenden Anforderungen unseres modernen Lebens nur zu rasch und zu deutlich bewahrheiten. Man hat zwar diesen Wahrheiten, welche eine Verurteilung unserer Entwicklung zum überwiegenden Industriestaat enthalten, von gelehrter Seite mit statistischen Widerlegungsgründen beikommen und insbesondere mit den Er-

Digitized by Google

gebnissen der Militäraushebung beweisen wollen, daß die städtische Bevölkerung das gesündere, für den Militärdienst brauchbarere Menschenmaterial liefere. Allein das sind Trugschlüsse, wie sie mit den zweideutigen Zahlen der Statistik sich so leicht konstruieren lassen; denn das Gros der Fabrikbevölkerung, welches wieder den Hauptteil der in der Stadt zur Aushebung kommenden Rekruten liefert, ist nicht in der Stadt geboren, sondern erst vom Lande zugewandert und bringt also vom Lande noch den Fonds urwüchsiger unverbrauchter Kraft zum Kampfe gegen die Schädlichkeiten des städtischen Lebens mit. Die Zahlen, welche sich ergeben, wenn man die Militärtauglichkeit der aus der zweiten Generation der Fabrikbevölkerung stammenden Rekruten prozentual darstellt, würden zur Bekräftigung der oben gekennzeichneten Theorie sicher nicht mehr verwertet werden. Und abgesehen davon, ist der höhere Prozentsatz der Militärtauglichkeit noch kein vollgültiger Beweis für eine Ueberlegenheit in bezug auf Volksgesundheit. Denn es ist zwar zuzugeben, daß die städtische Bevölkerung infolge der meist reichlicheren Ernährung und der weit verbreiteten Pflege des Turnens und des Sportes unter der männlichen städtischen Jugend sich im allgemeinen rascher entwickelt als die ländliche. Aber dieser rascheren Entwicklung steht auch eine schnellere Abnützung und eine geringere Widerstandskraft gegen die Schädlichkeiten des Lebens gegenüber, welche die Gesamtbewertung in bezug auf Volksgesundheit doch zu ungunsten der städtischen Bevölkerung beeinflußt. So wird jeder, der diesen Fragen mit tieferem Verständnis nachgeht, es als dringende sozialpolitische Forderung anerkennen müssen, daß eine weitere Verschiebung des Prozentverhältnisses zwischen der städtischen und der ländlichen Bevölkerungszahl zu ungunsten der letzteren verhindert und dem Fortschritte der Landflucht mit allen zu Gebote stehenden Mitteln Einhalt getan wird.

Unter den Einrichtungen, welche die Landflucht befördern, wird vielfach auch die allgemeine Wehrpflicht genannt. Und nicht mit Unrecht. Unserer ländlichen Bevölkerung ist im allgemeinen ein stark konservativer Zug und eine ausgesprochene Liebe für die heimatliche Scholle eigen und ohne äußeren Anstoß entschließt sich der Bauer nicht leicht, seine Heimat zu verlassen und in die Stadt zu ziehen. Aber die jungen Leute, die während ihrer Militär-

Digitized by Google

dienstzeit das Leben in der Stadt kennen gelernt haben, und zwar gerade in einem Lebensalter, das für Neuerungen und für Gelegenheiten zum erhöhten Lebengenuß besonders empfänglich ist, unterliegen in großer Zahl der Versuchung, auch nach Ablauf der Dienstzeit nicht in das heimatliche Dorf zurückzukehren, sondern das Leben in der Stadt fortzusetzen, insbesondere, wenn dieser Neigung nicht zwingende Gründe, wie die Uebernahme des väterlichen oder die Bewirtschaftung des Erbgutes, entgegenstehen. So wird für den ländlichen Arbeiter die Ableistung der Dienstpflicht im Heere sehr häufig entscheidend für die künftige Berufswahl. Und dieser Einfluß beschränkt sich nicht auf die zur aktiven Dienstpflicht Herangezogenen allein, sondern wirkt durch das Beispiel und durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen auch auf die übrige ländliche Jugend mit ein.

Man hat nun in anderen Ländern vielfach schon versucht, dieser auch dort empfundenen Schädlichkeit dadurch entgegenzuwirken, daß man die Beziehungen der aus ländlichen Kreisen stammenden Soldaten zu ihrem Beruf auch während der Militärdienstzeit aufrecht erhielt. Am ältesten sind diese Bestrebungen wohl in Belgien, wo schon seit 1890 landwirtschaftliche Unterrichtskurse für Soldaten in einer Reihe von Garnisonen eingerichtet worden sind.

Aber auch in Frankreich, in Dänemark und in Italien ist man diesem Beispiele gefolgt. So wurden die in Frankreich seit 1900 nur bei einzelnen Regimentern im Winter abgehaltenen landwirtschaftlichen Instruktionsstunden seit 1902 für weitere Kreise eingeführt und teilweise auch auf die Sommermonate, insbesondere zur Vorführung praktischer Versuche ausgedehnt. In ähnlicher Weise ist man in Dänemark vorgegangen. Die weiteste Verbreitung aber hat das landwirtschaftliche Unterrichtswesen für Soldaten in Italien gefunden. Dort sind nach einer Statistik von 1906 in 220 Garnisonen landwirtschaftliche Unterrichtskurse für Soldaten eingerichtet, an welchen sich nicht weniger als 45,000 Soldaten beteiligten. Für diese Unterrichtszwecke sind hundert eigene Versuchsfelder zur Verfügung gestellt und 500 Landwirtschaftslehrer sind bei diesen Kursen tätig. Die Erfahrungen, welche man mit diesem Unterricht, der überall nur ein fakultativer ist, gemacht hat, werden durchwegs als sehr günstige bezeichnet. Der Zweck

desselben ist in erster Linie weniger Belehrung als Wacherhaltung der Liebe und des Interesses für den ländlichen Beruf. Man hat aber überall die Beobachtung gemacht, daß auch die Gelegenheit zu lernen, von den Soldaten gerne ausgenützt wird, daß die landwirtschaftlichen Unterrichtsstunden und Demonstrationen von denselben als angenehme Abwechslung in dem Einerlei des militärischen Dienstes empfunden werden und die Mannschaften vielfach von Wirtshausbesuch und sonstigen Vergnügungen abhalten. Auch ein reges Interesse der Offiziere an den Veranstaltungen hat sich überall gezeigt.

In Deutschland ist man in dieser Beziehung über einzelne schüchterne Versuche nicht hinausgekommen. Es sind zwar von landwirtschaftlichen Organisationen und insbesondere vom Vereine für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege wiederholt Anregungen zur Einführung dieser Einrichtung auch im deutschen Heere gegeben worden, aber sie scheinen auf militärischer Seite keine rechte Gegenliebe gefunden zu haben. Der Grund hierfür mag wohl der Umfang der Anforderungen sein, welche während der kurzen zweijährigen Dienstzeit an die Mannschaften in militärischer Beziehung gestellt werden müssen und zu verbieten scheinen, das Interesse und die Arbeitskraft der Soldaten auch noch für solche Unterrichtskurse in Anspruch zu nehmen. Diese Erwägung ist jedoch falsch. Da die Teilnahme an den Vorträgen eine freiwillige ist, wird sie von den Soldaten nicht als Last empfunden. Ebensowenig wirkt sie in geistiger Beziehung als überanstrengend oder ermüdend. Denn nach der Rekrutenzeit, auf welche sich die Unterrichtskurse selbstverständlich nicht erstrecken können, werden die geistigen Kräfte des Soldaten durch den Dienst nicht in zu umfangreicher Weise in Anspruch genommen und die Beschäftigung mit einem dem früheren Beruf entnommenen Lernstoff wirkt nach der Eintönigkeit des Dienstes eher erfrischend als ermüdend. Und so viel dienstfreie Zeit, um die Teilnahme an den Kursen zu ermöglichen, findet sich trotz der intensivsten Konzentration des Dienstes. Denn die Vortragsstunden lassen sich auf die Zeit nach Schluß des täglichen Dienstes verlegen und nehmen also höchstens die Zeit in Anspruch, die sonst dem Wirtshausbesuch gewidmet ist, was als Schaden für den Dienst oder die Mannschaften nicht zu betrachten sein wird.

Digitized by Google

Seit Beginn des laufenden Jahres ist nun in Augsburg auf Veranlassung der Regierung ein Versuch in dieser Richtung bei dem dort in Garnison stehenden Kavallerie-Regiment gemacht worden, das sich wegen der dreijährigen Dienstzeit hierfür am besten eignet. Es werden durch den Vorstand der landwirtschaftlichen Winterschule zweimal wöchentlich in den Abendstunden an die aus bäuerlichen Kreisen stammenden Mannschaften des zweiten und dritten Jahrganges Vorträge landwirtschaftlichen Inhalts gehalten, deren Hauptzweck die Weckung bezw. Wacherhaltung des Interesses am landwirtschaftlichen Berufe und die Hervorhebung der Vorteile desselben gegenüber den städtischen Erwerbsgelegenheiten bildet. Zu diesem Vortragskurs, dessen Besuch ein vollkommen freiwilliger ist, haben sich über 40 Soldaten gemeldet, welche den anregend gehaltenen Vorträgen mit sichtlichem Interesse folgen und offenbar mit Freude die Gelegenheit ergreifen, so ihre Beziehungen zu ihrem früheren Berufe aufrecht zu erhalten. Im Anschluß an den Kurs ist beabsichtigt, den Teilnehmern an demselben, soweit sie nicht auf das väterliche Anwesen zurückkehren oder in ihrer Heimat in Arbeit treten können, noch vor der Reserveentlassung Stellungen als landwirtschaftliche Dienstboten, Oekonomiebaumeister usw. zu verschaffen, damit die meist unter dem Zeichen erhöhten Alkoholgenusses stehenden Tage nach der Reserveentlassung und die daraus sich ergebende Notwendigkeit, sofort Verdienst zu suchen, nicht zuletzt doch noch dazu führen, daß die Leute die ihnen in der Stadt am nächsten liegende Arbeitsgelegenheit in einer Fabrik ergreifen.

Dieser Versuch, dessen Wirksamkeit ja erst durch die Erfahrung bewiesen werden muß, dürfte allseitige Beachtung und Nachahmung verdienen, da ihm wohl nach keiner Richtung Bedenken entgegenstehen. Es ist zwar nur ein kleines Mittel, das die volkswirtschaftliche Entwicklung unserer Tage nicht aufhalten kann. Aber wenn es auch nur tauglich ist, wenigstens einen Teil der Bauernsöhne, die sonst nach Ableistung ihrer Dienstpflicht der Fabrik und damit der Sozialdemokratie anheimfallen würden, dem landwirtschaftlichen Berufe zu erhalten, muß seine Anwendung allseitig begrüßt werden.

Digitized by Google

Moderne Kriegspubliziſtik.

Während des ruſſiſch-japaniſchen Krieges hat die Mangelhaftigkeit der Berichterſtattung durch die Tagespreſſe überall Verwunderung und Unwillen beim leſenden Publikum erregt. Die Klagen über die Dürftigkeit und Ungenauigkeit der von den Kriegskorreſpondenten abgeſandten Berichte und Depeſchen waren vom Standpunkte der Leſer durchaus gerechtfertigt. Mit noch viel größerem Rechte jedoch ſuchte die ruſſiſche und die japaniſche Heeresleitung eine ausreichende Berichterſtattung vom Kriegsſchauplatze aus zu verhindern, weil ſelbſt harmlos ſcheinende Nachrichten die wichtigſten militäriſchen Intereſſen gefährden konnten

Wir Kriegskorreſpondenten ſtanden nicht nur körperlich, ſonderlich auch geiſtig zuweilen zwiſchen zwei Feuern. Auf der einen Seite die journaliſtiſche Pflicht, ſchnell ausgiebige Nachrichten über die Kriegsereigniſſe zu liefern und womöglich den Ausgang künftiger Schlachten mit prophetiſchem Inſtinkt voraus zu ahnen. Auf der anderen Seite der geſtrenge Zenſor mit ſeinem unerbittlichen Blauſtift, der uns unſere Depeſchen und Berichte oft bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelte, gerade das Weſentliche fortſtrich und zuletzt nur nach langwierigen Verhandlungen gleichgültige Nachrichten über das Wetter oder dergleichen paſſieren ließ.

Ich habe mir nach den Erfahrungen des letzten Krieges das Prophezeien gründlich abgewöhnt, denn bei der Kuropatkinſchen Feldherrnkunſt trat meiſt das Gegenteil von dem ein, was man auf Grund einer unbefangenen Würdigung der Kriegslage erwarten durfte. Das eine glaube ich jedoch für künftige Kriege mit aller Beſtimmtheit vorausſagen zu können: die Berichte der Kriegskorreſpondenten — wenn es ſolche überhaupt noch geben wird — werden noch dürftiger ausfallen als bisher, weil gerade der letzte Krieg die ungeheuere Wichtigkeit der Wahrung des Kriegsgeheimniſſes eklatant bewieſen hat.

Wohl kein Kriegskorreſpondent wird nachträglich die volle perſönliche Verantwortung für das übernehmen wollen, was er unter dem Drucke der Zenſur im letzten Kriege berichten mußte. Bei genauerer Kenntnis unſerer Lage würde man daher auch ſchwerlich im Publikum gegen einzelne Korreſpondenten den Vorwurf der Tendenziöſität erhoben haben, der, ſoweit deutſche Berichterſtatter in Frage kommen, ſicher nicht begründet iſt.

Digitized by Google

Die Unmöglichkeit eines ausreichenden direkten Nachrichtendienstes hat bewirkt, daß erst nach dem Friedensschlusse die ersten, in sich abgeschlossenen Veröffentlichungen der Kriegskorrespondenten erschienen. So hat denn auch der bekannte Berichterstatter Oberst Gädke erst jetzt eine zusammenhängende Beschreibung des Krieges veröffentlicht, nachdem er eine Sammlung seiner Kriegsbriefe bereits früher herausgegeben hatte.

So sehr diesen Kriegsbriefen auch der Reiz des Unmittelbaren anhaften mochte — eine Reihe von Zeitungsartikeln konnte ihrer ganzen Natur nach nie und nimmer ein „Buch" ergeben. Das hat wohl Oberst Gädke auch selbst gefühlt, und man wird daher erst in seinem soeben erschienenen groß angelegten Werke: „Japans Krieg und Sieg"[1]) den Niederschlag seiner ostasiatischen Erfahrungen und Erlebnisse zu erblicken haben.

Es ist im Interesse der geistigen Wehrhaftmachung unseres Volkes freudig zu begrüßen, daß ein so hochgebildeter und kriegserfahrener Militärschriftsteller wie Oberst Gädke die ernsten Lehren, die die Geschichte des Völkerkampfes im fernen Osten auch für uns Deutsche predigt, in einem Werke zusammengestellt hat, das nicht nur die Kriegsereignisse erschöpfend behandelt, sondern auch durchdrungen ist von dem großen Gedanken der Bedeutung des Feldherrntums und der Persönlichkeit im Kriege. Auf engem Raume ist es unmöglich, die Fülle der Ideen anzudeuten, die das für jeden wehrhaften Deutschen lesenswerte Buch enthält. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß Oberst Gädke die augenblicklich wieder einmal hochaktuellen Abrüstungstendenzen aufs schärfste zurückweist, die Qualität der Truppen gegenüber der modernen Zahlenwut als ausschlaggebenden Faktor des Sieges hervorhebt, und besonders auf die Wichtigkeit der öffentlichen Meinung für den modernen Krieg hinweist. Die Russen scheiterten in letzter Linie an der Teilnahmslosigkeit, ja direkten Feindseligkeit der breiten Volksschichten gegen das mandschurische Abenteuer.

Betreffs der Ursachen des Krieges bin ich zu einer von Oberst Gädke abweichenden Ansicht gekommen. Gädke schreibt hierüber unter anderem: „Ganz flach wäre es, die Gewinnsucht hoher Beamten, die Treibereien gewissenloser Intriganten oder die Unternehmungen waghalsiger Holzspekulanten letzten Endes für das

---

[1]) Verlag von Alfred Schall, preuß. und bayer. Hofbuchhandlung, Berlin S.-W. 11, 1907. 20 Lieferungen zu 1 M, Einband 3.50 M, mit einer großen Anzahl bunter und einfarbiger Bilder und Karten.

Digitized by Google

furchtbare Blutvergießen verantwortlich zu machen.“ Ich muß gestehen, daß ich die feste Ueberzeugung gewonnen habe, daß ohne die erwähnten Intriganten und Spekulanten der Krieg wohl vermeidbar gewesen wäre. Der russisch-japanische Interessengegensatz im fernen Osten konnte durch eine friedliche Verständigung ebenso gut beigelegt werden, wie zum Beispiel die viel schärferen und wichtige nationale Lebensfragen berührenden russisch-österreichischen Divergenzen im nahen Osten, oder die weit verwickelteren Streitfragen über Marokko. Oberst Gädke schreibt selbst an einer anderen Stelle seines Buches: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß die Völker nicht mehr in den Krieg getrieben werden können auf den Wink eines Despoten, wie die Herden zur Schlachtbank. . . . Mehr als alles andere wird diese Erkenntnis zur Verringerung zweckloſen Mordens führen, die Kriege immer seltener machen, die nur den gelegentlichen Launen zufahrender Politik, höfischer Verstimmungen oder kleinlicher Interessen und nicht den Lebensbedingungen der Völker selbst entsprechen. In dieser Beziehung ist die Lehre des russisch-japanischen Krieges gewaltig und überzeugend.“

Wenn der ostasiatische Krieg das lehren soll, muß er dann nicht selber Launen, Verstimmungen und kleinlichen Interessen entsprossen sein, wird er dadurch nicht als „zweckloses Morden“ hingestellt?

Grunewald. Oskar v. Schwartz.

Ueber das Dekorative.

Von Dr. Julius Baum.

I. Organischer und rein dekorativer Schmuck.

Aller Schmuck läßt sich seiner Wirkung gemäß theoretisch in organischen und rein dekorativen Schmuck scheiden.

Organisch ist derjenige Schmuck, in welchem für den Eindruck die in dem geschmückten Dinge tätigen Kräfte weiter wirken. In diesem Sinne bezeichnet ihn Woelfflin [1]) als „Ausdruck überschüssiger Formkraft“. Er muß, da eine Kraft nicht sich selbst entgegenwirken kann, mit zwingender

[1]) Woelfflin, Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur. 1886, Seite 41.

Digitized by Google

Notwendigkeit die Funktionen des geschmückten Gegenstandes steigern oder klären. Als Beispiel streng organischer Schmückung sei jene der Fassade der Cancelleria genannt. Je stärker das organische Wesen des Schmuckes zutage tritt, desto unselbständiger, desto inniger mit dem geschmückten Körper verwachsen erscheint er. Triglyphen, gotische Krabben werden, für sich allein betrachtet, auch bei sorgsamster Ausführung und ausdrucksvollster Gestaltung immer nur als von einem größeren Ganzen abhängige Gebilde empfunden.

Rein dekorativ ist derjenige Schmuck zu nennen, der lediglich die ästhetische Wirkung des geschmückten Gegenstandes steigert, ohne bestimmte Funktionen desselben zu verdeutlichen. Allerdings *kann* auch der dekorative Schmuck zur Erhöhung der Ausdrucksfähigkeit von Formen verwendet werden. Bei diesem organisch wirkenden dekorativen Schmucke verwischen sich in der Praxis die Gegensätze zwischen dem organischen und dem rein dekorativen Schmucke.[2]) Dennoch wirkt jener stets derart, als ob er sich aus dem Körper entwickelt habe, während hingegen der dekorative Schmuck fast immer von außen an den Körper herangebracht zu sein scheint. Jener sagt in besonders feiner Weise etwas noch nicht Ausgesprochenes, dieser wiederholt günstigstenfalls mit lauterer Stimme etwas Bekanntes. Ring und Behang können als Beispiele für organisch verwendbaren dekorativen Schmuck dienen. Der Ring läuft zunächst nur um einen Gegenstand herum. Organisch wirkt er an einem Orte, wo er eine bereits vorhandene Formengliederung stärker markiert. So zum Beispiel das Armband nicht an einer beliebigen Stelle des Armes, sondern am Handgelenk, der Ring am Halse der dorischen Säule. Hangen ist ein Zurruhegekommensein. Der Behang ist an einen Gleichgewichtszustand gebunden, daher besonders zur Charakterisierung des Gleichgewichts und der Ruhe geeignet. Beispiel: Ohrgehänge, Girlanden als Friesfüllung. Man vergleiche einen Girlandenfries mit den Triglyphen und Metopen des dorischen Tempels, um den Unterschied zwischen einer das Organische in äußerlicher Weise symbolisierenden Dekoration und einer-

---

[2]) Die Rankenornamente in Pilastern z. B. wirken in der Frührenaissance als unmittelbarer Ausdruck der Formkraft, im Rokoko meist lediglich als Behang.

Digitized by Google

seits einem wahrhaft organischen, andrerseits einem vollkommen dekorativen Schmucke zu verstehen. In den Triglyphen klingt in reinster Weise die Aufwärtsbewegung der Säulen aus. In den Metopen herrscht bereits Ruhe; sie bieten daher zur Entfaltung eines vom Organismus des Baues unabhängigen dekorativen Schmuckes Gelegenheit. Es zeugt vom feinsten Empfinden, daß die klassische Zeit die Metopen niemals mit organischer, sondern, wenn überhaupt, mit selbständiger Dekoration erfüllt.

Die Selbständigkeit des rein dekorativen Schmuckes ist groß. Sie ist jedoch nicht unbegrenzt. Niemals darf seine Wirkung sich derart vordrängen, daß sie die Gesamtwirkung des geschmückten Gegenstandes störe. Diese Gefahr liegt besonders nahe, wenn die naturnachahmende Kunst in den Dienst der Dekoration tritt. Wird zum Beispiel eine Wand mit derartigen Werken der Plastik oder Malerei geschmückt, so muß sich deren Charakter und Wirkung den Bedingungen, die der Gesamtorganismus der Wand stellt, unbedingt unterwerfen.

II. Selbständige und dekorative Kunstwerke.

Die künstlerische Schöpfung ist ihrem Wesen nach aristokratisch. Sie verlangt vom Betrachter, daß er sich in sie versenke und wirkt daher am stärksten allein. Man wird daher einem Kunstwerke nur dann völlig gerecht, wenn man es isoliert. Je bedeutender es ist, desto stärker verlangt es nach Selbständigkeit, nach der Herrschaft über seine Umgebung, desto weniger eignet es sich zu dekorativer Wirkung.

Soll aber ein Kunstwerk dekorativ wirken, muß es sich dem zu schmückenden Ganzen unterordnen und etwaigen anderen dekorierenden Faktoren koordinieren.

Beides kann nur dadurch erreicht werden, daß die schmückenden Gegenstände sowohl unter sich wie auch in ihrem Verhältnisse zum Ganzen einerseits stilistisch übereinstimmen, andrerseits sich hinsichtlich ihrer Formen und Farben zusammenordnen lassen. Es geht nicht an, in einem Museumssaale Werke zu vereinigen, die für die verschiedenartigsten künstlerischen Wirkungen geschaffen, in ihren Beziehungen zum Raume und zu einander keine dieser Forderungen erfüllen. Allerdings haben überhaupt nur

Digitized by Google

Zeiten mit feinstem künstlerischen Taktgefühle vollkommen befriedigende Lösungen geschaffen. Dahin ist eine Anzahl griechischer Tempelfassaden zu rechnen, auch Michelangelos Sagrestia Nuova in ihrer ursprünglichen Planung wie in der endgültigen Ausführung. Die Sixtinische Kapelle hingegen ist das Muster eines dekorativ unwirksamen Raumes. Schon in den hinsichtlich ihrer Größe und Farbgebung übereinstimmenden Darstellungen des unteren Streifens herrscht die innerhalb des Stiles der Frührenaissance denkbar größte Verschiedenartigkeit. Jene Bilder aber werden von den Deckenschöpfungen Michelangelos und diese wiederum von dem Jüngsten Gericht beträchtlich in ihrer Wirkung geschmälert.

Unterordnung unter die Gesamtheit bildet die eine Bedingung der dekorativen Wirkung. Die andere ist Uebersichtlichkeit, Klarheit im einzelnen wie im ganzen, in der Gestaltung wie in der Anordnung, Abstraktion vom Unwesentlichen. Die zweite Forderung sollte für alle Kunstwerke gelten. In der dekorativen Kunst im besonderen ist ihre Nichtbeachtung gleichbedeutend mit dem Verzicht auf jegliche Wirkung. Worauf es ankommt, zeigen die Parthenon-Skulpturen. Sowohl die Klarheit des Ausdruckes der Formen und Bewegungen wie die der Gesamtkomposition kann nicht übertroffen werden. Wie ist diese Wirkung erreicht? Die notwendigen Formen sind nicht vereinfacht. Im Gegenteil. Man hat sie, zumal in den Giebeln, wunderbar reich gestaltet, allerdings derart, daß die Mannigfaltigkeit die Klarheit nirgends beeinträchtigt. Diese nun ist einerseits durch das Festhalten des charakteristischsten Momentes der Stellung oder Bewegung jeder Figur, andrerseits durch den Verzicht auf alle die Hauptwirkung verringernden Nebenwirkungen, wie die der Landschaft und der Raumperspektive, erzielt.

Was zu vereinfachen, wovon zu abstrahieren sei, hängt stets von dem zu dekorierenden Ganzen ab. Beim Giebelschmuck sind andere Rücksichten zu nehmen als etwa bei einem Tympanonrelief; für die monumentale Freskokunst gelten nicht die gleichen Bedingungen wie für die Vasenmalerei. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß das dekorative Kunstwerk, je treuer es der Natur in einer Richtung folgt, sich um so stärker nach einer anderen Seite hin von ihr emanzipiert. Von dem Verzichte auf landschaftliche

Digitized by Google

Wirkung und Raumperspektive bei im übrigen vollkommener künstlerischer Lebenswahrheit war soeben die Rede. Die archaische dekorative Skulptur Griechenlands arbeitet dem formalen Realismus zuweilen außerdem noch durch unnatürliche Farbgebung entgegen. Die pompejanische Wandmalerei des zweiten und vierten Stiles, welche die perspektivischen Wirkungen in hohem Grade steigert, gibt sowohl in der farbigen wie in der formalen Behandlung eine ganze Reihe unrealistischer Momente. Aehnliches gilt für die bildnerische Intarsiakunst der Renaissance. Im Gegensatze dazu verzichten wiederum die altchristlichen Mosaiken und die frühgotischen Verglasungen zugunsten der Klarheit des Ausdruckes auf Perspektive, zum Teil sogar auf jegliche Darstellung des Raumes.

Die Abstraktion richtet sich nach dem jeweiligen dekorativen Bedürfnis. Sie wird dadurch zu einem entscheidenden Faktor für die dekorative Wirkung. Und zwar besteht das folgende Verhältnis zwischen jener und dieser: je mehr die Schmuckwirkung, d. h. Unselbständigkeit eines naturnachahmenden Kunstwerkes betont wird, desto weiter darf es sich von der Natur entfernen. Und umgekehrt: je stärker die Abstraktion, desto gebundener erscheint das Kunstwerk. Je unselbständiger es aber wirkt, desto weniger gewinnt es durch seine Loslösung aus dem Zusammenhang. Es verliert daher der eingangs aufgestellte Satz, man werde einer künstlerischen Schöpfung nur dann völlig gerecht, wenn man sie isoliere, in dem Grade, als ihre dekorative Wirkung betont ist, an Gültigkeit.

Ein Haushaltungsbuch Eduard Mörikes.

Wieder eine der literarhistorischen Kleinigkeitskrämereien? — so fragt wohl mancher Leser gleich ganz unwillig, wenn er nur den Titel des kleinen Buches liest, das Walther-Eggert-Windegg, einer der jüngsten Mörike-Biographen und -Herausgeber, soeben der Oeffentlichkeit übergeben hat.[1]) Der Unwille wird sich legen, sobald die Hand

[1]) Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843 bis 1847. Von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart, Verlag von Strecker u. Schröder, 1907.

Digitized by Google

in diesem Büchlein zu blättern beginnt. Denn diesmal hat die biographische Ausgrabungswut wirklich ein besonders reizvolles Stück ans Licht gefördert. Einen echten Mörike. Einen Ausschnitt aus des Dichters intimem und alltäglichem Leben, wie er lehrreicher und zugleich anmutiger kaum gedacht werden kann. Nach einer Einleitung von nur 18 Seiten legt uns der Herausgeber 34 Blätter eines Mörikeschen Haushaltungsbuches aus der Mergentheimer Zeit faksimiliert vor, auf denen nicht etwa nur in trockenen Zahlen die dürftigen Einnahmen und die kleinen täglichen Ausgaben des Dichters verzeichnet stehen, sondern dessen einzelne Posten umrankt sind durch eine Fülle der feinsten, liebenswürdigsten und schalkhaftesten Zeichnungen von seiner eigenen Hand.

Daß Mörike ein ganz ausgesprochenes zeichnerisches Talent besaß, ist denen, die sich nur einigermaßen näher mit seinem Leben und seinen Werken beschäftigt haben, längst bekannt. Wie Goethe hatte auch er ja zuweilen daran gedacht, Maler zu werden, und sein Jugendroman schildert nicht ohne einen tieferen inneren Anlaß das Schicksal eines Künstlerkreises. „War ich doch lang mit meinem Schicksal darüber unzufrieden," so schreibt er in einem seiner Briefe, „daß es nicht einen Maler aus mir machen wollte, und äußert sich der ursprüngliche Trieb doch heute noch unwillkürlich mit der Schreibfeder auf jeder Konzeptunterlage". Besonders seine natürliche Beanlagung für humoristische, oft auch karikaturistische Darstellungen war ganz auffällig. Es flog selten ein Zettelchen aus seiner Hand zu den nächsten Freunden und Bekannten hin, das nicht eine schalkhafte, meist mit zierlicher Feder genial hingeworfene zeichnerische Andeutung des Zweckes seiner Sendung auf sich getragen hätte. Es war, als hätte die stets rege und tätige Phantasie des Dichters nicht in Worten allein genügenden Ausdruck finden können; die Gestalten, die in ihr sich drängten, mußten auch noch bildliche Formung erfahren. Freilich meist nur in parodistischer Art. Jeder monumentale Zug, der ja in Mörikes Lyrik oft genug sich bemerkbar macht, fehlte diesen zeichnerischen Aeußerungen. Hierzu reichte doch des Dichters künstlerische Beanlagung nicht aus, ganz abgesehen von der ihm gänzlich mangelnden technischen Ausbildung. Nur die Freude am Grotesken, am humorvollen Widerspiel im Leben, die ihn sein Lebtag nicht

Digitized by Google

verließ, tut sich, neben der Vorliebe für das Idyllische, in jenen kleinen, leicht, aber sicher hingeschriebenen Bildchen kund.

Aber hierin gerade beruht ihr feiner persönlicher Reiz. Das scheinbar Spielerische, das den Zeichnungen Mörikes überall, und ganz besonders in diesem Haushaltungsbuche, anhaftet, gewinnt doch eine ernstere Bedeutung, wenn wir erwägen, daß der Dichter auch mit dieser Art von künstlerischer Phantastik aus der Enge herausstrebte ins Weite. Vielleicht ganz unbewußt; vielleicht hat er das, was uns in seiner alltäglichen äußeren Umgebung jetzt nachträglich als ungeheure Beschränkung des dichterischen Genius erscheint, gar nicht so scharf als solche empfunden. Immerhin war auch in ihm der lebhafte innere Drang nach Ueberwindung der äußeren Lebenshemmungen stets vorhanden. Er war durchaus nicht der sorglos dahinbummelnde Quietist oder Phlegmatiker, als der er zuweilen geschildert wird; er lebte im Grunde stets in einem Meer von Sorgen, von vielfach eingebildeten, uns jetzt oft recht kleinlich erscheinenden Sorgen, die ihn aber doch recht bedrückten und vor allem ängstlich und unsicher machten. Und er besaß nicht die praktische Lebensenergie, sich dieser Sorgen durch nüchterne Erwägungen und geeignete, entschiedene Maßregeln zu entledigen. So griff er denn zur Feder und zum Stift und umgab sein tägliches Dasein, das gerade in der Zeit, in der jenes Haushaltungsbuch geführt wurde, besonders eng und bedrückt war, mit leichten, zierlichen, oft recht schalkhaften und lustigen Arabesken.

Auch in seinen dichterischen Aeußerungen aus jener Zeit hat Mörike zunächst lediglich die Arabeske gepflegt. Die Pfarrhausidylle von Cleversulzbach, in der doch seine schönsten lyrischen Schöpfungen gereift waren, lag hinter ihm, und vergebens suchte der nun jeder Amtstätigkeit Entledigte nach der vorher erträumten Ruhe und geistigen Freiheit zur Erfüllung großer dichterischer Aufgaben. Mehr als zuvor, so scheint es, drückte ihn nun gerade die Schwere des äußeren Lebens zu Boden. Auf seine überaus kärgliche Pfarrerpension angewiesen, noch auf der Suche nach einem festen Wohnsitze begriffen, zwischen Schaffensgedanken aller Art hin und her geworfen, gelang es dem überdies Kränkelnden zunächst nicht, sich zu einer größeren und zusammengefaßten dichterischen Tätigkeit wieder aufzuschwingen. Erst

Digitized by Google

in Mergentheim, wo er für eine Reihe von Jahren endlich Fuß faßte, kehrte nach und nach mit der Festigung seiner äußeren Verhältnisse auch die Ruhe in seinem Inneren wieder ein, und der zweite Liebesfrühling, der ihm dort aus der Bekanntschaft mit Margarete v. Speeth, seiner nachmaligen Frau, erblühte, gab ihm auch den Schwung, die letzte größere Dichtung seines Lebens, die „Idylle am Bodensee", rasch zu entwerfen und zu Ende zu führen. Aber noch ehe er an dieses Werk die Hand anlegte, war ihm schon die Freude am heiteren Spiel, in dichterischer wie in zeichnerischer Darstellung, wieder gekommen. Er begann wieder in seiner schalkhaft-phantastischen Art des äußeren Daseins Schwere zu überwinden, begann die zierlichen Arabesken um das kleinbürgerliche und enge Leben zu winden, das er in jenem kleinen schwäbischen Städtchen zusammen mit den „Schwestern" führte, und holte sich aus diesem scheinbar spielerischen Tun die Kraft und den Mut zu seiner letzten größeren dichterischen Tat.

Jene Jahre — Mörike stand damals im Beginn der Vierziger — sind besonders reich an kleinen, schalkhaften Gelegenheitsgedichten, die entweder zu den befreundeten Hartlaubs nach Wermuthshausen hinüberflogen oder der treuen Schwester und der heimlich geliebten Freundin auf den Tisch gelegt wurden. Und aus jenen Jahren stammt auch das jetzt veröffentlichte merkwürdige Haushaltungsbuch, das dem Dichter den Anlaß bot, seine ganze große Begabung als humorvoller Gelegenheits z e i c h n e r zu entwickeln und zu äußern.

*

Ueber die Auffindung dieses Haushaltungsbuches und über die Aufschlüsse, die dasselbe für die Biographie des Dichters geben kann, hat der Herausgeber, W. Eggert-Windegg, in der Zeitschrift für Literaturwissenschaft „Euphorion" ausführlich berichtet. Die vorliegende Publikation, die sich an den weiteren Kreis der Mörike-Freunde wendet, schließt alles aus, was nur rein literarhistorisches Interesse beanspruchen darf, und beschränkt sich im ganzen auf die lustigen Schnörkel, die der Dichter um das Dokument seiner ökonomischen Beschränktheit flicht. Dadurch wird der kleine Kreis, dessen häusliches Leben in allen Einzelheiten hier vorgeführt wird, uns menschlich be-

Digitized by Google

sonders nahe gerückt. Denn um die Führung dieses Haushaltungsbuches, das in vieler Hinsicht sich als eine Art von Familien-Chronik darstellt, bekümmerten sich die drei Personen, die die Mergentheimer Lebensgemeinschaft darstellten, jede in ihrer Weise aufs angelegentlichste. Ehe Margarete v. Speeth nach dem Tode ihres Vaters ganz zu den Geschwistern Mörike ins obere Stockwerk hinaufzog, war es Mörike selbst, der die Eintragungen besorgte. Nicht immer in pünktlicher Weise. Oft genug muß er ausgedehnte Lücken in summarischer Weise nachträglich ausfüllen, so sehr er sich auch sonst bemüht, jeden Weck und jede Wurst, die er eingekauft hat, aufzuschreiben und auch die einzelnen, hier und da verstreuten Kreuzer pünktlich anzumerken. Mit dem Eintritt des von beiden Geschwistern gleich heiß geliebten „Gretichen“ in die Familiengemeinschaft, beginnt aber das Haushaltungsbuch nicht nur einen höchst geordneten, sondern fast einen künstlerischen Anstrich zu gewinnen. Denn nun sind es Klara Mörike und Margarete v. Speeth, die beiden „Schwestern“, die dem umständlichen Bruder die Last der täglichen Aufschreibungen und damit die stets sich erneuernde Erinnerung an die Geldsorgen abnehmen und sich in die Führung des Buches teilen.

Vorher drückt die Handschrift, in der die Notierungen sich darstellen, oft eine große Hast, man möchte sagen, eine gewisse Grimmigkeit aus. Man sieht deutlich, daß der Dichter mit einer inneren stillen Wut die vielen kleinen Ausgaben hinschreibt, denen nur selten gleichwertige Einnahmen gegenübergestellt werden können, und daß die ganze Elendiglichkeit seiner wirtschaftlichen Lage ihm täglich durch die verhaßte Buchführung zum Bewußtsein gebracht wird. Er schmiert mit eiliger, breiter Feder, oft in fast unleserlichen Zügen, die einzelnen Eintragungen hin und stellt — wie oft verrät dabei die Handschrift die stillen Seufzer, unter denen sich das Werk vollzieht! — die Summen zusammen. Wie kleine Summen waren es doch und wie groß erschienen sie immer dem hilflosen Manne!

Das ändert sich mit einem Schlage, als die „Schwestern“ (im Jahre 1846) die Führung des Wirtschaftsbuches übernahmen. Ihre sauberen, netten, fast zierlich-koketten Handschriften gleichen sich, so daß nur der aufmerksame Beobachter es gewahr wird, wenn sie sich gegenseitig ablösen. Breite Ränder sind gelassen, alle Rubriken fein ordentlich

Digitized by Google

innegehalten. Aber das auf diese Weise frei gelassene weiße Papier scheint den Bruder mit unwiderstehlichem Zauber gelockt zu haben, denn von nun an beginnen seine zeichnerischen Eintragungen, die das trübe Bild der fortlaufenden Ausgaben wie ein lustiger Rahmen umschließen. Auch kleine Verschen und schalkhafte Bemerkungen sind neben die trockenen Aufzählungen der oft kreuzerweise geleisteten kleinen Zahlungen hingekleckst oder zwischen die sauberen Zeilen der „Schwestern" eingefügt. Es ist als ob ein neckischer Kobold an der sorgsam aufgebauten Zeilenleiter dieses Wirtschaftsbuches auf- und abklettere und mit seinem lustigen Lachen über all die kleinen Sorgen spotte, die sich in der Buchung der Ausgaben kund tun. Und wie ein lustiger Kommentar illustriert die Reihe der Randzeichnungen die an sich unbedeutenden täglichen Vorfälle, auf die Margaretens fast pedantische Ordnungsliebe im Texte der Eintragungen hinweist.

Manche dieser Randzeichnungen sind von außerordentlicher künstlerischer Feinheit, alle überaus charakteristisch. Wie in einer illustrierten Chronik aus alten Zeiten zieht hier ein Teil des kleinbürgerlichen täglichen Lebens an unseren Augen vorüber, nur daß die Schalkhaftigkeit des Zeichners hier noch eine Fülle von versteckten Beziehungen und humoristischen Andeutungen angebracht hat, die der trockenen Lehrhaftigkeit jener Chroniken fremd sind. Die Stätten, welche von den Geschwistern gemeinschaftlich besucht wurden, sind trefflich skizziert, zuweilen durch landschaftlich ungemein reizvolle Bildchen in Vignettenform. Besucher werden charakteristisch dargestellt, oft karikiert; die gemeinsam gefeierten Feste durch irgend ein sinniges Symbol angedeutet, die unternommenen Reisen durch gepackte Koffer und meisterhaft gezeichnete Postkutschen mit dahinfliegenden Pferden illustriert. Auch die einzelnen Dienstmädchen sind porträtiert und die stereotype Frage der einen: „Was esse mer heut?" ist sogar schalkhaft in Musik gesetzt. Ein- oder auslaufende Briefe von Wichtigkeit sind am Rande des Portoeintrags in Konterfei dargestellt mit allen ihren Siegeln, ebenso sind gespendete oder erhaltene Geschenke durch kleine Zeichnungen skizziert. Und wenn ein Kuchen oder eine Bretzel dem Dichter besonders gut geschmeckt hat, vergißt er nicht, sie neben der Ausgabemerkung hinzuzeichnen und darunter zu schreiben: „Das

Digitized by Google

war gut! Also mehrmalen Da capo!“ Aber auch ernstere Vorfälle sind stimmungsvoll illustriert; so gibt die eben eingelaufene Nachricht von dem Tode des Jugendfreundes Ludwig Bauer dem Dichter den Anlaß zu der fein ausgeführten Zeichnung eines stillen, von Gebüsch umgebenen Begräbnisplatzes, in dessen Mitte ein Bäumchen aus einem Rosengehege gen Himmel ragt.

Nicht viel über ein Jahr umfassen diese mit Randzeichnungen versehenen Eintragungen in das Wirtschaftsbuch. Im März 1847 schon bemerkte Margarete am Schluß einer Seite: „Bis hierher und nicht weiter darf ich dich führen!“ und Klara Mörike schreibt dazu: „O gutes Büchlein, deine reinliche pünktliche Schreiberin hat dich verlassen müssen!“ Aber welche Fülle von liebenswürdigen Humor umschließen doch diese wenigen Seiten! Wir sehen, wie Mörike in diesem Jahre aus einem langen dumpfen Zustande gleichsam zu einem neuen Leben erwacht ist, wie die ganze anmutige Frische seines Wesens aufs neue die Flügel ausbreitet und wie seine leuchtende Phantasie auch um die einfachsten Vorgänge des alltäglichen Lebens ihre heiteren Schnörkel zieht. Es war die Zeit, in der ein neues Liebesleben in dem Dichter erblühte; eigentlich die letzte, wirklich fröhliche Periode seines Innenlebens. Die äußeren Lebenssorgen waren in dieser Periode für ihn nicht wesentlich gemindert gegenüber den früheren Jahren, aber aus dem ihn durchströmenden Gefühl eines neuen Liebesfrühlings gewinnt er die Kraft, über die Sorgen zu scherzen und ihrem Gewicht durch das beflügelnde und über die Wolken erhebende Element des mit den Dingen spielenden Humors zu begegnen. In diesem Sinne sind die wenigen faksimilierten Seiten des Mörikeschen Haushaltungsbuches aus dem Jahre 1846 nicht nur ein wertvolles Dokument für des Dichters Leben selbst, sondern auch ein trostreiches Zeugnis für jedes nach Befreiung von der Erdenschwere ringende Menschentum: sie zeigen, wie hier ein vielgeplagtes Menschenkind aus der Enge der umgebenden Verhältnisse in die Weite einer heiteren Lebensauffassung gelangt — für eine Weile wenigstens; wie leuchtender Humor alle kleinen Sorgen gleich Nebeln zerstreut.

O. B.

Digitized by Google

Neue Schiller-Literatur.

Mit der unermeßlichen Produktion des Jubiläumsjahres 1905 hat sich die Schiller-Forschung nicht erschöpft; statt der erwarteten Uebersättigung ist ein frischer Eifer angeregt worden, der auf dem so viel durchfurchten Boden mit neuen Erfolgen weiter gegraben hat. Dafür zeugen nicht nur die weiteren Hefte, die noch im Jahre 1906 die literarhistorische Zeitschrift „Euphorion" ausschließlich dem Thema Schiller gewidmet hat; ein anderes Unternehmen des Jubiläumsjahres hat gleichfalls seine Fortsetzung gefunden, nämlich das „Marbacher Schiller-Buch", dessen zweiter Band soeben als die zweite „Veröffentlichung des Schwäbischen Schiller-Vereins", herausgegeben von Otto Güntter, dem Vorstand des Marbacher Schiller-Museums, erschienen ist. Auf ein regelmäßig erscheinendes „Schiller-Jahrbuch", das wahrscheinlich bald mit anderen Dichter-Jahrbüchern in bezug auf Sterilität des Inhaltes gewetteifert hätte, hat der Verein klugerweise verzichtet und den jedesmaligen Erscheinungstermin vom Vorhandensein neuen wertvollen Stoffes abhängig gemacht. Bei der Rührigkeit, mit der das Marbacher Museum seine Sammlungen vermehrt, wird ein Versiegen des Materials nicht so bald zu befürchten sein, zumal auch die anderen schwäbischen Dichter künftig Berücksichtigung finden sollen. So werden diese Veröffentlichungen, für deren außerordentlich vornehme Ausstattung die Cottasche Buchhandlung eintritt,[1]) dem Verein, der trotz seines lokalen Ausgangspunktes mit frischer Werbekraft sich über ganz Deutschland verbreitet, neue Anhänger sichern.

Dazu ist auch der Gesichtskreis der Veröffentlichungen angetan, die im Unterschied von den erwähnten Dichter-Jahrbüchern bewußt auf einen populären Ton gestimmt sind. Hätte es z. B. für wissenschaftliche Zwecke genügt, wenn von der wiederaufgefundenen und dem Schiller-Museum zum Geschenk gemachten Handschrift der zweiten Akademierede eine Beschreibung mit Angabe der Varianten geboten worden wäre, so druckt Otto Güntter mit begreiflichem Stolz auf die Neuerwerbung diese ganze Rede über „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet", die Schiller am 10. Januar 1780 zum Geburtstage der Reichsgräfin hielt, neu ab und macht damit sicherlich allen

[1]) Das schmucke Buch von 422 Seiten mit 37 zum Teil erstmals veröffentlichten Abbildungen und Faksimiles wird an Nichtmitglieder gebunden für 7.50 M abgegeben.

Digitized by

nichtgelehrten Lesern eine größere Freude. Oder während nach Art der erwähnten Dichter-Jahrbücher die Jubiläumsliteratur in einer vollständigen Bibliographie oder in einem kritischen Ueberblick behandelt worden wäre, tritt an die Spitze unseres Schiller-Buches der Aufsatz „Die Schiller-Feier 1905" von Adolf Dörrfuß, der einen Extrakt aus den bei der großen Gedenkfeier erschienenen Schriften, Reden und Aufsätzen gibt und „ein beredtes Zeugnis dafür ablegen soll, welche Bedeutung der Vereinigung dieser mehreren Tausend Erscheinungen im Marbacher Museum zukommt". Bei aller Anerkennung für Fleiß und Geschicklichkeit, womit Dörrfuß das Mosaik zusammengesetzt hat, meine ich doch, die Träger der Bewegung seien nicht die Festredner und die manchmal unfreiwilligen Artikelschreiber gewesen, sondern das Volk, das sich zu den Feiern drängte. Von den spontanen Huldigungen und von der großen Massensuggestion aus lebendiger Erinnerung die Hauptzüge zu sammeln, wäre vielleicht in diesem Zeitpunkt noch verdienstvoller gewesen als das Herbarium von Redeblüten, das späteren Generationen zu objektiverer Betrachtung immer offen liegt.

Der zweite Beitrag knüpft gleichfalls an die große Feier an. Schillers Urenkel Alexander v. Gleichen-Rußwurm illustriert in einem „Brief aus dem Greifensteiner Schiller-Museum" den Gegensatz zwischen den beiden großen Jubiläen an der Hand der Prachtausgabe der Gedichte, die 1859 für wenige reiche Verehrer bestimmt war, und der Volksausgabe, die der Schwäbische Schiller-Verein 1905 in 110,000 Exemplaren verbreitet hat. Daran schließt sich eine Gegenüberstellung von Schillers populärster und exklusivster Dichtung, dem „Lied von der Glocke", und der „Braut von Messina". Ein verloren gegangener Schiller-Brief, der bei Uebersendung der „Glocke" geschrieben wurde, scheint mit dem einen Satz, der sich in den Aufzeichnungen Heinrichs v. Gleichen erhalten hat: „Ist doch der Drang nach Freiheit der ewige Gedanke des Menschen!" die Brücke zwischen den heterogenen Dichtungen zu schlagen.

Die zwei folgenden Aufsätze gelten dem Theaterdichter. Eugen Kilian behandelt in glücklicher Vereinigung von praktischer dramaturgischer Erfahrung und gründlicher theatergeschichtlicher Beschlagenheit „Schillers Massenszenen auf der Bühne" und macht für die Darstellung jedes einzelnen Stückes beherzigenswerte Vorschläge. Rudolf Krauß („Zur Darstellung der Titelrolle in der Jungfrau von Orleans") erläutert an der Hand vieler theatergeschichtlicher Belege ein Problem, das schon bei der Besetzung der ersten Berliner Aufführung

Digitized by Google

(Friederike Unzelmann oder Henriette Meyer) zur Sprache kam. Die Frage, ob die übermächtige Schlachten-Jungfrau oder das ekstatische Hirtenmädchen in der Auffassung der Rolle mehr zu betonen sei, ob Heroine oder Liebhaberin auf sie Anspruch haben, ist indessen für die moderne Schauspielkunst, die zu einer Aufhebung der scharf umgrenzten Rollenfächer neigt, nicht mehr von gleicher Wichtigkeit.

Unter der Devise „Schiller in Schwaben" schließen sich zwei weitere Beiträge zum Paar. Johannes Prölß hat seinen im März vorigen Jahres in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung (Nr. 10—12) erschienenen Aufsatz „Schiller in Hohenheim", worin mehrfache Besuche des Dichters auf dem Schlosse nachgewiesen und die Spuren davon in der Dichtung (vor allem im „Don Carlos" und dem „Spaziergang") aufgesucht sind, vielfach erweitert. Neu ist die Benutzung des Tagebuches der Franziska v. Hohenheim, das über Schillers Anteil an den Festlichkeiten auf dem Schlosse Vermutungen zuläßt und vielleicht auch dem verloren gegangenen Jugendstück „Der Jahrmarkt" seinen rechten Platz anweist. Dieselbe Quelle neben anderen Zeugnissen hat Otto Güntter in der Einleitung zu seinem Abdruck der Tugendrede verwertet und so ein anschauliches Bild der Geburtstagsfeier entrollt, zu deren Programm jene Rede gehörte. Ihr ging ein Festspiel von Friedrich v. Hoven voraus, dessen Inhalt Güntter ausführlich wiedergibt.

Die zweite Hälfte des Buches gehört der Mitteilung ungedruckten Materials, das sich größtenteils im Besitz des Schiller-Museums befindet. „Drei Briefe Schillers an Karoline v. Dacheröden" hat Albert Leitzmann aus dem Humboldt-Archiv in Tegel hervorgezogen und durch Mitteilungen aus Briefen Karolinens v. Beulwitz an Karoline v. Dacheröden ergänzt, die indessen ebenso wie der Briefwechsel zwischen Wilhelm v. Humboldt und Karoline v. Dacheröden nur ein parteiisch gefärbtes Bild von Schillers Verhältnis zu seiner Schwägerin geben.

„Zu den Briefen des Koadjutors Karl Theodor Anton Maria v. Dalberg an Schiller und Lotte" steuert Jakob Minor ein wertvolles chronologisches Verzeichnis bei, dem er sechs bisher ungedruckte Briefe Dalbergs folgen läßt. Ein siebenter findet sich unter den „Briefen an Schiller", die Otto Güntter herausgegeben hat, und es ist die Frage, ob der Herausgeber nicht besser im Interesse der Gesamtredaktion Entsagung geübt und diesen Brief seinem Mitarbeiter zur Verfügung gestellt hätte. Auch die vorausgehenden Aufsätze hätten aus dem von Güntter

Digitized by Google

veröffentlichten Material Bereicherung finden können, z. B. Kilians Betrachtungen über die Inszenierung der „Braut von Messina“ durch den Brief Zelters, der als Nr. 62 der „Briefe an Schiller“ mitgeteilt wird, mehr noch der Aufsatz von Krauß durch die Briefe von Unger und vor allem den von Gentz (Nr. 55) über die Berliner Aufführung der „Jungfrau von Orleans“.

Die Briefschätze, die Güntter veröffentlicht, teilen sich in drei Gruppen. Voran gehen sechs Briefe Schillers, von denen der letzte (der Brief an Körner vom 4. Januar 1804) freilich nur eine berichtigende Ergänzung früherer Drucke bringt.*) Daß auch der erste (an Crusius, 5. Oktober 1792) bereits abgedruckt ist, und zwar durch Weisstein am 12. Januar 1901 in der National-Zeitung, ist Güntter entgangen. Unter den vier neuen Briefen ist der aus Lauchstädt am 13. Juli 1803 an Frau Professor Niemeyer in Halle gerichtete von besonderer Wichtigkeit. Er spricht von den Anstalten zu einer Reise nach Franken, die nicht zur Ausführung gekommen ist. Wie Güntter ausführlich darlegt, konnte es sich nur um einen Besuch bei dem in Aschaffenburg residierenden Mainzer Kurfürsten v. Dalberg handeln, von dem Schiller eine Veränderung und Verbesserung seiner Lage erhoffte. Also bereits ehe das Berliner Projekt an ihn herantrat, war Schiller des Lebens in Weimar überdrüssig, was ja auch durch andere Zeugnisse belegt wird.

Auch die nicht weniger als 72 neuen Briefe a n Schiller sind durch Güntter in allen biographischen Zusammenhängen sorgfältig kommentiert. In der größtenteils geschäftlichen Korrespondenz sind außer Verlegern und Theaterdirektoren vor allem die Mitarbeiter an Schillers literarischen Unternehmungen vertreten; auch die Namen Herder und Schelling finden sich unter den Absendern. Besonders hervorgehoben sei die Anmerkung zu den zwei Briefen des Breslauer Schauspielers Schwarz, in der ein neues Manuskriptblatt zum Tell, das sich mit der Weimarer Besetzung des Stückes befaßt, (leider nicht vollständig) ans Licht gezogen ist.

*) Die vortreffliche Sammlung von „Schillers Briefen“, die wir Fritz Jonas verdanken, kann durch das Hervortreten verloren gegangener Originale noch vielerlei Berichtigungen erwarten. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß zwei solche Briefe mir in Münchener Privatbesitz vor Augen gekommen sind (Nr. 2027 und 2034) und daß für den Brief an Göschen, der vermutungsweise auf den 25. Februar 1805 angesetzt ist, sich aus dem Original der 1. März desselben Jahres als Datum ergibt.

Digitized by Google

Unter den neun „Briefen aus dem Schiller-Kreise“, die die dritte Gruppe bilden, sind besonders zwei von Interesse, nämlich das erste Schreiben, das Schillers späterer Schwager Reinwald unbekannterweise an Christophine Schiller richtete, um sie über die Lage ihres Bruders zu beruhigen, und ein Brief von Ludwig Ferdinand Huber an Göschen, der die Verbindung Schillers mit seinem Verleger vermittelte und so eine Grundlage zu Schillers Uebersiedelung nach Leipzig schuf.*)

Das Buch schließt mit einer Bildergabe. Aus einem Silhouettenalbum, das dem Mannheimer Regisseur Meyer gehörte, sind die Silhouetten aller Schauspieler abgebildet, die in der ersten Aufführung der „Räuber“ mitwirkten. Der erläuternde Text von Otto Güntter widmet sich etwas umständlich der Feststellung, daß bei Schillers zweiter Reise nach Mannheim die Räuber nicht gegeben wurden. Weit wertvoller als die Silhouetten ist uns übrigens ein Bildchen, das sich in dieser Umgebung fast verliert und das doch in Schillers Leben eine recht interessante Rolle gespielt hat. Die Mannheimer Schauspielerin Katharina Baumann hat in hohem Alter dem Regisseur Düringer die Geschichte erzählt, wie ihr Schiller nach ihrer ersten Darstellung der Louise Millerin auf dem Heimweg ein Päckchen zugesteckt habe, das sein von Scharffenstein gemaltes Miniaturbild enthielt. Auf die Frage, was sie damit sollte, antwortete er in verlegenem Schwäbisch: „Ja sehet Se, i' bin a kurioser Kautz, des kann i' Ihne net sage.“ Das Miniaturbild, das die verschämte Liebeserklärung vermittelte, ist nunmehr gleichfalls in den Besitz des Schiller-Museums übergegangen, in dem schon so viele wertvolle Schätze vereinigt sind.

Möge die schöne Publikation, die noch eine Reihe anderer bisher unveröffentlichter oder wenig bekannter Bilder wiedergibt, von neuem die Augen auf das weiße Schlößchen lenken, das vom Schiller-Hügel oberhalb Marbach weithin über das Neckartal leuchtet. Schillers Geburtsstadt ist kein Weimar; weitab liegt sie von den großen Verkehrsstrecken, und die Fremden lockt sie wenig an. Aber jeder, der in schönen Tagen einen Abstecher nach dem stillen Städtchen unternimmt, wird sich durch den herrlichen Blick von der Höhe herab und durch die erhebenden Eindrücke der Erinnerungsstätte, die treue Liebe

---

*) In Güntters Erklärung findet sich hier ein merkwürdiges Mißverständnis. In dem Satz „Sie sehen wie hoch er sie schätzt“ ist mit „sie“ Schillers Zeitschrift „Thalia“ gemeint, nicht Göschen.

Digitized by Google

und tatkräftige Verehrung dem Dichter hier bereitet haben, belohnt sehen.

*

Der Ueberblick über den reichen Inhalt dieses Werkes hat mir wenig Platz übrig gelassen für die übrigen Neuerscheinungen der Schiller-Literatur, die schon vor dem Schiller-Buch herausgekommen und nun in Schatten gestellt worden sind.

Am schnellsten werde ich mit Aloysia Cüppers „Schillers Maria Stuart in ihrem Verhältnis zur Geschichte“[1]) fertig, einer gut gemeinten Anfängerarbeit, die ohne irgendwelche eigene Resultate einen Teil der bisherigen Literatur über dieses Thema exzerpiert und in der Stellung zur historischen Maria Stuart-Forschung einseitig von Cardauns abhängig ist.

Weit wertvoller ist eine andere Monographie, die Schillers letzter dramatischer Dichtung gewidmet ist: Adolf Mielcke „Schillers Demetrius nach seinem szenischen Aufbau und seinem tragischen Gehalt“.[2]) Im Gegensatz zu der vorhergehenden Schrift geht diese Arbeit durchaus eigene Wege und beschränkt sich auf eine tief eindringende Verarbeitung des Materials, das in Kettners Ausgabe der Fragmente vorliegt. Wenn damit ein Paradigma geboten wird für die von Litzmann verkündete Methode, daß eine Dichtung nur aus sich selbst heraus zu interpretieren sei, so boten die Konzepte der unvollendeten Dichtung, die das Chaos von sich durchkreuzenden Ideen in den ersten Stadien der Konzeption aufdecken, ein besonders dankbares Objekt. Trotzdem scheint es mir, als ob ein Vergleich von Schillers Arbeitsmethode bei anderen Dichtungen, ein Herleiten verschiedener Motive aus den Quellen und eine Berücksichtigung fremder Zeugnisse (Goethes) über den Plan des Demetrius noch mancherlei zur Sicherung der Resultate hätten beitragen können. Besondere Blößen gibt sich die Methode im zweiten Teil, der eine Aeußerung über das Tragische, die sich gerade in den Demetrius-Skizzen findet, zum Ausgangspunkt nimmt und demnach den tragischen Gehalt der Dichtung einseitig in der Anlage der einzelnen Charaktere, nicht in deren gegenseitigem Verhältnis und in dem Aufbau der Handlung sucht.

Während die Skizzen und Entwürfe zum „Demetrius“ in

---

[1]) Münster 1906, Schöningh. 130 S. 1.80 M.

[2]) Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, herausgegeben von Berthold Litzmann II. Dortmund 1907, Ruhfus. 158 Seiten.

Digitized by Google

einer abschließenden Ausgabe vereinigt sind, kommen für den „Tell“ gelegentlich noch Manuskriptblätter zum Vorschein, die auf die Entstehungs- und Bühnengeschichte des Werkes neues Licht werfen. So haben auf der im Jahre 1904 in Zürich veranstalteten Tell-Ausstellung eine Reihe von Vorarbeiten vorgelegen, die in den bisherigen Schiller-Ausgaben noch nicht zum Abdruck gekommen sind. Das im Marbacher Schiller-Buch veröffentlichte Manuskriptblatt ist bereits oben erwähnt. Wieder neues Material hat Dr. Alfred Schmieden, der Direktor des Neuen Theaters in Berlin, in seinem Buch „Die bühnengerechten Einrichtungen der Schillerschen Dramen für das Königliche National-Theater zu Berlin“*) zum Vorschein gebracht. Außer einem bisher unbekannten Brief Schillers an Iffland hat Schmieden im Archiv des Berliner Königlichen Schauspielhauses einen Fragebogen Ifflands entdeckt, der die wichtigsten Punkte der Inszenierung betrifft, über die Iffland im unklaren war. Ob die mit Bleistift geschriebenen Antworten von Schillers eigener Hand stammen oder von der des Berliner Theatersekretärs Pauly, der in Weimar sich Auskunft erholte, diese Frage läßt Schmieden offen. Jedenfalls stammen sie dem Inhalt nach von Schiller selbst und geben interessante Aufschlüsse über seine Intentionen für die szenische Verwirklichung des Werkes.

Von einer mehr als theatergeschichtlichen Bedeutung ist vor allem die Verteidigung der beiden anfechtbarsten Punkte des Dramas, gegen die Iffland leise Einwände vorgebracht hatte. Der Monolog vor der Tat mit seinen lang ausgesponnenen Reflexionen bedeutet für Schiller gerade die Situation, in der das Rührende des Stückes liegt. Das ganze Stück „wäre gar nicht gemacht worden, wenn nicht diese Situation und dieser Empfindungszustand, worin sich Tell in diesem Monolog befindet, dazu bewogen hätte.“

Auch das Auftreten des Parricida will Schiller auf keinen Fall preisgeben. Ohne auf Ifflands Bedenken gegen die harte Ueberhebung Tells einzugehen, erklärt Schiller Parricidas Erscheinung als den „Schlußstein des Ganzen“. „Tells Mordtat wird durch ihn allein moralisch und poetisch aufgelöst. Neben dem ruchlosen Mord aus Impietät und Ehrsucht steht nunmehr Tells notgedrungene Tat, sie erscheint schuldlos in der Zusammenstellung mit einem ihr so ganz unähnlichen Gegenstück, und die Hauptidee des ganzen Stückes wird eben dadurch ausgesprochen, nämlich: das Notwendige und Rechtliche der Selbsthilfe

*) Berlin 1906, Fleischel. 121 S.

Digitized by Google

in einem ſtreng beſtimmten Fall.“ Ohne daß damit ein neuer Aufſchluß über die handgreifliche Bedeutung der Parricida-Szene gegeben iſt, iſt es doch intereſſant, wie ſtarr Schiller von der Notwendigkeit der herzloſen Gegenüberſtellung durchdrungen war, nachdem einmal dieſe dem Organismus des Stückes fremde Erfindung aus den eigenen Zweifeln an der ſittlichen Berechtigung von Tells Tat erwachſen war.

Durch weitere Urkunden über Iffflands Vorbereitungen und Maßnahmen wird das Material über die erſte Berliner Aufführung vervollſtändigt. Leider iſt aber die Art, wie Schmieden ſeine Funde verarbeitet, eine ungeſchickte und ſchwerfällige, und ſeine weiter gehenden Schlüſſe, namentlich was die textkritiſche Bedeutung des Berliner Bühnenmanuſkriptes anbelangt, laſſen die philologiſche Schulung, die zur Beurteilung ſolcher Materien nötig iſt, allzu fühlbar vermiſſen.

Schmiedens Büchlein iſt noch gerade als Nachtrag erwähnt in dem Werk, das als letztes hier betrachtet werden ſoll: Dr. Franz Heinemanns „Tell-Bibliographie“. Vielleicht veranlaßt durch die oben erwähnte Tell-Ausſtellung, ſtellt ſich dieſe Arbeit der früheren „Tell-Ikonographie“ desſelben Verfaſſers zur Seite. Als ein ausſchließlich für wiſſenſchaftliche Zwecke beſtimmtes Unternehmen macht ſie indeſſen einen ſtrengeren Maßſtab der Beurteilung zur Pflicht, als dem anregenden Bilderbuch zuteil wurde. Wenn einmal alles, was über einen immerhin begrenzten Gegenſtand geſagt und geſchrieben iſt, zuſammengeſtellt werden ſoll, ſo müßten auch alle die Werke angeführt werden, aus deren Titel man nicht ohne weiteres die Zugehörigkeit zum Thema erſchließen kann. Heinemanns Unternehmen aber bleibt etwas zu ſehr in der äußerlichen Titel-Bibliographie ſtecken und hält ſich auch ſonſt von Lücken und Ungenauigkeiten nicht frei, deren Berichtigung einer Fachzeitſchrift überlaſſen werden muß. Hier ſei nur ein prinzipieller Zweifel an dem Nutzen ſolcher Zuſammenſtellungen geäußert. die nicht zugleich einen kritiſchen Ueberblick und eine Sonderung des Wichtigen vom Unbedeutenden, des noch Zeitgemäßen vom Veralteten darbieten.

München-Solln. Julius Peterſen.

Digitized by Google

Ueber die wissenschaftliche Erschließung des Fajûm in Aegypten.

Von Dr. Ernst Stromer, Privatdozent in München.

I.

In einer Notiz der Beilage Nr. 81 ist von der bevorstehenden genauen Erforschung der Birket el Qurûn die Rede. So erfreulich die Mitteilung ist bei dem Interesse, das der merkwürdige See und seine Umgebung verdient, so ist sie doch geeignet, falsche Vorstellungen zu erwecken; denn die Gegend des Sees, das Fajûm, war in den letzten Jahren keineswegs eine „stille", war doch eine wissenschaftliche Expedition nach der anderen dort tätig. Vielleicht ist es deshalb am Platze, daß ich hier einen kurzen Ueberblick über das Geleistete gebe, nachdem ich schon in diesen Blättern (1902 Nr. 268 und 273) über meine erste dortige Reise einiges berichtet habe.

Schon im Jahre 1886 veröffentlichte der Altmeister ägyptischer Landesforschung, G. Schweinfurth, in der bescheidenen Form eines Briefes eine ausgezeichnete grundlegende Abhandlung über die Geologie und Topographie des Fajûm, dann fand der Wiener Graaf dort die so berühmt gewordenen griechischen Gemälde, der bekannte Aegyptologe Flinders Petrie erforschte die Reste des dortigen Labyrinths und im Jahre 1892 gab Brown eine vorzügliche Darstellung des Verhältnisses des jetzigen Sees zum Moerissee Herodots.

Leider gab man in Deutschland den bahnbrechenden Forschungsreisen Zittels und Schweinfurths in der libyschen Wüste keine weitere Folge und ihre Versteinerungssammlungen blieben größtenteils jahrelang unbearbeitet liegen, so daß erst Ende der 90er Jahre dank der vorzüglichen organisatorischen Arbeit von Captain Lyons, des Generaldirektors der ägyptischen Landesuntersuchung, eine neue Periode der zielbewußten Forschung begann. Von ihr ausgehend, konnte der deutsche Geologe und Paläontologe Blanckenhorn in den Jahren 1900 und 1901 in einer ausgezeichneten Darstellung der Geologie Aegyptens wichtige Ergänzungen zu Schweinfurths Beschreibung des Fajûm geben und der Landesgeologe Beadnell 1905 einen mit

Digitized by Google

Karten, Profilen und prächtigen Bildern ausgestatteten, umfangreichen Bericht über die Geologie und Topographie des Fajûm liefern, der hauptsächlich den Norden des Oasenkessels, also die Umgebung des Sees, behandelt.

Von größter Bedeutung waren aber seine und des Engländers Andrews Entdeckung alttertiärer Säugetierreste, über die letzterer im vorigen Jahre eine prächtig ausgestattete Monographie herausgab. Sie führte zu einer Reihe von Expeditionen von Engländern, Deutschen, Ungarn, Franzosen und in diesem Winter auch von Amerikanern und gab auch mir Veranlassung, im Winter 1902 und 1903/04 wochenlang im Norden des Fajûm herumzuziehen. Infolge dieser Sammlungsreisen sind nun nicht nur in dem Kairiner und Londoner, sondern mindestens ebensogut auch in deutschen Museen, speziell im Frankfurter, Stuttgarter und Münchener paläontologisch-geologischen Museum zahlreiche schöne und hochinteressante Versteinerungen vorhanden, die allerdings erst zum kleineren Teile bearbeitet sind und in München leider infolge Raummangels größtenteils bisher nicht ausgestellt werden konnten.

Aber auch die Archäologen waren nicht untätig, und war das Gebiet vor 30 Jahren noch so wenig durchforscht, daß Schweinfurth nur 2 Stunden nördlich des Sees den frei stehenden uralten Tempel Qasr es Saga entdecken konnte, so fanden nun umfangreiche Ausgrabungen statt: so vor allem von den Engländern Grenfell und Hunt an verschiedenen Orten, von Franzosen in Medinet Ma'di im Süden des Fajûm, vom Kairiner Museum in Kôm Uschim im Osten und vom Berliner aus in Batn Harit und Qasr el Banât im Süden des Sees. Welche Fortschritte die Kenntnis der Oase zur historischen Zeit dabei machte, kann unter anderem eine Abhandlung Wesselys von 1904 über ihre Topographie in der griechisch-römischen Zeit zeigen.

Der See selbst jedoch fand bei all diesen Forschungen leider nur nebenbei Beachtung, indem Blanckenhorn, Andrews und ich über seine jungen fossilen Reste und Beadnell über seine einstige Ausdehnung schrieben. Er verdient in der Tat eine spezielle limnologische Erforschung, da sich die interessantesten naturwissenschaftlichen und kulturellen Fragen an ihn knüpften, wie ich schon in meinem oben genannten Berichte betonte.

Digitized by Google

II.

Nachdem jetzt ein gewisser Abschluß der Forschung erreicht ist, scheint es mir angebracht, meinen vorläufigen Mitteilungen von 1902 hier eine Darstellung der geologischen Geschichte des Fajûm folgen zu lassen, um zu zeigen, was dort geleistet wurde und welche Probleme dort schon der Lösung näher gebracht sind.

Zur Alttertiärzeit (Unter- und Mitteleocän) war Aegypten vom Mittelmeer her fast völlig überflutet, später aber (zur Obereocänzeit) gewann das uralte Festland von Aethiopien Land und es befand sich im nördlichen Teile des Fajûm das Mündungsgebiet eines großen Stromes, des libyschen Urniles an flacher Meeresküste. Während sie außer von unzähligen Muscheln und Schnecken von vielen Fischen, u. a. von riesigen Sägehaien und Welsen, von zahlreichen Schildkröten, Krokodilen, Seeschlangen und von primitiven Seekühen und den ebenfalls noch tief stehenden zum Teil gewaltigen Vorläufern der bezahnten Wale (Zeuglodontidae) belebt war, herrschte im Deltagebiet eine wohl auf tropisch feuchtes Klima hinweisende Flora und lebten außer niederen Tieren merkwürdige Säugetiere, insbesondere die primitiven Ahnen der elefantenartigen Tiere, die nur die Größe eines Tapiers hatten (Moeritherium).

Gegen Ende des Alttertiärs (Unteroligocän) schob sich das Delta etwas weiter nach Norden vor und reichte damals vom Norden des Fajûm bis östlich von Kairo. Der Strom führte Massen von Treibholzstämmen mit sich, die jetzt in verkieseltem Zustande die ausgedehnten sogen. versteinerten Wälder jener Gegend bilden. In den Mündungsarmen hauste neben Adlerrochen und Welsen auch ein naher Verwandter des noch im obern Nilgebiet lebenden Lurchfisches (Protopterus), der in der Trockenzeit im Schlamm eingegraben mit seiner Schwimmblase als Lunge atmet, sowie viele Schildkröten, Krokodile und Gaoiale. Am Lande dagegen befand sich neben Riesenschildkröten eine Säugetierfauna, die zwar in manchen primitiven Huf- und Raubtieren Beziehungen zur damaligen europäischen zeigte, in Verwandten der Klippdachse (Hyracoidea), Ahnen der Elefanten (Palaeomastodon) und riesenhaften, im Körperbau Elefanten ähnlichen, aber mit hohen knöchernen Nasen-

Digitized by Google

hörnern seltsam ausgestatteten und abweichend bezahnten Formen (Arsinoitherium) ganz eigenartige Elemente enthielt.

Nachdem dann durch vulkanische Ausbrüche, die in der Breite von Kairo erfolgten, eine schützende Basaltdecke über die lockeren Ablagerungen nördlich des Fajûm sich ausgebreitet hatte, war Mittelägypten in der Hauptsache dem Meer endgültig abgewonnen, indem das Urnildelta sich zur Jungtertiärzeit noch weiter nach Norden, zuerst in die Gegend von Moghâra und des Uadi Fâregh (jüngere Untermiocänzeit), dann in die des Uadi Natrûn (Mittelpliocänzeit) sich vorschob. Es ist nach meinen dortigen Befunden wahrscheinlich, daß damals, wenigstens zeitweise, ein Wüstenklima in Aegypten herrschte und das Wenige, was man über die Fauna weiß, zeigt an, daß schon zu jener Zeit das Gebiet sich ebenso wie jetzt tiergeographisch an Europa anschloß, während die Süßwasserfauna in ihrem allgemeinen Charakter der jetzigen des Nil ähnlich war.

Im letzten Abschnitte der Tertiärzeit (Pliocän) erfolgte dann durch Einbrüche der Erdkruste die Bildung der grabenartigen Senke, in der jetzt der Nil fließt, während damals in ihr das Meer bis in die Gegend von Feschn nach Süden vordrang und oberhalb Süßwasserseen vorhanden waren. Ueber das Fajûmgebiet zur jüngeren Tertiärzeit sind wir leider noch kaum unterrichtet, der Kessel scheint aber schon existiert zu haben und das Meer auch in ihn eingebrochen zu sein, wenigstens schreibt man ihm Geröllschichten und Bohrlöcher zu, die sich dort im Gestein im Norden wie im Süden, z. B. bei Garaq, finden.

Wie und wann die jetzt bis 50 Meter unter den Meeresspiegel hinabreichende Senke in dem libyschen bis über 300 Meter Meereshöhe erreichenden Plateau entstand, ist noch keineswegs geklärt. Während Blanckenhorn Einbrüche annahm, Beadnell aber dies zurückwies und ohne nähere Ausführungen zu machen, Wüstenkräfte tätig sein ließ, vermute ich zwar die Mitwirkung kleiner Einbrüche, möchte aber der Wirkung von Wüstenverwitterung und Windtätigkeit die Hauptrolle zuschreiben. Ich nehme dabei an, daß durch geringes Absinken von Gesteinsschollen an Bruchlinien eine seichte Senke entstand, die Anlaß zur Ansammlung größerer Bodenfeuchtigkeit und von Wüstensalzen, und damit bei dem heißen Klima zu sehr starker Ver-

Digitized by Google

witterung gab und daß der Wind die so entstandenen feinen Zersetzungsprodukte wegtrug, während in dem umliegenden trockenen Wüstenplateau die Zersetzung und Abtragung nur eine sehr viel geringere war, so daß die Senke allmählich vertieft wurde.

Zu Beginn der letzten geologischen Vergangenheit, der Diluvialzeit, scheint übrigens in Aegypten eine regenreiche Periode, wahrscheinlich gleichzeitig mit der in Europa herrschenden ersten Eiszeit, eingetreten zu sein und dabei im Fajûm ein gewaltiger Salzsee sich gebildet zu haben, der allmählich eintrocknete, als das Klima unter Schwankungen in das jetzige Wüstenklima überging und damit auch dort die Wüstenverwitterung wieder einsetzte. Erst nach dieser Pluvialzeit trat der Nilstrom in seinem Tale auf und begann sein Delta bei Kairo aufzuschütten. Wahrscheinlich drang schon damals ein Arm durch eine Bresche im Wüstenrand in den tiefen Fajûmkessel und gab dort Anlaß zur Bildung eines kleineren süßen Sees, der aber an Umfang den jetzigen immer noch um ein Vielfaches übertraf und erhebliche Schlammabsätze, zum Teil mit Schalen von Muscheln und Schnecken, Fischresten und verkieselten Schilfstumpfen hinterließ.

Von den ältesten Spuren menschlicher Tätigkeit, die neuerdings in diluvialen Schichten des Niltales mit Sicherheit nachgewiesen sind, fand man im Fajûm bisher nichts, dagegen sind am Nordrande des ehemaligen Sees Massen vorzüglich erhaltener neolithischer Feuerstein-Werkzeuge gesammelt worden (einige Belegstücke dafür befinden sich auch in der hiesigen prähistorischen Sammlung), wie sie noch unter den ältesten ägyptischen Dynastien, also nach 4000 v. Chr., in Gebrauch waren. Damals scheint also der See noch den größten Teil des Fajûmbodens bedeckt zu haben. Daß er dann unter der 12. Dynastie im Süden künstlich eingedämmt und zur Regulierung der Bewässerung verwandt wurde, und sehr fischreich war, ist aus den Berichten Herodots und anderer antiker Schriftsteller über den Moerissee bekannt. Der späteren Blüte des Fajûm zur griechisch-römischen Zeit, aus der die meisten Ruinen stammen, folgte dann leider ein tiefer Verfall, bei dem viel altes Kulturland Wüste wurde.

Der alte Moerissee ist zur jetzigen Birket el Qurûn eingeschrumpft, die 40 Meter unter dem Meeresspiegel liegt;

Digitized by Google

aber immer noch etwa die dreifache Größe des Chiemsees hat, und er ist so salzig geworden, daß Salzwasserschnecken sich ansiedeln konnten und in neuester Zeit der alte Reichtum an Fischen, speziell an riesigen Welsen, sehr abgenommen haben soll.

Als einen Beweis aber, wie frisch es jetzt im Fajûm wieder vorangeht, möchte ich zum Schlusse anführen, daß ich dort, wo ich im Jahre 1902 von Gebâli bis Qasr Qurûn durch völlig wasserlose Sandwüste stundenlang dahinzog, im Winter 1903/04 lauter neu angelegte Felder und Ansiedelungen fand. Es ist das eines der Zeichen dafür, welche Wohltat das Verwaltungstalent der Engländer für die wirtschaftliche Hebung des Landes ist; ein Grund zur Freude aller Kulturnationen ist jedoch sicher die gleichzeitige, gründliche, wissenschaftliche Erschließung Aegyptens, die es ermöglichte, die historische Zeit um Jahrtausende zurück zu verfolgen und jetzt auch die Vorgeschichte des Landes Dekaden von Jahrtausenden hindurch in den Grundzügen klar zu legen.

Die Erforschung der Atmosphäre mittels des Drachens und des Registrierballons.

Gerne komme ich dem Wunsche der Redaktion nach, in kurzen Zügen die wichtigsten Hilfsmittel der Meteorologie zur Erforschung der freien Atmosphäre darzulegen.

Das, was wir „Witterung" nennen, sind Vorgänge in der Atmosphäre, die sich in großen Höhen über der Erdoberfläche abspielen. Zu ihrem Studium müssen dort meteorologische Messungen angestellt werden. Anfangs benützte man hierzu den bemannten Ballon.

Die großartige Vervollkommnung der Registrierinstrumente, welche selbsttätig Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Windgeschwindigkeit aufzeichnen, macht jetzt die Mitfahrt des Menschen unnötig, so daß in neuester Zeit die bemannten Fahrten viel spezielleren Zwecken dienen, wie z. B. der Bestimmung der elektrischen Leitfähigkeit und Radioaktivität der Luft, der Ermittlung des Bakteriengehaltes, Beobachtung astronomischer Erscheinungen usw.

An ihre Stelle sind die Drachenaufstiege und die Registrierballons getreten. Der Drache ist unter den ausbauenden

Digitized by Google

Händen der beteiligten Meteorologen zu einem wichtigen Hilfsmittel der Wissenschaft geworden. Je nach den Witterungsverhältnissen wird eine wechselnde Zahl von Drachen an einem feinen Stahldraht hochgelassen; einer von ihnen trägt das Registrierinstrument. Die Höhen, die man bei günstigen Windverhältnissen erreichen kann, sind sehr beträchtlich. Das mustergültige äronautische Observatorium in Lindenberg bei Berlin hat schon Drachen bis zu 6000 Meter hochgesandt.

Die Versuche sind natürlich auf die richtigen Windstärken angewiesen, die der Tätigkeit eines auf dem Festlande gelegenen Observatoriums eine gewisse Beschränkung auferlegen. Man kann die Grenzen erheblich erweitern, wenn man auf ein schnellfahrendes Schiff die Station überträgt. Zum Hochlassen der Drachen gehört eine ganz bestimmte Windgeschwindigkeit von 5—6 Meter in der Sekunde Herrscht Windstille, dann läßt man das Schiff so schnell fahren, daß dieselbe Zahl von Metern in der Sekunde zurückgelegt wird; ist der Wind zu stark, dann läßt man das Schiff *mit* dem Winde fahren, so daß die Differenz der Eigengeschwindigkeit des Windes und des Schiffes gerade die richtige Größe erhält.

Auf diese Weise sind auf dem Meere bereits zahlreiche Drachenaufstiege veranstaltet worden. Um auch auf dem Kontinente womöglich *täglich* auffahren zu können, muß man an großen Seen in ähnlicher Weise arbeiten. Für Süddeutschland ist die *Errichtung einer Drachenstation am Bodensee* genehmigt, deren Kosten das Reich und die anliegenden deutschen Uferstaaten tragen.

Für alle Fragen, welche die Luftschichten *über* 6000 Meter betreffen, benützen wir den *Registrierballon*, da bemannte Fahrten nur mit großen Kosten bis in die Höhe von 9 Kilometer ausgeführt werden können, die für den Registrierballon keine imponierende Größe bedeutet.

Das Gewicht unserer jetzigen Registrierinstrumente ist sehr gering (etwa 1 Kilogramm), wir brauchen daher keine großen Ballons. Ursprünglich fuhr man mit solchen, die aus demselben Stoff hergestellt waren wie die zu bemannten Fahrten verwendeten Ballons. Diese steigen bis zur Erreichung einer Gleichgewichtslage auf, wobei aus dem Füllansatz Gas entweicht, damit der Innendruck gleich dem äußeren atmosphärischen Druck wird. Die Gleichgewichtslage ist in *der* Höhe erreicht, in der das Gewicht der verdrängten Luft gleich ist dem gesamten zu tragenden Gewicht. In dieser Höhe „schwimmt" der Ballon sehr lange, und erst die langsame Diffusion des Füllgases nach außen läßt

Digitized by Google

ihn allmählich sinken. Derartige Ballons haben oft beträchtliche Wege (400 Kilometer und mehr) zurückgelegt, so daß ihre Auffindung als große Glückssache angesehen werden mußte.

Infolge des Zusammenwirkens der Kontinental-Kautschuk-Kompagnie in Hannover mit Professor Aßmann in Berlin ist ein ideales Hilfsmittel geschaffen worden durch die Herstellung kleiner Gummiballons (Durchmesser 1—2 Meter), mit denen in Deutschland jetzt ausschließlich gefahren wird. Ein derartiger aus dünnem Gummi gefertigter Ballon wird mit Wasserstoff gefüllt und verschlossen. Gelangt er in größere Höhen, dann setzt sich der Druck des Füllgases durch die überaus elastische Wand ins Gleichgewicht mit dem außen herrschenden Druck. Die Folge davon ist, daß der Auftrieb eines derartigen Ballons konstant ist, da das Volumen des Ballons sich in demselben Maße vergrößert, als sich die Dichte des umgebenden Gases verkleinert. Die Differenz des Gewichtes der verdrängten Luft und des zu tragenden Gewichtes — der freie Auftrieb — bleibt also konstant.

Für unseren Ballon gibt es demnach überhaupt keine Gleichgewichtslage, sondern er steigt so lange auf, bis die Gummihaut die Dehnung nicht mehr ertragen kann, sondern platzt. Damit beginnt sofort der Fall, der mit Rücksicht auf das Instrument und das Leben etwaiger Passanten gemildert werden muß. Man kann dem Instrument entweder einen Fallschirm beigeben oder — das ist die am meisten gebräuchliche Methode — man sendet mit dem einen Ballon einen zweiten, schwach gefüllten Ballon hoch, der nach dem Platzen des ersten eine ruhige Landung des Instruments ermöglicht. Einem derartigen Tandemsystem gibt man in der Regel einen solchen Auftrieb, daß es mit einer Geschwindigkeit von etwa 11 Meter in der Sekunde aufsteigt. Die Höhe, bis zu welcher die Ballons vordringen, hängt, wie bereits erwähnt, von der Güte des benützten Gummi ab. Die größte Höhe, in die ein Registrierballon bisher vorgedrungen ist, beträgt 25,800 Meter. Man sieht, an erreichbarer Höhe ist der Registrierballon allen anderen Hilfsmitteln der wissenschaftlichen Luftschiffahrt weit überlegen.

An den Ballons hängt an etwa 30 Meter langen Schnüren ein Körbchen, in welches das Registrierinstrument eingebunden ist. Jedem Korb ist ein Brief beigegeben, in welchem neben der genauen Adresse des Absenders eine ausführliche Gebrauchsanweisung enthalten ist, wie der Finder, dem eine Belohnung ausgesetzt ist, bei der Entleerung des noch gefüllten zweiten Ballons und der Bergung des Instrumentes zu verfahren hat. In einer hierzu eingerichteten Kiste, die dem Finder auf die Be-

Digitized by Google

nachrichtigung hin entsandt wird, gelangt das Körbchen mit dem Instrumente an den Absender zurück.

Dem Instrument wird die Registrierung entnommen, welche durch die Schreibstifte gewöhnlich auf berußte Aluminiumfolie geschrieben ist. Dieselbe wird auf Grund der vor dem Aufstiege des Instrumentes vorgenommenen Eichung ausgewertet, so daß man genau feststellen kann, welche Temperatur und Feuchtigkeit in einer bestimmten Höhe geherrscht hat.

Man kann auch noch die Windrichtung und Geschwindigkeit in jeder Höhenlage angeben, falls der Aufstieg bei klarem Wetter erfolgt ist. Mit eigens zu diesem Zwecke gebauten, mit großem Gesichtsfelde versehenen Theodoliten wird der aufsteigende Ballon trigonometrisch eingemessen, so daß man unter Zuhilfenahme der Höhenregistrierung am Registrierinstrument die Horizontalprojektion der Kurve zeichnen kann, welche der Ballon im Raume beschrieben hat. Aus dieser können dann leicht die oben angegebenen Größen entnommen werden.

Es dürfte interessieren, wie viele von den abgesandten Ballons aufgefunden werden. Dies hängt natürlich von der Lage des Ortes ab; ebenso gefährlich, wie einem in der Nähe des Meeres gelegenen Observatorium das Wasser, wird einem anderen die Nähe des Gebirges. Die kgl. bayer. meteorologische Zentralstation hat im Jahre 1906 15 Registrierballon-Aufstiege veranstaltet und das Glück gehabt, nur ein Instrument zu verlieren. Die Auffindung desselben ist durch die Einrichtung des Tandemsystems sehr erleichtert, da der unversehrte Ballon im Abstande von 30 Meter vom Instrument als weithin sichtbares Signal dient. Wenn die Auffindung nicht bald nach der Landung erfolgt, was der Fall ist, wenn der Ballon über bewohnten Gegenden niedergeht, bleibt die Bergung natürlich dem Zufall überlassen. Wir haben z. B. ein Instrument wiedererhalten, das auf einem Bergipfel des Heimgartens gelandet war und erst nach einem Jahre von einem Studenten aufgefunden wurde.

Da man für die Bergung der Registrierballons auf die Mitarbeit der weitesten Kreise angewiesen ist, wird in den größeren Zeitungen stets mitgeteilt, wann solche Aufstiege stattfinden.

Zur systematischen Erforschung der Atmosphäre hat sich auf der internationalen Konferenz von Direktoren meteorologischer Institute zu Paris im Jahre 1896 eine Kommission gebildet, in welche die Vertreter aller beteiligten Länder entsandt werden. Auf den Versammlungen zu Straßburg (1898), Paris (1900), Berlin (1902), St. Petersburg (1904), Mailand (1906) ist das

Digitized by Google

Arbeitsprogramm stetig erweitert worden. Von der Kommission werden die Tage bestimmt, an denen von allen Hauptorten Europas und Amerikas aus wissenschaftliche Aufstiege veranstaltet werden. Im allgemeinen ist hierzu jeder erste Donnerstag im Monat ausersehen. Die Aufstiegsstunde ist auf 8 Uhr morgens festgesetzt.

Auch die kgl. bayer. meteorolcgische Zentralstation beteiligt sich regelmäßig mit Registrierballon-Aufstiegen. Bei dem Mangel eines eigenen hierzu geeigneten Heimes ist uns die Beteiligung nur durch das freundliche Entgegenkommen der kgl. bayer. Luftschifferabteilung möglich, auf deren großartigem Areale wir die Aufstiege veranstalten dürfen.

Mehrmals im Jahre finden sogenannte Serienaufstiege statt, bei denen an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen der Zustand der Atmosphäre erforscht wird.

Erweiterte Serienaufstiege werden heuer im Juli stattfinden, indem in der ganzen Woche vom 22. bis 27. Juli gefahren wird. Die Beteiligung hieran ist außerordentlich rege. Abgesehen von den Aufstiegen, welche von den Stationen in Europa und Amerika von statten gehen, werden sich noch eigene Expeditionen an der Erforschung der Atmosphäre beteiligen. Im hohen Norden veranstaltet der Fürst von Monaco auf seiner Jacht Experimente. Südlich, zwischen Island und Norwegen, wird ein Schiff der deutschen Marine operieren. In der Breite der Hebriden wird eine weitere deutsche Expedition tätig sein. Von der französischen Marine wird ein Schiff nach den Azoren entsandt. Noch weiter südlich veranstalten die Herren Teisserenc de Bort und Rotch Aufstiege in der Gegend der Passatwinde und Kalmen. Die italienische Marine hat ihre Mitwirkung für Aufstiege im Mittelmeere in Aussicht gestellt.

In dieser Weise werden die Grenzen des der wissenschaftlichen Luftschiffahrt, für die man den Namen Aerologie gebraucht, erschlossenen Gebietes immer mehr erweitert Man kommt dadurch dem Ziele immer näher, durch gleichzeitige Experimente den Zustand der Atmosphäre über dem größten Teile der Nordhemisphäre zu erforschen.

Die Zyklonen und Antizyklonen. von deren Lage und Bewegung die Witterung abhängt, bestimmen den Zustand der Atmosphäre bis hinauf in große Höhen. Die Temperaturverhältnisse z. B. in einer Zyklone sind in verschiedenen Quadranten derselben so charakteristisch verschieden, daß man umgekehrt durch Sondierung der Atmosphäre Aufschluß über die Wetterlage zu erlangen hofft. Das sind die Ausblicke auf die praktische

Verwertung der aerologischen Unternehmungen, die zunächst nur rein wissenschaftliches Interesse haben können.

Aehnlich wie für die internationale seismologische Kommission ist für die wissenschaftliche Luftschiffahrt in Straßburg eine Zentralstelle vorhanden, an deren Spitze der Direktor des meteorologischen Landesdienstes von Elsaß-Lothringen. Professor Hergesell, steht. Dorthin geben alle beteiligten Institute die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Aufstiege, die gemeinsam veröffentlicht werden.

München. Dr. A. Schmauß.

Uebersicht über die seismischen Registrierungen an den Erdbebenstationen Mitteleuropas während des Monats März 1907.

Außer den in der letzten Uebersicht (Nr. 78 d. Bl.) namhaft gemachten seismischen Wochenberichten kann zu der vorliegenden Zusammenstellung noch der wöchentliche Bericht der Erdbebenstation am Physikalischen Institut in Padua (Italien) herangezogen werden. Leider erscheinen die nicht minder wertvollen regelmäßigen seismischen Zusammenstellungen der Erdbebenstationen in Tiflis (Kaukasus), San Fernando bei Cadiz (Spanien), Hamburg, Jena und Potsdam für unsere Zwecke zu spät. Ein für allemal sei in unseren Berichten die mitteleuropäische Zeit für die Zeitangaben gewählt.

Die ungewöhnliche seismische Ruhe, die den verflossenen Februar charakterisiert hat, hielt im allgemeinen auch während der ersten beiden Drittel des Monats März an. Nicht weiter verwertbare Spuren schwacher Fernbeben gelangten an vereinzelten Stationen Mitteleuropas zur Registrierung am 3. um 4 Uhr 35 Min. früh (Wien), am 12. um 10 Uhr 27 Min. und 11 Uhr 48 Min. abends (Göttingen), am 14. um 3½ Uhr früh (Straßburg), am 17. um 1½ Uhr mittags (Göttingen), am 19. gegen 1 Uhr mittags, am 20. gegen 5 Uhr nachmittags (Budapest), am 26. um 12¾ Uhr mittags (Göttingen, Laibach, Straßburg, Wien) und am 27. gegen 2 Uhr früh (Göttingen, Straßburg, Wien). Im Süden und Südosten Europas machten sich einige unbedeutende Erdbeben bemerkbar, welche durchweg nur die zunächst benachbarten Seismometer in Bewegung zu setzen vermochten. So wurde am 1. ein in Ligurien verspürter Erdstoß in Padua um 3¼ Uhr früh aufgezeichnet. Bosnien, das

Digitized by Google

bereits im Februar häufige, wenn auch schwache Erdbeben hatte, blieb auch im März unruhig: Sarajewo registrierte am 9., 12 und 13. je einen Stoß aus nächster Nähe um 6 Uhr abends bezw. 5 Uhr früh und eine Viertelstunde nach Mitternacht; davon war der letzte, von donnerähnlichem Geräusch begleitet, immerhin so heftig, daß er die Schläfer jäh aufweckte. Dagegen gelangten die am folgenden Morgen 4 Uhr 54 Min. an den bosnischen Orten Kupres und Zupanjac gefühlten beiden Erschütterungen nirgends zur Aufzeichnung. Ein weiteres, mittelstarkes Beben in Krupanj am 25. wurde jedoch nicht allein in Sarajewo, sondern sogar in Budapest registriert, und zwar gegen 11 Uhr 40 Min. mittags. Erst der 22. brachte ein Erdbeben, welches wieder einmal sämtliche Seismometer Mitteleuropas in Tätigkeit setzte, obschon die Registrierkurven in größerem Abstande vom Bebenherd recht bescheiden waren. Dieses Erdbeben ging kurz nach 8 Uhr abends vom unteren Ennstal (Steiermark) aus und verbreitete sich im Krems- und Steyrtale sowie über den östlichen Teil von Oberösterreich und selbst die Südspitze von Böhmen. 14 Minuten später machte sich in dem bekannten Erdbebengebiet des Laibacher Bruchfeldes eine Erderschütterung bemerkbar, die noch etwas später und auch stärker im Gebiete der Save auftrat; ob aber in diesem Falle ein wirkliches Relaisbeben vorliegt, indem die Wellen des steierischen Bebens in dem benachbarten Laibacher Bruchfelde eine zwischen den Gesteinsspalten vorhandene Spannung auslösten, erscheint bei Berücksichtigung des Zeitunterschiedes doch recht fraglich. Dieser Stoß ist an keiner anderen Station als Laibach zur Aufzeichnung gelangt. Uebrigens vermerkten die Laibacher Seismometer bereits am 16. um 5½ Uhr früh ein Lokalbeben, welches in der Stadt Laibach selbst nur wenig, stärker in den benachbarten Ortschaften St. Veit, Gleinitz, Siska, Draule und Jezica gefühlt worden war. Der Abend des 29. brachte endlich gegen 10 Uhr allenthalben wieder eine seismische Kurve von größerer Bedeutung. Diese Kurve aber zeigt einen von dem normalen ganz abweichenden Bau, so daß sich weiter gehende Schlüsse auf den Ausgangsort des Bebens mit Sicherheit kaum ziehen lassen. Einen Anhaltspunkt für die Erklärung dieser auf den ersten Blick befremdlichen Erscheinung liefert der Straßburger Wochenbericht, der in ähnlicher Weise wie der Göttinger die wichtigsten Stellen des Seismogramms im Faksimile wiedergibt. Demzufolge setzt die Registrierung kurz nach 10 Uhr 3 Min. mit einem scharfen Ausschlage ein, aber bereits von 9 Uhr 59 Min. ab lassen sich „kleine, von der Tagesunruhe deutlich unterschiedene Wellen“ erkennen.

Digitized by Google

Dies drängt nun zur Annahme, daß in einer Zwischenzeit von vier Minuten die ersten Vorläufer von zwei verschieden starken Erdbeben am Seismometerstandort anlangten, so daß von 10 Uhr 3 Minuten ab die zu den beiden Erdbeben gehörenden Wellensysteme einander kreuzen und stören. Eine analoge Erscheinung ist bereits in bezug auf den 17. August vorigen Jahres nachgewiesen worden, indem ein nördlich von Honolulu entstandenes heftiges Seebeben die Seismometer der ganzen Erde zuerst in Bewegung setzte, während etwa eine halbe Stunde später die ersten Vorläufer des verhängnisvollen Valparaiso-Bebens anlangten und sich mit denen des Seebebens vermischten. Trotz der Unsicherheit wird man wohl nicht fehl gehen, wenn man die Registrierung des 29. März mit dem verheerenden Erdbeben in Verbindung bringt, das am gleichen Abend das Vilajet Erzerum in Armenien, namentlich aber die Stadt Bitlis am Wansee in Mitleidenschaft gezogen hat; möglicherweise handelt es sich um die Aufzeichnung zweier kurz nacheinander in Bitlis verspürter Erdstöße. Die äußerst dürftigen bisher über dieses Erdbeben nach Europa gelangten Nachrichten machen es fernerhin wahrscheinlich, daß nicht allein die schwachen Fernbebenspuren, welche die Seismometer am 31. gegen 3¼ und 5¼ Uhr nachmittags zeigten, sondern auch das um 11 Uhr 20 Min. abends desselben Tages allenthalben auftretende Diagramm eines starken Fernbebens in Bitlis ihren Ursprung hatten; denn die Berichte sagen, daß dort die Erdstöße sich wiederholten und in der Nacht vom Sonntag auf den Montag einen besonders heftigen Charakter annahmen. Auch das Seismogramm vom Abend des 31. teilt mit demjenigen des 29. das leidige Schicksal, eine weitere Deutung kaum zuzulassen.

Bezüglich der zuletzt erwähnten Erdbebenkatastrophe sei noch kurz bemerkt, daß Armenien im Laufe der geschichtlichen Zeit sehr häufigen und folgenschweren Erdbeben ausgesetzt gewesen ist; neben der Stadt Bitlis haben namentlich Wan, Erzerum, Erzinghan, Malatia und Diarbekir in dieser Hinsicht eine traurige Berühmtheit erlangt. Die Ursache dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß das armenische Hochland ein Gebiet noch sehr jugendlicher Gebirgsbildung darstellt. Von Westen, Süden und Südosten her treffen hier Gebirgsketten zusammen, deren die Alpen an Höhe meist noch übertreffende gigantische Kämme in der Tertiärzeit als Falten aufgestaucht worden sind. Daß die gebirgsbildenden Kräfte, welche in (geologisch gesprochen) so wenig zurückliegender Zeit so gewaltige Arbeit geleistet haben, auch jetzt noch nicht zur Ruhe

Digitized by Google

gekommen sind, kann nicht weiter verwundern. Es sprechen sogar gewichtige Gründe dafür, daß sich hier ein großer Einbruch der Erdrinde vorbereitet, ähnlich dem, der das Schwarze Meer zum Teil geschaffen hat, infolgedessen dann das Kaspische Meer mit dem Pontischen Becken in Verbindung treten würde. Zur Beruhigung ängstlicher Gemüter sei aber gleich hier betont, daß man sich einen solchen Vorgang nicht als eine Katastrophe vorstellen darf; vielmehr vollzieht sich eine derartige Einsenkung ganz allmählich und unmerklich, begleitet von Erdbeben, und ebenso allmählich rückt die Meeresküste landeinwärts, so daß Jahrtausende verstreichen, bis die beiden Meere in einander überfließen. Wie dem auch sei, jedenfalls deutet alles darauf hin, daß die furchtbaren Erdbeben Armeniens tektonischen Ursprungs sind, also ebenso wie die gewaltigen, in den entstandenen Erdrindenspalten herausgepreßten Massen glutflüssigen Gesteinsbreies, aus denen u. a. der Vulkanriese Ararat aufgebaut ist, als eine Begleit- und Folgeerscheinung der gebirgsbildenden Vorgänge aufgefaßt werden müssen.

Unter den Zeitungsberichten, die sich in der letzten Zeit mit den Erdbeben und deren instrumentaler Aufzeichnung befassen, sind manche dazu angetan, weitere Leserkreise in Aufregung zu versetzen. Demgegenüber sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß zurzeit überhaupt kein Grund vorliegt, „die jetzt bevorstehende . . . Störung des Gleichgewichtes an der Erdoberfläche . . . mit einiger Besorgnis zu erwarten". Erdbeben hat es immer gegeben und wird es auch in Zukunft stets geben, sie sind eben Episoden im Entwicklungsgang unseres Planeten und mit diesem auf das engste verknüpft. Die endlose Zahl der schwächeren Beben wird mitunter und ganz regellos von stärkeren Beben unterbrochen; aber ob diese verderblich für Menschen sind oder nicht und in welchem Umfang, bleibt ganz dem Zufall überlassen, dem Zusammentreffen einer ganzen Anzahl verschiedenartigster und unkontrollierbarer Faktoren. Zudem sind wir noch weit davon entfernt, mit irgendwelcher Sicherheit angeben zu können, ob für einen bestimmten Zeitabschnitt oder gar ein enger begrenztes Gebiet überhaupt ein stärkeres Erdbeben zu erwarten ist oder nicht. Auf rein subjektive Vermutung hin alarmierende Nachrichten auszustreuen, ist unangebracht; besser wird dem Gemeinwohl gedient durch die Ausarbeitung und Verbreitung von Einrichtungen, die vor den verderblichen Wirkungen der Erdbeben Schutz bieten, und nach dieser Richtung hin sind bereits erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Davon einmal bei passender Gelegenheit mehr.

S.

Digitized by Google

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Zur Abwehr.

Sehr geehrte Redaktion!

Soeben lese ich in der Beilage zu Ihrer geschätzten Zeitung vom 16. März d. J. einen Aufsatz von Herrn Dr. Max Kemmerich über „Die Germanen in Italien und Frankreich“ und finde mich veranlaßt, Sie um die Aufnahme einiger sachlicher Berichtigungen höflichst zu ersuchen; auf die Gewährung dieser Bitte darf ich wohl um so eher hoffen, als Arbeiten aus meiner Feder zu wiederholtenmalen in ihrer Beilage gastliche Aufnahme fanden.

Vorausschicken muß ich, daß ich diesen Brief nicht schreiben würde, wenn mir nicht Dr. Kemmerichs Aufsatz Interesse eingeflößt und Beifall abgerungen hätte; absichtliche Verleumdungen meiner Werke widerlege ich grundsätzlich nicht, es würde mich zu viel Zeit kosten und außerdem zu Berührungen führen, die ich lieber vermeide. — Hier aber ist eine derartige Absicht ausgeschlossen. An hervorragender Stelle eine Lanze für Ludwig Woltmann zu brechen — wie Dr. Kemmerich es tut —, ist unter den heute obwaltenden Verhältnissen zugleich kühn und einsichtig und die sachlich kritische Art, wie er es durchführt, verdient alle Anerkennung; außerdem freut es mich natürlich, Ueberzeugungen, denen ich vor Jahren in meinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ Ausdruck gab — so zum Beispiel der Kritik der Kraniometrie —, hier zu begegnen. Trotzdem ist es Herrn Dr. Kemmerich gelungen, in wenigen Worten eine so vollkommen parodistische Verdrehung eines der leitenden Gedanken meines soeben genannten Werkes zustande zu bringen, daß die berufsmäßigen literarischen Ehrabschneider diese Leistung beneiden und ohne Zweifel zu eigenem Gebrauch sich aneignen werden; dazu kommt noch ein vollendetes Beispiel der bekannten Methode des falschen Zitats, wodurch man dem Autor das mathematisch genaue Gegenteil dessen, was er in Wirklichkeit gesagt hat, in den Mund legt.

Dr. Kemmerich schreibt von meinen Grundlagen: „In diesem Werke tauft der Verfasser alle, die in der Weltgeschichte etwas geleistet haben, schlankweg Germanen.“ Zu einer solchen Behauptung kann nicht einmal das Mißverstehen eines Voreingenommenen, sondern nur die absolute Nichtkenntnis meines

Digitized by Google

Buches führen; Dr. Kemmerich scheint es nie gelesen, wahrscheinlich nicht einmal durchgeblättert zu haben. Sonst hätte er z. B. sofort bemerken müssen, daß von den 531 Seiten des ersten der beiden Bände nicht weniger als 459 Seiten, d. h. 87 Prozent des Ganzen, ausschließlich nichtgermanischen Kulturen, Leistungen und großen Männern gewidmet sind; nacheinander werden hier die Hellenen, die Römer, die alles überragende Gestalt Jesu Christi, das Völkerchaos des untergehenden Imperiums, die Hebräer, Israeliten und Juden in Betracht gezogen, wobei außerdem — soweit die Beschränktheit des Raumes und die Begrenzung der Absicht es gestattet — häufig auf andere Zivilisationen und Kulturen hingewiesen wird, auf die sumerische, die babylonische die hethitische, die ägyptische, vor allem auf die indoarische. Und als der Verfasser endlich, S. 460, zu den Germanen kommt, zeigt schon der bloße Titel des betreffenden Kapitels: „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte", daß er keineswegs die Absicht hegen kann, die Germanen als Schöpfer der Weltgeschichte hinzustellen, in die sie so spät erst eintreten. Wäre nun Dr. Kemmerich jenes Mindestmaß an Neugier zuteil geworden, ohne welches man schwer zu irgendeinem gründlichen Wissen gelangt, diese Neugier hätte ihn angetrieben, auch den anderen Band aufzuschlagen, und da hätte er als Haupttitel des zweiten Teiles gefunden: „Die Entstehung einer neuen Welt" und als Nebentitel „Die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur"; ohne also den Herrn Doktor der Beschwernis zu unterwerfen, eine einzige Zeile Text lesen zu müssen, hätten ihn schon die bloßen Titel belehrt, daß der Verfasser eine neue Welt von anderen untergegangenen oder weiter bestehenden Welten unterscheidet, und daß er in den Germanen die Schöpfer einer neuen Kultur erblickt, verschieden von anderen, nicht-germanischen Kulturen. Weit entfernt, „alle, die in der Weltgeschichte etwas geleistet haben, schlankweg Germanen zu taufen", hat er in Wirklichkeit nicht einmal der möglichen Verwandtschaft zwischen den Germanen und ihren geographischen Nachbarn, den Hellenen und Römern, irgendwelche Bedeutung beigelegt. Während Gobineau — auf den Kemmerich als die angebliche Quelle meiner Darstellung verweist — eine weltgeschichtliche These verficht, von der ich glaube, daß sie schon in ihren grundlegenden Voraussetzungen nicht nur unbeweisbar, sondern fast sicher falsch ist, falsch schon darum, weil die Gedanken, die ihr zugrunde liegen, wohl menschlich plausibel sein mögen, der w a h r e n Verwandtschaft aber zu der außer- und übermenschlichen Natur ermangeln —, habe ich, der ich mir ein weit

Digitized by Google

beschränkteres Ziel gesteckt sah, auch einen weit bescheideneren Flug unternommen: mit Vermeidung aller prähistorischen Spekulationen die unleugbaren Tatsachen der Geschichte so zu gruppieren und so zu beleuchten, daß sie der wahrheitsgemäßen und lebendigen Erfassung der Gegenwart dienen. Dazu noch der Unterschied der Methode: Gobineau ist Jurist, ich genoß die fachmäßige Ausbildung des Naturforschers. So konnte denn Gobineau es wagen, die ganze Weltgeschichte aus dem Begriff einer einzigen auserlesenen arischen Rasse, die sich mit anderen, minderwertigen Rassen vermischt, zu konstruieren, wogegen ich in aller Nüchternheit gestehen mußte: „als Begriff einer Urrasse bleibt der Arier einer jener Rechenpfennige, ohne die man sich nicht verständigen könnte, die man sich aber wohl hüten muß, für bare Münze zu halten". Mußte ich aber auf Ursprünge und überhaupt auf Erklärungen verzichten, so genoß ich dagegen den Vorzug, die Individualität der verschiedenen Kulturerscheinungen der Weltgeschichte um so kräftiger hervorheben zu können, wobei es mir natürlich — da mein Thema das 19. Jahrhundert war — vor allem darauf ankommen mußte, die Eigenart unserer neuen europäischen Kultur zu betonen, ihr Recht und ihre Pflicht, sich selbst treu zu bleiben, sich von allen vorhergegangenen und zeitgenössischen Kulturformen zu unterscheiden und auch weiterhin diejenigen Wege zu gehen, die ihr von der Natur gewiesen sind, ohne sich durch altklassische und orientalisch-jüdische Einflüsse oder durch Humanitätslehren hiervon ablenken zu lassen. Daß diese unsere neue Zivilisation und Kultur — die zunächst auf Europa beschränkt blieb und nunmehr einen großen Teil der Welt zu umspannen beginnt — im wesentlichen eine Schöpfung des von Linnaeus Homo europaeus getauften Menschenschlags genannt werden kann, ist meines Erachtens eine beweisbare Tatsache, und die Kenntnis dieser Tatsache ist darum von großer Wichtigkeit, weil sie gleichsam den körperlichen Kern bildet für die richtige Schätzung des unermeßlichen Wertes einer solchen kulturellen Kollektivpersönlichkeit; der größeren Verbreitung dieser Einsicht zuliebe habe ich es vorgeschlagen, den gelehrten lateinischen Namen durch die Bezeichnung „Slavokeltogermane" zu ersetzen, oder abgekürzt, „Germane". So eng beschränkt, so fest bestimmt, so unmittelbar praktisch und handgreiflich sind meine Thesen im Gegensatz zu den grandiosen, aber abenteuerlichen Spekulationen Gobineaus, und so entfernt bin ich, die geradezu blödsinnigen Ansichten zu hegen, die Herr Kemmerich die Freundlichkeit hat mir zuzuschreiben.

Wenn nun des weiteren Dr. Kemmerich mir einen Vorwurf

Digitized by Google

daraus macht, daß ich von Raſſe „bekanntlich keine Definition gebe“, ſo zeugt dies von ſehr ungenügender wiſſenſchaftlicher Erfahrung. Der große Naturforſcher Claude Bernard ſchreibt: „On ne saurait rien définir dans les sciences de la nature“ und: „Dans tout sciences les définitions sont illusoires“. Den Aether zum Beiſpiel kann kein Menſch definieren, ſchon deswegen nicht, weil die betreffende Definition unmittelbar ſich widerſprechende Ausſagen enthalten müßte, alſo unſinnig wäre (vergl. den Aufſatz Dr. F. Ebner in der Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 288, 14. Dezember 1901); und doch iſt nicht allein die Vorſtellung des Aethers für die Wiſſenſchaft unentbehrlich, ſondern kann mit aller Beſtimmtheit behaupten, daß dieſer undefinierbaren, widerſpruchsvollen Vorſtellung etwas Wirkliches entſpricht, und wäre es auch nur, wie Jean Perrin in ſeinem Traité de Chimie physique (1903) meint: „tout le passé de la matière“. Ein anderes Beiſpiel: den Begriff einer „Art“ vermag kein Menſch zu definieren; jeder Naturforſcher, der es dennoch verſucht, gibt eine andere, neue Definition, und die ſog. perſönliche Gleichung, d. h. das rein ſubjektive Moment, iſt in jedem Falle groß; oder aber die Definition muß ſo verſchwommen gehalten werden, daß man kaum etwas Greifbares damit faßt, wie wenn zum Beiſpiel der bedeutende Botaniker und Philoſoph Johannes Reinke definiert: „Arten ſind gewiſſe Sippen mittlerer Ordnung“ (Philoſophie der Botanik, 1905); und dennoch wäre es ohne den Begriff einer Art nie zu einer wiſſenſchaftlichen Zoologie und Botanik gekommen und würden ſich ohne dieſen Begriff dieſe Wiſſenſchaften morgen in ein Chaos wieder auflöſen. Zum Glück zeigt die Praxis, daß in allen dieſen Dingen auf die Definition wenig oder gar nichts, auf die Tatſachen und die — Tatſachen richtig vermittelnden, wenn auch undefinierbaren — Vorſtellungen alles ankommt. Darum konnte ein Gobineau friſchweg ſeine Arier und ſeine übrigen Urraſſen haarſcharf definieren; es waren ja Gedankengebilde, und dieſe allein laſſen unverrückbar genaue Definition zu; wogegen ein Mann, der ſich innerhalb des Tatſächlichen beſcheidet, zwar im geſamten Reiche lebender Weſen ohne die Vorſtellung von „Raſſe“ nicht auskommen und ſie namentlich in der Geſchichte der Menſchheit völlig unentbehrlich finden, ſich dagegen ſicherlich nicht beeilen wird, der Natur durch eine ſchulmäßige Definition Gewalt anzutun und den Strom zufließender Erkenntnis abzudämmen.

Es kommt noch ein Letztes. Einmal auf dem Wege, mir unſinnige Gedanken zuzuſchreiben, konnte ſich Dr. Kemmerich nicht mehr zurückhalten; er gelangte unverſehens bis zur un-

Digitized by Google

richtigen Verwendung eines Zitats. Er schreibt: „In schärfster Formel lautete ja Chamberlains Syllogismus etwa folgendermaßen: was hervorragend und schöpferisch war, verdankt den Germanen seinen Ursprung: diese oder jene Erscheinung ist hervorragend: ergo ist sie germanisch. Damit läßt sich natürlich alles beweisen, und Chamberlain zögert auch keinen Moment, die Existenz einer chinesischen Zivilisation einfach zu leugnen, weil er sie denn doch nicht wohl den Germanen gutschreiben kann (S. 728)". Mit der ersten Hälfte dieser Behauptung habe ich mich nicht mehr zu befassen; ihre Haltlosigkeit ist durch das Vorangehende aufgedeckt. Daß ich aber die Existenz einer chinesischen Zivilisation in meinen Grundlagen leugnen soll, mußte mich mehr wundern als irgend einen anderen Leser der Wissenschaftlichen Beilage; denn seitdem ich vor bald 30 Jahren zum erstenmal Elisée Reclus über China reden hörte, hat sich in mir immer mehr die Vorstellung festgesetzt, daß China geradezu das Nonplusultra, die Vollendung einer Zivilisation ist, so daß zum Beispiel das Hellenentum der Blütezeit zwar eine unvergleichlich höhere Kultur, dagegen eine nicht entfernt so ausgebildete Zivilisation besaß, und gar die Indoarier der Blütezeit, trotz ihrer erhabenen Leistungen in Religion, Philosophie, Poesie, Mathematik, Philologie, doch im Verhältnis zu den Chinesen nur eine rudimentäre Zivilisation ihr Eigen nannten. Und nun sollte ich die Existenz einer chinesischen Zivilisation geleugnet haben, und zwar — was meiner langsamen, umständlichen Art so unähnlich sieht — ohne einen Moment zu zögern? Im Register schlug ich nach und fand richtig fünfzehn verschiedene Stellen über die Chinesen, von denen einzelne seitenlang über die chinesische Zivilisation handeln und „die einseitige Betonung der Zivilisation" durch diese Rasse zu kennzeichnen versuchen. Gerade die Seite 728 ist aber in dem sorgfältig angelegten und seit der ersten Auflage mehrmals revidierten Register nicht genannt. Ich muß wohl dort meine geheimsten Gedanken versteckt haben? Nein, sondern die chinesische Zivilisation ist dort nur ganz beiläufig genannt, und zwar in folgendem Zusammenhang. An dieser Stelle suche ich meine Ueberzeugung zu begründen, daß Werke wie Rambauds Civilisation française und Lamprechts Deutsche Geschichte (die im schönsten Sinne des Wortes eine Kulturgeschichte ist) niemals ihren Zweck vollauf erfüllen können, und zwar darum nicht, weil es in Wirklichkeit keine „französische" Zivilisation und keine „deutsche" Kultur gibt, sondern nur eine, zwar in Abarten verschieden gefärbte, doch im Grunde völlig einheitliche neueuropäische (germanische) Kultur und Zivili-

Digitized by Google

sation. Häufig zitiert man heute Goethes Wort über eine kommende Weltliteratur und knüpft daran tiefsinnige Bemerkungen; unsere gesamte geistige Entwicklung ist aber von Anfang an eine einheitliche gewesen, die Entfremdung trat erst kürzlich ein; alle Philosophie, alle Religionsentwicklung, alle Wissenschaft, alle große Literatur gehörte früher dem gesamten Germanentum und seinen Vasallen; ein Scholastiker lehrt heute in Oxford, morgen in Salamanca, übermorgen in Bologna und folgt dann einem Rufe des Königs von Frankreich, sich in Paris niederzulassen; die großen Künstler — ein Leonardo, ein Cellini, ein Josquin, ein Van Dyck — sind überall zu Hause; Petrarca dichtet italienisch in Avignon, Joachim du Bellay französisch in Rom, Milton schreibt italienische Sonette.... Bis tief ins 18. Jahrhundert blieb dieses Verhältnis wenigstens für Wissenschaft und Philosophie im wesentlichen unverändert. Galileis Entdeckungen sind sofort Gemeinbesitz Europas; Newton fußt auf Kepler, und was er gründet wird nicht bloß von den Gelehrten aller unserer Länder diskutiert, sondern durch Männer wie Voltaire unter den Gebildeten ganz Europas verbreitet. Uebersetzungen gab es in Hülle und Fülle; im Verhältnis wird, glaube ich, heute nicht mehr übersetzt als vor dreieinhalb Jahrhunderten. Außerdem ist es für fast alle unsere hervorragenden Geister bezeichnend, daß sie sprachgewaltig sind: Voltaire schreibt Englisch und Italienisch fließend und dichtet sogar in diesen Sprachen, Goethe versteht mindestens sechs Sprachen gut und besitzt Kenntnisse in anderen. Kurz, ich komme in meinem Buche zu folgendem Schlusse, der Seite 728 steht: „Wir Germanen haben uns freilich im Laufe der Zeit zu höchst charakteristisch verschiedenen nationalen Individualitäten entwickelt, außerdem sind wir von verschiedenen Halbbrüdern umringt, doch bilden wir eine so fest verkittete Einheit, deren Teile so unbedingt aufeinander angewiesen sind, daß schon die politische Entwicklung des einen Landes allseitig beeinflußt und beeinflussend ist, seine Zivilisation und Kultur aber gar nicht als ein Vereinzeltes, Autonomes dargestellt werden k a n n. Eine chinesische Zivilisation gibt es, nicht aber eine französische oder eine deutsche: darum kann man ihre Geschichte nicht schreiben." Ich habe also das buchstäblich genaue Gegenteil dessen gesagt, was Dr. Kemmerich mir zuschreibt. Nun habe ich noch nachgeschlagen, ob vielleicht in einer der sieben Auflagen der Grundlagen das Komma zwischen „es" und „nicht" infolge eines Druckfehlers ausgeblieben sei; wer das Buch nur äußerst flüchtig durchblätterte, ohne auf den Zusammenhang zu achten, hätte dann allenfalls lesen können:

Digitized by Google

eine chinesische Zivilisation gibt es nicht, aber eine französische usw.; auch dieser schwache Rettungsanker steht nicht zur Verfügung, denn der Satz ist überall richtig gedruckt.

Somit ist erwiesen, daß Herr Dr. Kemmerich recht oberflächlich über ein Buch geurteilt hat, das er nicht kennt, und sogar, um sich ein Ansehen von Gründlichkeit zu geben, eine Seitenzahl genau zitiert hat, ohne aber selbst diese eine kurze Stelle wirklich zu lesen. Er sagt in seinem Aufsatz, ich habe in meinem Buche „die neue Lehre diskreditiert"; da er hiermit die Lehre Gobineaus meint, der ich mich niemals angeschlossen habe, so bleibt diese Behauptung ziemlich sinnlos. Möge diese unerläßliche Abwehr sein eigenes verdienstvolles Eintreten für eine rationelle wissenschaftliche Rassenkunde nicht diskreditieren, sondern nur dazu dienen, ihm größere Vorsicht anzuempfehlen und hiermit auch gewiß tiefere Wirkung zu sichern.

Hochachtungsvoll und ergeben

Houston Stewart Chamberlain.

Wien, den 5. April 1907.

Bücheranzeigen.

Die Kunst des Klosters Reichenau im 9. und 10. Jahrhundert und der neuentdeckte Karolingische Gemäldezyklus zu Goldbach bei Ueberlingen. Festschrift zum 80. Geburtstage Sr. kgl Hoh. des Großherzogs Friedrich von Baden. Von Dr. K. Künstle, Professor an der Universität Freiburg i. B.

Fast der ganze Umkreis des Bodensees, die Ausläufe Untersee und Ueberlingersee nicht ausgenommen, ist klassischer Boden, ungemein reich an politisch- und kulturgeschichtlich wichtigen Ereignissen und Merkmalen. Wer aber hätte sich gedacht, daß die kleine, unscheinbare Kirche zu Goldbach am Bodenseeufer, unweit der besonders durch Scheffels Ekkehard berühmt gewordenen Heidelöchern, nahe bei Sipplingen, an der selbst ein F. X. Kraus, sich irrend, vorbeiging, einen Schatz von ganz hervorragendem, kunstgeschichtlichem Werte berge, einen Bilderzyklus unter der verhüllenden Tünche der Wand, der in der frühmittelalterlichen Kunstgeschichte überhaupt und in der der Benediktinerabtei Reichenau insbesondere eine wichtige Rolle spielen sollte? Erst im zweiten Teile seiner Arbeit kommt der Verfasser auf den Goldbacher Fund. Im ersten Teile führt er uns in die Kunstgeschichte der Reichenau im 9. und 10. Jahrhundert ein, was erforderlich ist, um die Goldbacher (und nebenbei bemerkt auch die

Digitized by Google

1892 entdeckten Burgfelder Wandgemälde der Reichenauer Schule) besser zu verstehen. Im zweiten Teile werden uns dann die Wandgemälde zu Goldbach vorgeführt und zwar mit Hinweis auf sonstige frühmittelalterliche Darstellungen, insbesondere der Reichenauer Kunstschule und daran anschließend ein Exkurs über die kunstgeschichtliche Bedeutung der Goldbacher Gemälde. Schon an einer anderen Stelle habe ich darauf hingewiesen, daß die Arbeit Künstles auch für die Fachgeschichte der Zollern von Bedeutung ist (ohne auf das Werk selbst einzugehen). (Vgl. auch Beilage z. Allgem. Zeitung Nr. 25, 1905.) Wie schon gesagt, wurde 1892 zu Burgfelden, einem kleinen evangelischen Filialdorfe auf der Rauhen Alb bei der Schalksburg, ebenfalls ein frühmittelalterlicher Bilderzyklus entdeckt, den Professor Weber (Jena) in einer Monographie „Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb" 1896 behandelt hat. Diese wurden mit der Frühgeschichte der Zollern in Verbindung gebracht und hieraus folgerichtige Schlüsse gezogen. Nun aber datiert Künstle die Gemälde zu Goldbach (und Burgfelden) früher, und dadurch rückt auch die Frühgeschichte der Zollern um ein beträchtliches Stück zurück. Der Goldbacher Wandgemäldefund ist von großer Wichtigkeit und er hat, darüber darf man sich aussprechen, in Künstle einen warmen, kunstverständigen Darsteller gefunden. Die Ausstattung ist dem Zwecke, dem die Arbeit dient, durchaus würdig. Man hat einen Satz in der Widmung an den Großherzog byzantinisch gefunden. Sehr geschickt ausgedrückt ist der Satz vielleicht nicht, aber ich möchte ihm eine andere Benennung geben, die mir deckender erscheint, als byzantinisch, nämlich theologisch, allzu gläubig. Was Künstle in dem Satze sagt, das glaubt er fest, und zu dieser Festigkeit verhilft ihm sein Stand als Theologe. Im übrigen verkümmert derartiges doch den Wert einer solchen Arbeit nicht, und wenn Weber mit freudigem Stolz in der Vorrede zum Burgfelder Gemäldezyklus sagt, daß seine Arbeit „zum erstenmal ein Werk deutscher Wandmalerei aus dem 11. Jahrhundert" bringe, so ergibt sich hieraus schon der hohe Wert, den die Veröffentlichung der Goldbacher Wandgemälde für die Kulturgeschichte hat.

Z.

Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft, herausgegeben von Arthur Jellinek. 3. Band. (1904.) Berlin, W. Behrs Verlag, 1907. Geh. 15 M.

Seit der erste Band dieses Werkes in der Beilage angezeigt wurde (1903, S. 392), ist noch der zweite für das Jahr 1903 erschienen, und dann geriet das Unternehmen zum großen Bedauern aller Fachgenossen ins Stocken. Schuld daran war nicht etwa ein Mißerfolg oder Bummelei von seiten des Herausgebers oder Verlegers, sondern daß Jellinek, der ohnedies von schwacher Gesundheit war, seine Kraft über alles Maß anspannte. Die Bibliographie der Kunstwissenschaft allein nimmt einen Gesunden voll in Anspruch; Jellinek hat auch noch andere Unternehmungen ähnlicher Art, so die Bibliographie für vergleichende Literaturgeschichte, auf sich genommen. Statt sich zu schonen, rieb er seine Nerven im Dienste der Wissenschaft völlig auf und ist nun nach-

Digitized by Google

einer schweren Erkrankung vor kurzem dahingegangen. Der dritte Band lag bis auf die letzte Abteilung nahezu fertiggestellt vor. Als sich der Zustand Jellineks hoffnungslos gestaltete, gelang es, so schreibt der Verleger, in Dr. Fröhlich einen Nachfolger zu finden, der mit der Fähigkeit und Liebe für bibliographische Arbeit die strenge kunsthistorische Schulung verbindet. Auf meine Anfrage teilt mir der neue Herausgeber Otto Fröhlich mit, daß er im 35. Lebensjahre steht und im Jahre 1896 zum Doktor der Rechte, vor kurzem in Wien zum Doktor der Philosophie promoviert worden sei. Seine Dissertation über Marco Pitteri, den venetianischen Kupferstecher, sei der Hauptsache nach eine umfangreiche Katalogarbeit gewesen. Er betrachte es als seine Lebensaufgabe, die Kunstbibliographie in formeller und inhaltlicher Hinsicht zu reformieren und brauchbar zu machen. Zunächst wird Band IV (1905) in diesem Sommer, Band V (1906) im nächsten Winter erscheinen.

Der vorliegende dritte Band ist im wesentlichen eine Arbeit Jellineks. Es hat also noch der Begründer der Bibliographie selbst den ihm auch von der Beilage nahegelegten Schritt getan und das jährliche Literaturverzeichnis statt in sechs bezw. drei Heften in einem einzigen Bande erscheinen zu lassen. Damit ist, äußerlich wenigstens, der erste Teil der immer unausweichlicher werdenden Forderung der zur selbständigen Wissenschaft heranwachsenden „Kunstgeschichte" erfüllt, das heißt ein einheitlicher statistischer Jahresbericht über die neuerschienene Literatur geschaffen. Auf Grund der fortlaufenden, jeder Titelseite beigegebenen Zahlen ließe sich nunmehr der eigentlich sachliche Jahresbericht geben. Es fragt sich nur, ob die Systematik der internationalen Bibliographie eine dem modernen Stande der Kunstwissenschaft entsprechende ist, bezw. ob Verleger und Herausgeber bereit wären, im Falle diese sich als veraltet herausstellen sollte, eine neue Systematik zur Anwendung zu bringen. Darüber wird auf dem nächsten kunsthistorischen Kongresse, der sich die Schaffung fachwissenschaftlicher Jahresberichte zur Aufgabe gestellt hat, zu sprechen sein, und es wäre erwünscht, wenn Verleger und Herausgeber der Internationalen Bibliographie sich dazu einfänden. Es handelt sich nach der persönlichen Ueberzeugung des Unterzeichneten nicht um Schaffung eines Konkurrenzunternehmens neben der Internationalen Bibliographie und den Monatsheften der Kunstwissenschaftlichen Literatur, sondern darum, mit vereinten Kräften das verdienstlich Begonnene auszubauen und auf die Höhe moderner Forderungen zu heben.

Graz. Strzygowski.

Die Befreiungskriege 1813—1815. Ein strategischer Ueberblick. v. Caemmerer, Generalleutnant z. D. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn.

Ja, es ist richtig, Napoleon durfte nicht erlahmen, wenn er seinen Weltkampf gegen England durchfechten wollte, er durfte auch vor dem Zug gegen Rußland nicht zurückschrecken. Aus der Katastrophe in Rußland aber entwickelte sich auf der einen Seite

Digitized by Google

der Aufschwung Englands zum Weltreich, auf der anderen die Erhebung der Völker in den Kämpfen 1813 bis 1815, die wir Befreiungskriege zu nennen pflegen. Im einzelnen werden diese Züge besprochen in dem großen auf neun Bände berechneten, bei Mittler u Sohn erscheinenden Werke Um über diese Fülle des Stoffs Ueberblick zu geben, veröffentlicht Caemmerer den hier vorliegenden knappen Band von 146 Seiten. Die Auffassung des Verfassers, der zuweilen auch Vergleichungen mit den heute geläufigen strategischen Begriffen und Zuständen einflicht, erscheint besonders interessant, zusammengehalten mit der Darstellung in den kürzlich erschienenen Monographien über Napoleon (Lenz, Fournier, Rose), welche ausführen, wie der Beherrscher eines international zusammengesetzten Weltreichs, an den Grenzen seines Könnens angekommen, sein Glück wiederum gesucht hat durch Herabsteigen zum führenden General Frankreichs.

Stuttgart. Albert Pfister.

Das deutsch-französische Kulturproblem im Elsaß. Von Dr. René Prevôt. Berlin, Wilhelm Süsserot. (Sonderabzug aus der Zeitschrift: Der Continent.) 27 Seiten. 50 Pfg.

Für viele Franzosen ist die elsässische Frage die: Wie kann diese schöne Provinz zurückgewonnen werden; für manche Deutsche, wie kann sie ganz eingedeutscht, germanisiert werden. Wer als Deutscher die Verhältnisse wirklich kennt, wird sich sagen, daß in dem Protestlertum keine Gefahr fürs Reich zu erblicken ist, daß die Eindeutschung ihren langsamen, steten und sicheren Weg geht. Man wird also geneigt sein, eine elsässische Frage in diesem gewöhnlichen Sinne nicht anzuerkennen, man wird vielmehr in dem, was dem Lande seinen Charakter gibt, in dem Nebeneinander und Ineinander deutscher und französischer Kultur, darin wird man etwas höchst Interessantes sehen, ein Kulturproblem. Dieses entwickelt Prévôt vor uns, und selbst Elsässer, feiner Beobachter zugleich und mit den Kulturbestrebungen des Elsässertums seit Jahren eng verwachsen (am Dialekttheater wie am Stürmerbunde hat er sich als Dichter beteiligt), ist er in der Lage, das Gerippe der allgemeinen Linien mit vielen interessanten und immer richtigen Einzelbeobachtungen zu füllen.

Nur kurz, etwas systematisiert und in Schlagworten kann ich hier den reichen Inhalt andeuten. Zwei weltgeschichtliche Momente haben aus dem Deutschen des 17. Jahrhunderts den Franzosen des 19. gemacht. Die französische Revolution, die dem demokratischen Empfinden der Alemannen entgegenkam, und das napoleonische Kaiserreich mit der Glorie großer Kriege. Die Erinnerung daran ist heute noch Tradition, im Sinne des vaterländischen Empfindens. Daneben, und das ist höchst wichtig, dringt der französische Lebensstil ein, gefördert wohl durch hohe französische Beamte. Er beherrscht noch heute die oberen Klassen, und mittlere wie untere, in den Städten wenigstens, haben ihr gut Teil davon abbekommen. Die überlegene Zivilisation eines älteren Volkes mußte hier siegen. Das bildet auch heute, nach 1870, noch immer eine Kluft. War der französische Beamte immer der vornehmste, feinste im äußeren Stil des Lebens, so

Digitized by Google

verletzt den Elsässer, bei mancher Anerkennung guter Leistungen, noch heute die Stillosigkeit, die Unkultur des deutschen Beamtentums, das, in der Mehrzahl auf den Gehalt angewiesen, schon deshalb nicht so auftreten kann, wie die immer reichen französischen Vorgänger. Ueberdies versäumte die Regierung, „der immer der Sinn fürs Volkstümliche abging" (S. 23), an Deutsch-Volkstümliches geschickt anzuknüpfen, da Beziehungen zu suchen, wo man ihr gerne entgegengekommen wäre. (Einer, der das verstand, F. X. Kraus, hatte reichen Dank dafür.) Das im allgemeinen gibt Prévôt. Von so prächtigen Abschnitten, wie dem über die Kultur des täglichen Lebens (S. 6, 13 und 14 besonders) konnte ich natürlich keinen Begriff geben.

Eines nur habe ich vermißt. Ueber die deutsche Beamtenschaft ist Prévôt vielleicht nicht so gut unterrichtet, eines wenigstens hätte er mehr hervorheben müssen, die meist vollständige Plan- und Ziellosigkeit unserer Regierung, deren Hauptgrundsatz immer war: „Um jeden Preis keinen Lärm."

Interessant ist, und darum will ich es noch erwähnen, daß fast zu gleicher Zeit einige andere Elsässer Aufsätze über die elsässische Frage geschrieben haben, die sich im allgemeinen und oft bis in die kleinsten Einzelheiten mit Prévôts Ansichten deckten. Otto Flake im vierten Hefte des März: Die elsässische Frage als Kulturproblem, und Joseph Fleurent: L'idée de patrie en Alsace, im Februarhefte der Revue Politique et Parlementaire. Fleurent ist wie Prévôt Elsässer von Familie, Flake wie Referent Sohn altdeutscher Eltern und im Elsaß aufgewachsen. Fleurents Ansicht, die er mutig in einer französischen Zeitschrift vertritt, gipfelt in dem Satze: Die deutschen Ideen werden sich von Tag zu Tag allgemeiner verbreiten. Sie werden nicht auf einmal den Elsässer erobern, aber in kleinen Einzelheiten, durch Annahme des Deutschen, bald in diesem und dann in jenem Punkte, und diese einzelnen Vorgänge werden sich in etwas verdichten, was nichts anderes sein wird als die deutsche Kultur.

Kolmar (Els.)—München. D. Bergsträßer.

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von A. Pabst. („Aus Natur und Geisteswelt", Teubner, Leipzig. 1.25 Mark.)

Die Bestrebungen zur Einführung der erziehlichen Knabenhandarbeit (des sogenannten Handfertigkeitsunterrichts) haben sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig Bahn gebrochen, dank der unermüdlichen Tätigkeit einerseits des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit, andrerseits hervorragender Schulmänner, welche in Tat, Wort und Schrift für eine praktische Ausgestaltung unseres gesamten Unterrichtswesens eingetreten sind. Den Schriften von W. Götze, R. Rißmann, v. Schenkendorff, Scherer, Hertel u. a., welche das ganze Gebiet des Arbeitsunterrichts oder einzelne Zweige desselben in eingehender Weise behandeln, tritt nun das vorliegnde Werk zur Seite, das über alle einschlägigen Fragen den trefflichsten Aufschluß bietet. Der Verfasser, Direktor des Knabenhandarbeitsseminars in Leipzig und Redakteur der „Blätter für Knabenhandarbeit", ist bereits mehrfach mit literarischen Arbeiten auf

Digitized by Google

diesem Gebiete hervorgetreten und wurde im verflossenen Sommer von Professor Dr. Rein eingeladen, gelegentlich des pädagogischen Ferienkurses an der Universität Jena mehrere Vorträge über den Handfertigkeitsunterricht zu halten. Eine Frucht dieser Vorträge ist das vorliegende 118 Seiten umfassende Büchlein, das dem Vorsitzenden des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit, Herrn v. Schenkendorff, gewidmet ist. — Im ersten Teil gibt der Verfasser eine Begründung des Handarbeitsunterrichts aus der Kulturgeschichte (in soziologischer und technischer Hinsicht), aus der Psychologie und den Forderungen der Unterrichtslehre. Man darf sagen, daß eine bessere, zwingendere Beweisführung für die Notwendigkeit einer praktisch gestalteten Ausbildung der Jugend, wie sie in diesem Kapitel geboten wird, bisher noch nicht gegeben wurde. Ueberzeugend wird darin nachgewiesen, daß der Handarbeitsunterricht keine neue Unterrichtsdisziplin bedeute und nicht im Gegensatze zur Geistesbildung stehend betrachtet werden dürfe, sondern daß er Grundlage und Ergänzung der ganzen unterrichtlichen und erzieherischen Tätigkeit sein müsse. Vor allem gilt dies in bezug auf die Hilfsschule, wo der Arbeitsunterricht außerdem noch heilpädagogischen Zwecken dient, ein Gebiet, dem die neuere Pädagogik besonderes Augenmerk zuwendet. Zur Lösung der Frage, wie der Arbeitsunterricht am besten mit den übrigen Fächern der Volksschule zu verbinden sei, verweist die Schrift auf die verschiedenen Versuche, welche in dieser Richtung schon gemacht worden sind, so von Hertel (Zwickau), Brückmann (Königsberg), Scherer (Worms), Springer (Bonn) u. a. Auch das Ausland (Frankreich, England, Amerika) kommt hier vorbildlich in Betracht, denn dort wurde die Bedeutung des Arbeitsunterrichts weit früher als bei uns erkannt und in die Tat umgesetzt, das heißt der Arbeitsunterricht organisch mit dem Schulunterricht verbunden. Der Verfasser hat selbst im Auftrage des Deutschen Vereins jene Länder bereist, weshalb seine interessanten Ausführungen, weil auf Augenschein beruhend, doppelte Beachtung verdienen. Ergänzt wird dieser Abschnitt durch mehrere Abbildungen englischer und amerikanischer Schulwerkstätten (Manual Training Schools) und der darin gefertigten Arbeiten. In Konsequenz der Forderung, daß der Arbeitsunterricht mit der Schule zu verbinden sei, verlangt Dr. Pabst ferner, daß der Handfertigkeitsunterricht vor allem in den Lehrerseminarien eingeführt werden müsse, und er verweist in dieser Hinsicht auf seine eigene Tätigkeit am Schullehrerseminar zu Cöthen. Aber auch in bezug auf die höheren Schulen fordert der Verfasser eine mehr praktische Ausgestaltung des ganzen Unterrichtsbetriebes — eine Forderung, die auch schon von Professor Dr. Ziegler in seiner „Allgemeinen Pädagogik" und von Professor Dr. Friedr. Paulsen in seinem „System der Ethik" aufgestellt wurde. Es fehlt auch nicht an Anstalten, die der Verwirklichung dieser Forderung bereits näher getreten sind. — Die vorstehend skizzierten Gedanken bilden den Hauptinhalt des Buches. Auf die weiteren Kapitel — Pflege des Arbeitsunterrichts neben der Schule in eigenen Schülerwerkstätten und in Internaten usw. kann hier nicht weiter eingegangen

Digitized by Google

werden. Wie aber aus diesen Ausführungen ersichtlich sein dürfte, bietet die gediegene Schrift eine Summe von Anregungen für jeden Freund der Schule und schulreformatorischer Bestrebungen.

München. Lud. Rall.

Die ersten deutschen Uebersetzungen englischer Lustspiele im 18. Jahrhundert. Von Jakob N. Beam. (Litzmanns Theatergeschichtliche Forschungen XX, Hamburg, L. Voß 1906. 8°, 95 Seiten.)

In den Jahren zwischen 1737 und 1768, also während der Hauptperiode von Gottscheds literarischer Tätigkeit, wurden nach Goedekes Angabe im ganzen 168 ausländische Lustspiele in das Deutsche übersetzt. Unter diesen 168 Stücken waren 111 Uebertragungen aus dem Französischen und neun aus dem Englischen. In diesen Zahlen spricht sich beredt das Verhältnis aus, das zwischen dem deutschen Theater und der englischen Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestand. Noch herrschte das französische Schauspiel in ungemindertem Ansehen, und Gottsched sah seine energischen Bemühungen, die unregelmäßige englische Komödie mit ihren vielfachen Versündigungen gegen die heiligen drei Einheiten und andere dramaturgische Dogmen von der deutschen Bühne fern zu halten, noch von dauerndem Erfolg gekrönt. Jene neun Uebersetzungen englischer Lustspiele, die in der Zeit zwischen 1748 und 1757 auf dem deutschen Büchermarkt erschienen, waren die ersten Vorläufer der in den nächsten Jahrzehnten übersetzten und bearbeiteten englischen Dramen, in denen sich der englische Einfluß allmählich größere Geltung verschaffte und die unbedingte Franzosenherrschaft zu erschüttern begann. Der praktische Erfolg dieser ersten Bemühungen, dem deutschen Lustspielrepertoire durch die englische Komödie ein neues anregendes Element zuzuführen, scheint allerdings ziemlich gering gewesen zu sein: die Stücke sind im Repertoire der deutschen Bühnen in jenen Jahrzehnten nicht nachweisbar. Auch scheinen die Uebersetzer in erster Linie nur an das Lesepublikum gedacht zu haben, dem in jenen Stücken Muster des englischen Geschmackes vorgeführt werden sollten. Darauf deutet auch der Umstand, daß in diesen Uebersetzungen der Versuch so gut wie vollkommen unterlassen wurde, die englischen Freiheiten in der Behandlung des Ortes usw. zugunsten der bei dem deutschen Theater bestehenden Forderungen entsprechend umzugestalten. Aber auch so sind diese ersten Anläufe zu der literarischen Revolution der folgenden Jahrzehnte interessant genug, um eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung über sie zu rechtfertigen. Jakob N. Beam teilt die neun Uebersetzungen zu diesem Zweck nach dem Ort ihres Verlages in fünf verschiedene Gruppen ein und ist in der Lage, zwischen den einer einzelnen Gruppe angehörigen Stücken mancherlei interessante Zusammenhänge nachzuweisen. Er untersucht die Eigentümlichkeiten der einzelnen Stücke, vergleicht die Uebersetzung mit dem englischen Original und geht der Methode auf den Grund, die von den einzelnen Uebersetzern in Bezug auf

Digitized by

die Einteilung in Akte und Szenen, auf die Veränderungen in Inhalt und Form und da und dort auf eine gewisse Nationalisierung der Stücke angewandt wurde. Durch die Zitate zahlreicher Parallelstellen in beiden Sprachen erhalten wir manchen interessanten Einblick in die Geschichte der Uebersetzungskunst im 18. Jahrhundert. Beams Arbeit ist ein dankenswerter Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte, der sie mit größerem Rechte angehört als der eigentlichen Theatergeschichte.

Karlsruhe i. B. Eugen Kilian.

Das Komische bei Goldoni. Von R. Schmidbauer. Diss. Würzburg. München 1906. Druck von C. Wolf.

Von der im Titel versprochenen Untersuchung ist zunächst nur der erste Teil — „Objektive Komik" — erschienen; vom zweiten nur eine Skizze. Was vorliegt, ist immer schon umfänglich genug, doch nicht gerade sehr ergiebig, weil eben Goldoni lediglich der Träger traditioneller Komik ist. Vielleicht hätte ein stärkeres Herausarbeiten des negativen Elements die Grenzen seiner vis comica noch deutlicher gezeigt; immerhin weist der Verfasser z. B. auf das Fehlen eigentlicher Satire hin. Der wichtigste Abschnitt scheint uns der (im Sinne Ribbecks) typologische, der die Charakterzüge des Schmeichlers oder Eifersüchtigen, des Notars oder Apothekers zusammenträgt. Kleine Züge, wie daß Goldonis Geizige stets bei anderen Geiz bemerken, werden aufmerksam gebucht; so auch der für das Deutschland des 18. Jahrhunderts bezeichnende, daß unter den nationalen Typen der Deutsche fehlt: er spielt eben keine Rolle!

Auch technische Dinge wie die Fortführung erst nur skizzierter Figuren in früheren Dramen werden nicht übersehen. Dagegen vermisse ich in dem Literaturverzeichnis so bekannte Arbeiten wie Weinhold „Komisches in den Fastnachtsspielen", Reulings „Komische Figur" oder die literarischen Charakterstudien Ribbecks, aus denen allen der fleißige Verfasser wohl noch Nutzen hätte ziehen können.

Berlin. Richard M. Meyer.

Geschichte der deutschen Jugendliteratur in Monographien von Herm. L. Köster. I. Teil. Hamburg 1906, Verlag von Alfred Janssen.

Der Verfasser legt uns in diesem Bande nur einen Abschnitt seiner großen Aufgabe vor, nämlich die Geschichte des Bilderbuches, des Kinderliedes, des Märchens und der Volkssage; er beabsichtigt noch hinzuzufügen die Götter- und Heldensage, die erzählende Jugendliteratur, die Jugendschriften-Kritik und eine Gesamtübersicht. Nach vorliegendem Bande zu urteilen, verspricht das Ganze ein bedeutendes Werk zu werden.

Chronologisch stellt Köster das reiche Einzelmaterial zusammen, gruppiert das Verwandte, gibt eine klare Uebersicht, nimmt kritisch Stellung zu den einzelnen Gruppen und charakterisiert sie sorgfältig. Die Punkte der Entwicklung hebt er deutlich heraus. Beispielsweise sieht er die Epochen des Bilderbuches in der Handkolorierung des Mittelalters, der Zeit des Holz-

Digitized by Google

schnittes und Kupferstiches, der Gründung der Fliegenden Blätter und der Herausgabe der Bilderbogen und des Struwelpeter — damals kamen Farbe und Humor —, dem japanischen Einfluß zu Ende der 70er Jahre und in den Leistungen der „Jugend" und des „Simplizissimus". Bei den Ausführungen über das Märchen geht er auf die Forschungen Friedrich von der Leyens zurück. Dieses Historische hätten aber vielleicht auch andere bei eingehender Kenntnis bewältigen können.

Der Wert des Buches ruht in dem aus Liebe und ästhetischer Veranlagung geborenen Feingefühl für das Künstlerische und das Kindliche, für die Größe des Einfachen auf dem Gebiete des Dichterischen. Nur wenige Forscher dürften so wie Köster befähigt sein, Musterung zu halten unter der Fülle und Ueberfülle der Jugendliteratur, nur wenigen dürfte es gelingen, das positiv Wertvolle aus dem Künstlichen, das naiv Reine und Freie aus engherzig-prüden Bearbeitungen herauszufinden und so eine Zusammenstellung des Besten zu geben, was die Kunst dem Kinde geschaffen hat.

München. Arthur Kutscher.

Thüringer Land. Wanderbilder von August Trinius. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. 307 S.

Aus der Ruhl. Geschichten vom Thüringer Wald. Von Wilhelm Arminius. Leipzig. C. F. Amelangs Verlag 1906. 161 S.

Nur ihrer gemeinsamen Heimat Thüringen nach gehören beide Bücher zusammen; durch die Skizzen des wanderfrohen Hofrats Trinius und die Dorferzählungen des kräftigen Dichters, der sich hinter dem Decknamen Arminius birgt, rollt kein geschwisterliches Blut, und wie sie ungleich sind ihrer Art nach, sind sie es auch in ihrem Wert.

Wem Liebe zur Heimat und frische Wanderlust als Freibrief für unbedeutende Skizzen gilt, der mag diese Wanderbilder passieren lassen als unbefangene Gabe eines sicher persönlich liebenswürdigen Mannes; wer jedoch nach Talent und Gestaltungskraft in diesen Landschaftsskizzen ausschaut, wird nur mit steigender Verdrossenheit den Band zu Ende lesen, in dem sich die Absicht, unterhaltsam zu plaudern, in ein schier endlos plätscherndes Geschwätz verkehrt. Man braucht noch gar nicht an den Meister der Wanderskizzen, an Fontane, zu denken, um das Dürftige dieser Darstellungen peinlich zu empfinden. Unermüdlich versichert uns Trinius, welch tiefe Stimmung in diesen Landschaften stecke, aber nie gelingt es ihm, eine Stimmung wirklich festzuhalten, daß sie wurzelkräftig aufsteige wie ein Naturgebilde. Worte, Worte und nichts als Worte. Und in diese unlebendige Buchstabenwelt, der nur die Erinnerung an selbst Geschautes Leben verleihen kann, die daher dem Nicht-Thüringer sicherlich tot bleiben muß, schüttet Trinius ein ganzes Füllhorn von historischen und geographischen Notizen, auch hier ohne Leben und Anschauung zu erreichen. Wichtiges geht neben völlig Belanglosem, Süßliches wechselt mit trockenem Bädekerstil, endlose Wiederholungen machen diese Wanderungen nicht erfreulicher.

Digitized by Google

Was Trinius über Goethe und Schiller in Thüringen zu sagen weiß, ist ganz unbedeutend; seine historischen Erinnerungen beleben nirgends die Landschaft wie bunte Blumen ein Aehrenfeld; sie bleiben tote Einschiebsel, bisweilen geradezu ledern erzählt wie etwa die Geschichte vom Grafen v. Gleichen (S. 37 ff.), der technische Unbeholfenheit jeglichen Duft raubt.

Eine Erfrischung ist es, nach dieser wenig glücklichen Wanderfahrt Wilhelm Arminius auf seinem Gang in die Ruhl zu begleiten. In den wenigen knappen Geschichten seines trefflichen Buches gibt er uns zehnmal so viel von Thüringer Art und Land und Leuten als Trinius in seinen zwei Dutzend Wanderbildern. An Rosegger und dessen frische Art der Gestaltung erinnern diese Geschichten bisweilen, in denen die Menschen fest mit der Landschaft verwachsen, oder besser noch an Otto Ludwigs novellistische Art. Thüringer zu sehen und darzustellen. Prächtig ist namentlich die letzte Erzählung, „Meister Matthis Christfest", in der harter Ernst und krauser Humor sich zu einer ganz köstlichen Bauerngeschichte zusammenschließen.

Schlachtensee bei Berlin. August Lesson

Der arme Niki. Die Geschichte eines aus der Reihe Gefallenen von Ossip Schubin. Berlin 1907. Gebrüder Paetel Zwei Bände. 223 und 192 Seiten.

Titel, Untertitel, sowie die ganze Anlage bereiten darauf vor, daß in diesem Buch schwere Buße für begangene Schuld getan wird, daß es eine Geschichte mit tragischem Ausgang ist. Indessen wird dem empfindsamen Leser in einer wohl vorbereiteten, das Gerechtigkeitsgefühl erfreuenden Weise die Rehabilitation des Helden geboten. Niki Sensenberg, der jüngste Sohn des Grafen Albert, ist der Liebling des Vaters und der ganzen Umgebung. Von bezaubernder, natürlicher Anmut und tiefer Herzensgüte hat er den Fehler, daß er in Geldsachen von einer unglaublichen Lässigkeit ist. Mit Ausnahme eines Falles, von dem außer ihm nur sein Vater weiß, handelt es sich dabei nur um Kleinigkeiten, um wirkliche Unbedachtsamkeiten. Auch das, was den Ehrenrat seines Offizierkorps veranlaßt, ihn für nicht mehr satisfaktionsfähig zu erklären, war nur eine ungeschickte, allenfalls indiskrete, keineswegs eine unehrenhafte Handlungsweise. Er hatte, im Begriff, von der kleinen Garnison zu einem Ball nach der Hauptstadt zu fahren, die Wahrnehmung gemacht, daß er kein Geld hatte. In der Absicht, seinen Vetter und Wohnungsgenossen, den Prinzen Derzheim darum anzugehen, findet er diesen nicht anwesend, sieht aber, daß dessen Börse auf dem Nachttisch offen liegen geblieben ist Er nimmt sie mit, um sie dem Vetter an der Bahn zu geben, kommt aber erst im letzten Augenblick an, während der Vetter den Zug versäumt. Zuhause vermißt dieser die Börse und macht darüber Lärm. Als Niki heimgekommen, dem Vetter die Sachlage erklärt, da ist es schon zu spät. Der Vorfall hatte sich inzwischen herumgesprochen, und war trotz des geringfügigen Betrages, um den es sich handelte, mit häßlichen Kommentaren versehen worden, so daß Niki arg verschrien wurde. Unseres Erachtens ist es ein Fehler in der Komposition, daß eine Börse mit nur

Digitized by Google

zwanzig Gulden den Ruf des jungen Grafen zugrunde richtet. Da hätte es sich doch um einen ganz anderen Betrag handeln müssen, um den Verdacht der Unredlichkeit verständig zu machen. Der Freund, der die volle Harmlosigkeit des Vorfalles erkennt und gesonnen ist, diese seine Auffassung jedem gegenüber nachdrücklich zu vertreten, reist mit Niki zu dessen Vater. Dieser aber, durch die der Familie widerfahrene Schmach ins Innerste getroffen, empfängt den Sohn hart und unversöhnlich mit den bösen Worten: „Und du lebst?“ Ein Selbstmordversuch Nikis wird vereitelt. Er geht in die Welt hinaus und in der harten Schule der Entbehrungen und der mühseligen Arbeit wird er zum Manne geschmiedet. In Paris, wo er von Amerika aus müde und krank ankommt, rafft er sich auf und gründet sich ein neues Leben der Arbeit. Die Sympathie und Achtung, die er in seinem neuen Kreise findet, läßt ihn die Demütigungen verwinden, die ihm bei Begegnungen mit früheren Bekannten widerfahren. Zu einer Großtat, die ihm die Versöhnung des Vaters bringen könnte, hatte er in den fernen Ländern keine Gelegenheit. Da endlich wird sie ihm in Paris geboten. Bei der Katastrophe in der Rue Jean Goujon behält er den Kopf oben. Seine selbstverleugnende Tapferkeit und Umsicht erringt die Bewunderung aller, die dabei waren. Die Zeitungen sind seines Ruhmes voll und nun versöhnt sich auch der Vater mit ihm, nun darf er die schöne Cousine heimführen, die unerschütterlich an ihn geglaubt hatte.

Die Verfasserin hat es verstanden, das Interesse für ihren Helden unvermindert rege zu erhalten, sein menschliches Fehlen begreiflich und verzeihlich erscheinen zu lassen und seine spätere Größe wohl zu begründen. Wenn es Menschen romanhaft erscheinen mag, daß Niki vis-à-vis du rien seine letzten fünf Francs einer armen Frau gibt, die neben ihm auf der Bank im Freien sitzt und deren krankes Kind ihn gerührt hat, so ist dem entgegenzuhalten, daß es derartiges im Leben gibt. Häufiger als man glaubt. In der Darstellung wirkt es anfangs oft störend, daß die Verfasserin uns die Gefühle und Gedanken der handelnden Personen schildert, wie etwa der Besitzer des Marionettentheaters die Drähte zieht, während wir doch derartiges selbst vor uns entwickeln sehen sollten, den Eindruck, den die einzelnen machen, daran zu erkennen hätten, wie sie sich bei den anderen abspiegeln. Daß Ossip Schubin das auch kann, beweist die Darstellung von Pips Derzheims Gemütszustand, nachdem er sich über die Lage Nikis klar geworden. Den Anstoß zur Katastrophe finden wir etwas ungeschickt gewählt. Wenigstens hätten hundert Gulden in der Börse sein sollen. Daß ein Mensch in Nikis Verhältnissen sich an einer Börse mit zwanzig Gulden vergreifen sollte, mußte selbst den ihm übelgesinnten Offizieren undenkbar erscheinen. Und wie Niki und Pips miteinander standen, war es auch gar keine Indiskretion, daß er dessen frei umherliegende Börse aufhob, um sie ihm zu bringen. Die Rehabilitierung geschah durch eine Tat, die nur seinem ganzen Wesen entsprach; er war in Amerika gerade so tapfer, da er als ein Feuerwehrmann eine Familie aus einem brennenden Hause retten wollte. Aber seine Welt sieht nur auf den Erfolg, nicht

auf die Tat. Im Stil hat uns die häufige Anwendung des Wortes „sich melden“ für Gefühle, Entschlüsse u. dgl. gestört. Sonst ist das Buch flott geschrieben und die Verfasserin weiß ihre Leser in den verschiedenen schweren und aufregenden Situationen mit fortzureißen.

S. S.

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim, Prag. („Aus Natur und Geisteswelt“, Bd. 110.) IV und 164 S. Mit 24 Abbildungen im Text. Leipzig 1906 bei B. G. Teubner. Preis geb. 1.25 M.

Wie Kinder ihre Umgebung mit ganz anderen Augen ansehen als Erwachsene, so sind auch die Vorstellungen über den Aufbau des Universums, deren Summe wir kurz als das jeweilige Weltbild bezeichnen, in den einzelnen Epochen der Entwicklungsgeschichte der Menschheit beträchtlich voneinander verschieden gewesen. Der Verfasser unternimmt es, in dem vorliegenden Büchlein die Ansichten, welche die führenden Geister der einzelnen Kulturperioden über Gestalt und Größe der Erde sowie über ihr Verhältnis zu den übrigen Gliedern des Sonnensystems und zu den Fixsternen sich bildeten, im einzelnen näher darzulegen. Von den ersten, in die Urgeschichte der Menschheit zurückreichenden Anfängen der Astronomie ausgehend, schildert er das allmähliche Fortschreiten dieser erhabensten aller Wissenschaften, die bei fast allen Naturvölkern in engster Beziehung zu ihrer Religion stand. Mit Staunen wird mancher Leser erfahren, welch bedeutende Kenntnisse auf astronomischem Gebiete schon die ältesten Kulturvölker sich durch andauernde Beobachtung des gestirnten Himmels und scharfsinnige Deutung der beobachteten Erscheinungen erworben hatten; wie nahe insbesondere das von einzelnen erleuchteten Geistern in der Blütezeit der griechischen Kultur aufgestellte Weltbild der Wirklichkeit entsprach; wie das starre Dogma im düsteren Mittelalter auch in der astronomischen Forschung jeden Fortschritt im Keim erstickte; wie dann endlich durch die Leistungen der hervorragendsten Denker einer neueren Zeit — von Kopernikus, Galilei und Kepler angefangen bis herauf zu unseren Tagen — Stein auf Stein gefügt wurde zu dem stolzen Gebäude astronomischen Wissens, dessen die Gegenwart sich rühmen darf. Einfach und anspruchslos, dabei durchaus gemeinverständlich geschrieben, wendet sich das gediegene Werkchen an die Gebildeten und Bildungsbeflissenen aller Stände; seine Lektüre dürfte namentlich auch für unsere reifere Jugend von größtem Nutzen sein.

-rt-

Medizinisches Wörterbuch. Von Paul Blaschke. Deutsch-Französisch-Englisch in einem Alphabet. Berlin und Leipzig 1907, Walther Rotschild.

Die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse hat die Notwendigkeit gezeitigt, mehr als dies bisher der Fall war, fremde Sprachen zu lernen. Man kann aber eine Sprache recht gut

Digitized by Google

Lesen und 6 Bd. das Lot in Richtung der Verbindung 12 machen, 12 Bd. das Lot in Richtung der Verbindung 23 machen, 23 Bd. das Lot in Richtung der Verbindung 31 machen, 31

zu erhöhen; dies geschieht dadurch, daß wir zu erforschen suchen, aus welchen Quellen die dem fraglichen Beweismittel anhaftenden Fehler entspringen; haben wir diese Quellen einmal entdeckt, so gelingt es auch vielleicht, sie zu verstopfen.

Was wir bis jetzt an Erkenntnissen über diese Fehlerquellen besitzen, ist zum größten Teile das Ergebnis von Einzelbeobachtungen. Vollständig fehlt uns, und wird für absehbare Zeit auch unerreichbar bleiben, statistisches Massenmaterial. Was wir gewinnen können an zur systematischen Beobachtung geeignetem Material, scheint vorerst nur durch eine weitgreifende Enquete erreichbar zu sein.

Zunächst müßte eine einzelne, besonders wichtige Frage in Angriff genommen werden, z. B. die Frage nach den Ursachen und Gesetzen der Erinnerungsfälschung. Ich denke mir deren wissenschaftliche Erforschung etwa so: die psychologischen, die kriminalistischen, die juristischen Vereinigungen Deutschlands schließen sich zu einem losen Verbande zusammen zwecks wissenschaftlicher Erforschung der Erinnerungstäuschungen. Von keinem anderen Satze ausgehend, als daß bei jedem Menschen das Erinnerungsbild infolge physiologischer und psychologischer Vorgänge ungewollte Veränderungen erleidet, wird eine möglichst massenhafte Sammlung genauer Protokolle über ein und dasselbe Ereignis aus verschiedenen Zeiträumen veranstaltet Zu diesem Zwecke zeichnet jedes Mitglied des Verbandes ein Erlebnis zu Beginn und am Schlusse des Beobachtungsjahres auf. Das erste Protokoll wird versiegelt und erst nach Niederschrift des zweiten Protokolls wieder eröffnet. Dann wird durch Vergleichung beider festgestellt, welche Wandlungen die erste bessere Erinnerung hat durchmachen müssen.

Einer Zentrale — sei es einem der angeschlossenen Vereine, sei es einem kriminalistischen Seminar an einer Hochschule — muß alsdann die Aufgabe zufallen, die hervorgetretenen Fehler zu verzeichnen, nach Gruppen zu ordnen, nach Häufigkeit zu registrieren, um so Anhaltspunkte zu gewinnen, in welcher Richtung besondere Fehler auftreten, ob sich gewisse Gesetze aufdecken lassen, deren Kenntnis uns befähigen würde, die Aussagen der Zeugen vor Gricht auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen, die Fehler der Erinnerung auszumerzen und die ganze Aussage gleichsam rückwärts zu revidieren. Es ist denkbar, daß besondere Fehlerquellen bei der Wiedergabe von Zahlen, von Farben, von abstrakten Begriffen usw. konstant auftreten, kurz, wir stehen da vor einem unentdeckten Land, ohne sagen zu müssen, daß von dessen Grenzen kein Wanderer wiederkehrt.

Eine sozialwissenschaftliche Enquete.

Wir lenken die Aufmerksamkeit all derer, die sich mit intellektueller Arbeit befassen, auf eine Initiative der „Belgischen sozialwissenschaftlichen Gesellschaft“

Täglich erscheinen über die verschiedensten Gegenstände Monographien in allen Ländern; es gibt keine einzige Frage aus dem Gebiete der philosophischen und Naturwissenschaften, die nicht jeden Augenblick auf irgend einem Punkte des Erd-

Digitized by Google

halles zum Gegenstande irgend einer noch nicht gemachten Beobachtung gemacht würde oder die nicht eine neue Beleuchtung erführe, die ihr ein neues Aussehen gewährte. Falls diese enorme Tätigkeit verstreut oder Stückwerk bliebe, würde sie zum Teil verloren sein. Deshalb ist man daran gegangen, ihre Ergebnisse zu sammeln und zu vereinigen, so daß alle vereinzelten Forschungen nach einem gemeinsamen Zielpunkte hinstreben sollen. Es blieb noch übrig, auch die Sonderwissenschaft der Kolonial-Soziologie aus dieser universellen Tätigkeit auf dem gemeinsamen Gebiete der Fortschritte der menschlichen Kenntnisse Nutzen ziehen zu lassen. In diesem Sinne hat die Belgische sozialwissenschaftliche Gesellschaft einen höchst beachtenswerten Versuch gemacht. Auf Veranlassung ihres Vorsitzenden, des Herrn Cyrille van Overbergh, beschloß sie 1905, eine über die ganze Welt sich erstreckende ethnographische Enquete über die Völker niederer Kultur zu veranstalten. Sie sprach den Wunsch aus, daß sich die gelehrten Körperschaften über die Vereinheitlichung der Methoden der Forschungen und ihrer Veröffentlichungen verständigen möchten, so daß alle an den Vorteilen der Vergleichbarkeit ihrer Studien Anteil nehmen könnten. Einige Monate nachher gab der Congrès d'Expansion mondiale von Mons diesem Gedanken nicht nur durch einen Beschluß, sondern durch eine tatsächliche permanente Einrichtung die Weihe, indem er das internationale ethnographische Bureau schuf.

Bis dieses augenblicklich in der Bildung begriffene Bureau seine Tätigkeit aufnehmen wird, verfolgt die Belgische sozialwissenschaftliche Gesellschaft ihre eigene Enquete weiter. In diesem Augenblick hat letztere bereits bemerkenswerte Ergebnisse erreicht. Die erste Nummer des Mouvement soziologique international, des Organs der Gesellschaft, enthält eine sehr interessante Arbeit über die Völkerschaften vom Uelle.

Es handelt sich hier nicht sowohl um endgültige und abgeschlossene, auf den Beobachtungen des Verfassers selbst beruhende ethnographische Monographien, als vielmehr darum, daß in systematischer und in für jede Völkerschaft gleichartiger Ordnung eine möglichst große Anzahl von Beobachtungen mitgeteilt werde, die wenig oder gar nicht verwerteten handschriftlichen Quellen oder Gegenständen aus Museen, oder an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien oder auch Druckwerken entlehnt sind. Die aus veröffentlichten Manuskripten stammenden Mitteilungen sind teils vom Kongostaate geliefert worden, der sie auf Grund seiner Fragebogen von 1898 gesammelt und bereitwillig zur Verfügung der Gesellschaft gestellt hat, teils auch von verschiedenen Personen, welche am Uelle gewohnt haben oder wohnen, und denen die neuen Fragebogen der Belgischen sozialwissenschaftlichen Gesellschaft zugesandt wurden.

Dieser erste Beitrag zu der umfangreichen Enquete über die Völkerschaften niederer Kultur ist an und für sich gewissermaßen nur eine vorbereitende Arbeit, da sie noch in ein allgemeines System einzureihen bleibt. Eben im Hinblick auf diese neue Arbeit wird der Aufsatz schon jetzt veröffentlicht, damit man die sehr wertvollen und sehr zahlreichen Elemente, die er enthält, vervollständigen, berichtigen und noch bereichern könne. Hierbei

Digitized by

möchten wir darauf hinweisen, daß vermittels einer sinnreichen Vorrichtung die einzelnen Blätter dieser interessanten Arbeit längs einer Durchlochung abgetrennt und so in Notizblätter umgewandelt werden können, die jeder in seine eigenen Kataloge nach seinem Ermessen einreihen kann. Was indessen besonders an der Initiative der Belgischen sozialwissenschaftlichen Gesellschaft zu rühmen ist, das ist, wie gesagt, die neue gemeinsame Richtlinie, welche dieselbe den bisher vereinzelt gebliebenen Forschungen vorzuzeichnen bezweckt, und in deren Ermangelung diese Forschungen manchmal von geringem Nutzen waren. Damit wird die Gesellschaft einen entscheidenden Anstoß dazu gegeben haben, daß die Kenntnis von den Sitten der Völker niederer Kultur erweitert wird, und aus diesem Grunde verdient das die Aufmerksamkeit all derer, die sich mit kolonialer Sozialwissenschaft befassen.

Die Leistungen des Carnegie-Institutes seit seinem Entstehen.

Wir lesen soeben von einer neuen großen Schenkung Carnegies für sein Washingtoner Institut. Da gerade „The Nation" (vom 28. März) sich über die fünf großen, seit Bestehen des Instituts erschienenen Jahrbücher der Carnegie-Institution ausführlich verbreitet, deren letztes in diesen Tagen herausgekommen ist, so sei einiges daraus wiederholt, um einen Begriff von den bisherigen Leistungen dieser großartig dotierten wissenschaftlichen Stiftung zu geben. — Eine Zeitlang haben die Leiter der Anstalt ziemlich viel Stipendien an junge Gelehrte, männliche und weibliche, gegeben, die höhere wissenschaftliche Arbeiten leisten wollten, nicht als Kandidaten für Universitätsgrade, sondern als mit wichtigen Problemen beschäftigte Studierende. Dieses Experiment ist nicht besonders geglückt, obwohl manche Stipendiaten hervorragende Fähigkeiten wie auch Ausdauer bezeigten. Jedoch konnten diese Einzelunterstützungen im weiteren nicht gänzlich fallen gelassen werden, weil die Stiftungsurkunde sie ins Auge gefaßt hatte. Neuerdings hat dann das Institut seine Haupttätigkeit auf die großen Unternehmungen gelegt, so daß jetzt elf weitere Forschungsgebiete mit großen Summen gefördert werden: Botanik, Nationalökonomie und Soziologie, experimentelle Evolutionslehre, historische Forschungen, Hortikultur, Biologie des Meeres, Astronomie, Ernährungslehre, Sonnenphysik, Erdmagnetismus, Geophysik. 78 größere Publikationen sind auf Kosten des Carnegie-Institutes bereits veröffentlicht und den Bibliotheken sowie den gelehrten Gesellschaften über die ganze Welt hin zum Geschenke gesandt worden. Biologische Arbeiten herrschen darin bei weitem vor. Unter den archäologischen und geographischen Arbeiten seien Pumpellys Forschungen in Turkestan, W. Max Müllers ägyptologische und Dorseys Untersuchungen über die Legenden und Sagen der Eingeborenen Nordamerikas erwähnt. Ohne Mr. Carnegies Geld hätten nur wenige aller dieser teilweise hochwichtigen Publikationen das Licht der Welt erblickt Eines der bedeutendsten und interessantesten sogenannten „größeren Projekte" ist das Solar-Observatorium auf Mount Wilson (Kalifornien), das unter Leitung von Pro-

Digitized by Google

fessor Hale steht und von der Carnegie-Institution erbaut worden ist und weiter unterhalten wird, wozu aber auch John D. Hooker aus Los Angelos in generösester Weise beigesteuert hat. Professor Boß bereitet daselbst einen Sternenkatalog vor, der die Sterne bis zur 7. Größe umfassen soll. Ein eigenes Schiff, die Galilei, ist zu magnetischen Aufnahmen auf den Stillen Ozean ausgesandt. Ferner unterhält das Carnegie-Institut ein Wüstenlaboratorium in Arizona, um die Wüstenvegetation zu studieren, ein weiteres in Cold Spring Harbor, um charakteristische Beziehungen und Gesetze im Evolutionsprozeß von Pflanzen und Tieren zu beobachten. Meeresbiologie wird in einem dritten Laboratorium zu Dry Tortugas in Florida betrieben. In der Abteilung, die den nationalökonomischen und soziologischen Studien geweiht ist, sind nicht weniger als 130 Gelehrte unter Dr. Wright beschäftigt; unter anderem ist eine Bibliographie der öffentlichen Dokumente der Vereinigten Staaten in Angriff genommen. Die Abteilung für historische Studien unter Dr. Jameson, früher in Chicago, jetzt in Washington, widmet sich hauptsächlich der amerikanischen Geschichte. Aus den philologisch-literarischen Arbeiten sei das von Dr. Ewald Flügel vorbereitete Chaucer-Lexikon als wichtiger Beitrag zur altenglischen Philologie erwähnt, während Dr. H. O. Sommer Forschungen in dem Gebiet der Arthurischen Romanzen treibt. Die amerikanischen Schulen für klassische Archäologie in Rom und Athen werden aus den Mitteln des Instituts regelmäßig unterstützt. Die medizinischen Studien sind dem Rockefeller-Institut in New-York überlassen; dagegen hat das Carnegie-Institut zu der Weiterführung einer medizinischen Bibliographie, des „Index Medicus", reichlich beigesteuert. Man sieht, daß Herr Carnegie mit seinen riesenhaften Schenkungen die Wissenschaft wirklich fördert.

M.

Der neue Syllabus.

. n Die Publikation des bereits angekündigten neuen Syllabus soll nach Meldungen aus Rom in kürzester Zeit erfolgen. Man legt in kirchlichen Kreisen dem Dokument große Bedeutung bei. Sein Hauptzweck soll sein, die modernen Irrtümer über die Bibel, Theologie und Philosophie zusammenzustellen, die von verschiedenen Autoren seit mehreren Jahren verbreitet wurden. Der „neue Syllabus" ist, wie der vatikanische Korrespondent des Figaro behauptet, inspiriert von Pius X., jedoch hauptsächlich eine Arbeit des hl. Offiziums, an der übrigens auch P. Fleming vom Minoritenorden als Mitarbeiter beteiligt war. Die Autoren, die am meisten betroffen werden, sind Engländer, Franzosen und Amerikaner. Man wird den Einzelheiten des Dokumentes mit großem Interesse entgegensehen müssen.

Noch etwas vom Seelengärtlein.

Zu dem in Nr. 22 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erwähnten „Seelengärtlein" findet sich in Nr. 54 des Vaterland (Luzern), zweites Blatt, folgende beachtenswerte Notiz: „Das Seelengärtlein von 1510, in der deutschen Ueber-

Digitized by Google

setzung von Sebastian Brant, ist keineswegs verschollen. Der ehrwürdige Bruder (d. h. Eremit) Konrad Scheuber von Alzellen (gest. 1559), der Tochtersohn des seligen Bruder Klaus, hat nämlich gerade die genannte Straßburger Ausgabe von Martin Flach als Gebetbuch benutzt, und es sagt schon Dr. Jakob Andermatt in seiner Biographie Scheubers von 1678: „Sein gewohnlich Bettbuch, der Seelengarten genannt, ist in Handen Herrn Wolffgangs an der Matt; ist sehr abgebraucht, schmutzig und der Einband vast zerbrochen, sonst ein nutzlich und kostlich Buch." Pfarrer Karl Waser hat diese Reliquie wieder aufgefunden.... Das Original wird noch heute im Pfarrhof zu Wolfenschießen aufbewahrt."

Dr. Hürbin.

Studienpläne für die Besucher von Handelshochschulen.

Der Studienplan an der Handelshochschule Berlin ist auf Grund der Erfahrungen des ersten Semesters dieser Hochschule von dem Kollegium der hauptamtlichen Dozenten durchberaten und in Gestalt von „Ratschlägen" niedergelegt worden, die in dem bevorstehenden Sommer-Semester jedem Studierenden bei der Immatrikulation eingehändigt werden sollen. Ausgehend von der nicht zu bestreitenden Tatsache, daß ein großer Teil der Studierenden aus Mangel an richtiger Führung einer rein zufälligen Gestaltung der Studien ausgesetzt ist, hat die Handelshochschule Berlin gleich bei ihrer Begründung mit der Einrichtung einer besonderen Vorlesung zur „Einführung in die akademischen Studien" zur Abstellung dieses Uebelstandes einen ersten Schritt getan. Ein zweiter Schritt geschieht mit diesen „Ratschlägen", die zunächst einen kurzen Ueberblick über die Studien in der Reihenfolge der Semester geben und hernach die einzelnen an der Hochschule gelehrten Fächer, sowohl Handelswissenschaften, Volkswirtschaftslehre und Rechtswissenschaft, als auch Geographie und Naturwissenschaften (einschließlich Warenkunde), sowie fremde Sprachen durchgehen und endlich der allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung einige Worte widmen. Der Ausbildung von Handelslehrern, wofür an der Handelshochschule Berlin eine besondere Professur des kaufmännischen Unterrichts besteht, ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Daß diese gedruckten Ratschläge die mündliche Beratung mit den Dozenten, denen sich die einzelnen Studierenden mehr oder weniger persönlich anschließen, nicht etwa überflüssig machen soll, geht aus den einleitenden Bemerkungen hervor, die auf diese persönliche Berührung von Lehrenden und Lernenden das größte Gewicht legen: „Der Lehrgang an der Handelshochschule Berlin beruht, wie an jeder deutschen Hochschule, auf dem Grundgedanken der Lernfreiheit. Der Freiheit des Studierenden, sich seinen Studiengang nach eigenem Ermessen einzurichten, entspricht die ihm obliegende Verpflichtung, über den richtigen Gebrauch dieser Freiheit mit sich ernstlich zu Rate zu gehen. Den Studierenden hierin mit Auskunfts- und Ratserteilung zur Seite zu stehen, sind sämtliche Dozenten der Hochschule in ihren (aus dem Personalverzeichnis wie aus dem Vorlesungsverzeichnis zu ersehenden) Sprechstunden bereit. Die Sprechstunde des Rektors beginnt in jedem Semester

Digitized by Google

an dem Tage der ersten Immatrikulation; wann die Sprechstunden der übrigen Dozenten beginnen, ist aus den Anschlägen am schwarzen Brett zu ersehen. — Die richtige Einrichtung der Studien muß sich nach dem individuellen Bedürfnis des einzelnen Studierenden richten; auch für die Studierenden, die die Absicht haben, nach Vollendung ihrer Studien eine Prüfung abzulegen (Diplomprüfung, Prüfung für Handelslehrer), lassen die Prüfungsordnung einen nicht geringen Spielraum. Aber vor manchem Mißgriff in der Reihenfolge und in der Gruppierung der Vorlesungen wird der Studierende doch durch die allgemein gehaltenen Ratschläge bewahrt werden können."

Zur Geschichte der Miniaturmalerei.

Die größte Autorität für die Geschichte der Miniaturmalerei, Henri Martin, der ausgezeichnete Vorstand der Bibliothèque de l'arsenal in Paris, hat seine langjährige Erfahrung und seine hervorragenden Kenntnisse im Gebiet der Miniierkunst in einem kleinen Buche „Les miniaturistes français" niedergelegt. Viele neue Ideen kommen darin zum Vorschein. Von einem höchst interessanten Forschungsergebnis Martins war schon vor zwei Jahren auch in deutschen Zeitschriften und Tageszeitungen vielfach die Rede, als in einem Aufsatz der Revue archéologique 1904, II Martin den Nachweis geliefert hatte, wie die Meister der Ateliers durch Skizzen am Rand oder schriftliche Bemerkungen die Ausarbeitung für die Gehilfen vorbereiteten. Jetzt ist in dem Kapitel „Instructions écrites et Esquisses des maitres miniaturistes" dieses System wiederholt dargestellt. Martin hat am Rande neben der ausgeführten Miniatur stehende Skizzen und auch Radierungen, die eine vorhergehende Skizze eliminierten, ebenso wie kurze schriftliche Anweisungen z. B. über Farben für die Gewänder in Fülle gefunden. Das Buch des französischen Gelehrten beschäftigt sich überhaupt hauptsächlich mit den technischen Fragen der Illuminierkunst, und von diesem Standpunkte aus sind auch die Sujets der Miniaturen, die Herstellung der Livres d'heures usw. betrachtet. Die Ausstellung der französischen Primitiven, die Henri Bouchots Initiative und Energie zu verdanken war, hat natürlich dem Bibliothekar des Arsenals neues Material zur eigentlichen Geschichte der französischen Miniaturen gegeben. Martin ist der Ansicht, daß große Schulen von Illuminatoren erst im 13. Jahrhundert entstanden sind, nachdem die Transskription und Ausschmückung von Manuskripten der heiligen Schrift und der Kirchenväter auch aus dem Grunde in Aufschwung gekommen war, weil der Glaube herrschte, daß jeder geschriebene Buchstabe oder jede an einem Buchstaben angebrachte Verzierung den Illuminator von einer Sünde befreie. Paris war das Zentrum der schönen Kunst in diesem Jahrhundert, gegen dessen Ende wohl 20 oder noch mehr Ateliers für Ausschmückung von Manuskripten bestanden, deren jedes

Digitized by Google

über eine Anzahl Gehilfen verfügte Um diese Zeit wurde auch, natürlich innerhalb des gegebenen Stiles und der erreichten Technik, am besten und sorgfältigsten gearbeitet; und ohne den Satz aufzustellen, daß eine Miniatur gut ist, weil sie alt ist, ist doch Martin der Ansicht, daß „des pauvres miniatures" zwei Jahrhunderte später viel häufiger sind. Im 13. Jahrhundert beginnt auch die Lust bei den Miniaturisten, Porträte in den Manuskripten anzubringen, und zwar keineswegs geschmeichelte Abbilder, sondern solche, die den Darzustellenden wiedergeben, wie er ist. Denn gar viele unter ihnen sind zu häßlich, um nicht gut getroffen zu sein. Von dem Moment an, wo die Illuminatoren ihrer eigenen Persönlichkeit in dem Porträt einen Ausdruck zu geben beginnen, fängt die hohe Kunst auch überhaupt an zurückzugehen. Selbstverständlich sind auch die einzelnen mit Namen bekannten großen französischen Künstler und Ateliervorstände charakterisiert, Jean Pucelle und Jean Coste, der gewisse Honoré, der auch in der schon von früher bekannten „rôle de la taille" von 1292 vortommt, die die damals in Paris bekannten Miniaturisten von einigem Ruf nebst Wohnung und Straße aufführt und zugleich die für ihre — nicht spezifizierten — Arbeiten gezahlten Preise nennt. Jacquesnart de Hesdin, der 1384 in Diensten des Duc de Berry steht, erscheint als der Illuminator der „Grandes heures" des Duc de Berry in der Bibliothèque nationale und der „Très-belles heures" in Brüssel. Auch eine Miniaturistin des Trecento oder Quattrocento ist vor einiger Zeit urkundlich nachgewiesen worden. — Zu dem ausgezeichneten theoretischen Werk Martins kommt gerade eine sehr praktische Publikation, welche die Trustees des British Museum herausgeben lassen. Aus den 147 in der Grenville-Bibliothek des British Museum ausgestellten illuminierten Manuskripten sind 58 lose Einzeltafeln quasi als Katalog veröffentlicht, denen weitere 50 aus dieser Ausstellung und später auch kollotypierte Tafeln anderer, nicht jedermann zugänglicher, Miniaturen folgen sollen. Die jetzt erschienene erste Serie (50 Tafeln kosten nur 5 Schilling) ist wohlgelungen, wenn auch manche Tafel reduziert werden mußte, weil das Format der Publikation einheitlich ist. In dem vorausgeschickten Register sind die Tafeln kurz beschrieben und auch Farbenangaben gemacht. Die Serie umfaßt byzantinische, englische, flämische, deutsche französische und italienische Miniaturen und gibt ein hübsches übersichtliches Bild der Stilarbeiten der hohen Kunst.

M.

Alte Handschriften- und Bücherschätze und ihre Bewertung.

Eines der größten deutschen Auktionsinstitute, C. G. Boerner in Leipzig, veranstaltete kürzlich eine Versteigerung von Autographen, das heißt eigenhändigen Schreiben bekannter Persönlichkeiten. Dabei wurden erzielt u. a. für Briefe von Luther 2200 bis 3150 M, solche von Melanchthon 200 bis 1050 M, für einen Brief Calvins 1900 M, Kaiser Karls V. 1300 M, ferner für Briefe deutscher Dichter, wie solche von Goethe 170 bis 2805 M, Heine 110 bis 400 M, Kleist 96 bis 1500 M, Lessing

Digitized by Google

710 bis 3400 M, Schiller 510 bis 595 M. Für das Manuskript von Mozarts berühmtem Klavierkonzert in C-dur, Partitur, Köchel Nr. 467, wurde 12,500 M bezahlt, während eine Anzahl Briefe von Richard Wagner zu 54 bis 2500 M verkauft wurden.

Demgegenüber ist es von höchstem Interesse, festzustellen, welche Preise heutzutage für Manuskripte des Mittelalters verlangt und bezahlt werden. Unter Manuskripten sind in diesem Falle vor Erfindung der Buchdruckerkunst handschriftlich hergestellte Bücher zu verstehen. Die sogenannten Blockbücher des Mittelalters, die zwar nicht von beweglichen Lettern, aber von Blöcken oder entsprechend geformten Holztafeln gedruckt wurden, zählen natürlich nicht dazu. Der Wert dieser Handschriften wird nicht allein durch Inhalt, Alter und Seltenheit, sondern vor allem durch die künstlerische Ausschmückung, also das, was man heute unter Buchschmuck versteht, bestimmt.

Wer sich etwa selbst eine kleine Sammlung von Manuskripten oder einige Stücke zulegen will, der muß schon über einen ziemlich großen Geldbeutel verfügen. Laut dem soeben erschienenen Katalog der Sammlung von Karl W. Hiersemann in Leipzig, betitelt: Manuskripte des Mittelalters und späterer Zeit, kostet ein Manuskript auf Pergament in deutscher Sprache aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, Spiegel menschlicher Behaltnuß, mit 96 großen, in den verschiedensten Farben ausgeführten Miniaturen auf 24 Folioblättern die Kleinigkeit von 8500 M, Manuskripte französischen Ursprungs aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, mehrere Biblia sacra latina, ebenfalls reich mit Miniaturen, Initialen und Randleisten geschmückt, 8000, 10,800 und 12,000 M, eine Handschrift Brunetto Latinis, des berühmten Florentiner Staatsmannes, Gelehrten und Dichters, aus dem 13. Jahrhundert, eine Encyklopädie des Gesamtwissens seiner Zeit darstellend, 6500 M. Die prächtigsten Stücke der Sammlung, Livres d'heures, französisch-burgundischen Ursprungs aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, die mit wunderbaren, außerordentlich fein ausgeführten Miniaturmalereien der besten Illuminatoren damaliger Zeit versehen sind, finden sich mit 6800, 13,500, 5800 und 22,000 M bewertet. Kleinere deutsche und französische Manuskripte des 16. bis 18. Jahrhunderts sind billig, schon von 30 Mark an, zu haben, während frühmittelalterliche, aus Italien stammende Manuskripte mit Miniaturen zu 6000 bis 6800 M angesetzt sind.

Sehr interessante orientalische Manuskripte, armenische und äthiopische, sowie persische und indische Initialmalereien aus dem 13. bis 19. Jahrhundert, hebräische, künstlerisch ausgeschmückte Ehekontrakte auf Pergament, prächtige Kostümwerke usw. stehen zu 25 bis 2500 Mark im Katalog. Den Clou der vielleicht einzig dastehenden Sammlung bilden zwei Musikmanuskripte, nämlich ein musikalischer Kodex, das Breviarium Benedictinum Completum, etwa aus dem 10. Jahrhundert, mit 23,500 M, und das Originalmanuskript Ludwig van Beethovens der Sonate op. 96 für Violine und Klavier, das ganz von seiner eigenen Hand geschrieben und mit seinem Namen signiert ist, zu 42,500 M. Auch Faksimile-Reproduktionen von Handschriften stehen zum Teil sehr hoch im Werte. So kostet

Digitized by Google

beispielsweise ein Exemplar der Reproduktion der berühmten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, des in der Bibliothek San Marco in Venedig befindlichen, seinerzeit im Auftrage des Papstes Sixtus IV. angefertigten Breviarium Grimani, komplett 2400 M; es umfaßt 12 umfangreiche Bände mit zusammen 300 farbigen Tafeln, ist hergestellt durch die Kunstanstalt Albert Frisch in Berlin in Dreifarben-Lichtdruck, und als hervorragendste, bis jetzt unerreicht dastehende Leistung auf dem Gebiete des Farbendruckes anerkannt.

A. Askani.

Ein Serum gegen die Dysenterie.

O. N. Es ging dieser Tage durch die Presse die Mitteilung, daß es zwei französischen Aerzten, Vaillard und Dosler (soll wohl heißen Dopter), geglückt sei, ein Serum zur wirksamen Bekämpfung der Ruhr herzustellen. Von 342 Fällen, die mit ihrem Serum behandelt wurden, hätten nur 10 einen tödlichen Ausgang gehabt.

Dem gegenüber muß festgestellt werden, daß eine Serumbehandlung der Dysenterie schon längere Zeit existiert und schon sehr gute Erfolge in unserem Nachbarlande Oesterreich und auch anderwärts erzielt worden sind. In Bosnien ist es z. B. gelungen, durch allgemeine sanitäre Verbesserungen die Erkrankungs- und Mortalitätsziffer bedeutend herabzudrücken. 1891 bis 1895 erkrankten noch 2500 bis 4000 Personen an Dysenterie und die Mortalität betrug etwa 24 Prozent; inzwischen ist die Erkrankungsziffer auf etwa 500 im Jahre zurückgegangen und die Mortalität auf etwa 19 Prozent. Immerhin kommen zwischen hinein noch stärkere Epidemien vor. Der Erreger der dortigen Dysenterie, der Shiga-Kruseſche Bazillus, ist nämlich außerordentlich widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse. Im Lehmboden vor Austrocknen geschützt, bleibt er einen Monat, ja vor Austrocknen geschützt, und im Schatten bis 130 Tage lebensfähig. Kleiderstoffe hielten den Bazillus in Zimmertemperatur an die 80 Tage und im Keller bei ständigem Abschluß des Lichtes 130 Tage und mehr fest. Aehnlich war es im Stroh der Betten. Bei Gelegenheit einer solchen Epidemie wurde nun das Valtaufsche Serum verwendet und es starb von den mit Serum behandelten Leuten kein einziger, während in den nicht geimpften Fällen von 15 Personen 8, resp. an einem anderen Ort von 13 vier starben. Auch im Verlauf war ein großer Unterschied. Im Durchschnitt kamen die Fälle mit Serumbehandlung in fünf Tagen zur Heilung, während da, wo infolge Mangels des Mittels mit der üblichen Methode behandelt werden mußte, die Heilung in leichtesten Fällen drei bis vier Wochen beanspruchte. Die Erfolge waren so gute, daß die doch sehr wenig gebildete, von Vorurteilen befangene Landbevölkerung alsbald den Nutzen deutlich einsah. Aehnlich günstige Erfahrungen sind schon vorher gemacht worden in Oesterreich, England usw.

Nun wäre nur eines möglich. Die Dysenterie ist nämlich

Digitized by Google

bei äußerlich ziemlich ähnlichem Krankheitsbilde von drei verschiedenen Mikroorganismen verursacht. Außer dem Bazillus Kurse-Shiga kommt noch ein ähnlicher Bazillus Flexner namentlich in Amerika zur Beobachtung. Ganz verschieden im Wesen davon ist dagegen die Ursache der sogenannten tropischen Dysenterie, wie sie in Aegypten, Syrien und anderen Ländern grassiert. Diese ist veranlaßt durch eine Amöbe und noch gefährlicher als die in den gemäßigten Zonen auftretende. Da Dopter über die Amöbendysenterie Studien angestellt hat, so wäre es möglich, daß er gegen diese jetzt ein Serum gefunden hätte Doch ist das nur eine Vermutung. Jedenfalls sollte konstatiert werden, daß gegn die Dysenterie, wie sie bei uns und in Frankreich usw. in Betracht kommt, bereits seit längerer Zeit erfolgreiche Serumbehandlung eingeleitet ist. Bei Berichten über Ruhr wäre es darum auch gut, wenn immer zwischen Amöben- und Bazillen-Ruhr unterschieden würde.

Meteorologische Forschungen in großen Höhen.

c.k. Fürst Albert von Monaco veröffentlicht im „Scottish Geographical Magazine" einen ausführlichen wissenschaftlichen Bericht über seine „Meteorologischen Forschungen in den hohen Luftschichten". Zwischen Portugal und den Kanarischen Inseln hat der Fürst Beobachtungsdrachen bis zu Höhen von über 14,750 Fuß steigen lassen. Diese Drachen sind an dünnen Seilen befestigt und tragen alle nötigen Instrumente, die die Beobachtungen selbsttätig registrieren Die größten Höhen, die mit diesen Drachen erreicht werden können, variieren zwischen 19,500 und 23,000 Fuß; die Drachen einzuholen, bietet keine Schwierigkeiten, aber das Aufsteigenlassen ist oft langwierig. Ein Aufstieg bis zu Höhen von 9800 bis 13,000 Fuß Höhe nimmt einen ganzen Tag in Anspruch; um die Drachen durch leichte Windzonen oder durch völlig windstille Luftschichten hinaufzubringen, müssen die Schiffe, von denen die Drachen aufgelassen werden, bisweilen mit Volldampf fahren. Später schritt der Fürst zur Anwendung von Beobachtungsballons, die sich in den höchsten Atmosphären vortrefflich bewährten und eine Reihe interessanter Beobachtungen vermittelten. Allerdings waren sie nur bei klarem Wetter zu verwenden. Zwei miteinander verbundene außerordentlich leichte Kautschukballons wurden aufgelassen, von denen der eine die Registrierapparate trug. Dabei können die Luftgeschwindigkeiten in den verschiedenen Höhenschichten beobachtet werden. Mit diesen Ballons wurden auf dem Atlantischen Ozean 18 Experimente vorgenommen und eine Höhe von 46,000 Fuß durchforscht. Man hat nun auch ein Mittel gefunden, die Ballons wieder aufzunehmen und den Aufstieg zu regulieren. Fesselballons wurden zuweilen bei geringeren Höhen angewandt. Auch Pilotenballons wurden abgelassen, die bis zu Höhen von 82,000 Fuß beobachtet werden konnten und dann für immer dem Blick entschwanden. Sie liefern wertvolle Aufklärungen über die Luftgeschwindigkeit in den höchsten Regionen. So ergaben Pilotenballons in der arktischen Region, am 80. Breitengrad, in den höchsten Schichten kolossale Windgeschwindigkeiten bis zu 132 englischen Meilen in der Stunde.

Digitized by Google

Die Petroleumquellen am Tegernsee.

Als Ergänzung zu dem Aufsatz von Friedrich Oertel, Die Petroleumquellen am Tegernsee (Beilage Nr. 81) dürften vielleicht folgende Mitteilungen von Interesse sein, die der Korrespondenz Herzog Wilhelms III. im Geheimen Hausarchiv entnommen sind.

Herzog Wilhelm III. von Bayern-München, seit Oktober 1431 königlicher Protektor des Baseler Konzils, ein schon alternder Junggeselle, hatte im Wonnemond 1433 Margaretha, die Tochter des Herzogs Adolf von Cleve, zum Ehegemahl genommen. Gelegentlich der Verhandlungen, die dieser fürstlichen Heirat vorausgingen und folgten, hatte der Sekretär des Wittelsbachers, Friedrich Aichsteter, dem Herzog von Cleve, der wie so mancher seiner Zeitgenossen, vor allem sein Herr und Kaiser Sigmund von Luxemburg, vom Podagra geplagt wurde, darauf aufmerksam gemacht, daß in Bayern ein Oel „aus einen hohen gepirg fleust, das gar gut für das podagra und für gar vil und mangerlei geprechen an dem leib gut sein sol". Herzog Adolf erkundigte sich alsbald bei seinem fürstlichen Schwiegersohn und erhielt zur Antwort, daß der Sekretär recht berichtet habe, „wann wir wunder gesehen haben, das man damit geheilt hat". Zugleich schickte Herzog Wilhelm dem Schwiegervater ein Fläschchen voll des Oeles unter Verschluß mit seinem Sekretsiegel und bat ihn, es zu versuchen: „und wann euch euer preck an den fuessen ankumbt, so salbet die fues und pein damit"; er möge glauben, „das das fur all erznei hilft". Anfang November 1433 dankte Herzog Adolf seinem Schwiegersohn für die Uebersendung des Oeles mit dem Bemerken, die Gicht oder das Podagra, das er habe, und die Pein an den Gliedern „is die haite gichte of podagra ind komst ons van heter materien an, as die meister ons seggen"; wenn der Herzog wisse, daß das Oel dafür gut sei und ihn bessern würde, dann möge er es ihm schreiben. Und weiter bat er um Auskunft, ob er das Oel auf seine Beine und Füße schmieren solle, wenn sie ihm weh täten, oder wenn sie ihm nicht weh täten. Die Antwort Herzog Wilhelms ist uns nicht erhalten.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß das in diesem Briefwechsel erwähnte Oel das im Jahre 1430 bei Tegernsee entdeckte ist, zumal da Herzog Wilhelm in Basel mit dem Vertreter des Klosters Tegernsee auf dem Konzil, Ulrich Stöckel, in regem persönlichen Verkehr stand.

So fiele also die erste Erwähnung des Tegernseer Petroleums in das Jahr 1433, also erheblich früher als das von Oertel angezogene Druckblatt, dessen Entstehung wohl später anzusetzen ist, als der Verfasser annimmt Und ein neckischer Zufall wollte es, daß vor 466 Jahren ebenso wie heute am Niederrhein zuerst außerhalb Bayerns die Kunde von dem wunderbringenden Oel beachtet wurde.

Gustav Beckmann.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

* **Neue geoplastische Lehrmittel.** Der Amberger Geoplast, Seminarlehrer J. Dinges, der bekanntlich für die Einführung plastischer Anschauungsmittel im Geographieunterricht in Bayern bahnbrechend wirkte, gibt soeben ein neues Relief des Kaisergebirges heraus, Maßstab 1:50,000. Er bietet dadurch dem geographischen Unterrichte das Modell einer besonders markant hervortretenden Kalkalpenkette von weltbekanntem Namen und großer typischer Bedeutung zu dem billigen Preise von 15 M. — Bei dem handlichen Format von 35×23 Zentimeter tritt uns das Modell als ein geschlossenes Ganzes entgegen, welches die aus dunklen Wäldern gigantisch aufragenden Felsmauern des Wilden und Zahmen Kaisers in ihrer ganzen Isoliertheit und Schroffheit, aber auch in detailliertester Durcharbeitung — nach den neuesten kartographischen Aufnahmen und eingehendsten Selbstudien — vorführt. Einer Aufforderung entsprechend, stellt der Verfasser das Werk in der Allgemeinen Ausstellung „Das Kind" in Wien (Prater) aus. Außerdem dürfte das Modell einem hohen sportlichen und touristischen Interesse begegnen. — Gleichzeitig erscheinen 60 kleine Bergmodelle aus den bayerischen und Nordtiroler Kalkalpen (Maßstab 1:50,000, Größe 10 bis 20 Zentimeter lang und breit) in Briefbeschwererform. Die auf Sockeln stehenden, fein ziselierten und naturfarbig kolorierten Modellchen erfreuen durch ihre Naturtreue jeden Alpenfreund und Kenner dieser Bergreviere (es seien nur Hochvogel, Grünten, Zugspitze, Guffert, Loferer, Salve, Hochkönig, Watzmann genannt), und da jedes einzelne Stück typisch ist für die Formation unserer Voralpenberge, so werden sie auch als Lehrmittel bei ihrem niedrigen Preise (6 bis 8 Mark) hochwillkommen sein.

* **Das Studium in Frankreich.** Im französischen Unterrichtsministerium wurde für das Schuljahr 1906/07 eine Statistik aufgestellt, aus der sich ergibt, daß die französischen Universitäten und Hochschulen 38,197 Studierende beiderlei Geschlechts zählen, und zwar: 35,638 männliche, darunter 33,399 Franzosen und 2239 Ausländer, und 2259 weibliche, darunter 1364 Französinnen und 1195 Ausländerinnen. Es studieren also in Frankreich insgesamt 3434 Ausländer, eine Zahl, die in früheren Jahren nie erreicht worden ist. Die Pariser Universität zählt nicht weniger als 15,789 Studenten. Es kommen dann, nach der Zahl ihrer Studenten angeordnet, die Universitäten von Lyon (2783), Toulouse (2675), Bordeaux (2496), Nancy (1841), Montpellier (1752). Lille (1560), Rennes (1498), Aix-Marseille (1269), Dijon (966), Poitiers (962), Grenoble (896), Caen (814), Besançon (325) und Clermont (281).

* **Eine naturwissenschaftliche Fakultät in Argentinien.** Die argentinische Republik errichtete im Zusammenhang mit dem Naturwissenschaftlichen Museum von La Plata eine naturwissenschaftliche Fakultät, in der die anthropologischen Studien

besonders gefördert werden sollen. An der Spitze des Museums und der Fakultät steht der Professor der Linguistik S. Lafone-Quevedo. Als Lehrer der Anthropologie ist nach dem Athenaeum Professor R. Lehmann-Nitsche, für Ethnographie Professor Outes und für Archäologie und Urgeschichte Professor Torres bestimmt.

* **Eine französische Handschrift.** In der letzten Sitzung der Akademie der Inschriften zu Paris legte der Leiter der Nationalbibliothek, L. Delisle, eine kostbare französische Miniaturhandschrift vor, ein Exemplar der sogenannten Bible moralisée, das jetzt in den Besitz von Pierpont Morgan gekommen ist. Die Malereien, sehr zahlreich und meist in großem Format, sind nach dem Urteile von Delisle wohl das Schönste, was das 13. Jahrhundert in dieser Art hervorgebracht hat. Ganz besonders prunkvoll und fein gearbeitet sind die Bilder von König und Königin, denen das Werk geweiht ist.

---

ar. **Eine große Expedition zur Erforschung der Nordostpassage durch das nördliche Eismeer** wird nach Petermanns Mitteilungen von Rußland geplant. Bekanntlich ist sie erst ein einziges Mal, 1878/79, von dem schwedischen Forscher A. E. Nordenskjöld ausgeführt worden, um den kürzesten Seeweg nach den Besitzungen am Großen Ozean auszunutzen. Es sollen zwei Dampfer mit Eisbrechertypus ausgerüstet werden, die den Versuch machen sollen, in einem Sommer die Fahrt bis zur Beringstraße auszuführen; jedoch ist eine Verproviantierung für zwei Jahre vorgesehen. Verschiedene Landexpeditionen sollen mit dieser See-Expedition zusammenwirken. Die Kosten sind auf eine Million Rubel berechnet.

* **Ein wertvoller Fund.** Professor H. Engelhardt, ein ausgezeichneter Kenner der Tertiärflora, namentlich des böhmischen Braunkohlengebietes, bespricht in den Berichten des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Regensburg ein neues sehr interessantes Fundstück. Es wurde ihm ein Stück böhmischer Braunkohle (schwarze Glanzkohle) aus dem Johann-Schacht bei Bruch zur Untersuchung übergeben. Professor Engelhardt erkannte darin eine Holzblume, eine ähnliche Pflanzenbildung, wie sie in Mittelamerika unter dem Namen Rose de Madeira, in Mexiko als Rose de Palo bekannt ist. Diese Bildungen sind Wucherungen auf den Aesten von Leguminosenbäumen und entstehen nach dem Keimen von Samen gewisser Loranthaceen auf diesen Bäumen. Aus dem Keim entwickelt sich zuerst eine Haftscheibe und aus dieser dann eine in das Innere der Zweige führende und hier die Nahrung aufnehmende Wurzel. Bald wächst die Haftscheibe mehr in die Dicke, als der darüber befindliche Teil des Schmarotzers, und legt sich schließlich in Falten, welche an ihrem Ende blattähnlich erscheinen. Ist der Schmarotzer, die Loranthacee, gestorben und abgefallen, so bleibt die Bildung in Form eines Bechers an den Nährzweigen zurück.

Digitized by Google

Das untersuchte Stück stellte einen Teil einer derartigen Holzblume dar; es ist von großer Wichtigkeit, weil es der erste Fund dieser Art ist. Mit diesem Vorkommnis ist festgestellt, daß sich bereits in der Tertiärzeit derselbe Vorgang an Loranthaceen abgewickelt hat, wie er sich jetzt noch in warmen Teilen Amerikas abspielt.

-rt- **Neuer Komet 1907,** b. Nach einer Zirkulardepesche der Kieler Zentralstelle für Kometen-Telegramme ist am 14. April von Mr. Mellish, Astronom an der Washburn-Sternwarte in Madison (Wisconsin), ein neuer Komet (der zweite dieses Jahres) entdeckt worden. Die Entdeckungspositionen und ihre täglichen Aenderungen sind:

Rektaszension	= 6h 40m;	tägliche Aenderung	= + 12m
Deklination	= + 8° 0';	„ „	= + 7°

Der neue Komet stand hiernach zur Zeit seiner Entdeckung im Sternbild des Einhorns, er ist aber inzwischen infolge seiner großen täglichen Bewegung in das Sternbild der Zwillinge übergetreten und wird weiterhin in wenigen Tagen so weit nach Norden vorrücken, daß er zirkumpolar, also die ganze Nacht hindurch, am Himmel sichtbar sein wird. Leider ist er, wie fast alle seine Vorgänger in den letzten Jahren, äußerst lichtschwach, da seine Helligkeit derjenigen eines Fixsterns elfter Größe entspricht; er kann also einstweilen nur in großen Fernrohren beobachtet werden

s. **Erdbeben.** Auf der Kaiserlichen Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg i. E. haben alle Apparate am 15. d. M. ein sehr starkes Erdbeben verzeichnet. Die Störung begann um 7 Uhr 21 Min. 7 Sek. morgens, die langen Wellen trafen um 7 Uhr 49 Min. ein. Die Dauer der Störung betrug über 3½ Stunden. Nach einer vorläufigen Schätzung liegt der Herd des Bebens in westlicher Richtung ca. 9500 Kilometer entfernt, vielleicht an der Westküste Mittelamerikas. Im Epizentrum fand das Beben um ca. 7 Uhr 9 Min. mitteleuropäischer Zeit (d. i. gegen Mitternacht nach Ortszeit) statt. — Diese am 15. herausgegebene Herdbestimmung seitens der Straßburger Hauptstation hat sich als zutreffend erwiesen, indem nunmehr Nachrichten über ein verheerendes Erdbeben in der mexikanischen Provinz Guerrero eingelaufen sind. Die darin genannten beiden Städte Chilpancingo und Chilapa nehmen bezüglich der Erdbeben in dem an und für sich schon seismisch sehr unruhigen Mexiko eine ganz besonders bevorzugte Stelle ein.

Eine Luftschiffahrt. Den Ruhm, die am längsten währende Luftschiffahrt — 19 Stunden, von Leipzig nach Leicester, eine Entfernung von nahezu 900 Kilometer — zurückgelegt zu haben, ist zwei deutschen Luftschiffern, Dr. Wegener vom 3. Garde-Grenadier-Regiment und Herrn Adolf Koch, zugefallen. Der Aufstieg erfolgte in Bitterfeld bei Leipzig. Herr Koch äußerte sich über die Fahrt einem Vertreter der englischen Presse gegenüber wie folgt: „Der Abend war finster und ein frischer Wind blies. Wir fanden, daß wir nicht sehr hoch aufsteigen könnten, und so segelten wir mit dem Winde über Deutschland.

Digitized by Google

Unter uns sahen wir die Lichter der Städte und Dörfer. Gegen 10 Uhr sahen wir vor uns das Harzgebirge, und um nicht an dieses anzufahren, warfen wir Ballast aus und stiegen höher. Die Fahrt über das Gebirge währte etwa 1½ Stunden. Dann verloren wir die Richtung und wußten nicht, wo wir waren. Bei Tagesanbruch sahen wir die Kanäle und Dörfer Hollands unter uns und wir wußten bald, daß wir uns über der Nordsee befanden. Ein starker Nebel verhüllte den Ausblick. Gegen Mittag aber hörten wir die Brandung, die nur vom englischen Ufer kommen konnte. Plötzlich teilte sich der Nebel und wir sahen Land unter uns. Ein prachtvolles Panorama entrollte sich vor unseren Blicken. So gelangten wir bis in die Mitte Englands, und obzwar wir vor hatten, Irland zu erreichen, mußten wir wegen einer Aenderung des Windes uns zur Landung entschließen. In der Nähe von Leicester waren wir nahe daran zu verunglücken. Eine Straßenlokomobile zog mehrere schwer beladene Wagen hinter sich und, dem Boden entlang fahrend, entkamen wir ihr mit knapper Not. Im nächsten Augenblick schlug die Gondel auf einer Wiese auf. Wir wollten abspringen, wurden aber abgeworfen und der Ballon fiel auf uns. Arbeiter waren in der Nähe und leisteten gleich willig Hilfe, so daß wir nur mit einigen Schrammen und zerrissenen Kleidern davonkamen. Ein Herr Johnston, der in der Nähe wohnte lud uns sofort in sein Haus ein, eine Gastfreundschaft, von der wir gern Gebrauch machten." Die beiden Herren reisten dann noch am selben Tage mit ihrem Ballon nach London ab.

---

* **Kongresse.** Am Montag Vormittag ist in Wiesbaden unter Vorsitz des Geheimrates Professor Schultze (Bonn) der 24. Kongreß für innere Medizin eröffnet worden, verbunden mit einer Feier des 25jährigen Bestehens des Kongresses. Dem Rheinischen Kurier zufolge sind etwa 400 Teilnehmer aus Deutschland und den meisten europäischen Ländern anwesend. Geheimrat v. Leyden begrüßte die Kongreßteilnehmer, namens der Stadt hieß sie Bürgermeister Heß willkommen. Nach weiteren Begrüßungsansprachen und nachdem Geheimrat v. Leyden den Geschäftsbericht über die 25jährige Tätigkeit des Kongresses erstattet hatte, wurde in die eigentlichen Verhandlungen eingetreten.

Die diesjährige Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte wird am 1. und 2. Juni in Baden-Baden stattfinden.

Die Abhaltung der Jahresversammlung des Vereins deutscher Bibliothekare in Würzburg ist durch den Tod des Oberbibliothekars Dr. Dietrich Kerler unmöglich geworden. Infolgedessen hat sich Bamberg bereit erklärt, die Versammlung aufzunehmen. Sie wird also dort am 23. und 24. Mai stattfinden. In Aussicht genommen sind folgende Verhandlungsgegenstände: die kgl. Bibliothek in Bamberg und ihre Hand-

Digitized by Google

schriften (H. Fischer); zur Bamberger Druckergeschichte (K. Schottenloher); Mißstände im Dissertationswesen (K. Geiger); das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken und seine Suchliste (R. Fick); Berichte der Kommissionen, besonders der Kommission für offizielle Drucksachen; Mitteilungen und Besprechungen über technische und Verwaltungsfragen.

Die 15. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins findet zu Freiburg in Baden vom 20. bis 22. Mai d. J. statt. Der Zweigverein Hannover stellt den Antrag: dem verdienten Vorstandsmitgliede Studienrat Professor Dr. Hermann Dunger die Aufgabe zu übertragen, die Geschichte des Sprachvereins zu schreiben, da jetzt noch Männer wie er, Launhardt, Lohmeyer, Saalfeld, Sarrazin, die von Anfang an für den Verein tätig waren, am Leben sind und berichten können. Die öffentliche Festsitzung findet in der Aula der Universität statt. Nach der Begrüßung durch die Behörden hält Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedrich Kluge den Festvortrag über die alemannische Mundart und die deutsche Schriftsprache.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Dr. August Wagenmann, ordentlicher Professor der Augenheilkunde in Jena, an die Universität Straßburg an Stelle Laquers. * Dr. Otto Frommel als Hauptlehrer am Predigerseminar der Universität Heidelberg.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Dr. Alfred Seng, außerordentlicher Professor an der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg, zum ordentlichen Honorarprofessor. * Privatdozent Dr. H. Schorer in Freiburg (Schweiz) zum außerordentlichen Professor an der juristischen Fakultät der dortigen katholischen Universität. * Privatdozent für Physik Dr. W. Meigen in Freiburg i. Br. zum außerordentlichen Professor. * Der außerordentliche Professor an der Universität Bonn Dr. Moritz Nußbaum zum ordentlichen Professor daselbst.

Habilitationen. Es hat sich habilitiert: Dr. A. Golf an der Universität Halle; die Habilitationsschrift behandelt „Die Technik der künstlichen Bewässerung in Nordamerika".

Sonstige Nachrichten. Dem nach Breslau berufenen Professor der Theologie Dr. Wobbermin wurde von der theologischen Fakultät der Universität Berlin die theologische Doktorwürde verliehen. * Die Universität Gießen versendet die Einladungen zu ihrer dritten Jahrhundertfeier, welche vom 31. Juli bis zum 3. August 1907 stattfindet. *

Digitized by Google

Professor Felix Adler von der Columbia-Universität in New-York wird als Nachfolger von Professor Burgeß im Jahre 1908 an der Berliner Universität Vorlesungen halten. * Professor Piktin aus Jassy (Rumänien) lehrt im Auftrage der rumänischen Regierung das Rumänische im Berliner Seminar für orientalische Sprachen. * Professor Heinrich Limpricht in Greifswald feiert den 80. Geburtstag. * Dr. Emil Richter, Professor für Chirurgie an der Breslauer Universität, feiert seinen 70. Geburtstag.

Personalien.

* **Todesfälle.** Dr. Adolf Stern, Professor der Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Dresden, bekannt als Literaturhistoriker und Novellist, ist an einem Herzschlag gestorben. Adolf Stern wurde am 14. Juni 1835 in Leipzig geboren und besuchte dort die Mittelschulen. Er studierte dann in Leipzig und Jena Geschichte, Sprachen, Literatur und Kunst und wurde 1860 als Lehrer am Krauseschen Institut in Dresden angestellt. Im Jahre 1865 wurde er an dem dortigen Polytechnikum zum ordentlichen Professor der Literatur- und Kunstgeschichte ernannt. Von seinen verschiedenen Arbeiten auf diesem Gebiete seien genannt: „Lexikon der deutschen Nationalliteratur“ (1882), „Geschichte der neuen Literatur“ (1883 bis 1885), „Geschichte der Weltliteratur“ (1887), „Otto Ludwig, ein Dichterleben“ (1891), „Beiträge zur Literaturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts“ (1893), „Studien zur Literatur der Gegenwart“ (1895; 3. Auflage 1905), ferner die Herausgabe der Werke Körners, Herders, Otto Ludwigs, Hebbels. Auch als selbständiger lyrischer und epischer Dichter sowie als Erzähler hat sich Adolf Stern (eigentlich Adolf Ernst) bekannt gemacht; außer seinen gehaltreichen „Gedichten“ wäre die epische Dichtung „Johannes Gutenberg“, die „Ausgewählten Novellen“ sowie die Romane „Die letzten Humanisten“ und „Ohne Ideale“ besonders zu nennen. Er gehörte auch viele Jahre der Vorstandschaft der Schiller-Stiftung an, welche Stellung ihm reichlich Gelegenheit gab, viel Gutes zu wirken und namentlich sich der jüngeren Talente anzunehmen und sie tatkräftig zu fördern. Im persönlichen Umgang zeigte er sich als eine ungemein liebenswürdige Persönlichkeit und edler Mensch. Ueber seine dichterische Bedeutung haben wir bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages in diesen Blättern eine ausführliche Abhandlung veröffentlicht. (Vgl. Beilage Nummer 136, 1905.)

Und noch ein anderer Dichter ist gestorben: Karl Frhr. v. Torresani. Am Gardasee ist dieser fruchtbare Romanschriftsteller ebenfalls an einem Herzschlag im Alter von 61 Jahren plötzlich gestorben.

Digitized by Google

Ferner ist Otto v. Leixner nach langen und schweren Leiden kurz vor Vollendung seines 60. Lebensjahres in Großlichterfelde gestorben. Mit ihm ist ein temperamentvoller Literaturhistoriker und ein Dichter dahingegangen. Außer durch seine zahlreichen eigenen Dichtungen und literaturgeschichtlichen Schriften hat er sich in der letzten Zeit durch Anschließung an die literarische Sittlichkeitsbewegung bemerkbar gemacht.

Außerdem sind gestorben: Der Zoologe Professor Dr. Nik. Wagner in St. Petersburg im 78. Lebensjahre. * Professor der Augenheilkunde in Breslau Hugo Magnus. * Professor Bleichsteiner, Vorstand des zahnärztlichen Instituts an der Universität Prag.

Büchereinlauf.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Statistica Giudiziaria Penale per l'anno 1903. Introduzione. (Direzione Generale della Statistica.) Roma 1907. 162 S.

Harold Cox: Socialism in the House of Commons. London, New-York, Bombay and Calcutta 1907. Longmans, Green and Co. 49 S. (6 Pence.)

H. Munro Chadwick: Studies on Anglo-Saxon Institutions. Cambridge: as the University Press. 1905. 422 S.

Meltzl Balambér: A stipulatio mint verborum obligatio a Római Joplean. Kolozsvár 1907. Stein János. 65 S.

Valamir v. Meltzl: Ueber den Ursprung der conditio incerti und ihr Verhältnis zur actio incerta ex stipulatu. Kolozsvar 1907. Verlag von Johann Stein. 24 S.

Franz Jesser: Die Beziehungen zwischen Heimarbeit und Boden. Dargestellt an den Siedlungen der Heimarbeiter des Bezirkes der Handels- und Gewerbekammer Reichenberg. Eine wirtschaftsgeographische Studie. Mit 20 Karten als Beilagen und 3 Textkarten. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. VII. Band.) Prag 1907. J. G. Calvesche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Joseph Koch). 136 S. (4 M.)

Ernst Pütter: Die Bekämpfung der Tuberkulose innerhalb der Stadt. Ein Beitrag zur Wohnungsfrage. Erfahrungen aus dem Berliner Auskunfts- und Fürsorgestellen für Lungenkranke. Berlin 1907. Verlagsbuchhandlung von Rich. Schoetz. 28 S. (60 Pfg.)

August Engel: Detaillisten-Fragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels. 2. vermehrte Auflage. (Soziale Tagesfragen. 33. Heft.) M.-Gladbach 1907. Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. 130 S. (1 M.)

Digitized by Google

W. Vallentin: Argentinien und seine wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland. Vortrag. Berlin 1907. Verlag von Hermann Paetel. 47 S. (40 Pfg.)

Ludwig Elster: Wörterbuch der Volkswirtschaft in zwei Bänden. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 8. bis 12. Lieferung. Jena 1906/07. Verlag von Gustav Fischer (Preis des vollständigen Werkes brosch. 35 M, geb. 40 M.)

Max Marcuse: Uneheliche Mütter. 5. Auflage. (Großstadt-Dokumente. Band 27.) Berlin Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. 105 S. (1 M.)

Heinrich Berger: Sozialhygienischer Rückblick und Ausblick 1906/07. Unsere Volksvertretung. Leipzig 1907. Benno Konegen Verlag. 26 S. (50 Pfg.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Ferdinand H. Schwarz: Nicholas Rowe The Fair Penitent. A Contribution to Literary Analysis, with a side-reference to Richard Beer-Hofmann. Der Graf von Charolais. Berne 1907. A. Francke, Publisher (Formarly Schmid & Francke). 84 S. (1.80 M.)

Stephan Vacano: Heine und Sterne. Zur vergleichenden Literaturgeschichte. Berlin 1907. F. Fontane u Co. 81 S. (2 Mark.)

Bernhard Steiner: Sappho. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 112 S. (brosch. 2.50 M, geb. 3.50 M.)

Paul Gerhardt: Geistliche Lieder. Mit einer Vorbemerkung von Dr. Arthur Ploch und dem Bilde des Dichters. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes Nr. 2018 bis 2021.) Verlag von Otto Hendel. Halle a. S. 303 S. (geh. 1 M, geb. 1.25 M.)

Heinrich Düntzer: Goethes Hermann und Dorothea. (Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. 1. Bändchen.) 9. Auflage. Besorgt von Georg Ellinger. Altenburg (S.-A.) 1906. Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe). 153 S. (1 M.)

Heinrich Düntzer: Schillers Räuber. (Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. 5. u. 6. Bändchen.) 2. Auflage. Besorgt von Otto Ladendorf. Altenburg (S.-A.) 1906. Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe). 258 S. (2 M.)

Paul Krüger: Abodah zarah. Der Mischnatraktat „Götzendienst". Ins Deutsche übersetzt und unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Neuen Testament mit Anmerkungen versehen. (Ausgewählte Mischnatraktate in deutscher Uebersetzung. 4.) Tübingen 1907. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 28 S. (90 Pfg.)

Hermann L. Stark: Hebräische Grammatik. Mit Uebungsbuch. 9., sorgfältig verbesserte und vermehrte Auflage. München 1907. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 152 u. 128 S. (geb. 4 M.)

Hermann L. Stark: Hebräisches Vokabularium (in grammatischer und sachlicher Ordnung). 8. u. 9. neubearbeitete Auflage. München 1907. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck.) 46 S. (geb. 80 Pfg.)

Digitized by Google

Römiſche Komödien. Deutſch von C. Bardt. 2. Band. Berlin 1907. Weidmannſche Buchhandlung. 270 S. (geb. 5 M.)

v. Wilamowitz-Moellendorff: Die Hymnen des Proklos und Syneſios. (Sitzungsberichte der Kgl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. 1907. XIV.) Berlin 1907. In Kommiſſion bei Georg Reimer. (1 M.)

Moderne Literatur.

Roſa Axamethy-Racher: Aus tiefſter Bruſt. Ein Bändchen Lyrik. Leipzig 1906 Verlag für Literatur, Kunſt und Muſik. 119 S.

Hermann Sternbach: Ein Erntelied der Liebe und des Lebens. Leipzig 1906 Verlag für Literatur, Kunſt und Muſik. 68 S.

Thilo Kieſer: Klatſchmohn. Gedichte Leipzig 1906 Verlag für Literatur, Kunſt und Muſik. 118 S. (2 M.)

Ernſt v. Wildenbruch: Die Quitzows. Schauſpiel. Volksausgabe. Berlin 1907. G. Groteſche Verlagsbuchhandlung. 188 S.

Digitized by Google

Digitized by

Heft 17, Nr. 87—90 Ausgegeben 27. April 19

Beilage zur Allgemeinen Zeitun

(Ausgabe in Wochenheften)

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle**, München

Inhalt:

	Seite
Ueber den Oberbayerischen Flottenverein von 1848, von General der Artillerie z. D. K. Th. v. Sauer	1
Politisch-wirtschaftliche Gedanken auf einer Levantefahrt, von Professor Dr. Kurt Wiedenfeld (Köln)	11
Die Frau im öffentlichen Leben (1. Teil), von Mathilde Planck (Stuttgart)	21
Körperkultur, eine Aufgabe des Hauses, von Frieda Radel	29
Das Wesen des Geschlechts, von Dr. K. Adolf Koelsch (Lugano)	32
Wolffs Begründung der Abstammungslehre, von Bernhard Wities (München)	40
Die Biersche Hyperämiebehandlung, von W. St.	43
Ein Münchner über München, von O. B.	49
Neues über Raabe, von Sigmund Schott	53
Offener Brief an Herrn Houston Steward Chamberlain, von Dr. Max Kemmerich (München)	59
Bücheranzeigen	65
Allgemeine Rundschau	73
Kleinere Mitteilungen	82
Hochschulnachrichten	88
Personalien	89
Büchereinlauf	90

Druck und Verlag:

Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H., München

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber den Oberbayerischen Flottenverein von 1848.*)

Von General der Artillerie z. D. K. Th. v. Sauer.

Von befreundeter Seite sind mir die wenigen Aktenstücke zur Verfügung gestellt worden, welche sich über die Tätigkeit des „Oberbayerischen Flottenvereins von 1848“ im Nachlasse seines Vorstandes vorgefunden haben.

Hierdurch bin ich in den Stand gesetzt worden, wenigstens ein ungefähres Bild der damaligen Flottenbewegung in München entwerfen zu können, und ich glaube dabei immerhin einiges gefunden zu haben, was weitere Mitteilung verdienen dürfte.

Erwähnen möchte ich hierbei, daß Herr Rechtsanwalt Dr. Ed. Bloch I., dem wir den seinerzeitigen vortrefflichen Vortrag über „Friedensbestrebungen“ verdanken, zurzeit mit einer geschichtlichen Abhandlung über die ganze, deutsche Flottenbewegung von 1848 beschäftigt ist und uns für nächsten Winter einen hierauf bezüglichen Vortrag freundlichst in Aussicht gestellt hat. Der heutige, wesentlich beschränktere, wird sich dazu wohl wie die plaudernde Vorrede zu einem umfassenderen Werke verhalten.

Zur Einleitung meiner Darstellungen wollte ich nun — vor allem — daran erinnern, daß gerade ein Jahrhundert verflossen ist, seit das alte römisch-deutsche Reich zertrümmert wurde. Es war ja lange schon morsch gewesen, und so fehlte ihm die Kraft der Einigkeit, die es allein befähigt hätte, der dämonischen Gewalt des korsischen Eroberers sieghaften Widerstand zu leisten: es zerbrach in seiner eisernen Faust. Das tausendjährige Sehnen Frankreichs war erfüllt: es gab kein Deutschland mehr. Aber

*) Vortrag, gehalten am 13. April 1907 in der Ortsgruppe München des Deutschen Flottenvereins.

Digitized by Google

das Wahrwort des Dichters: „Das Alte stürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen", sollte sich auch hier erfüllen.

Gerade als das deutsche Nationalgefühl vernichtet schien, da sprossen neue, herrliche Triebe aus seinen Wurzeln. Kaum eine Olympiade nach Palms schmählicher Hinrichtung sang Theodor Körner die zündenden deutschen Lieder seines „Leier und Schwert" und sie verhallten nicht im Winde: „das Volk stand wirklich auf" und „der Sturm brach wirklich los". Geeinigt zogen Deutschlands Heere nach Paris. Aber Blüchers Wort erfüllte sich: Die Feder verdarb nochmal, was das Schwert geschaffen hatte." Der Wiener Kongreß, der dem tieferschütterten Europa Frieden gab, vermied es, den Deutschen wieder ein Reich zu geben — ihr Sehnen nach Einigung wollte durch einen Staatenbund befriedigt werden, der zwar den vollen Beifall unserer Nachbarn, desto weniger aber denjenigen Deutschlands fand.

So war es wohl natürlich, daß das unbefriedigt gebliebene deutsche Nationalgefühl zwar zeitweise verstummen konnte, ersticken aber nicht. Und nicht bloß unsere Dichter, unsere Sänger, Turner und Schützen waren es, die das deutsche Banner hoch hielten, gerade bei uns in Bayern war es kein Geringerer, als unser großdenkender König Ludwig I., der die herrliche Befreiungshalle erbaute und in ihren Marmor die unvergänglichen Worte meißeln ließ: „Möchten die Deutschen nie vergessen, weshalb die Befreiungskriege notwendig wurden und wodurch sie gesiegt."

Als dann die Franzosen, kaum 25 Jahre nach dem Wiener Kongreß, schon wieder nach dem Rheine gierten, da brauste Nikolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", auch wie „Wogenprall und Donnerhall" durchs ganz deutsche Vaterland und warnte unsere Nachbarn im Westen vor der Gefahr, die ihnen ein geeinigtes Deutschland bringen könnte, und wenn die Warnung damals half, so wurde ihre ernste Wahrheit dreißig Jahre später doch verkannt und mußte erst durch Sedan eindringlich bewiesen werden.

Indessen — nicht bloß Frankreich, auch Dänemark, konnte dem Drange nicht widerstehen, dem deutschen Bunde zu zeigen, wie hoch es seine Ohnmacht schätze, und es hielt das Jahr des sogenannten „Völkerfrühlings" für geeignet,

Digitized by Google

deutsches Land, entgegen allen rechtlichen Verträgen, als dänisch anzusprechen. Da folgten dem Beckerschen „Rheinliede“ nicht allein das „Schleswig-Holstein, meerumschlungen“, und „Was ist des deutschen Vaterland“, sondern es kam auch wirklich zum Kriege mit Dänemark, aber auch zu Explosionen des deutschen Nationalgefühls, die weit über Gesänge und Lieder hinaus gingen, die Grenzen von Gesetz und Recht vielfach überschritten, immerhin aber bewiesen, daß Deutschland nicht bloß ein machtloser Staatenbund, sondern wieder ein mächtiges, einiges Reich sein wollte, würdig seiner Größe und Bedeutung. So geschah es denn, daß das Verlangen: den deutschen Staatenbund unter eine kräftige Zentralgewalt zu stellen und diese auf ein Nationalparlament zu stützen, eine der ersten Forderungen der damaligen Volksbewegung bildete, und daß diese Forderung auch einen Erfolg hatte, dem aber freilich seine Entstehung schon den Keim des Mißerfolges mit auf den Weg gab. Als eine zuverlässige Probe auf die Wahrhaftigkeit des wiedererwachten deutschen Nationalgefühls muß es nun angesehen werden, daß ein Hauptverlangen des deutschen Volkes in der sofortigen Beschaffung einer deutschen Flotte bestand. So neu diese Forderung war — denn das alte Deutsche Reich hatte ja niemals eine eigene Flotte besessen, und weder die mächtige Hansa, noch die kurbrandenburgische Flotte des großen Kurfürsten waren Reichsflotten gewesen —, so neu das Verlangen nach einer deutschen Kriegsflotte also war, so lag gerade in ihm der Beweis, daß der deutsche Süden Hand in Hand gehen wollte mit dem deutschen Norden, um die deutschen Küsten und den deutschen Handel zu beschützen, und daß das deutsche Volk keineswegs gewillt war, diese nationale Pflicht allein dem Norden Deutschlands zu überlassen.

Eben die verletzende Herausforderung durch Dänemark war es nun, welche den Ruf nach einer deutschen Flotte sofort zum gewaltigen Ausdruck brachte und diesen Ausdruck unverweilt durch Geldsammlungen in ganz Deutschland aufs kräftigste und werktätigste unterstützte.

Wenn wir uns daran erinnern, daß die Bewegungen des Jahres 1848 allenthalben im Monate März zum Ausbruch kamen, so werden wir es als einen Beweis für die Mächtigkeit des Flottengedankens ansehen dürfen, daß mit den Geldsammlungen zu seiner Verwirklichung bereits im

Digitized by Google

April — also gerade vor 59 Jahren — begonnen wurde, und daß in diesem Monate denn auch schon in München das „Oberbayerische Komitee für Sammlungen von Beiträgen zur Gründung einer deutschen Flotte“ zusammentrat.

In diesem Komitee waren — alphabetisch geordnet — folgende Herren vertreten:

Professor Dr. Heinr. Alexander, Buchhändler F. Christern, Gesellschafter der Firma Chr. Kaiser, Dietz, Künstler, Karl Frhr. v. Eichthal, Oberbergrat Feder, Dr. Ernst Foerster, Kaufmann Faulstich, Ministerialrat v. Hermann, Professor Dr. Hamberger, Hofmaler v. Kaulbach, Bankier Hermann v Krafft, Kabinettsrat Dr. Keller, Klotz, Künstler, Reichsrat Alfred Frhr. v. Lotzbeck, Kaufmann Franz Lindauer, Schriftsteller Joh. Friedr. Lentner, Kapellmeister Franz Lachner, Julius Lange, Künstler, Malaisé, Artillerie-Hauptmann, Christian Mey, Kunsthändler, Apotheker Mondschein, die Künstler Eugen Neureuther und Näher, Major v. Passavant des Kriegsministeriums, Hofrat Dr. Perner, Graf Pocci, Professor Schorn, Oberst Graf Saporta, Hofrat v. Schlichtegroll, Appellationsgerichtsrat v. Seuffert, Eisenhändler Schweykart, Gabriel Sedlmayer, Bierbrauer zum Spaten, Kaufleute Gustav und Karl Schulze, Generalmajor v. Winther, Stadtkommandant und Kunsthändler Heinr. Widmeyer.

Sie sehen: es sind Namen von bestem Klang und Herren aus allen Ständen in diesem Komitee vertreten gewesen und jeder von Ihnen hat wohl den einen oder anderen Bekannten darunter gefunden.

Als die Seele des Komitees und der ganzen Flottenbewegung in München darf Dr. Ernst Foerster bezeichnet werden, der denn auch zum Vorsitzenden gewählt wurde und als solcher die Leitung des eigentlichen Arbeitsausschusses übernahm, welcher hier die Benennung „Zentralausschuß“ erhielt.

Außer Dr. Foerster traten in denselben: Kaufmann Gustav Schulze als Kassier, Kaufmann Georg Faulstich als Schriftführer, dann Appellrat v. Seuffert, Oberbergrat Feder und Großbrauer Gabriel Sedl-

Digitized by Google

mayer als Beisitzer, endlich: Frhr. Karl v. Eichthal, Graf Pocci und Hofrat v. Schlichtegroll als Ersatzleute.

Dieser Zentralausschuß begann seine Tätigkeit bereits am 21. April und beriet in seiner ersten Sitzung an diesem Tage hauptsächlich über die Art und Weise, in welcher die Sammlungen für die deutsche Flotte stattfinden sollten. Man kam überein: die Hausbesitzer und die Distriktsvorsteher anzugehen, sich als eigentliche Einsammler zu betrachten, während auch von den Kaufleuten des Komitees Beiträge entgegengenommen wurden. Gleichzeitig wurde der Vorsitzende um Abfassung eines entsprechende Spenden heischenden Aufrufes ersucht und Kenntnis davon genommen, daß sich — unter Führung von Frau Josephine Kaulbach, der Gattin des berühmten, damals im Berliner Museum, mit der Ausführung seiner unsterblichen Fresken beschäftigten Meisters Wilhelm Kaulbach, einer geborenen Münchnerin — bereits auch ein Damenkomitee zugunsten der deutschen Flotte gebildet habe.

Es ist wohl selbstverständlich, daß der Zentralausschuß beschloß, mit diesem Damenkomitee Hand in Hand zu gehen, und es zu ersuchen, dem Herrenkomitee beizutreten, bezw. mit demselben zu beraten, was denn auch geschah; wie ja auch wir heute zum „Flottenbunde deutscher Frauen“ in besten Beziehungen stehen.

Am 13. Mai erschien der von Dr. Ernst Foerster verfaßte und vom gesamten Komitee unterzeichnete Sammelaufruf, den ich, seinem ganzen Inhalte nach bekannt zu geben, mich für verpflichtet halte.

Er lautet:

„Aufruf an die Bewohner von München und Oberbayern.

Dänemark blockiert die deutschen Häfen der Nord- und Ostsee, und Deutschland kann es nicht hindern. Deutschland zählt vierzig Millionen Einwohner und Dänemark kaum mehr als eine. Deutschland besitzt, selbst ohne Oesterreich, eine Handelsmarine von mehr als 3000 Schiffen mit nahe einer halben Million Tonnen, mithin nächst England die größte in Europa; aber es hat nicht ein einziges Kanonenboot zu ihrem Schutze. Dieser unserer Wehrlosigkeit zur See muß rasch ein Ende gemacht werden, soll nicht unberechenbarer Schaden und unaustilgbare Schande über uns alle kommen. Sage niemand: „Das sei Sache

Digitized by Google

der Seestädte und der Bewohner der Küste". Es sind Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbsfleißes aus allen deutschen Landen, die dort in Gefahr sind. Spreche niemand — nach der Erhebung des deutschen Volkes für seine Einheit — noch von einem Süddeutschland, geschieden von einem nördlichen! Es ist für des ganzen Deutschlands Ehre, für des ganzen Deutschlands Macht, Einheit und Wohlfahrt, daß unsere norddeutschen Brüder in Schleswig auf der Walstatt stehen und Blut und Leben opfern. Glaube niemand im Süden, es gehe ihn nichts an, wenn im Norden die Häfen gesperrt sind! Die Unterbindung der Adern spürt der ganze Körper; Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht im Binnenlande müssen gar bald den Rückschlag fühlen vom Stocken des Verkehrs in den Seeplätzen, und der Schaden dringt bis ans äußerste Ende.

Darum ist eine Kriegsflotte dringend notwendig und eine allgemeine deutsche Angelegenheit. Freilich lassen sich Linienschiffe und Fregatten nicht ausheben wie Soldaten; allein vieles kann zur Verteidigung der Küste augenblicklich geschehen durch Bewaffnung von Dampf- und anderen Booten: an seekundiger Mannschaft fehlt es so wenig, als an Begeisterung zum Kampfe. Wohl aber fehlt es an Geldmitteln zur Ausrüstung vorhandener, zum Bau neuer Schiffe. Die Staatskassen, nach allen Seiten aufs äußerste in Anspruch genommen, reichen allein nicht aus. Augenblickliche Hilfe aber ist nötig. So leiste sie das Volk, und Vaterlandsliebe hole nach, was die Staatskunst versäumt hat!

Schon bilden sich an verschiedenen Orten Vereine für diesen Zweck. Bayern, in erster Reihe bei allen Bewegungen für die Neugestaltung Deutschlands, konnte auch hierbei nicht zurückstehen. In München war es zunächst eine Anzahl edler Frauen, welche den Gedanken der Gründung einer deutschen Flotte und der tätigen Teilnahme womöglich des ganzen Volkes daran, mit Wärme ergriffen und mit Begeisterung ins Leben führten. Im Vertrauen auf die Macht in der Vereinigung selbst schwacher Mittel haben sie unter sich und bei ihren Bekannten Sammlungen von Geld und Geldeswert veranstaltet. Mit ihren Spenden von Schmuck, Silbergerät und barer Münze haben sie den Grund gelegt zu dem Schatz, mit welchem — wie wir zuversichtlich hoffen — München und Oberbayern ein wirksames Zeugnis deutscher Gesinung auf den Altar des Vaterlandes niederlegen wird.

Die Unterzeichneten haben, der an sie gerichteten Aufforderung gemäß, die Leitung dieser Sammlungen für München und Oberbayern übernommen und richten, infolge davon, an die Bewohner der Hauptstadt und des Kreises die Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen zur Gründung einer deutschen Kriegsflotte.

Wir wenden uns mit unserem Aufruf nicht nur an die Wohlhabenden und Reichen. Auch der Arme liebt sein Vaterland und will mit seiner kleinen Gabe nicht ausgeschlossen sein. Wir wenden uns an die Bewohner von Städten und Dörfern, an Fürsten und Edelleute, an Bürger und Bauern, an Diener und Herren, an die Beamten im Staats- und Privatdienst, an Offiziere und

Digitized by Google

Soldaten; wir wenden uns an die Geistlichen und ihr beredtes Wort und ihre oft geprüfte und stets erprobte Bereitwilligkeit zu Opfern für das allgemeine Wohl; wir wenden uns an die Frauen jedes Alters und Standes, daß sie ihren Schwestern sich anschließen, die ihnen und uns mit ermunterndem Beispiele vorangegangen; wir wenden uns an alle, an's ganze Volk, damit, wenn alle Kreise Bayerns und alle Staaten Deutschlands handeln, wie wir — und sie werden es! —, die verkündete Einheit Deutschlands offenbar werde in der Tat um das Vaterland, in der allgemeinen Liebe zum Vaterlande! Das Gedächtnis aber dieser Tat deutscher Vaterlandsliebe soll fortleben in der Flotte selbst, deren Schiffe den Namen der deutschen Stämme, die sie geschaffen, für ewige Zeiten tragen mögen. Glückauf denn: Bayern zur See!"

Spricht aus diesen herrlichen Worten nicht ein so begeisterter und lauterer Patriotismus, eine so glühende und tiefempfundene, reine und ideale Liebe zum deutschen Vaterlande, daß wir uns heute noch ein Beispiel daran nehmen können, ein Beispiel, das wahrhaftig nicht überall hingebend genug befolgt wird, das aber gerade vom bayerischen Verbande unseres Deutschen Flottenvereins stets und mit allem Nachdrucke hochgehalten wurde.

Foersters vortrefflicher Aufruf hat denn auch 1848 seine Wirkung nicht verfehlt. Der „Zentralausschuß" veröffentlicht hierüber fortlaufende Berichte, an deren Spitze sich an Beiträgen aus dem erlauchten Königshause verzeichnet finden:

400 fl. von J. M. der Königin Marie,
100 „ „ J. Kais. H. der Frau Prinzessin Luitpold,
100 „ „ S. K. H. dem Prinzen Adalbert,
200 „ „ S. K. H. dem Herrn Herzog Max,
und 100 „ „ J. K. H. der Frau Herzogin Luise;

Dann weiter:

500 fl. von der Familie Eichthal,
100 „ „ Herrn Reichsrat Alfred v. Lutzbeck,
je 50 „ „ den Ministern Graf v. Bray, Freiherr von Lerchenfeld, v. Thon-Dittmer, von Heintz und v. Beisler, sowie vom Reichsrat Graf Giech;
100 „ „ Frau Pacher, geb. List, aus Wien,
100 „ „ Brauhausbesitzer Knorr und Frau,
200 „ „ der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank u. s. w. u. s. w.

Neben solch bedeutenderen Gaben findet sich dann eine große Anzahl von Kronentaler- und Gulden-Beiträgen, und dann die wahrhaft rührendsten, wie 30, 24, 18, 12, 6,

Digitized by Google

ja 3 Kreuzer von Dienſtboten, Arbeitern, Schülern Soldaten uſw. (Ich ſelbſt habe als junger Kadett mein beſcheidenes Scherflein gegeben.) Aber auch von auswärts kamen die Spenden; da kommen von Landsberg 339 fl., von Geiſenfeld 40 fl., von Vilsbiburg 35 fl., von Deggendorf 41 fl., von Kötzting 11 fl., von Aichach und Altenmünſter 12 fl., von Lindau, als Ergebnis einer Vorſtellung im Dramatiſchen Verein, 60 fl., von Laufen 30 fl., von Pfarrkirchen 67 fl., von Tegernſee 50 fl., von Kochel 31 fl., von Hengersberg 43 fl., von Weilheim 53 fl., von Weißenhorn 59 fl., von Altötting 29 fl., von Erding, Mittenwald, Traunſtein, Haag uſw. ähnliche Beträge, denen ſich ſogar Innsbruck mit 343 fl. anſchließt.

In allen Häuſern und Familien, in den Abendgeſellſchaften, an den Spieltiſchen uſw. wurde für die deutſche Flotte geſammelt. So ſendet das 11. Infanterie-Regiment aus Stockach in Baden 118 fl. 34 kr. als gemeinſchaftlichen Beitrag aller Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die kgl. Glasmalerei-Anſtalt als Ergebnis einer Ausſtellung 100 fl., das Muſikkorps des Infanterie-Regiments Kronprinz, als Erlös eines Konzertes, 51 fl. 12 kr. uſw. Neben Bargeld wurde aber auch eine große Menge Schmuckſachen gegeben. So: ſilberne und goldene Ringe und Ohrringe, Armreife, Kettchen, Fingerhüte, Tabatieren und dergl. Eine erſte Verſteigerung ſolcher Gegenſtände ergab an 350 fl.

Beweiſen all dieſe Spenden nicht, daß die Empfindungen, aus welchen ſie gegeben wurden, ſich denjenigen von 1813 würdig an die Seite ſtellen?

Indes, nicht bloß in München und Oberbayern herrſchte dieſe Begeiſterung: ſie kam in ganz gleicher Weiſe in Augsburg, in Nürnberg, in Regensburg, aber auch außerhalb Bayerns, in ganz Deutſchland und über Deutſchlands Grenzen hinaus zum lebhafteſten, opferfreudigſten Ausdrucke.

So brachten die Deutſchen in London in kurzer Zeit 10,000 Pfund Sterling (200,000 M) zuſammen, zu welchen Prinz Wilhelm von Preußen, der ſpätere Kaiſer Wilhelm I. der Siegreiche, allein 1000 Pfund beigeſteuert haben ſoll; desgleichen brachte Kiel, damals eine Stadt von 13,000 Einwohnern und noch

Digitized by Google

dänisch, 9000 preuß. Taler = 27,000 M, und das kleine, gleichfalls dänische, Eckernförde 6000 Taler = 18,000 M zusammen. In Kiel hatte sich ja auch ein „Ausschuß für die deutsche Flotte“ gegründet, und ich will nicht unterlassen, anzuführen, was derselbe unterm 31. Mai 1848 an den Münchener Zentralausschuß schrieb: „Der unterzeichnete Ausschuß beeilt sich, Ihnen für Ihr Schreiben vom 24. d. M. den herzlichsten Dank zu sagen, und begrüßt mit Freude die erste Mitteilung, welche ihm aus Süddeutschland über die tätige Mitwirkung zu unserem großen Unternehmen wird. Wir Meeranwohner empfinden es lebhaft, daß uns das einige, ungeteilte Deutschland unsere Flotte herstellen kann, aber sowie diese Flotte das tatkräftige Symbol unserer Einheit sein wird, so sind wir stolz auf unsere Bestimmung, die Verwalter dieses großen Besitzes unserer Nation zu sein. Von Herzen erwidern wir daher Ihren Gruß und Handschlag.“

Wie wohlwollend man aber der damaligen Flottenbewegung auch in den höchsten Kreisen gegenüberstand, das geht aus der Tatsache hervor, daß die Majestäten König Max II. und Königin Marie wiederholt Bericht über den Fortgang der Sammlungen einforderten, während das Staatsministerium in einem Erlaß vom 8. Juli die Bestrebungen des Zentralausschusses ausdrücklich als „rühmliche, die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes fördernde“ bezeichnete und die Regierung von Oberbayern das „Kreis- und Intelligenzblatt“ für die Veröffentlichungen des Zentralausschusses zur Verfügung stellte.

Dieser aber und besonders sein unermüdlicher Vorsitzender Dr. Foerster war fleißig bemüht, neben den Sammlungen auch noch anderweitige Geldquellen ausfindig und flüssig zu machen.

So beriet der Zentralausschuß schon in seiner zweiten Sitzung vom 28. Mai über den Vorschlag: Enthebungskarten gegen das Abnehmen des Hutes beim Gruße und auch entsprechende Abzeichen (kleine Anker) für diejenigen Herren zu verkaufen, welche den militärischen Gruß an die Stelle des Hutabziehens setzen wollten. Es ist aber immerhin erwähnenswert, daß diese Grußreform doch erst ins Leben trat, nachdem sie von den Damen des Gesamtkomitees in der Sitzung vom 4. Juli genehmigt worden war. Dem Vereine der Nicht-Hutabnehmer ist aber dann

Digitized by Google

auch Herzog Max beigetreten, allerdings mit dem Wunsche, die Hälfte des eingehenden Erlöses für Notleidende zu bestimmen. Der militärische Gruß, dessen Einführung alsbald auch in Innsbruck versucht wurde, hat indessen doch nur 170 fl. eingebracht, von welchem Betrage also bloß die Hälfte den Sammlungen für die Flotte zugute kam.

Wirksamer war ein anderer, gleichfalls am 4. Juli gefaßter Beschluß des Komitees: die geplante Kunstausstellung, ihrer großen Kosten und sonstigen Schwierigkeiten wegen — es gab ja damals noch keinen Glaspalast und auch das Kunstausstellungsgebäude war noch nicht vollendet — in eine Verlosung gespendeter Kunst- und kunstgewerblicher Gegenstände und sonstiger Geschenke zu verwandeln. Diese Verlosung fand — bei 12 kr. Eintrittsgeld — am 5. August in Neuberghausen statt und endigte mit einem Ballfeste. Es wurden 8000 Lose, angeblich zu 24 kr., verkauft und 500 Gewinste gezogen.

Diesem Neuberghauser Verlosungsfeste war übrigens schon am 5. Juli eine Veranstaltung der Münchener Liedertafeln und Gesangvereine im „Prater" vorausgegangen, welche einen Reinertrag von 800 fl. zum Besten der deutschen Flotte ergab. Wie allseitig man aber bemüht war, Liebesgaben der verschiedensten Art zu spenden, um damit die Sammlungen für die deutsche Flotte zu unterstützen, davon ist auch das Geschenk des Sängers und Gesanglehrers Georg Stigelli (wohl Stiegele), der in Mailand lebte, ein erwähnenswerter Beweis. Er komponierte nämlich ein Lied: „Die deutsche Flotte und die deutschen Frauen", dessen Text (mit „L. L." unterzeichnet) in der Allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1848, Beilage Nr. 165) erschienen war und stellte sein Werk dem Zentralausschuß mit dem Antrage zur Verfügung: das Lied zum Besten des Flottenfonds vervielfältigen und verkaufen zu wollen. Ob dies, und mit welchem Erfolge, geschehen ist, habe ich nicht ermitteln können.

Mit dem erfolgreichen Verlosungsfeste war aber die Opferwilligkeit der Münchener noch keineswegs erschöpft, vielmehr gingen dem Zentralausschusse noch fortwährend weitere Spenden zu, so daß er erst in seiner 11. Sitzung vom 12. November 1848 zu einem gewissen Abschlusse kommt und der Regierung von Oberbayern anzeigen kann, daß die gesamten Einnahmen sich nunmehr auf 15,830 fl.

Digitized by Google

beliefen, wovon 15,500 fl. bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, als offenes Depot, hinterlegt worden seien.

War auch dieser Abschluß noch kein ganz endgültiger, so unterbrach der Zentralausschuß damit vorläufig doch seine Tätigkeit und beauftragte seinen verdienstvollen Vorsitzenden, Dr. Ernst Foerster, die geeignete Verwendung der eingegangenen Spenden sofort in die Wege zu leiten.

Gelang es hierbei auch nicht, die Sammlungen aller bayerischen Städte mit denjenigen Münchens zu vereinigen und so für den Gesamtbeitrag Bayerns ein einziges Kriegsfahrzeug zu beschaffen, ein Wunsch, der übrigens von mancher Seite als „partikularistisch" angesehen wurde, so mußte es dem Münchener Zentralausschuß zur desto größeren Genugtuung gereichen, daß schon seine Sammlungen allein hinlänglich erschienen, um wenigstens ein eigenes, größeres Kanonenboot dafür zu beschaffen.

In der, am 23. September 1849 abgehaltenen, 12. und letzten Sitzung des Zentralausschusses wird diese erfreuliche Nachricht vom Vorsitzenden bekannt gegeben und die Anfrage des Reichsmarine-Ministeriums: welchen Namen das oberbayerische Kanonenboot führen solle, auf Vorschlag Dr. Foersters mit dem Ersuchen beantwortet, die Bezeichnung „Wendelstein" dafür zu wählen.

Die Widmung eines Fraunhoferschen Fernrohres für den ältesten und eines silbernen Bechers für den zweitältesten Kapitän der neuen deutschen Flotte wurde gleichzeitig vom Reichsmarine-Ministerium angenommen, dem sodann die weitere Mitteilung zuging, daß der Münchener Zentralausschuß auch noch über nachträgliche Spenden von 700 fl. im Summa verfüge, mit welchen er eine Stiftung errichten wolle, deren Zinsen zu Belohnungen der Mannschaften des „Wendelstein" für besondere Leistungen verwendet werden sollen.

Unterm 22. Oktober 1849 gelangte sodann, durch Vermittlung des bayerischen Bevollmächtigten bei der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt, Herrn Obersten v. Xylander, folgendes Schreiben des „Reichsministeriums der Marine" an den Zentralausschuß.

„In Erwiderung Ihrer geehrten Zuschrift vom 29. September — Freiwillige Beiträge des Oberbayerischen Flottenvereins betr. — habe ich die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß dem See-

Digitized by Google

zeugmeister für die Nordseeküste, Herrn Kommodore Bromm, der Auftrag zuging, dem Kanonenboot Nr. 1, zum Andenken an den reichen Beitrag des gedachten Vereins, der bei der Erbauung der Kanonenboote mit zur Verwendung gekommen ist, den Namen „Wendelstein" beizulegen, diese Bennung auf dem Fahrzeuge in üblicher Weise anzubringen und künftig, neben der Nummernbezeichnung, in allen Rapporten usw. mit aufzuführen.

Ich verbinde mit dieser Mitteilung das Ersuchen, diese Verfügung gefälligst zur Kenntnis des oberbayerischen Flottenvereins gelangen zu lassen.

Der Minister: gez. Jochmus."

Dieser schöne Erfolg durfte dem „Oberbayerischen Komitee für Sammlung von Beiträgen zur Gründung einer deutschen Flotte" und besonders seinem tätigen „Zentralausschuß" wahrhaftig zur Befriedigung gereichen. Das Schlußwort im Foersterschen „Aufrufe": „Glück auf denn Bayern zur See!", es war damit zur Wirklichkeit geworden — leider nur zur flüchtigen!

Wie gerne würde ich davon erzählen, daß der „Wendelstein" Ruhmestaten vollbrachte, wie allenfalls der „Iltis" in unseren Tagen — es kam aber anders. Auf die junge Pflanze der deutschen Einigung fiel nicht nur „ein Reif in der Frühlingsnacht", sondern eine ganze Schar von Schädlingen aller Art, und so verdarb das kaum entsprossene Reis und nur wenige, gute Wurzeln blieben erhalten, um erst 20 Jahre später, auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs, neue, gesunde Keime zu treiben.

Je dankbarer wir diese Triebe pflegen und zu je edlerem Wuchse wir sie fördern wollen, desto sicherer wird uns die Wiederholung einer Schmach erspart bleiben, wie sie der Flottenbewegung von 1848 und ganz Deutschland dadurch wurde, daß die kaum geborene deutsche Flotte, bereits im Jahre 1852, durch den wiedererrichteten „Bundestag" — versteigert wurde.

Mit dieser schmerzlichen Erinnerung möchte ich aber nicht schließen; ich möchte sie lieber verwischen durch einen Hinweis auf das Deutsche Reich von heute und auf die Errungenschaften, deren wir uns jetzt, in dessen Schoße, erfreuen. Die, vor nunmehr sechs Jahrzehnten so schmerzlich vernichteten Frühlingsträume der 48er sind vor mehr als dreißig Jahren schon aufs glänzendste erfüllt worden, nachdem kurz vorher der Kampf um Schleswig-Holstein durch deutsche Siege entschieden war; und erst vor wenig Wochen

Digitized by Google

ist ein Vertrag zustande gekommen, der die letzten Nachwehen heilen wird, die zwischen unserem dänischen Nachbarn und dem Deutschen Reiche noch bestanden hatten. Das Reich aber hat sich nicht allein eine einheitliche Heeresmacht geschaffen, gegen welche selbst verbündete Mächte, bis in die neueste Zeit herein, noch keinen Angriff wagen mochten, sondern es ist auch auf dem sichersten Wege, sein starkes Heer durch eine, demselben ebenbürtige Kriegsflotte zu unterstützen, der, nach ihrer Vollendung, wohl nur die meerbeherrschende englische überlegen bleiben wird; und auch diese ist heute schon weit davon entfernt, die deutsche Flagge noch als eine Piratenflagge anzusehen, wofür sie jene von 1848 erklären wollte.

Aber auch „Bayern zur See" ist in unserer heutigen Kriegsflotte, nur freilich etwas stolzer, vertreten, als dies vor sechzig Jahren durch den „Wendelstein" möglich war, der uns darum nicht minder ein leuchtendes Vorbild bayerischen Opfermutes und bayerischen Deutschtums bleiben wird.

Heute führen die starken Linienschiffe „Bayern" und „Wittelsbach" und die Kreuzer „München" und „Nürnberg" die Reichsflagge, und in ähnlicher Weise sind alle deutschen Stämme — wie schon Dr. Foerster es gehofft hatte — in unserer Kriegsflotte aufgeführt, was uns so recht verständlich zum Ausdruck bringt, daß gerade die Flotte durch das treue Zusammenhalten aller deutschen Stämme geschaffen worden ist. Auch Kiel hat es erreicht, der „Verwalter" der deutschen Flotte zu werden.

Eben die Verkörperung der deutschen Einigkeit in der Flotte ist es ja aber, welche den Flottengedanken so volkstümlich in Deutschland gemacht hat und welche denn auch die ganze Grundlage des heutigen Flottenvereins bildet. Als dieser aber, vor 2 Jahren, in Stuttgart tagte, da stellten sich ihm ältere Herren vor, die dem dortigen „Flottenverein von 1848" nicht allein angehört hatten, sondern diesen Verein — mit echt schwäbischer Treue und Standhaftigkeit — auch heute noch hochhalten und fortführen. Auf die bewundernde Anerkennung, welche ihnen hierfür gezollt wurde, antworteten diese trefflichen Männer: „Haben wir denn nicht recht gehabt, fest an Deutschland zu glauben?"

Diesen idealen Glauben und diese treue Standhaftig-

Digitized by Google

keit wollen auch wir uns zum Vorbilde nehmen, auf daß unsere Kinder und Kindeskinder, bis in die fernsten Zeiten hinein, mit stolzem Selbstbewußtsein ausrufen können: Haben wir denn nicht recht gehabt, fest an Deutschland zu glauben!

Politisch-wirtschaftliche Gedanken auf einer Levantefahrt.[1])

Von Professor Dr. Kurt Wiedenfeld (Köln.)

Vom Urbeginn der asiatisch-europäischen Handelsbeziehungen bis zum Ausgang des Mittelalters der Brennpunkt des Weltverkehrs, dann auf Jahrhunderte zur kleinen Nebenrolle einer Sackgasse verurteilt, im letzten Menschenalter schließlich wieder eine der wichtigsten Durchgangsstraßen und doch so ganz anders als vordem aufgebaut — so als ein Wahrzeichen der gewaltigsten Verschiebungen stellt sich uns Heutigen das Mittelmeer dar, und nicht zuletzt sind es diese historischen Zusammenhänge, die den eigenartig ergreifenden, sonst wohl nirgends sich wiederholenden Eindruck hervorrufen, dem jeder Besucher jener altehrwürdigen Stätten der Kunst unterliegt. Denn mag man, um nur das Bedeutsamste herauszugreifen, auf der Akropolis von Athen die erhabenen Reste der perikleischen, 2¼ Jahrtausend hinter uns liegenden Zeit bewundern, oder mag man auf dem Markusplatz von Venedig, schlendernd und von keinem Wagen im Genusse gestört, ein Stück Mittelalter in sich aufnehmen — unabweislich drängt sich die Frage auf, wie kam es an diesen Stellen zu so packenden, Volksgröße atmenden Leistungen. und wie kommt es, daß in der Gegenwart so rein gar nichts mehr von jener

---

[1]) Im März dieses Jahres hat die Handelshochschule Köln wieder, wie schon in den beiden Vorjahren, eine größere Studienreise unternommen, und zwar von Genua über Athen und Smyrna nach Konstantinopel, von da mit der Anatolischen Bahn ins Innere Kleinasiens nach Eskischehir und dann zurück über Athen und Korfu nach Triest und Venedig Die Tage der Seefahrt wurden durch Vorträge der führenden Dozenten ausgefüllt; einer dieser Vorträge, nachträglich niedergeschrieben und deshalb umgestaltet, gibt dieser Aufsatz wieder.

Digitized by Google

Größe übrig geblieben ist. So manches wird ja beim Schauen verständlich, was vorher ein Rätsel schien; so vieles wird zur Gewißheit, was vorher nur Ahnung war; neue Vermutungen werden angeregt. Ja, auch Lehren für die Gegenwart und für unser Land lassen sich vielleicht gerade dort gewinnen, wo eine längst abgeschlossene Entwicklung auf so ganz anderem Boden sich der Beobachtung darbietet.

Schon ein Blick auf die Landkarte, vollends eine Fahrt etwa von Athen nach Smyrna hinüber macht ohne weiteres verständlich, daß zwischen Griechenland und Vorderasien schon ganz früh, in den Zeiten primitivster Küstenschiffahrt, rege Handels- und Kulturberührungen stattgefunden haben; gibt es doch in der ägäischen Inselwelt kaum eine Stelle, wo man nicht allenthalben um sich herum Land erblickt, und oft sind die ragenden Berge dieser Inseln als die Brückenpfeiler für den Verkehr zwischen Orient und Occident bezeichnet worden. Kein Wunder also, daß im ältesten Griechentum, in seiner Sprache, seiner Kunst, seinen sozialen Einrichtungen so viel phönizischer und ägyptischer Einfluß sich geltend macht. Aber daß gerade Athen einmal die Herrschaft über diese Inselwelt an sich bringen und im Handel eine bedeutende, die übrigen griechischen Städte überragende Rolle einnehmen sollte, das ist nicht so ohne weiteres geographisch begründet, da Athen doch nach Westen schaut, von den Brückenpfeilern sich abwendet und auch nicht, wie etwa Korinth, an einer Stelle gelegen ist, wo zwei vielbefahrene Meeresstraßen aneinander stoßen — der korinthische Meerbusen, nicht die gefürchtete Fahrt um den Peloponnes herum war ja in alten Zeiten der Träger der griechisch-italischen Verbindungen. Für Athen mußte daher aus anderem Zusammenhange heraus der Anlaß gegeben werden, zur See sich zu entfalten: die Perserkriege, die Attika zuerst als Landmacht trafen, haben seine Kräfte auch dem Meere zugewandt, und der gewaltige Elan, der aus diesem siegreichen Kampfe um das ganze griechische Sein, aus dieser Anspannung aller Kräfte für Attikas Volk sich ergab, er hat die Macht dieses kleinen Bauernstaates über die Verteidigung hinweg zum Angriff getragen, ihr das Aegäische Meer unterworfen und die Hauptstadt Athen zum Mittelpunkt des Mittelmeerhandels, zu einer Stätte hohen Reichtums gemacht. Jetzt erst war auch die Zeit gekommen, wo Athen in der Kunst die Füh-

Digitized by Google

rung übernehmen konnte, wo ein Kranz hellſter Sterne um Perikles ſich ſcharen ſollte: die großen Tragiker Aeſchylos, Sophokles, Euripides, die Hiſtoriker Herodot und Thukidides, der Bildhauer Pheidias — im 5. Jahrhundert haben ſie gewirkt, vom Volke getragen und das Volk erhebend, und Perikles iſt es, dem die Welt die Kunſtwunder der Akropolis, den Parthenon verdankt. Krieg war die Urſache, höchſte Friedenswerke waren die Wirkung.

Allerdings, lange vorhalten ſollte dieſe Wirkung nicht. Schon im Peloponneſiſchen Krieg, alſo noch in demſelben 5. Jahrhundert, rächte es ſich, daß Athen alsbald nach der Erlangung der Macht ihre Ausdehnung benutzt hatte, die Laſten von ſich auf die „Bundesgenoſſen", die unterworfenen Inſeln und Städte, abzuwälzen: den Kriegsdienſt zumal wußten die reich und bequem gewordenen Bürger von ſich fernzuhalten, und mit Tributgeld, nicht mit ſelbſt aufgebrachten Mitteln ſind jene gewaltigen Bauten aufgeführt worden, die heute noch an das ſogenannte Heldenzeitalter, richtiger, an die erſten Jahrzehnte nach dem Heldenzeitalter erinnern. Um ſo lauter erſchollen die Stimmen auf dem Markte, der ja die Rollen des Parlaments und der politiſchen Zirkel zugleich innehatte: eine Brutſtätte des Klatſches, der jeden mit dem Scherbengericht bedrohte, der ſich erkühnte, über den braven Durchſchnitt an Wiſſens- und Willenskraft hinauszuragen oder gar den ſouveränen Bürger an ſo etwas wie Pflichten zu erinnern; nur vom Rechte, das mit ihm geboren, wollte auch der Athener unterhalten werden. Offenbar war man, wie gerade die ſchnelle Folge und die Größe der Bauten, wie aber auch die übertriebene Betonung des Theaters erkennen läßt, in den Friedensjahren dank dem allzu raſch ſteigenden Reichtum ganz und gar äſthetiſch geworden, d. h. individualiſtiſch und ſchließlich egoiſtiſch; die moraliſche Größe, die ſelbſtloſe Hingebung an das Ganze, der politiſche Sinn wurden nicht als höchſte Mannestugenden geſchätzt — Entwicklung der individuellen Kräfte galt als Selbſtzweck. Reißend raſch ſank Athens Demokratie zum Plebejertum, zur Disziplinloſigkeit hinunter, um damit dann ſchlechthin alles zu verlieren, was es vorher ſich errungen hatte: politiſche Macht, wirtſchaftlichen Reichtum, künſtleriſche Leiſtungsfähigkeit. Politiſch wurde es von ſo ganz unkünſtleriſchen Stämmen wie den Spartanern und Thebanern, ſchließlich vom rauhen Mazedonien unter-

Digitized by Google

worfen: wirtſchaftlich wurde es ſo unbedeutend, daß der römiſche Handelsneid zwar Korinth zerſtörte, Athen aber beſtehen ließ; und in der bildenden Kunſt überſtrahlten es die Hauptſtädte der neuen mazedoniſch-griechiſchen Reiche, wie namentlich Alexandreia. Athen hat nach jener kurzen Glanzzeit nichts wieder geſchaffen, was als neue, ſelbſtändige Leiſtung von Ewigkeitswert angeſprochen werden kann. Wie jämmerlich erſcheinen die Reſte ſpäterer Bauten gegenüber den Herrlichkeiten der Akropolis! Und geradezu als Beleidigung der hiſtoriſchen Pietät empfindet man es, daß das Neugriechentum ſeine öffentlichen Gebäude ſo gern im Stil der Alten hält — eine Beleidigung, weil damit zu einem Vergleich der Geſamtleiſtung doch geradezu herausgefordert wird. Athens Akropolis in ihrer Vereinſamung predigt eindringlich und ergreifend die Lehre, daß große Kunſtleiſtungen nur hervorgebracht werden können, wenn der Künſtler in der Größe ſeines Volkes den Urgrund und den Anreiz ſeiner Betätigung findet, und daß die Größe eines Volkes trotz ſtärkſter künſtleriſcher Begabung ſtets auf ſeiner politiſchen Macht, auf ſeinem Gemeinſinn beruht: Entwicklung der Einzelkräfte, zum Selbſtzweck erhoben, bringt zum Verkümmern das, was man heben möchte; in den Dienſt dagegen des Volksganzen geſtellt und in ihm geſchult, entfaltet die Individualität ihre größten Leiſtungen.

Und was uns das alte Athen, dank der äſthetiſchen Begabung ſeines Volkes, über den Zuſammenhang der politiſchen und künſtleriſchen Entwicklung einer Nation aufzeigt, das lehrt uns Venedig mit ſeinem anders gearteten Volkscharakter über die Abhängigkeit des Wirtſchaftslebens von der ſtaatlichen Machtentfaltung. Auch hier eine Stadt, die geographiſch keineswegs zu einer Vorrangſtellung beſtimmt erſcheint. Denn die Lagune konnte zwar in den Stürmen der Völkerwanderung als willkommener Zufluchtsort für die Bewohner des Feſtlandes eine ſtarke Anziehungskraft ausüben, und gerade die reicheren Familien, die etwas zu verlieren hatten, ſind ja denn auch in immerhin beträchtlichem Maße auf die Inſelwelt des ſpäteren Venedig übergeſiedelt. Aber daß auch der ganze Mittelmeerhandel einmal in dieſe äußerſte Ecke der Adria ſich konzentrieren würde, war um ſo weniger zu erwarten, als in der ganzen älteren Zeit, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, für die Stellung eines Seehafens nicht, wie jetzt,

Digitized by Google

eine günstige Lage zu einem leistungsfähigen Hinterland, sondern vielmehr die Lage zu den großen Meeresstraßen von ausschlaggebender Bedeutung war; Venedig aber bezeichnete nur das Ende einer Sackgasse, nicht einen Kreuzungspunkt. Auch hier waren es die politischen Verhältnisse, auf denen die Wirtschaftsmacht sich aufbaute. Denn als das südlich und deshalb für den Verkehr günstiger gelegene Amalfi unter den ewigen Angriffen der Normannen seine Handelsbedeutung einbüßte, da benutzte Venedig seine formale Zugehörigkeit zum byzantinischen Reich, die wirtschaftliche Vermittlung zwischen diesem und dem Westen an sich zu bringen, und bald waren die politisch geschulten, aristokratischen Beherrscher der Lagunenstadt in der Lage, in den zahlreichen Kämpfen um Oberitalien die verschiedenen Parteien gegeneinander auszuspielen und sich dadurch die völlige Unabhängigkeit wie vom oströmischen, so auch vom fränkischen und deutschen Kaiserreich zu erringen, auch ihre eigene Macht zunächst über die Küsten des Adriatischen Meeres und dann über die Levante auszudehnen. Jeder Platz aber, den Venedig politisch mit sich verband, bedeutete einen Handelsstützpunkt und damit eine Gelegenheit, immer fester an der damals wichtigsten Reichtumsquelle, im Levantehandel, Fuß zu fassen; die Kreuzzüge, die die wirtschaftlichen Bande zwischen Orient und Occident wieder fester knüpften, haben Venedig dank seiner politischen Situation gewaltige Gewinne gebracht. Und welche enorme Ausweitung der Handels- und Reichtumsmöglichkeiten mußte es vollends bedeuten, als es dem Dogen Dandolo im Jahre 1203 gelang, den vierten Kreuzzug vom eigentlichen Ziel, dem muselmännischen Aegypten, abzulenken — dort hatte Venedig starke Interessen — und nach dem christlichen Byzanz zu führen, wo Genua bis dahin das Uebergewicht hatte. Das „lateinische Kaisertum“ im oströmischen Reich war ganz von Venedig abhängig, und das bedeutete nicht weniger als ein Handelsmonopol der Venezianer in allen wichtigen Städten der Levante, vor allem in Konstantinopel selbst. Der Höhepunkt der Macht wurde erreicht, als endlich nach mehrhundertjähriger Rivalität Genua, in der Schlacht von Chioggia (1379) zu Boden geworfen, die Herrschaftsstellung Venedigs für das ganze östliche Mittelmeer anerkannte: für reichlich ein Jahrhundert wurde die Königin der Adria der unbestrittene Mittelpunkt des gesamten europäisch-asiatischen

Digitized by Google

Handels, von keiner Stadt Europas auch nur annähernd an Bevölkerungszahl und an wirtschaftlichem Reichtum erreicht.

Aber hier, wie in Athen, trug dieser Reichtum den Keim des Verfalles in sich: man wurde schwachnervig und verlor den hohen politischen Sinn, der die früheren Geschlechter ausgezeichnet hatte. An die Stelle der straffen, gemäßigt aristokratischen Regierung trat ein ausgeprägtes Feudalsystem, das sich neu auftauchender Tüchtigkeit engherzig verschloß und doch zu den eigenen Gliedern kein Vertrauen mehr besaß, den Dogen zu einer Repräsentationsfigur herabdrückte. Nicht mehr die Söhne der herrschenden Familien fand man auf den Kriegsflotten ihrer Stadt; Söldnern wurde deren Schutz anvertraut, selbst unbedeutende Condottieri, wie Colleoni, wurden durch herrliche Bildwerke geehrt. Durch Verträge suchte man Gefahren vorzubeugen, wo man vordem mit dem Schwerte seine Ansprüche durchgesetzt hatte. Man war genußliebend geworden, wo vordem Machterweiterung das Ziel gewesen war. Und das Ergebnis? Das stolze Venedig konnte der andrängenden Türken sich nicht erwehren; es sah die Grundlagen seiner Macht und seines Reichtums schwinden, ließ erst Konstantinopel (1453) und dann als letzte Pforte zum Orient auch Alexandrien (1517) den Osmanen anheimfallen und war nicht einmal imstande, gegen das kleine Portugal sich einen Anteil am neu gefundenen Seeweg nach Indien zu erstreiten. Nur der Zwietracht zwischen Frankreich und Oesterreich, die einander diesen Besitz nicht gönnen konnten, verdankte es die einstmalige Königin, daß sie ihre formale Selbständigkeit einstweilen noch behielt. Längst hatte sie alle Bedeutung verloren, als sie schließlich 1797 ihr politisches Dasein abschloß; längst hatte sie auch aufgehört, im Wirtschaftsleben Europas eine irgendwie führende Rolle zu spielen. Die Macht und, ihr folgend, der Reichtum waren dahingesunken. Verfallende Paläste zeugen noch heute vom Gewesenen; nicht einmal zu ihrer Erhaltung, geschweige zu einem Neuaufbau reicht die wirtschaftliche Kraft der Heutigen aus. Vollends, daß das einst so genußfrohe Venedig für die Kunstentwicklung jede Bedeutung verloren hat.

Venedigs Kunst — so recht ein Abbild seiner politischen und wirtschaftlichen Entwicklung. In den Zeiten des Emporsteigens ist sie einfach und würdig, aber völlig ab-

Digitized by Google

hängig von fremder, namentlich byzantinischer Einwirkung, gleich als lasse das praktische Schaffen keine Zeit und keine Ruhe für die Verfolgung ideeller Ziele, während doch die Mittel zur Ausschmückung des Lebens mehr und mehr zusammenströmen und nach künstlerischer Verwendung drängen: die Markuskirche in ihren verschieden alten Teilen und die in Venedig so spät einsetzenden Anfänge der Renaissance, die fast stets biblischen Stoffe der Bilder beider Generationen Bellini — das ist das aufsteigende, politisch und wirtschaftlich sich betätigende, zur Kunst aber nicht recht in innerlichem Verhältnis stehende Venedig, das sich schmückt, weil's der Brauch erfordert, aber nicht aus ureigenstem Bedürfnis. Erst Tizian bringt dann um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, als der venezianische Stern am politisch-wirtschaftlichen Himmel schon stark verblich, einen ausgeprägt eigenen Ton in die Kunstentwicklung hinein; ihm und seiner Generation ist die Formenschönheit offenbar Selbstzweck geworden, nicht mehr nur Schmuck eines anders sich erschöpfenden Daseins. Schon jetzt aber auch ein Verfall der Kunst ein, wie man wohl am deutlichsten in den großen Prunksälen des Dogenpalastes beobachten kann: mit Gold überladen und protzig die Decken, den kleinsten politischen Erfolg der Gegenwart fast ebenso wie die Großtaten der Vergangenheit verherrlichend die Gemälde, Venedig noch immer als Beherrscherin der Welt dargestellt — gleich als ob man, gestützt auf den Reichtum der Väter, sich durch Bilder und Bauten über den Katzenjammer des Epigonentums hinwegtäuschen wollte. Und gerade aus dieser Zeit stammen einige Gemälde, Dogenporträte, die den Unterschied der politischen Gestaltung recht deutlich hervortreten lassen — in der Akademie hängen sie nebeneinander: der alte Prokurator Soranzio, wohl von Tizian gemalt, ein Ehrfurcht gebietender Greis mit einfachem Samtkäppchen, dem rücksichtslose Energie aus Mund und Augen spricht, der wohl hart zu befehlen, aber schwerlich zu verhandeln liebte, ein Vertreter der alten, zu seiner Zeit fast abgestorbenen Generation; und dann etwa von Tintoretto der Doge Cappello, dessen Mund das Befehlen noch nicht verlernt, dessen Augen aber das Verhandeln schon gelernt haben, und schließlich der Doge Mocenigo, bei dem Mund und Augen von kühler List ausschließlich sprechen, der mit seinem prunkvollen Ornat doch so gar keinen hoheitsvollen Eindruck macht — eben er auch

Digitized by Google

bekanntlich der Doge, von dem jener arg renommistische, unzweifelhaft gewaltig übertreibende Bericht herrührt, nach dem Venedigs Handel schon im 15. Jahrhundert über einen Jahresumsatz von 10 Millionen Dukaten verfügen sollte, eine schlechthin unmögliche Ziffer.

Aber nur kurz war diese Nachblüte, dieser Rausch einer dekadenten Kunst, und selbst dazu war man bald nicht mehr imstande; vom 17. Jahrhundert an ist Venedig nur noch Vergangenheit, in keiner Beziehung mehr lebendige, zukunftsfrohe Gegenwart. Selbst die Aufrüttelung durch den Suezkanal, die in der Nachbarschaft ein Triest, in Oberitalien ein Genua so rasch und stark emporgebracht hat — an Venedig ist sie spurlos vorübergegangen. Mittelalter ist es, was in seinen Gassen und auf seinen Kanälen, auf dem einzig schönen Markusplatz uns entgegentritt, und nur Mittelalter ringsum. So nachhaltig und auf immer hat der Verlust der politischen Macht den wirtschaftlichen Reichtum und die künstlerische Kraft selbst dieser stolzen Königin gebrochen. Ein Wahrzeichen, wie Athen, für alle Zeiten, daß ein Volk, das auf die Betätigung seines politischen Expansionsdranges in genußsüchtiger Altersschwäche verzichtet, damit zugleich aus der Reihe der Förderer von großen Friedenswerken ausscheidet. Auf moralischer, das Individuum dem Ganzen unterordnender Größe beruht am letzten Ende auch die Nachhaltigkeit des wirtschaftlichen und künstlerischen Erfolges.

Vielleicht ist es nützlich, auch bei uns und in unserer Zeit sich dieses Zusammenhanges zu erinnern.

Die Frau im öffentlichen Leben.

Von Mathilde Bland (Stuttgart).

I.

Das Frauenleben unserer Tage zeigt eine ganze Reihe von Problemen. Sobald wir eines davon, es sei welches es wolle, näher untersuchen, so werden wir in jedem Fall auf die Kernfrage der gesamten Frauenbewegung hingeführt. Wenn überlegt wird, ob und wie weit die Frau am öffentlichen Leben teilzunehmen habe, so hängt die Ent-

Digitized by Google

scheidung hauptsächlich davon ab, wie wir uns zu jener Frage stellen. Mit der einen Voraussetzung, die Frau sei ein vollwertiger Mensch oder könne bei ungehinderter Entwicklung jedenfalls ein solcher werden, wird sich beweisen lassen, daß alles Menschliche auch sie angehe, und nichts natürlicher sei als ihre Teilnahme an den Angelegenheiten der Gemeinde, der Kirche, des gesamten Vaterlandes. Die Kernfrage wird demnach gelöst, wenn jene Voraussetzung, die volle und ganze Menschennatur der Frau, möglichst stichhaltig begründet wird. Durch die wissenschaftlichen Vertreter der Frauensache ist dies mehrmals getan worden, und zwar von verschiedenen Ausgangspunkten. Auch indem sie nachwiesen, daß die Enge und Beschränktheit des weiblichen Denkens und Wirkens nicht von der Natur, nein nur historisch bedingt, aus einem jahrtausendelangen Abhängigkeitsverhältnis notwendig hervorgegangen sei.

Diese wissenschaftliche Begründung hat bis heute keinen ebenbürtigen Gegner gefunden. Es wird manchmal Nietzsche angeführt; aber sehr mit Unrecht. Er selbst würde sich höchlich darüber verwundern und in seiner bitteren Verachtung des Lesers aufs neue bestärkt werden. Stellt er doch seinem Kapitel über die modernen Frauenbestrebungen die Erklärung voran, daß er keine Beweisführung gegen diese Bewegung bringen wolle, daß sie ihm aber unangenehm sei und er seine subjektiven Empfindungen wiedergebe. Einen entschiedeneren und ehrlicheren Verzicht auf objektive wissenschaftliche Bekämpfung der Frauenbestrebungen wird man schwerlich finden, und es ist gar nicht unmöglich, daß sich Nietzsche heute ganz anders zu ihnen stellen würde als damals. Denn sie haben sich seitdem fortentwickelt und vertieft.

Demnach ändert auch Nietzsches Verhalten nichts an der Tatsache, daß die Wissenschaft von Anfang an unsere Bundesgenossin gewesen ist. Zuerst mit nur wenigen gewichtigen Stimmen und nun mit einer großen, sich stetig mehrenden Zahl. Für die Bewegung war dies von unschätzbarem Wert. Wir müssen unsere Sache selber führen, uns fortwährend mit dem Leben auseinandersetzen. Aber der Wissenschaft verdanken wir den festen Boden unter den Füßen, das tief gegründete und sichere Fundament unserer Arbeit, wie das solide Rüstzeug im Kampfe gegen den Gegner. Der einzelnen wurde sie eine kräftige Hilfe im

Digitized by Google

Zwiespalt ihres natürlichen Empfindens und Rechtsgefühls mit anerzogenen Vorurteilen und herrschenden Anschauungen. Ob sie außerdem gegen entgegengesetzte Meinungen siegreich vorgedrungen ist und auch entschiedene Gegner für die Frauenbewegung umgestimmt hat, läßt sich weniger leicht nachweisen. Dies scheint mir auch nicht wesentlich zu sein. Denn die ruhige und nur von einem kleinen Kreis vernommene Sprache der Philosophen ist abgelöst worden durch die mächtigere, zu allen dringende Stimme der Tatsachen. Ueber den theoretischen Streit sind die Ereignisse hinweggegangen. Durch sie ist auch das Problem, das uns heute beschäftigt, insoweit entschieden, als die Frauen, wenn auch erst in kleinerer Zahl, am öffentlichen Leben teilnehmen.

Für feiner empfindende Naturen bietet dieses gegenwärtige öffentliche Leben zunächst viel mehr Abschreckendes als Anziehendes. Abstoßend ist schon das Vielerlei der Dinge, die Menge des Wertlosen, das sich uns aufdrängt, dann das Chaos der allerverschiedensten Meinungen über diese Dinge, der Streit und Lärm, in dem gerade der Beste und Gründlichste am schwersten Gehör und Verständnis findet. Alles der heutigen Menschheit Gemeinsame steckt aber in diesem Chaos drin, ihre niederen Triebe wie ihre edleren Regungen. Die widerstreitenden selbstsüchtigen Interessen stoßen hier aufeinander, aber ebensowohl wird um geistige und sittliche Güter gekämpft. So zeigt es neben seinen düsteren, häßlichen Seiten auch freundliche, lichte Stellen. Außer den vielbegangenen, staub- und lärmvollen Straßen muß es für den, der sie sucht, auch stillere Gänge geben, wo das Vielerlei der Eindrücke sich ordnen und neue Kraft sich sammeln läßt und einzelne erhöhte Punkte, wo der Blick klar und frei bleiben mag, ohne der Teilnahme ihre Wärme zu nehmen. Mit dem Heraustreten an die Oeffentlichkeit darf nichts Gleichförmiges gemeint sein, nichts, das bei jedem einzelnen ungefähr dasselbe wäre. Es ist vielmehr etwas unendlich Abgestuftes, so mannigfaltig wie Lebensauffassung, Gemütsart und Charakter der Menschen selbst.

Ich möchte dies besonders hervorheben, weil die Frauenbewegung durch oberflächliche und schlecht unterrichtete Beurteilung in den Ruf des unvernünftigen Generalisierens gekommen ist. Wie oft begegnen wir der ganz

Digitized by Google

ernsthaft ausgesprochenen Meinung, wir wollten die gesamte weibliche Jugend zum Universitätsstudium heranziehen, sie aller häuslichen Arbeit entwöhnen, während solche und ähnliche Vorstellungen bei uns vielleicht einen noch kräftigeren Schauder hervorrufen als bei denen, die sie uns nahelegen.

Uebrigens war für das Heraustreten der Frau in einen größeren Wirkungskreis nicht die Erwägung maßgebend, daß sie dies ja auf ihre eigene Art tun könne. Auch ob es ihr leicht oder schwer fiel, war nicht entscheidend. Wir hören und lesen manchmal mit Staunen, was die Frauenbewegung alles veranlaßt haben soll: sie ist schuld daran, daß so viele Männer nicht heiraten, daß die Frauen in alle möglichen Berufsarten eingedrungen sind, daß die Mädchen lieber in die Fabriken gehen als in häusliche Dienste treten, wie man eben unbekannten Größen manchmal eine wunderbare Macht zuzuschreiben pflegt. Die Nationalökonomie wird ja mit solcher Legendenbildung allmählich vollends aufräumen. Nur die veränderten Lebensverhältnisse, die eiserne Not — äußerlicher oder geistiger Art — konnte die Frauen aus althergebrachter Lebensauffassung und Lebensgewohnheit herausreißen. Was die Frauenbewegung dabei tat und auch nur tun konnte, ist, daß sie mit den veränderten Daseinsbedingungen zu rechnen begann und die Frauen diesen neuen Verhältnissen anzupassen suchte. Zugleich gab sie den Vorgängen unserer Zeit, den wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Problemen, eine bestimmte Deutung und unternahm es, die gegenwärtig sich vollziehende Entwicklung zu beschleunigen.

Ebensowenig wie die ganze Kulturperiode, die sie hervorgerufen hat, ist die Frauenbewegung aus der Welt zu schaffen. Es kann sich daher für jeden Einsichtigen nur darum handeln, ob ihr Fortschreiten noch möglichst hintangehalten oder ob es unterstützt werden soll. Die Antwort hierauf ist zugleich ein Urteil über die Teilnahme der Frau am öffentlichen Leben.

Wird aber diese Beteiligung als notwendig begriffen, so kann immer noch die Meinung, auf welchen Gebieten und wie sie zu geschehen habe, eine sehr verschiedene sein. Auch hinsichtlich ihrer Motive, ob sie rein wirtschaftlicher oder zum Teil ethischer Art seien, begegnen wir nicht überall derselben Auffassung, nicht einmal in unseren eigenen

Digitized by Google

Reihen. Es müssen sich demnach die voneinander abweichenden Richtlinien aus dem Charakter der Frauenbewegung selbst ableiten lassen, ferner aus der besonderen persönlichen Art, die jeder Beteiligte mit hereinbringt, und endlich aus dem Erfolg oder Mißerfolg der einzelnen Arbeit, wie aus ihrer Rückwirkung auf den, der diese Arbeit tut. Hierüber nun, d. h. über die notwendig verschiedene Art der öffentlichen Frauenarbeit, möchte das Folgende einige Aufklärung geben und zu ihrem Verständnis in etwas beitragen.

Wenn wir immer noch hier und da einer gewissen moralischen Entrüstung darüber begegnen, daß die Frau sich in Dinge menge, die sie doch von jeher nichts angingen, so zeigt dies nur, daß die Entrüsteten eine verhältnismäßig kurze Vergangenheit in Betracht ziehen. In alter Zeit ist die Frau Priesterin, Richterin, Heilkundige, Handwerkerin, bis ins Mittelalter hinein, so lange, als nur persönliche Eigenschaften und selbst erworbene Tüchtigkeit für Ausübung dieser Berufsarten maßgebend sind. Wie dann die Zünfte sich zusammenschließen, ihre Lehrlings- und Gesellenarbeit regeln, wie auch in anderen Berufsständen allmählich eine längere und bestimmter umgrenzte Vorbildung notwendig wird, da sehen wir die Frau hinausgedrängt auf Grund keines anderen Rechtes als des des physisch Stärkeren. Heute muß sie sich nun die damals verloren gegangenen Gebiete zurückerobern. Es ist wohl nur die Gestalt der Lehrerin, die im Wandel der Zeiten nie ganz verschwunden ist. Mit dem Einfluß der Frau auf die öffentlichen Angelegenheiten verhält es sich ähnlich. Nur gehen hier die Unterdrückung der Frau und ihre Ohnmacht durchaus nicht Hand in Hand. Dies beweist unter anderem die Maitressenwirtschaft der Fürstenhöfe im 17. und 18. Jahrhundert. Sie hat ja die einzig beachtenswerte, immer noch wirksame Waffe gegen alle Weiberpolitik geliefert. Nur das orientalische Haremsleben kann der Frau jeden Einfluß auf das öffentliche Leben nehmen. Im Abendland ist er nie ganz unterdrückt gewesen. Aber seine Aeußerungen waren verschieden und seine Stärke wechselnd.

Wie die Betätigung der Frauen außerhalb des Hauses in früheren Zeiten in vielen Dingen eigentlich dieselbe war wie gegenwärtig und nur in der Form verschieden, dies sei an einem einzigen Beispiel näher ausgeführt.

Gehen wir zurück zu den wirtschaftlichen Zuständen, die den unsrigen vorangingen, und stellen uns einen gut bürgerlichen städtischen Haushalt vor ungefähr 100 oder 150 Jahren vor. Es wird damals noch manches im Hause selbst verfertigt, aber außerdem wird eine Anzahl Hilfskräfte von außen beigezogen. Gilt es eine Tochter auszusteuern, so erhalten Spinnerin und Weber, Tuchmacher und Nähmamsell ihre Aufträge, der Schreiner seine Bestellungen. Alles wird unter Leitung der Hausfrau hergestellt. Sie kennt den Wert und die erforderliche Menge des Materials und weiß die im einzelnen verwendete Arbeitskraft wohl abzuschätzen. Hat sie tüchtige Leute gefunden, so beschäftigt sie diese vorkommendenfalls immer wieder. Waren ihre eigenen Truhen und Schreine schön und gut gearbeitet, so erhalten ihre Kinder ihre Hauseinrichtung aus derselben Werkstatt. Auch mit der Bäuerin, die Butter und Eier, Bettfedern und anderes liefert, bestehen dauernde Beziehungen. Und wenn die Hausfrau mit praktischem Geschick ein warmes Herz verband, so nahm sie auch teil an dem Ergehen der Menschen, denen sie Arbeit gab, die in ihrem Hause aus- und eingingen. Der Arbeiter war seines Lohnes wert, ihrer persönlichen Empfehlung und ihres Beistandes sicher, wenn unverschuldet Not oder Krankheit über ihn kam.

Dieses einfache Verhältnis zwischen Konsumenten und Produzenten sehen wir in unseren Tagen nur noch in kümmerlichen Resten fortbestehen. An Stelle des Handwerksmeisters sind Unternehmer und Händler, meistens noch Zwischenunternehmer und Zwischenhändler getreten. Jede persönliche Beziehung zwischen Arbeiter und Käufer ist ausgeschaltet. Damit sind für beide Teile zwei wertvolle Momente verloren gegangen. Die Standesunterschiede waren früher schroffer als heute. Aber die Besitzenden waren für die Besitzlosen dennoch nicht die kalte und fremde Masse, als die sie heute angesehen werden. Ich weiß ja nichts von dem Menschen, der das Tuch zu meinem Kleid gewoben oder der das zierliche Kästchen verfertigt hat, an dem ich meine Freude habe. Zu unseren Ahnfrauen redete jedes Stück ihrer Umgebung von Arbeit und Streben der Mitmenschen; für uns ist sie tot, wenn uns nicht der Sinn für ihre Sprache aufs neue erschlossen wird. Vergnügt geht die Käuferin mit den billigen Wäschestücken nach Hause,

Digitized by Google

ahnungslos, wieviel Blut und Jammer daran hängen. Sie freut sich des zu halbem Wert gekauften schön gebundenen Buches, das sie gar nicht bekommen hätte, wäre nicht der arme Buchbinder um seinen kargen Arbeitslohn ganz oder teilweise betrogen worden. Ihre Kinder jubilieren über die schönen Spielsachen, die sie ihnen beschert hat, und sie selbst sieht ihnen in heiterer Ruhe zu; denn diese Sachen waren fabelhaft billig. Kein Wunder! Kleine Kinderhände haben die Würfel beklebt, die Häuschen angemalt oder die Perlen aufgereiht. Den ganzen Tag waren diese Hände beschäftigt, manchmal bis in die Nacht hinein. Solch schwache Arbeitskraft kann nicht viel Lohn erwarten. Und doch sind die wenigen Pfennige nötig, den Erwerb der Eltern zu ergänzen, damit er ausreiche für das allerbescheidenste Mittagsmahl, für die warme Stube im Winter.

Im Januar und Februar vorigen Jahres hat eine Ausstellung von Erzeugnissen der Heimarbeit in Berlin stattgefunden. Es war die zweite ihrer Art, und der furchtbare Mahnruf ist diesmal auch von der Regierung gehört worden. Ob es bald zu wirksamen Maßregeln kommt, wird aber wesentlich davon abhängen, wie weit die Einsicht der bürgerlichen Gesellschaft und ihr Verständnis reicht. Wir waren zufrieden, gut und billig einzukaufen, und um das Weitere kümmerten wir uns nicht. Unsere Gleichgültigkeit hat jenen grausamen Erwerbsgeist mit großgezogen, der die Schwachen und Elenden ausbeutet. Wir können uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß wir den Frauen vergangener Jahrhunderte *nachstehen an wirtschaftlicher Einsicht*: Wert einer Arbeit und Lohn mußten sich damals die Wage halten. Wir verstehen dies nicht mehr und können diese beiden nicht in Einklang bringen. Und wir stehen jenen Frauen nach an Verantwortlichkeitsgefühl denen gegenüber, deren Arbeit die Grundlage unseres Wohlbefindens ist, die uns gerade deshalb unentbehrlich sind.

Geben wir einmal diese beiden Dinge zu: wir sind unwissend in wirtschaftlichen Dingen, wir sind gleichgültig gegen das Ergehen der Menschen, die mit ihren Händen unser Behagen schaffen. Dann können wir nicht mehr ruhig viele Monate lang warten, bis wir unsere Schneiderin bezahlen. Wir werden nicht mehr verlangen, daß sie in der

allergeschäftsreichsten Zeit auch unsere Bestellungen ausführe, sondern wir werden diese früher machen. Und da wir um so besser und freundlicher bedient werden, so wird uns das gar nicht reuen. Kaufen wir unsere Weihnachtsgeschenke beizeiten ein, so machen wir dieselbe angenehme Erfahrung und sind nicht mit daran schuld, wenn die Geschäftsleute und namentlich ihre Angestellten wochenlang bis Mitternacht zu arbeiten haben. Wir werden uns auch nicht stundenlang in einem Laden alle möglichen Dinge vorlegen lassen, ohne das mindeste einzukaufen. Wer überhaupt weiß, was er will, der sieht schnell, ob er hier bedient werden kann oder nicht, und wer es nicht weiß, nun, der überlege es sich vorher; es wird ihm sicherlich nicht schaden, im Gegenteil, er wird dann viel besser einkaufen.

Es sind das kleine Dinge, und sie machen uns keinerlei Mühe als die, daß wir eben daran denken müssen. Aber sie bedeuten einen Schritt auf dem Weg zum sozialen Frieden. Dieser Weg ist weit, und er kann unmöglich zurückgelegt werden ohne die Mithilfe der Frauen. Könnten denn die gesundheitsschädlichen Industrien so lange fortbestehen, wenn nicht wir Frauen, die Hauptkonsumenten, in Unwissenheit oder Gleichgültigkeit verharrten?

Im Jahre 1903 ist ein deutsches Reichsgesetz verabschiedet worden, das 1907 in Kraft getreten ist. Es verbietet die Verwendung des Weißphosphors und macht der Schwefelholzfabrikation ein Ende. Die Vergiftungen, die bei dieser Arbeit vorkommen, konnten seit Jahrzehnten jedem zu Ohren dringen, der sich dafür interessierte, aber das kaufende Publikum — und dies sind in der Hauptsache die Frauen — hat sich nicht darum gekümmert, sonst wäre diese Quelle des Unglücks früher aus der Welt geschafft worden. Die schwedischen Zündhölzer waren ja als Ersatz zu haben.

Aus solchen Tatsachen darf wohl der Schluß gezogen werden, daß es die Frauen am allermeisten angeht, wenn jeder persönliche Kontakt zwischen dem Handarbeiter und dem Konsumenten abgebrochen ist. Sie müssen vor allem dazu mithelfen, an Stelle der zerstörten eine neue Brücke zu bauen. Durch gesetzliche Maßregeln ist schon einiges gebessert worden, und da wir den Staat nicht für einen toten und Leben ertötenden Mechanismus halten, so erhoffen wir noch manches von ihm. Gesetze wirken aber nur dann, wenn sie aus dem Ringen und Streben der Zeit heraus-

Digitized by Google

gewachsen, wenn sie getragen sind von dem Willen und Verständnis der Besten eines Volkes.

Deshalb geht ein Teil unserer öffentlichen Arbeit darauf aus, uns und andere über die Produktionsverhältnisse zu orientieren, über deren Rückwirkung auf das Leben der Arbeiterin und über die Punkte, an denen die Mittel zur Besserung einzusetzen haben. Von mehr als einer Seite wird der bürgerlichen Frauenbewegung der Vorwurf gemacht, sie habe sich um diese Dinge noch zu wenig gekümmert. Nach meinen eigenen Beobachtungen hat es uns nicht am guten Willen gefehlt. Aber wir mußten ganz von unten anfangen, und es ist keine leichte Sache, sich hineinzudenken und hineinzufühlen in die Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse eines anderen Standes. Wir mußten unsere Lehrjahre haben, durch gelungene und mißglückte Versuche unsere Erfahrungen sammeln. Allmählich sehen wir, was wir tun können und was uns bei der ungeheuren Aufgabe als besonderes Gebiet zufällt. Es muß in seinem Ausgangspunkt und in seinen Wirkungen ungefähr dasselbe sein, was die Hausfrau früherer Zeiten für die von ihr Abhängigen geleistet hat. Aber unser Rechtsgefühl muß sich auf andere Weise betätigen. Nicht nur auf das Einzelne darf unser Auge eingestellt sein. Es muß die Not der Tausende sehen, die größeren Zusammenhänge des wirtschaftlichen Lebens erkennen. Der gute Wille zu helfen, muß mit allen Möglichkeiten des Gelingens sich verbünden.

(Ein zweiter Artikel über diesen Gegenstand wird folgen.)

Körperkultur, eine Aufgabe des Hauses.

Von Frieda Radel.

Wie alle Anschauungen, sind auch Schönheitsbegriffe wandelbar und abhängig von Zeitverhältnissen und Lebensgewohnheiten, von äußeren Bedingungen und Einflüssen. Das religiöse Moment, die jeweilige Kultur und Kunst, Volkssitten, das alles sind gewichtige Faktoren für die Gestaltung des Schönheitsideals, das jedoch niemals für die Gesamtheit ganz festumrissen und einheitlich bestehen wird,

Digitized by Google

weil jedes Schönheitsempfinden, wie alle Gefühle, etwas Individuelles ist, bestimmt durch die ganz persönliche Auffassung. Aber es gibt Schönheitswerte von so großer Macht, daß sie einer ganzen Epoche ihren Stempel aufzwingen und maßgebend für die Geistesrichtung ihrer Zeit werden. Wir brauchen uns nur die klassische Kunst, die Renaissance, das Barock und Rokoko, das Empire zu vergegenwärtigen, um diese Macht vollkommen zu würdigen.

Oede, unfruchtbare Wegstrecken dehnen sich zwischen den einzelnen Kunst- und Kulturströmungen, um immer wieder abgelöst zu werden durch ein lebendiges, bewußtes Schönheitssehnen und -suchen. Auch in unserer, von praktischen Gesichtspunkten und realen Erwägungen geleiteten Gegenwart lebt eine solche Sehnsucht, die mit wachen Sinnen ausspäht nach ihrer Erfüllung. Sie richtet sich zuerst und am stärksten auf den Menschen. Wir wollen schöne Menschen, schön, nicht im Sinne einer kleinlichen Eitelkeit, die durch allerlei Tand und Putz äußerliche Wirkungen sucht. Wir wollen Menschen von stolzem Körperbau, voll Kraft und Anmut, die erhobenen Hauptes ihren Weg durch das Leben schreiten. Nun hat uns die Erkenntnis gelehrt, daß nur schön sein kann, wer gesund ist, und von dem Augenblick an trachten wir danach, alle jene, durch den schweren wirtschaftlichen Kampf, durch ungünstige Wohnungsverhältnisse, harte Arbeitsbedingungen, große Schulanforderungen der Gesundheit erwachsenden Hemmungen durch eine gute Körperpflege, durch eine rationelle Körperkultur möglichst auszugleichen und aufzuheben.

Der Staat hat, getrieben von der Einsicht, daß nur ein gesundes, widerstandskräftiges Volk leistungsfähig ist, daß nur gesunde Eltern eine gewisse Garantie für eine gute Arterhaltung sind, daß mehr in der qualitativen als in der quantitativen Höhe seiner Mitglieder der Wert des Staatsganzen ruht, mancherlei Einrichtungen und Bestimmungen vorbeugender und heilender Natur getroffen. Die weit größere Aufgabe fällt jedoch dem Haus und hier der Mutter zu.

Um diese Aufgabe erfüllen zu können, muß sie die ersten Grundbedingungen der Körperkultur kennen, die schon vor der Geburt des Kindes einzusetzen haben, um in der Säuglingsernährung und Pflege die erste praktische Bedeutung zu gewinnen. Die weitestgehende Reinlichkeit, viel Sonnen-

Digitized by Google

licht und frische Luft, eine sinngemäße Kleidung, die eine absolute Bewegungsfreiheit zuläßt, das sind neben der Nahrung die natürlichen Vorbedingungen. Sowie das Kind laufen kann, gesellt sich eine einfache Gymnastik im Hause dazu, die sich mit dem vorschreitenden Alter erweitert und selbst in beschränkten Wohnungen durch ein paar Hanteln, ein Turngerät, das zwischen zwei Türen leicht anzubringen ist, bewerkstelligt werden kann. Die wenigen Schulturnstunden, die zudem in vielen Privatmädchenschulen in ihrer Erledigung weder einen gesundheitlichen noch einen ästhetischen Wert haben, genügen bei weitem nicht dem kindlichen Bewegungsbedürfnis, das seine erwachenden Kräfte messen will in der Ueberwindung scheinbarer Hindernisse. Eine gute Atemgymnastik, die einfach eine Sache der Gewöhnung und durch einige Ratschläge und Beobachtung zu erzielen ist, wird die Lunge, die Luftwege und die Haltung wesentlich unterstützen. Alle diese Grundsätze für eine Körperkultur sind festgelegt und werden teilweise befolgt; aber der durch körperliche Uebungen erzielte Nutzen wird wieder aufgehoben durch eine sinnwidrige Kleidung der meisten Schulkinder, die sich dann an den Erwachsenen immer gesundheitschädlicher gestaltet. Es ist statistisch nachgewiesen, wie viele Rückgratsverkrümmungen und Knochenschäden ihre Ursache in den Tragbändern der Knaben, den Korsetts der Mädchen, den Schulranzen haben.

Wer würde ein Bäumchen, in dem die treibenden Kräfte quellen, mit einem eisernen Reifen umgeben, der seine Lebenssäfte in ihrer Entfaltung behindert? Einem Mädchen aber, dessen kindlicher Körper sich dehnt und reift, legt man ein Mieder um mit Stahlstangen und Fischbein, knüpft man ein festes Strumpfband um, engt man ein durch steife Halskragen, und in diesem gesundheitswidrigen Anzug soll es viele Stunden in der dumpfigen Schulluft auf einer schmalen Bank sitzen, die Aufmerksamkeit konzentrieren, immer neuen Wissensstoff in sich aufnehmen. Wenn sich dann die schädigenden Einflüsse geltend machen, dann wird Eisen genommen, vielleicht ein Landaufenthalt verordnet; die Ursache aufzuheben, daran denkt niemand, und wenn der Arzt derartige Vorschläge macht, so befolgt sie die Mutter nicht, weil auch in der Kleidung unendlich viel Tradition und Gewohnheit liegt.

Die Mutter selber trägt ein Korsett, feste Halskragen,

Digitized by Google

spitzes Fußzeug. Wie soll sie ihrem Kinde klarmachen, daß es in der Bekleidungsfrage höhere Prinzipien gibt als eine Eitelkeit, die Körperformen vortäuschen will, die nicht vorhanden sind. Diese selbe Mutter steht vielleicht mit ihrer Tochter in Bewunderung versunken vor einer antiken Statue, hingerissen von der vollendeten Reinheit der Linien, von der Schönheit eines normalen Körpers; aber die Konsequenzen vermag sie nicht zu ziehen.

Die Kleidung soll keineswegs unter den neuen Gesichtspunkten eine nebensächliche, untergeordnete Bedeutung für unser Leben erhalten. Auch in ihr und ihrer Ausgestaltung ruht ein Stück Kultur, und je mehr in uns das Schönheitsbewußtsein erwacht, desto mehr wird es an dem eigenen und dem Anzug unserer Kinder zum sinnfälligen Ausdruck gelangen. Wir müssen aber bewußt das hygienische Moment in den Vordergrund unseres Wollens setzen, um mit ihm unsere Schönheitsansprüche zu verschmelzen zu reiner Harmonie.

Wenn wir als Resultat einer guten Körperkultur und einer vernünftigen Kleidung weniger bleichsüchtige, blutarme junge Mädchen haben werden, wenn gesunde Mütter ihre Mutterpflichten im vollen Umfange zu erfüllen vermögen, wenn wir ein Geschlecht heranwachsen sehen, das traditionelle Vorurteile überwunden hat, um an ihre Stelle das Wohl des eigenen Körpers zu setzen, dann erst wird unser neues Schönheitsideal seine Erfüllung finden.

Das Wesen des Geschlechts.

Eine biologische Untersuchung.

Keine von der Natur getroffene Einrichtung ist wohl jemals in ihrer Bedeutung von der spekulativen Wissenschaft so überschätzt worden, wie der Unterschied des Geschlechts, der sich uns kundgibt als eine Differenzierung von Individuen einer und derselben Art nach zwei verschiedenen Erscheinungsformen, von denen wir die eine als männlich und die andere als weiblich bezeichnen. Und die Ueberschätzung lag, wie gleich gesagt sei, darin, daß man „das

Digitized by Google

Männliche“ und „das Weibliche“ durch Jahrh:.nderte hindurch auffaßte als Manifestationen zweier prinzipiell verschiedener Wesens a r t e n des natürlichen Seins, während es sich doch nur um zwei verschiedene Wesens f o r m e n handelt, in denen Angehörige derselben Spezies auftreten können.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als ob eine derartig subtile Unterscheidung für das praktische Leben recht unwichtig wäre und es nicht viel bedeute, daß im Kopf des einzelnen über die hier angeführten Begriffe wirklich Klarheit besteht. In Wahrheit ist jedoch gerade das Gegenteil der Fall. Denn der Einfluß der irrtümlichen Ansicht, welche man bisher vom Wesen des Geschlechtes hatte, ist nirgends nachhaltiger gewesen als in der Bewertung und Beurteilung menschlicher Verhältnisse. Die ganze Philosophie, die Ethik und Justiz, das öffentliche Leben und der alltägliche Sprachgebrauch, ja man kann sagen: die Geschichte unserer ganzen Kultur und Geisteswissenschaften sind voll von Beweisen dafür. Ich brauche nur die von einem plebejischen Geiste geschaffenen, gar nichts sagenden, aber im Mund aller hohlköpfigen Bildungsphilister herumlaufenden Begriffe „der Mann“ und „das Weib“ zu nennen; ich brauche nur an Namen wie Schopenhauer, Eduard v. Hartmann, Max Stirner, Nietzsche, Lombroso, Möbius und Weininger zu erinnern, und jedem, der dem geistigen Leben unserer Tage nicht ganz fern steht, werden die Ohren sausen vom dröhnenden Pathos allerlei kategorischer Generalurteile über das, was das geistige und seelische Wesen des Weibes, bezw. des Mannes im letzten Grunde ausmachen soll. Er wird sich auch entsinnen, daß alle diese Autoren bei ihren Untersuchungen über die Eigenschaften der menschlichen Seele stillschweigend von der Annahme ausgingen, daß der Unterschied des Geschlechts in der Natur etwas F u n d a m e n t a l e s, gleichsam dem Urstoffe Anhaftendes sei, und auf dieser gänzlich willkürlichen Voraussetzung nun das ganze System ihrer Theorien aufbauten.

Freilich hat es nie an Widerspruch gefehlt gegen das, was die Welt und namentlich die Frauen von diesen Männern zu hören bekamen. Aber der Widerspruch hat sich nur immer gegen ihre F o l g e r u n g e n gerichtet; die V o r a u s s e t z u n g e n, von denen sie ausgingen, auf ihre

Digitized by Google

Haltbarkeit zu prüfen, fiel lange Zeit niemand ein. Und so blieb das Opponieren gegen ihre Urteile bis in unsere Tage hinein das, was es von Anfang an gewesen war: eine Sache des Gefühls, der sich jeder nach persönlichem Bedürfnis anschloß oder ihrer nach Gefallen sich bediente. Man wollte es aus Gründen, deren es wohl so viele als Köpfe selber gab, für menschliche Verhältnisse nicht recht gelten lassen, daß Weib und Mann als Naturwesen durch ihr Geschlecht an bestimmt umschriebene Geistigkeiten verschiedener Potenz gebunden seien, und ihre Seele — je nach der Artung des Geschlechts — verschiedene, indessen doch für jedes Weib und jeden Mann typische Inhaltswerte habe. Man empfand den Gedanken, daß der Geschlechtsunterschied so weit in die Psyche des einzelnen Individuums hinübergreife, daß er Seele und Geist in ganz bestimmter Richtung zu beeinflussen imstande ist, als verletzend und lehnte sich gegen jede derartige Zumutung auf. Aber das war auch alles. Einer Untersuchung der Frage, ob denn das Geschlecht wirklich die ihm zugeschriebene Bedeutung habe oder auch nur haben könne, ging man aus dem Wege, und wo sie sich stellte, vermochte man der Lösung des Problems um keinen Schritt näher zu kommen, so lange man sich entweder nur der philosophischen Spekulation überließ oder, wo man mit naturwissenschaftlichen Methoden vorging, nur den Menschen und die Verhältnisse der höheren Wirbeltiere in den Kreis seiner Betrachtungen zog.

Heute, wo wir wissen, daß alle philosophischen Untersuchungen früherer Jahrzehnte über die Abhängigkeit der menschlichen Persönlichkeit von der Geschlechtsnatur des Individuums mit ihren Voraussetzungen sich ausnahmslos auf einem Erkenntnisgebiete bewegten, auf dem die grundlegenden Begriffe noch völlig unaufgeklärt, ja noch nicht einmal die biologischen Tatsachen hinreichend bekannt waren, können wir sagen, daß sämtliche Versuche zur Lösung des Geschlechtsproblems scheitern mußten. Wir müssen aber auch, wenn wir nicht als anmaßend erscheinen wollen, hinzufügen, daß das keineswegs vorauszusehen war. Es mußte eben erst erfahren werden, daß dem Geschlecht im Haushalt der Natur eine ganz andere Bedeutung zukommt, als unsere Psychologen seit Jahr und Tag angenommen haben.

Diese Erfahrung brachte die Zoologie. Bei Unter-

Digitized by Google

suchungen über das schwierige Vererbungs- und Fortpflanzungsproblem sah man sich genötigt, im Tierreiche bis zu den niedrigsten Lebewesen, den Protozoen, hinabzusteigen. Und während man zum erstenmal die Lebenserscheinungen der einzelligen Organismen einer genauen Betrachtung unterzog, machte man die unerwartete Entdeckung, daß sich in ihrem Dasein, während der sogenannten Konjugation, Dinge abspielen, die in allen Teilen mit dem übereinstimmten, was man bei den höheren Formen längst als Befruchtung kannte. Unter Befruchtung aber hatte man von jeher den gesamten Verlauf aller derjenigen Vorgänge verstanden, mit denen der geschlechtliche Vermehrungsprozeß sich bei den Vielzelligen einzuleiten pflegt, also jene Erscheinungen, die sich abspielen beim Eindringen der männlichen Samenzelle in das weibliche Ei.

Nun hat man freilich die Konjugation anfangs keineswegs als Befruchtungserscheinung, sondern bis vor kurzem in anderer, aber durchaus unrichtiger Weise zu deuten versucht. Weil es bekannt war, daß sich einzellige Organismen in der Regel nach dem Vorbild der primitiven Amöbe durch einfache Zweiteilung vermehren, schien Befruchtung, wie sie bei den vielzelligen Lebewesen stets der Ausgangspunkt zur Entwicklung eines neuen Individuums zu sein pflegt, im Reich der Einzelligen recht überflüssig zu sein. Nach vielen Irrungen ist man aber doch zu der Erkenntnis gelangt, daß man es beim Befruchtungsvorgang der Metazoen und bei der Konjugation der Protozoen mit einer und derselben Erscheinung zu tun hat. Die Vorgänge, die sich z. B. im Innern eines Fischeies abspielen, nachdem der männliche Samenfaden in das Ei eingedrungen ist, sind durchaus die gleichen wie diejenigen, die sich etwa im Innern zweier konjugierender Paramaecien vollziehen. Als einziger Unterschied der beiden Erscheinungsreihen kommt in Betracht, daß die beiden konjugierenden Paramaecien einander völlig gleich sind, während Ei und Samenfaden durchaus verschiedene Gestalt, verschiedenen Bau und verschiedene Struktur besitzen. Aber auch dieser Unterschied ist nicht von wesentlicher Bedeutung. Es haben sich im Reich der Protozoen zahlreiche Uebergänge auffinden lassen, die allmählich von der Konjugation, wie sie den Paramaecien und anderen Infusorien eigentümlich ist, hinüberleiten zur Metazoenbefruchtung.

Digitized by Google

Aus der Erkenntnis, daß mithin Konjugation und Befruchtung nichts grundsätzlich Verschiedenes sind, haben sich nun aber die allerwichtigsten Aufschlüsse über das Wesen des Geschlechts ergeben. Wie schon gesagt wurde, stoßen wir bei allen höheren Organismen auf einen auffälligen Gegensatz der Keimzellen, der darin besteht, daß die kopulierenden Geschlechtselemente in ihrem inneren Bau sowohl, wie in ihrer äußeren Gestalt durchaus verschieden sind: sie haben im Laufe der Entwicklung die Form der Eizelle und des Spermatozoons angenommen, und wir haben uns gewöhnt, das große, runde, unbewegliche Ei als das weibliche, die kleine, lebhafte und äußerst bewegliche Samenzelle aber als das männliche Element zu betrachten. Nun ist aber die verschiedene Form der Geschlechtszellen, wie wir beim Paramaecium erfuhren, durchaus nichts Fundamentales. Zahlreiche Protozoen entbehren jeglicher Unterschiede vollkommen, die kopulierenden Zellen sind in jeder Beziehung gleichartig, von einer Differenzierung der sich vereinigenden Individuen nach einer männlichen und weiblichen Erscheinungsform ist nicht im mindesten die Rede, und trotzdem findet bei ihnen derselbe geschlechtliche Vorgang der Befruchtung statt, wie bei den höheren Tieren. Erst wenn wir in der Entwicklungsreihe der Organismen weiter aufwärts steigen, stoßen wir auf Merkmale, welche die beiden sich vereinigenden Geschlechtszellen als voneinander verschieden erscheinen lassen. Es wird aber für die richtige Beurteilung der nun auftretenden Verhältnisse wichtig und notwendig sein, wenn wir uns stets vor Augen halten, daß dort, wo das Leben anfängt und wir zum erstenmal beobachten, daß zwei einzellige Individuen derselben Art sich zu gegenseitiger Befruchtung paaren, wir von einer Verschiedenheit der Kopulanten nichts erfahren, also auch der Begriff des Geschlechtes, der eine Differenzierung ausdrückt, hierunter noch gar nicht aufgetaucht ist. Und das bedeutet eben, daß das Geschlecht nicht schon im Urstoff enthalten und daher auch nichts Primäres, sondern ein im Laufe der Entwicklung allmählich Gewordenes ist.

Der Begriff des Geschlechtes ist demnach für unser Denken erst möglich, wenn wir zum erstenmal auf sichtbare Verschiedenheiten im Bau und im Verhalten der beim Befruchtungsakt kopulierenden Zellindividuen stoßen. Er

Digitized by Google

drängt sich uns ganz von selber auf, weil wir notwendig eines Wortzeichens bedürfen, um die Unterschiede, die wir sehen, bildlich und begrifflich in Sprache und Denken festzuhalten als etwas Neues, das bisher nicht gewesen und in seiner Eigenart ein von allen bekannten Verhältnissen Verschiedenes ist. Und demgemäß bestimmen wir, daß das Ei die weibliche und das Spermatozoon die männliche Geschlechtszelle zu heißen habe.

Man kann fragen, mit welchem Recht wir die Bezeichnung so und nicht umgekehrt wählen? Mit welcher Befugnis ausgerechnet das Ei und nicht etwa das Spermatozoon die weibliche Genitalzelle genannt werde! Dem, der uns so kommt, müssen wir gestehen, daß wir um eine logische Antwort auf seine Frage arg in Verlegenheit sind. Denn an und für sich, darüber kann es kein Disputieren und kein Kopfzerbrechen geben, sind diese Bezeichnungen durchaus nichtssagend. Die Zellen selber: das Ei und das Spermatozoon, besitzen kein Geschlecht, die Namen haben einzig insofern ihre Berechtigung, als es bei den höheren Organismen in jeder Art Individuen gibt, von denen die einen nur Eier und die anderen nur Samenfäden hervorbringen. Diese Individuen pflegen schon äußerlich durch sehr bestimmte Merkmale unterschieden zu sein, wie z. B. beim Menschen, wo man bekanntlich von altersher die eine Form als „Weib" und die andere als „Mann" bezeichnet hat.

Indem man nun die beim Menschen gebräuchliche Terminologie auch auf diejenigen Tiere übertrug, die sich in ähnlicher Weise voneinander unterscheiden ließen, kam es ganz von selbst, daß man Individuen, die Eier produzieren, als „Weibchen", und diejenigen, die Samen hervorbringen, als „Männchen" benannte und schließlich diese Bezeichnung auch auf solche Tiere übertrug, denen alle äußeren Geschlechtscharaktere fehlen.

Von hier aus war nur noch ein kleiner Schritt bis zur Anwendung dieser Worte auf die Zeugungsstoffe selbst: man nannte das Ei — als das Produkt eines Weibchens — kurzweg die weibliche, den Samenfaden — als Produkt eines Männchens — die männliche Keimzelle. Es ist jedoch nicht außer acht zu lassen, daß diese Ausdrücke gar nichts besagen über das Geschlecht des Eies oder des Spermatozoons, und auch gar nichts Geschlechtliches bezeichnen kön-

Digitized by Google

nen, weil Ei und Spermatozoon einfache Zellen sind und als solche jeder Geschlechtsdifferenzierung entbehren.

Die uns bekannten Unterschiede zwischen Ei und Spermatozoon sind also keineswegs prinzipiell, sondern durchaus zweiter Natur; ihre Besonderheiten rühren nicht von ihrem vermeintlichen Geschlechtscharakter her, indem sie einen solchen gar nicht haben, sondern sind zu erklären aus einem wesentlich anderen Prinzip, von dem im folgenden des allgemeinen Verständnisses halber noch ein wenig die Rede sein muß.

Es mußte von jeher auffallen, daß die geschlechtliche Fortpflanzung im Tier- und Pflanzenreich stets an Einzelligkeit gebunden ist, d. h. daß jeder geschlechtlich erzeugte Organismus seinen Ursprung aus der Vereinigung zweier einzelner Zellen nimmt: aus einem Ei und dem Spermatozoon, das sich mit ihm verbindet. Es mußte ferner auffallen, daß Ei und Samenzelle so durchaus verschieden gestaltet sind. Das Ei sticht durch das Streben nach möglichst großem Umfang in die Augen; auch hat es keine Organe, um sich von der Stelle zu bewegen; es liegt ruhig an seinem Ort und wartet dort sein Schicksal ab. Das Spermatozoon hingegen erscheint wie das Gestalt gewordene Prinzip der Unruhe und Beschränkung aller wesentlichen Zellzugehörigkeiten (Protoplasma und Kern) auf einen möglichst kleinen Raum; sein Schwanzfaden schlägt hin und her und treibt es fort, bis zur Erfüllung der Bestimmung, die ihm von der Natur gegeben ist.

Feuillet und sein Anhang (siehe Feuillet, die Psychologie des Geschlechtes) haben aus diesen diametral entgegengesetzten Tendenzen der Keimzellen den Charakter der männlichen und weiblichen Seele zu erklären versucht. Aus den angeführten allgemeinen Eigenschaften des Spermatozoons schlossen sie, daß Energie, Initiative, die Neigung ins Weite zu streben, die Fähigkeit, sich unter ungünstigen Bedingungen zu behaupten und Produktivität im weitesten Sinne des Wortes spezifische Eigenschaften der männlichen Seele seien, während die weibliche Psyche — entsprechend der Formation des Eies — ausgezeichnet sei durch Stabilität und passives Aufsichberuhen, die Neigung zu beharren und sich gegen äußere Einflüsse abzuschließen. Wie lächerlich, unsinnig und ganz und gar willkürlich diese Schlüsse sind, leuchtet ein, wenn man inne wird, daß die ver-

Digitized by Google

schiedene Gestaltung der Geschlechtszellen und ihre Besonderheiten einzig den Sinn einer Arbeitsteilung haben, die zweckmäßig war im Hinblick auf das Endziel, das die Natur (nach unserem besten Wissen) durch Einführung der geschlechtlichen Fortpflanzung einzig und allein erreichen wollte; und dieses Ziel war: Einrichtungen zu schaffen, die in jedem neuen Individuum eine Mischung der Qualitäten zweier verschiedener Elternindividuen ermöglichten. Weshalb das wichtig war, gehört nicht in den Rahmen unserer Betrachtung. Es war wichtig und das genügt. Auf welchem Wege aber hätte eine Qualitätenmischung zustande kommen sollen, wenn nicht durch Vereinigung zweier Zellen? Ausgewachsene vielzellige Geschöpfe können nie und nimmer zu einem Wesen verschmelzen; das leuchtet ein. Eine solche Vereinigung liegt aber wohl solange im Bereich des Organischen, als es sich noch im Zustande der Einzelligkeit befindet; deshalb also wurde die geschlechtliche Fortpflanzung der höheren Organismen an die einzelne Zelle geknüpft. Und weil diese Eigenschaftsmischung nur dann wirklich garantiert war, wenn keine der Geschlechtszellen, weder das Ei noch der Samenfaden, ohne die andere in die Entwicklung eintreten konnte, mußte jede von der Natur gewissermaßen mit einem Mangel behaftet werden, der es ihr unmöglich machte, von sich aus ein neues Individuum zu erzeugen. — Dies ist denn auch in der Tat der Fall: Das Ei hat den Teilungsapparat eingebüßt, das Spermatozoon aber entbehrt des Protoplasmas, aus dem sich ein neues Individuum aufbauen könnte. Was also dem einen fehlt, besitzt das andere, und erst durch ihre Vereinigung wird jedes der beiden Elemente befähigt, die ihm von der Natur zugeschriebenen Bestimmungen zu erfüllen, während eines ohne das andere durchaus impotent ist.

Ganz dem gleichen Zweck dienen auch die übrigen Merkmale, durch die sich Ei und Samenzelle voneinander unterscheiden. Es leuchtet ein, daß Geschlechtszellen ihre Eigenschaften nur dann vereinigen können, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben ist, zu einander zu gelangen (Teichmann, der Befruchtungsvorgang). Daher ist das Spermatozoon ausgerüstet mit Beweglichkeit; das Ei hingegen verwendet seine Energie zur Ansammlung desjenigen Materials, das für den Aufbau des werdenden Individuums nötig ist. Es ist daher ganz und gar unsinnig, das Ei als das befruchtete

Digitized by Google

die Samenzelle hingegen als das befruchtende Element aufzufassen und dementsprechend das Weib den empfangenden, den Mann den gebenden Teil zu nennen und damit allerlei gönnerhafte Vorstellungen zu verbinden, die das Weib dem Manne gegenüber als den leidenden Teil in Nachteil setze. So wie sich Mann und Weib ergänzen, ergänzen sich vielmehr auch Spermatozoon und Ei, d. h. eine Zelle ermöglicht es der andern, daß sie in dem neuen Individuum zur Wirkung kommt. Ohne die andere ist aber jede von beiden nichts.

Damit sind wir am Ende. Wir haben uns überzeugt, daß alle die zahlreichen Unterschiede der Form und Funktion, welche das Geschlecht bei den höheren Tieren charakterisieren, nichts als Anpassungen sind, um die Vermischung der Vererbungstendenzen zweier Individuen einer Gattung herbeizuführen. Und somit sind auch Weiblichkeit und Männlichkeit nicht mehr definiert als zwei verschiedene Wesensarten des natürlichen Seins, sondern nur als zwei verschiedene Wesensformen, deren Persönlichkeitsgehalt von der Geschlechtsnatur nur in jener Sphäre angetastet und spezifisch differenziert werden kann, in der die dem Gattungszweck dienenden Eigenschaften der primitiven Geschlechtlichkeit liegen. Damit ist aber das Geschlecht nahezu um die ganze generelle Bedeutung gebracht, die man ihm bisher in Philosophie und Leben zugesprochen hat, hinsichtlich seiner persönlichkeitsbestimmenden Kraft. Es ist nicht möglich, in der Geschlechtspolarisation ein Naturprinzip nachzuweisen, welches mit Notwendigkeit eine typisch umschriebene Wesensbeschaffenheit bedingt, d. h. die geschlechtliche Differenzierung bildet keine Schranken für die individuelle.

Lugano. Dr. K. Adolf Koelsch.

Wolffs Begründung der Abstammungslehre.

Es ist kürzlich in dieser Beilage, Nummer 79, über den schönen und geistreichen Vortrag Gustav Wolffs berichtet worden, den er in den Süddeutschen Monatsheften hat erscheinen lassen. Gustav Wolff ist ein Verfechter der sogenannten Neoteleologie,

Digitized by Google

ich bin ein Gegner dieser Anschauung, aber ich gestehe, ich bin Wolffs Ausführungen mit großem Vergnügen gefolgt, so klar und interessant sind sie. Um so mehr ist es notwendig, eine sachliche Kritik und sachliche Einwendungen, die gegen jene Anschauung zu erheben sind, nicht zu verschweigen. Denn leicht können schön vorgebrachte Ansichten überzeugen, und eine gefällige Außenseite täuscht oft über eine innere Unrichtigkeit hinweg.

Und seltsam ergeht es einem kritischen Leser mit Wolffs Darlegungen: die auf den ersten Blick so klar und richtig, so konsequent und einfach erscheinenden Schlußfolgerungen erweisen sich bei näherem Prüfen als unhaltbar, und wir werden gewahr, daß tatsächlich kein Teil logisch recht zum anderen Teile paßt und daß der ganze Gedankengang mit seiner scheinbaren Konsequenz nur eine Täuschung ist. Ich will dies für jetzt nur an der Hauptsache, nämlich dem Schlußergebnis, aufzeigen, auf das sich Wolff offenbar so viel zugute hält.

„Die Teleologie ist die einzige Begründung der Abstammungslehre," behauptet er (nebenbei gesagt: Wolff versteht unter „Begründung" nur den „Beweis" für die Abstammungslehre, der Ausdruck „Beweis" wäre aber richtiger und weniger mißverständlich gewesen). Und wie läßt Wolff die Teleologie die Abstammungslehre begründen? Durch die Betrachtung der rudimentären Organe. Weil diese zweckwidrig oder wenigstens zwecklos sind, stehen sie in Widerspruch zu der sonst überall geltenden Zweckmäßigkeit der organischen Welt, und dieser Widerspruch kann nur durch die Abstammungslehre gehoben werden. Dann erkennen wir nämlich, daß auch die rudimentären Organe dem allgemein geltenden Gesetze der Zweckmäßigkeit unterworfen sind: sie wurden gebildet, als sie für den Organismus in früheren Generationen nützlich waren, und jetzt, da dieser ihrer nicht mehr bedarf, befinden sie sich in einem zweckmäßigen Rückbildungsprozeß

Fragen wir nun, ist diese Auffassungsweise neu? Und ist sie notwendig gegen den Darwinismus gerichtet? Wolff erklärt nämlich wieder einmal den Darwinismus für endgültig tot und vollständig vernichtet. Hat Wolff wirklich eine neue Begründung der Abstammungslehre geliefert? Nicht im geringsten! Von Darwin und allen seinen Anhängern werden immer wieder die rudimentären Organe als einer der Beweise für die Deszendenztheorie verwendet. Das hat Wolff selbst zugegeben. Er behauptet aber, daß die Darwinisten sich nicht klar sind, von welchem Standpunkte aus man das tun kann. Auch das ist nicht richtig. Es kann ja in bezug auf die rudimentären Organe verschiedene

Digitized by Google

Standpunkte gar nicht geben. Die Frage allein schon: wie sind die rudimentären Organe zu erklären? hat keinen anderen Sinn als: wie kommt es, daß der Organismus Organe besitzt, die für ihn keinen Zweck erfüllen, die er nicht verwenden kann? Eine solche Frage ist ja aber nur vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit möglich; sie besagt eben: alles am Organismus ist in der Regel zweckmäßig, nur die rudimentären Organe nicht, diese müssen darum erklärt werden und das kann man am einleuchtendsten vermittels der Abstammungstheorie tun. Und weil diese Theorie eine so rätselhafte Erscheinung so gut zu erklären vermag, wird auch sie ihrerseits durch diese Erscheinung gestützt und gestützt. So denkt der Darwinismus, nur daß er die von niemand geleugnete Tatsache der zweckmäßigen Einrichtung der Organismen nicht schon als eine durch Absichten geschaffene Teleologie ansieht. Dies tut aber Wolff, der hier Zweckmäßigkeit und Teleologie einfach und ohne Grund gleichsetzt. Er hat uns aber nichts gezeigt, als nur, daß das Vorhandensein der rudimentären Organe der tatsächlichen Zweckmäßigkeit zuwiderläuft, und das gleiche behaupten die Darwinisten auch. Die Teleologie dagegen lehrt nicht bloß die Tatsache der Zweckmäßigkeit, sondern enthält auch schon eine, wenn gleich ganz allgemeine, Erklärung dieser Tatsache. Für die Auffassung der rudimentären Organe kommt aber allein die Tatsache der regelmäßigen organischen Zweckmäßigkeit in Betracht, nicht aber die Erklärung dieser Tatsache. Um diese Erklärung wird gestritten, während die Tatsache als solche feststeht.

Wir sehen also: was uns Wolff in seiner Begründung der Abstammungslehre Positives bietet, enthält durchaus nichts Neues. Außerdem ist aber dieses Positive für sich allein sehr wenig und ganz unzureichend, eine so umfassende und radikale Theorie wie die der Abstammung der Organismen von einander zu stützen und zu tragen. Wolff macht dem Darwinismus zum Vorwurf, daß dessen Beweise für die Deszendenz der Organismen — unter welchen Beweisen sich ja auch der von den rudimentären Organen befindet! — nichts logisch Zwingendes an sich haben. Er glaubt darum, alle Beweise ersetzen zu können durch die Tatsache, daß die rudimentären Organe allein durch die Abstammungslehre begreiflich gemacht werden können. Aber dieser Beweis allein hat noch viel weniger logisch Nötigendes an sich. Wenn wir wirklich keine anderen Begründungen und Tatsachen hätten, welche die Deszendenztheorie wahrscheinlich machen, jener eine Punkt der rudimentären Organe könnte uns unmöglich zu einer so gewagten, so fremdartigen, in der unmittel-

Digitized by Google

baren Erfahrung — nach Wolffs eigener Meinung — nicht zu bestätigenden Theorie veranlassen und berechtigen. Denn Wolff macht nicht den mindesten Versuch, irgendwie verständlich zu machen, wie die Abstammung und Entwicklung einer Art aus der anderen möglich ist, wie wir uns diesen Vorgang vorstellen sollen. Wenn es darum wahr wäre, daß allein die rudimentären Organe als Zeugnis für die Deszendenz uns zu Gebote stehen, dann müßten und würden wir uns lieber bescheiden und sagen: die seltsame Tatsache ist für uns derzeit — ach, wie so vieles andere auch! — unerklärlich, als daß wir für dieses eine Moment eine so einschneidende, prinzipiell neue Hypothese aufstellten, — eine rechte ad hoc-Hypothese!

Beim Darwinismus dagegen — der von dem bloßen Totgesagt-werden doch nicht sterben will und dadurch auch nicht einen Schritt dem Untergange näher gebracht wird — beim Darwinismus, sage ich, verhält es sich ganz anders. Der hat ein großes, aus den verschiedensten Gebieten hergeholtes Tatsachenmaterial zusammengetragen, welches immer eindringlicher für die Wahrheit der Abstammungstheorie spricht, er hat uns ferner die Möglichkeit einer klaren, durchaus vernunftgemäßen Auffassungsweise des Entwicklungsganges und der Entwicklungsfaktoren verschafft, und die so sehr ansprechende Erklärung der rudimentären Organe mit Hilfe der Deszendenztheorie dient uns dazu, eine neue Bestätigung und Bestärkung dieser schon aus anderen Gründen wahrscheinlich gewordenen Theorie zu geben. Der Darwinismus wird somit durch den neuen Angriff Wolffs — auf dessen weitere polemische Einzelheiten ich vorläufig nicht eingehen will — nicht im geringsten beschädigt: so weit Wolffs Ausführungen Richtiges enthalten, ist dieses nur innerhalb der darwinistischen Lehre begründet, was Wolff dagegen außer dem Darwinismus zur Geltung bringen will und was er gegen diesen vorbringt, das ist eben alles unhaltbar.

München. Bernhard Wities.

Die Biersche hyperämiebehandlung.

Bis vor kurzem wurden die antibakteriellen und antitoxischen (dem Bakteriengift entgegenwirkenden) Substanzen des Blutes in der Krankenbehandlung ausschließlich in der Art verwertet, daß man das Serum von Tieren, in deren Blut jene Schutzkräfte künstlich verstärkt worden waren, dem Patienten unter die Haut

Digitized by Google

oder in die Blutgefäße spritzte. Oder es wurden abgeschwächte Reinkulturen der betreffenden Bakterienart in allmählich steigender Dosis den Kranken durch Einspritzung unter die Haut beigebracht. Beide Methoden, sowohl die erste, die passive, wie die andere, die aktive Immunisierung genannt, stießen von jeher und stoßen noch jetzt oft auf den energischen Widerstand mancher Patienten, weil eben jede Einspritzung unter die Haut oder in die Blutgefäße eine chirurgische Operation ist, die durch das geringste Versehen gegen die Regeln der Asepsis (fäulniswidrige Wundheilung) sehr unangenehme Folgen haben kann. Zudem haben viele Patienten eine nicht zu besiegende Scheu davor, sich jene „Gifte" einverleiben zu lassen, obwohl in tausend und abertausend Fällen die segensreichen Wirkungen der Serumbehandlung bewiesen worden sind.

In den letzten Jahren hat sich nun eine andere Art der therapeutischen Verwertung der genannten Schutzkräfte des Blutes die Anerkennung der Aerzte erzwungen. Eine Methode, die trotz glänzender Erfolge nicht nur selbst jede Verwundung des Körpers, sei es durch Stich oder Schnitt, vermeidet, sondern sogar noch chirurgische Eingriffe, selbst große Operationen, die früher unbedingt notwendig erschienen, überflüssig macht. Es ist dies die von Professor Bier in Bonn erfundene Methode der künstlichen Blutanhäufung, die sogenannte Hyperämiebehandlung. Die mächtige soziale Bedeutung, die dieser Methode aus später zu erörternden Gründen zukommt, rechtfertigt nicht nur, sondern erheischt geradezu ihre Erläuterung und Besprechung in der Tagespresse.

Kleinere Infektionen, z. B. unreine Verletzungen an den Fingern, heilen bekanntlich unter nur geringen Entzündungserscheinungen oft von selbst, ohne daß ärztliche Hilfe in Anspruch genommen zu werden braucht. Leider ist dies aber nicht immer der Fall; zu der Entzündung gesellt sich oft Eiterung, und ohne Kunsthilfe ist schließlich eine Heilung gar nicht oder nur mit entstellendem und dauernd schädigendem Erfolge möglich. Selbst die bisher übliche entzündungswidrige Behandlungsweise konnte leider sehr oft das Absterben von Sehnen oder die Bildung von entstellenden Narben nicht verhindern.

Jenes völlige oder teilweise Versagen der Selbsthilfe des Körpers beruht nun, so schloß Professor Bier, darauf, daß die an der verletzten Stelle vorhandene Menge Blut eine zu geringe und seine Zirkulation eine zu schnelle sei. Das Blut fließt an den eingedrungenen Bakterien zu rasch vorbei, um an ihnen seine Schutzkräfte voll zur Geltung oder zur Vermehrung zu bringen.

Digitized by Google

Gelänge es, mehr Blut an den Krankheitsherd zu leiten und die Geschwindigkeit des Blutstromes an der verletzten Körperstelle zu mäßigen, so würde das Blut Zeit finden, seine bakterien- und gifttötenden Substanzen voll auszunützen. Einen dahingehenden Versuch macht ja auch die Natur selbst, indem sich in der Nähe einer Verletzung die Blutgefäße auf reflektorischem Wege erweitern. Die hierdurch erzeugte lokale Blutanhäufung (Hyperämie) und Verlangsamung des Blutstromes ist aber für viele Fälle, in denen die Bakterien zu giftig oder in zu großer Menge vorhanden sind, noch nicht ausreichend, und hier eben setzt die epochale Erfindung Professor Biers ein: indem er seine Versuche auf den erwähnten natürlichen Vorgang basierte, gelang es ihm, sein erstrebtes Ziel auf verschiedenen Wegen zu erreichen.

Der erste Weg ist der der Heißluftbehandlung. Der erkrankte Körperteil wird in einen Kasten gesteckt, in dem die Luft durch elektrische Glühlampen, Spirituslampen u. a. auf sehr hohe Temperaturen erhitzt wird. Bei einer Anzahl von Krankheiten hat sich diese Art der Hyperämiebehandlung als die wirksamste erwiesen. Es ist nur bedauerlich, daß sie ein so großes kostspieliges Inventarium erfordert. Um so einfacher und handlicher sind die Apparate, vermittelst derer die beiden anderen Arten der Bierschen Methode arbeiten: die Stau- und Saugmethode.

Bei der Stauungsbehandlung, die natürlich nur an Armen und Beinen, sowie bei Erkrankungen des Kopfes am Halse angewendet werden kann, wird die lokale Blutanhäufung und Stromverlangsamung dadurch hervorgerufen, daß um das zu behandelnde Glied eine elastische Gummibinde unter bestimmter Spannung angelegt wird, und zwar möglichst nahe am Körper, auch wenn die Verletzung an der Fingerspitze oder einer Zehe sitzt. Durch diese Binde soll durch Zusammendrücken der Venen der Abfluß des Blutes verlangsamt, aber nicht aufgehoben werden; der Zufluß des Blutes darf nicht gehindert werden. Das Blut staut sich auf diese Weise und läßt heilkräftiges Serum in die erkrankten Gewebe austreten. Dadurch schwillt die Extremität mehr oder minder stark auf und nimmt eine bläulich-rote Färbung an. Die ganze, allerdings nicht leichte und durch sorgfältige Uebung zu erwerbende Kunst besteht nun darin, den richtigen Grad der Spannung für die Binde zu finden. Liegt sie locker, dann tritt keine Blutstauung ein, und die Methode kommt überhaupt nicht zur Wirkung, die Infektion schreitet weiter fort. Liegt sie zu fest um, daß der

Digitized by Google

Blutab- und -zufluß völlig abgeschnitten ist, so treten unerträgliche Schmerzen ein, die eine baldige Ablegung der Binde erfordern. Erträgt der Patient die Binde trotzdem, so tritt die gewünschte Heilwirkung nicht ein, sondern infolge der Ernährungsstörung kann das abgebundene Glied sehr schweren Schaden erleiden, ja ganz absterben. Ist aber die Binde richtig angelegt, dann darf sie selbst nicht im geringsten drücken und der Schmerz an der Wunde muß sofort schwächer werden und im Verlauf von einigen Stunden ganz oder fast ganz aufhören. Tritt das Gegenteil ein, drückt die Binde oder nehmen die Schmerzen der Wunde zu, so ist das ein Zeichen für die fehlerhafte Lage der Binde. Die richtig angelegte Binde bleibt nun verschieden lange liegen — bei frischen Entzündungen zunächst täglich 20 bis 22 Stunden, in der Zwischenzeit wird der Arm oder das Bein hochgelagert, damit das durch die Binde erzeugte Oedem, dessen Schutzkräfte mittlerweile verbraucht worden sind, abziehen und durch neues wirksames ersetzt werden kann. Mit dem Fortschreiten der Besserung wird die Zeit, während welcher die Binde liegen bleibt, allmählich immer mehr verkürzt, bis man auf ein bis zwei Stunden pro Tag zurückgekommen ist.

Die Saugbehandlung, bei der die lokale Blutanhäufung und Stromverlangsamung durch Saugapparate erzeugt wird, kommt in den Fällen in Anwendung, bei denen eine Abbindung nicht möglich ist, z. B. bei Abszessen am Halse, am Körper; oder man wendet sie gleichzeitig mit der Stauungsbinde an. Ueber die verletzte Stelle wird eine Art Schröpfkopf aus Glas gesetzt und in diesem die Luft verdünnt, wodurch Blut nach der kranken Stelle hingesogen und dort festgehalten wird. Es gibt für die verschiedenen Zwecke Saugapparate von den verschiedensten Formen und Größen; die Luftverdünnung geschieht aber bei diesen Apparaten nicht, wie bei den alten, durch Erwärmung, sondern bei den kleinen Formen durch einen mit dem Saugkopfe in Verbindung stehenden Gummiballon, der vor dem Ansetzen des Apparates zusammengedrückt und dann, wenn der Schröpfkopf sitzt, losgelassen wird; der Gummiball sucht nun seine ursprüngliche Gestalt anzunehmen und saugt dadurch den Apparat fest. Bei den großen Sauggefäßen wird die Luft mittels einer Luftpumpe verdünnt. Auch diese Modifikation der Bierschen Hyperämiebehandlung muß nicht nur selbst schmerzlos sein, sondern die vorhandenen Schmerzen beheben. Die Luftverdünnung darf bei entzündlichen Prozessen nur so stark sein, daß eine deutliche örtliche Blutstauung ohne Schmerzen eintritt. Der Schröpfkopf wird nach fünf Minuten durch leichten Druck auf

Digitized by Google

den Gummiballon ganz schmerzlos abgenommen und nach einer Pause von drei Minuten, während welcher das abgenutzte Oedem abzieht, wieder angesetzt. Diese Prozedur wird täglich im Anfang eine Stunde fortgesetzt.

Die Resultate, die mit der Bierschen Hyperämiebehandlung erzielt werden können, sind vorzüglich, sowohl bei der Behandlung chronischer Krankheiten (z. B. kalte tuberkulöse Abszesse), als ganz besonders bei akuten Entzündungen und Eiterungen. Daß sich die Methode, die Professor Bier schon vor ca. 15 Jahren veröffentlichte, trotzdem erst so spät die Anerkennung der wissenschaftlichen Kreise erringen konnte, liegt eben gerade an ihrer genialen Einfachheit und daran, daß sie eben alles bis dahin Anerkannte über den Haufen warf. Man traute der Sache nicht recht und wollte seinen Kranken lieber größere Schmerzen zumuten, als sie einer Gefahr aussetzen. Erst die staunenerregenden Erfolge, die Professor Bier mit seiner Methode ein Jahrzehnt lang erzielte, vermochte das große Mißtrauen der Fachgenossen zu besiegen. Und in der Tat, größere Gegensätze, als die alte entzündungswidrige Methode, die bis vor kurzem die allein gültige war, und die neue Biersche Hyperämiemethode, lassen sich kaum denken. Die antiphlogistische (entzündungswidrige) Schule sah in der Entzündung eine Krankheit; sie traute dem Blut nichts zu, und suchte durch Einschnitte das eingedrungene Gift zugleich mit dem angesammelten Blute zu entfernen, damit es keinen Schaden anrichte. Bei jeder Entzündung, womöglich noch bevor sich Eiter gebildet hatte, wurden Schnitte gesetzt. War gar schon Eiter vorhanden, so galt als Regel: nicht nur die erkrankte Stelle zu eröffnen, sondern vom Gesunden über den ganzen kranken Herd hinweg bis wieder ins Gesunde tief einschneiden; der Eiter wurde ausgespült und dann die ganze entzündete Wundhöhle mit Verbandstoff ausgestopft, der die Ansammlung von Wundsekret verhindern sollte. Dieses oft schmerzhafte Verfahren, das man Tamponade nennt, wurde bei jedem Verbandwechsel, also bei schwereren Infektionen, zwei- bis dreimal am Tage angewandt. Wie sich nunmehr herausstellt, ist diese Tamponade, die bei der antiphlogistischen Wundbehandlungsmethode unbedingt notwendig war, für die Sehnen sehr gefährlich, da diese hierdurch zu trocken gelegt, gewissermaßen drainiert werden. Daher starben diese Gebilde so oft trotz der allein sachgemäß angesehenen Behandlung ab und außerdem kennzeichnen große Narben den Weg, den das Messer des Chirurgen gegangen ist. Ganz anders gestaltet sich das Verfahren nach der Methode der Bierschen Hyperämiebehandlung.

Digitized by Google

Weit entfernt, die Entzündung als schädlich zu betrachten und zu bekämpfen, sieht der Hyperämiker in ihr den ersten Ansatz zur Selbstheilung des Körpers und unterstützt diesen auf die obengeschilderte Weise. Die großen verheerenden Schnitte fallen fort, und zum Messer wird nur gegriffen, wenn sich Eiter im Innern einer geschlossenen Wunde befindet. Die Schnitte, die bei der Bierschen Methode angelegt werden, sind nur sogenannte „stichartige", nur 1 bis 2 Zentimeter lang. Sie dienen nicht dazu, das Innere des Krankheitsherdes bloßzulegen, sondern sollen nur dem Eiter den Abfluß nach außen gestatten. Diese Schnitte können infolge ihrer geringen Ausdehnung und Tiefe blitzschnell und daher ganz schmerzlos ausgeführt werden. Wohl der größte und schwerwiegendste Unterschied zwischen der alten und neuen Methode liegt jedoch darin, daß bei letzterer die so schmerzhafte Tamponade gänzlich wegfällt und die Wunde nur äußerlich verbunden wird. Die Biersche Behandlungsweise ist also nicht nur selbst von Anfang bis zu Ende schmerzlos, sondern sie beseitigt auch sofort die Krankheitsschmerzen! Die Resultate sind glänzend. Viel seltener als sonst ist das Absterben von Sehnen, das ja stets eine große Beschränkung der Erwerbsfähigkeit bei den arbeitenden Klassen zur Folge hat, und da nur noch kleine Schnitte angelegt werden, können sich auch keine großen Narben mehr bilden. Zu alledem tritt noch der erfreuliche Umstand, daß die Heilung bei der Bierschen Methode viel rascher erfolgt. Aber darin liegt nicht allein die ungeheure soziale Bedeutung der Bierschen Methode, daß bei ihr infolge der besseren Heilungsresultate die Erwerbsfähigkeit der Patienten eine größere bleibt, daß infolge der kürzeren Krankheitsdauer der Kranke seinem Erwerbe nur kürzere Zeit als bisher unter ähnlichen Bedingungen entzogen bleibt, daß sich durch den Wegfall größerer Operationen und den geringen Verbrauch an Instrumenten und Verbandmaterialien die Behandlungskosten bedeutend verringern, sondern in folgendem: Während bisher die Kranken aus Furcht vor der schmerzhaften Operation und vor der noch schmerzhafteren Nachbehandlung den schweren Gang zum Arzt von einem Tag zum anderen aufgeschoben, bis der Krankheitsprozeß selbst schon schwere Schädigungen angerichtet hatte, werden in der Zukunft, wenn die Kenntnis der schonenden Hyperämiebehandlung und ihrer großen Vorzüge erst in weite Schichten des Publikums gedrungen sein wird, die Kranken viel früher sachgemäße Hilfe suchen und dadurch selbst ihre Heilungsbedingungen verbessern. Allerdings ist die Biersche Methode nicht überall anwendbar und auch sie ist nicht unfehlbar. Vor allem will sie

Digitized by Google

studiert sein! Wollte ein Laie etwa versuchen, auf eigene Faust sie anzuwenden, so würde er das größte Unheil anrichten. Selbst der erfahrene Arzt muß seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, für jeden einzelnen Fall das richtige Maß zu finden. Bei der ersten Konsultation muß der Patient in der Regel ¾ bis 1 Stunde in der Wohnung des Arztes bleiben, damit der Sitz der Stauungsbinde von Zeit zu Zeit revidiert werden kann. Für diese Mühe werden aber Arzt wie Kranker auf das reichste durch die vorzüglichen Erfolge belohnt, und es besteht kein Zweifel, daß der Bierschen Methode die Zukunft gehört.

W. St.

Ein Münchner über München.*)

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.

Mephistopheles (in „Faust" 1. Teil, Schüler-Szene.)

„Wer soll über München schreiben? Natürlich ein Eingeborener. . . . Fehlt was am Ort, können wir Münchner selbst Mustерung halten und brauchen keine „Reingeschmeckten"." — Recht hat er damit, unser Meister Josephus, der selbst ein so echtes Münchner Kind ist, daß die Fremden nicht einmal seinen Familiennamen richtig aussprechen können; recht hat er, denn wer die Münchner Luft nicht vom ersten Atemzug an eingesogen hat, vermag in der Tat über manche Eigentümlichkeiten des Münchner Bürgers, des „Herrn Maier oder Meier, des Herrn Huber oder Hueber, des Herrn Müller oder Miller — wie er nun heißt", kein richtiges Urteil zu fällen, und wenn er auch schon Jahrzehnte am Isarstrande heimisch sein sollte. Gerade so wenig als er jemals lernen wird, den „Loabl-Toag" im echtesten einheimischen Silben- und Tonfall zu benennen. Die Luft ist es, die von frühester Kindheit an eingeatmete, von Heide, von Bergen, von Wäldern gesättigte Luft, welche allein die Fähigkeit zu jenem Urteil dem Menschen in die Seele legt. Es ist eine herbe, oft recht scharfe Luft. „So köstlich, so frisch, daß man hineinbeißen könnte ins Ungewisse, daß man fressen möchte, bis man

* München. Von Josef Ruederer. Verlag von Georg Müller, München 1907. VIII, 227 S.

Digitized by Google

nimmer genug hat." Und sie durchströmt mit dieser Herbe und Schärfe auch das Wesen der Eingeborenen, die in ihr groß geworden, durchweht auch ihr Reden, ihre Urteile. Drum gehört ein gut Teil von Sarkasmus zur echten Münchner Art. Wer sich daran nicht gewöhnt hat, wird niemals den Ton recht verstehen, in dem man am Strande der Isar spricht. Er wird auch das Buch nicht recht verstehen und nicht recht zu würdigen wissen, in dem hier ein Eingeborener von seiner Vaterstadt plaudert.

Denn Josef Ruederer geht nicht gerade sänftiglich um mit seinen Heimatgenossen. Und doch spricht unendlich viel wahres, lebendiges Heimatgefühl aus seinen scharfen, sarkastischen Worten heraus, wie es wohl noch in keiner anderen Schrift über München zu so kräftigem Ausdruck gekommen ist. Natürlich nicht jenes sentimentale, süßliche Heimatgefühl, das sich im falschen Aufputz immer wieder bei allen öffentlichen Anlässen in den Vordergrund drängt. Das wird wohl niemand bei dem Dichter der „Fahnenweihe" und der „Morgenröte" suchen. Sondern jene wahre Heimatliebe, die mit Zorn gepaart ist, weil sie nicht blind ist, und mit allzuscharfen Augen unter der anmutigen Oberfläche auch die dunklen Lebensgründe erspäht.

Hätte irgend ein Nicht-Münchner in diesem sarkastischen Tone über die bayerische Hauptstadt und ihre Bürger geschrieben, so würde er ohne weiteres dem Vorwurf der Gehässigkeit verfallen sein. Es ist aber das Eigentümliche an Ruederers scharfen Satire, daß man hinter ihrer Maske gerade das Gegenteil von gehässiger Gesinnung wahrnehmen kann. So soll die wahre Satire sein! Freilich gehörte noch etwas mehr dazu, als der besondere Vorzug, am Rindermarkt in München das Licht der Welt erblickt zu haben, um eine solche wahrwirkende Satire über die Isarstadt zu schreiben. Mancher andere Eingeborene würde, wenn sich in gleichem Maße neben dem Heimatgefühl auch der Zorn über die heimatlichen Schäden in seinem Herzen geregt hätte, eben auch nur bittere Gehässigkeiten vorgebracht haben. Josef Ruederer aber ist nicht bitter, wenn er auch recht bissig ist; er verletzt nicht bis ins Innerste und in hämischer Weise, wenn er auch mit einem spitzen Pfeil nach dem anderen seinen geliebten Münchnern die Haut spickt. Er hat den Mut, sich brettbeinig gegenüber der Gesamtheit seiner Mitbürger aufzupflanzen und einen ganzen Köcher solcher spitzen Pfeile auf sie abzuschnellen; aber er tut es lachend und mit heiterem, fast übermütigem Höhnen. Er lacht ja nicht nur über sie, sondern auch über sich selbst. Seht her — so ruft er ihnen zu — was wir alle für schnurrige Käuze sind, Ihr alle und ich mit Euch! Warum wollen

Digitized by Google

wir immer den Kopf in den Sand ſtecken wie der Vogel Strauß und meinen, wir könnten ſo alle unſere Schwachheiten verhüllen? Iſt es nicht beſſer, wir ſagen uns lachend gegenſeitig die Wahrheit und machen uns auf dieſe Weiſe klar, wie es im Grunde in uns, bei uns und um uns ſteht?

Vielleicht iſt dieſe Art der Betrachtung überhaupt der einzig mögliche Weg, um der Pſyche einer großen Stadt einigermaßen literariſch habhaft zu werden. Die Pſychologie ſolcher vielgeſtaltigen Maſſenweſen, wie es München als Ganzes genommen darſtellt, hat ſchon immer die dichteriſche Phantaſie gereizt und zu allerlei ſchriftſtelleriſchen Verſuchen angeregt. Aber immer gelang es nur — wenn es überhaupt dem Darſteller einigermaßen glückte! —, einen kleinen Ausſchnitt aus dem großen bunten, wechſel- und gegenſatzvollen Treiben in Form einer dichteriſchen Zuſammenfaſſung plaſtiſch wiederzugeben, nur eine Welle aus der großen Flut zu malen, die unaufhörlich plätſchernd und rauſchend ſich an das Ufer wälzt. Und nun ſollte gar der Verſuch gemacht werden, ein ſolches glitzerndes, ſchillerndes, in tauſend wechſelnden Formen ſich kund tuendes Weſen, das trotz aller Vielfarbigkeit und Mannigfaltigkeit der Daſeinsäußerungen doch ein beſtimmtes Gepräge an ſich trägt, in das Prokruſtesbett einer rein darſtellenden Plauderei, nicht einer dichteriſch zuſammengefaßten Phantaſie zu zwängen! „Städte und Landſchaften" ſollen in der Sammlung, der auch dieſes Ruedererſche Büchlein angehört, charakteriſiert, geſchildert, in ſcharfen Skizzen abgezeichnet werden.

Welche ſchwere Aufgabe, auch für den, der wie Rueberer die Kraft der plaſtiſchen Anſchauung in der Seele trägt! Er hat die ganze Schwierigkeit dieſes Unternehmens wohl gefühlt und er mußte ſie fühlen, gerade weil er nicht ein landläufiger Abſchreiber der nächſtliegenden Dinge, ſondern ein kräftiger Verarbeiter der auf ihn eindringenden Eindrücke iſt. Weil er ſich ihnen gegenüber mit dem ganzen Trotz einer ſtarken Individualität vor jeder Ueberrumpelung wehrt und immer zu wehren gewußt hat. Seine prächtige „Fahnenweihe" zeigt es uns deutlich. Und jetzt, im Schlußwort ſeines Büchleins über München, ſpricht er es ausdrücklich aus: „Manchmal, da ſchien es wohl, daß mir was in die Feder kam vom wahren Geiſt, vom vollen Licht, das über der Stadt ruht. Zu faſſen glaubte ich, was vierzig darin verlebte Jahre im Uebermaß geſchenkt hatten, zu ahnen, was hinter jenem Geſichte ſteckt, das ſie flüchtigen Beſchauern zeigt. Jetzt aber, wo ich durchſehe, was ich da niedergeſchrieben habe, in neun kleinen Kapiteln, fühle ich, daß es nur Stückwerk bedeutet. Iſt's meine

Digitized by Google

Schuld? Schwerlich. Was kann man auf solchem Raume, auf vorgeschriebener Marschroute geben? Einen Ton, einen Akkord, eine Note, bestimmt vom Temperament. Mit dem der Leser zu rechnen hat. Wie ich es sehe, steht München vor ihm, in großen Zügen, mit allen Eigenarten — und mit den meinen."

Nun — gerade daß hier eines kräftigen und durch und durch wahrhaften Schriftstellers Eigenarten aus dem Buche so deutlich zu uns sprechen, macht die Darstellung reizvoll. Um so mehr, da diese Eigenarten zum Teil die des einhimischen Münchners überhaupt sind. Nur so konnte das Werk gelingen. Ein Eingeborener mußte es in die Hand nehmen, aber ein Eingeborener, der zugleich ein Dichter ist, der das scharfe Auge des kühlen Beobachters und zugleich das Temperament des lebhaften Darstellers besitzt. Dem die Aufgabe nicht nur eine rein ästhetische Kraftprobe, eine Art von literarischer Spielerei ist, sondern dessen Blut dabei zum Wallen kommt, der Liebe und Zorn dabei im Herzen aufquellen fühlt. Das ist bei Ruederer der Fall. Er scheint nur lustig zu plaudern, und es ist ihm dabei doch bitter ernst zu Mute. Er reißt in manchen Teilen seines Werkes den Leser durch eine fast stürmische Beredsamkeit, durch prachtvolle dichterische Phantasien mit sich fort und kehrt doch immer wieder auf den einen, für ihn brennenden Punkt zurück: Mein München! Ja, wenn es so wäre, wie ich es erträume!

Mancher wird in den neun Kapiteln dieses Büchleins einen fortlaufenden Zug, einen durchgehenden inneren Zusammenhang vermissen. Mag sein. Es sind Plaudereien, rasch und flott hingeworfene, aus einer erregten Seele herausströmende Diskurse über das und jenes, was dem Dichter gerade in den Kopf und auf die Zunge kommt. Auch die Einteilung in Kapitel, in einzelne große Gruppen von Daseinsäußerungen des Münchner öffentlichen Lebens, ist im Grunde recht äußerlich. Der Plauderer durchbricht überall die Grenzen, die er sich durch diese Einteilung selbst gezogen hat, und springt unbekümmert wie ein lustig zwitschernder Vogel von einem Zweig zum andern, vom Hundertsten ins Tausendste. Aber der aufmerksame Leser wird doch gewahr daß er nicht eigentlich abschweift, sondern daß eine schöne und planvolle Einheitlichkeit das Ganze beherrscht. Diese Einheitlichkeit liegt ebenso im Gegenstande wie in der persönlichen Art des Plauderers, in jenem sarkastischen und dabei überall frischen und freimütigen Zug seines Wesens.

Auch dieser freimütige Zug wird manchem Leser nicht immer behagen. Aber sollen wir den Verfasser gerade um seinetwillen tadeln? Wenn es sich um München handelt, wo man glück-

Digitized by Google

licherweise noch gerne ein offenes Wort, auch wenn es vielleicht allzuscharf ist, in Ruhe hinnimmt, und wenn es sich um einen Schriftsteller handelt, der niemals aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht hat? Im Gegenteil: das Schönste an Ruederers Buch über seine Heimatstadt besteht ja gerade darin, daß es frei von der Leber weg redet, daß es nicht weiß anstreicht, was schwarz oder wenigstens dunkel ist, daß nicht nur Lichter glänzen, sondern auch Schatten mit hineinspielen. Manches, das ein wenig nach Stadt- und Gesellschaftsklatsch schmeckt, mag dabei mit unterlaufen; aber man vergesse nicht, daß, wer offen und leidenschaftlich redet, zuweilen auch über die Schnur hauen muß. Und nur, weil Ruederer die Kunst des Bemäntelns nicht kennt und sie auch in diesem seinen Diskurs über seine Vaterstadt nicht pflegt, gelingen ihm die feinen und wahren psychologischen Analysen von den bemerkenswertesten Erscheinungen des öffentlichen Lebens in München, die in allen seinen Kapiteln, zwischen lustigem, scheinbar planlosem Geplauder den eigentlichen Kern bilden.

Auf diesen Analysen beruht der dauernde Wert dieses Buches über München. Es ist mehr als eine Zusammenstellung leichter, lustiger, sarkastischer Feuilletonplaudereien. Es steckt in ihm ein gutes Stück tiefgehender Psychologie der Großstadt, wie sie selten aus solchen Darstellungen lokalen Lebens herausspringt. Man muß dieses Buch nur recht zu lesen wissen und es öfters lesen, dann wird man entdecken, daß hier ein Eingeborener über München in origineller Weise plaudert, daß er die charakteristischen Seiten des gegenwärtigen öffentlichen Lebens in der bayerischen Hauptstadt scharf erfaßt und zum Teil in ungeschminkter Weise bloßlegt, daß er nicht nur einen Ausschnitt aus diesem Leben darstellt, sondern es in seiner Gesamtheit mit seinem Sinn nachfühlt und zum Ausdruck bringt. So wird Ruederers Buch nicht nur einen Gegenwartswert haben, sondern auch späteren Geschlechtern als ein lebendiges Zeugnis aus unserer Zeit dienen.

O. B.

Neues über Raabe.

Wilhelm Raabe hat niemals ein großes Publikum gehabt. Konnte es auch nicht haben, denn „der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt“. Er aber hat niemals dem Geschmack und den Forderungen des Tages irgendwelche Zugeständnisse

Digitized by

gemacht, ſondern immer nur ſo geſchrieben, wie ſeine Art und ſein Wille es verlangte. Aber wenn auch die Quantität ſeiner Leſer zu wünſchen ließ, ſo war dafür die Qualität um ſo beſſer. Man ſagt wohl nicht zu viel, wenn man die Ueberzeugung ausſpricht, daß kaum ein zweiter Dichter einen ſo feſten Leſerkreis gefunden hat, ein Publikum, das ihm von den Anfängen an bis auf den heutigen Tag treu geblieben iſt. Dieſe Leſer wollen nicht eine flüchtige Spannung und Unterhaltung, ſie ſchrecken vor der Anſtrengung nicht zurück, die der eigenwillige Dichter dem Genuß ſeiner Geſchichten oft entgegentürmt, und ſie finden für ihre liebevolle Hingabe immer reichen Lohn. Wenn einer dieſer Raabe-Kenner — und ihn kennen heißt ihn lieben und verehren — unvermutet und zufällig einen Gleichgeſinnten findet, dann leuchten beider Augen, dann gibt es reichen Stoff zu Geſprächen über die Freude, die Ergötzung, die Erhebung, die Lehren fürs Leben, die ſie dem weiſen Manne danken. Die Freude an Raabe iſt wie ein Freimaurererkennungszeichen, und ſie hat ſchon manchmal Leute aus ganz verſchiedenen Lebenskreiſen zuſammengeführt. Die ſtandhafte Gemeinde iſt nun doch im Laufe der Jahre gewachſen.

Am 8. September 1891, als der Unterzeichnete zum erſtenmal das Geſamtbild Raabes zu zeichnen ſuchte, war die Zahl der Blätter, die Raabe zu ſeinem ſechzigſten Geburtstag begrüßten, nur eine kleine. Am 8. September 1901 aber ging ein mächtig Rauſchen durch den deutſchen Blätterwald. Manches kluge und treffende Wort konnte dem Gefeierten die erfreuliche Beſtätigung dafür bringen, daß ſich doch ſchon viele feines Verſtändnis ſeines Weſens errungen hatten. Aber inmitten der warmen und echtgemeinten Huldigungen, mit denen er überſchüttet wurde, mochte er manchmal wehmütig wie ſeine hellſichtige Doris Kriſteller ausrufen: „So ſpät am Abend — ſo ſpät am Abend!“ Auch hat er ſicherlich an das erſte der Leſſingſchen Sinngedichte gedacht, daß es für den Dichter nicht genügt, Anerkennung und Bewunderung zu finden, daß er vor allem Leſer und Käufer für ſeine Bücher braucht. Die Beſchäftigung mit Raabe hat die Wirkung, Geiſtesfunken zu erzeugen. Bei gar manchen, die über ihn zu ſchreiben wiſſen, merkt man, daß ſie viel Weſentliches zu ſagen haben. Weſentliches iſt auch in den beiden Büchlein geſagt, die kürzlich erſchienen ſind, beide von Männern, die das Glück haben, ſeine Freundſchaft zu genießen. Hans Hoffmann, der ſeines Geiſtes einen Hauch verſpürt, der als feiner Humoriſt und Bildner vergangener Zeiten in Raabes Pfaden ſchafft und

Digitized by Google

wirkt,[1]) und Wilhelm Brandes[2]) der Barde der Kleiderſeller, jener fröhlichen Geſellſchaft trinkbarer Männer, zu der Raabe jetzt ſeit faſt vierzig Jahren gehört.

Hoffmann beginnt mit dem Bekenntnis, daß es nicht möglich ſei, auf dem zur Verfügung ſtehenden knappen Raum ein ganzes Bild des großen Dichters zu geben. Sowohl ſein innerer Reichtum, ſeine wunderbare Vielgeſtaltigkeit verhindern das, als auch ſein äußerer, die große Anzahl ſeiner Erzählungen. Hoffmann behandelt nur einzelne von dieſen ausführlicher, ſo die grimmige Satire „Zum wilden Mann“ und das reife Meiſterwerk „Die Akten des Vogelſangs“, das er mit Recht mit am höchſten unter Raabes Geſchichten ſtellt. Dem Humoriſten Raabe wird Hoffmann wohl gerecht, er findet aber, daß in den Werken, die als die höchſten Gipfel ſeiner Kunſt zu betrachten ſind, wie „Abu Telfan“, „Der Schüdderump“, „Die Akten des Vogelſangs“, „Unruhige Gäſte“ und der Perle ſeiner Novellen „Des Reiches Krone“ „der Humor nur ſehr geringen und epiſodenhaften, in den meiſten ſchlechthin gar keinen Raum hat. Sie alle ſind durchweht und durchſchüttert von tiefſter Tragik oder einer hochgeſpannten Entſagungsſtimmung, die ans Tragiſche mindeſtens nahe heranſtreift.“ Wenn manche Beurteiler die Bücher, die Raabes reifſte ſind, grauſam nennen, ſo findet Hoffmann, daß das Schickſal darin den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt. Das wird ſehr fein an der Entwicklung des Philipp Kriſteller aus einem gutmütigen Philiſter zu einem Helden des Vertrauens, der Treue, der unzerſtörbaren Dankbarkeit, der heiligſten Hochherzigkeit, gezeigt, auch an dem Liebespaar im „Schüdderump“, der entſagenden Phöbe in „Unruhige Gäſte“.

Hoffmann führt dann aus, wie Raabe dem Unglück nicht entging, das für den Dichter in dem großen Erfolg eines Erſtlingswerkes liegen kann. Raabe mochte noch ſehr an Kraft und Leiſtung, an Reife und Tiefe gewinnen, für einen großen Teil des Publikums blieb er immer nur der Dichter der „Chronik der Sperlingsgaſſe“, die unter allen ſeinen Werken den ſtärkſten äußeren Erfolg hatte. Der Gefahr und Verſuchung, ſo weiterzuarbeiten, wie es der Geſchmack des Publikums verlangt, wider-

---

[1]) Die Dichtung. Herausgegeben von Paul Remer. Band 44. Wilhelm Raabe von Hans Hoffmann. Berlin und Leipzig, Schuſter u. Löffler.

[2]) Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verſtändnis und zur Würdigung des Dichters. Von Wilh. Brandes. Zweite durchgeſehene und erweiterte Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1906.

Digitized by Google

stand Raabe. Er ging seinen eigenen Weg und hat es, wenn auch nicht ohne schmerzliche Empfindung, verwunden, daß er Jahre hindurch nur von Wenigen erkannt und verstanden wurde. Hoffmann hängt mit großer Liebe an Raabe, sündigt aber nicht durch kritiklose Einseitigkeit. So bekennt er freimütig, daß ihm einzelne der humoristischen Geschichten nicht gefallen, so „Keltische Knochen", „Die Gänse von Bützow", „Theklas Erbschaft", „Christoph Pechlin", „Vom alten Proteus". Gewiß stehen sie nicht auf der Höhe der ganz des Dichters Wesensart entsprechenden Bücher, aber in „Keltische Knochen" zum Beispiel finden wir den lustigen grotesken Stoff sehr gut bemeistert und in der etwas wirren Hochsommergeschichte „Vom alten Proteus" steht doch das wundervolle Wort: „Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute", das wir unter einem Bilde Raabes in Heidjer (Ein niedersächsisches Kalenderbuch auf das Jahr 1907.) finden. In der biographischen Skizze, die wir da abgedruckt finden, nennt Raabe sich Schriftsteller a. D., wie er es vor einiger Zeit in einem Briefe an mich getan. Die Bemerkung, daß er auf seinem Altersteil „Altershausen" sitze, ist dahin zu verstehen, daß er an seinem siebzigsten Geburtstag das Manuskript des beabsichtigten Romanes „Altershausen" zugeklappt habe und das Buch nicht vollenden wolle. Sehr gemütvoll spricht er von seiner Mutter, von der er lesen lernte: „Was ich nachher auf Volks- und Bürgerschulen, Gymnasien und auch der Universität an Wissenschaften zuerworben habe, heftet sich alles an den lieben, feinen Finger, der mir ums Jahr 1836 herum den Punkt auf dem „i" wies."

Wir hätten bei Hoffmann noch eine schärfere Betonung der Meisterschaft gewünscht, mit der Raabe seine Gestalten, auch die fremdartigsten und wunderlichsten, vor uns hinstellt. Unter diesen ist noch besonders die Prachtfigur des Regierungsrats Wumigl zu erwähnen. Hoffmanns Büchlein ist durch die Wiedergabe einiger der lustigen Federzeichnungen Raabes geschmückt, die er aufs Papier zu kritzeln pflegt, wenn der Fluß der Darstellung ins Stocken gerät. Solche Federzeichnungen sind auch in der feinen Studie von Wilhelm Brandes reproduziert, darunter auch die Zeichnung, die Raabe 1887 fein und sorgfältig in Folio für die Kleiderseller ausführte. In der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Schrift sagt der Verfasser: „In den fünf Jahren, seit dies Büchlein zum erstenmal in die Welt ging, hat die Kenntnis und Schätzung seines Helden unzweifelhaft im deutschen Volke und auch bei denen, die ihm von Berufs wegen sagen, was es lesen und schön finden soll, sehr erheblich zuge-

Digitized by Google

nommen, worüber einiges Nähere im letzten Kapitel. Allein in denselben fünf Jahren hat der eine „Jörn Uhl" die gleiche Auflageziffer erreicht wie alle Werke Raabes zusammengenommen in einem halben Jahrhundert, da scheint es denn doch noch immer nicht überflüssig, von ihm als einen noch immer nicht genug Gekannten und Gelesenen zu reden und zu zeugen."

Wir haben die erste Auflage der Studie in der Beilage Nr. 78 vom 8. April 1902 eingehend gewürdigt und könnten nur wiederholen, was wir damals zu ihrer Anerkennung sagten. Bereichert ist das Buch, wie gesagt, durch den Abdruck einiger köstlichen Federzeichnungen Raabes, in denen seine beiden literarischen Haupteigenschaften, sein sieghafter Humor und seine mächtige, übersprudelnde Phantasie deutlich zu erkennen sind. Die Kapitel des Buches über den Humor und die Phantasie in Raabe gehören wohl zu dem Besten, was über ihn gesagt worden ist, und sehr hübsch ist besonders die Stelle über seine wunderlichen Käuze, „seine zwei Lieblingstypen, die wetterfesten, klaräugigen, scharfzüngigen und herzenswarmen alten Frauen und die sinnierenden, weltüberlegenen, ja weisen, mehr oder minder alten Männer". Die neue Auflage schließt mit einer knappen Zusammenfassung alles dessen, wodurch Raabe so hoch steht, und mit einer Stelle aus einer Huldigung, die der Verfasser vor fünf Jahren Raabe gewidmet hat, und deren Anfangsworte lauten:

Ein Priester, der dem Höchsten zugewandt,
Fernab vom Schwarm andächtelnder Gesichter,
Um Gunst und Ehre unbesorgt, in schlichter,
Einsamer Andacht schauend, schaffend stand.

Wir haben schon früher zuweilen betonen können, daß Raabe nie zeitgemäße Bücher geschrieben hat, daß aber auch seine Bücher nicht mit der Zeit veralten. Wo sind sie denn die deutschen Romane, die man nach dreißig und vierzig Jahren noch lesen kann, ja, die nach solcher Zeit noch neue Auflagen nötig machen? So ist uns denn gar nicht bange um Raabes Stellung in der Literatur. Er hat lange warten müssen, er wird aber auch lange nachwirken. Im ersten Heft der Monatsschrift März behandelt Dr. Owlglaß das Thema, warum Raabe noch nicht genug gekannt und gewürdigt sei, und fragt dabei u. a.: „Wie erklärt es sich, daß z. B. in Gottfried Kellers Briefen der Name Wilhelm Raabe nicht ein einziges Mal vorkommt?" Daß Keller den Namen Raabe nicht erwähnt, ist ein Zufall, doch darf man aus der obigen Fragestellung nicht etwa herauslesen, daß Keller ihn nicht gekannt hätte. Der Unterzeichnete ist in der Lage, das Gegenteil zu bezeugen. Als ich an einem Sommerabend 1885

Digitized by Google

mit Gottfried Keller durch die Straßen Zürichs zum Bier wanderte, fragte ich ihn, an ein vorausgegangenes Gespräch anknüpfend, ob er das kurz vorher erschienene Heft 2000 der Reclamschen Sammlung („Zum wilden Mann" von Raabe) gelesen habe. Da blieb der Herr Staatsschreiber stehen, streckte den Arm empor und sagte grimmig „Der Hund!" So mächtig hatte ihn die Darstellung des kaltherzigen Egoisten gepackt, so persönlich hatte er sich über den Obersten Agonista erregt. Und wahrscheinlich ist Raabes heimelige Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrs-Geschichte „Der Lar" das letzte Buch gewesen, das Keller gelesen hat.

Sowohl Hoffmann als Brandes stellen „Abu Telfan" sehr hoch. Das tiefe und ernste Buch gehört in der Tat zu seinen besten, wenn auch der zweite Teil von der eigenen Art des Dichters abweicht. Raabe hat darin gezeigt, was er sonst nur hier und da getan, daß er, wenn er nur will, den Durchschnittslesern auch Spannung und Aufregung bieten kann, und es ist schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß in der Episode des Leutnants Kind der ganze Stoff von Beyerleins „Zapfenstreich" enthalten ist. Sowohl Hoffmann als Brandes haben sich scharf gegen diejenigen Leser ausgesprochen, die in Raabe nur den Dichter seiner Erstlingswerke kennen. Wir können darüber auch mit einigen Erfahrungen dienen. So hörten wir einmal einen feinen und geistvollen Schriftsteller „Die Kinder von Finkenrode" mit den Worten erwähnen, daß sie noch genießbar seien, die späteren Bücher Raabes seien es nicht. „Im alten Eisen", „Pfisters Mühle", „Das Odfeld" und „Stopfkuchen" hatte er nicht gelesen! Und neulich sagte uns ein bedeutender, geistig sehr hochstehender Mann: „Warum soll ich Raabe lesen? Da bleibe ich bei Jean Paul, da habe ich die Sache aus erster Hand." Der Unterschied zwischen beiden wird heute keinem Verständigen mehr erklärt werden müssen. Raabe ist auch bei seinen schnurrigsten Ideen, seinen wunderlichsten Ausbiegungen vom Pfad der Allgemeinheit immer Künstler, Jean Paul ist es nicht, wie viel Großes auch an ihm bleibt. Aber wie gesagt, das Verständnis für Raabe, seine treue Gemeinde ist im Laufe der letzten Jahre erfreulich gewachsen. Und so können wir mit Brandes schließen: „So mag, so soll er, der uns so viel gegeben hat, jetzt und fortan, will's Gott, noch manches Jahr im Vollbewußtsein dessen, was er seinem Volke ist und gilt, der Liebe und Verehrung ungezählter Tausende, die ihm ein bestes Teil ihres Lebens danken, der guten Tage genießen!"

Sigmund Schott.

Digitized by Google

Offener Brief an Herrn Houston Steward Chamberlain.

Hochverehrter Herr Chamberlain!

Nehmen Sie zunächst den Ausdruck meines herzlichsten Dankes entgegen für Ihre große Liebenswürdigkeit, meine Ausführungen in Nr. 64 der Beilage einer Entgegnung gewürdigt zu haben. Nicht sowohl die anerkennenden und schmeichelhaften Worte der Einleitung sind es, die mich freudig bewegten, noch größeres Gewicht lege ich auf die Tatsache, daß ein Mann von Ihrer Bedeutung einem jüngeren Gelehrten überhaupt die Ehre einer Entgegnung erweist.

Sie beanstanden zunächst meine Worte: „In diesem Werke tauft der Verfasser alle, die in der Weltgeschichte etwas geleistet haben, schlankweg Germanen". Sie versuchen den Gegenbeweis zu erbringen, indem Sie zunächst auf die 459 Seiten des ersten Bandes der „Grundlagen" hinweisen, auf denen Sie die nichtgermanischen Kulturen behandeln. Gestatten Sie mir, daß ich Ihre eigenen Worte anführe, um Ihnen in die Erinnerung zurückzurufen, in welcher Weise das geschieht.

Ich beginne mit den ältesten Kulturen.

Seite 69 sprechen Sie von einer „sogenannten Kunst und sogenannten Weisheit der Aegypter, Assyrer, Chinesen e tutti quanti", woraus hervorgeht, daß Sie an dieselbe nicht glauben. Seite 137 sagen Sie, vom Bündnis der Babylonier und Phönizier zur Unterwerfung Griechenlands und Italiens sprechend, „die Freiheit und die Kultur[1]) wären vertilgt, also auf ewig vernichtet gewesen"! S. 380 steht die „sogenannten semitischen Kulturstaaten", und weiter: „Noch immer hören wir „Wunder und wilde Mär" über den reichen Segen, den wir dieser angeblich semitischen Kulturarbeit verdanken sollen; doch bei genauerem Zusehen finden wir den echten Semiten immer und überall dem wahrhaft schöpferischen Element nur „aufgepfropft"." S. 42 konstatieren Sie sogar folgendes: „Ja, in einem gewissen Sinne dürfen wir wohl sagen, eigentliche „Geschichte" beginne erst mit Christi Geburt. Die Völker, die heute noch nicht zum Christentume gehören — die Chinesen, die Inder, die Türken usw.[2]) — haben alle noch immer keine wahre Geschichte, sondern

---

[1]) Sie ersetzen das von Mommsen gebrauchte Wort Zivilisation lieber durch Kultur, daher habe ich „Kultur" gesetzt.

[2]) Auch die Japaner?

Digitized by Google

kennen auf der einen Seite nur eine Chronik von Herrscherhäusern, Metzeleien und dergleichen, auf der anderen nur das stille, ergebene, fast tiermäßig glückliche Hinleben ungezählter Millionen, die spurlos in der Nacht der Zeiten untergehen. Ob das Reich der Pharaonen im Jahre 3285 vor Christo oder im Jahre 32850 gegründet wurde, ist an und für sich belanglos; Aegypten unter einem Ramses zu kennen, ist dasselbe, als kenne man es unter allen 15 Rameſſiden. Ebenso verhält es sich mit den anderen vorchristlichen Völkern (mit Ausnahme jener drei [Hellenen, Römer, Juden]).... Der arische Inder z. B., ...er hat keine Geschichte."

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Chinesen!

Ich schrieb, Sie leugneten auf S 728 die Existenz einer chinesischen Zivilisation. Sie bewiesen darauf, daß ich das genaue Gegenteil Ihrer Worte zitiert hatte. Hätte ich mein Versehen — nicht mehr? werden Sie mir ins Wort fallen? — hätte ich also mein bedauerliches Versehen nicht schon vorher bemerkt, ich wäre niedergeschmettert gewesen. So kannte ich den einzigen Angriffspunkt, den ich Ihnen bot, und muß das Begräbnis erster Klasse, das Sie mir bereitet haben, dankend ablehnen. Die von mir ins Auge gefaßte Stelle steht nämlich — auf S. 744! und lautet: „Der Chinese besitzt bei riesig ausgedehnten Detailkenntnissen und raffinierter, fieberhaft tätiger Zivilisation, gar keine Kultur." Ich bitte, die falsche Zahl gütigst entschuldigen zu wollen.

Nun werden Sie einwenden, daß die Sache damit noch nicht völlig aus der Welt geschafft sei, denn ich verwechselte ja Zivilisation und Kultur. Darauf möchte ich zunächst bemerken, daß gewiß ein Unterschied zwischen materieller und immaterieller Kultur besteht, daß ich die von Ihnen verwandte Terminologie aber nicht acceptiere. Hätte ich das Zitat in Anführungsstriche gesetzt, dann hätte ich Ihre Worte zitiert und zwar falsch. Da ich das aber unterließ, waren es meine eigenen, also besteht kein Grund zur Beanstandung. Wenn ich in wenigen Worten auf ein umfangreiches Werk zu sprechen komme, dann wird niemand verlangen, daß ich auch alle feinen dort verwandten Begriffsunterschiede berücksichtige. Sollte Ihnen, hochverehrter Herr Chamberlain, aber das geringste daran gelegen sein, daß ich Ihre Worte gebrauche, dann bitte ich hinfort in meinem Aufsatz lesen zu wollen: „Chamberlain zögert auch keinen Moment, die Existenz einer chinesischen „Kultur" einfach zu leugnen, weil er sie denn doch nicht wohl den Germanen gutschreiben kann. (S. 744.)" Der Sinn meines Gedankens ist damit

Digitized by Google

auch nicht um ein Minimum variiert und ich habe die Genugtuung, Sie zufriedengestellt zu haben.

Doch betrachten wir näher die Art, wie Sie die Chinesen, die Hauptträger der mongolischen Kultur, beurteilen! Daß ihnen „alle Kultur" fehlt, sogar „gänzlich" (S. 741) wissen wir schon, desgleichen, daß sie keine Geschichte besitzen und ihre Kunst nur „sogenannt" ist. Sie haben aber auch „kein eigentliches Wissen" (S. 745), denn das gibt es nach Ihrer Meinung nicht ohne Kultur. Sie haben „wenig oder gar kein religiöses Bedürfnis" (S. 100) und „scheinen organisch unfähig, sich auch nur bis zur Vorstellung des metaphysischen Denkens zu erheben" (S. 707). In ihrem Staate herrscht „tiermäßige Einförmigkeit" (S. 828). Sie haben ein Kunsthandwerk „ohne daß eine Spur von wirklicher Schöpferkraft vorhanden wäre" (S. 974), ja es wird „täglich fraglicher, daß sie auch nur bescheidene Anlagen zum Erfinden besitzen" (S. 742). Die Nichtigkeit ihrer Poesie ist Ihnen auch bekannt (S. 743) usw. Daß sie das Papier erfanden, läßt sich nicht gut bestreiten, deshalb konstatieren Sie, daß sie „bis zur Stunde keinen Mann hervor(bringen), würdig darauf zu schreiben" (S. 742).

Ich glaube den Beweis hinreichend erbracht zu haben, daß Sie die Kultur der vorchristlichen fremdrassigen Völker nicht eben hoch bewerten. Doch Sie verweisen mich auf Juden, Indoarier, Griechen und Römer. Die Juden, mit ihrer „. . . sehr beschränkten Intelligenz" (S. 244), dieses „unreligiöseste Volk der Welt" (S. 231) dürften hinreichend durch folgenden Satz gekennzeichnet sein: „Bei den Griechen und Römern waren die Taten dieser Völker die positive Errungenschaft, dasjenige, was weiter lebte; bei den Juden dagegen war die Verneinung der Taten dieses Volkes die einzige positive Errungenschaft für die Menschheit" (S. 47). Und da hielten Sie es für angezeigt, meine Behauptung, daß Sie allen Nichtgermanen große Leistungen von kulturgeschichtlicher Bedeutung absprechen, durch einen Hinweis auf Ihre Ausführungen über die Juden zu widerlegen!

Sie werden es begreifen, wenn ich, um Ihre Zeit nicht allzu sehr in Anspruch zu nehmen, auf die kleineren Kulturvölker, die Hethiter z. B., die als besondere Kulturerrungenschaft ihre Nase vererbten (S. 361), nicht näher eingehe. Den Indoariern billigen Sie zwar keine Geschichte, aber doch manches Gute zu, aber — trotz aller Reserve im Ausdruck — Sie erblicken in ihnen Verwandte der Germanen! Sie sprechen von den Iraniern als von unseren „indoeuropäischen Vettern" (S. 817). Dasselbe, in gesteigertem Maße gilt von Griechen (S. 702, 748) und Römern!

Digitized by Google

Die Kunst ersterer schätzen Sie sehr hoch ein, sie sind überhaupt die einzigen, mit denen der Germane sich vergleichen darf (S. 747), aber große Philosophen und Metaphysiker sind auch sie in Ihren Augen nicht (S. 110 ff.), ja, „Humanität, Milde, Vergebung (waren) ihnen ebenso unbekannt wie Wahrheitsliebe" (S. 91). Und Christus? werden Sie mir entgegenhalten. Ja, Christus, von Ihnen in seiner welthistorischen Bedeutung voll gewürdigt, als „Erscheinung einer neuen Menschenart" (S. 204) begrüßt, Christus — hatte „keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern" (S. 219), Christus war — fast hätte ich auf Grund Ihrer Ausführungen S. 210 ff. gesagt, er wäre Germane gewesen, doch das wäre nicht loyal, denn Sie überlassen es dem Leser, diesen Schluß zu ziehen.

Sie werden es verstehen, hochverehrter Herr Chamberlain, wenn ich hier nicht versuche, die zahlreichen Behauptungen, die ich für irrtümlich, übertrieben oder einseitig halte, zu widerlegen. Ich fürchte, es würde ein Buch werden. Auch daß ich Ihre persönlichen Bemerkungen überhöre, ist kein Beweis von Schwäche. Ich stehe prinzipiell auf dem Standpunkt, daß vornehme Gesinnung und höflich-sachliche Form der Beweiskraft der Argumente keinen Abbruch tut. Auf gehässige Ausfälle — vor denen ich ja bei einem Manne von Ihrer sozialen Stellung sicher bin, ich richte deshalb meine Warnung an jene, die vielleicht in der Zukunft versuchen sollten, sich in angedeuteter Weise an mir zu reiben —, würde ich so wenig reagieren, wie auf Anrempeleien auf der Straße.

Doch wozu habe ich mich eigentlich bemüht, Ihnen im einzelnen nachzuweisen, daß Sie die Kultur der fremdrassigen vorchristlichen Völker außerordentlich gering einschätzen, da Sie es ja selbst sagen? „Was in der Weltgeschichte voranging, sind für uns Prolegomena; wahre Geschichte . . . beginnt in dem Augenblick, wo der Germane das Erbe des Altertums mit kraftstrotzender Hand ergreift" (S. 260). Das war Ihnen wohl entfallen.

Und was sagen Sie von der nachchristlichen Zeit weiter? „Alle Männer, die vom 6. Jahrhundert ab als wahre Gestalter der Geschicke der Menschheit auftreten, sei es als Staatenbildner, sei es als Erfinder neuer Gedanken und origineller Kunst, gehören ihnen an. Was die Araber gründen, ist von kurzer Dauer; die Mongolen zerstören, aber schaffen nichts; die großen Italiener des rinascimento stammen alle aus dem mit lombardischem, gotischem und fränkischem Blute durchsetzten Norden oder aus dem germano-hellenischen äußersten Süden; in Spanien bilden die Westgoten das Lebenselement; die Juden erleben ihre heutige

Digitized by Google

„Wiedergeburt", indem sie sich auf jedem Gebiete möglichst genau an germanische Muster anschmiegen" (S. 8). „Unsere gesamte heutige Zivilisation und Kultur (ist) das Werk einer bestimmten Menschenart: des Germanen . . . ohne den Germanen hätte sich ewige Nacht über die Welt gesenkt" (S. 9).

Das dürfte wohl genügen, um die Richtigkeit meines Urteils zu beweisen. Ihre Beweisführung ist demgemäß folgende: Die Völker der alten Welt sind bis auf Griechen, Römer und Indoarier minderwertig. Diese sind aber alle Verwandte der Germanen, desgleichen Christus. Wahre Geschichte beginnt aber überhaupt erst mit den Germanen, alles vorher mag ja teilweise ganz ordentlich gewesen sein, es waren doch nur Prolegomena. In der Zeit seit Eintritt der Germanen aber haben nur diese, wie Sie direkt sagen und außerdem durch conclusio per exclusionem, indem Sie alle nichtgermanischen Völker in ihrer Minderwertigkeit hinstellen, erkennen lassen, die Kultur getragen.

Um nun alle hervorragenden Leistungen seit dem Untergang der antiken Welt den Germanen gutschreiben zu können, gebrauchten Sie einen möglichst umfassenden Begriff. Und so kommen wir zu Ihrer Rassenlehre. Nicht umsonst klagen Sie so häufig darüber, daß Sie auch von Wohlwollenden mißverstanden werden. Nicht nur, daß Widersprüche in Ihrem Werke sehr häufig sind, mit deren Hilfe werden Sie auch manche der von mir herangezogenen Worte widerlegen können — ihre Rassenlehre ist so unklar, daß man sie wohl nicht verstehen kann. Eine Definition fehlt zunächst. Ich gebe zu, daß sie nicht leicht ist, aber Sie werden in meinem Aufsatz vielleicht doch so etwas ähnliches gefunden haben. Auf der einen Seite erkennen Sie die blonden Haare usw. als germanische Merkmale an (S. 466 u. a. a. O.), dann wieder reklamieren Sie schwarze Haare (S. 486) und einen Typus wie den Luthers für sie (S. 501). Damit haben Sie aber das Charakteristikum der anthropologischen Rassetheorie verleugnet, denn nicht als „heute noch beweg l i ch e s Züchtungsprodukt" (S. XXXIX), sondern als das gerade Gegenteil, als eine Summe in geschichtlicher Zeit k o n st a n t bleibender Merkmale muß sie der Anthropologe betrachten. Bei dieser von Grund aus verfehlten Auffassung von Rasse, die Sie sogar das Postulat der Blutsverwandtschaft außer acht lassen läßt (S. 481) kann Ihnen die Anthropologie freilich wenig genug bieten (S. 492 und 495) und Sie betrachten nicht nur den „Blick des Züchters, jenen Instinkt des Kindes" (S. 499) zur Ergänzung für erforderlich,

Digitized by Google

sondern nehmen das geistige Gebiet zur Hilfe (S. 499)! Sie schreiben: „Daß Dante ein Germane, nicht ein Kind des Völkerchaos ist, folgt nach meiner Ueberzeugung so evident aus seinem Wesen und Werken, daß ein Nachweis hierüber durchaus entbehrlich dünken muß“ (S. 499). Sie werden es verstehen, wenn die Anthropologie Ihnen nicht zu folgen vermag und der Deduktion aus Eigenschaften, die Sie nach subjektivem Ermessen Ihren Germanen beilegen, keinerlei Wert beimessen kann. Dennoch hat Ihr Verfahren zweifellos praktische Bedeutung, denn allein durch diese Anleihe bei der Psychologie sind Sie in den Stand gesetzt, alle nachklassischen Genies für Germanen zu erklären. Gobineau war bescheidener, er begnügte sich mit den Blonden und stand damit doch noch immerhin auf anthropologischer Basis. Die Momente, in denen Sie ihm nicht folgen, sind keine Verbesserungen seines Systems.

In Ihrer „Abwehr“ nehmen Sie eine teilweise andere Haltung ein, als in den „Grundlagen“. Da ich in meinem Aufsatz es nur mit letzteren zu tun hatte, so kann ich auch jetzt zu meinem Bedauern nicht auf die neue Version eingehen Doch gestatten Sie eine Frage. Glauben Sie, Ihr Werk hätte dieselbe Verbreitung gefunden, wenn Sie die „Slavokeltogermanen“ statt in „Germanen“ in „Kelten“ oder „Slaven“ abgekürzt hätten?

Gegenwärtig sind die germanischen Völker die Herren der Welt. Deshalb konstatieren Sie, sie seien es von Rechtswegen, denn „körperlich und seelisch ragen die Arier unter allen Menschen empor“. (S. 503); in Wahrheit hat jedes Volk, sobald es die Macht hatte, den Beweis zu erbringen versucht, daß es seit jeher zur Herrenrolle prädestiniert war. In früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden waren andere Rassen und Völker die Träger der Kultur. Heute sind wir es. Hoffen wir, daß wir es recht lange bleiben mögen!

Sie werden nunmehr einsehen, daß nur meine genaue „Kenntnis“ Ihres Werkes meine ersten kritischen Aeußerungen veranlassen konnte.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Chamberlain, die Versicherung meiner besonderen Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein Ihr ganz ergebenster

München, 20. April 1907. Dr. Max Kemmerich.

Digitized by Google

Bücheranzeigen.

Felix Dahn: Die Könige der Germanen. 10. Band: Die Thüringe. Leipzig 1907, Breitkopf u. Härtel. XXIV und 180 Seiten.

Der 10. Band der Könige der Germanen liegt vor uns. Ein Bote, daß das mächtige Werk seiner Vollendung nahe ist. Zu Ostern 1861 war der erste Band, die Vandalen, in die Welt gegangen. Eine Arbeit blühender Jugendkraft, die sich zugleich ein übergewaltiges Unternehmen zugetraut hatte, an dem rastlose Mannesjahre weiterschufen, an dem der ungebrochene Fleiß gesegneten Alters nicht müde wurde. Fast ein halbes Jahrhundert ist darunter verronnen, einige Jahre noch, und dem Bau ist der Schlußstein eingefügt. So hold ist das Leben nur wenigen Menschen. In warmer Teilnahme stehen wir vor dem Manne und seinem Werk.

In rascher Folge waren die beiden letzten Bände, „Die Alemannen" 1902, „Die Baiern" 1905 erschienen. Nach kaum zwei Jahren nun „Die Thüringe". Seinen Vorgängern gegenüber ein bescheidener Band. Und doch vielleicht nicht weniger Arbeit bergend als diese. Denn spärlich fließen die Quellen für die Thüringe. In solch sandigem Boden verschwindet nur zu leicht auch die belebende Mühe des Forschers. Durch die Beschaffenheit der Quellen war Art und Rahmen der Darstellung von selbst gegeben. Die Vorrede betont mit Recht, daß wir dies um so mehr zu beklagen haben, „als die Gestaltung germanischen Königtums in einem Gebiet ohne romanische Untertanen, daher auch ohne romanische Einrichtungen, gar anziehend wäre."

Abgesehen von der lex, die für die spätere Zeit des Stammes dessen Rechtsleben bescheiden beleuchtet, versagen hier die Urkunden; Hersfeld und Fulda sind hessisch. Nur hin und wieder konnten, so berichtet das Vorwort, „in Hinsicht auf Wirtschaft und Kirchenwesen die Urkunden dieser Klöster verwertet werden, sofern sie thüringische Ländereien betrafen". Es ist eine treffende Bemerkung, daß zu diesem Stande der Dinge das Fehlen eines zentralen Bischofsitzes und der Mangel eines mächtigen landreichen Herzoggeschlechts wesentlich beitrugen.

Die Darstellung beginnt mit Namen und Herkunft der Hermunduren, in anmutender Weise Mythologisches heranziehend, die Nachrichten aus römischer Zeit sichtend und abwägend. Dem bei Ptolemäus überlieferten Namen Teuriochaimai weist Dahn auch für das erste Kompositionsglied germanische Wurzel zu — mit Bremer und Siebs —, doch möchte ich die Analogie mit Baiochaimai, und damit die keltische Wurzel, nicht in so vollem Maße widerlegt ansehen wie es der Verfasser tut. Rudolf Much vertritt noch 1905 den letzteren Standpunkt (Deutsche Stammeskunde, 2. Aufl., Leipzig 1905). Zu den „Thüringen" übergehend, ist das Witsides-Lied glücklich verwertet, auch für die Herkunft der linksrheinischen „Thoringe", die hier in durchaus wahrscheinlicher Lösung einer verworrenen Frage als über den Rhein ausgewanderte Gaue der mitteldeutschen Thüringe

Digitized by Google

erklärt werden, ist das Zeugnis der angelsächsischen Dichtung herangezogen. Eine wertvolle Beigabe an dieser Stelle der eingehende Brief von Siebs über den Gau-Namen Thuringasnes. Im weiteren werden Angeln und Warnen ausführlich besprochen, den letzteren die Nordschwaben, die man bisher zumeist für „nach Norden gewanderte alemannische Schwaben" hielt, gleichgesetzt. Ob wir die Warnen wirklich zur suebischen Gruppe rechnen dürfen, darauf käme es hier wohl besonders an. Ein zweifellos fruchtbarer Gedanke liegt hier zugrunde. Einem ähnlichen Gedanken folgend, glaubte auch Rudolf Much in den Nordschwaben im alten Semnonenland zurückgebliebene Sueben wiederzuerkennen.

Die äußere Geschichte der Thüringe — wohl ein Ergebnis schwierigster Arbeit — ist Gegenstand sehr eingehender Darstellung. Gewiß des Zweifelhaften sehr viel. Geben doch die Quellen kaum die dürftigste Handhabe, aber was sie geben, ist sorgfältig erwogen und — hierin vor allem dankenswert — ohne Konstruktionen zu unserem eigenen Urteil in den Bericht hineingestellt. Die beigegebenen Stammbäume, an die viel Mühe gewandt ist, scheiden wo irgend möglich zwischen Geschichtlichem und Sagenhaftem; daß auch das letztere miteingefügt ist, wird nur willkommen sein. Ueber die fränkische Ueberlieferung prägt Dahn ein bezeichnendes Wort: „Die Bluttaten der Merovingen färbten ab in der Phantasie der Zeitgenossen." Die Teilung der Herrschaft unter den drei Söhnen des Königs Bisinus stellt hier eine scharfsinnige Darstellung als eine räumliche fest: erhellend aus dem Plan Herminfrieds, zusammen mit dem Meroving Theuderich I. den Bruder Baderich zu töten und sich in dessen Landgebiet (regionem illam) zu teilen. Wohltuend berührt nach dem fränkischen Bericht die Wiedergabe der sächsischen Ueberlieferung, vor anderem die Anführung der schönen Stelle bei Widukind, wo von der Körperbildung und der animi constantia der Sachsen die Rede ist. In solchen Dingen über den enger gezogenen Kreis des rein Sachlichen zuweilen einen Schritt hinaus zu tun, ein wenig abseits vom Fahrwege eine Blume auf der Wiese zu pflücken, wie Jakob Grimm sagen würde, ist dankenswert und erquicksam. Die äußere Geschichte schließt mit dem Hinweis auf eine Aufgabe, die die Thüringe im Gegensatz zu den Baiern zunächst aus eigener Kraft — durch eine Reihe ungünstiger Umstände — nicht zu lösen vermochten: eine widerstandskräftige, angriffsstarke Grenzmark gegenüber den Slawen zu sein. Die folgenden Abschnitte über Ansiedelung und Ortsnamen bringen für Wirtschafts- und Siedelungsgeschichte wertvolle, zum Teil ziffermäßige Belege. Gegenüber der Farblosigkeit der quellenmäßigen Ausdrücke für die ständischen Verhältnisse scheint mir Dahns Methode durchaus das Richtige zu treffen; sie sieht von jeglicher Schematisierung und Kombination ab und bringt dafür ein recht reiches Material an Quellenstellen und -Ausdrücken bei. In dem Kapitel über die Unfreien kommt er auf die Stellen der lex zu sprechen, wo uns über das erhöhte Wertgeld der Goldschmiede und Harfenschläger berichtet wird. Und hierbei gelingt es ihm, auf Grund seiner Kenntnis bayerisch-österreichischen Volkstums den rätselhaften circulus

Digitized by Google

des harpator sehr einfach zu erklären: ein Metallreif, mit dem die Saiten „gezupft" werden. Die Darstellung der lex, ihre Entstehungszeit, Verwandtschaft usw. ist im wesentlichen von der Auffassung Brunners nicht abweichend, sie betont zum Schlusse mit Recht die Unlösbarkeit der wichtigen Frage, „wiefern die in der Karlischen lex dargestellten oder vorausgesetzten Rechtsgrundsätze und -zustände schon zur Zeit des thüringischen Königreiches, wiefern etwa in der Zwischenzeit bis auf Karl, wiefern endlich erst jetzt durch Karl eingeführt worden seien".

In der Geschichte des Aemterwesens zeigt sich dann besonders die Kargheit der Quellen. „Hauptquellen für die Geschichte dieser Herzoge zu Wirzburg sind die beiden vitae des Landes-Patrons St. Kilian, deren erste nur mit Vorsicht, deren zweite, jene umschreibende, gar nicht zu brauchen ist." Demgemäß ist die Behandlung aller Fragen hier eine sehr vorsichtige und um so erfreulicher, als vielfach doch positive Ergebnisse, so die Gleichsetzung Gozbert-Theotbald, des Herzogs unter St. Kilian, zutage gefördert werden. Gerichtswesen und Strafrecht erfahren ihre Darstellung auf Grund der lex, treffend erscheint hierbei die Bemerkung, daß auch der Mangel an genaueren Unterscheidungen bei Verwundungen dafür spreche, daß es sich bei ihr weniger um erschöpfende Aufzeichnung uralten Gewohnheitsrechtes handle, als um Nachahmung anderer gleichzeitiger Anordnungen. Im Privatrecht beansprucht dann die Deutung des Tit. XIII der lex in hohem Maße unsere Aufmerksamkeit. Wer die knappen Worte liest: „libero homini liceat hereditatem suam cui voluerit tradere", denkt zunächst, hier könne es sich nur um das Veräußerungsrecht freien Eigens im Gegensatz zum Gute „abhängiger" Personen handeln. Der Satz steht am Schlusse der lex. Es muß mit ihm — an dieser Stelle — doch eine andere Bewandtnis haben. Dahn stellt ihn als Werk der Kirche dar und sieht in den wenigen Worten die Aufhebung des Beispruchsrechtes. „Is fecit, cui prodest" ist das immer wiederkehrende Argument seiner Beweisführung. Die Belege für Wirtschaftsrecht und Kultur habe ich schon bei der Ansiedelung erwähnt. Eingehende Schilderung erfährt noch die Bekehrung und das Kirchenwesen.

Alles in allem eine Darstellung, auf die jeder, der in Zukunft sich mit den Thüringen beschäftigt, wird zurückgreifen müssen. Schon um der Fülle des Materials willen werden „Die Thüringe" nicht zu entbehren sein. Es ist eine unendlich fleißige Hand, die hier zusammentrug. Und ein Geist, der keine Ruhe sich gönnen will. Seine Arbeit wertvoll auch darum, ein helles Zeugnis des menschlich-schönen, pflichtgetreuen Sinnes, der in diesem Siebzigjährigen lebt, uns Jüngere anmutend, als ob er uns die Worte seines alten Kaisers ans Herz legen wollte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." —

Wien. Dr. Ferdinand Bilger.

Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus von Lic. Dr. H. Hermelink, Privatdozent der Kirchengeschichte in Leipzig. Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1907. 55 S.

Digitized by Google

Der Verfasser tritt in dieser Studie — eine Erweiterung seiner Probevorlesung — der landläufigen Vorstellung entgegen, als sei der Humanismus in Deutschland, Frankreich und England nur „ein Ausläufer, ein verkümmerter Seitenzweig der italienischen Renaissance gewesen". Diese Ansicht „wird dem Wesen der nordischen Bewegungen nicht gerecht; ist in Gefahr, das innerste Ziel und die eigentliche Kraft des nordischen Humanismus zu verkennen". Der nordische Humanismus ist in seiner Eigenart von der Renaissance scharf zu scheiden und läuft neben dieser als ein paralleles Stromsystem her. Der Humanismus in Deutschland und Frankreich war vielmehr „eine Reformbewegung für selbständige Laienkultur auf kirchlichem Boden, die in ihrem Streben nach einfachen und leicht zugänglichen Bildungsmitteln wissenschaftlich unterstützt und weiter ausgebildet worden ist von einer anderen, innerhalb der Universitäten selbst entstandenen Reformbewegung, die dem auch dort sich geltend machenden Bedürfnis nach Vereinfachung und Klärung der kirchlichen Wissenschaft gerecht zu werden versuchte". Auch Erasmus darf als Neuentdecker auf religiösem Gebiete unter keinen Umständen angesehen werden, „er ist eher der Schlußpunkt als der Anfang einer geschichtlichen Entwicklung." Die humanistische Religionsform, auch die des Erasmus, kann also nach des Verfassers Ansicht nur als „eine der katholischen Aufklärungsbewegungen betrachtet werden, wie sie beim Beginn neuer Kulturepochen als geschichtliche Notwendigkeit sich stets zu wiederholen pflegen", sie ist „der Reformkatholizismus des 15. und 16. Jahrhunderts". Ob aber Hermelink nicht den Einfluß der Renaissance auf den Ursprung des Humanismus der nördlichen Länder unterschätzt? Muß er doch selbst zugestehen, daß später die Einwirkung Italiens durch die dorthin hinüberwandernden humanistischen Schulen eine bedeutende gewesen sei: „sie kommen wieder zurück und verkünden noch lauter, als bisher geschehen ist, das Evangelium einer neuen selbständigen Religionsauffassung, und in keiner Weise, mein: er, darf der Verkehr mit Italien unterschätzt werden". Aber woher dann gleich von Anfang an im Humanismus die intensive Beschäftigung mit dem klassischen Altertum, woher der Ruf nach den alten Quellen in der Wissenschaft? Das läßt sich doch ohne einen Anstoß von Süden her, wo eben schon seit einem Jahrhundert die Renaissancebewegung mächtig um sich gegriffen hatte, gar schwer erklären.

—el.

Klassiker der Kunst. Michelangelos sämtliche Werke mit Text von Professor Fritz Knapp. Stuttgart 1906. Deutsche Verlagsanstalt.

Als 7. Band der Klassiker der Kunst hat Fritz Knapp sämtliche Werke, die Michelangelo als Bildhauer, Maler und Architekt ausgeführt hat, zusammengestellt. Von allen Bänden wirkt dieser am einheitlichsten und klarsten. Das mag zum Teil daher kommen, daß die Möglichkeit guter und doch billiger Reproduktionen hier besonders leicht gegeben war. Aber dieser Vorzug ist nur zum Teil in dem Material begründet. Wesentlich ist hier

Digitized by Google

doch nur das Verdienst des Herausgebers, der trotz der gerade bei Michelangelo entgegenstehenden Schwierigkeiten unbekümmert um den noch immer in peinlicher Schärfe waltenden Streit über die Echtheit verschiedener Werke ganz methodisch das absolut Echte vom Unechten und Zweifelhaften geschieden hat. Knapp hat den Abbildungen außer den Anmerkungen zu den einzelnen Tafeln ein Vorwort beigegeben, wo er auf verhältnismäßig wenigen Seiten das Wesentliche über Michelangelos menschliche und künstlerische Entwicklung gibt. Das ist bei dem ungemein reichen Stoff eine sehr schwere Aufgabe und sie war um so schwieriger, als Knapp den Versuch machte, die Resultate der spröden kunsthistorischen Forschung in einer auf die rein ästhetische Betrachtung hingewendeten Form zu geben.

Karl Voll.

Die Vornahme der Lebensmittelkontrolle in Stadt- und Landgemeinden. Ein Führer für die mit der Vornahme der Lebensmittelkontrolle betrauten Behörden. Von Eduard von Raumer und Eduard Spaeth. X, 213 S. Preis geb. 3 M. München 1907, C. H. Beck.

Mit der zunehmenden Verwendung künstlicher Surrogate zu Nahrungszwecken geht Hand in Hand eine außerordentlich gesteigerte Tätigkeit der Gesetzgebung mit der doppelten Tendenz, einmal die Konsumenten vor Schädigungen ihrer Gesundheit zu schützen, dann aber — soweit die verwendeten Surrogate an sich unschädlich sind — Täuschungen über die Zusammensetzung der in den Handel gebrachten Nahrungs- und Genußmittel hintanzuhalten. Die Folge hiervon ist eine außerordentliche Zersplitterung der Gesetzgebung ins Detail, welche die Orientierung für die mit der Lebensmittelkontrolle betrauten Beamten und Behörden von Jahr zu Jahr mehr erschwert. Das vorliegende Werkchen, welches im Auftrage der kgl. Regierung der Oberpfalz verfaßt wurde, wird deshalb allen, welche mit der Lebensmittelpolizei befaßt sind, ein nicht zu entbehrendes Hilfsmittel sein. Nach Branchen geordnet, wird eine außerordentlich sorgfältige Anleitung gegeben, wie die Kontrolle vorzunehmen ist, auf welche Punkte der Beamte sein Augenmerk zu richten hat. In dem Abschnitt Marktkontrolle findet sich eine vortrefflich kolorierte Schwammtafel und eine sorgfältige Beschreibung der giftigen und der eßbaren Schwämme. Ein Anhang stellt die gesamte Gesetzgebung über die Materie zusammen; daß von Landesgesetzen nur die bayerischen Bestimmungen berücksichtigt sind, tut der Brauchbarkeit der hervorragend sachkundigen und praktischen Anweisungen für ganz Deutschland keinen Eintrag.

München. Rechtsanwalt Dr. Paul Bauer.

Digitized by Google

Theoretische Chemie vom Standpunkt der Avogadroschen Regel und der Thermodynamik von Walther Nernst. Erste Hälfte. 5. Auflage. Stuttgart 1906. Verlag von Ferdinand Enke. Geh. 10 M.

Wenn ein streng wissenschaftliches Lehrbuch, dessen Inhalt den für die üblichen Examina erforderlichen Lehrstoff überschreitet, in der kurzen Zeit von dreizehn Jahren fünf Auflagen erlebt, so ist das eine Empfehlung, der man kaum eine bessere hinzufügen kann. Die Theoretische Chemie von Nernst, deren erste Hälfte uns in 5. Auflage vorliegt, nimmt durch die Uebersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung, durch die sichere Auswahl des Stoffes unter den Lehrbüchern der exakten Naturwissenschaften einen ganz hervorragenden Platz ein. So ist das Werk jedem ein wertvoller Ratgeber geworden, der sich mit einer Frage aus dem Gebiete der theoretischen Chemie zu beschäftigen hat. Das ist nicht nur der Chemiker und der Physiker, denn die junge Wissenschaft der physikalischen Chemie hat befruchtend auf viele andere Wissenszweige gewirkt, und der Mediziner wie der Geologe und Mineraloge zieht sie bei seinen Forschungen zurate.

Die theoretischen und experimentellen Arbeiten des Verfassers haben einen sehr wesentlichen Anteil an der Entwicklung der physikalischen Chemie. In letzter Zeit sind von ihm und seinen Schülern über die technisch und wissenschaftlich gleich interessanten Gleichgewichte bei hohen Temperaturen eine Reihe von Abhandlungen erschienen, die in der zweiten Hälfte des Buches wohl schon eine zusammenfassende Darstellung erfahren werden. Die vorliegende erste Hälfte zerfällt in zwei Bücher, deren erstes die allgemeinen Eigenschaften der Stoffe behandelt. Das zweite Buch trägt die Ueberschrift: Atom und Molekül. Es schloß in früheren Auflagen mit einer Vermutung, die jetzt in überraschender Weise durch das Experiment bestätigt ist: die fünfte Auflage berichtet an derselben Stelle über die Bestimmung der absoluten Ladung eines Jons durch J. J. Thomson und die darauf gegründete Berechnung der absoluten Größe des Molekül.

Leipzig. Adolf Sieverts.

Vorlesungen über mathematische Statistik. (Die Lehre von den statistischen Maßzahlen.) Von Dr. E. Blaschke, k. k. Regierungsrat und außerordentlicher Professor an der k. k. Technischen Hochschule in Wien. VIII und 268 S. Oktav. Mit 17 Textfiguren und 5 Tafeln. Leipzig und Berlin 1906, Teubners Verlag. Preis geb. 7.40 M.

Angesichts der großen Bedeutung, welche Statistik und Versicherungswesen in neuerer Zeit für Staat und Gemeinde ebenso wie für die Familie und für den Einzelnen erlangt haben, muß ein Buch, das eine ausführliche Darlegung der mathematischen Grundlagen dieser Disziplinen enthält, mit um so größerer Freude begrüßt werden, als an den meisten unserer Hochschulen regelmäßige, systematisch angeordnete Vorlesungen über diese Gegenstände nicht abgehalten werden. Nach einer kurzen, vor-

Digitized by Google

wiegend historisch gehaltenen Einleitung wird im ersten Abschnitt die Lehre von den statistischen Gesamtheiten behandelt, im zweiten Abschnitt die Arten der statistischen Maßzahlen und ihre Ermittelung (intensive, extensive und zusammengesetzte Maßzahlen, Absterbeordnungen, Rentner- und Invaliditätstafeln, Krankenordnungen, Heiratstafeln), im dritten Abschnitt die Deutung der statistischen Maßzahlen (statistische und mathematische Wahrscheinlichkeit usw.). Im vierten Abschnitt erläutert der Verfasser die statistischen Gesetze und die Arten ihrer Ableitung, der fünfte Abschnitt enthält die Anwendungen der Wahrscheinlichkeitslehre im Versicherungswesen und der sechste Abschnitt endlich bringt die Theorie der Ausgleichung gewisser Diskontinuitäten, welche in den durch Rechnung erhaltenen „wahrscheinlichsten Werten" nicht selten auftreten. Wie dieser kurzen Inhaltsangabe zu entnehmen ist, vom Verfasser übrigens im Vorwort noch besonders betont wird, bietet so das Buch einen Grundriß der gesamten Disziplin, wird aber dabei doch vor allem den Bedürfnissen des Versicherungstechnikers gerecht. Da der Verfasser somit hauptsächlich zu Fachmännern spricht oder doch zu solchen, die es werden wollen, brauchte er in der Benutzung des mathematischen Apparates nicht allzu ängstlich zu sein. Gleichwohl möchten wir nicht verfehlen, auch weitere Kreise auf das vorliegende Buch aufmerksam zu machen. Denn wir können dem Verfasser nur zustimmen, wenn er (im Vorwort) bemerkt: „Mehr als jedes andere ist das versicherungstechnische Studium prädestiniert, zum Gemeingut aller Studierenden der Hochschulen zu werden: denn mit dem Versicherungswesen tritt dermalen nicht nur der eigentliche Fachmann, der seine Ausbildung an der sogenannten allgemeinen Abteilung der Technischen Hochschule oder an der philosophischen Fakultät einer Universität empfängt, sondern auch fast jeder Leiter eines industriellen oder Verkehrsunternehmens, der Verwaltungsbeamte, der Advokat, der Richter und der Arzt, in die innigste Berührung."

—l.

Isländerbuch. Von Arthur Bonus. Sammlung I. Herausgegeben vom Kunstwart. München 1907. 296 S.

Der erste Band der Bonusschen Uebersetzungen aus der altisländischen Prosaliteratur bringt Stücke aus vier längeren Romanen, mit gutem Geschmack ausgewählt, aber doch eben nur Proben — leider! Denn diese Proben wecken das lebhafte Verlangen nach dem Ganzen. Bonus selbst bezeichnet sein Buch als „einen Fühler, um festzustellen, wie weit unsere Zeit reif für diese Geschichten sein möchte," und fügt hinzu: in gewisser Weise sollte man meinen, daß die neueste Zeit hierfür in besonderem Maße Sinn und Verständnis haben müßte." — Ich hoffe, das Publikum wird ihm darin recht geben. Diese isländischen Bauern- und Königsgeschichten aus dem 10. und 11. Jahrhundert, deren Bekanntschaft für Ibsen einen Schaffenswendepunkt bildete, deren Wirkung man in Björnsons besten Sachen spürt, sind in der Tat von einer ganz auserlesenen, eigenartigen

Digitized by

Schönheit, und unserer heutigen Prosa in mancher Hinsicht weit voraus. Die Isländer jener Jahrhunderte waren Meister in der Erfassung ihres eigenen Daseins. Da ist keine wortreich verschleiernde Sentimentalität, kein moralisch steigerndes Pathos, sondern tagllare Plastik, vornehme Mäßigung im Darstellen seelischer Konflikte bei größter psychologischer Feinheit, dazu die frisch natürliche Sprache der mündlichen Erzählung, ohne allen „dichterischen" Zierat — alles Eigenschaften, die ganz und gar in der Richtung unseres heutigen Strebens liegen, und die Lektüre des „Isländerbuches" zu einem tiefen und nachhaltigen Genuß machen.

Auf die Bedeutung der Geschichten als die wichtigsten Denkmale altgermanischer Kultur und Weltanschauung, als Ersatz für die verloren gegangene Ueberlieferung unserer eigenen vorchristlichen Vergangenheit, sei nur noch kurz hingewiesen.

Die Uebersetzung zeigt große sprachliche Gewandtheit, läßt aber leider durch allerlei seltsame bewußte Archaismen die Natürlichkeit der isländischen Erzählersprache nicht genug zur Geltung kommen. Bonus hat darin dem Meister derartiger Uebersetzungen, Andreas Heusler, auf seinem vor Jahren in der „Geschichte vom Hühnerthorir" (Berlin 1900) eingeschlagenen Wege nicht folgen wollen, aber wie mir scheinen will, zu seinem eigenen Schaden. — Trotzdem kann man das Erscheinen dieser schon im vorigen Jahre mehrfach angekündigten, und allgemein mit Spannung erwarteten Uebersetzung von ganzem Herzen begrüßen.

Dr. Friedr. Ranke.

Die Schönheitssucher. Von Max J. Wolff. Roman. F. Fontane u. Cie.

Nietzschische Probleme werden uns hier vorgeführt: Erlösung durch die Schönheit oder Wille zur Macht. Aber was Schönheit im Leben ist, wird uns nicht gezeigt. Und das wäre doch sehr nötig. Das Kunstwerk will nur von einem Standpunkt aus gesehen werden und zeigt uns nur eine Ansicht, aber diese geht über die Natur hinaus, ist, nach Grillparzers Ausspruch, eine Steigerung des Wirklichen. Die Wirklichkeit dagegen, tausend Möglichkeiten der Betrachtung unterworfen und in tausend Möglichkeiten der Beziehung zum Urteilenden wird uns dann am Besten gefallen, wenn sie möglichst vielen der daraus entspringenden Anforderungen entspricht. So steht in diesem Buche auf der einen Seite ein bloßer Name, ein leerer Schall, auf der anderen ein sehr realer Faktor. Denn was Wille zur Macht ist, könnten wir daraus erfahren, wenn wir es nicht schon wüßten. Darum hat hier dieser Wille zur Macht leichtes Spiel über seinen Gegner, den Willen zur Schönheit, einen bloßen Schatten.

Wie sehr der Verfasser über die verschiedenartigen Bedingungen der Schönheit in der Kunst und in der Natur im Unklaren ist, zeigt uns auch die mehrfach vorkommende ganz ernsthaft gemeinte Schönheitskonkurrenz zwischen einer griechischen Statue und einem davorstehenden wirklichen Weibe.

Die Träger der Handlung sind ebenso wenig neu als die beiden Formeln, über die sich der Roman aufbaut. Es sind wohl-

Digitized by Google

bekannte Typen: der unpraktische, träumerische Kunstgelehrte, der entschlossene, tatkräftige Weltreisende, die schöne geschiedene Gräfin, die in der Ehe von ihrem Manne betrogen worden ist. Aber der Verfasser arbeitet mit diesen alten Bekannten recht geschickt. Er führt sie nach Algier, das er offenbar gut kennt, und gibt uns eine buntbewegte, kunstvoll durchgeführte Handlung. Jede neue Peripetie ist gut vorbereitet, die Uebergänge sind fein herausgearbeitet. Nur eines, freilich mit das Wichtigste in der Erzählung, hätte eingehender entwickelt werden müssen: die Entstehung der Liebe der Gräfin zu dem Gelehrten. Das Buch ist spannend geschrieben und beweist an den dramatischen Stellen eine anerkennenswerte Kraft der Darstellung. Die Naturschilderungen der fremdartigen Umwelt sind anschaulich und stimmungsvoll. Die Sprache ist durchweg richtig und edel.

München. O. v. Kesseler.

Die ängstliche Dodo. Novellen. Von Raoul Auernheimer. Berlin, Egon Fleischel u. Cie.

Von Goethe rührt das Wort: „Was nicht originell ist, daran ist nichts gelegen, und was originell ist, trägt immer die Gebrechen des Individuums an sich." Die Novellen Auernheimers verdienen das Prädikat „originell". Daß sie nicht in die Tiefe dringen, an der Oberfläche haften bleiben, ist ihre Schwäche. Maupassant, der Meister der Novelle, hat uns gelehrt, daß auch die flüchtigste Konzeption der Charakteristik Raum läßt. Auernheimer ist ein liebenswürdiger Plauderer, der sein Wien kennt. Dem Erotischen geht er mit dem Spürsinn eines Routiniers nach, er tut das, ohne die Grenze zu überschreiten, hinter der das Obszöne liegt. Um all diese hübschen Einfälle schlingen Amoretten den Reihen und man hört ihr fröhliches Lachen. Selbst da, wo sich zum Humor die Tragik gesellt, wie in der Novelle „Das Abenteuer der Unterlehrerin", klingt eine heitere Melodie vernehmbar vor. Die Stilistik des Buches verdient besonderes Lob.

Gießen. Alfred Bock.

Allgemeine Rundschau.

Die Zurechnungsfähigkeit im Strafrecht.

Durch einen glücklichen Zufall, dessen Nützung als ein Verdienst des ersten Vorsitzenden der Vereinigung zu charakterisieren ist, war vergangenen Samstag die kriminalistische Sektion des akademisch-juristischen Vereins zu München in der Lage, den Ausführungen des Nestors der deutschen Strafrechtslehrer, des Geh. Justizrates Prof. Dr. v. Bar in Göttingen, zu lauschen. Der Gegenstand des Themas war dabei für den Sachkundigen von besonderem Interesse, weil die Frage der Zurechnungsfähigkeit, die

Digitized by Google

mit in den Kreis der Erörterungen über Gesetz und Schuld gehört, bisher in dem großen Werke des Göttinger Gelehrten über diese Materie noch nicht zur Darstellung gelangt war. Die Grundgedanken des ungemein packenden Vortrages mögen hier eine kurze Wiedergabe finden:

Wenn man die Zurechnungsfähigkeit im Strafrecht erörtert, ist es eine stillschweigende Voraussetzung, daß man nicht mit Tolstoi die Notwendigkeit des ius criminale leugnet. v. Bar ist denn auch von der Unentbehrlichkeit der strafrechtlichen Vorschriften durchdrungen und formuliert seine Ansicht über Wesen und Zweck der Strafe in folgenden Sätzen: Die Strafe ist eine öffentliche Mißbilligung einer begangenen Tat, von der die Gesellschaft überzeugt ist, daß sie nicht sein solle, eine öffentliche Mißbilligung, die allerdings von einer unangenehmen Folge für den Täter begleitet ist. Dabei besteht nicht die Absicht, dem Verbrecher wehe zu tun, sondern bei der Allgemeinheit einen gewissen Eindruck hervorzubringen, nämlich daß solche Taten nicht geschehen dürfen. Aus dem Wesen dieser Strafe ergibt sich in konsequenter Weise ihre Tendenz: Sie muß mit dem Kulturzustand umgekehrt proportional sein, sie wird allmählich immer mehr verschwinden und wenn wir zu dem Idealzustand gelangen könnten, würde nur noch eine öffentliche Mißbilligung zurückbleiben.

Es erhebt sich nun die weitere Frage, können wir eine Person für das verantwortlich machen, was sie getan hat. Auf diese Frage geben Determinismus und Indeterminismus verschiedene Antworten.

Der Determinismus, der das Kausalgesetz auf den Menschen anwendet, macht den Menschen deswegen verantwortlich, weil sein Charakter daran die Schuld trage, daß die Bedingungen auf ihn einwirken und wir haben daher die Berechtigung, ihn zu strafen. v. Bar findet es nun inkonsequent beim Charakter stehen zu bleiben; da ja auch dieser nur ein Produkt der Umstände sei.

Der entgegengesetzte Standpunkt wird von den Indeterministen eingenommen. In der Formulierung des relativen Indeterminismus (keine absolute Willensfreiheit, vielmehr Bestimmbarkeit durch gewisse Motive), hat ihn das herrschende Strafrecht verwertet. Auch diese Lehre ist inkonsequent, da sie aber der Auffassung des praktischen Lebens Rechnung trägt, erscheint sie v. Bar als das kleinere Uebel.

In dem nun folgenden Teil seiner Ausführungen gibt v. Bar ein geschichtliches Bild von dem Werdegang des Zurechnungsfähigkeitsbegriffes. Bis die Psychiatrie eingriff, glaubte man, daß die Zurechnungsfähigkeit nur durch Geistesmängel vermindert werden können. Ihr haben wir den nachdrücklichen Hinweis auf das Willensmoment zu verdanken und ihren Fußstapfen sind späterhin die juristischen Anhänger des Determinismus gefolgt, so Adolf Merkel („Zurechnungsfähigkeit ist Bestimmbarkeit des Individuums nach eigenem Maße"), Tarde („Zurechnungsfähigkeit ist soziale Aehnlichkeit"), und v. Liszt („Zurechnungsfähigkeit ist normale Bestimmbarkeit durch Motive").

Digitized by Google

Redner polemisiert gegen das Vage in diesen Definitionen. Gar viele Verbrecher, die keineswegs unzurechnungsfähig seien, sind sozial ganz unähnlich (so contra Tarde) und ganz ebenso verhalte es sich mit der normalen Determinierbarkeit von Liszts.

v. Bars Begriffbestimmung lautet dagegen folgendermaßen: Die Zurechnungsfähigkeit verlangt in erster Linie eine richtige Vorstellung der Außenwelt und der Kausalzusammenhänge. Ferner ist eine gewisse Widerstandskraft nötig gegen von außen kommende Anreize, die dem ganzen Handeln eine gewisse Kontinuität verleiht. Der Zurechnungsfähige kann nicht bloß ein Durchgangspunkt für äußere Anreize sein.

Nach Erörterung der Grenzgebiete, wobei Redner sowohl den „geborenen Verbrecher" als die „moral insanity" ablehnt, gelang v. Bar zum Begriff der Zurechnungsunfähigkeit im Strafrecht. Nach seiner Ansicht sollte an Stelle des § 51 R.-Str.-G.-B. eine Bestimmung mit etwa folgendem Wortlaut treten: „Eine Handlung ist nicht strafbar, wenn zur Zeit ihres Vorsichgehens infolge geistiger Erkrankung oder vorübergehender geistiger Hemmung dem Handelnden die Fähigkeit fehlte, Wirkung und Bedeutung seiner Handlung einzusehen oder die Vorstellung der Unzulässigkeit der Handlung als wirksam nicht angesehen werden konnte."

Was die gemindert Zurechnungsfähigen betrifft, so muß daran festgehalten werden, daß ihre Strafe nicht eine mildere sein muß, sondern eine andere. Ihnen gegenüber muß differenziert werden. Abgesehen von der Festsetzung einer Maximalstrafe muß dem Richter die größte Freiheit gegeben werden. Eine Kommission, in der auch Sachverständige sitzen, hätte ihn in der Ausübung seiner Pflicht zu unterstützen.

Eines ist jedoch hier, wie überhaupt bei der Betrachtung des ganzen Problems, festzuhalten. Die Justiz kann nicht die Aufgabe haben, absolute Sicherheit vor Geisteskranken zu geben, ebenso wenig Schutz vor dem Verbrechen überhaupt. Die Strafe soll immer begrenzt sein, während die Möglichkeit, jemand wegen Gefährlichkeit festzuhalten, unbegrenzt sein muß. Die Sicherheitsmaßregel darf jedoch nie in eine Strafe ausarten.

An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion, an der sich Hofrat Professor Kräpelin, Oberstaatsanwalt Zoller und der Redner des Abends beteiligten.

Dr. R. Wassermann.

Zur gerichtlichen Psychologie.

Unter obigem Titel brachte die Beilage vom 16. d. M. eine Anregung, daß charakteristische Aussagephänomene in größerem Maßstabe gesammelt und psychologisch und statistisch bearbeitet werden sollen. In der Tat sind von einer solchen Sammelforschung, wenn sie unter den notwendigen wissenschaftlichen Kautelen erfolgt, wertvolle Aufschlüsse zu erwarten; aber der Verfasser irrt, wenn er glaubt, daß in dieser Richtung noch nichts geschehen sei.

Um daher einer Zersplitterung der Untersuchung vorzubeugen, sei an dieser Stelle kurz darauf hingewiesen, daß das im

letzten Herbst gegründete Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung (Institut der Gesellschaft für experimentelle Psychologie) u. a. eine solche Sammelforschung in Angriff genommen hat. In einer Kommission, die aus Psychologen, Juristen und Aerzten aus verschiedenen Teilen Deutschlands besteht, wird zurzeit über deren Durchführung verhandelt. Fachinteressenten wird durch den Sekretär des Instituts (Wilmersdorf I bei Berlin, Aschaffenburgerstraße 27) gern Auskunft erteilt.

Privatdozent Dr. W. Stern (Breslau).

Eine Handelsakademie für Mädchen in Wien.

-e- Eine Gruppe human und praktisch denkender Frauen und Männer gründete eine Handelsakademie für Mädchen in Wien, die erste ihrer Art mit deutscher Unterrichtssprache. Die neue, behördlich genehmigte Lehranstalt wird, nach einem Bericht in der Neuen Freien Presse, Mitte September dieses Jahres eröffnet werden. Es genügt ein flüchtiger Einblick in die zahlreichen Schriften und Aufsätze über die Stellung der Frauen im Handelsgewerbe, um erkennen zu lassen, daß die höhere kommerzielle Fachschule für Mädchen eine Notwendigkeit geworden ist.

Das Gebiet, das die Statistik unter dem Namen „Handel und Verkehr" zusammenfaßt, ist dasjenige, auf dem die Frauenarbeit in den letzten Dezennien am stärksten zugenommen hat. Speziell zu den Stellungen im Geschäftsbetriebe, den Berufen der Verkäuferin, Kassierin, Compoiristen, Buchhalterin drängt sich ein Heer erwerbsuchender Mädchen. Die strenge Differenzierung durch verschiedene Grade der Ausbildung fehlt ihnen aber. Junge Mädchen, die als „Buchhalterinnen" ein kleines Taschengeld beziehen, sind tatsächlich meist Lehrlinge, die sich Buchhalterinnen nennen. Es ist wohl auch bekannt, daß der Durchschnittsgehalt kaufmännisch angestellter Frauen ungefähr die Hälfte des Einkommens ihrer besser vorgebildeten männlichen Kollegen beträgt. Selbst die Absolventinnen gewissenhaft geleiteter Handelsschulen mit zweijähriger Lernzeit sind in der Regel außerstande, einen höheren Rang im Personale kommerzieller Betriebe einzunehmen. Die geschulte Buchhalterin, welche ein Honorar von 100 Kr. monatlich bezieht, zählt schon zu den Begünstigten unter ihren Fachgenossinnen. Verantwortungsvolle Posten in Versicherungsgesellschaften, Geschäften und Banken, leitende Stellen, die Selbständigkeit der Disposition, sicheren Ueberblick und daher weitreichende Bildung erheischen, sind zugleich mit der höheren Gehaltsstufe der Frau noch kaum zugänglich.

Die — heute freilich nur selten in Betracht kommende — Möglichkeit, im kaufmännischen Berufe auf rein empirischem Wege sich zu bilden, „von der Pike auf zu dienen", war es vornehmlich, die schon vor Jahrhunderten dem Handelsgewerbe weibliche Kräfte zugeführt hat. In den Läden und Verkaufsstätten des Mittelalters fand man Frauen und Mädchen nicht nur als abhängige Bedienstete, sondern auch als Herrinnen und Unternehmerinnen, die in den ehrsamen Zünften Platz und

Digitized by Google

Stimme hatten. In unseren Tagen zwang oft die Notwendigkeit Witwen von Kaufleuten das Geschäft des verstorbenen Mannes weiterzuführen, selbständig oder nur als Inhaberinnen, mit der Beihilfe unterrichteter Leiter. Trotz dem Mangel an handelswissenschaftlicher Schulung zeigen zahlreiche Frauen auffallende Eignung zur Arbeit in Comptoir und Geschäft. Einige Buchhalterinnen, welche nach und nach in die verschiedenen Zweige eines Betriebes eingeführt wurden, arbeiteten sich allmählich zu höheren Stellungen empor, manche Banken und Versicherungsinstitute beschäftigen einzelne, besonders befähigte Frauen in schwierigen Aemtern. In Zukunft wird auch unbemittelten, begabten Mädchen an der Handelsakademie für Frauen der Weg zur kaufmännischen Karriere offen stehen.

Als Leiterin des jungen Unternehmens wird Frau Dr. phil. Olga Steindler, die seit mehreren Jahren am Wiener Mädchengymnasium Mathematik, Physik und philosophische Propädeutik vorträgt, fungieren. Sie wird dabei durch einen neuen Verein zur Förderung höherer kommerzieller Frauenbildung unterstützt werden, der ihr ein Kuratorium zur Seite stellt. Zu den Zielen, welche diese Gesellschaft sich gesetzt, zählt auch die Heranbildung von Hauslehrerinnen. Der Unterricht in den kommerziellen Fächern, wie Handelskunde, politische Arithmetik, Handels- und Gewerberecht, muß derzeit noch ausschließlich von männlichen Lehrkräften erteilt werden, während Damen die übrigen Gegenstände des Lehrplanes vortragen sollen.

Prähistorisches aus Sizilien.

C. E. Professor Angelo Mosso hat an das Unterrichtsministerium in Rom nachstehende Mitteilungen über seine Ausgrabungen in Sizilien gerichtet: Die Erforschung der prähistorischen Ortschaft bei Cannatello, in der Nähe von Girgenti, hat neolithische Schichten ans Licht gebracht, die eine Höhe haben, wie man sie bis jetzt im südlichen Italien nicht kannte. Eine völlige Neuheit ist ein kreisrunder Platz, der gut gepflastert ist; auf diesem Platze befinden sich fünf Hütten, die an einigen Stellen mit großen, vierfach aufgeschichteten Steinblöcken gebaut sind. Gleichfalls unbekannt waren die neolithischen Straßen, welche die verschiedenen Teile des Ortes mit dem Platze verbanden. Ich fand auf zwei von einander getrennten Feldern andere Teile des Ortes, die ich jedoch noch nicht freilegen konnte: die quadratischen Hütten erscheinen hier zum erstenmal; sie sind sehr gut erhalten und zeigen die tektonische Geschicklichkeit der neolithischen Baumeister; die Fußböden enthalten Strohabfälle und erinnern an die Technik ähnlicher Fußbodenbekleidungen in Troja. Die rechteckige Form hatte man in Sizilien noch nicht gesehen. Die Libationstafeln, die ich fand, weisen auf Beziehungen zu Kreta hin, um so mehr, als ich in der Nähe auch zahlreiche Votivhörner aus Ton fand. In Sant' Angelo Muxaro legte ich ein Grab frei, das 45 unversehrte Gefäße enthielt; ich gab sie mit anderen Funden dem Museum zu Palermo.

Digitized by Google

Obwohl dieses Grab den letzten Jahrhunderten vor der hellenischen Invasion zugeschrieben werden kann, enthält es Vasen, die nach Art der Gefäße aus weit mehr zurückliegenden Epochen dekoriert sind. Eine besondere Wichtigkeit haben die Steatitvasen, weil sie die prähistorischen Beziehungen zwischen Kreta und Sizilien beweisen. Ich machte noch Ausgrabungen in Caldare bei Girgenti und erforschte Gräber und Hütten aus sehr alter Zeit. Ich bitte das Ministerium, die Enteignung des ganzen Gebietes zu veranlassen, damit die neolithische Ortschaft bei Cannatello erhalten bleibe.

Zur Kenntnis der Familiengeschichte des Polykrates.

Ueber den aus Schillers Gedicht bekannten „Tyrannen" von Samos hat unlängst in einer als Frucht eines Studienaufenthalts auf dieser Insel erschienenen Veröffentlichung der Mitteilungen des kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts zu Athen der Kustos am Münchener Gipsmuseum Dr. Ludwig Curtius folgendes mitgeteilt: Bei einem Besuche in der Nähe der Hauptstadt Vathy war Dr. Curtius in der glücklichen Lage, eine kurz zuvor von einem Bauern aufgefundene Sitzfigur von ziemlich großen Formen und sehr bedeutendem Gesamteindruck erstmals untersuchen zu können, deren zeitliche Stellung mit großer Sicherheit in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts verlegt werden darf. Bietet die Figur als solche zunächst nur dem Archäologen Fragen und Aufschlüsse, so dürfte eine Beziehung der oben angedeuteten geschichtlichen Art, die Dr. Curtius seiner Figur entnommen hat, wohl auch in weiteren Kreisen lebhaftem Interesse begegnen. Die Figur trägt nämlich an der Seite eine gut erhaltene Inschrift, die nach Dr. Curtius' Uebersetzung lautet: Es weihte (dieses Standbild) Bryssons Sohn Aiakes, der der Hera den Zehnten von allem Seegut eintrieb; denn er war Tempelpfleger. Nun ist uns aus Herodot bekannt, daß der Vater des Polykrates den Namen Aiakes führte, und es wird hierdurch schon gewiß die Vermutung nahegelegt, daß dieser gleiche Aiakes (Aeakes) auch die neugefundene Figur errichten ließ; neu würde dann durch diese Deutung erwiesen, daß der Großvater des Polykrates den Namen Bryson führte. Wenn nun andrerseits diese Deutung zu dem Schluß zu nötigen scheint, daß der Vater des Polykrates das Gewerbe der Seeräuberei betrieb oder doch über dasselbe, soweit es von den Bewohnern seiner Insel betrieben wurde, eine Art Aufsicht im Dienste der Hera ausübte, so spricht das keineswegs gegen sondern im Zusammenhalt mit anderen geschichtlichen Tatsachen vielmehr nur für die Vermutung, daß wir in dem Erbauer jener Figur tatsächlich den Vater des Polykrates vor uns haben. Durch Herodot wissen wir nämlich auch, daß nicht nur die Samier überhaupt eifrig dem Handwerk der Seeräuberei oblagen, das, nebenbei gesagt, bis Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts dort im Schwange war, sondern daß insbesondere auch Polykrates selbst dieses Gewerbe betrieb, so daß also kein Hindernis mehr besteht, uns auch seinen Vater als leitende Persönlichkeit und Aufsichtsführer in dieser Gilde vorzustellen. Da uns ferner der gleiche Geschichtschreiber berichtet, daß Herodot den Staatsstreich, durch den er sich zwischen 540 und 530 v. Chr. mit Hilfe

Digitized by Google

seiner Anhänger zum Beherrscher der Insel aufwarf, an einem Herafeste ausführte, so scheinen vielmehr diese Nachrichten in Verbindung mit dem neuen Funde übereinstimmend darauf hinzudeuten, daß das Amt eines Tempelpflegers der Hera, mit dem wohl zugleich die Aufsicht über das Seeräubergewerbe verbunden war, vom Vater Aiakes auf Polykrates selbst übergegangen ist, und daß die Familie des Polykrates diesem Amte die überragende Stellung verdankte, die es diesem ermöglichte, bei einem Feste der Hera seine Stellung zu der eines Beherrschers der Insel auch im eigentlich politischen Sinn zu erweitern.

—r.

„Frühzeitiges Frühlingswetter" und Sonnenphotographie.

Unter diesem Titel ist in Nr. 78 dieser Beilage eine Mitteilung erschienen, die wegen einiger starken Irrtümer nicht unwidersprochen bleiben darf.

Vor allem ist zu bemerken, daß das heurige Frühlingswetter nicht entfernt als „frühzeitig" bezeichnet werden kann. Dies beweisen außer unserem persönlichen Gefühl am besten die nachfolgenden, den meteorologischen Aufschreibungen der kgl. Sternwarte entnommenen Zahlen:

	Februar 1907		März 1907	
	beob.	normal	beob.	normal
Mittlere Temperatur . .	— 3.4° C.	— 1.1° C.	+ 1.2° C.	+ 2.3° C.
Summe der Niederschläge	23.3 mm	34.1	73.3 mm	46.4 mm
Tage mit Schneefall . .	12	8	15	8

Wir hatten hiernach im Februar eine um 2.3, im März um 1.1 Celsiusgrade zu niedrige Durchschnittstemperatur; im März um rund 27 Millimeter, d. i. um 60 Proz., zu viel Niederschläge; endlich im Februar 1½, im März fast doppelt so viel Tage mit Schneefall, als im Mittel aus langjährigen Beobachtungsreihen erwartet werden durften. — Da kann doch im Ernst nicht von einem „frühzeitigen Frühlingswetter, wie wir es jetzt haben", gesprochen werden!

Wenn sodann in Greenwich beobachtet worden sein soll, daß seit 1841 in 22 Fällen frühzeitige Frühlinge in die Zeit der Sonnenfleckenmaximis fielen, so ist dies schon deshalb nicht wohl möglich, weil auf den Zeitraum von 1841 bis heute im ganzen nur 6 reguläre Sonnenfleckenmaxima treffen; es ist aber auch ganz belanglos, weil wir gegenwärtig gar nicht in einem wirklichen Sonnenfleckenmaximum stehen, sondern nur in einem sekundären Maximum, mit einer gegen die Hauptmaxima wesentlich geringeren Sonnenfleckenhäufigkeit — das normale Maximum fand bereits gegen Ende des Jahres 1904 statt. Im übrigen sind wir gegenwärtig noch weit davon entfernt, einen tatsächlichen Parallelismus zwischen der Sonnenfleckenhäufigkeit und der Temperatur nachweisen zu können. Nehmen doch manche Geophysiker sogar an, daß die Temperaturen zur Zeit der Sonnenflecken m i n i m a höher seien als zur Zeit der Maxima, weil

Digitized by Google

die von der Sonne uns zugestrahlte Wärmemenge größer sein müsse, wenn ihre Oberfläche durch Sonnenflecken nicht getrübt ist. Statistische Untersuchungen haben bis jetzt wegen der Einwirkung lokaler Einflüsse zu keinerlei feststehenden, allgemein gültigen Ergebnissen geführt, doch ist beispielsweise W. Köppen in der Tat zu dem mit dem obigen übereinstimmenden Schlusse geführt worden, daß das Maximum der Temperatur in den Jahren der Sonnenfleckenminima eintritt und umgekehrt.

Daß man ferner, wie der Verfasser der Mitteilung behauptet, „bis jetzt mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen hatte, die Sonne genügend beobachten oder deutliche photographische Bilder jener Sonnenfleckenkurven (!!) erhalten zu können", ist vollkommen unrichtig und haltlos. Die visuelle Beobachtung der Sonnenflecken ist so alt wie die Erfindung des Fernrohrs und tadellose photographische Aufnahmen der Sonnenoberfläche samt Sonnenflecken und sonstigem Detail erhielten Foucault und Fizeau bereits im Jahre 1845, also nur wenige Jahre nach Daguerres Erfindung der Photographie (1838). Deutliche photographische Bilder der „Sonnenfleckenkurven" freilich, d. i. jener Kurven, die man erhält, wenn man in einem rechtwinkligen Koordinatensystem die Zeiten als Abszissen, die Anzahl der in den einzelnen Jahren beobachteten Sonnenflecken als Ordinaten aufträgt und die Ordinatenendpunkte mit einander verbindet, wird man wohl in alle Ewigkeit nicht erlangen, wenn man sie nicht vorher gezeichnet hat!

Daß auf der Sonne „Nebelflecke" existieren, ist neu (sollten damit etwa die Sonnenflecken oder gar die Sonnenfackeln gemeint sein?); daß Versuche, die Sonnenkorona mit Hilfe von Farbenfiltern außerhalb totaler Sonnenfinsternisse, also im vollen Tageslicht zu photographieren, ist richtig, diese Versuche müssen aber vorläufig als völlig mißlungen bezeichnet werden. Ebenso hinfällig ist die Behauptung, daß erst die „näheren Untersuchungen" dieser Aufnahmen von dem Auftreten der „gewaltigen, viele hundert Kilometer hohen Gaseruptionen-Protuberanzen (!)" Kunde geben, eine vereinzelte Beobachtung von Sonnenprotuberanzen wurde bereits 1733 gemacht, seit mehr als einem halben Jahrhundert sind sie — zuerst bei totalen Sonnenfinsternissen, dann, mit Hilfe des Spektroskops im vollen Tageslicht, also zu allen Zeiten, andauernd verfolgt und eingehend studiert worden. Daß man, wie der Verfasser fortfährt, „mit Hilfe der Farbenfilter und unter Abblendung der übermächtigen Helligkeit des eigentlichen Sonnenkörpers spektroskopische Untersuchungen der Korona angestellt und damit nachweisen hat können, daß in der Photosphäre (!!) der Sonne der glühende Dampf eines auf der Erde bisher nicht nachgewiesenen Elementes enthalten ist, das infolge seiner Herkunft den Namen Koronium erhielt", ist wiederum sinnlos. Denn es ist bis jetzt weder gelungen (und als völlig aussichtslos auch kaum versucht worden), spektroskopische Beobachtungen der Sonnenkorona zu anderen Zeiten als während der nur wenige Minuten dauernden totalen Sonnenfinsternisse zu erlangen, noch ist die Entdeckung der grünen Koroniumlinie neu, noch endlich kommen die glühenden

Digitized by Google

Dämpfe des einstweilen auf der Erde noch unbekannten, hypothetischen Elementes Koronium auf der als Photosphäre bezeichneten wolkenartigen Oberfläche der Sonne vor.

Wie wenig uns über die Konstitution der Sonne gegenwärtig auch immer bekannt ist — so viel hat uns ihre Beobachtung zu gewöhnlichen Zeiten und namentlich während totaler Sonnenfinsternisse doch gelehrt, daß den wahrscheinlich feuerflüssigen Sonnenkern eine Art Cirrus-Wolkenschicht, die Photosphäre, einhüllt, gegen deren Oberfläche die Sonnenflecken vermutlich eine vertiefte, die Sonnenfackeln eine erhöhte Lage einnehmen; daß ferner über dieser Photosphäre die eigentliche, aus glühenden Metalldämpfen und glühendem Wasserstoffgas bestehende, wenig hohe Sonnenatmosphäre sich erhebt, die wegen des rosenfarbigen Lichtes, das sie selbst und nicht minder die aus ihr hervorbrechenden Protuberanzen auszeichnet, den Namen Chromosphäre erhalten hat; daß endlich diese letztere Schicht aureolenförmig von einem äußerst zarten, silbergrauen Lichtschein, der Korona, umgeben ist, von welcher sich einzelne Strahlenbüschel nicht selten weit hinaus in den Weltenraum erstrecken. Es liegt hiernach auf der Hand, daß das als wesentlichster Bestandteil der Korona zu betrachtende Element Koronium spezifisch noch viel leichter sein muß als Wasserstoff, der leichteste aller uns bekannten Körper, und es ist daher vollkommen sinnwidrig, anzunehmen, daß dieses „neue" Element — die grüne Linie im Spektrum der Korona ist bereits 1869 beobachtet worden und es wurde bald darauf konstatiert, daß sie keinem bekannten Elemente entspricht — „Beziehungen zu den Sonnenflecken und damit auf die Witterungsverhältnisse unserer Erde erkennen lassen" soll.

München. K. Oertel.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung am 4. April 1907.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen berichtete Herr Auwers über den Fortgang seiner Bearbeitung der älteren Bradleyschen Meridianbeobachtungen. Die Reduktion der Fixstern-Beobachtungen am Passageninstrument 1743—1750 ist vollendet bis auf einige längere Tagesreihen, die weder Fundamentalsterne noch andere Sterne des Katalogs für 1755 enthalten und für die deshalb Anschlußpunkte erst noch ermittelt werden müssen. Mit diesen Ausnahmen sind die scheinbaren Rektaszensionen nebst Reduktion auf Jahresanfang vollständig, für die ersten 12 Stunden ferner die auf 1745.0 reduzierten Werte für die einzelnen Katalogsterne zusammengestellt, und für die Stunden 0h bis 6h auch die in den Katalog aufzunehmenden Mittel gebildet. Durch Vergleichung mit diesen Mitteln (bis 6h 36m) hat sich als mittlerer Fehler einer Rektaszensionsbeobachtung, aus 4884 Beobachtungen von 513 Sternen zwischen Dekl. — 20° und + 30°, der Wert ± 0s22 ergeben. Da der mittlere Fehler einer einmal mit Bradleys neuem Passageninstrument beobachteten Rektaszension sich in derselben Zone = ± 0s18 gefunden hat, ergibt sich, daß das Gewicht einer

Digitized by Google

Beobachtung der alten Reihe 0.7 des später erreichten betragen hat. In höheren Deklinationen wird das Verhältnis indes, wegen der geringeren Sicherheit der Ermittelung der Instrumentalfehler, etwas weniger günstig für das alte Instrument; für dieses weicht der Ausdruck des mittleren Fehlers durchweg, nach 6545 Beobachtungen von 772 Sternen, nicht merklich von $+0^s.21 \sec \delta$ ab, während bei der Reduktion der späteren Reihe das Anwachsen des mittleren Fehlers hinter dem von $\sec \delta$ merklich zurückblieb.

Herr Auwers überreichte die 2. Abteilung des von Herrn Professor N. Herz in Wien bearbeiteten Sternkatalogs für die Zone von 6° bis 10° südlicher Deklination. Die „2. Abteilung" bringt die mittleren Oerter 1890.0 der nur einmal in den Zonenbeobachtungen der Kuffnerschen Sternwarte 1888—1891 vorkommenden Sterne und einiger in der 1. Abteilung versehentlich ausgelassenen mehrfach beobachteten, unter 6941 Nummern. Darunter befinden sich gegen 4400 Sterne, die in dem dieselbe Zone umfassenden Stück des Katalogs der Astronomischen Gesellschaft nicht vorkommen, indem Herz abweichend von dem für die Gesellschaftsarbeit aufgestellten Programm nicht nur die Sterne bis 9m0, sondern alle für sein Instrument noch erreichbaren Objekte mitzunehmen suchte. Da die Anzahl der in der 1. Abteilung katalogisierten Sterne durch einige im Verlauf des Drucks noch gelungene Richtigstellungen auf 3310 gestiegen ist, wird der Herzsche Katalog für die Zone —6° bis —10° insgesamt nahe 10.250 Sterne enthalten.

Vorgelegt wurde vom Corpus inscriptionum Latinarum Vol. XIII. Pars II. Fasc. II: Inscriptiones Germaniae inferioris ed. A. Domaszewski. Miliaria Galliarum et Germaniarum ed. Th. Mommsen (†), O. Hirschfeld, A. Domaszewski. Berolini 1907.

*

Die Akademie hat das auswärtige Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Marcelin Berthelot in Paris am 18. März und das korrespondierende Mitglied der philosophisch-historischen Klasse Herrn Theodor Aufrecht in Bonn am 3. April durch den Tod verloren.

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Ausgrabung von Herkulanum.** Nachdem die italienische Regierung den Vorschlag Professor Waldsteins, von dem an dieser Stelle so oft die Rede war, endgültig zurückgewiesen hat, scheint sie nun selbst an die schwierige und kostspielige Aufgabe langsam heranzugehen. Denn es wird aus Rom gemeldet, daß der Minister für das Unterrichtswesen die nötigen Vorkehrungen für den Beginn der Ausgrabungen in Herkulaneum im nächsten

Digitized by Google

Juli getroffen hat. Es steht zunächst ein allerdings sehr bescheidener Fonds von 15,000 Francs zur Verfügung. Es wurde bisher noch nicht bestimmt, wer die Ausgrabungen leiten soll, man glaubt aber, daß Professor de Petra von Neapel damit beauftragt werden wird.

-a- **Ein neues Dokument über die Jungfrau von Orleans.** In der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien hat der französische Gelehrte Noël Valois, wie Frantz Funck-Brentano im Gaulois mitteilt, eine kleine Schrift über die Jungfrau von Orleans entdeckt. Die kurze Kampfschrift ist von einem Gelehrten der Pariser Universität abgefaßt. Sie verfolgt den Zweck, die Verteidigung der Jungfrau durch den berühmten Kanzler der Universität, Gerson, zu widerlegen. Als Jeanne d'Arc im Mai 1429 Orleans befreit hatte und, auf einem weißen Pferde reitend, ihren Einzug hielt, veröffentlichte Gerson seine Broschüre, die den zur Partei der Engländer gehörenden Verfasser der jetzt entdeckten Flugschrift stark in Zorn versetzt hat. Der Gelehrte sieht in Jeanne d'Arc nur eine Ketzerin und fordert, daß sie vor das Inquisitionstribunal gestellt werde. Die Begeisterung, die dieses junge Mädchen in allen Gauen Frankreichs erweckte, war so groß, daß man aller Orten in Holz und Stein Statuen anfertigte, die ihr Bild darstellten. Der Gelehrte erblickt darin einen Götzendienst und macht dieses Treiben der Heldin selbst zum Vorwurf. An anderer Stelle wird erzählt, daß die Jungfrau in den Städten, durch die sie kam, von kleinen Kindern aufgehalten wurde, die sich vor ihr auf die Knie warfen und ihr brennende Wachskerzen entgegenhielten; die Jungfrau nahm dann die Kerzen aus ihren Händen und ließ einige Tropfen Wachs auf den Kopf jedes Kindes fallen, während sie fromme Gebete murmelte.

-o- **Eine Sammlung polnischer Rechtsurkunden.** Die Akademie der Wissenschaften zu Krakau hat die Herausgabe eines großangelegten rechtshistorischen Werkes Corpus juris polonici begonnen. Es soll alle Denkmäler des polnischen Statutarrechtes von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1795 umfassen und so die alte unkritische und unvollständige Sammlung der sogenannten Volumina legum ersetzen. Der zunächst erschienene, von Oswald Balzer herausgegebene Band, der als Band III der ersten Abteilung bezeichnet wird, umfaßt die Rechtsdenkmäler Polens aus den Jahren 1506 bis 1522.

-rt- **Ein neues Riesenfernrohr** wird binnen wenigen Jahren die 1905 aus Mitteln der Carnegie-Stiftung errichtete, ohnehin schon sehr reich ausgestattete Sonnenwarte auf dem Mount Wilson, Kalifornien, besitzen. Es handelt sich um ein Spiegelteleskop, dessen Spiegel 100 engl. Zoll (2.54 Meter) Durchmesser und 50 Fuß (15.3 Meter) Brennweite erhalten soll. Um diesen mächtigen Spiegel gegen Durchbiegung genügend zu sichern, wird seine Dicke nicht weniger als 13 Zoll (33 Zentimeter), sein Gewicht somit 4.5 Tonnen betragen. Der Guß dieser enormen Glas-

Digitized by

masse, die durchaus homogen sein muß, ist den berühmten französischen Glaswerken in Saint Gobain (Dep. Aisne) übertragen worden; die mühevolle Arbeit des Schleifens wird in den eigenen Werkstätten der Sonnenwarte, die für diesen besonderen Zweck in Pasadena, am Fuße des Mount Wilson, erbaut werden, unter sachverständiger Leitung ausgeführt. Die begreiflicherweise sehr schwierige Montierung dieses Rieseninstruments endlich hat die Union Ironworks Company — auf deren Werften die Mehrzahl der Linienschiffe und Kreuzer der Vereinigten Staaten gebaut wurden — übernommen. Um Aenderungen in der Figur des Spiegels durch die täglichen Temperaturänderungen und damit schädlichen Verzerrungen der Bilder vorzubeugen, ist beabsichtigt, das ganze Instrument Tag und Nacht künstlich auf konstanter Temperatur zu erhalten. — Was die Verwendung dieses mächtigen Instrumentes betrifft, so soll es vor allem die spektroskopische Untersuchung der lichtschwächeren Sterne ermöglichen; ferner soll es benützt werden zu photographischen Aufnahmen von Spiralnebeln und anderen lichtschwachen Objekten. Für die sämtlichen Kosten, welche die Herstellung des neuen Rieseninstruments und aller mit ihm in Zusammenhang stehender Einrichtungen verursacht, wird, wie Professor Hale, der Direktor der Mount Wilson-Sonnenwarte, mitteilt, ein hochherziger Privatmann, Mr. John Hooker in Los Angeles, aufkommen.

* **Eine neue englische Süd-Polar-Expedition unter E. H. Shackleton** scheint nach den Mitteilungen ihres Leiters im März-Heft des „Geographischen Journals" für den Beginn des nächsten Jahres gesichert zu sein, denn das Geld dazu soll im großen und ganzen bereits vorhanden sein. Shackleton plant, wie wir im Globus Nr. 14 lesen, die Fortführung der Forschungen der Discovery-Expedition, deren Teilnehmer er gewesen ist, doch mit bescheideneren Mitteln als jenes große Unternehmen. Er will einen gewöhnlichen Dampfer oder einen Walfischfänger mieten oder kaufen und Ende Januar oder Anfang Februar 1908 von Neuseeland nach dem Victorialande gehen. Die Zahl der Teilnehmer, ohne die Schiffsbesatzung, soll 9 bis 12 betragen. Einige von ihnen soll das Schiff am Mount Melbourne absetzen, die übrigen an der Erebus-Insel, wo die „Discovery" überwintert hatte; dann soll es nach Neuseeland zurückgehen und Anfang 1909 die Expedition abholen. Diese wird biologische, meteorologische, geologische und magnetische Forschungen ausführen, aber Shackleton hat auch große Entdeckerpläne, will er doch versuchen, den geographischen und den magnetischen Südpol zu erreichen und den Verlauf der Westküste des von der „Discovery" entdeckten King Edward-Landes festzustellen. Zu diesem Zwecke sollen drei Frühjahrs-Schlittenreisen unternommen werden. Die eine, die die Aufgabe der am Mount Melbourne überwinternden Abteilung sein wird, soll ins Innere des Victoria-Landes nach dem in einem Abstande von etwa 500 Kilometer von der Ostküste von Victoria-Land vermuteten magnetischen Südpol gehen. Für die beiden anderen ist die Erebus-Insel der Ausgangspunkt und die Oberfläche des Roßgletschers der gegebene Weg. Für diese beiden Züge nimmt Shackleton sibirische Ponys mit, denen er vor den Hunden den Vorzug gibt, ferner wird er

Digitized by Google

für den großen Zug südwärts einen Motorschlitten konstruieren. Dieser soll, soweit er vorhält, die Ausrüstung und die Vorräte der Ostküste des Victoria-Landes entlang nach Süden führen, und nachher sollen die Pferde in Aktion treten. Der Leiter der Discovery-Expedition, Scott, gelangte auf diesem Wege bis 82° 16' südl. Breite. Shackleton rechnet, dort, wo sein Vorgänger umkehren mußte, mit ungeschwächter Kraft erst einsetzen zu können. Die Entfernung von Scotts fernstem Punkt bis zum Südpol beträgt noch 740 Kilometer. Alle 150, vielleicht alle 250 Kilometer, will Shackleton eine Schlittenlast als Depot für den Rückzug zurücklassen. Es kommt darauf an, wie weit der Roßgletscher nach Süden reicht und wie dort, wo er aufhört, das Gelände aussieht. Wird es schwierig, gebirgig zum Beispiel, so müßten schließlich auch die Menschen Hand anlegen und die Schlitten ziehen. Theoretisch erscheint jedenfalls die Erreichung des Südpols weit leichter als die des Nordpols. Auf der Heimkehr nach Neuseeland mit dem Schiff will Shackleton versuchen, die antarktischen Küsten westlich von Kap Adare, also das Wilkesland, zu rekognoszieren.

* **Von der Alaska-Küste.** Kapitän Mikkelsen hat an das „Geographical Journal" einen Bericht über die Arbeiten und Aussichten seiner Expedition von Ende September 1906 gesandt und zugleich die Frage nach der Existenz von Land im Norden der Alaskaküste diskutiert. Der Durchgang bei Point Barrow war nur dadurch ermöglicht, daß der Dampfwalfischfänger „Belvedere" das Schiff Mikkelsens, die „Duchess of Bedford", ins Schlepptau nahm, sonst wäre er bei Gegenwind und Gegenströmung für Mikkelsens Segelschiff undurchführbar gewesen. Nachdem man nach Osten nicht weiter vordringen konnte, wurden Winterquartiere auf der Flaxman-Insel genommen, als einem guten Standquartier, um im Frühjahr Schlittenreisen in das Beaufort-Meer hinein vorzunehmen. Mikkelsens Ansicht, daß sich noch Land im Norden befinden müsse, wurde durch die Erzählungen der Walfischfänger und seine eigenen Beobachtungen bekräftigt. Das schwere Kaliber des Eises des Beaufort-Meeres wurde konstatiert, auch daß es sich nicht sehr weit vom Lande weg erstreckt. In normalen Jahren verläßt das Eis die Küste von Point Barrow; östlich gegen die Croßinsel zu scheint das Eis ewig zu sein, während noch östlicher bei der Herschelinsel nicht sehr weit vom Einfluß des Mackenziestromes fast stets offenes Wasser im Frühjahr zu finden ist. Kapitän Keenan und die Eskimolegenden erzählen von Land im Norden, und Mikkelsen nimmt an, daß im Eis sich Jahr für Jahr eine Lücke bildet, in der die Wale ihre Wanderungen nach Nordosten im Mai jedes Jahres ausführen; denn zwischen Mai und Juli zeigen sie sich nie in der Nähe der Küste von Alaska. Auch Wandervögel streichen jährlich nach der gleichen nördlichen Richtung, gewiß nach Brutplätzen. Mikkelsen hofft, diese Landfrage durch eine Expedition über das Eis in diesem Frühjahr von der Flaxman-Insel aus und eine andere, die für 1908 vom Prinz Alfred-Kap auf Banks Land in Aussicht genommen ist, zu lösen.

* **Sensenförmige Eiszapfen.** Eiszapfen hängen gewöhnlich senkrecht herab wie die Tropfsteine in Felsenhöhlen. Sie bilden

Digitized by Google

sich aus Schmelzwasser. Kommt ein herabrinnender Tropfen an einen kälteren Ort, so friert er am tiefsten Punkte hängend fest. Der nächste Tropfen hängt sich zu unterst an die Eisspitze und macht sie etwas länger; so wächst der Zapfen schnell lotrecht abwärts. Wie kommen aber, so schreibt Professor Dr. C. du Bois-Reymond in der „Umschau" Nummer 16, Eiszapfen zustande, die platt und gekrümmt, wie die Klinge einer Sense, schräg, ja zum Teil fast wagerecht in die Luft ragen? — Das Rätsel ist nicht schwer zu lösen. — Nur an den dünnen biegsamen Zweigen des Buschwerks wachsen diese gekrümmten Zapfen. Vom weit ausladenden, dick beschneiten Dache des Landhauses tropfte Schneewasser auf die schwankenden Zweige, als sie noch steil aufwärts gerichtet waren. Sie wurden mit Eis überzogen, und die Last dieses Eises bog sie allmählich nieder. So wuchs der erste Eiszapfen krumm, weil seine Spitze sich immer gerade nach unten verlängerte. Die Biegung des Zweigs verlegte von Zeit zu Zeit auch die Abtropfstelle, so daß eine Reihe von schwächer gekrümmten Zapfen von neuen, nunmehr tiefer liegenden Punkten ausging. Die dünnen, glashellen Schneiden am unteren Rande der Sensenkrümmung entstanden natürlich durch das einseitig dort sich sammelnde und anfrierende Wasser. Die letzten Zapfen an den Enden der Zweige zeigen keine Krümmung mehr.

* **Die älteste Abbildung der Staroperation.** In der Berliner Ophtalmologischen Gesellschaft sprach kürzlich Hr. Hirschberg über die älteste Abbildung der Staroperation. Die Griechen hatten illustrierte Werke über Medizin und Naturwissenschaften, von denen aber nicht viel übrig geblieben ist; von fünf augenärztlichen Büchern haben wir sichere Kunde, aber keins ist uns erhalten. Die Araber verfaßten von 870 bis 1370 mindestens 30 Lehrbücher der Augenheilkunde, von denen 13 noch existieren. Hunain bringt die erste Abbildung des Auges, Salah ad-din reproduziert augenärztliche Instrumente, wie die Nadel zum Ansaugen des Weichstars, ferner optische Figuren und den Kreuzschnitt durch das Auge; da die Mohammedaner die Abbildung des Lebenden verabscheuen, so bringt auch dieser Autor keine bildliche Darstellung des Starstiches. Halifa (etwa um 1255) bildet u. a. ungefähr 36 Augeninstrumente ab. Neupersische Schriftsteller bringen keine Bilder, Salomon aus Toledo keine der Staroperation. Das Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert ist in dieser Beziehung ganz unfruchtbar. Georg Bartisch ist der erste Illustrator des Starstichs, aber er macht denselben Fehler wie Rembrandt auf seinem Bilde „Tobias hielt seinen Vater von der Blindheit": er läßt die Linke nicht den Bulbus (Augapfel) fixieren, sondern auf der Stirn ruhen. In einer 103 Jahre später erschienenen Neuauflage dieses Werkes kehrt derselbe Fehler wieder. Erst Lorenz Heister (1713) bringt eine richtige Darstellung.

* **Zur Aetiologie der Rhachitis.** Rudolf Pfister in Basel hat in einer Arbeit: „Statistische Beiträge zur Frage nach der Verbreitung und Aetiologie der Rhachitis" (1907), für Italien die Sterblichkeit an Rhachitis in den einzelnen Landesteilen in Vergleich gestellt mit der Sterblichkeit an Malaria, Tuberkulose, Syphilis und Alkoholismus (Delirium tremens). Zunächst er-

Digitized by Google

gab sich, daß zwischen den Todesfällen an Malaria und Syphilis einerseit und Rhachitis andrerseits keinerlei Zusammentreffen besteht. Dagegen fallen einige von Rhachitis heimgesuchte Provinzen in das Verbreitungsgebiet der gehäuften Tuberkulosesterblichkeit. Ebenso spricht die Verteilung der Sterbefälle an Delirium mindestens nicht dagegen, „daß ein Alkoholismus der Eltern vielleicht eine der gemeinsamen Ursachen der Rhachitis ist. Auffällig ist jedenfalls, daß die ersten historischen Nachrichten über die Unfähigkeit der Frauen zum Stillen und diejenigen über das verbreitete Auftreten der englischen Krankheit nahezu in dieselbe Zeit fallen. Auch die Angabe, daß Rhachitis in mohammedanischen Ländern fehlt und daß sie bei jüdischen Kindern siebenmal weniger oft angetroffen wird als bei Nichtjuden, könnte zugunsten dieser Aetiologie verwertet werden."

---

hc. **Vorlesungen über Journalistik** im Sommersemester 1907. Ein besonderer Lehrstuhl für Journalistik (Zeitungswesen) besteht eigentlich an keiner deutschen Universität. Das Zeitungswesen wird jetzt von Nationalökonomen, Historikern, Juristen zum Gegenstand von Hochschul-Vorlesungen gemacht. Vorlesungen über das Urheberrecht finden an einer ganzen Reihe von Universitäten statt. In Heidelberg trägt seit einigen Jahren regelmäßig der außerordentliche Professor Dr. Adolf Koch über Geschichte, Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung der Presse und des Journalismus in Deutschland vor. Er hält auch praktische Uebungen zur Einführung in die Journalistik ab. Im kommenden Sommersemester wird er auch ein einstündiges Kolleg „Geschichte und Kritik der politischen Parteien in Deutschland" lesen. Ueber Zeitungswesen liest an der Danziger Technischen Hochschule der Nationalökonom Professor Dr. K. Thieß. An der Berliner Handelshochschule werden der Verlagsbuchhändler H. Buhmann über „Geschichte und Organisation des Zeitungswesens" und über „Verlagstechnik" und Professor Dr. Osterrieth, Generalsekretär des Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums, über „Urheberrecht und Verlagsrecht" lesen. Dozenturen für Journalistik bestehen an der Universität Bern, und zwar Redakteur Dr. jur. Michael Bühler in der philosophischen Fakultät und Professor Ernst Röthlisberger, Sekretär des internationalen Bureaus für geistiges Eigentum, seit 1906 Privatdozent für literarisches und künstlerisches Urheberrecht nebst Verlagsrecht in der juristischen Fakultät. Letzterer hat eine zweistündige Vorlesung „Die Berner Konvention zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst" und ein einstündiges Kolleg „Urheber- und Verlagsrecht am Inhalt von Zeitungen und Zeitschriften" angekündigt. Dr. Bühler liest „Ueber Redaktion und Nachrichtendienst der Zeitung mit praktischen Uebungen". In der staatswissenschaftlichen Fakultät der Züricher Hochschule wird Redakteur Privatdozent Dr. O. Wettstein über „Geschichte und System des Preßrechtes" vortragen. Schließlich liest an der Wiener Universität der Strafrechtslehrer Professor Dr. jur. A. Löffler über „Oesterreichisches

Digitized by Google

Preßrecht (mit besonderer Berücksichtigung des Entwurfes)" zweistündig.

* **Linné-Feier in Upsala.** Zu der von uns mehrfach erwähnten bevorstehenden zweihundertjährigen Geburtsfeier Linnés (23. Mai) hat die Universität Upsala die hervorragendsten Vertreter der Botanik und Zoologie eingeladen, in der Festwoche ihre Gäste zu sein. Es werden folgende Gelehrte als Gäste der Universität Upsala an der Feier teilnehmen: Bonnier (Paris), Borodin (St. Petersburg), Francis Darwin (London), Elfing (Helsingfors), Engler (Berlin), Farlow (Cambridge, Massachusetts), Goebel (München), Ernst Haeckel (Jena), O. Hertwig (Berlin), Keen (Philadelphia), Pfeffer (Leipzig), Wiesner (Wien), Youngert (Rock-Island). — Sir J. D. Hooker (London) und Schwendener (Berlin) sind wegen hohen Alters verhindert, der Einladung zu folgen. Noch zahlreiche andere Naturforscher haben ihr Erscheinen angekündigt. Die skandinavischen Zoologen und Botaniker werden nahezu vollständig an den Festen in Upsala teilnehmen.

ar. **Kongreß.** Die diesjährige Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft findet Samstag, den 25. Mai, in Weimar statt. Den Festvortrag hält Hofrat Professor Dr. Jacob Minor aus Wien über Goethes Mahomet. Für Freitag abend wird eine Vorfeier im Saale des Tivoli vorbereitet. Sie besteht in einem Lichtbildervortrage des Oberbaudirektors Kriesche in Weimar über die Stadt Weimar zur Zeit Goethes, in Rezitationen von Balladen Goethes und Schillers durch Joseph Kainz und in Liedervorträgen des Kammersängers Gmur vom Weimarer Hoftheater. Am Sonntag, den 26. Mai, wird bei günstigem Wetter ein Ausflug mittels Sonderzuges nach Jena unternommen.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Privatdozent Dr. W. Ule in Halle als außerordentlicher Professor für Geographie nach Rostock. * Das Ordinariat der Dogmatik in München wurde dem dortigen Professor für Patrologie Dr. theol. Franz Diekamp übertragen. * Der Privatdozent an der Bonner Universität Dr. Adolf Weber als außerordentlicher Professor der Nationalökonomie an die Universität Greifswald.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der außerordentliche Professor für neutestamentliche Exegese an der evangelisch-theologischen Fakultät in Breslau Lic. theol. Dr. Friedrich Kropatschek zum ordentlichen Professor, und der Privatdozent für Kirchenrecht an der dortigen katholisch-theologischen Fakultät Dr. theol. Karl Lux zum außerordentlichen Professor. * Der Privatdozent für Kirchenrecht an der Berliner Uni-

Digitized by Google

versität Dr. Hermann Fürstenau zum außerordentlichen Professor.

Habilitationen. Es haben sich habilitiert: Der Professor für allgemeine und technische Physik an der Technischen Hochschule in Wien Dr. Gustav Jäger als Privatdozent für Physik an der dortigen Universität. * Dr. Ludwig Wick für Balneologie und Klimatologie, Dr. Arthur Schiller für Psychiatrie und Neurologie an der medizinischen Fakultät der Universität Wien. * Dr. techn. Alexander Kossowicz für Mykologie der Nahrungsmittelgewerbe an der Technischen Hochschule in Wien. * Dr. Otto Peterka für deutsches Recht und österreichische Reichsgeschichte an der deutschen Universität in Prag. * Dr. med. Martin Kochmann an der Universität Greifswald für innere Medizin. * Lic. theol. Horst Stephan an der Universität Marburg für Kirchengeschichte.

Sonstige Nachrichten. Professor Dr. jur. Friedrich von Schulte in Bonn feiert seinen 80. Geburtstag. * Professor Dr. Julius Baumann in Göttingen feiert seinen 70. Geburtstag. * Privatdozent Dr. Karl Endriß an der Technischen Hochschule in Stuttgart hat auf seine Lehrtätigkeit verzichtet. * Dem früheren Professor des Kirchenrechts an der theologischen Fakultät der Universität Wien Dr. Franz Laurin wurde aus Anlaß seines 50jährigen Doktorjubiläums das Doktordiplom erneuert. * Der Professor für Pflanzenproduktion und Ackerbau am Polytechnikum in Zürich Dr. Anton Nowacki ist in den Ruhestand getreten.

Personalien.

Ernennungen. Die theologische Fakultät der Universität Greifswald ernannte den Grafen Hugo Sholto v. Douglas zum Ehrendoktor der Theologie. * Der Kanzler der Universität Stockholm, Graf Wachtmeister, ist zum Vorsitzenden der Nobel-Stiftung ernannt worden. * Die montanistische Hochschule in Leoben ernannte den früheren Professor der Bergakademie Leoben Julius R. v. Hauer, den früheren Professor der deutschen Hochschule in Prag Franz Lorber und den Sektionschef im Ackerbauministerium Karl v. Webern zu Ehrendoktoren der montanistischen Wissenschaft. * Die Hochschule für Bodenkultur in Wien hat dem Sektionschef Dr. Stadler v. Wolfsgrün, dem Sektionschef Dimitz und dem Herrn v. Proskowetz das Ehrendoktorat verliehen.

Todesfälle. Es sind gestorben: Der Professor der Botanik in Upsala Frans Reinhold Kjellmann am 22. April. * Der Mathematiker Professor v. Fuhrmann in Dresden am 23. April. * André Theuriet, ein bekannter Dichter, in Paris.

Digitized by G

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender u. s. w.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1905 tot 30 Sept. 1906. Met twee bijlagen, 14 platen en 4 figuren in den tekst. Sgravenhage 1907. 72 S.

Artarias Plan von Wien. Größere Ausgabe. Mit Straßenverzeichnis und kleinem Führer mit Stundenplan. Verlag von Artaria u. Co. in Wien. (2.40 Kr.)

Dreiundfünfzigster Bericht über die Oeffentliche Handelslehranstalt der „Dresdner Kaufmannschaft". Ostern 1907. Dresden. Druck von C. C. Meinhold u. Söhne. 112 S.

Theodor v. Kawraysky: Russische Handelskorrespondenz. (Sammlung Göschen. Nr. 315.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 112 S. (geb. 80 Pfg.)

Zur Geschichte des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins 1881—1906. 47 S.

Gustav Hecke: Meisterworte der Weisheit und Erkenntnis aus Dichtern und Denkern. Ein Hausschatz für ernsthafte Menschen. Berlin 1907. Verlag von Alfred Unger. 224 S. (geb. 4 M.)

Führer durch das Museum für Meereskunde zu Berlin. Mit 23 Abbildungen. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 152 S. (50 Pfg.)

Denkschrift über die Organisation von Verkaufsvereinigungen der deutschen Müller. Denkschrift, herausgegeben vom Ausschuß zur Vorbereitung von Verkaufsvereinigungen der deutschen Müller. Berlin 1907, Verlag von Puttkammer u. Mühlbrecht. 54 S. (1 M.)

Geschichte und Politik.

Alexander Spaits: Der Weg zum Berliner Kongreß. Historische Entwicklung Bosniens und der Herzegowina bis zur Okkupation 1878. Illustriert von Otto Gsöttner. (Unsere Truppen in Bosnien und der Herzegowina 1878. Einzeldarstellungen. 1. Band.) Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern. 94 S. (1.80 M.)

Hermann Schneider: Kultur und Denken der alten Aegypter. (Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Erster Band.) Leipzig 1907. R. Voigtländers Verlag. 564 S. (12.50 M, geb. 14 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Conan Doyle: Ich klage an! Eine Flucht in die Oeffentlichkeit. Berlin. Gustav Riecke Nachf., Buchhandlung. 62 S. (75 Pfg.)

Else Cronbach: Das landwirtschaftliche Betriebsproblem in der deutschen Nationalökonomie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. (Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und

Digitized by Google

Verwaltungsgeschichte. 2. Heft.) Wien 1907. Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 238 S.

Alfred Schmidt: Niccolò Machiavelli und die allgemeine Staatslehre der Gegenwart. (Freiburger Abhandlungen aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts. Heft 11.) Karlsruhe 1907. Druck und Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei. 106 S. (2.40 M.)

Ferdinand Tönnies. Das Wesen der Soziologie. (Neue Zeit- und Streitfragen. 4. Jahrg. 3. Heft.) Dresden 1907. Zahn u. Jaensch. 28 S. (1 M.)

Ernst v. Halle: Handelsmarine und Kriegsmarine. (Neue Zeit- und Streitfragen. 4. Jahrg. 4. u. 5. Heft.) Dresden 1907. Zahn u. Jaensch. 70 S. (1.50 M.)

Wilhelm Kahl: Das neue Strafgesetzbuch. (Neue Zeit- und Streitfragen. 4. Jahrg. 6. Heft.) Dresden 1907. Zahn u. Jaensch. 26 S. (1 M.)

Arthur Esche: Arbeitsordnung und Arbeiterausschuß. (Neue Zeit- und Streitfragen. 4. Jahrg. 7. Heft.) Dresden 1907. Zahn u. Jaensch. 46 S. (1 M.)

Satyr: Lebeweltnächte der Friedrichsstadt. (Großstadt-Dokumente. Band 30.) Berlin. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. 83 S. (1 M.)

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Wladimir Ssemenow: Die Schlacht bei Tsuschima. Auf Veranlassung des Admiralstabes der Marine übersetzt von Oberleutnant zur See Gercke. Herausgegeben durch die Schriftleitung der Marine-Rundschau. Mit einer Abbildung und einer Skizze in Steindruck. Berlin 1907. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 69 S. (1.50 M., geb. 2.50 M.)

Thilo v. Trotha: Kriegsgeschichte. Ein Versuch. In drei Teilen. Erster Teil: Die Kriegsgeschichte und der Krieg. Berlin 1907. Richard Schröder (vorm. Ed. Dörings Erben). 63 S. (1.50 M.)

Asiaticus: Die Aufklärung im russisch-japanischen Kriege. (Sammlung militärwissenschaftlicher Einzelschriften. Nr. 18.) Berlin 1907. Richard Schröder (vorm. Ed. Dörings Erben). 88 S. (2.50 M.)

Oberst Gädke: Japans Krieg und Sieg. 11. bis 20. Lief. Verlag von Alfred Schall. Berlin. (Gesamtpreis 20 M.)

Mathematik und Naturwissenschaft.

Lotungen S. M. S. Edi und des Kabeldampfers Stephan im westlichen Stillen Ozean. Im amtlichen Auftrage bearbeitet von G. Schott und P. Perlewitz. Mit 4 Tafeln. (Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. 29. Jahrgang. 1906. Nr. 2.) Kaiserliche Marine. Deutsche Seewarte. Hamburg 1906.

P. Köthner: Aus der Chemie des Ungreifbaren. Ein Blick in die Werkstätten moderner Forschung. Mit 5 farbigen und 3 schwarzen Tafeln, sowie 8 Textabbildungen. (Die Natur. Eine Sammlung naturwissenschaftl. Monographien. 2. Band.)

Digitized by

Verlag von A. W. Zickfeldt. Osterwieck (Harz). 147 S. (geb. 2 M.)

Werner Friedrich Bruck: Pflanzenkrankheiten. Mit einer farbigen Tafel und 45 Abbildungen im Text. (Sammlung Göschen. Nr. 310.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 154 S. (geb. 80 Pfg.)

Wilhelm Frommel: Radioaktivität. Mit 18 Abbildungen. (Sammlung Göschen. Nr. 317.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 94 S. (geb. 80 Pfg.)

Friedrich König: Die Wasserversorgung in Deutsch-Südwestafrika. Ein Beitrag zu ihrer Lösung auf Grund geologischer, klimatischer und hydrologischer Studien. Leipzig 1907. Otto Wigand, Verlagsbuchhandlung. 65 S.

Friedrich König: Ernstes und Heiteres aus dem Zauberreiche der Wünschelrute. Mit besonderer Beachtung der modernen Rutenkünstler. Leipzig 1907. Otto Wigand, Verlagsbuchhandlung. 79 S.

Rudolf Burckhardt: Biologie und Humanismus. Drei Reden. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 88 S. (2 M.)

Oskar Hoppe: Praktischer Leitfaden der Elektrotechnik zum Selbststudium und Unterricht. Mit über 140 Abbildungen. Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Essen 1907. G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung. 446 S. (geb. 7 M.)

Technologie.

A. Hildebrandt: Die Luftschiffahrt nach ihrer geschichtlichen und gegenwärtigen Entwicklung. Mit einem Titelbild, 230 Textabbildungen und einer Tafel. München und Berlin 1907. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 426 S. (geb. 15 M.)

Augusto Righi und Bernhard Dessau: Die Telegraphie ohne Draht. 2. vervollständigte Auflage. Mit 312 in den Text eingedruckten Abbildungen Braunschweig 1907. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 665 S. (geh. 15 M, geb. 16.50 M.)

Alfred Kirschke: Die Gaskraftmaschinen. Mit 55 Figuren. (Sammlung Göschen 316.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 138 S. (geb 80 Pfg.)

Forst- und Landwirtschaft.

D. Sandmann: Obstbau und Obstverwertung in Nordamerika nebst Vorschlägen zum Ausbau dieser Erwerbszweige in Deutschland. Bericht an das kgl. preußische Ministerium für Handel und Gewerbe im März 1905. 2. verbesserte Aufl. Berlin 1907. Druck und Verlag von H. S. Hermann. 80 S. (1 M.)

Johannes Böttner: Praktische Gemüsegärtnerei. Mit 322 Abbildungen. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. O. Druck und Verlag der kgl. Hofbuchdruckerei Trowitzsch u. Sohn. 363 S. (geb. 4 M.)

Digitized by Google

Arthur Wulf: Die Kaninchenzucht. Ein Ratgeber zu sachgemäßer Haltung, ergiebiger Züchtung und einträglicher Verwertung von Rasse- und Nutzkaninchen. Mit 41 Abbildungen. (Grethleins Praktische Hausbibliothek. Bd. 29.) Leipzig, Konrad Grethleins Verlag. 118 S. (geb. 1 M.)

Johannes Böttner: Spalierobst und Feinobst. Auspflanzung, Schnitt und Pflege. Frankfurt a. O. 1907. Verlag der kgl. Hofbuchdruckerei Trowitzsch u. Sohn. 342 S. (geb. 5 M.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

G. Eigner: Der Schutz der Naturdenkmäler, insbesondere in Bayern. (Sonderabdruck aus der Naturwissenschaftlichen Zeitschrift für Land- und Forstwirtschaft 1905. Heft 9—11.) Verlagsbuchhandlung von Eugen Ulmer in Stuttgart. 43 S.

Fritz Schumacher: Streifzüge eines Architekten. Gesammelte Aufsätze. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 229 S. (brosch. 4 M, geb. 5 M.)

Hermann Muthesius: Kunstgewerbe und Architektur. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 150 S. (geh. 4 M, geb. 5 M.)

Christian Rauch: Die Trauts. Studien und Beiträge zur Geschichte der Nürnberger Malerei. Mit 30 Tafeln. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. Heft 79.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 114 S. (10 M.)

Heinrich Ludwig: Schriften zur Kunst und Kunstwissenschaft. Aus dem Nachlaß herausgegeben. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte. Heft 80.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 122 S. (8 M.)

A. zu Truffenbach: Die Basilika von Aquileja und ihr Bauherr. (Separatabdruck aus der Triester Zeitung. Triest 1906. 14 S.

Erziehung und Unterricht.

Paul Cauer: Palaestra vitae. Das Altertum als Quelle praktischer Geistesbildung. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1907. Weidmannsche Buchhandlung 169 S. (geb. 3.60 M.)

Johann Wiesner: Der deutsche Unterricht an unseren Gymnasien. Erfahrungen, Bekenntnisse, Vorschläge. Wien 1907. Alfred Hölder. 164 S. (2.80 M.)

Edmund Neuendorff: Moderne pädagogische Strömungen und ihre Wurzeln im geistigen Leben der Zeit. (Städtische Realschule zu Haspe.) Haspe 1907. 80 S.

Heinrich Rühl: Die unregelmäßige Deklination. Ein mnemotechnisches Hilfsmittel für deutsche Lateinschüler. Darmstadt 1907. Verlag von Heinrich Rühl. 16 S. (30 Pfg.)

B. Donath: Physikalisches Spielbuch für die Jugend. Zugleich eine leichtfaßliche Anleitung zu selbständigem Experimentieren und fröhlichem Nachdenken. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 166 eingedruckten Abbildun-

gen. Braunschweig 1907. Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 510 S. (5 M, geb. 6 M.)

S. Großmann: Wie und wann soll ich meine Hausaufgaben machen? nebst anderen praktischen Winken einer Mutter für Eltern und Kinder. C. Kochs Verlag, Nürnberg. 24 S. (40 Pfg.)

G. H. Weber: Münchener Spielbuch für Knaben- wie Mädchen-, Volks- und Mittelschulen. München und Berlin. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 135 S. (geb. 2 M.)

Tanzspiele und Singtänze. Gesammelt von Gertrud Meyer. Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 52 S. (kart. 1 M.)

F. Gansberg: Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Lebensbilder und Gedankengänge für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen. Zweite Auflage mit Buchschmuck von C. Windels Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 234 S. (geb. 3.20 M.)

Moderne Literatur.

Gerhard Heine: Kleinkrieg in Weisenberg. Erzählung. Dresden 1907. Verlag von Karl Reißner. 223 S.

Marie Diers: Jüngling Tod. Eine Geschichte vom Leben und Sterben. Berlin 1906. Verlag von Otto Janke. 282 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

Georg Knauer: Aus meiner Welt. 2. Auflage. Wiesbaden 1907. Verlag von Emil Behrend. 96 S. (geb. 1.50 M.)

Fritz Stüber-Günther: C. i. Roman. Stuttgart. Verlag von Adolf u. Co. 440 S. (3.20 M.)

J E. Poritzky: Meine Hölle. Sammlung menschlicher Dokumente. Berlin 1906. 224 S.

H. Braun: Aus Masuren. Erzählungen und Schilderungen. (Ostpreußische Volksbücher. 1. Folge. 5. Bändchen.) Gumbinnen 1907. Verlag von C. Sterzels Buchhandlung (Gebr. Reimer). 92 S. (geb. 75 Pfg.)

Maurice Maeterlinck: Gedanken über Sport und Krieg. Leipzig u. Berlin. Verlag von Grethlein u. Co. 79 S.

Johannes Schlaf: Frenderchen und Anderes. Novellen. Leipzig u. Berlin. Verlag von Grethlein u. Co. 199 S.

Arthur Bonus: Henrik Ibsen und die Isländergeschichte. Sonderabdruck aus den Preußischen Jahrbüchern. Band 126, 3. Heft.) Berlin 1906. Verlag von Georg Stilke.

Kasimir Przerwa-Tetmajer: Die Revolution. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Eduard Goldscheider. (Aus Nord und Süd. 2. Band.) Wien 1907. Verlagsbuchhandlung Karl Konegen (Ernst Stülpnagel). 185 S. (1.50 M.)

Hermann Eßwein: August Strindberg. Ein psychologischer Versuch. Mit einer Abbildung der Strindberg-Büste von Karl Eldh und einer Photographie aus dem Jahre 1904. München 1907. R. Piper u. Co., Verlag. 66 S.

Digitized by Google

Das Ibsenbuch. Ibsen in seinen Werken, Briefen, Reden und Aufsätzen. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Landsberg. Mit acht Abbildungen. Berlin 1907. S. Fischer, Verlag. 236 S. (2 M, geb. 3 M.)

Theodor Klaiber: Dichtende Frauen der Gegenwart. Mit 9 Porträten. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder. 246 S. (3.60 M, geb. 4.60 M.)

Digitized by Goog

Write a keywords essay about one of the following topics:

1. Art
2. Beauty
3. Class
4. Culture
5. Democracy
6. Education
7. Equality
8. Family
9. Freedom
10. Happiness
11. Individual
12. Justice
13. Liberty
14. Love
15. Marriage
16. Nature
17. Peace
18. Progress
19. Religion
20. Science
21. Society
22. Technology
23. Truth
24. Work

Create your [blog post](#) or [video](#)

Digitized by Google

Wirtschaftsgeschichte und genealogische Arbeitsmethode.

Vor kurzem ist im Verlag von Braun in Karlsruhe eine Schrift erschienen: „Die Einwohnerschaft der Stadt Durlach im 18. Jahrhundert in ihren wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen dargestellt aus ihren Stammtafeln von Dr. Otto Konrad Roller, die nicht verfehlen wird, sowohl bei den Genealogen von Fach als bei den zünftigen Wirtschaftshistorikern und Statistikern großes Aufsehen zu erregen, weil sie der erste in dieser Ausdehnung der Oeffentlichkeit unterbreitete Versuch ist, genealogische Arbeitsmethoden zur Beleuchtung wirtschaftlicher Verhältnisse zu verwenden. Der Verfasser, der schon mehrfach als genealogischer Forsch im Gebiet der badischen Hausgeschichte literarisch hervorgetret ist, folgte mit diesem Versuch einer gelegentlichen Anre ung des Professors Dr. Rathgen, nachdem ihm auch die eigene langjährige Beschäftigung mit genealogischen Untersuchungen an Stamm- und Ahnentafeln mehr und mehr die Ueberzeugung aufgedrängt hatte, „daß eine nach einheitlichen Gesichtspunkten erfolgende Bearbeitung und Zusammenfassung von genealogischen Tabellen eines bestimmten, durch zeitliche, geographische oder Berufs- und Standesgrenzen umschlossenen Bevölkerungskreises in mancher Beziehung eingehendere und zuverlässigere Ergebnisse liefern könnte, als er bei einem alleinigen Studium von Akten, auch in Verbindung mit Zahlen über den Gang der Bevölkerung und ihre Entfaltung möglich ist."

Das gilt nach des Verfassers Ansicht mit Recht besonders für Untersuchungen auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte. „Die mannigfachen und verschiedenartigen Beziehungen, welche die einzelnen Individuen eines längst dahingeschwundenen Kreises durch Liebe und Haß, durch Nutzen und Schaden miteinander verbanden, können

Digitized by Google

bei einer kollektivistischen Betrachtungsweise, welche von vornherein von dem einzelnen Individuum absieht, nicht oder höchstens nur zufällig für vereinzelte Fälle mit den Hilfsmitteln der bisherigen Forschungsweise aufgedeckt werden, da solche Beziehungen nur selten und in Ausnahmefällen in Akten und Urkunden vermerkt zu werden pflegten. Viel eher kann eine individualistische Betrachtungsweise hoffen, von diesen Beziehungen jetzt noch so viel aufzuspüren, als überhaupt möglich ist.... Diese Betrachtungsweise kann nur eine genealogische sein, welche die Individuen in ihrer alten Verknüpfung durch Geburt und Verwandtschaft gegeneinanderstellt." Durch die Einarbeitung in die Stammtafeln „gewannen alle einzelnen Ueberlieferungen über Familienfälle, über Käufe und Verkäufe, überhaupt alle Nachrichten neue Bedeutung und dienten ihrerseits dazu, auch anderem, scheinbar oft ganz fernliegendem eine unerwartete Deutung zu geben. So vermochten die Stammtafeln genauere Einblicke in die Verhältnisse früherer Bevölkerungsschichten zu vermitteln und Zusammenhänge darzulegen, über welche bisher wenig bekannt und auf anderem Wege wenig zu ermitteln war. Vielleicht ließ sich, so war die Erwartung, aus dieser Kenntnis heraus ein Teil der Fragen beantworten und der Untersuchungen anstellen, durch welche man heutzutage das Leben und Treiben einer Bevölkerung, ihre wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Zustände, deren Veränderungen und ihre treibenden Ursachen zu erkennen sich bemüht. Damit stellt sich die vorliegende Arbeit als eine in ihren Zielen zwar volkswirtschaftliche und kulturgeschichtliche, in ihren Mitteln und ihrer Methode aber als eine genealogische dar." Diese Erwartung hat, wie hier vorausgeschickt sein mag, den Verfasser nicht getäuscht. Er bietet, allerdings in breiter Ausführung, die aber zur Bewährung der Methode ja bis zu gewissem Grade nötig erscheint, eine interessante Darstellung der Bevölkerungsbewegung, der Wirtschafts- und damit der Kulturgeschichte der Stadt Durlach, wie sie auf anderem Wege heute wohl kaum noch in ähnlicher Vollständigkeit herzustellen gewesen wäre.

Warum gerade Durlach gewählt wurde, wird in der Vorrede ebenfalls eingehend dargelegt. Schon von vornherein kann man sich ja sagen, daß die gewählte Methode bei ihrer Schwierigkeit und der Inanspruchnahme reich-

Digitized by Google

licher Arbeitszeit nur in einem zeitlich und örtlich ziemlich beschränkten Bevölkerungskreise verwendbar ist. Diese Vorbedingungen bot Durlach, das, 1689 von den Franzosen fast ganz verbrannt, erst kurz vor dem Beginn des der Untersuchung zugrunde gelegten 18. Jahrhunderts wieder neu zu bestehen angefangen hatte. Es bot also einen bequemen Ausgangspunkt, war nicht zu groß und nicht zu klein; zudem bot es wirtschaftsgeschichtliches Interesse, weil es in den ersten zwei Jahrzehnten noch die Hauptstadt der Markgrafschaft Baden-Durlach gewesen war und die Folgen der Erbauung der Nachbarstadt Karlsruhe (1715) und der drei Jahre später erfolgten Verlegung der Residenz dorthin am stärksten zu spüren hatte. Außerdem erscheint Durlach für die anderen Städte im nördlichen Teil der oberrheinischen Ebene und für andere kleine Residenzen wohl bis zu einem gewissen Grade typisch. Die Wahl, der zudem noch persönliche Gründe zur Seite standen, ist also für den ersten Versuch sehr gut getroffen.

Einen interessanten Einblick in die methodische Werkstatt des Verfassers gibt sodann der weitere Teil der Vorrede, in dem er eingehend darlegt, wie er vorgegangen ist, wie er seine eigenartige Methode aufgebaut und durchgeführt hat. Da der Schwerpunkt der Arbeit auf diesem methodischen Gebiet liegt, so mag denn auch hier näher darauf eingegangen sein, obwohl bei der ganz außergewöhnlichen Arbeit und Sorgfalt, die zur Bewältigung der Aufgabe nötig sind, kaum auf eine große Schar Nachfolger in dieser Methode zu rechnen sein wird.

Die Hauptquelle waren die Kirchenbücher, die aber an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit den heutigen nachstanden. Aus ihnen konnten die Zahlen der natürlichen Bevölkerungsbewegung sowie mittelbar auch die der Wanderbewegung geschöpft werden; die erforderlichen Grundlagen zur Gruppierung nach Altersstufen, nach dem Familienstand, nach den Berufen u. dgl. bot die vorsichtige Verarbeitung der Kirchenbucheinträge zu Stammtafeln der Einwohnerschaft. In diese Stammtafeln wurde weiterhin dann noch alles aufgenommen, was aus gedruckten oder archivalischen Quellen über die einzelnen Personen beizubringen war, Besitz, Wohnung, Vermögens-, Rechtsverhältnisse, Dienstboten, Geschäfts- und Arbeitspersonal. Lücken im einzelnen ergänzten sich vielfach. — Aus diesen Stammtafeln wurden dann Hilfstabellen

Digitized by Google

angelegt, welche zunächst die Zählung der Einwohnerschaft für jedes Jahr ermöglichten, und so eingerichtet wurden, daß sie die Wanderbewegung abzulesen gestatteten. Die Einrichtung dieser Einwohnertabellen wird vom Verfasser näher erläutert, da sie nach verschiedenen Grundsätzen geschehen kann. Die vermittelst dieser Tabellen gewonnenen Zahlen bedurften wieder teilweise der Ergänzung, die natürlich nach einheitlichen Gesichtspunkten und so geschah, daß die gewonnenen Zahlen als Mittelwerte, aber eher als zu kleine als zu große Mittelwerte, angesehen werden können. Freilich sind diese Einwohnerzahlen mit den durch die heutige Zählmethode gewonnenen Einwohnerziffern, welche die in einer bestimmten Nacht anwesend gewesenen Personen zählt, nicht ganz zu vergleichen.

Einen Einblick in die kolossale Arbeitsleistung dieser Methode gewährt übrigens die Angabe, daß im ganzen im 18. Jahrhundert 24,342 verschiedene Individuen als Einwohner Durlachs gezählt wurden! Nur 454 hiervon kamen nicht in den Kirchenbüchern, sondern ausschließlich in den Akten und sonstigen Quellen vor. Berichtigungen und Zusätze aus diesen ergaben sich für 1120 Personen. Für rund 23,000 Einwohner brachten also die Akten keinerlei Verbesserung oder Erwähnung. Sie konnten nur durch die genealogische Methode erfaßt werden, was unmittelbar für deren hohen Wert spricht!

Der Verfasser hätte sich füglich auf die Verwertung der so gefundenen Ergebnisse beschränken können. Er hat aber nebenher auch noch weitere Nachrichten aus den Akten gesammelt zur Vertiefung und weiteren Abrundung einzelner Abschnitte. In deren Darstellung tritt dann die genealogische Methode scheinbar stark zurück, obwohl auch hier der größte Teil der Ausführungen vollständig auf ihr beruht. Einen etwas größeren Anteil haben die aus den Akten geschöpften Berichte und Angaben nur in einzelnen Kapiteln über die verschiedenen Berufsklassen, namentlich über die Landwirtschaft. — Auf diesen beiden verschiedenen Erkenntnisquellen und Methoden der Quellenerschließung beruhen auch die in einzelnen Teilen hervortretenden Ungleichheiten der Behandlungsweise des Stoffes, die der Verfasser, wie er sagt, nicht dadurch ausgleichen mochte, daß er alle Teile auf einen gleich niedrigen Stand herabdrückte. Er sagt selbst, daß einzelne Teile (z. B. Post und Militär) kaum mehr als eine Materialiensammlung bilden. Die

Digitized by Google

Kritik darf also dem Verfasser hieraus keinen Vorwurf machen, eher aus den verschiedenen Wiederholungen, die bei aller Rücksichtnahme auf die erforderliche Klarheit doch wohl wenigstens teilweise zu vermeiden gewesen wären. Der Verfasser fühlt dies auch und sucht sich in der Vorrede auch in dieser Hinsicht zu rechtfertigen. Die ungeheure sachliche Arbeit mag auch einige stilistische Unebenheiten und den Gebrauch vieler entbehrlicher Fremdwörter entschuldigen!

Bei den Tabellen und der Berechnung der Verhältnisse hat er zwar die Klippe der Verallgemeinerung zu kleiner Zahlen durch Zusammenfassungen von größeren Perioden vermieden. Aber auch so sind die Zahlen doch wohl manchmal noch zu klein, um weitgehende Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Der Wert der Arbeit, auch der Wert der statistischen Schlüsse im allgemeinen, wird aber dadurch nicht wesentlich beeinflußt.

Dagegen ist ein statistisches Ergebnis seiner Methode meines Wissens neu und sehr beachtenswert. Es erscheint erstmals auf Seite 72. Er hat da in üblicher Weise die Geburtenziffer gebildet, wie dies die kollektivistische Methode tut. Nebenbei erwähnt er, daß die damalige Geburtenziffer im wesentlichen der heutigen entsprochen hat. Außer dieser entwickelt er aus seinen Tabellen aber noch eine andere Geburtenziffer. Auf je 100 seiner verschiedenen Individuen kamen nämlich an Geburten in den Jahrzehnten: 1710: 30.48 Prozent; bis 1720: 27.08 Prozent usw. Hierzu führt er richtig und interessant folgendes aus: „Es kommen hier augenscheinlich ganz andere Verhältnisse zum Ausdruck als in den (anderen) Geburtenziffern. In diesen ist uns das durch den jährlichen Abgang von Personen modifizierte natürliche Wachstum der Bevölkerung dargestellt. In den vorstehenden Zahlen dagegen ist der Ausgleich in der jährlichen Bevölkerungszahl ausgeschaltet, welcher durch den Nachschub der Hinzugewanderten und Hinzugeborenen in die durch Tod und Abwanderung gerissenen Lücken jährlich herbeigeführt wurde, soweit eine solche Idealkonstruktion möglich ist. Der wirkliche Einfluß dieser Faktoren, der in den Geburtenziffern zurücktritt, vor allem der der größeren oder geringeren Beweglichkeit oder Seßhaftigkeit der Bevölkerung, ist dadurch sichtbar gemacht." — „Durch die Beschreibung, wie diese Zahlen gewonnen sind, werden die Unterschiede deutlicher hervortreten. Der Berechnung der

Digitized by

Geburtenziffern ist die jährliche Einwohnerzahl zugrunde gelegt, in den Jahrzehntzahlen sind es die Durchschnittssummen für die einzelnen Dezennien. In diesen Durchschnittssummen wurden also nur Nummern, nur Plätze von Personen gezählt, wobei nicht berücksichtigt werden konnte, ob ein und dieselbe Person den ganzen Zeitabschnitt hindurch den gezählten Platz innegehabt hatte, oder ob derselbe nacheinander durch zwei oder mehrere verschiedene Individuen eingenommen war. Nur wenn mehr Plätze als bisher besetzt wurden oder wenn einige frei blieben, konnte an der veränderten Durchschnittszahl eine Veränderung, eine Bewegung gemerkt werden.... Die eigentliche Stärke der Bevölkerungszunahme kann man deutlich aus der wirklichen Zahl der verschiedenen Individuen erkennen, ihr Steigen bei der lebhaften Bewegung, wie sie in den ersten Jahrzehnten in Durlach herrschte, ihr Rückgang in den Zeiten größerer Stille treten in ihrem Verhältnis zur Geburtenfolge erst in diesen neuen Zahlen deutlicher hervor." — Die verschiedene Höhe dieser vom Verfasser „Individualzahlen" genannten Ziffern wirft denn auch verschiedene Lichter auf die Bevölkerungsverhältnisse, die der Verfasser eingehend zur Darstellung bringt. Aehnliche individuelle Ziffern erhält der Verfasser natürlich auch für die Eheschließungen, Sterbefälle u. dgl. Die Gewinnung solcher Ziffern ist ohne Zweifel ein besonderer Vorzug dieser individual-statistischen Methode.

Die Darstellung selbst, aus der wir des beschränkten Raumes wegen nur kurz einiges berühren können, obwohl sie ungemein viel Interessantes bietet, gliedert sich nach einer Einleitung über die Stadt Durlach bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts, also dem Anfang der untersuchten Periode, in die Kapitel: die Bevölkerungsbewegung, Zahl und Gliederung der Bevölkerung, die Berufsarten, die Stände.

Im ersten Kapitel der Bevölkerungsbewegung sind besonders die Abschnitte über Ein- und Abwanderung von Interesse, weil diese sich naturgemäß nicht nur auf Durlach, sondern fast ebenso sehr auf Karlsruhe beziehen, wohin die Abwanderung von Durlach im zweiten und dritten Jahrzehnt begreiflicherweise fast ausschließlich gerichtet war. Wir machen dabei besonders auf die Darstellung der Herkunft nach Bekenntnissen und der Stammeszugehörigkeit, ferner der Herkunft aus Stadt und Land

Digitized by Google

aufmerksam. — Im Abschnitt über die Geburtenfolge sind die Bemerkungen über die unehelichen Geburten und namentlich diejenigen über Geburtenhäufigkeit und über das Verhältnis der Knaben- und Mädchengeburten und die Schwankungen nach der Jahreszeit und nach den Berufsarten der Eltern von Interesse, Verhältnisse, die auch nur eine derartig individuelle Statistik so zu verfolgen gestattet und deren Untersuchung manches Licht auch auf die Gegenwart wirft.

Im folgenden Kapitel, Zahl und Gliederung der Bevölkerung, wirft die Vergleichung der Rollerschen Einwohnerzahlen mit den Zählungs- und Schätzungsergebnissen des 18. Jahrhunderts selbst interessantes Licht auf die Art, wie letztere zustande gekommen sind. Die Rollerschen Mindestzahlen, die wegen der erwähnten Lücken ja tatsächlich zu klein sein müssen, gehen nämlich noch über die damals gewonnenen Zahlen hinaus, so daß klar zu ersehen ist, daß bei der Zählung des 18. Jahrhunderts verschiedene Gruppen nicht berücksichtigt wurden — wohl die Beamten, das Militär, die Fabrikarbeiter, wohl auch die Knechte und Mägde. Die Vermutung darf wohl gewagt werden, daß man sich in jener Zeit gleiche oder ähnliche Beschränkungen auch bei den Volkszählungen in anderen Städten auferlegt hat. Bedeutsam für die angewandte Methode ist es aber, daß es dieser selbst heute noch gelungen ist, die Lücken der damaligen Zählung wenigstens annähernd auszufüllen! Ferner ist interessant, daß die Zahlen der angewandten individuellen Statistik über die Dauer der Anwesenheit ein Maß bilden, um die Seßhaftigkeit und Beweglichkeit der Bevölkerung und die Einwirkungen der Zu- und Abgänge zu messen, welche die Einwohnerzahlen allein nur undeutlich erkennen lassen, da sie nur das Schlußergebnis der Bewegung zum Ausdruck bringen.

Im zweiten Teil sind die Kapitel über die Berufsarten und ist besonders die Darstellung der mehrfachen Uebergänge in hohem Grade beachtenswert, die Durlach in jener Periode erlebt hat, des Uebergangs vom vorherrschenden Weinbau und Handwerk zum Acker- und Gartenbau, der allerdings erst im 19. Jahrhundert zum Ende kam, und weiter des Uebergangs von Handwerk und Landwirtschaft zur Industrie, die schon in der zweiten Hälfte der Periode begann. Auch hier gestattete die gewählte Methode eine Kleinmalerei in der Darstellung, wie

Digitized by Google

sie kaum eine andere Methode ermöglicht hätte. Ueberall werden im Text die statistischen Berufe übrigens in unaufdringlichr Weise gegeben. Wir müssen es uns leider aus Gründen des Raumes versagen, auf diesen nicht nur wirtschaftsgeschichtlich, sondern auch sozialwissenschaftlich und sozialpolitisch interessantesten Teil des Buches einzugehen. Möge dieser hieraus genügen, allseitiges Interesse hierfür zu wecken!

Außerordentlich viel kulturgeschichtliches Interesse bietet das Kapitel über die Stände. Hier würden sogar Leserinnen auf ihre Rechnung kommen, namentlich bei dem auf reichlichem statistischen Material aufgebauten wichtigen Kapitel über die Heiraten der verschiedenen Stände untereinander. Wir verstehen es heute nicht mehr, daß z. B. zwanzig von hundert Töchtern von Beamten Handwerker, daß acht Offiziere Töchter von Handwerkern und zehn Beamte Kammerjungfern und Dienstmädchen geheiratet haben, wie einer von Roller hübsch aufgemachten Tabelle zu entnehmen ist. Rechtsgeschichtlich interessant ist die Darstellung des Einflusses, den der aufkommende Fabrikarbeiterstand in stets wachsendem Maße schon damals auf die rechtlichen Normen des Bürger- und Hintersassenverhältnisses ausübte, der Beginn des Widerstreits zwischen Bürger- und Einwohnergemeinde, der heute noch nicht ganz ausgetragen ist.

So bietet das Buch nach Methode und Inhalt außerordentlich viel Wertvolles für eine große Menge verschiederartiger Interessenten, denen wir es aufs beste empfehlen möchten. (Nr. 91.)

Karlsruhe. A. Fellmeth.

Zum heutigen Stand der etruskischen Frage.*)

Von Dr. Gustav Herbig.

Der Wechsel der Anschauungen über den Kern der „etruskischen Frage“ läßt sich vielleicht nicht deutlicher kennzeichnen als durch die Gegenüberstellung zweier Zitate. Mommsen lehnt in seiner Römischen Geschichte ein Ein-

*) Ursprünglich als Vortrag in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft gehalten. Vgl. die Beilage 1906 Nr. 275 vom 27. November.

Digitized by Google

gehen auf die Frage nach der Herkunft der Etrusker ab und spottet über den „Grundsatz der Archäologen, vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wißbar noch wissenswert ist". Modestov, ein russischer Gelehrter, der sich viel mit etruskischen Dingen abgibt, behauptet: „Die etruskische Frage im eigentlichen Sinne ist eine Frage nach der Herkunft der Etrusker." Beide Ansichten sind zu extrem, um richtig sein zu können. Mommsen urteilt zu sehr von seinem Standpunkt als Geschichtschreiber Roms aus; er nimmt an, daß die etruskische Einwanderung auf jeden Fall der für den Historiker interesselosen „Kinderzeit" des Volkes angehöre und daß seine geschichtliche Entwicklung in Italien beginne und ende. Aber wir legen jetzt größeres Gewicht auf die „Kinderzeit" der einzelnen wie ganzer Völker und begreifen nicht mehr, daß solche Dinge nicht „wissenswert" sein sollen. Ueberdies wäre erst noch zu beweisen, daß die Ansiedlung der Etrusker in Italien wirklich noch in die „Kinderzeit" des Volkes fällt. So hätte Modestov durchaus recht, wenn er die Kinderzeit und die voritalische Kultur der Etrusker als einen wichtigen Teil der etruskischen Frage betrachtet wissen wollte. Aber er setzt den Teil dem Ganzen gleich und bedenkt nicht, daß, abgesehen vom rein linguistischen Interesse, der wesentliche Teil des Etruskerproblems für uns doch nur darin bestehen kann, zu erkennen, wie sie ihre mitgebrachten Kulturelemente auf italischem Boden entwickelt, wie sie wichtige Teile griechischer Kultur lange vor den römischen Bauern in sich aufgenommen und nach ihrer Eigenart verarbeitet haben, wie ihre so entstandene Kultur sich dann befruchtend über Rom ergoß und als ein Teil der griechisch-römischen noch in der unseren fortlebt. So kommt Mommsens Wort von der geschichtlichen Entwicklung des Volkes innerhalb Italiens wieder zu Ehren.

Ob er wohl damit recht behalten wird, daß er die Heimatsfrage und die voritalische Periode der Etrusker zu den Dingen rechnet, die nicht wißbar sind? Modestov würde mit einem vernehmlichen und bedingungslosen Nein antworten; denn er hält jene Probleme in der Hauptsache für gelöst. Auch ich teile nicht den hoffnungslosen Standpunkt Mommsens; auch ich bin der Ansicht, daß viele, besonders archäologische Gründe der alten Hypothese von der Herkunft der Etrusker aus Osten nicht ungünstig sind, und

Digitized by

daß sie einmal mehr werden kann als eine bloße Hypothese. Wogegen aber lauter Einspruch erhoben werden muß, das ist die subjektive Entschiedenheit der Sprache, mit der Archäologen und Sprachforscher, Anthropologen und Historiker, besonders Gelehrte, die der etruskischen Frage nur gelegentlich nähertreten, die Schwächen und Lücken ihrer Beweisführung zu verdecken suchen. Es ist wahr: auch in der Wissenschaft haben Entschlossenheit und freudiger Optimismus schon zur Entdeckung neuer Wahrheiten geführt. Aber das etruskische Gebiet — vestigia terrent! — gehört nicht zu denen, die durch fröhliches Daraufloßgehen oder selbstbewußten, während der Arbeit sich immer mehr steigernden Glauben an die eigene Autorität erobert werden können: hier ist Schritt für Schritt mühselig zu erkämpfen und zu behaupten (vgl. Berliner Philol. Wochenschrift 1905, Sp. 1087—1088).

Für jeden, der mit der Geschichte der Etruskologie vertraut ist, ergibt sich demnach als erstes Gebot: mit der beliebten Methode, die literarische, archäologische und epigraphische Ueberlieferung in das Joch vorgefaßter, auf vereinzelte Punkte des Materials gestützter Meinungen zu spannen und durch Gefühlswissenschaft und temperamentvolle Entschiedenheit sich und andere zu täuschen, muß gründlichst und auf immer gebrochen werden. Ich kann hier natürlich nur einige Punkte des Gesamtproblems herausgreifen und das, was ich vorhin einen wesentlichen Teil der Frage genannt habe, kaum berühren. Als Gast einer Anthropologischen Gesellschaft werde ich mich bemühen, die Verbreitung des Volksstammes und den Typus des homo etruscus vorzuführen, sowie in die Entwicklung der alten Gräbertypen, die ethnographisch so wichtig sind, einen Blick tun lassen. Als Epigraphiker und Sprachforscher will ich einiges erzählen von den Rätseln, die die etruskische Sprache uns zu lösen gibt, und von den Hoffnungen, die wir an die Vollendung und künftige Ausbeutung des Corpus inscriptiónum etruscarum knüpfen (s. Beilage Nr. 109 vom 13. Mai 1902).

Gerade diese drei Themen werden immer wieder Gelegenheit geben, die alte und neuerdings wieder so viel erörterte Hypothese von der orientalischen Herkunft der Etrusker zu streifen.

Digitized by Google

Verzichten muß ich leider darauf, das Schönste zu schildern, was die etruskische Kultur zu bieten vermag: die Etrusker waren zwar zu allen Zeiten mehr rezeptiver als schöpferischer Natur, aber sie haben den Ruhm, das erste Volk zu sein, das den Geist der griechischen Kunst zu atmen begann, das diese seine Empfänglichkeit in tausend Werke ehrlicher Arbeit und schönen Gelingens umzusetzen verstand. Ihre Architekten führten großzügige, ober- und unterirdische Bauten aus und wurden die Lehrmeister der Römer. Die Grabskulptur entwickelte aus den alten verzerrten, aber eigenartigen Darstellungen erfreulich individuelle Gestalten und eine reiche Ornamentik, die auch sonst um alle Werke der Kleinkunst auf Ton, Stein, Metall geformt, gemeißelt, gemalt, graviert, die reizvollsten Bänder schlingt. Das Kunsthandwerk stand in höchster Blüte. Etruskische Bronzearbeiten waren in Athen gesucht. Die ziervollen Metallspiegel mit leise eingeritzten Zeichnungen entstammten fast alle etruskischen Werkstätten. Etruskische Künstler zeigen in der Bearbeitung des Goldes und edler Steine eine erstaunliche Technik: ihre künstlerisch gearbeiteten Schmucksachen entzücken uns durch den feinsten Geschmack. Die Keramik entfaltete sich nach allen Seiten in nationalen und griechischen Formen. Die getriebenen ringsum laufenden Zonen von Kupfer-, Silber- und Goldgefäßen, die Wand- und Vasenmalereien, die Reliefs der Aschenkisten und Sarkophage lassen Szenen aus dem etruskischen Leben, vor allem aber aus der griechischen Mythologie, in reichster Fülle, nicht selten in vollendeter Ausführung, an unseren Augen vorübergleiten.

Doch zur Sache! Schon der Name des Volkes führt uns tief in die Probleme hinein. Die Römer sprechen von dem Etruscus und seinem Lande Etruria aus älterem *Etrusia oder von dem Tuscus aus älterem im Umbrischen noch erhaltenen *Turscus, die Griechen von dem *Τυῤῥηνός* oder *Τυρσηνός*; sie verwenden den Namen aber auch in adjektivischer Funktion bei den sogenannten tyrsenischen Pelasgern auf der Athoshalbinsel, auf Lemnos und anderen Inseln, und an der asiatischen Küste. Das Ableitungssuffix -co- in Etruscus und *Turscus, sowie der Rhotazismus in Etruria aus *Etrusia sind durchaus lateinisch; das Ableitungssuffix *-ηνός* in *Τυρσηνός* ist nicht griechisch, ein lateinisches *Turs-anus als Grundlage

Digitized by Google

zu einem griechischen *Τυρσ-ανος = Τυρσηνός* wäre dem Suffix nach möglich, ist aber nicht überliefert. Ob man von der zu erschließenden etruskischen Form *turs-na zu *Τυρσ-ηνός* gelangen kann, bleibt unsicher. Dagegen finden sich Ethnica auf *-ηνές* in den sogenannten kleinasiatischen Sprachen, einer Sprachgruppe, die weder den indogermanischen noch den semitischen Sprachen beizuzählen ist und als deren Typus auf Grund der überlieferten Inschriften etwa das Lykische gelten darf. Die Lykier und die Turs-Leute werden nach der Deutung unserer Aegyptologen zusammengenannt als Ru-ku und Tu-r(u)-ša auf einer Inschrift aus dem 13. Jahrhundert v. Chr., die über den Einfall verschiedener mit den Libyern verbündeter Seeräubervölker in Aegypten berichtet. Ich kann diese Deutung nicht selbst prüfen; daß aber nebeneinander genannte Seevölker auch notwendig nebeneinander wohnen, verwandte Sprachen sprechen, gleiche Rassenmerkmale zeigen müssen, wird niemand ohne weiteres behaupten wollen. Die sagenhaften Thursen der germanischen Mythologie lassen wir besser ganz beiseite. Jedenfalls sind die verschiedenen Namen der Turs-Leute den Ableitungssuffixen nach verschieden gebildet. Dagegen ergibt sich für *Turs-cus, *Τυρσ-ηνες* und Turš-a eine gemeinsame Wurzel turs, daneben aus Etrus-cus freilich eine zweite etrus, die wir nicht gern von jener trennen möchten, die wir aber nach indogermanischen und vorläufig auch nach etruskischen Lautgesetzen nicht mit turs vereinigen können. Man ist mit Recht gegen bloße Wurzeletymologien sehr zurückhaltend geworden; gehören turs und etrus zusammen, so verliert die beliebte Ableitung aus *τἰρσις*, turris, wonach die *Τυρσηνοι* etwa als Seeräuber gedacht sind, die ihren Raub hinter festen Türmen bargen, überhaupt jede Berechtigung. Ja, es taucht sogar, rein linguistisch genommen, die Möglichkeit auf, daß griechisch *τυρσ-* und lat. turs — neben etrus — nur zufällige Lautübereinstimmungen sind, daß also der Name der griechisch-kleinasiatischen *Τυρσηνοι* erst sekundär auf die italischen *Tursci* übertragen wurde, und daß eine ethnographische oder sprachliche Verwandtschaft überhaupt nicht besteht. Es kommt ein weiteres hinzu: die Etrusker nannten sich selbst mit einem Gentilnamen Rásena nach einem Ahnherrn oder Heros, dessen Individualnamen uns nicht mehr bekannt ist. So

Digitized by

wenig wie die Räſener oder Rasner mit den Südtiroler Rätern ſprachlich etwas zu tun haben, ſo wenig finde ich irgendwie ſichere Spuren dieſes Namens bei den öſtlichen *Τυρσηνοι*. Dagegen läßt Herodot an einer vielbeſprochenen Stelle die Etrusker unter der Führung eines anderen Ahnherrn, eines lydiſchen Königsſohnes, des *Τυρσηνός*, deſſen Individualname offenbar bloß eine Rückbildung aus dem Ethnikon iſt, aus Lydien nach Italien auswandern, freilich unter ſo ſagenhaften Umſtänden, daß in unſerer kritiſchen Zeit kaum jemand den Wahrheitsgehalt der Erzählung höher einſchätzen würde, als etwa die parallel laufende antike Tradition von der Abſtammung der Römer aus Troja, wenn nicht archäologiſche Momente ihr eine wirkliche, und ſprachliche ihr eine vermeintliche Stütze böten. Schon im Altertum fand Herodot an Dionyſios von Halikarnaß einen entſchiedenen Gegner, der uns direkt überliefert: die Etrusker ſprachen eine andere Sprache als die Lyder, ſie waren kein eingewandertes, ſondern ein eingeborenes Volk, das in Sprache und Lebensweiſe keinem anderen verglichen werden kann.

Die Theorie des Dionyſios, daß ſie ein e i n g e b o r e n e s V o l k waren, iſt wohl nichts als eine ſubjektive Folgerung der von ihm konſtatierten Tatſache, daß ſie in Sprache und Lebensweiſe durchaus iſoliert ſtanden. Wir wiſſen heute, daß die neben, unter und über den italiſchen Indogermanen wohnenden Etrusker als Eroberer nach Italien kamen mit höherer Kultur und größerer Tatkraft als die vielleicht ſchon lange vor ihnen von Norden her eingewanderten italiſchen Bauern. Groß kann die Kopfzahl der Etrusker bei ihrer Ankunft auf der Apenninhalbinſel nicht geweſen ſein. Am deutlichſten beweiſen das ihre ſyſtematiſch und vorſichtig angelegten Siedlungen: ſie liegen in der Regel auf ſtark befeſtigten Bergeshöhen und ſind urſprünglich wohl als Forts und Vorpoſten zu denken, die den Weg ihrer Koloniſation bezeichnen. Aber auch die Fülle italiſcher Perſonennamen in den etruskiſchen Inſchriften (und nicht nur in ihrer jüngſten Schicht) bezeugen, daß ſie das unterworfene Volk nicht bloß von ihren Bergkegeln aus beherrſchten, ſondern daß ſie auch mit ihm in Fühlung traten, ſich mit ihm verſchwägerten und ihre Zahl aus ihm fortwährend ergänzten. Trotzdem blieben ſie bis zu ihrer endgültigen Unterwerfung durch

Digitized by Google

die Römer in Sprache und Kultur das herrschende Volk. Von ihren Felsenhöhen aus, auch die Seestädte sind nicht anders angelegt wegen der ständigen Seeräubergefahr, sandten sie Kolonisten nach Süden und nach Norden: zur Zeit der Blüte reichte ihr politischer und kultureller Einfluß von Bozen bis Capua und noch heute zeugen die Namen Toskana und die Namen des Adriatischen wie des Tyrrhenischen Meeres von ihrer Macht.

Stellt man an mich die Frage: *aus welchem Lande, auf welchen Wegen, an welchen Punkten* kamen sie nach Italien, so kann ich nur zögernd Antwort geben. Die Bewertung der Hypothese von der orientalischen Herkunft muß, wie schon angedeutet wurde, verschieden ausfallen, je nachdem archäologische oder linguistische Erwägungen den Ausschlag geben. Welche Aufgaben dem Sprachforscher aus dieser Hypothese erwachsen, werde ich bei der Besprechung der lemnischen Inschrift noch andeuten; auf eine Hereinziehung der Pelasger- und Hettiterfrage muß ich auch dort verzichten. Worüber die Archäologen und Prähistoriker, die alle möglichen Einzelgründe für jene Hypothesen aufhäufen, sich einmal grundsätzlich klar werden müssen, läßt sich vielleicht in die Fragen kleiden: Wie weit bedingen für jene Zeiten gemeinsame mechanische Fertigkeiten, künstlerische Motive, religiöse Vorstellungen, Sitten und Gebräuche Sprach- und Stammesverwandtschaft oder zeitweises territoriales Nebeneinanderleben? Wie weit dürfen sie auf Kosten der Einfuhr kühner Handels- und Seeräubervölker gesetzt werden, die unter den neuen Schätzen und neuen Waren doch auch Menschen mit neuen Ideen nach ihren Absatzplätzen oder in ihre Heimat schleppten oder zur Ansiedlung und zur Betätigung ihrer Gewerbe- und Kunstfertigkeit daselbst veranlaßten?

Das Alphabet war etwa im 7. Jahrhundert einer der chalkidischen Kolonien in Süditalien, vielleicht der uralten griechischen Ansiedlung Cumae entlehnt worden, scheint sich rasch von Südetrurien nach dem Norden verbreitet zu haben und wurde auch auf die Umbrer und Osker übertragen, während das sogenannte nordetruskische Alphabet der durch die Galliereinfälle in Oberitalien im 6. Jahrhundert ins Etschtal zurückgedrängten Etrusker einige Modifikationen erlitt. Wenn übrigens — nebenbei gesagt

Digitized by Google

— die Etrusker als Analphabeten zur See aus dem schriftkundigen Orient nach Italien kamen, so müßte das ziemlich früh geschehen sein, und ihre mitgebrachte Kultur dürfte nicht überschätzt werden. Auch hieroglyphische und phönizische Inschriften aus Tarquinii, Vulci und dem italischen, aber stark unter etruskischem Einfluß stehenden Präneste weisen deutlich auf Import aus dem Orient hin, in den sich Phönizier, Karthager, Griechen und Etrusker teilten. Die ältesten etruskischen Inschriften, etwa seit dem Ende des 7. Jahrhunderts, stammen gleich dem Alphabet aus Südetrurien, aber auch die aus Bologna nördlich des unwirtsamen Apennins zeigen nach Sprache und Schrift ein gleich altertümliches Gepräge. Merkwürdig ist dabei, daß, neben den lokalen Verschiedenheiten der etruskischen Kultur überhaupt, ein bestimmter Gegensatz zwischen der süd- und nordapenninischen zutage tritt, wie er etwa durch die südetruskischen Nekropolen von Caere und Tarquinii und durch die Certosa von Bologna gekennzeichnet wird. Es drängt sich einem unwillkürlich die auch sonst begründete Vermutung auf, daß die Etrusker nicht als ganzes Volk, sondern in einzelnen Schwärmen und auf verschiedenen Wegen nach Italien kamen, und daß man sich die Besiedelung ihres Gebietes etwa so vorzustellen hat, wie die allmähliche Kolonisation von Sizilien und Unteritalien durch die aus den verschiedenen Teilen der griechischen Welt anlangenden Griechen. Die Etrusker wären also zu Schiff an einzelnen Punkten der toskanischen Küste und durch das Adriatische Meer im Podelta gelandet, wo Spina und Atrium als alte Etruskersitze überliefert sind, daneben wohl auch zu Lande aus Nordosten durch das spätere Venetergebiet nach Oberitalien und Bologna gekommen, möglicherweise sogar über den Brenner, weil die den Ein- und Ausgang des Etschtales beherrschenden Punkte Verona und Mantua alte etruskische Namen tragen. Die Theorie hat das Bedenkliche, daß sie den Stempel des Kompromisses allzu deutlich an der Stirne trägt. Ich müßte mich mit ihr auf den Boden stellen, daß die voritalischen Sitze der Etrusker am ehesten etwa auf der Balkanhalbinsel zu suchen sind, daß die Etrusker frühzeitig mit dem Meere in Berührung kamen, daß die Namen *Tursci und *Τυρσηνοί* schon primär zusammengehören, daß die oben erwähnten tyrrhenischen Pelasger vielleicht nur andere Schwärme desselben Volkes darstellen, das weiter

Digitized by Google

nach Osten verschlagen wurde und sich, wenn man den Faden weiter dehnen will, von dort aus, nicht anders wie die kleinasiatischen Griechen, an der Kolonisation der italischen, hier also der toskanischen Küste beteiligten. Damit wäre zugleich ein Kern aus der schon besprochenen Herodotstelle herausgeschält, die lydischen Flöten und Trompeten, die kleinasiatischen Festgewänder und Festschuhe in Etrurien fein erklärt und — wir sehen an diesem typischen Beispiel vortrefflich, wie man sich in der etruskischen Frage die Ueberlieferung bequem zurecht legen kann, wenn man irgend einen vorgefaßten Gedanken weiterspinnt, nur um zu positiven Resultaten zu gelangen. Ich erkläre daher ausdrücklich: den entscheidenden sprachlichen Beweis für all diese Hypothesen kann ich nicht erbringen; ich wage diese Erklärung nur, weil die etruskischen Einwanderer von irgend einer Seite hergekommen sein müssen und weil ihre höhere Kulturempfänglichkeit, weniger die auch durch alten Seeverkehr erklärbare ägyptisch-semitische Kulturschicht nach Osten weist; eine bestimmtere Lokalisierung als die Balkanhalbinsel und benachbarte Gebiete scheint mir bei dem jetzigen Stand der Forschung ausgeschlossen.

Wir wenden uns zu dem Typus des homo etruscus. Ich betrete damit das Gebiet der Anthropologie, auf dem ich mich in einer Gesellschaft von Fachmännern und Sachkundigen nicht allzu sicher fühle. Die Frage wird dadurch doppelt verwickelt, daß man in den seltensten Fällen bestimmt entscheiden kann, ob Schädel, Skelett oder bildliche Darstellung reine Etrusker, alte Italiker, etruskisierte Umbrer, romanisierte Etrusker oder eine der vielen denkbaren Zwischenstufen kennzeichnet. Die Kraniologie hat in Etrurien keine großen Triumphe gefeiert, wenigstens nicht, soweit sie im landläufigen Sinne als Hilfswissenschaft der Ethnographie in Betracht kommt. Virchow selbst stand zu Orvieto, dem alten Volsinii Veteres, in nähere Beziehungen; die archäologischen Honoratioren des Ortes halten sein Andenken hoch in Ehren und haben mir voll dankbaren Stolzes Briefe gezeigt, in denen er Anfragen stellte und Auskünfte gab. Von sicheren Resultaten ist mir indessen nichts bekannt geworden. Die gut erhaltenen Schädel der Nekropole von Marzabotto im Bolognesischen wurden genau untersucht, doch schienen sie nicht irgendwie wesentlich von den altrömischen verschieden. Auch die Vergleichung der

Digitized by Google

Schädel in den Nekropolen von Bologna, wo die Gräberfelder unter Umbrer und Etrusker zu verteilen sind, hat nichts Entscheidendes ergeben. Skelette, die bei der Oeffnung südetruskischer Kammergräber noch auf dem Paradebette lagen, sind beim Eindringen der Luft in Staub zerfallen Ich habe aus dem bekannten Lehrbuch „Der Mensch" von Joh. Ranke gelernt, daß man das Problem „gleiche Schädel, gleiche Rassen" heutigen Tages ganz anders formuliert, als es aus der Kinderzeit der Anthropologie in die öffentliche Meinung übergegangen ist, und ich kann mir nicht versagen, den neuen Standpunkt aus erster Quelle vorzutragen. „Im Gegensatze gegen die altbeliebte Methode der Mittelwerte bei den ethnischen Schädeluntersuchungen," sagt Ranke in einem zusammenfassenden Schlußkapitel über die Gehirn- und Gesichtsschädelbildung, „ordneten wir die einzelnen unter einem Volke oder Volksstamm vorkommenden Schädelformen in Reihen, und da zeigte sich, daß überall in ganz Europa diese Reihen der Schädel von Langköpfigkeit zu Kurzköpfigkeit und von Kurz- oder Breitgesichtigkeit, resp. Schiefzähnigkeit, bis zu Lang- oder Schmalgesichtigkeit, resp. Geradzähnigkeit, mit den feinsten Abstufungen verlaufen. Was die Menschheit bezüglich ihrer verschiedenen Schädelformen im ganzen, das stellt jeder Volksstamm, ja schon oft jede größere Gemeinde eines solchen im kleinen dar: eine Vereinigung der verschiedenen Schädelformen, die Extreme vermittelt durch auf das feinste abgestufte Zwischenformen. Weiter ergab sich dabei sofort, daß an der einen Lokalität die eine, an der anderen Lokalität die andere Hauptschädelform häufiger auftritt; aber sie finden sich überall nebeneinander, entweder in rein typischen Exemplaren oder in Zwischenformen."

Bei der Auswahl bildlicher Darstellung des homo etruscus ist die größte Vorsicht geboten. Alle Götterdarstellungen und die zahllosen mythologischen Skulpturen, Reliefs und Malereien müssen fürs erste ausgeschieden werden. Denn wenn auch der Mensch die Götter nach seinem Bilde formt, ist doch der etruskische Olymp und die etruskische Heroenwelt zu sehr von nichtetruskischen Göttern und Helden bevölkert, und die Darstellung in bestimmten Gegenden zu sehr von orientalischer und dann allgemein von griechischer Kunst beeinflußt, als daß man den homo etruscus daraus rekonstruieren könnte. Nur die Gottheiten

Digitized by Google

der Unterwelt bleiben lange auch im Bilde die einheimischen etruskischen, aber sie treten uns so tierisch verzerrt, furchtbar oder parodienhaft entgegen, daß wir daraus zwar Schlüsse auf den düsteren Charakter der etruskischen Unterweltsvorstellungen, nicht aber auf Gestalt und Züge der auf Erden Wandelnden ziehen dürfen. Zurückzustellen sind außer den mythologischen überhaupt, auch alle Darstellungen, die Merkmale des Importes an sich tragen, ferner solche, die schon so von griechischem Geiste getränkt oder Spuren des beginnenden Romanismus an sich tragen, daß der Etrusker dahinter verschwindet. Dagegen bleiben einige Klassen von Monumenten übrig, die durch ihre naturalistische und häufig porträtähnliche Wiedergabe für unseren Zweck in hohem Grade geeignet erscheinen. Es sind dies: Totenmasken, Gesichtsurnen, Bauern-, Krieger-, Priestergestalten in charakteristischer Tracht, besonders aber die höchst merkwürdigen plastischen und Reliefdarstellungen Verstorbener auf den Grabstelen von Bologna und noch mehr auf den Deckeln zahlreicher Aschenkisten und Sarkophage im ganzen Lande. Eine kritische Sammlung dieser Typen und eine darauf gegründete systematische Abhandlung wären sehr erwünscht.

Was sagen diese Typen? Bestätigen sie die Schilderungen römischer Schriftsteller, wonach die Etrusker als kurze gedrungene Gestalten mit Anlage zur Fettleibigkeit und feistem Gesicht erscheinen? Rechtfertigen sie den Ausruf Karl Paulis: „Welch ein Unterschied zwischen diesen gedunsenen Gestalten und den hagern Italikern, dem runden Schädel und Gesicht der Etrusker und dem schmalen länglichen Antlitz der italischen Indogermanen, zwischen der etruskischen Kartoffelnase und der feinen geraden oder leicht gebogenen Nase des Römers!“ Also anthropologisch gesprochen: brachyprosope Brachykephalen in reinster Züchtung! Ich glaube, Pauli übertreibt stark den Unterschied der Rassen, um den nichtindogermanischen Charakter der etruskischen Sprache auch an dem Etrusker selbst darzulegen: die römischen Schriftsteller schildern (wie sie auch sonst den etruskischen Einfluß auf Rom tendenziös verschweigen oder verhüllen) mit einem gewissen Wohlgefallen den dekadenten Etrusker der späteren Zeit, der Tag und Nacht bei festlichen Gelagen schwelgend, zuletzt in seinem eigenen Fett erstickt. Das Fremdartige, das besonders die auf Sarkophag- und

Digitized by Google

Urnendeckeln liegenden etruskischen Gestalten uns bieten, mildert sich sofort, wenn wir uns die Absicht und die Unbehilflichkeit des Künstlers etwas klarer machen. Ihm lag es vor allem daran, das Gesicht des Verstorbenen groß und naturalistisch getreu wiederzugeben; auf den ganzen übrigen Körper kam es ihm dabei wenig an, daher die seltsamen Verkürzungen namentlich auf Aschenkisten, die durch die kleinen Maßverhältnisse noch gesteigert wurden. Denn die Aschenkisten sind nach ihrer ganzen äußeren Form nur sekundäre Nachbildungen der viel größeren, für die Aufnahme unverbrannter Leichen bestimmten Sarkophage. Die ungefügen Fleischmassen der gewöhnlich sichtbaren, großen, nackten Brust verstand der Künstler, der nichts vom Knochenbau wußte, einfach noch nicht zu gliedern; das findet in der archaischen Kunst aller Völker seine Analogien. Wir sehen unter den dargebotenen Typen eine Menge Gesichter, die dem Bilde, wie es Pauli entwirft, wenig entsprechen. Man müßte diese Leute alle zu leicht etruskisierten Umbrern oder zu gründlich gräzisierten und romanisierten Etruskern machen, ebenso wie einige Köpfe auf südetruskischen Sarkophagdeckeln mit länglichen Gesichtern und schrägstehenden Augen sofort den Gedanken an semitische Rassenmerkmale heraufbeschworen haben, obwohl schon Heinrich v. Brunn darin nicht sowohl eine Eigentümlichkeit der Rasse als des Stiles sah und dieses steif archaische Lächeln auch bei altgriechischen Kunstwerken wiederkehrt. Wir unterscheiden etwa drei Typen der ältesten Etrusker: 1. Darstellungen nach orientalischen Mustern in Südetrurien und auf einigen Florentiner Grabstelen (vgl. z. B. die Sarkophagdeckel aus Caere bei Martha, L'art étrusque, Fig. 202, und in den Mon. ant. 8, 1898, Taf. XIII, oder die Grabstelen bei Montelius, La Civilisation primit. en Italie II, 1 Pl. 168). 2. Darstellungen nach griechischen Mustern, besonders auffällig schon an den sehr alten Grabstelen der Certosa von Bologna (beachte vor allem die Köpfe der Relieffiguren bei Zannoni, Gli scavi della Certosa di Bologna Tav. 22, 44, 46 u. a.). 3. Naturalistisch etruskische Darstellungen à la Pauli mit den oben angegebenen Einschränkungen (sehr häufig auf den Aschenkisten von Chiusi und besonders charakteristisch auf Photographien der Sarkophage von Toscanella).

Noch ein Wort über die Frage, ob die Haar- und

Digitized by G

Augenfarbe zur Lösung unseres Problems hereingezogen werden darf. Grundsätzlich ja, denn die Ergebnisse der von Virchow veranlaßten Statistik der Haar- und Augenfarbe aller deutschen Schulkinder sprechen eine deutliche Sprache. In unserem besonderen Fall halte ich aber die Schwierigkeiten, die in der Unzuverlässigkeit der Ueberlieferung liegen, für zu groß, um Schlüsse zu wagen. Es gibt zwar auf bildlichen Darstellungen neben schwarzen und braunen Haaren auch solche, die man als blond ansprechen dürfte; ein Heidelberger Prähistoriker hat sich sogar überzeugt, daß die Etrusker blondes Haar und blaue Augen hatten; es wäre aber dringend zu wünschen, daß er das im einzelnen nachwiese. Von den Malereien könnte er die schwarz- und rotfigurigen Vasenbilder als ihrer Natur nach nicht beweiskräftig ruhig beiseite lassen; da die etruskischen Künstler auch Statuen und besonders Reliefs zu färben und abzutönen pflegten, liegt immerhin einiges Material vor. Aber die Farbe hat der Zeit ihren Tribut zahlen müssen, sie war von Anfang an nicht realistisch gedacht, sondern dem Materiale angepaßt, sie ist jetzt durch Schmutz verdunkelt, durch Feuchtigkeit heller geworden oder ineinander gelaufen, meistens aber bis auf geringe Reste überhaupt geschwunden.

Ich gehe zu den Gräbertypen über. Es ist schwierig, sie ohne Bild klar genug darzustellen. Wir unterscheiden: tombe a pozzo (Brunnengräber), tombe a fossa (Schachtgräber) und tombe a camera (Grabkammern). Das Problem läßt sich ungefähr so fassen: sind die in Etrurien gefundenen tombe a camera eine Weiterentwicklung der tombe a pozzo und der tombe a fossa oder wuchsen sie aus primitiven künstlichen Grotten der neolithischen Periode hervor? Hat der Gedanke, den Toten sozusagen in seiner Wohnung zu beerdigen, wie er aus den Hüttenurnen und den Sarkophagen mit schrägem Dach hervorblickt, in seiner naturgemäßen Entwicklung zu Grabkammern und ganzen unterirdischen Wohnungen geführt, zu denen der weiche Tuffstein in Etrurien geradezu aufforderte, oder sind die tombe a camera geschichtlich mit den kleinasiatischen Felsengräbern und Tumuli zu verknüpfen? In den Tumuli der südetruskischen Seestädte wurden zweifellos nur hohe Adelige und reiche Handelsherren beerdigt; daß Gräbertypen dieser sozialen Schichten auch erst durch sekundären

Digitized by Google

Kulturaustausch nach Etrurien gekommen sein können, ist unbestreitbar: man denke nur an den Namen und Begriff des Mausoleums, das ursprünglich das besondere Grabmal eines karischen Dynasten Mausolos, später in Rom und in der von ihm abhängigen Kulturwelt zum Gattungsbegriff eines dorthin importierten Grabmaltypus geworden ist. Uebrigens fehlt auch auf diesem Gebiet noch eine unbefangene, einigermaßen vollständige archäologische Vorarbeit: sie gehört, wie das Resultat auch ausfallen mag, zu den noch unerfüllten etruskologischen Desiderien.

Ist ferner die verschiedene Bestattungsweise, Verbrennung und Beerdigung, ein sicheres ethnologisches Merkmal und ist jene an die italischen tombe a pozzo, diese, wenigstens ursprünglich, an die etruskischen tombe a camera geknüpft, während in den tombe a fossa beide vertreten sind? Merkwürdig ist die verschiedene Entwicklung in Italien und Griechenland: in Italien ist die älteste Sitte die Verbrennung, in Rom selbst wechseln bis Ende des 6. Jahrhunderts Beerdigung und Verbrennung. Das Zwölftafelgesetz, in der Mitte des 5. Jahrhunderts, berücksichtigt beide Bestattungsarten; nachher herrscht immer mehr das Verbrennen (in Pompeji z. B. wurden nur verbrannte Leichen gefunden); das Christentum endlich bekämpft die Verbrennung energisch. In Griechenland zeigt die mykenische Periode fast durchaus unverbrannte Leichen, die in einem rechteckigen, durch Steinplatten gedeckten Hohlraum (tombe a fossa) oder in Grabkammern mit Zugangskorridoren (tombe a camera) beigesetzt werden. Bei Homer herrscht ausschließlich Verbrennung mit Beisetzung der Asche. Im späteren Griechenland dagegen ist die Sitte der Verbrennung nie vorherrschend geworden.

Wie diese Tatsachen zu verschiedenen Schlüssen führen können, zeigt am besten die Gegenüberstellung zweier Sätze, die von bekannten, jetzt lebenden Archäologen herrühren. Der eine lautet: „Daß die Sitte der Verbrennung aus Asien zu den Griechen kam, ist wohl kaum zu bezweifeln", der andere: „Die etruskische Sitte der Bestattung führt auf Asien". Neuerdings sucht Dörpfeld in vorläufigen Mitteilungen die schroffen unerklärten Gegensätze des Verbrennens und Beerdigens durch eine vermittelnde Theorie zu beseitigen. Im wesentlichen herrscht nach ihm die gleiche Art der Leichenbehandlung im ganzen griechischen Alter-

Digitized by Google

tum. „Alle Toten wurden zuerst dem Feuer ausgesetzt, also gebrannt, und dann unter die Erde gebracht, also beerdigt. Nur der Grad des Brennens war verschieden. Die meisten Toten wurden nicht total verbrannt, sondern nur gebrannt oder gedörrt." *κατακαιειν* bedeutet „total verbrennen"; *καιειν*, „(an)brennen", und *ταρχιειν*, „dörren", zum Zwecke der Konservierung der Leichen, die sonst in zugänglichen Grabkammern überhaupt nicht beigesetzt werden konnten. Zu einem Urteile über diese Theorie muß man die endgültige Publikation abwarten; auch ob sie auf etruskische Verhältnisse angewandt werden kann, steht vorläufig dahin.

Im letzten Teil einen Blick auf den Stand und die Hoffnungen der etruskischen Sprachwissenschaft! Unser Material besteht aus über 8000 etruskischen Inschriften nebst den nicht allzu reichlichen Glossen, Wörtern und Namen der literarischen Ueberlieferung. Dazu kommt noch eine sehr große Zahl lateinischer Inschriften, aus denen wir etruskische Eigennamen herausschälen können. Leider enthalten gegen 90 Prozent all dieser Grab- und Besitzerinschriften nur die Namen; durch die Arbeiten namentlich von Wilhelm Deecke, Karl Pauli und Wilhelm Schulze sind wir nach und nach dazu gekommen, das grammatische und damit häufig auch das verwandtschaftliche Verhältnis dieser Namen zu einander und die Gesetze ihrer Stammesbildung näher kennen zu lernen. So dürfen wir mit einem Paradoxon sagen: wir können die meisten etruskischen Inschriften übersetzen, von der Sprache aber verstehen wir fast gar nichts. Denn was wollen die paar typischen Formeln, die paar Verwandtschaftswörter, die kasusähnlichen und verbalartigen Kategorien besagen, von dem berüchtigten Zahlwortproblem ganz zu schweigen? Scharfsinnige und methodisch durchaus richtige Versuche, die in den letzten Jahren gemacht wurden, um die größeren Inschriften zu enträtseln, sind ohne dauernde Resultate geblieben. Die 30 kurzen, meist etruskisch-lateinischen Teilbilinguen, die wir besitzen, haben ihre Pflicht getan und verraten nichts weiter.

Wie sollen wir vorwärts kommen? Durch neue Materialfunde, durch die Möglichkeit, doch einmal eine verwandte Sprache aufzuspüren, durch systematische, mit unendlicher Geduld und kritischem Geiste durchzuführende Vorarbeiten, für die eben jetzt der Grund gelegt wird im

Digitized by Google

Corpus inscriptionum etruscarum, dessen erster Band, den wir dem Eifer und der Initiative Karl Paulis verdanken, mit gegen 5000 Inschriften vollendet vorliegt. Ich persönlich knüpfe an diesen dritten Punkt die meisten, an den zweiten die wenigsten Hoffnungen.

Auf neue Funde dürfen wir mit Sicherheit rechnen; ob uns der Zufall etwas Entscheidendes beschert, etwa eine größere Bilinguis, bleibt abzuwarten. Fast jedes Jahr, seit die Ausgrabungen in Italien systematischer betrieben werden, kamen neue Dokumente der etruskischen Kultur zutage. Gerade den letzten Jahrzehnten verdanken wir die beiden größten etruskischen Texte, die bis jetzt aufgetaucht sind: die Agramer Mumienbinden und die Tontafel von S. Maria di Capua. Die Mumie ist zwar schon in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Agram gekommen, aber erst in den Jahren 1890 bis 1892 hat der Wiener Aegyptologe J. Krall die Binden genauer untersucht, Schrift und Sprache als etruskisch erkannt und den Text (über 1200 Worte) in mustergültiger Weise veröffentlicht. Die Mumie stammt aus der Zeit der Ptolemäer; die mit Rußtinte auf die Leinwand geschriebene Schrift ist die gewöhnliche der italischen Etrusker; mit den Turša altägyptischer Inschriften und den griechisch-kleinasiatischen *Τυρσηνοί* steht der Fund in keiner Verbindung; er ist am ehesten aus den lebhaften Beziehungen zwischen Rom und Aegypten seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. zu erklären.

Dagegen ist ein mehr innerer Zusammenhang zwischen der höchst merkwürdigen Inschriftenleber von Piacenza mit ihren unerwartet gefundenen babylonischen Gegenstücken kaum von der Hand zu weisen. Wann, wo, wie der etruskische und babylonische Kulturkreis sich berührten, können wir freilich jetzt noch nicht sagen. Ist die kleinasiatische Hypothese von der Herkunft der Etrusker einmal gesichert, so läßt sich der Typus der beschriebenen Bronze- oder Tonleber leicht eingliedern; die Hypothese zu sichern ist das eine Fundstück aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. nicht imstande.

Hocherfreulich war auch der Fund der Tontafel von Capua. Sie hat auch den Ungläubigsten von der etruskischen Herrschaft über Campanien überzeugt und ist wohl sicher noch vor dem Sturz dieser Herrschaft (durch die Osker im Jahre 474) beschrieben worden. Die ersten 29 Zeilen

Digitized b

sind gut erhalten, dann aber ist die Tonplatte auf der unteren Hälfte durch Absplittern der obersten Tonschichten bös mitgenommen worden, so daß von den Zeilen 30—48 meist nur Anfang und Ende lesbar sind. Ich habe vor kurzem durch das kgl. Antiquarium in Berlin vorzügliche Photographien und zugleich die Lichtdrucke erhalten, die eine der ersten Lieferungen des zweiten Bandes des Corpus zieren sollen, wobei der Text zum erstenmal in Faksimile veröffentlicht wird.

Am meisten hat indes die rätselhafte Inschrift von Lemnos die Gemüter bewegt. Gefunden 1885 auf Lemnos, befindet sie sich jetzt nach mancherlei Irrfahrten im Nationalmuseum zu Athen. Sie wurde gerade, als der Abfall von der indogermanischen Hypothese allgemeiner zu werden begann, wie der Apfel der Eris, unter die zünftigen und Gelegenheits-Etruskologen geworfen und hat zwar nicht einen neuen trojanischen Krieg, aber doch heftige Federkämpfe um Troja und Kleinasien veranlaßt.

Die Erklärungen des Etruskischen aus indogermanischen Sprachen, wie aus dem Italischen und Armenischen oder gar aus dem Irischen, Skandinavischen, Altdeutschen, Slawischen oder aus dem Ibero-Baskischen, aus uralaltaischen, semitischen, indischen und afrikanischen Sprachen, worüber dicke Bücher geschrieben waren, traten zurück.

Was wir wünschen, glauben wir gern. Wir brauchen gleich alte Inschriften einer verwandten Sprache, um den Sinn der etruskischen zu erschließen. Nach dem Lauf der Kultur sind solche, von Italien selbst abgesehen, eher im Osten als im Norden oder Westen der Apenninhalbinsel zu erwarten. Da trat die fremdartige lemnische Inschrift ans Licht, tyrrhenische Pelasger waren auf der Insel bezeugt. Eine fast fieberhafte Tätigkeit von allen Seiten begann: die sogenannten kleinasiatischen, die Kaukasus-Sprachen oder beide wurden das nächste Versuchsobjekt; daneben schielte man schon nach Kreta, wo bei einigen Aehnlichkeiten mit der etruskischen Kultur eine Inschrift griechischen Alphabetes, aber fremder Sprache aus Praisos und Hunderte noch ganz unentzifferter Siegelsteine und Tontafeln aus dem Palaste von Knosos zur Erklärung des x durch ein y aufforderten.

Vielleicht ist der Hauptsturm schon vorüber; es mehren sich wenigstens die Stimmen, die kaltes Blut predigen und zeigen, daß eine Erklärung der lemnischen Inschrift die

Digitized by Google

andere totschlägt (Berliner Philologische Wochenschrift 1906, Sp. 557--568, 593—599) Was können wir mit einer einzelnen kurzen Inschrift überhaupt beweisen? Geben wir einmal ruhig zu, daß die lemnische Inschrift in einem tyrsenischen Dialekt geschrieben sein kann, der mit der Sprache italischer Etrusker und der kleinasiatischer Völker verwandt ist. Sollte da eine Vergleichung der lemnischen mit lykischen oder karischen Inschriften nicht näher liegen? Oder ein Vergleich dieser mit etruskischen Inschriften? Gelehrte, die sich mit Etruskisch und Lykisch beschäftigten, haben keine Beweise erbracht. Wir müssen uns nach anderem Vergleichungsmaterial umsehen. Die etruskischen Inschriften bestehen zum größten Teil aus Personennamen; wir haben erkannt, daß geographische Namen danach gebildet werden; Wilhelm Schulze hat unter Herbeiziehung des ganzen italischen Namenschatzes in einem glänzenden Werke deutschen Gelehrtenfleißes die Gesetze dieser Bildungen aufzudecken gesucht und noch vieles zu tun übrig gelassen, besonders für die Erklärung der geographischen Namen. Wer hat auf dem Gebiete der noch viel bunter gemischten kleinasiatischen Namen etwas annähernd Gleiches gewagt? Paul Kretschmer hat unter Aufzählung und Würdigung seiner Vorgänger über einen kleinasiatischen Lautwandel in Ortsnamen und über die suffixalen und radikalen Bestandteile kleinasiatischer Personennamen eine treffliche Probe zu einem Werke gegeben, das erst geschrieben werden kann, wenn die kleinasiatischen Eigennamen ohne Rücksicht auf irgend eine Verwandtschaft einmal so gesammelt und gesichtet vorliegen wie die Mehrzahl der lateinischen und ein großer Teil der etruskischen. Und dann erst kann die systematische Vergleichung beginnen. Was nützt es uns, wenn zersprengte Vorposten auf wissenschaftlichem Gebiet sich gar mit isolierten Wörtern herumschlagen? Durch solche Vorposten wird keine Schlacht gewonnen.

Ich halte also auch die Vergleichung des Etruskischen mit Sprachen, die durch die lemnische Inschrift in den Vordergrund geschoben wurden, vorläufig für unmethodisch und aussichtslos; daß das Etruskische keine indogermanische und keine semitische Sprache ist, darf als sicheres Resultat der bisherigen Arbeit gelten; fast alle anderen Vergleichungen sind nur als Kuriosa zu betrachten; so bleibt nur *eines* übrig: *das Etruskische mit dem*

Digitized by Google

Etruskischen zu vergleichen. Dazu soll zunächst das Corpus inscriptionum etruscarum mit seinen künftigen Indices dienen.[1]) Was erwarten wir von ihm? Die Antwort wird viele enttäuschen. Es soll zunächst nur zu Vorarbeiten anregen und kritisch gesichteten Stoff liefern. Einige Beispiele werden dies erläutern.

Alle Inschriften, deren Original uns noch erreichbar ist, werden in Faksimile im Corpus gegeben. Das ist nicht nur notwendig für die richtige Lesung der Texte, sondern auch wichtig für eine noch zu schreibende Geschichte des etruskischen Alphabetes nach seiner Herkunft, nach seinem Vordringen, nach seinen zeitlichen und örtlichen Verschiedenheiten, nach seinem Zurückweichen vor und seiner Verdrängung durch das lateinische und andere nord- und süditalische oder griechische Alphabete. Dabei wird besonders zu berücksichtigen sein die Abhängigkeit der inschriftlichen Buchstabenformen von dem Material, auf das sie geschrieben sind. Die Inschriften werden in geographischer Ordnung zusammengestellt: so ist der Stoff für die lokalen Verschiedenheiten der Sprache immer gleich zur Hand. Der Gegenstand, der die Inschrift trägt, wird jedesmal kurz beschrieben, auf Abbildungen und Aufsätze, die von ihm handeln, jederzeit hingewiesen. Zur Enträtselung einer uns unbekannten Sprache ist ja Natur und Zweck des Gegenstandes der Inschrift von ganz besonderer Bedeutung.

Unsere Kenntnis der zur wissenschaftlichen Grammatik einer Sprache vor allem notwendigen Laut- und Wortbildungslehre hoffen wir durch sorgfältige Indices bedeutend zu erhöhen. Müssen wir uns im Corpus auf alphabetische Indices beschränken, denen die schwere Aufgabe zufällt, die ohne Trennungspunkte geschriebenen Inschriften in ihre Wortbestandteile zu zerlegen, dann wäre es dringend erwünscht, wenn die Beispiele für bestimmte Lautgesetze, die Wortbildungssuffixe, die Endungen und ähnliches mehr recht bald in

1) Corpus inscriptionum etruscarum Academiae Litterarum Regiae Borussicae et Societatis Litterarum Regiae Saxonicae munificentia adiutus in societatem operis adsumpto Olavo Augusto *Danielsson* edidit Carolus *Pauli*. Volumen prius titulos 1–4917 continens. Lipsiae apud Joannem Ambrosium Barth (Arthurum Meiner) 1893—1902. Vom 2. Band, der mit Unterstützung der gleichen gelehrten Gesellschaften, unter Mitwirkung von B. Nogara, von O. A. Danielsson und G. Herbig herausgegeben wird, befindet sich die 1. Lieferung unter der Presse.

Digitized by Google

neugegliederter Inderform zusammengestellt und veröffentlicht würden. Eine historische Lautlehre könnte uns bei Ergänzungen und Deutungen die Mittel liefern die gesetzlich möglichen Lautverbindungen und Formentypen herzustellen und die bisherige Willkür bei der Vergleichung einzelner Wörter, Silben, Laute auszuschalten. Die Wortbildungslehre, zunächst der Namen, ist schon von Wilhelm Schulze in seinem öfters erwähnten Buche erfolgreich und vorbildlich behandelt worden. Die Anwendung des von ihm mit Entschlossenheit durchgeführten Systems, keine mechanisch-isolierende Betrachtungsweise aufkommen zu lassen, sondern jedes Wort in den Zusammenhang aller irgendwie verwandten Bildungen hineinzusetzen, wird durch die Zusammenfassung des Materials im Corpus um ein gutes Stück erleichtert werden. Auch für die Semasiologie ergibt sich ein großer Vorteil: neugefundene Beispiele können an der Hand der Indices sofort durch alle Stellen, die das Wort bringen, erprobt werden. Für die relative und absolute Chronologie der Inschriften und der Gegenstände werden die Geschichte des Alphabetes, die historische Aufeinanderfolge der sich verändernden Laute und Suffixe, vor allem aber auch die Stammbäume ganzer Geschlechter, die viele Gräber in sich bergen, manche Anhaltspunkte geben.

Am besten wird es sein, wenn all diese Versuche zunächst noch an die uns am besten bekannten Personennamen anknüpfen. Sind neue Gesichtspunkte gewonnen, so übertrage man sie auf andere Wortgattungen, besonders auf die nächst verwandten geographischen Namen. Als Typen für die Entstehung solcher Namen aus Gentilnamen mögen etwa dienen: etr.-lat. Pluralbildungen, die Geschlechter und Städte zugleich bezeichnen, wie Tarquinii, Vei, Volcii, Volsinii oder das Verhältnis von etr.-lat. Städtenamen zu etr. Gentilnamen in Fällen wie Verona: veru, Vettona: vetu, Vescona: vesc̣u, Cremona: *cremu (aus etr.-lat. Cremutius), Cortona: *curθu (aus curθute), Cetona: *ceθu (aus etr.-lat. Caitho). Eine andere Reihe männlicher Namen mit der etr. Endung -a führt Wilhelm Schulze zu einem überraschenden Abschluß: neben dem etr. Gentilnamen Trea gibt es eine Stadt Trea in Picenum, neben dem etr.-lat. Namen Blerra eine etr. Stadt Blera. In dem etr. Gentilnamen ruma-te, etr.-lat. Roma-tius, steckt als grammatische Ausgangsform der ältere Familienname

Digitized by G

etr. *ruma, etr.-lat. Roma, der sich, rein grammatisch genommen, im Stadtnamen Roma erhalten hat. Die etr. rumlna, etr.-lat. Romilii, die in Romulus ihren Eponym sehen, sind, abgesehen von der in Etrurien so auffallend häufigen Suffixvariation ohne Funktionsveränderung, identisch mit den *ruma, deren Geschlechtsname hinter dem Stadtnamen verschwand. Also Rom selbst eine ursprünglich etruskische Siedelung, wie auch die Namen der meisten Könige und der ältesten Tribus auf etruskischen Gentilnamen beruhen! Vergleiche neben Romulus Numa, die beiden Tarquinier, den ursprünglichen Namen des Servius Tullius, etr.-lat. Mastarna, etr. macstrna, und die ältesten Tribus der Tities, Ramnes, Luceres: alle lassen sich ohne Schwierigkeiten und mit grammatischer Exaktheit auf etruskische Geschlechter zurückführen. Mit diesem Ausblick auf das geschichtliche Gebiet, zu dem uns rein grammatische Fragen führten, wollen wir diese beschließen.

Ein Arbeiter muß dem andern die Hand reichen: der Historiker dem Sprachforscher, der Archäologe dem Anthropologen und Prähistoriker und dieser wieder dem Historiker. Nur so kann die Arbeit gedeihen. Die Lösung des Rätsels selbst liegt im Dunkeln, wir nahen uns ihr mit kleinen Schritten. Vielleicht wird ein glücklicher Fund oder eine glänzende Entdeckung den Weg kürzen; vielleicht wandelt die Wahrheit lange unter uns, ehe wir sie erkennen und wissenschaftlich begreifen.*)

---

*) Die Artikel Etrusker und Etruskische Sprache in Pauly Wissowas Real-Enzyklopädie Band VI (unter der Presse) sind mir durch die Güte der Verfasser G. Körte und F. Skutsch in Sonderabzügen zugänglich geworden. Ich konnte sie für diesen Vortrag nicht mehr verwerten und will zu Einzelheiten an anderem Orte Stellung nehmen. Allen, die sich für unsere Frage weiter interessieren, seien sie aber schon jetzt auf das wärmste empfohlen. Auch von der Klio (Beiträge zur alten Geschichte) wird ein Aufsatz gleichen Titels wie der unserige von A. Kannengießer in Aussicht gestellt.

(Nr. 92—93.)

Digitized by Google

Deutsches Leben in Rom.

„Morgen abend also in Rom. Ich glaube es jetzt noch kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir noch wünschen?“ So schreibt Goethe am Abend vor seinem Eintritt in die ewige Stadt. Und als er dort angelangt ist: „Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt.... Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig.“ Wie in eine trostlose Verbannung kehrt er dann, anderthalb Jahre später, aus dem römischen Leben in die nordische Heimat zurück. Das elegische „Dum repeto noctem“ aus den „Tristia“ des Ovid kommt ihm in den Sinn, als er sich von dem Orte trennen muß, wo er „allein empfunden hat, was eigentlich ein Mensch sei“. — „In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden.“

Gestehen wir es uns offen: diesen Goetheschen Enthusiasmus empfindet heute keine Seele mehr. Unter den vielen Tausenden, die sich alljährlich aus allen nordischen Ländern am Tiberstrande zusammenfinden, ist auch der Empfänglichste, mag ihn nun künstlerisches oder wissenschaftliches Sehnen zu den Wundern der alten Roma geführt haben, von jenem Hochgefühle weit entfernt. Eine bei weitem nüchterne Betrachtungsweise ist auch diesen Wundern gegenüber unserem heutigen Geschlechte eigen geworden. Das persönliche Erlebnis, das Goethe und nach ihm noch viele Deutsche aus der Vereinigung von Geschichte, Kunst und Natur in Rom erfuhren, ist in der Gegenwart kaum noch möglich, wenigstens in dieser Unmittelbarkeit und Stärke nicht. Die ewige Stadt hat einen großen Teil des Zauberglanzes eingebüßt, den sie vor hundert, auch noch vor fünfzig Jahren auf die nordischen Ankömmlinge ausstrahlte. Niemand wird, wenn er ihr wieder den Rücken kehrt, den heftigen Abschiedsschmerz verspüren, den Adolf Stahr kund tat, als er nach einjährigem römischen Aufenthalt sich die Grabschrift ersann: Vixit annum unum.

Auch die heutigen Künstler nicht. Ein Aufenthalt in Rom ist heute nicht mehr, wie das noch vor drei Jahrzehnten der Fall war, der Traum eines jeden jungen Malers oder Bildhauers aus dem Norden Europas. Das

Digitized by Google

Künſtlertum bildet in der Gegenwart durchaus nicht mehr das Uebergewicht in der Anſammlung von nordländiſchen Elementen, die ſich auf kürzere oder längere Zeit, ſtets aber in überaus fluktuierender Weiſe, in der ewigen Stadt vollzieht und immer vollzogen hat. Beſonders das deutſche künſtleriſche Leben hat ſich im Laufe der letzten Jahrzehnte dort immer weiter rückwärts entwickelt. Zwar fehlt es auch heute nicht an einer ſtattlichen Schar von bildenden Künſtlern deutſcher Herkunft, die in Rom ihre letzte Ausbildung ſuchen und häufig ſtarke Anregung für ihr Schaffen finden, aber ſie drücken der dortigen deutſchen Kolonie nicht mehr den Charakter auf, wie das noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entſchieden der Fall war. Heute herrſcht — wenn wir von den Fremdländern ganz abſehen, die einen mehr oder weniger ausgedehnten Aufenthalt in Rom lediglich zum Zweck einer „veredelten Bummelei“ nehmen, wie Herr v. Keudell es ſo treffend nannte — das wiſſenſchaftliche und gelehrte Streben vor; eine zahlreiche Gelehrtenkolonie iſt neben der Künſtlerſchaft aufgeblüht und findet in vielen ſtaatlichen Inſtituten, die augenblicklich lebenskräftiger erſcheinen als die künſtleriſchen Akademien, ihre dauernden Stützpunkte. Das traditionelle Bild vom fröhlichen Malerleben mit ſeinen romantiſchen Begleiterſcheinungen und Auswüchſen, das noch vor dreißig und vierzig Jahren mit dem Begriff Rom für die Mehrzahl der Deutſchen unzertrennlich verknüpft war, iſt heute arg verblaßt; an Stelle des Künſtlers, der ſeine Staffelei inmitten maleriſcher, von Lorbeergebüſch umrankter und von Pinien überragter klaſſiſcher Ruinen aufpflanzte, iſt nun der mit Brille und Spaten bewaffnete Archäologe getreten, der dieſe Ruinen bis ans Grundgemäuer bloßlegt, oder der hiſtoriſche Regeſtenſammler, deſſen höchſter Traum die Entdeckung eines noch nicht durchwühlten Archivs iſt. Die Kunſthiſtorik ſpielt im Leben der deutſchen Kolonie in Rom augenblicklich, wie es ſcheint, eine größere Rolle als die Kunſt. Die ewige Stadt muß ja auch ſonſt dem hiſtoriſchen Sinn ſo manche ihrer feinſten Schönheiten hinopfern und es ſich gefallen laſſen, daß man ihre Eingeweide mit faſt anatomiſcher Neugierde durchwühlt. So hat auch das Leben, das die dort anſäſſigen Nordländer und beſonders die Deutſchen heute in ihren Mauern führen, dem Zeitgeiſte ſeinen Tribut zahlen müſſen.

*

Warum sich dieser Umschwung in der ganzen Richtung des deutschen Lebens in Rom vollzogen hat und vollziehen mußte, wollen wir jetzt nicht erörtern. Die Gründe dafür liegen in den durchaus veränderten allgemeinen Verhältnissen des großen Weltverkehrs, in den Wandlungen der Kunstanschauungen, in der gewaltigen Ausdehnung der wissenschaftlichen und literarischen Betrachtungsweise, der auch das Kunstwerk unterworfen wird. Rom selbst hat unter diesen Einflüssen seine Physiognomie gänzlich verändert und die Hauptstadt des neuen Italien bietet schon von sich aus dem Künstlertum nicht mehr den Boden zu einer freieren, lebhafter angeregten Entwicklung und vor allem nicht mehr zu einem romantischen und gleichsam souveränen Sich-Ausleben. Der stetig neue Wellen heraufführende Strom der Zeit hat eben auch hier nur eine Erscheinung hinweggespült, die allen, welche sie an sich und um sich erlebten, für ewig an dem Gesamtbild der ewigen Stadt zu haften schien. Und nicht zum ersten Male ist das geschehen. Ein Blick auf den unaufhörlichen Wechsel des Einflusses, der das Versinken im römischen Leben seit Jahrhunderten auf viele unserer deutschen Landsleute ausgeübt hat, zeigt uns deutlich, wie wandelbar doch das Ziel immer gewesen ist, dem die Römerfahrer nachstrebten, wie anders sich in den einzelnen Kulturepochen die Träume gestalteten, die die Nordländer von dem Zauber der ewigen Roma träumten.

Schon vielfach ist der Versuch gemacht worden, diese Wandlungen auch literarisch festzuhalten und darzustellen. Meist in Einzelbildern, die einen beschränkten Abschnitt des römischen Lebens in seinem Einfluß auf deutsche Romfahrer oder umgekehrt den Einfluß deutschen Geistes und deutscher Arbeit auf das römische Leben innerhalb eines engbegrenzten Zeitraumes skizzierten. Auch Gesamtüberblicke wurden versucht. So veröffentlichte vor fünf Jahren G. v. Graevenitz ein recht lesbares Buch, das den Aufenthalt und das Wirken einiger besonders hervorragender Deutscher in Rom eingehend schildert.[1]) Otto Harnack hatte schon vorher das deutsche Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik zum Gegenstand einer schönen Studie gemacht.[2]) Und in der

[1]) G. v. Graevenitz, Deutsche in Rom. Studien und Skizzen aus elf Jahrhunderten. Leipzig, E. A. Seemann 1902.

[2]) Otto Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom zur Zeit der Klassik. Weimar 1906.

Digitized by Google

großen Fülle von deutschen Reisebeschreibungen und Reisebriefen, die von Italien und Rom handeln, liegt seit Jahrhunderten der Stoff bereit zur Darstellung des deutschen Lebens in der ewigen Stadt, das in allen seinen Wandlungen sich als ein getreues Spiegelbild darstellt, nicht nur der heimischen, sondern auch der italienischen allgemeinen und künstlerischen Kulti .

Aus dieser zerstreuten Fülle ein anschauliches Gemälde herauszuarbeiten, hat nun aufs neue der langjährige Korrespondent der Kölnischen Zeitung in Rom Dr. Friedrich Noack unternommen, der uns als Frucht zehnjähriger Arbeit das Leben der Deutschen in Rom während der letzten zwei Jahrhunderte schildert.[2]) Seine Arbeit kann als die umfassendste Leistung, die überhaupt bisher auf diesem Gebiete geliefert worden ist, gelten. Sie geht den gesamten Beziehungen des deutschen Kulturlebens in Rom nach, beschränkt sich also nicht nur auf die deutschen Künstler und Gelehrten, die während des genannten Zeitraums in Rom bedeutungsvoll wirkten, sondern macht auch den Versuch, das gesellschaftliche Leben und die sozialen Verhältnisse innerhalb der dortigen deutschen Kolonie eingehend darzustellen. Neben den Großen treten hier auch die Kleinen in unseren Gesichtskreis. Neben den glücklichen und schöpferischen Naturen, die aus ihrem Aufenthalt auf römischem Boden für sich selbst und für unsere deutsche Kultur bleibenden Gewinn zogen, sehen wir auch die Vielen, leider Allzuvielen, die dort in vergeblichem Ringen um die Verwirklichung ihrer hohen Künstlerträume durch die Ungunst der fremdländischen Verhältnisse oder auch durch eigenen Mangel am Maßhalten zugrunde gingen. Also ein Bild, das uns nicht nur sonnenbestrahlte Gipfel, sondern auch die mit Schatten erfüllten Niederungen des deutschen Lebens in Rom während zweier Jahrhunderte vor die Augen führt.

Daß zum Entwerfen dieses Bildes ein gründliches Eindringen in die persönlichen und privaten Verhältnisse der Deutschen in Rom nötig war, ist selbstverständlich. In der Tat stellt sich Noacks Arbeit als die erschöpfendste Materialsammlung dar, die wir über den genannten Zeitraum besitzen. Zuweilen scheint es mir sogar den Charakter einer

---

[2]) Friedrich Noack, Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900. Stuttgart und Berlin 1907. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

solchen Materialsammlung auch in dem eigentlich darstellenden Teil etwas zu sehr an sich zu tragen, obwohl sich der Verfasser bemüht hat, das Biographische und Bibliographische im engeren Sinn des Werkes auszuschalten und in dem überaus reichen Anhang der Anmerkungen und Personenregister unterzubringen. Dieser Anhang an sich ist schon ein Schatz, für den wir dem emsigen und unermüdlichen Forscher dankbar sein müssen, denn viele bisher noch unaufgeklärte oder umstrittene Fragen, die das Leben unserer bedeutendsten Männer, u. a. auch Goethes, betreffen, sind in ihm endgültig beantwortet worden. Aber das Verdienst des Buches beschränkt sich nicht auf diese mühselige und an überraschenden Ergebnissen reiche Forscherarbeit. Auch in der Zusammenfassung des in unendlicher Fülle dem Bearbeiter zuströmenden Stoffes hat Noack Vortreffliches geleistet. Er hat, wenn er auch notgedrungen oft im Zusammenfassen zu weit gehen mußte, ein belebtes und farbenreiches Bild von dem wechselreichen Leben der deutschen Kolonie in Rom während der letzten beiden Jahrhunderte gezeichnet und dadurch einen neuen Einblick in die kräftigen Aeußerungen unseres spezifisch deutschen Geisteslebens auch auf fremdem Boden ermöglicht.

*

Als besonders wertvoll und neu müssen wir aus der „Einführung und Vorgeschichte" zu dieser Arbeit die Darstellung bezeichnen, die Noack von der niederländisch-deutschen Künstlerkolonie in Rom während des 16. und 17. Jahrhunderts gibt. Dem heutigen Deutschen Künstlerverein kann mutatis mutandis der „Schilderbent" (Malerbande), ein landsmännischer Verein der flämischen und holländischen Maler, zu dem aber auch die deutschen Stammesvettern zugelassen werden, an die Seite gestellt werden. Wie aus diesem gesellschaftlichen Kreise, in dem es schon toll genug zugegangen sein muß, sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin allmählich eine Konsolidierung des rein deutschen Elementes herausbildet, ist interessant zu verfolgen. Die beiden großen deutschen Gestalten, Anton Raffael Mengs und Johann Joachim Winckelmann, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach der künstlerischen und der wissenschaftlichen Richtung hin dem römischen Leben ihren Stempel aufdrückten, fanden also schon einen gesell-

schaftlichen Boden vor, auf dem sie fruchtbar wirken konnten, und in der Tat sehen wir, wie um sie sich rasch ein Kreis von Deutschen eng zusammenschließt, aus dem dann Anregungen bedeutsamster Art auch in das Vaterland zurückströmen. Von jener Zeit an beginnt eigentlich erst das Hereinfluten der deutschen Romfahrer sich in bestimmte Bahnen zu fügen. Die Neuankommenden finden schon eine rege und künstlerisch lebhaft sich betätigende kleine deutsche Kolonie vor; sie werden an den Stätten, die für die ganze kommende Zeit den Zusammenkünften der Deutschen dienen sollen, gastlich und hilfsbereit aufgenommen; sie finden auch für ihr künstlerisches Wirken wie für ihr gesellschaftliches Leben bereits die Stützpunkte, durch die sie vor der großen Gefahr des Scheiterns im Lebenskampfe einigermaßen gesichert werden. Die deutsche Ecke am Spanischen Platze, die ja bis in die neueste Zeit herein ihren Charakter bewahrt hat, erlangt von jener ersten ständigen deutschen Kolonie her ihre Bedeutung.

Die „Weimarer in Rom" benennt sich das vierte Kapitel in der rasch fortlaufenden Darstellung. Goethe, Herder, die Herzogin Amalie und alle jene Persönlichkeiten, die auf Weimars klassizistische Kunstrichtung so großen Einfluß gewannen, treten hier leibhaftig, oft durch intime und bisher wenig bekannte Striche besonders belebt, vor uns hin. Noack hat sich in diesem Abschnitt kürzer gefaßt, als vielleicht mancher Leser von vornherein erwartet hatte. Denn in den bedeutungsvollsten Zügen sind ja die Weimarer in Rom dem gebildeten Deutschen wohlbekannt. Aber er hat, besonders in den Anmerkungen, so viele neue Einzelheiten über das alltägliche Leben jener Leute in Rom geben können, daß gerade dieser Teil seines Werkes von großem Interesse ist.

Rasch eilt er dann, über die Napoleonische Zeit und den Klassizismus hinweg, zu der Blütezeit der neudeutschen Kunst in Rom, zu den „Nürrenbergern" und „Nazarenern" hin, überall neue Aufschlüsse und Bemerkungen, hauptsächlich auch über das private Leben der großen Führer in dieser Bewegung, in Fülle um sich streuend. Besonders anregend wird seine Darstellung aber in den nun folgender Kapiteln, die mehr als die Hälfte des Buches umfassen und die klassische Zeit der deutschen Diplomatie in Rom (Niebuhr, Bunsen, Bartholdy, Platner u. a.), ferner König

Digitized by Google

Ludwig I. auf Villa Malta und die Geschichte der lustigen Künstlervereinigungen, des Ponte Molle und Cervaro behandeln. Hier ist Noack in der Lage, fast durchweg Neues zu bieten. Er konnte aus bisher unbekannten Akten schöpfen und damit die Gründungsgeschichte des ja heute noch blühenden Deutschen Künstlervereins in Rom eingehend vorbereiten.

In der Geschichte dieses Vereins findet sodann die Darstellung der letzten Jahre der päpstlichen Herrschaft und des deutschen Lebens im königlichen Rom ihren eigentlichen Stütz- und Mittelpunkt. Es macht zuweilen den Eindruck, als sei der Verfasser ursprünglich überhaupt von dem Gedanken, das Werden und Wachsen des Künstlervereins zu schildern, bei seinen Forschungen ausgegangen, als habe sich ihm der anfängliche Plan bei dem Fortgang der immer tiefer und tiefer eindringenden Quellenkunde zu dem größeren, nun ausgeführten erweitert. Wenigstens spricht der eigentliche Charakter seiner Arbeit für diesen Entwicklungsgang. Denn das Wertvolle dieser Arbeit besteht in erster Linie in dem Aufsuchen und in der planvollen und gut zusammengefaßten Anordnung eines erschöpfenden biographischen Materials. Ein tieferes Eindringen in das Wesen der bedeutungsvollen künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen und Wirkungen, die aus dem Zusammenleben der Deutschen in Rom erwuchsen, wird nur selten versucht, war von dem Verfasser wohl auch nicht beabsichtigt. Dafür werden wir aber stets in der lebhaftesten Weise in dieses Zusammenleben selbst hineinversetzt; die Persönlichkeiten, deren Namen uns vielfach allein bekannt waren, von deren römischen Werken wir allenfalls mehr als von ihrem römischen Leben wußten, treten uns nun in ihren privaten Beziehungen entgegen und werden uns dadurch vertrauter. Den Enthusiasmus, den sie empfanden, und die mannigfachen Enttäuschungen, die sie erlebten, können wir nun erst ganz verstehen, wie wir überhaupt das Leben der Deutschen in der ewigen Stadt in seinem häufigen Auf und Ab, in seinem fortwährenden Wechsel zwischen herzlichster Verbrüderung und traurigster Entzweiung hier in einem farbenreichen Gesamtbilde vor uns vorüberrauschen sehen. Also ein Stück Kulturgeschichte hat uns der Verfasser hier gegeben, nicht Kunstgeschichte oder Geschichte geistiger und wissenschaftlicher Richtungen. Das private, oft das alltägliche Leben der Deutschen in Rom hat

Digitized by Google

er dem Leſer vorführen wollen. Aber wie auch aus dieſem Leben ein gutes Stück deutſcher Arbeit und deutſchen Strebens herausſpringt, erkennen wir bei dem Leſen des überall anregenden Buches mit Freuden, und ſo gewinnt auch eine ſolche Darſtellung für uns nationale Bedeutung.

(Nr. 93.) O. B.

Die orientaliſchen Literaturen.

In dem groß angelegten und vortrefflich ausgeſtatteten Sammelwerke, das den Kulturbeſitz der Gegenwart auf der Baſis der menſchlichen Geſamtentwicklung darzuſtellen unternimmt, wird der Band über die orientaliſchen Literaturen[1]) eine glänzende Stellung einnehmen. Auch weitere Kreiſe brauchen ſich durch den abſeits liegenden Stoff nicht abſchrecken zu laſſen. Wer einmal in die geiſtige Welt der orientaliſchen Völker einen Blick tun will, wer ihren Anteil am geiſtigen Beſitz der Menſchheit kennen zu lernen wünſcht, dem kann kaum ein beſſeres Mittel empfohlen werden als das Studium dieſes Bandes. Freilich iſt es nur ein Band von genau 400 Textſeiten, der außer der Einleitung (S. 1 bis 27) 15 Literaturen zu ſchildern unternimmt, unter ihnen gerade die zeitlich ausgedehnteſten und produktiv umfangreichſten Literaturen der Erde: die chineſiſche, indiſche und arabiſche. Neben ihnen ſtehen zwar nicht ebenſo maſſenhafte, aber doch ſo reichhaltige Literaturen, wie die babyloniſche, neuperſiſche, aramäiſche und japaniſche. Freilich ſind andere Literaturen für uns nur in wenigen Reſten erkennbar, wie die altperſiſche und die im Alten Teſtament gerettete hebräiſche. Andere Literaturgebiete wiederum ſind ſtofflich eng begrenzt, wie die äthiopiſche und mittelperſiſche Literatur, oder haben eine hiſtoriſch bedeutſame Blüte von nur kurzer Dauer erlebt, wie die armeniſche und georgiſche.

So tritt uns eine große Mannigfaltigkeit ſchon in den Bedingungen und Antrieben literariſchen Schaffens entgegen. Die Eingliederung der Literatur in das geſamte Kultur-

---

[1]) Die orientaliſchen Literaturen. Mit Einleitung. Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker. Von Erich Schmidt. A. Erman. C. Bezold. H. Gunkel. Th. Nöldeke. M. J. de Goeje. R. Piſchel. K. Geldner. P. Horn. F. N. Finck. W. Grube. K. Florenz. (Die Kultur der Gegenwart. Teil I. Abt. 7. Herausgegeben von P. Hinnberg. Berlin und Leipzig, 1906. B. G. Teubner. IX, 419 S. 10 Mark.)

Digitized by Google

leben ihres Gebietes wird damit zu einem ersten Erfordernis der Darstellung. Und in allen Teilen des Werkes kommt es zu seinem Rechte. Es ist bei dem Zweck des Werkes selbstverständlich, daß die zahllosen literarkritischen Probleme, die in der wissenschaftlichen Forschung im Vordergrund stehen, zurücktreten. Unbeachtet aber bleiben sie durchaus nicht; vielmehr werden sie, wo sie eben nicht zu umgehen sind, kurz angedeutet, und, soweit es möglich, auch entschieden. Die Darstellung der indischen Literatur von R. Pischel ist dafür ein Muster.

Natürlich konnte die ungeheure Stoffmasse der einzelnen Literaturen auch nicht in allen einzelnen Erscheinungen vorgeführt werden. Wie zwecklos bloße Namenlisten sind, zeigt ja manche Seite, z. B. in Joh. Scherrs Geschichte der Weltliteratur. Das wird hier mit Recht vermieden. Statt dessen ist der innere Zusammenhang der Entwicklung betont. Die für ihre Nation und ihr geistiges Leben bezeichnenden literarischen Größen werden dabei besonders herausgehoben. Freilich müssen auch sie sich oft mit einem fast allzu knappen Raum begnügen. Und doch sind eine Reihe glänzender literarischer Porträte in diesem engen Rahmen geliefert. Es sei nur auf einiges hingewiesen, wie auf die Schilderung der israelitischen Propheten oder die kurze Charakterstik des größten arabischen Historikers Ibn Chaldûn. Die epische Kunst der Inder und der großen Lyriker und Dramatiker Indiens, Kâlidâsa, treten sehr lebendig hervor.

Besonders reich an individuell faßbaren Persönlichkeiten ist die neupersische Dichtung, Gestalten wie Firdausi, Hâfiz, Dschelâl eddin Rûmi, kommen uns durchaus persönlich nahe. Daneben erscheinen die höchst charakteristischen, für uns freilich sehr fremdartigen Gestalten der chinesischen Literatur. Das Ganze, im Typischen gebundene Wesen der chinesischen Welt gewinnt leibhaftige Gestalt in Confucius. Und neben ihm steht in lebendiger Sonderart die noch sehr rätselhafte Größe des Lao-tsi und der geniale, aber scheinbar allzu weinfrohe Lyriker, der bilder- und gedankenreiche Li Tcai-poh.

Der Wert der einzelnen Darstellungen braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Für jedes Literaturgebiet hat hier ein Forscher, dessen Namen an erster Stelle genannt wird, die Bearbeitung übernommen. Die Hervorhebung einzelner Arbeiten soll keine Herabsetzung der anderen bedeuten, sondern ist durch die größere Bedeutung des Stoffes bestimmt. Niemand zweifelt, daß der indischen, arabischen, chinesischen oder hebräischen Literatur eine ungleich größere Bedeutung als

Digitized by Google

Kulturmacht zukommt, als etwa der äthiopischen, georgischen, armenischen.

Die einführende Behandlung der „Literatur" primitiver Völker, die Erich Schmidt mit weit umfassender Umsicht und tief in die Probleme eindringendem Scharfblick unternommen hat, führt auf die Anfänge der Literatur und ihre Formen überhaupt. Wir blicken hier in die geistigen Antriebe, die zu den frühesten, durchaus sozialen Formen der Poesie führen. Auch das Problem der literarischen Formen, des Epos und Dramas. zumal, reicht in diese Anfangszeiten zurück. Neben diese beschreibende, die Erscheinungen gruppierende Behandlung ist auch die Notwendigkeit einer tieferen psychologischen Theorie der Literaturformen nicht unberücksichtigt geblieben. Ihre Durchführung freilich bleibt noch eine Aufgabe der Zukunft. Geistvolle Wegweisung in dieser Richtung hat, wenn auch nur als erste Andeutungen, Th. Zielinski (Die Antike und wir. S. 71—73) gegeben, von dem wir bald weitere Ausführungen erhoffen dürfen.

In literarischer Beziehung sind die babylonische, syrische und äthiopische Literatur recht spröder Natur. Und doch bergen die babylonischen Denkmäler in sich eine geistige Macht, die den westasiatischen Kulturkreis beherrscht hat und die durch Mittelglieder bis heute nachwirkt.

Kein Geringerer als Th. Nöldeke hat die syrische Literatur und die vielfach von ihr abhängige äthiopische geschildert. Ihre Bedeutung liegt vorwiegend auf kirchengeschichtlichem Gebiete; hier haben die Syrer eine bis China reichende Wirkung geübt. In dem Abriß der israelitischen Literatur führt H. Gunkel das weiter fort, was er in der geistreichen Einleitung zu seinem Genesis-Kommentar vorbereitet hat. Es zeigt sich auch hier, welche weiterführende Kraft in den Ideen Herders liegt, wenn man sie von der Hülle damaliger Vorstellungen befreit und sie mit den Mitteln modernen historischen Denkens ausbaut.

Ueber die arabische Literatur sind vielfach sehr irrtümliche Vorstellungen verbreitet. Sie hat eine eminente Bedeutung für das kulturgeschichtliche Verständnis des ältesten semitischen Lebens, und die arabische Philologie ist gewiß die feste Grundlage aller semitischen Studien. Beides ist besonders von P. de Lagarde und W. Robertson Smith vielfach dargetan worden. Aber es wäre ein Irrtum, in der arabischen Poesie die ursprüngliche Kunst eines naiven Volkes zu sehen. Sie ist, wie schon die Technik der Metren und des Reimes zeigt, eine zu sehr schwierigen Formen gesteigerte Kunstpoesie, die freilich erstaunlich sicher

Digitized by Google

von vielen gehandhabt wurde. Ihr Kreis ist eng — das Leben des sich reisenden Nomaden, der oftmals Krieger oder Räuber ist, kehrt mit allen seinen Details in zahllosen Variationen wieder. Bisweilen überrascht ein prächtiges Naturbild, selten eine wirkliche Stimmung. Diese Poesie ist sehr konventionell und für uns schwer künstlerisch genießbar. Man lese, um eine Probe dafür zu haben, Rückerts Uebersetzung der „Hamâsa".

Erst als die Araber den Boden in der Weltkultur betreten, als persische und griechische Einflüsse auf sie wirken, da erzeugt auch die arabische Sprache Dichtungen von zwar fremdartigem, aber feinstem künstlerischen Reiz, wie das größte sprachliche Kunstwerk der Araber, die durch Rückerts ebenbürtige Nachdichtung berühmten „Makâmen" des Hariri. Eine bleibende Bedeutung aber hat die arabische Literatur durch ihre großen Historiker und Geographen, die von d e G o e j e s Meisterhand geschildert werden.

Der Orient ist durch Jahrhunderte für das Bewußtsein Europas ein von aller Phantasie verklärtes Land gewesen. Empfing man doch von dort den Schatz der üppig-phantastischen Märchen. Diesen Phantasiezug hat man oft auch in der Dichtung des Ostens wieder gesucht, freilich nur um oft recht enttäuscht zu werden. Aber e i n Land hat dem sagenhaften Ruhm, daß in ihm die Göttin Phantasie herrsche, in weitem Maße entsprochen, nämlich J n d i e n.

Eine ungemein gestaltungskräftige, oft das Maßlose nicht scheuende Phantasie durchdringt alle Gebilde des indischen Geisteslebens. Sie wirkt in den Gestalten des religiösen Glaubens wie in metaphysischen Spekulationen, in der epischen Erzählung wie in der Gefühlsschilderung der Lyrik. Hat man früher in Sprache, Religion und Literatur Indiens die reinsten Formen des ursprünglichen Lebens der indogermanischen Rasse — oder gar der Menschheit überhaupt — erkennen wollen, so betont die heutige indische Philologie den spezifisch indischen Charakter aller Erscheinungen. Gerade R. P i s c h e l hat diesen Standpunkt vielfach vertreten und bietet in der Schilderung der indischen Literatur zugleich ein ungemein interessantes Bild indischen Lebens und Denkens überhaupt.

Wohl keine Literatur des Orients aber ist so sehr Spiegelbild des scharf geprägten nationalen Wesens wie die chinesische. W. G r u b e, dem wir bereits eine ausführliche chinesische Literaturgeschichte (1902) verdanken, hat sie hier in ihrem typischen Wesen und in ihren führenden Geistern geschildert. Wenn irgendwo, so ist hier eine Auslese aus der — teilweise noch un-

Digitized by

bekannten — ungeheuren Stoffmasse geboten. Die Chinesen haben das Bedürfnis der Auslese selbst früh empfunden, wie die großen Enzyklopädien zeigen, die in Wahrheit ungeheure Exzerptensammlungen sind, vergleichbar den Arbeiten der byzantinischen Sammler.

In den besten Händen ist auch die japanische Literatur bei K. Florenz, der sich durch langen Aufenthalt im Lande in die nicht leicht erschließbaren intimen Züge des japanischen Geistes hineingedacht hat, wie kaum sonst ein Europäer.

Daß die Behandlung der altägyptischen Literatur durch A. Erman bei der vorsichtigen Abwägung und scharfsinnigen Kombination des Verfassers ein Meisterstück ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Literaturen der Perser, Türken, Armenier und Georgier haben durch auf diesen Gebieten längst bekannte Forscher, Paul Horn und F. N. Finck, eine entsprechende Behandlung erfahren. Besonders dankenswert aber ist der Beitrag den Geldner für das Forschungsgebiet, dessen erste Autorität er ist, für das Awesta geliefert hat.

Ueber die literarische Einschätzung dieser oder jener Erscheinung läßt sich streiten. Es ist nicht nur die Verschiedenheit der ästhetischen Gefühle, sondern vor allem — gerade gegenüber den größten geistigen Leistungen — die persönliche Teilnahme und Stellung, die zu verschiedener Bewertung führen kann. Aber was der wissenschaftlichen Erkenntnis zugänglich ist, die Literatur zu erschließen als die Darstellung des geistigen Gehaltes einer Kultur, das ist hier aufs vortrefflichste geleistet. Und die Mitarbeiter an dem Werke dürfen vielseitigen Dankes gewiß sein. Gewiß haben sie auch kein geringes Opfer gebracht, indem sie sich entschlossen, einmal von den Problemen abzugehen, die oft ihre Lebensarbeit ausmachten, und aus der unendlichen Fülle des Ungewissen ein Gesamtbild herauszuarbeiten, das auch weiteren Kreisen als Ertrag wissenschaftlicher Arbeit dargeboten werden konnte, für den die bisherige Forschung den Anspruch auf zulänglich gesicherte Erkenntnis erheben darf.

Es ist eine gewaltige, langjährige und oft mit größten Schwierigkeiten kämpfende, entsagungsreiche, wissenschaftliche Arbeit gewesen, die zu dem Ergebnis geführt hat, das hier jedermann so leicht und in so schöner Form zugänglich gemacht wird. Möchten wenigstens die nicht achtlos an solcher Leistung vorübergehen, die für den geistigen Besitz aller Kultur wirklich Teilnahme haben. Es sind ja nicht die „Vielzuvielen".

Leipzig. (Nr. 91.) R. Stübe.

Digitized by Google

Das kgl. Antiquarium in München.

Die gegenwärtig im Erdgeschoß der Neuen Pinakothek untergebrachte Sammlung, welche die Erzeugnisse der antiken Kleinkunst und des Kunstgewerbes umfaßt, bildet in ihrem Grundstock nicht nur den ältesten Antikenbestand Münchens, sondern gehört zu den früheſt angelegten Sammlungen dieſer Art in ganz Europa. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erwarb Herzog Albrecht V. von Bayern eine große Anzahl meiſt aus Italien ſtammender Marmorſkulpturen und Bronzen, die teils in dem ſchönen Renaiſſanceſaal des Peter Candid hinter dem Grottenhof der Reſidenz, dem alten Antiquarium, teils in der ſogenannten Kunſtkammer ihren Platz fanden. Im Jahre 1802 unter Kurfürſt Max Joſeph wurde dieſer Beſitz bedeutend vergrößert durch Uebernahme wichtiger Stücke aus dem Mannheimer Antikenkabinett, einer Gründung des 1777—1799 dort reſidierenden Kurfürſten Karl Theodor. Seit dem Jahre 1807 kamen dann verſchiedene umfangreiche ſtaatliche Erwerbungen hinzu, ſo der größte Teil der ägyptiſchen Abteilung. Seine jetzige Geſtalt erhielt das Antiquarium erſt im Jahre 1869 dadurch, daß die in der Reſidenz befindlichen Antiken mit Ausnahme der meiſten Marmorarbeiten mit den von König Ludwig I. geſammelten Werken antiker Kleinkunſt vereinigt wurden, und zwar zunächſt im Kunſtausſtellungsgebäude am Königsplatz, ſeit 1872 in der Neuen Pinakothek. In den letzten Jahrhunderten war es auf Grund regelmäßiger ſtaatlicher Dotierung möglich, die Sammlung durch Erwerbung einzelner im Kunſthandel befindlicher Stücke zu vergrößern. Neuerdings hat Se. kgl. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern verſchiedene von ihm geſammelte Antiken im Antiquarium aufſtellen laſſen, außerdem hat der Bayeriſche Verein der Kunſtfreunde wertvolle Ankäufe als Leihgabe ihm zur Verfügung geſtellt.

Die Sammlung des Münchener Antiquariums blickt alſo auf ein recht ehrwürdiges Alter zurück, ſie ſteht ferner an Größe in Deutſchland gleich hinter Berlin und Dresden, ihr Reichtum an Goldſchmuck mit dem herrlichen Kranz aus Süditalien an der Spitze übertrifft den dieſer Städte an Bedeutung weitaus und rangiert gleich hinter den berühmten Schätzen von St. Petersburg, Paris und London. Und trotzdem friſtete ſie eigentlich bisher ein recht verborgenes Daſein, nicht nur daß ſie neben unſeren beiden anderen Antikenſammlungen, der Glyptothek und Vaſenſammlung für das kunſtliebende Publikum immer wenig

Digitized by G

in Betracht kam, auch in Fachgelehrtenkreisen hat sie nie viel Beachtung gefunden, selten, daß sich in der archäologischen Literatur Hinweise auf sie finden. Hierfür kann nicht der etwas versteckt liegende Aufbewahrungsort und der beschränkte Raum haftbar gemacht werden, den man für das fehlende Interesse weiterer Kreise etwa als Grund anführen könnte, obwohl auch nur als erschwerenden Begleitumstand. Nein, der Grund für die Stagnation des Antiquariums liegt tiefer, sie hängt mit der bisherigen verfehlten Organisierung der Sammlung zusammen, die dem wachsenden Verständnis weiterer Kreise für die antike Kleinkunst nicht Rechnung getragen und mit der wissenschaftlichen Forschung nicht Schritt gehalten hat.

Das erste Erfordernis wäre eine gründliche Sichtung des vorhandenen Bestandes, der natürlich in früheren Zeiten mehr oder minder kritiklos zusammengetragen war, auf Echtes und Falsches hin gewesen. Wie wenig erschöpfend dies ausgeführt worden ist, geht daraus hervor, daß der neue Konservator A. Furtwängler sofort unter den sogen. Renaissancebronzen drei prachtvolle antike Stücke entdeckt hat, die einen unschätzbaren Besitz bilden. Es ist das eine Kanne aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit in Form eines Jünglingskopfes, der auf ein wundervolles griechisches Werk aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. zurückgeht, ferner ein ausgezeichneter überlebensgroßer Kopf des römischen Kaisers Maximinus Thrax, ein Beispiel für die Größe der römischen Porträtkunst noch im dritten nachchristlichen Jahrhundert, wie es kaum ein anderes Museum besitzt, endlich das Prunkstück einer kolossalen Lampe ebenfalls aus der späten römischen Kaiserzeit. Alle drei Stücke waren mit einer dicken schwarzen Farbschicht bedeckt. Der frühere Konservator hatte sich damit begnügt, die schwarze Farbe als Kennzeichen aller einst in der Kunstkammer befindlichen Stücke festzustellen, wichtiger wäre es gewesen, zu untersuchen, was sich unter der schwarzen Farbe verbarg. Umgekehrt hat Furtwängler eine kleine Venusstatuette, die sich immer großer Berühmtheit erfreut hatte, als modernes Werk erkannt. Mehrere antike Bronzestücke endlich waren zu unmöglichen Gebilden vereinigt, sie sind jetzt wieder in ihre ursprünglichen Einzelteile zerlegt. Ein verkehrtes Prinzip war das Durcheinander antiker Vorbilder und moderner Nachbildungen, die neue Aufstellung Furtwänglers hat hiermit gebrochen und eine völlige Trennung durchgeführt. In einem weniger günstig beleuchteten Saale sind die großen Korkmodelle antiker Bauten zusammengestellt, er enthält ferner die Nachbildungen mykenischer Altertümer, die modernen

Digitized by Google

Bronzen, Bronzeköpfe des 16. Jahrhunderts, Waffenimitationen usw.

Eine zweite Notwendigkeit wäre die Sonderung des hervorragenden und des unbedeutenderen Gutes in den einzelnen Abteilungen gewesen. Das war Sache einer geschickten Aufstellung, die die künstlerisch schönen oder archäologisch wichtigen Stücke aus der Masse heraushob. Die bisherige Anordnung ist dem nicht gerecht geworden. Die wertvollen Objekte verschwanden unter der Menge des Mittelmäßigen und die Folge war, daß die Sammlung wohl den Eindruck der Reichhaltigkeit, aber nicht den der Erstklassigkeit machte. Auch hier hat die neue Aufstellung Furtwänglers gründliche Besserung geschaffen, man staunt, mit wie einfachen Mitteln vollständig neue Wirkungen erzielt sind und glaubt sich in einer fremden Sammlung zu befinden, da einem unter den Terrakotten, den Gläsern, den Bronzen jetzt Prachtstücke von selbst in die Augen fallen, an denen man bisher achtlos vorübergegangen war. Manche Dutzendware hat natürlich in die Magazine wandern müssen. Daß die Anordnung auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruht, ist selbstverständlich, vielfache, lehrreiche Aenderungen in den Gruppenbildungen sind gegen früher zu konstatieren.

Die Beliebtheit einer Sammlung in weiteren Kreisen ist mehr als man im allgemeinen annimmt, abhängig von der Brauchbarkeit des ihren Inhalt beschreibenden Führers. Langweilt dieser, so langweilt die Sammlung. Die letzte Beschreibung des Antiquariums aus dem Jahre 1901 ist eine sehr fleißige Arbeit, aber in ihrer gleichmäßig weitschweifigen Beschreibung jedes einzelnen Stückes ermüdet sie, ohne dabei dem Fachmann genügen zu können. Auch sie leidet unter dem gleichen Fehler wie die alte Aufstellung, die Hauptstücke nicht scharf genug hervorzuheben. A. Furtwängler hat jetzt eine neue kurze Beschreibung der Sammlung herausgegeben, die wirklich als ein Muster eines Museumsführers bezeichnet werden kann. Mit ihm in der Hand ist man sofort in der Sammlung zu Hause, wird mit knappen Worten auf alle wichtigen Stücke hingewiesen, von denen jedes in scharfe wissenschaftliche und künstlerische Beleuchtung gerückt ist. Kurze einleitende Bemerkungen zu den einzelnen Gruppen der Terrakotten, Gläser und Bronzen erleichtern das Verständnis derselben.

Die neue Aufstellung bringt zwar den hohen Wert des Antiquariumsbestandes weit besser zur Geltung als die frühere, auch sie vermag aber nicht darüber hinwegzutäuschen, daß die Sammlung große Lücken enthält, die ihre Aufgabe, zu Studienzwecken

Digitized by Google

zu dienen, empfindlich beeinträchtigen. So fehlen in der Terrakottenabteilung, die mit Italischem sehr gut versehen ist, auch manches Kleinasiatische und altertümlich Griechische besitzt, die schönen Tanagräerinnen ganz, unter den Bronzen Statuetten von originalgriechischer Arbeit, während etruskische reichlich vorhanden sind, ferner griechische Spiegelkapselreliefs, die zu den entzückendsten Erzeugnissen antiker Kleinkunst gehören. Man kann hier der früheren Leitung nicht den Vorwurf ersparen, daß sie Gelegenheiten, die Sammlung planmäßig zu ergänzen, verpaßt hat, wie sie sich nicht wieder bieten werden. In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts waren Vertreter der genannten Gruppen verhältnismäßig billig zu kaufen, so hat das Berliner Antiquarium damals unter Furtwänglers Leitung glänzende Erwerbungen dieser Art gemacht; jetzt kommen sie überhaupt kaum mehr auf den Markt oder zu ganz unerschwinglichen Preisen.

Der frühere Konservator war ein Philologe, der die Monumente nur vom antiquarischen Gesichtspunkte einschätzte und daher die Lücken in den Typenreihen weniger störend empfand. Außerdem hatte er gar keine Verbindung mit dem Kunsthandel, da er selbst nicht reiste und die Händler, weil sie sahen, daß am Münchener Antiquarium nichts zu machen war, allmählich ausblieben. Daß aber bei der in den letzten Jahrzehnten rapide gesteigerten Nachfrage nach Antiken nur eine genaue Kenntnis des Marktes, eine konstante Fühlung mit ihm, sowie eine vollkommene Beherrschung des riesigen Materials seitens der Museumsleitung die Zukunft einer Sammlung garantieren kann, liegt auf der Hand. In dieser Hinsicht werden die Verhältnisse am Antiquarium gegen früher sich ändern, darüber dürfen wir beruhigt sein, ein Anzeichen für den Beginn liegt darin, daß die Händler schon wieder anfangen, mit der Sammlung als einem Abnahmeplatz zu rechnen. Ein wichtiger Faktor ist allerdings jetzt mehr wie je das Geld, die Antiken stehen enorm hoch im Preise, es wird daher bei den bescheidenen Mitteln des Antiquariums mit der Ausfüllung der Lücken und dem Ausbau der Sammlung sehr langsam gehen.

Daß aber der ehrwürdige Stamm, den die Wittelsbacher gepflanzt und gepflegt haben, viele frische Schößlinge treibe, daß das Antiquarium der Glyptothek und der Vasensammlung ebenbürtig an die Seite trete, das wollen wir im Interesse Münchens erhoffen.

München. J. Sieveking.

(Nr. 92.)

Digitized by Google

Die Friedrich Schneider-Festschrift.*)

Der schönen Sitte, verdienstvolle Gelehrte durch ihnen gewidmete Festschriften zu ehren, verdankt ein Werk sein Entstehen, das innerhalb der verwandten Literatur wohl ohnegleichen ist, die Festgabe zum siebzigsten Geburtstage Friedrich Schneiders. Nicht nur ihre Ausstattung geht über die bei ähnlichen Anlässen übliche Norm weit hinaus — dem Vorkämpfer für vornehme Buchkunst durfte nur das Beste geboten werden: geschöpftes Büttenpapier und Eckmann-Schrift —, ungewöhnlich bedeutend ist auch der Umfang des Buches und nicht weniger der Inhalt. Seine Mannigfaltigkeit spiegelt die Vielseitigkeit und das reiche Wirken des Jubilars selbst, dessen von Erwin Heusler gefertigte Bibliographie nicht weniger denn 346 Bücher und Abhandlungen aufzählt. Vertreter der Theologie, Philosophie, Volkswirtschaft, Geschichte und vor allem der Kunstwissenschaft kommen zu Worte, und wohl niemand außer dem Gefeierten wird der Fülle des Verschiedenartigen völlig gerecht werden können. Darum muß auch von einer Besprechung der sämtlichen Abhandlungen, die überdies weit über den hier gesteckten Rahmen hinausführen würde, abgesehen werden, sogar von ihrer Aufzählung; sie gibt der Prospekt, der vom Verlage Interessenten gerne zur Verfügung gestellt wird.

Ein ansehnlicher Teil der Studien ist der kurmainzischen und mittelrheinischen Lokalforschung gewidmet, um die sich der Jubilar selbst die größten Verdienste erworben hat, eine geringere Anzahl seinem anderen Lieblingsgebiete, der Geschichte der Druckkunst. Unter den Arbeiten der ersten Art sind Studien über Albrecht von Brandenburg aus der Feder Aloys Schultes, Julius Lessings, Joh. Bapt. Kißlings und Julius Cahns zu nennen. Ueber den Mainzer Stiftsherrn Johann von Marsberg berichtet Franz Falk, über den Domherrn Johann von Heppenheim Heinrich Schrohe. Die heitere Geschichte des Mainzer Fastnachtkönigtums erzählte Erwin Heusler. In die Zeit der Franzosenherrschaft am Rhein führt K. G. Bockenheimer mit einem Aufsatze über die Mainzer Geistlichkeit um 1792/93, an die Epoche des edlen Bischofs Colmar errinnern Abhandlungen von Joseph Selbst und P. A. Kirsch. Beiträge zur mittelrheinisch-hessischen

*) Studien aus Kunst und Geschichte, Friedrich Schneider zum siebzigsten Geburtstage gewidmet von seinen Freunden und Verehrern. Freiburg, Herder. XXVIII, 610 Seiten und über 50 Tafeln. Gr. 4°. 50 M.

Digitized by

Kunstgeschichte liefern Ludwig Lindenschmit in einem Aufsatze über ein in Mainz gefundenes Elfenbeinrelief. K. Booß mit Ergänzungen zu dem bereits von Schneider gelieferten Nachweise, daß in der Kirche von Seligenstadt der Bau Einharts in beträchtlichen Teilen erhalten ist, Rudolf Kautzsch in einer sehr gründlichen, auch literarhistorisch wertvollen Abhandlung über die Heraklíusdichtung und ihre Darstellung in den hochgotischen Wandbildern der Kirche von Fraurombach. Weiterhin sind hier die Aufsätze von E. Neeb über die Mainzer Augustinerkirche und von E. Kranzbühler über die teilweise von Balthasar Neumann ausgeführte Wiederherstellung des Wormser Domes im 18. Jahrhundert zu nennen.

Ueber die Anfänge der Schrift berichtet H. Wallau, dessen Bemühungen vor allem die würdige äußere Erscheinung der Festgabe zu danken ist, mit einer Arbeit über frühe Formen der semitisch-griechischen Buchstabenschrift und die Schrift der minorischen Kultur. Georg Swarzenski veröffentlicht die in Frankfurt befindliche Litanei Ludwigs des Deutschen, O. Hupp gibt die Prüfeninger Weihinschrift von 1119 wieder, A. Klassert berichtet über einen unbekannten Augustinusdruck in Michelstadt. H. Heidenheimer geleitet den Leser in zwei alte Mainzer Bibliotheken, und A. Boerckel schildert Mainz als Gutenbergstadt im Jahre 1836. Im Anschluß an diese Arbeiten mögen diejenigen über die graphischen Künste genannt werden. Leo Bär reproduziert eine Zeichnung des Spielkartenmeisters, den er mit Konrad Witz, in welchem er den Erfinder des Kupferstiches sieht, zu identifizieren versucht. Saro Springer behandelt Dürers Probedrucke, Alfred Hagelstange ein Werk über Zeichensprache mit Holzschnitten von Michael Ostendorfer.

Die Gegenstände, die in weniger engem Zusammenhang mit dem Arbeitsgebiete Friedrich Schneiders stehen, leitet Fr. Seesselberg durch eine Studie über Forschungsmethoden in der kirchlichen Kunst ein. Sodann sei vor allem die wichtige Abhandlung Strzygowskis über Spalato erwähnt. Sie liefert den Nachweis, daß der Diokletians-Palast im engsten Zusammenhange mit dem Kaiserpalast in Antiocheia steht. Ferner stellt sie fest, daß das Motiv des mittleren Bogens zwischen Architraven im Orient uralt ist, in der in Spalato gebräuchlichen Gestalt auf Säulen indes erst in der hellenistischen Zeit aufkommt, des weiteren, daß die fortlaufende Archivolte über Säulen auf das späthellenistische Streben nach Ueberhöhung der der Interkolumnien zurückzuführen ist; eine Vorstufe zu diesem Motive erblickt Strzygowski in den rechteckigen Ueberhöhungen

Digitized by Google

des Kioskes von Philae. — Eine Vorarbeit zu seinem demnächst über Bamberg erscheinenden Werke gibt Leitschuh in der Abhandlung über die Baugeschichte des Bamberger Domes. Das Stiftergrab Hans Heiders in Seeon aus dem Ende des 14. Jahrhunderts veröffentlicht Philipp Halm. Einen Beitrag zur steirischen Kunstgeschichte liefert Johannes Graus in seiner Monographie der zweischiffigen spätgotischen Hallenkirche S. Marein bei Sekkau. Wichtiges Material zur Geschichte der nordischen Malerei bringt das Werk in der sehr gründlichen Abhandlung Konrad Langes über den Mühlhäuser Altar von 1385 im Stuttgarter Museum, die das Bild einem Schüler des Theodorich von Prag zuweist, in einem Aufsatze Lichtwarks über Meister Franckes Einfluß, und einer Studie Rieffels über Hans Baldungs Bilder aus seiner Freiburger Zeit und seine Beziehungen zu Schweizer Malern. Auch der italienischen Kunst ist eine Reihe von Arbeiten gewidmet. Bode veröffentlicht die jüngst vom Kaiser Friedrich-Museum erworbene prächtige Türlünette des Luca della Robbia. Die Sixtina, deren monumentale Publikation durch Steinmann der Jubilar wesentlich gefördert hat, behandeln zwei Studien. Heinrich Weizsäcker weist die bisher niemals klargelegte Uebereinstimmung zwischen dem architektonischen Gerüste des Juliusgrabes, wie es sich nur auf den beiden Entwürfen in Florenz und Berlin zeigt, und dem der sixtinischen Decke nach. Spahn, der in einem demnächst erscheinenden Werke darlegen wird, daß der geistige Gehalt der Schöpfungen der Decke sich aus der Karsamstagliturgie erklären läßt, gibt hier auf Grund dieser Voraussetzung eine neue Deutung für die zerstörte Lünette rechts über dem Altar; er sieht in dem Bilde die Darstellung der Passahnacht. Steinmann selbst hat eine Vorstudie zu seiner Arbeit über die Medicigräber, betitelt „La Mano di Michelangelo“ beigesteuert. Er berichtet zunächst die Geschichte der „mano“ der Sammlung Mariette, die Berenson dem Passaroti zuweist, und veröffentlicht alsdann das Tonmodell einer Hand im Southkensington-Museum, die er geneigt ist, mit einer als ehemals in der Medicikapelle befindlich erwähnten Hand Michelangelos zu identifizieren.

Ueber die jüngere italienische Architektur spricht Durm in einer Studie über die Superga, über die nordische Kunst Karl Neumann in zwei Aufsätzen, von denen der eine der Frankfurter Blendung Simsons von Rembrandt, der andere der barocken St. Georgsgruppe im Stockholmer Museum gewidmet ist, ferner Paul Kaufmann in einer Arbeit über den früh verstorbenen Maler Martin Niederée aus Linz, einen Schützling des Cor-

Digitized by Goo

nelius. Unter die nordischen Kunstwerke scheinen dem Referenten auch zwei Alabasterreliefs in Michelstadt zu gehören, die Klassert auf Grund einer Tradition für florentinisch hält.

Die übrigen Aufsätze allgemeineren Inhalts hier aufzuzählen, muß aus den eingangs angeführten Gründen versagt sein. Nur die treffliche Studie Joseph Sauers, des Herausgebers der Festschrift, über das Sposalizio der hl. Katharina von Alexandrien sei zum Schlusse noch erwähnt.

Daß das Werk in so reicher und vornehmer Ausstattung erscheinen konnte, ist der Opferwilligkeit der Herren Hans Grafen Wilczek, René v. Bock, Hugo Bruckmann und der Frau Olga Kirch Puricelli zu danken. Unter den zahlreichen Illustrationen verdient das wohlgelungene Bildnis des Gefeierten, eine Radierung Peter Halms, besondere Beachtung.

München. Julius Baum.

(Nr. 93.)

Das Universitätsstudium der Bayern.

-h. In dem verflossenen Winterhalbjahr waren an den 21 Universitäten des Reichs bei einer Gesamtstudentenzahl von 45,136, worunter 40,985 Reichsangehörige, 4919 Bayern als Studiernde eingeschrieben Die bayerischen Universitätsstudenten, also ausgenommen die Gastzuhörer und die Besucher der technischen, landwirtschaftlichen und Handelshochschulen und die der Theologieseminare, zählten im Sommer vorigen Jahres 4673 und im Winter 1905/06 4827; bereits 1872/73 gab es 1815 studierende bayerische Staatsangehörige, 1881/82 war ihre Zahl auf 2184 gestiegen und in fast ununterbrochener Steigerung erreichten sie jetzt die Höchstzahl von 4919. Auch neuestens hat die Zunahme angehalten, sie beträgt gegenüber dem Stand vom Sommer 1906 246, gegen das Vorjahr 92 und gegen 1881/82 2735 gleich 125 Prozent. Im Reichsdurchschnitt ist gegen das letzte Sommersemester die Zahl der Studenten etwas zurückgegangen, von 41,075 auf 40,985, und auch die preußischen Universitätsstudierenden gingen von 24,514 auf 23,869, und die sächsischen von 2994 auf 2899 zurück, wogegen die Württemberger ähnlich wie die Bayern eine Steigerung aufweisen, nämlich von

Digitized by Google

1454 auf 1607, auch die Badener von 1654 auf 1874. Der Staatsangehörigkeit nach waren von den Besuchern der deutschen Universitäten im letzten Winter 52.8 vom Hundert Preußen gegen 51 v. H. 1892/93 und 54 1902/03, Angehörige der übrigen deutschen Staaten 37.9 v. H. gegen 41.8 bezw. 38.3. Die 4151 Ausländer repräsentierten 9.12 v. H. gegen 5.5 um 1882, 6.5 1892/93 und 7.4 1902/03. Der relative Anteil der Angehörigen der nichtpreußischen Staaten ist demnach in den Vergleichsjahren immer ein größerer gewesen als jetzt, während andrerseits der Betreff der Ausländer sich beständig gesteigert hat.

Berechnet man den verhältnismäßigen Anteil der Bevölkerung am Universitätsstudium, so erhält man momentan aufs Hunderttausend der Einwohnerzahl in Bayern 74.5 Universitätsstudenten gegen 71.9 im Sommer 1906, 74.3 im Winter 1905/06 und 41.3 um 1881/82. Im Durchschnitt des Reichs berechnen wir zurzeit 66.8, für Preußen 63.3, für Sachsen ebenso viel, für Württemberg 68.9 und für Baden 92.1. Bayern steht sonach in dieser Richtung sowohl über dem Reichsdurchschnitt als über Preußen, Sachsen und Württemberg und bleibt nur hinter Baden zurück, das schon seit Jahren eine hohe Verhältniszahl aufweist.

Für die einzelnen Studienfächer ergeben sich zurzeit für Bayern folgende Bestandsziffern, denen wir, um die neueste Entwicklung der einzelnen Fächer darzustellen, die Zahlen des Sommersemesters 1906 gegenüberstellen: Rechtswissenschaft studieren 1608 gegen 1678 im Sommer des Vorjahres, Philosophie, Sprachen bezw. Geschichte 1040 gegen 941, Medizin 903 gegen 761, Mathematik bezw. Naturwissenschaften 552 gegen 526, Pharmazie 272 gegen 247, katholische Theologie 213, wie im Sommer, evangelische Theologie 157 gegen 151, Kameralwissenschaft 120 gegen 107, Zahnheilkunde 54 gegen 49. Allein abgenommen haben demnach die Juristen, gar keine oder geringe Steigerung weisen u. a. die Theologen beider Konfessionen und die Naturwissenschaftler auf, dagegen vermehrten sich die Mediziner sehr wesentlich, auch die Altphilologen gingen nicht unbedeutend in die Höhe. Offensichtlich erfolgt jetzt in Bayern, wie auch anderwärts und besonders in Preußen, ein stärkerer Zufluß zum Medizinstudium, dem ein erwünschter Abfluß bei den Juristen gegenübersteht. Diese Verschiebung in den absoluten Ziffern der einzelnen Hauptfächer zeigt sich auch in den neuesten relativen Zahlen derselben. Es treffen nämlich zurzeit auf 100,000 Einwohner Studierende der Rechtswissenschaft: in Bayern 24.4 gegen 25.9 im Sommer vorigen

Digitized by Google

Jahres und 18.8 im Durchschnitt des Reichs und in Preußen, 18.4 in Sachsen, 16.7 in Württemberg und 15.6 in Baden. Philologie, Sprachen bezw. Geschichte studieren: in Bayern 15.8 gegen 14.5 im Sommer, 16.4 im Reichsdurchschnitt, 15.7 in Preußen, 16.6 in Sachsen, 10.3 in Württemberg und 31.0 in Baden. Bei den Medizinern berechnen wir für Bayern 13.7 gegen 12.5 im Sommer, für das Reich 9.4, für Preußen 9.1, für Sachsen 8.5, für Würtemberg 11.3 und für Baden 13.4, bei den Mathematikern und Naturwissenschaftlern für Bayern 8.4 gegen 8.1 im Sommer, für das Reich 9.0, 7.8 für Preußen, 9.6 für Sachsen, 9.1 für Württemberg und 14.4 für Baden; bei den evangelischen Theologen, unter Zugrundelegung der Einwohnerzahl gleichen Bekenntnisses, für Bayern 8.5 gegen 8.2, für das Reich 5.4, für Preußen 4.4, für Sachsen 5.2, für Württemberg 12.8, für Baden 9.6, bei den katholischen Theologen, ebenfalls nur unter Berücksichtigung der Zahl der katholischen Einwohner, für Bayern 4.6, wie im Sommer vorigen Jahres, für das Reich 7.4, für Preußen 6.6, für Sachsen 2.5, für Württemberg 28.3 und für Baden 13.2. Aus dieser Gegenüberstellung der bayerischen Verhältniszahlen vom letzten und vorletzten Semester erhellt des näheren der stärkere Zugang zum Studium der Medizin, sowie der Altphilologie, bezw. Geschichte und der Mathematik, bezw. der Naturwissenschaften, und der Rückschlag bei den Juristen, andrerseits aus der Anreihung der relativen Zahlen im Reichsdurchschnitt und in den größeren Bundesstaaten die Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Staaten, die oft recht erheblich ist.

Untersucht man, an welchen Universitäten die bayerischen Studenten sich im verflossenen Winter aufgehalten haben, so findet man sie auf alle Universitäten des Reiches verteilt. Die große Mehrzahl, nämlich 4241, befand sich naturgemäß an den heimatlichen Hochschulen, und zwar: in München 2631, in Würzburg 851 und in Erlangen 759; in Preußen waren 281 immatrikuliert, nämlich: in Berlin 176, in Marburg 23, in Bonn 22, in Halle 18, in Göttingen 16, in Kiel und Greifswald je 7, in Breslau 6, in Münster 4 und in Königsberg 2; in Baden waren 150 eingeschrieben, und zwar in Heidelberg 100 und in Freiburg 50; in Leipzig studierten 81, in Straßburg 77, in Gießen 32, in Tübingen und Jena je 26 und in Rostock 5. Demnach haben im Winter 678 Bayern an nichtbayerischen Universitäten studiert, gegen 653 im Sommer vorigen Jahres und 635 im Winter 1905/06. Verhältnismäßig berechnet waren es 13.8 v. H. gegen 14 v. H. im Sommer und etwa 13 v. H. vor einem Jahr.

Digitized by Google

Im gegenseitigen Austausch der Universitätsstudenten bleibt Bayern gegenüber den anderen Bundesstaaten noch wesentlich zurück; denn von den Württembergern waren im letzten Semester 34.2 v. H. an auswärtigen Universitäten eingeschrieben, von den Badenern waren es 29 v. H., von den Sachsen waren 21.4 v. H. außer Landes gegangen und von den Preußen 23.3. Bezüglich des Austausches mit dem Norden ist das Verhältnis noch ein ganz ungenügendes, als 8.4 v. H. der preußischen Studierenden an den bayerischen Universitäten sich befanden, welchen nur ein Prozentsatz von 5.7 der bayerischen gegenübersteht. Noch ungünstiger ist das Verhältnis gegenüber Württemberg: 13.1 v. H. der Württemberger studierten im letzten Semester in Bayern und nur 0.5 v. H. der Bayern waren in Tübingen eingeschrieben! Von den 678 Bayern, die auswärts studierten, waren 142 Philosophen und Altphilologen, 141 Mediziner, 137 Mathematiker und Naturwissenschaftler, 128 Juristen, 73 evangelische Theologen, 27 Kameralisten, 23 Pharmazeuten und 3 katholische Theologen. Von der akademischen Freizügigkeit machen demnach zurzeit in Bayern verhältnismäßig am meisten Gebrauch die evangelischen Theologen, die Mathematiker bezw. Naturwissenschaftler und am wenigsten die katholischen Theologen und die Juristen. In der Verteilung der Bayern auf die einzelnen auswärtigen Universitäten läßt sich erkennen, daß bei der Auswahl derselben wohl in den meisten Fällen das Studienfach des einzelnen entscheidend ist: die evangelischen Theologen finden wir vorzugsweise in Leipzig, Berlin und Straßburg, die Juristen in Berlin, die Mediziner in Freiburg, Straßburg und Heidelberg, die Altphilologen in Marburg, Straßburg und Heidelberg, die Mathematiker und Naturwissenschaftler in Göttingen, Heidelberg und Tübingen, die Kameralisten in Leipzig. (Nr. 91.)

Ueber die körperliche Ausbildung der Jugend auf den Mittelschulen.*)

Von Generalstabsarzt z. D. Dr. v. Bunge.

I.

Meine berufliche Stellung hatte mir so reichlich Gelegenheit und Anlaß gegeben, der wehrpflichtigen Jugend, der gesunden sowohl wie der kranken, beobachtend und helfend näher zu treten,

*) Vortrag gehalten in der öffentlichen Sitzung der „Eltern-Vereinigung" Münchens am 28. April 1907.

Digitized by Google

daß ich mir wohl gestatten darf, der freundlichen Einladung folgend, kurz und überblicklich hierüber vorzutragen.

In der äußeren Erscheinung des Wehrpflichtigen spiegelt sich sein Vorleben: die Abstammung, die Herkunft, die Ernährung und nicht zum wenigsten die Erziehung. Um diese handelt es sich hier, im besonderen um die Beteiligung an derselben von seiten der Eltern und der Schule.

Ich meine, daß sie in der Volksschule anders gestaltet sein müsse als in der Mittelschule. Der immer steigernde Erwerb der Eltern mindert stetig deren erzieherischen Einfluß und überträgt, in der großen Masse wenigstens, die gesamte geistige, sittliche und körperliche Erziehung der Schule; diese wird in Fühlung mit dem Schularzt vielfach belehrend selbst auf die Eltern zurückwirken, sie wird das Familienelend aufdecken, und dies ist schon ein Schritt zu dessen Bekämpfung.

Die Eltern der Mittelschüler, überwiegend den gebildeten Kreisen angehörig, sind wohl nicht geneigt, ihr Anrecht auf die Kinder bedingungslos an die Schule abzutreten; diese hingegen wird sich immer mehr der Aufgabe bewußt, nicht bloß zu unterrichten, sondern auch zu erziehen; dies führt zu einer Arbeitsteilung, die nur auf dem Boden einer vollständigen Verständigung fruchtbringend sein kann.

Das, was am meisten diese Verständigung hemmt, ist die viel erörterte Ueberbürdungsfrage.

Wenn in drei größeren Gymnasien Berlins 90 Proz. der Schüler ganz oder teilweise häusliche Nachhilfe genießen, so deutet dies „absolute Ueberbürdung“ an — ein wirkliches Zuviel von Arbeit. Wie weit dies in Bayern zutrifft, entzieht sich meiner Kenntnis. Hier aber wie dort macht sich, und zwar viel folgenschwerer und häufiger, ein Mißverständnis zwischen Aufgabe und Leistungsfähigkeit in dem Mangel an Begabung des Schülers geltend als „relative Ueberbürdung“; diese muß hier Erwähnung finden, weil sie eine schwer zu überbrückende Kluft zwischen Eltern und Lehrer bildet und gerade vom ärztlichen Gesichtspunkte aus Beachtung verdient.

Die Schule vermag am ersten und richtigsten die Begabung des Schülers zu bemessen und zu würdigen; sie weiß, daß es nicht damit abgetan ist, weniger begabte Schüler einfach fallen zu lassen, sie schleppt sie, soweit statthaft, mit, weil sie auch weiß, daß es hier wie auf der Hochschule auch „Dreier“ geben muß, sonst würde der „Einser“ seinen Wert verlieren, und daß überdies das praktische Leben gar nicht zu selten aus dem „Einser“ einen „Dreier“ macht und umgekehrt. Die Schule wird ja nicht

Digitized by Google

gefragt, was der Schüler wird, sondern was er ist, und auch dies ist weniger einfach zu bestimmen, als es scheinen mag.

Der Einblick der Eltern in das geistige Gebiet des Kindes ist naturgemäß getrübt, das Urteil befangen. Dies führt nur zu häufig zu Mißgriffen in der Erziehung nach zwei Richtungen, immer zum Verhängnis der Schüler: die Eltern beziehen geringe Lernerfolge auf absolute Ueberbürdung und unrichtige Behandlung in der Schule; sie glauben die Schüler dagegen schützen zu müssen durch Nachsicht und Gewährung aller möglichen Erholungen und Genüsse, welche den Fortschritt im Lernen erst vollkommen zum Stillstand bringen; hierin fehlt besonders die Mutter.

Viel schwerer aber wird nach der anderen Richtung gesündigt, und zwar meist vom Vater, der alles andere, Leichtsinn, Zerstreutheit, Trägheit und selbst bösen Willen als Grund des Mißerfolges erachtet, nur nicht den Mangel an Begabung seines Sohnes; er meint, mit äußerster Strenge da vorgehen zu müssen, wo Nachsicht und Rücksicht am Platze wäre; durch schmerzlich in das Gemütsleben eingreifende Kälte im Familienverkehr, durch fortgesetzten Tadel und Vorwurf und selbst sinnlose körperliche Züchtigung versetzt der Vater den Jungen in völlige Abstumpfung oder aber in die höchste Nervosität mit Angstzuständen, Verzagtheit, wirklichem Schwermut und Verzweiflung mit tragischem Ende. Jeder Arzt hat derartiges wohl erfahren!

Die zunehmenden Schüler-Selbstmorde haben viel häufiger in der Familie als in der Schule ihren letzten Grund. Es erscheint dringend geboten und gerade hier am Platz, die Väter ernstlich zu mahnen, sie mögen nicht einen Fehler niederzukämpfen sich bemühen, der außerhalb dem Verschulden des Sohnes gelegen, oft genug aber eine Gabe des Vaters ist. Würden die Eltern sich vertrauensvoll an den Lehrer wenden und sich reinen, wenn auch vielleicht herben Wein einschenken lassen über die Begabung des Sohnes und namentlich über die Begabung in den einzelnen Unterrichtsgebieten, so würde damit nicht bloß namenlosem Unglück vorgebeugt, sondern gewiß recht häufig dem Lebenslauf des jungen Menschen eine Wendung zum Glück gegeben werden; man darf nicht übersehen, daß doch nur wenig Menschen zu allem oder zu gar nichts begabt sind.

Sind einmal die vertraulichen Beziehungen zwischen Familie und Schule derart hergestellt, dann wird auch diese gewiß Aufschlüsse von jener nicht ablehnen; sie bedarf der Aufklärung über Eigenarten der Schüler, wie sie nur im Hause zur Wahrnehmung kommen, und über die Ansprüche des Berufslebens an den

Digitized by Google

Wissensvorrat; sie wird es nicht verübeln, wenn ihr zugerufen wird: „Ihr lehrt unseren Söhnen manches, was sie dann nicht mehr brauchen können, und lehrt ihnen manches nicht, was sie heutzutage sehr nötig hätten."

Das Recht der Eltern, darüber mitzuberaten, w a s gelehrt werden soll, ist ebenso unbestreitbar wie das Recht der Lehrer, zu bestimmen, w i e gelehrt wird.

Es liegt mir ferne, unter Bezugnahme auf den Lehrstoff unberufen in die Frage über den Wert des Humanismus beziehungsweise Realismus im Unterricht einzutreten, aber es erscheint doch statthaft, eine Meinung zu äußern und damit Farbe zu bekennen.

Jeder, der das humanistische Gymnasium verläßt, trägt das Bewußtsein in sich, hier Anschauungen und Grundsätze aufgenommen zu haben, die er nicht mehr missen möchte und die ihm in der Tat einen gewissen Vorrang einräumen vor dem realistisch Gebildeten, ohne ihm aber Berechtigung zur Ueberhebung zu geben, denn dieser kann sich des Vorzuges rühmen, brauchbarer für das Leben zu sein. Dafür, was das Gymnasium uns geboten hat, darf es sich des Dankes versichert halten; dafür aber, daß es den Einblick in die Natur nahezu versagt, daß es die lebenden Sprachen so sehr den toten nachsetzt und daß es endlich der Erziehung des jugendlichen Körpers soviel wie keine Beachtung zuwendet, kann es einen Dank nicht beanspruchen.

Bezüglich der erstgenannten beiden Punkte deuten erfreuliche Anzeichen auf ein Entgegenkommen von Seite der Schule hin; es dürfte denn auch nicht unüberwindlich schwierig sein, von der für die alten Sprachen gewährten Stundenzahl, welche in einigen Klassen sogar die Hälfte des Gesamtunterrichtes beträgt, noch zwei bis drei Wochenstunden an die Naturkunde und eine lebende Sprache abzutreten und so einer gebieterischen Forderung der Zeit gerecht zu werden — ohne Ueberbürdung der Schüler.

Die körperliche Ausbildung, die in folgendem zu erörtern ist, hat mit der Ueberbürdung nichts zu schaffen; denn ihr wird in Teilung mit dem einen oder anderen Wahlfach der freie Nachmittag gehören, wenn endlich der geschlossene Vormittags-Unterricht zur Einführung gelangt sein wird.

II.

Nun betreten wir ein Gebiet, auf welchem die Mittelschule am meisten krank, das ist die Pflege und Erziehung des jugendlichen Körpers. Es soll hier nicht der für die Armee so sehr empfindliche Entgang des größeren Teiles der studierenden

Digitized by Google

Jugend, der Elite der Wehrpflichtigen, durch Untauglichkeit (= über drei Fünftel) erörtert werden, sondern nur der physische Minderwert, den die „tauglichen" Einjährigen zur Schau tragen.

Als Anzeichen einer kräftigen Konstitution, wie sie die Voraussetzung für die Tauglichkeit bildet, sind bestimmt: „eine feste elastische Haut, ein starker Nacken, breite Schultern, eine regelrecht gebaute Brust, ein gut gebauter Rücken, kräftig entwickelte Muskeln, gelenkige Arme und Füße".

Um nun irrigen Vorstellungen über den physischen Wert der Jugend, wie sie die Schule der Armee zuschickt, zu begegnen, muß man bekennen, daß schon die Rekruten diesem Vorbild in seiner Gesamtheit vielfach nicht entsprechen, die Einjährigen aber ihm noch viel ferner bleiben; diese stehen an physischem Wert dem Rekruten durchaus nach. Dieser Minderwert wird noch bedeutungsreicher durch die relativ höhere Anforderung der militärischen Ausbildung, eine solche ist schon gegeben in deren beschränkterem Termin, ganz besonders aber in dem schroffen Uebergang aus einer neunjährigen körperlichen Untätigkeit — der man im ganzen den Betrieb der Uebungen an den Mittelschulen wohl gleichstellen darf — zur höchsten Anspannung der Kräfte im Waffendienst.

Dies wird allerdings noch fühlbarer für die Abiturienten, welche von der Schulbank weg als Offiziers-Aspiranten aus dienstlichen Rücksichten sofort zu den anstrengenden Manövermärschen herangezogen werden. Das ist eine ebenso harte wie bedenkliche Probe! In der Marschleistung liegt für die Hauptwaffengattung, die Fußtruppe, der Schwerpunkt der Ausbildung, aber auch die größte Schwierigkeit für den Auszubildenden und die größte Gefahr für den Minderwertigen; so liegt es nahe, eben die Marschanforderung an erster Stelle der weiteren Erörterung zugrunde zu legen.

Der gepflogenen Anschauung gilt eine vollzogene höchstmögliche Leistung als Leistungsfähigkeit; wenn man aber die Frage stellt, wie die Leistung vollzogen worden ist, d. h. mit welchem Kraftaufwand und mit welcher Rückwirkung auf den Körper, dann zeigt sich, daß der Begriff „Leistungsfähigkeit" doch anders zu fassen ist; diese kann nicht in der Kaserne und am Marsch, sondern nur im Lazarett festgestellt werden, d. h. auf Grund ärztlicher Beobachtung derjenigen, welche durch eine vollzogene Marschleistung mehr oder weniger gelitten haben; hier lernt der Arzt die Grenze kennen, welche durch den Kraftstand des Herzens für die Marschforderung gezogen ist.

In einer ungewöhnlichen Fülle von Beobachtungsmaterial

Digitized by Google

hat sich mir Gelegenheit geboten, hierin zu einem Urteil zu gelangen, mit dem ich nicht zurückhalten darf. Als erstes und gewiß nicht belangloses Ergebnis kann ich mit Befriedigung feststellen, daß unsere studierende Jugend mit Pflichtbewußtsein und Ehrgefühl das Defizit an physischer Kraft zu decken bemüht ist: es sind von wohl jedem erfahrenen Militärarzt Einjährige, vordem tadellos gesund, in der vorgerückteren Ausbildungsperiode mit so ausgeprägten Störungen der Herztätigkeit zur Beobachtung gekommen, daß man nur staunen konnte über die Ermöglichung der bisherigen Leistung. Dazu stimmt denn auch die hohe Ziffer der „wegen Dienstbeschädigung" entlassenen Einjährigen. Aber es ist nicht damit abgetan!

Die Mehrzahl der Einjährigen hat allerdings durch den Waffendienst an Gesundheit und Kraft gewonnen; der Dienst hat den Rückstand der körperlichen Entwicklung wieder gut gemacht; eine nicht kleine Zahl aber kehrt mehr oder weniger geschädigt, selbst ohne Empfindung oder Kenntnis davon zu haben, zum Berufsstudium zurück! Ich lege Wert darauf, daß in Eltern- und Lehrerkreisen von dieser Sache, die zu vertreten ich natürlich nicht anstehe, Kenntnis genommen werde; sie wird verständlich durch den Hinweis auf die vielbesprochene geistige Ueberbürdung; wie diese häufiger eine „relative" ist, bedingt durch Minderbegabung, so wird eine an sich mäßige Marschanforderung dem physisch Minderwertigen eine Bürde, die zu ertragen immer eine Härte, oft genug eine Gefahr ist für Gesundheit und Leben.

Die Schuld liegt also nicht in der Anforderung, sie liegt im Individuum oder richtiger in der Schule, die eine solche Minderwertigkeit durch Mangel an Körperübung hat zur Entwicklung kommen lassen. Diese Unterlassung hat Professor Hueppe in Prag zu dem Tadel veranlaßt, daß „die Mittelschule die Hälfte unserer Jugend für den Waffendienst verpfuscht".

Es ist nachgewiesen, daß „Blutsturz beim Radfahren, Hitzschlag bei Hochtouren, schwere Ohnmacht beim Schwimmen ausnahmslos nur Nichttrainierte befällt" (Generalarzt Leitenstorfer), und jeder Offizier und Arzt weiß, daß, wenn Hitzschlag in einer marschierenden Truppe auftritt, gewiß Einjährige und solche Mannschaften, die eben erst aus der Werkstätte, dem Kontor eingerückt sind, am ersten und heftigsten ergriffen werden.

Dabei kann man sicher sein, daß eine unbestimmbare Zahl bei derselben Marschleistung gelitten hat durch Ueberanstrengung des Herzens; eine solche ist aber schon eine Gefahr und wird in Wiederholung, an der es nicht fehlt, zum bleibenden Schaden.

Digitized by Google

Was für den Sport das Training ist, das ist für den Marsch die methodische Uebung von langer Hand, das heißt von der Schule her, wie sie eben leider gänzlich zu vermissen ist.

Die Marschausbildung ohne solche Vorbildung, auf die Militärdienstzeit zusammengedrängt, läßt keine ersprießlichen Erfolge erwarten und ist nicht ohne Bedenken.

Wo das Verschulden liegt, ist auch die Abhilfe zu suchen; militärischerseits ist man auf Abwehr beschränkt durch Fernhaltung und Entfernung nicht ausbildungsfähiger Elemente; es wird davon auch ergiebig Gebrauch gemacht; jede Angabe, Klage und Wahrnehmung wird geprüft und voll gewürdigt, so daß sicher kein Mann zurückbehalten wird, der durch die Ausbildung gefährdet erscheint. Sollte es doch geschehen, so ist dies dienstlich strafbar und moralisch verwerflich.

Die Bedingungen der Tauglichkeit aber können nicht ohne weiteres verrückt werden; sie abzuschwächen, verbietet das Interesse des Mannes, sie zu verschärfen, das Interesse der Wehrkraft. Auch das Ziel der militärischen Ausbildung wird nicht tiefer, wohl aber höher gestellt werden; man kann die zulässige Uebungsmarschdauer nicht herabsetzen und die Belastung nicht verringern. Die Lösung der Aufgabe der Ausbildung muß unerbittlich von der Gesamtheit verlangt werden; für Individualisierung ist wenig Raum.

Daraus ergibt sich: der Waffendienst kann sich nicht dem physischen Minderwert der studierenden Jugend anpassen; also muß diese in ihrem physischen Wert dem Waffendienst angepaßt werden, wenn sie vor dessen Härte und Gefahr geschützt und zu einer höheren Leistung befähigt werden soll.

Die deutsche Jugend muß körperlich erzogen werden; „deutsch" natürlich und nicht „schwedisch", denn kein System ist so geeignet, physisch und ethisch zum Waffendienst vorzubereiten, wie das deutsche Turnen mit den Jugend-Spielen — für den Marsch sowohl wie für alle Zweige des Dienstes; von nicht geringerem Wert ist es für das praktische Leben überhaupt: es gibt Kraft, Gewandtheit und Selbständigkeit und vermag die große Zahl von Unfällen fern zu halten, die in Schwächlichkeit, Unbeholfenheit, Unentschlossenheit ihren Grund haben; es ist die richtigste Grundlage für alle Sports, die der deutschen studierenden Jugend vorzuenthalten, dem gereiften Mann aber dann um so nutzbringender sind; es soll hier nicht unerwähnt bleiben, wie gerade der alpine Sport seine Schrecken verlieren oder doch mindern wird, wenn die Befähigung hierzu nicht im Hochgebirg, sondern am Turnplatz erworben wird.

Digitized by Google

Der Jugend eine körperliche Erziehung! Das ist der Wunsch eines jeden, der es mit ihr gut meint, und wer sollte es besser meinen als Eltern und Lehrer! Der meint es auch mit dem Vaterland gut, das ernstlich nach einer gesünderen und kräftigeren Jugend ruft.

Für diesen Ruf gibt es kein „non possumus!“

(Nr. 94.)

Leonhard Eulers Werke.

Von Dr. W. Ahrens (Magdeburg).

Während in anderen Wissenschaften oft eine Generation das niederreißt, was die vorhergehende aufgebaut hat, wird in dem Bau der Mathematik beständig Stockwerk auf Stockwerk gesetzt, und wenn auch späteren Generationen die Aufgabe bleibt, diese oder jene Partie der unteren Geschosse besser auszubauen oder auch die Fundierung eines ganzen Stockwerkes sicherer zu gestalten, auch wohl bisweilen ein Flügel oder Ausbau ganz verlassen wird und fortan verödet dasteht, so stellt sich doch das Bedürfnis, einen Teil des Baues ganz niederzureißen und etwas ganz anderes an die Stelle zu setzen, niemals heraus. Die Werke der großen Meister der mathematischen Wissenschaft sind ein κτῆμα ἐς ἀεί. Ihre Sätze bleiben richtig für alle Zeiten; ihre berühmten Arbeiten haben einen für alle Zeiten klassischen Wert. Man hat daher vielfach von den Werken der Koryphäen Sammelausgaben veranstaltet in weit größerem Umfange, als dies in anderen Wissenschaften geschehen ist. So gibt es, um nur einige Beispiele anzuführen, aus der älteren Zeit Werke-Ausgaben von Leibniz, von den Brüdern Jakob und Johann Bernoulli, so hat man in neuerer Zeit in Frankreich die Werke von Lagrange, Laplace, Fourier, Cauchy gesammelt, in Norwegen die von Abel, in Deutschland die von Dirichlet, Jacobi, Gauß, Steiner, Riemann, Kronecker, Weierstraß, Graßmann, in England die von Cayley, Maxwell usw.

Vor wenigen Wochen (am 15. April) gedachte die wissenschaftliche Welt vielerorten der zweihundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages eines der größten Mathe-

Digitized by Google

matiker aller Zeiten, der jedoch einer solchen Werke-Ausgabe immer noch entbehrt: Leonhard Eulers. Die Bestrebungen, eine Gesamtausgabe der Eulerschen Werke zu veranstalten, besitzen bereits eine über Jahrzehnte sich erstreckende Geschichte. Um die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens nicht zu unterschätzen, muß man sich allerdings die ganz ungeheure Produktivität Eulers vergegenwärtigen, eine Fruchtbarkeit, wie sie wohl in der Geschichte aller Wissenschaften einzig dasteht. Die Geschichte der Mathematik weist keinen zweiten Namen auf, dem eine gleiche Leichtigkeit des mathematischen Rechnens, eine gleiche Gewandtheit in analytischen Entwicklungen nachgerühmt werden könnte. Man hat Euler daher „die verkörperte Analysis" genannt und wohl gesagt, er habe „mit den Problemen auf Du und Du gestanden". Unmethodisch oft, jedoch mit schnellster Entdeckung der geeignetsten, wenn auch noch so versteckten Kunstgriffe geht er den Problemen zu Leibe und schreckt vor keinem Labyrinth von Formeln zurück. „Euler cessa de calculer et de vivre," so schloß Condorcet seine Lobrede auf ihn. Auch als Euler erst auf einem, sodann auch auf dem zweiten Auge erblindete, ließ seine Produktionskraft nicht nach, sondern schien vielmehr noch zu wachsen. Ausgerüstet mit einem seltenen Gedächtnis, das ihm ebenso gestattete, die Aeneis von einem Ende bis zum anderen zu rezitieren, wie komplizierte numerische oder analytische Rechnungen im Kopfe auszuführen, hat er als Blinder zahllose Abhandlungen ganz oder in den Hauptzügen anderen in die Feder diktiert. Mehrmals hatte er sich anheischig gemacht, so viele wissenschaftliche Abhandlungen zu hinterlassen, daß die Memoiren der St. Petersburger Akademie, deren erste Zierde er war, noch durch 20 Jahre nach seinem Tode damit gefüllt werden könnten. In der Tat hatte die Akademie sogar noch 1830, 47 Jahre nach Eulers Tode, aus seinem immer noch nicht erschöpften Nachlaß 14 Abhandlungen herauszugeben, und noch 1843, 60 Jahre nach dem Tode, fand man bei Durchsicht des Nachlasses ein Bündel von über 50 Abhandlungen, die man für abgedruckte Manuskripte gehalten hatte, die jedoch in Wahrheit noch unediert waren. Hatte das Verzeichnis aller Eulerschen Schriften bisher schon 756 Nummern, darunter über 30 selbständige, zum Teil größere Werke aufzuweisen gehabt, so stieg es jetzt auf 809 Nummern.

Digitized by Google

Der reiche Fund des Jahres 1843 brachte das schon oft erwogene und aus den privaten Verhandlungen der St. Petersburger Akademiker niemals verschwundene Projekt einer Euler-Ausgabe wenigstens in das Stadium der offiziellen Erörterung in den Sitzungen der Akademie. Man beschloß in der Tat eine Gesamtausgabe aller Eulerschen Schriften und rechnete hierfür auf 25 Bände, jeden zu 80 Bogen, oder im ganzen auf einen Umfang von 16,000 Seiten Großquartformat. Ein wenige Jahre zuvor in Belgien ins Leben gerufenes Unternehmen („Oeuvres complètes en français de L. Euler", Bruxelles 1839) schlief nach Erscheinen weniger Bände wieder ein. Doch auch das St. Petersburger Projekt blieb mangels ausreichender finanzieller Unterstützung unausgeführt. Man schränkte daher das Unternehmen zunächst insofern ein, als man die selbständigen Schriften (Bücher) ausschloß, um nur die in Akademie- und Zeitschriften erschienenen Abhandlungen zu sammeln. Aber auch dieses Unternehmen der „Opera minora collecta" kam nicht über die 1849 in zwei Bänden erschienenen arithmetischen Abhandlungen hinaus. So sah man sich, da für ein größeres Unternehmen keinerlei Aussicht auf Fortsetzung bestand, veranlaßt, wenigstens alle noch unedierten Abhandlungen drucken zu lassen, und gab so 1862 in 2 Bänden die „Opera postuma mathematica et physica" heraus.

Vor einigen Jahren verlautete, ein amerikanischer Mäcen wolle die für eine Euler-Ausgabe erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellen, doch hört man seitdem nichts mehr davon. Auch scheint es nicht, daß der soeben gefeierte Gedenktag das große und wichtige Projekt wieder ins Leben gerufen hat, während es doch sehr zu wünschen wäre, daß es zum glücklichen Ende geführt werde. Noch heute existieren im Besitze von Nachkommen Eulers Briefe von Gauß, Bessel, Jacobi und anderen Mathematikern des vorigen Jahrhunderts, in denen auf die Notwendigkeit einer Euler-Ausgabe nachdrücklich hingewiesen und diese fühlbare Lücke in der wissenschaftlichen Literatur beklagt wird. Es sei statt dieser noch unveröffentlichten Briefe hier zum Schluß gestattet, eine Stelle aus einem anderen Briefe des berühmten Jacobi wiederzugeben (1849): „Wie nützlich in gewisser Hinsicht für den Augenblick die periodischen Schriften sind, so werden doch die Werke in ihnen begraben,

Digitized by Google

und Euler würde erst dadurch wieder auferstehen. Es ist wunderbar, daß man noch heut jede seiner Abhandlungen nicht bloß mit Belehrung, sondern mit Vergnügen liest."

(Nr. 94.)

Der gestirnte Himmel im Monat Mai

(gültig für die Mitte des Monats um 10 Uhr abends).

Der nächtliche Sternhimmel erhält durch das Heraufrücken einer Reihe von glänzenden Sternbildern allmählich wieder ein lebhafteres Gepräge. Die Milchstraße umsäumt auch im Monat Mai noch den Horizont vom Nordwest- bis zum Ostpunkt, ohne in größere Höhe emporzusteigen, so daß sie nach wie vor nur in dunklen Nächten wahrgenommen werden kann. Tief im Nordwesten steht in ihr das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Kapella und der hellen Bellatrix, weiter gegen Westen neigt sich das Sternbild der Zwillinge mit den hellen Sternen Castor und Pollux und dem noch immer in ihm glänzenden Planeten Jupiter, sowie das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon dem Untergange zu. Die Sternbilder des Kleinen und des Großen Löwen stehen im Westen noch ziemlich hoch. Zwischen dem Großen Löwen — in welchem uns die hellen Sterne Regulus und Denebola auffallen — und den Zwillingen ist das Sternbild des Krebses mit dem schon mit bloßem Auge erkennbaren Sternhaufen der Präsepe (Krippe) wahrzunehmen. Nordwestlich vom Zenitpunkt bemerken wir das allbekannte Sternbild des Großen Bären, dessen äußerster Schwanzstern (η Ursae majoris) ganz wenig nördlich vom Scheitelpunkt eben durch den Meridian geht. Nahe bei diesem Stern steht der bekannte schöne Spiralnebel in den Jagdhunden, die südlich vom Großen Bären kulminieren. Etwas südwestlich von den Jagdhunden ist noch ein kleines, aber sehr charakteristisches Sternbild zu bemerken: das Haupthaar der Berenike.

Im Süden hat das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spika bereits die Mittagslinie überschritten. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont steht das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange (Hydra) mit dem hellen Stern Alphard, in etwas größerer Höhe sind daselbst die Sternbilder des Bechers und des

Digitized by Google

Raben wahrzunehmen. Am südöstlichen Horizont ist das Sternbild des Skorpions mit dem schönen, rötlich funkelnden Stern Antares (Gegenares = Gegenmars) eben aufgegangen, zwischen dem Skorpion und der Jungfrau ist das Sternbild der Wage zu bemerken. Oberhalb des Skorpions glänzen im Südosten die reichen Sternbilder des Schlangenträgers (Ophiuchus) und der Schlange.

Im Osten steht das Sternbild des Herkules mit seinem berühmten, prachtvollen Sternhaufen schon ziemlich hoch; nur wenig westlich von ihm bemerken wir zunächst das Sternbild der nördlichen Krone und noch weiter westlich, der Mittagslinie schon ziemlich nahe, das Sternbild des Bootes mit dem rötlichen Stern erster Größe Arkturus. Im Nordosten erblicken wir innerhalb und südlich der Milchstraße die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega, des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und des Adlers mit dem gleichfalls sehr hellen Stern Atair, der eben aufgegangen ist.

Hoch im Norden steht das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, ferner der zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären in vielfachen Windungen sich hinziehende Drache und die Giraffe; in geringerer Höhe, zum größten Teil innerhalb der Milchstraße, sind daselbst die Sternbilder der Kassiopeia, des Perseus, des Cepheus, der Eidechse und der Andromeda wahrzunehmen.

Die Sonne kulminiert von Tag zu Tag in größerer Höhe über dem Horizont; am Anfang des Monats beträgt ihre Mittagshöhe für die geographische Breite von München 57 Grad, am Ende desselben nahezu 64 Grad. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst im Verlaufe des Monats um rund 130,000 Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Sonnendurchmessers von 31'44.7" auf 31'32.6" zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	5h	0m	früh	7h	22m	abends
8.	4	49	„	7	32	„
15.	4	39	„	7	41	„
22.	4	30	„	7	50	„
29.	4	24	„	7	58	„
31.	4	22	„	8	0	„

Die Tageslänge nimmt sonach während des Monats Mai um 1 Stunde 16 Minuten zu; sie beträgt am Ende des

Digitized by Google

Monats (ohne Dämmerung) 15 Stunden 38 Minuten. Die Zunahme verteilt sich, wie man der obigen Tabelle entnimmt, auf die Morgen- und Abendstunden völlig gleichmäßig, dagegen ist auch im Mai noch der „Vormittag" durchschnittlich um 20 Minuten kürzer als der „Nachmittag".

Die Sonnentätigkeit zeigt sich nunmehr in dauernder Abnahme begriffen: größere Gruppen von Sonnenflecken oder Sonnenfackeln waren auf der Oberfläche der Sonne im vergangenen Monat nicht mehr wahrzunehmen.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Mai sind folgende:

4. Mai	11 h	nachts	Letztes Viertel
12. „	10	vormittags	Neumond
16. „	10	„	Erdferne (54,670 Meilen)
20. „	2	nachmittags	Erstes Viertel
27. „	3	„	Vollmond
28. „	6	abends	Erdnähe (48,410 Meilen)

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	11 h	27 m	nachts	7 h	25 m	vormittags
8.	3	35	früh	3	14	nachmittags
15.	6	49	„	10	37	nachts
22.	1	32	nachmittags	2	15	„
29.	10	17	nachts	6	05	früh
31.	—	—	„	8	14	vormittags.

Bedeckung. Eine am 16. Mai, nachmittags 2½ Uhr, stattfindende Bedeckung des Planeten Neptun ist nur in Gegenden sichtbar, die zwischen dem 10. nördlichen und dem 44. südlichen Breitengrade liegen und für welche der Mond um die angegebene Zeit über dem Horizont steht.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im Monat Mai nicht als besonders günstig zu bezeichnen.

Merkur ist während der größeren Hälfte des Monats Morgenstern, nähert sich aber der Sonne so rasch, daß er mit freiem Auge nicht wahrgenommen werden kann. Am 22. Mai geht er durch den aufsteigenden Knoten, am 26. Mai durch die Sonnennähe seiner Bahn. Am 24. Mai steht er in oberer Konjunktion mit der Sonne (Stellung Erde-Sonne-Merkur), deren Strahlen er aber alsbald so rasch enteilt, daß er gegen Ende des Monats schon nahezu 1 Stunde nach ihr untergeht, unter günstigen Umständen somit als Abendstern am westlichen Himmel sichtbar ist. Am 11. Mai steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Digitized by Google

Venus geht im Mai reichlich 1 Stunde vor der Sonne auf und ist daher während des ganzen Monats als hellglänzender Morgenstern tief am östlichen Himmel sichtbar. Am 9. Mai kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars ist rechtläufig im Sternbild des Schützen, sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich nur noch rund drei Fünftel des Erdbahnhalbmessers. Er geht zu Anfang des Monats noch um 12½ Uhr, Ende Mai aber schon um 11 Uhr nachts über dem südöstlichen Horizont auf und steigt infolge seiner großen südlichen Abweichung vom Himmelsäquator nur langsam zu größerer Höhe empor. Gleichwohl erscheint der durch ziemlich große Helligkeit, wie durch die stark rote Färbung seines Lichtes ausgezeichnete Planet in seiner verhältnismäßig sternarmen Umgebung als ein auffallendes, mit freiem Auge leicht wahrzunehmendes Objekt. Am 1. Mai kommt Mars in Konjunktion mit dem Planeten Uranus, am 2. und wiederum am 30. Mai in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter ist noch immer rechtläufig im Sternbild der Zwillinge. In der Abenddämmerung noch ziemlich hoch am westlichen Himmel stehend, geht er durchschnittlich gegen 11½ Uhr nachts unter, so daß er samt den vier helleren seiner sieben Monde nur noch während einiger Stunden beobachtet werden kann. Am 16. Mai steht Jupiter in Konjunktion mit dem um diese Zeit vier Tage alten, also stark sichelförmig erscheinenden Monde: in der Nacht vom 21. auf den 22. Mai geht er im Abstand von 1 Grad (2 Vollmondsbreiten) nördlich am Planeten Neptun vorüber.

Saturn schiebt sich im Verlauf des Monats im Sternbild des Wassermannes nur um etwa 4 Vollmondsbreiten in rechtläufigem Sinne vorwärts. Er geht im Monatsdurchschnitt 2 Stunden vor der Sonne auf, wird daher jetzt in der Morgendämmerung am östlichen Himmel bequem sichtbar. Und zwar erscheint er uns gegenwärtig — worauf schon jüngst an dieser Stelle hingewiesen wurde — ohne das charakteristische Ringsystem, von dem wir ihn sonst umgeben sehen; letzteres aus dem Grunde, weil zurzeit die von der Sonne nicht beschienene Seite der Ringebene der Erde zugekehrt ist. Am 7. Mai kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus ist gegenwärtig langsam rückläufig im Sternbild des Schützen, wo er gleich zu Anfang des Monats, wie schon oben bemerkt, eine Begegnung mit dem Planeten Mars hat. Er geht im Monatsdurchschnitt schon gegen 11½ Uhr abends auf, kann somit fast die ganze Nacht hindurch als Sternchen 6. Größe —

Digitized by Google

dem bloßen Auge also eben noch wahrnehmbar — beobachtet werden.

Neptun hat ganz geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild der Zwillinge; seiner am 21. Mai stattfindenden Zusammenkunft mit dem Planeten Jupiter ist bereits oben gedacht worden. Da Neptun im Monatsdurchschnitt schon nach 11¼ Uhr nachts untergeht, kann er (nur unter Benutzung von stärkeren optischen Hilfsmitteln) jetzt nur noch während der ersten Abendstunden beobachtet werden.

Komet 1907, b. Für den von Mr. Mellish, Astronomen der Washburn-Sternwarte in Madison (Wisc.), am 14. April entdeckten neuen Kometen haben die amerikanischen Astronomen Lamson und Frederick aus drei Washingtoner Beobachtungen eine vorläufige parabolische Bahn abgeleitet. Der Komet hat hiernach den sonnennächsten Punkt seiner Bahn, deren Neigung gegen die Erdbahnebene rund 110° beträgt, bereits am 27. März im Abstand von 0.9 Erdbahnhalbmessern durchlaufen. Seine schon zurzeit der Entdeckung geringe Helligkeit nimmt, da gleichzeitig auch seine Entfernung von der Erde sehr rasch wächst, rapid ab, so daß trotz günstiger Stellung am Himmel seine visuelle Beobachtung jetzt schon selbst für ganz große Fernrohre sich schwierig gestalten dürfte.

Sternschnuppen. Am 6. Mai — heuer also hinsichtlich des Mondlichtes zu einem leidlich günstigen Zeitpunkt — passiert die Erde alljährlich die Bahn eines ausgedehnten Sternschnuppenschwarmes, dessen (erst nach Mitternacht aufgehender) Radiationspunkt im Sternbild des Wassermannes liegt, weshalb die von ihm kommenden Meteore als Aquariden bezeichnet werden. Ebenso finden alljährlich um die Mitte des Monats periodische Sternschnuppenfälle statt, die von dem Sternbild der nördlichen Krone ausstrahlen. Sporadische Sternschnuppenfälle von größerer oder geringerer Frequenz endlich sind während des ganzen Monats zu beobachten, sie kommen scheinbar aus dem Herkules, aus dem Schlangenträger, aus dem Drachen und aus dem Pegasus.

-rt-

(Nr. 94.)

Digitized by Google

Bücheranzeigen.

Grundriß der Bürger- und Gesetzeskunde in Bayern. Für den Unterricht an bayerischen Fortbildungs- und Fachschulen von Bezirksamtsassessor Frhr. v. Kreußen. Verlag von C. H. Beck, München 1907.

Der Zweck dieses Werkes, welches aus praktischer Lehrtätigkeit hervorgegangen ist, ist vor allem der, für den Lehrer an Fachschulen eine Zusammenfassung des gesamten Lehrstoffes in kurzen Zügen zu bieten und dem Schüler ein Nachschlage- und Repetierbuch zur Verfügung zu stellen. Dieses Ziel wird zweifellos voll und ganz erreicht. Der Nutzen aber, den das Buch zu stiften geeignet ist, wird weit über seinen ursprünglichen Zweck hinausgehen. Nicht nur Lehrer und Schüler, sondern auch andere, weitere Kreise, Geschäftsleute, Gemeindebeamte, und überhaupt alle, welche in ihrer Tätigkeit einige Kenntnis des Staats- und Rechtswesens brauchen, werden das Werk als dankenswerte Gabe begrüßen. Selbst angehende Rechtsbeflissenen vermag es vor dem Eingehen in die Detailwissenschaft einen wünschenswerten allgemeinen Ueberblick über die gesamte Materie zu bieten. Eine derartige Einführung möchte dringend zu raten sein. Meist wird das Rechtsstudium mit der Einführung in ein bestimmtes Rechtsgebiet, beispielsweise Zivilrecht (Institutionen) begonnen, statt vor allem eine Umschau über den ganzen Stoff zu halten und die Sichtung desselben nach großen Zügen vorzunehmen.

Das Buch behandelt in systematischer Reihenfolge, nach einer Einführung in das Lehrfach, und einer kurzen geschichtlichen Darlegung — überall in Kürze das Wissenswerteste und Wissensnötigste gemeinverständlich erläuternd — das Staats- und Verfassungsrecht des Reiches und Bayerns, Staatsgewalt, Staatsbehörden, die Gemeindeverfassung, Distrikts- und Kreisgemeinden, Polizeiwesen, Heimatrecht, Armenwesen, staatliche Versicherungen, Handel, Verkehr, Gewerbe, Arbeiterschutz, Lehrlingswesen, Landwirtschaft, Forst-, Jagd-, Fischereiwesen, Bergbau, Kirchen- und Schulangelegenheiten, Finanz- und Militärwesen. Dann bürgerliches Recht, Wechselrecht, Prozeß- und Strafrecht. Der gesamte Stoff ist hierbei in 40 Lehrstunden abgeteilt.

Als Anhang sind dem Buche Belehrungen und Winke über Handwerk in Stadt und Land, Fortbildungsschulen, Konkurrenz, Raiffeisenvereine, Arbeitswesen, Güterschlächterei, Mäßigkeitsbewegung und Nebenbeschäftigungen beigegeben. Dieser Anhang dient vornehmlich dem Unterrichtszwecke an Fortbildungs- und Fachschulen und gibt ebenso von praktischer Erfahrung des Verfassers wie auch von warmer Fürsorge für die heranwachsenden Arbeiter Zeugnis. Selbstverständlich sind diese Anregungen noch mancher Ergänzung fähig, wie ja auch der Verfasser naturgemäß es dem Ermessen des betreffenden Lehrers anheimgeben mußte, die einzelnen Materien je nach Bedarf weiter auszubauen und auszubilden.

Nach dem Vorhergesagten kann das neu erschienene Buch jedem Interessenten, insbesondere aber den Schülern an Fortbildungs- und Fachschulen, den Volksbibliotheken und Anstalts-

Digitized by Google

bibliotheken, den Gemeindeschreibereien usw. bestens empfohlen werden. Der außerordentlich billige Preis (1 M bei 154 Seiten Umfang, klarem Druck und gefälliger Ausstattung) für das gebundene Exemplar macht die Anschaffung desselben für jeden leicht.

Augsburg. Dr. Roßmann.

Verfassung des Deutschen Reiches. Mit Einleitung und Kommentar von Adolf Arndt. 3. Aufl. Berlin 1907. J. Guttentag. X, 426 S.

Der vortreffliche Arndtsche Kommentar zur Reichsverfassung liegt nun in dritter, auf den neuesten Stand der Gesetzgebung ergänzten Auflage vor. Die Vorzüge des Kommentars bestehen vor allem in der klaren und doch erschöpfenden Fassung der einzelnen Anmerkungen, sowie in der sehr sorgfältigen Berücksichtigung der Literatur. Von Vorteil wäre an manchen Stellen eine größere Vertiefung in theoretische Streitfragen; in dieser Beziehung gibt der Seydelsche Kommentar entschieden mehr Anregung. Insbesondere der § 3 der Einleitung scheint mir der Erweiterung bedürftig, er dürfte in seiner derzeitigen sehr knappen Fassung kaum eine ausreichende theoretische Einführung in die Reichsverfassung darstellen. Immerhin liegen die Lücken des Werkes ausschließlich auf theoretischem Gebiet, für den praktischen Gebrauch ist die neue Auflage, welche in vielen Beziehungen erhebliche Verbesserungen aufweist, ganz vortrefflich und dem Seydelschen Kommentar schon um deswillen vorzuziehen, weil dessen zweite Auflage bereits vor zehn Jahren erschienen ist und deshalb für den praktischen Gebrauch heute in vielen Beziehungen als veraltet gelten muß.

München. Rechtsanwalt Dr. Paul Bauer.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. L. Sander, Marinestabsarzt a. D. Leipzig. Verlag für allgemeines Wissen. Preis 3.50 M.

„Eine Schilderung unserer Kolonien an der Hand von Schriften bekannter und hervorragender Kenner der deutschen Schutzgebiete" fügt der Herr Herausgeber erläuternd obiger Ueberschrift dieses jüngst erschienenen Kolonialwerkes bei.

Ich halte die gewählte Form für einen außerordentlich glücklichen Griff; nicht minder vortrefflich ist die ganze Durchführung. Heutzutage wird beinahe jedermann bereits Gelegenheit gehabt haben, an sich selbst zu versuchen, wie ungleich verschieden ein Vortrag wirkt, je nachdem der Vortragende über selbst Erlebtes und Gesehenes oder lediglich in berichtender Form spricht. Die erstere Art packt, fesselt, reißt den Zuhörer mit fort; die letztere läßt kalt und schärft damit das kritische Organ des Hörers.

Das vorliegende Werk setzt den Leser in die Lage des Zuhörers eines selbst erlebten Vortrages.

Und diese fesselnden Einzelschilderungen sind auf sachlichem, die Länder- und Menschenkunde, die Einrichtung und Verwaltung unserer überseeischen Besitzungen in knappen, kurzen, aber

Digitized by Google

trotzdem meist erschöpfend gegebenen Einleitungen, jedem einzelnen Abschnitte, d. i. jeder einzelnen Kolonie vorangeschickt, aufgebaut.

Den Einzelbetrachtungen geht eine allgemeine Einführung über Erwerbung, Bewirtschaftung und Verwaltung unserer Schutzgebiete voraus, in der auch manch freimütiges, aber wahres Wort zu finden ist.

Leider sind manche Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten mit unterlaufen. Abgesehen von Druckfehlern (z. B. „Stoßzähne von 11.2 Meter Länge" [S. 103], „Niguca" statt „Nigeria" [S. 200] usw.) sind die gleichen Orts- usw. Namen nicht selten verschieden geschrieben, so heißt z. B. in dem Kapitel „Togo" der Ort „Kratschi" bald so, bald „Kratyi"; im gleichen Abschnitt ist in der Einleitung gesagt (S. 5), daß der Togoneger keine Pferde kennt, während auf Seite 35 berichtet wird, „daß die Leute des Hochlandes Pferde halten." Bei Besprechung von Kamerun ist irrtümlicherweise Bamum als „Militärstation" bezeichnet (S. 188) u. a. m.

Auch dürfte sich, meiner Ansicht, bei einer hoffentlich recht bald notwendig werdenden weiteren Auflage empfehlen, die einzelnen Schilderungen innerhalb einer Kolonie in geographischer Nacheinanderfolge aneinander zu reihen, nicht sprungweise hierbei zu verfahren (vergl. zum Beispiel Kamerun S. 188, 191, 195, 197): der gegenwärtige Modus erschwert die Gewinnung klarer Ueberschau über das jeweilige Gebiet. Und noch etwas für die nächste Auflage: gerade bei dem Zweck des Buches, in weiteste Kreise zu dringen, also auch in solche, welche nicht schon gewisse Vorkenntnisse zur Lektüre mitbringen, ist es notwendig, daß auf den beigegebenen Karten die im Text vorkommenden Namen sich finden, zum mindesten die Landschafts-, Stammes- und größeren Orts- und Flußnamen

Ich wünsche dem Buch, dessen reicher und gut gewählter Bilderschmuck die Anschaulichkeit des Wortes ganz wesentlich erhöht, die weiteste Verbreitung in allen Kreisen.

Murnau in Bayern. Hutter, Hauptmann a. D.

Lesebuch zur Geschichte Bayerns, bearbeitet von Otto Kronseder. München bei Oldenbourg, 1906.

Im ministeriellen Auftrag hat Gymnasialprofessor Dr. Otto Kronseder dem Wunsche nachzukommen gesucht, daß der Unterricht „in der Geschichte unseres engeren Vaterlandes in einer anregenderen, die Herzen der Jugend erwärmenderen und so für das spätere Leben nachhaltigere Eindrücke hinterlassenden Weise erteilt werden möge; die lehrreichsten, natürlichsten und so wissenswürdigsten Partien der Geschichte Bayerns sollten in faßlicher, anziehender Darstellung ohne alles gelehrte Beiwerk zur Veranschaulichung gebracht werden."

Wer noch in alter Zeit die Geschichte Bayerns an unseren Gymnasien lernen mußte, wer sich an den unüberblickbaren Graus-

Digitized by Google

der endlosen Teilungen der bayerischen Lande und Herzogslinien erinnert, wird für die heutige Jugend dieses oben aufgestellte Programm nur mit Freude begrüßen können. Bayern hat eine ungemein interessante historische Entwicklung hinter sich. Es ist eben ein altes Kulturland, und wer in der Schule darüber reden soll, hat ein wunderschönes Gebiet vor sich; nur muß er von etwas anderem reden dürfen als von den leidigen Familienzwistigkeiten und von den vielen kleinen Schlachten, die selbst für bayerische Landeskinder heute kein Interesse mehr haben, wenn nicht gerade besondere Umstände maßgebend sind.

Kronseder hat mit großem Geschick es erreicht, in dem sehr stattlichen Bande, der übrigens ungewöhnlich billig ist, das obenstehende Programm durchzuführen Man darf sagen, daß das Lesebuch in der kurzen Zeit bereits populär geworden ist und sich auch in den Kreisen derjenigen, die sich auf irgend einem Gebiet mit der Geschichte Bayerns wissenschaftlich beschäftigen, der größten Anerkennung erfreut. Es ist ein ganz ausgezeichnetes Schulbuch und vielleicht deshalb, weil es nicht zunächst auf den Horizont der Schule eingestellt ist. Kronseder hat aus den besten Werken über Bayerns politische und sonstige Geschichte Abschnitte herausgehoben, die von der Urzeit bis auf unsere Tage in sehr geschickt behandeltem Mosaik mit Auslassung der weniger wichtigen Momente und Personen ein Gesamtbild dieser mehrtausendjährigen Entwicklung geben.

Siegmund v. Riezler, Wilhelm v. Giesebrecht, Karl Theodor v. Heigel, Lorenz v. Westenrieder, H. Wilhelm, H. Riehl, Ludwig Steub, Ignaz v. Döllinger, Theodor Henner schrieben alle nicht für die Schule, aber sie wie die vielen anderen, deren Werke einzelne Kapitel geliefert haben oder die eigens einen Aufsatz für dieses Lehrbuch geschrieben haben, sind doch die nächsten, die gehört werden müssen, wenn der Schüler einer höheren bayerischen Lehranstalt etwas über die Geschichte seines Vaterlandes erfahren soll. Die großen Gelehrten kommen schon deswegen hier zunächst in Betracht, weil sie die Bürgschaft dafür geben, daß nicht armseligem Byzantinismus gefrönt werde. Wenn unsere Schüler an unseren Schulen über unsere Kultur und Geschichte unterrichtet werden, so ist es ja klar, daß nicht gerade die unvorteilhaften oder gar schlimmen Züge besonders herausgehoben werden, aber wenn auf den erfreulichen und ruhmeswürdigen Taten und Eigenschaften mit Stolz verweilt wird, so muß das nicht mit fader Lobrednerei geschehen. Das ist nun das Verdienst Kronseders, daß er immer auf Würde gesehen hat. Der Lehrer, der dieses Lesebuch für den Unterricht benutzt, hat hier genügendes, in edle Form gebrachtes Material, um dem heranwachsenden jungen Mann zu zeigen, daß er mit Ehren und gutem Grund sein schönes und tatenreiches Vaterland lieben und stolz auf die Vergangenheit sein darf. Diese Aufgabe war ungemein schwierig; denn die Jugend ist unbarmherzig streng in ihrem Urteil. Sie ist spottlustig und findet die Fehler viel schneller als das Gute. Es war eine Frage des größten Taktes, auf all das Große hinzuweisen und dem leicht zum Tadel geneigten Völkchen doch die Möglichkeit zu nehmen, daß es glaube, man wolle es aus Angst vor manchen beängstigenden Strömungen unserer Zeit in

Digitized by Google

patriotischen Redensarten um die klare Einsicht in die Dinge bringen.

Im übrigen ist der Nachdruck darauf zu legen, daß das Buch nicht für die Schule selbst unmittelbar bestimmt ist. Es soll dem Lehrer den Stoff geben und dieser kann dann in den höheren Klassen die Abschnitte, die ihm geeignet erscheinen zur Lektüre verwerten. So ist dem Ganzen der doch immerhin etwas verdrießliche Charakter des Lehrbuches genommen. Es soll anregen. Das tut es nun auch, zumal viel Wert darauf gelegt wurde, die hervorragenden Persönlichkeiten ausführlich zu schildern. Die individuelle Behandlung hat immer die größten Aussichten auf Erfolg. Daher kommt es, daß das 19. Jahrhundert, das zumal für München von der größten Bedeutung ist, mit reicher Ausführlichkeit behandelt wurde und zwar bis fast in die Gegenwart hinein.

Tadeln möchte ich nicht gern an einem Buch, das in einer früher nicht denkbaren Weise den Schulbetrieb vornehm und großzügig gestalten will: aber unterdrücken kann ich die eine Bemerkung nicht, daß mir die vielen eingestreuten patriotischen Gedichte ein nicht ganz einwandfreier Rest des alten Betriebes zu sein scheinen. Manche, wie die von Pocci oder Freiligrath wird niemand beanstanden; aber gar manches steht auf einem Niveau, das wesentlich niedriger ist als das des Prosateiles. Wenn bei einer späteren Auflage diese Konzession an die früher übliche Art, ein Schulbuch „abwechslungsreich" zu gestalten, aufgegeben werden könnte, wäre das wohl ein Gewinn.

Nur ungern würde ich die Anzeige des sympathischen Buches mit dem eben gemachten Einwand schließen. Es liegt mir vielmehr daran, zum Schluß das höchste Lob auszusprechen, das möglich ist. Trotzdem das Lesebuch dem eng begrenzten Zweck des Unterrichtes dienen soll, ist es in hohem Grade der Allgemeinheit aller derer zu empfehlen, die sich um die Geschichte unseres Volkes und seiner Kultur interessieren.

Karl Voll.

Napoleon im Frühjahr 1807. Ein Zeitbild von Graf Hannibal zu Dohna. Leipzig, Georg Wigand. 1907. Preis 4 Mark.

Die vorliegende Schrift des durch seine früheren Veröffentlichungen, insbesondere durch seine „Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeeres" vorteilhaft bekannten preußischen Generals will ihrer ursprünglichen Absicht nach lediglich den Zeitabschnitt zwischen den Schlachten von Eylau und Friedland schildern, während dessen Napoleon I. auf dem Dohnaschen Schlosse Finckenstein in Ostpreußen residierte. Aber der Stoff ist dem kundigen Verfasser unter den Händen über den engen Rahmen hinausgewachsen: er gibt uns ein knappes und klares Bild der ganzen Entwicklung des Geschicks und der Persönlichkeit des großen Imperators bis zum Höhepunkte seiner Laufbahn und versucht scharfsinnig nachzuweisen, daß gerade die Zeitspanne zwischen Eylau und Friedland den „Gipfelpunkt der meteorologischen Kurve bildet, die jener Gigant in die Annalen des Menschengeschlechts eingezeichnet hat". Ob ihm der Beweis

Digitized by Google

für seine Auffassung, daß schon im Frühjahr 1807 — also noch vor dem entscheidenden Siege von Friedland und vor dem Tilsiter Frieden — die ersten Anzeichen des Rückganges der napoleonischen Weltmacht sich bemerkbar machen und daß der Beginn dieses Rückganges von der Schlacht bei Eylau zu datieren sei, in überzeugender Weise gelungen ist, kann bezweifelt werden. Doch tut dieser Zweifel dem Werte seiner feinsinnigen Schilderungen, die uns das allumfassende Genie Napoleons und auf der anderen Seite die völlige Unfähigkeit der russischen Heeresleitung plastisch vor Augen stellen, nicht den mindesten Abbruch.

O. E.

Einem neuen Sedan entgegen! Von Major Driant. 1907. 142 Seiten. Preis 1 M. Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr.

Es darf wohl dem rührigen Verlag als besonderes Verdienst angerechnet werden, daß er durch seine von ihm veranstaltete autorisierte Uebersetzung ein Buch weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, welches schon durch seinen großen Erfolg in Paris — in den ersten 10 Tagen nach seinem Erscheinen sollen 20,000 Exemplare verkauft worden sein — unser höchstes Interesse erregen muß, in militärischen Kreisen auch wirklich alle Aufmerksamkeit verdient.

Der Verfasser, welcher sich als Militärschriftsteller in Frankreich einen guten Namen gemacht hat, wohnte den deutschen Kaisermanövern im Jahre 1906 bei und hat sich dabei durch persönliche Anschauung gründliche Kenntnisse im Dienst- und Manöverbetrieb der deutschen Armee verschafft. Eingehende theoretische Studien haben ihm dies wesentlich erleichtert. Mit großem Freimut werden die Verhältnisse in der französischen Armee denen in der deutschen gegenübergestellt, und man muß Major Driant vollständig beipflichten, wenn er davor warnt, daß sich Frankreich zugunsten englischer Interessen und um für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen, in einen Krieg mit Deutschland treiben läßt. Ob er in seinem Bestreben, sein Vaterland vor unüberlegten und übereilten Schritten abzuhalten, nicht etwas zu weit geht und sein eigenes Heer von einem zu pessimistischen Standpunkt aus beurteilt, mag dahingestellt bleiben.

Die warme Würdigung und eingehende meist richtige Schilderung der Tätigkeit im deutschen Heere von den untersten Stufen der militärischen Hierarchie an bis zu den höchsten Spitzen muß gerade von seiten eines sachkundigen Franzosen wohltuend berühren.

Seine Schilderung des Verlaufes der Kaisermanöver bei Breslau, der Anmärsche der Truppen, der großen Parade usw. ist sehr lebendig und durch die Rückblicke auf den Feldzug vom Jahre 1813, auf dessen Boden sich die Manöver abspielten, auch kriegsgeschichtlich sehr interessant. Seine Vergleiche sind im allgemeinen treffend und manches, was er an dem Verfahren der verschiedenen Waffen im Gefechte auszusetzen hat, mag wohl auch in der Manöverkritik gerügt worden sein, ohne dabei für uns an Interesse zu verlieren.

Digitized by Google

Das Buch dürfte im Gegenteil zu sehr vorteilhaften Selbstbetrachtungen anregen und auch in den nicht seltenen Fällen, in denen Major Driant überzeugt zu sein scheint, daß bei ihnen etwas besser ist, als bei uns, z. B. der französische Subalternoffizier und der gemeine Soldat sei dem deutschen Kameraden derselben Rangstufe weitaus über — möchte ich den deutschen Leser erinnern, daß sich bei genauerem Zusehen auch hier immerhin ein Körnchen Wahrheit finden lassen dürfte.

Kein Offizier wird das Buch ohne Nutzen lesen und auch für weitere Kreise möchte ich dasselbe als sehr interessant empfehlen.

Bösmiller.

Anselm v. Feuerbach, der Jurist, als Philosoph. Von Dr. Maximilian Fleischmann. München 1906. J. F. Lehmanns Verlag. 79 S. 1.80 M.

Der Verfasser behandelt in einem ersten Teile (S. 1—34) Feuerbachs Lebensgang, mit besonderer Hervorhebung seiner philosophischen Entwicklung. Wir entnehmen daraus, daß Feuerbach mit 16 Jahren seinem Vater, einem Frankfurter Juristen, der als die Karikatur von Goethes Vater galt, entlief und in Jena Philosophie studierte. Unter Reinholds Einfluß wurde er mit Kants System bekannt und Anhänger desselben. Neunzehnjährig veröffentlichte er seine erste philosophische Arbeit, ging aber nach seiner Promotion auf Wunsch des Vaters zur Jurisprudenz über, der er erst sehr allmählich Geschmack abgewann. Als Philosoph ging er an die Rechtswissenschaft heran, und „ohne diese Philosophie wäre Feuerbach nie das geworden, was er tatsächlich war: einer der größten Bahnbrecher für humanere Ideen im Strafrecht und in der Strafgesetzgebung seines Volkes" (S. 77).

Im zweiten Teile behandelt der Verfasser Feuerbachs Philosophie. Sie ist im wesentlichen kantisch. Wohl ist er in Einzelheiten selbständig, aber „seinem System fehlt die Geschlossenheit und großenteils auch die Originalität". Fleischmann untersucht dies im einzelnen und gibt jedesmal eine kurze Kritik. Feuerbachs größte philosophische Leistung liegt auf dem Grenzgebiete der Rechtsphilosophie. Er hat als erster die Trennung von Moral und Recht durchgeführt. Bemerkenswert ist auch die Aufstellung der Theorie des psychologischen Zwanges. Auf weitere Einzelheiten einzugehen erübrigt sich bei einer kurzen Anzeige. Der Hauptwert der Arbeit liegt darin, daß sie einen notwendigen Baustein beiträgt zu einer vollständigen Biographie Feuerbachs. Würde darin auch auf Feuerbachs juristische Stellung, auf seinen Kampf mit den bayerischen Obskuranten ꝛc., eingegangen, so wäre sie ein trefflicher Beitrag zur Geschichte seiner Zeit. Der Verfasser dieser Schrift ist der Berufene, uns auch das größere Werk zu schenken.

München. Dr. Bergsträßer.

Digitized by Google

Das Denken der Blüten. Von Maurice Maeterlinck.

Der Genter Dichter hat uns soeben ein neues Buch beschert. Es führt den Titel: „L'Intelligence des Fleurs". Er hat in einem glänzenden Werke über das Leben der Bienen sich als einen trefflichen Naturforscher erwiesen, und als solchen zeigt er sich auch in seiner reizenden Studie über das Denken und Empfinden der Pflanzen. Dichter und Naturforscher, sie sind ja beide gute, scharfe Beobachter; vereinigt der Verfasser beide Eigenschaften in sich, so muß ein reizvolles Werk entstehen. Das neue Buch enthält jedoch noch gar mancherlei tief Gedachtes über viele Dinge aus der Zeit und der Welt. So schreibt Maeterlinck über „Düfte", das „Maß der Stunden", „Unruhe unserer Moral", „Vom König Lear", „Kriegsgötter", „Ein Unfall", „Unsere soziale Pflicht", „Unsterblichkeit". Wie in einem Kaleidoskop ziehen die verschiedensten Bilder vorüber und wenn jemand, so weiß der Dichter der „Prinzessin Malena" eigenartig vorzutragen. Lassen wir ihn von den Blüten erzählen. Hier eine Skizze über die Wasserpflanze Vallisneria, die sich in Mittelmeerländern in Gewässern — z. B. den oberitalienischen Seen — oft findet und die dem Botaniker bekannt ist wegen der außergewöhnlich großen Zellen ihrer langen Grashalme, in denen man unter dem Mikroskop das Pulsieren des Lebens, das Hin- und Hertreiben der Zellenkörperchen recht genau beobachten kann. . . .

„Wir können die Wasserpflanzen nicht verlassen, ohne kurz das Leben einer der romantischsten unter ihnen zu erwähnen, das der bekannten Vallisneria, einer Hydrotharidee, deren Hochzeitsfeier die traurigste Tragödie unter den Liebesgeschichten der Pflanzen ist.

Die Vallisneria ist ein recht unbedeutendes Kraut. (Vallisneria paradoxa gleicht einem schmallanghalmigen Grase, das, am Teichboden wachsend, in Büscheln zusammensteht, und ähnelt etwa der Pflanze, die das sogen. Seegras liefert, der Zostera. D. Ueb.) Die Pflanze besitzt gar nichts von der Anmut der Lotosblume oder gewisser Meerhaare. Die Natur hat sich aber, so sollte man meinen, darin gefallen, in diese Pflanze einen schönen Gedanken zu legen. Das ganze Dasein der kleinen Pflanze trägt sich zu auf dem Grunde der Gewässer, in einer Art Halbschlaf, bis zu jener Stunde der Hochzeit, wo sie einem neuen Leben zustrebt. Da wickelt die weibliche Blüte langsam den bisher in eine Schraube zusammengedrehten Stengel auf, sie steigt auf, sie taucht empor, und auf der Flut sich wiegend, breitet sie sich aus. Durch die sonnendurchstrahlten Gewässer erblicken sie von der Nachbarstelle aus die männlichen Blüten. Auch sie erheben sich nun voller Hoffnung zu der, die da oben schwebt, die sie erwartet, die sie in eine zauberische Welt hinaufruft. Aber auf halbem Wege fühlen sie sich plötzlich zurückgehalten; ihr Blumenstengel, die Quelle ihres Lebens, ist zu kurz, und nimmer vermögen sie das Reich des Lichtes zu erreichen, wo allein die Vereinigung von Staubfäden und Stempel stattfinden kann.

Gibt es wohl in der Natur eine schrecklichere Prüfung? Man denke an dieses Drama der Sehnsucht; das Unerreichbare, das

Digitized by Google

man schon berührt, dieses durchsichtige Schicksal, das Unmögliche ohne sichtbares Hindernis!

Es wäre unlösbar wie unser eigenes Drama auf der Erde. Da aber, siehe, geschieht etwas Unerwartetes. Hatten die Männchen eine Ahnung ihres Mißgeschickes? Eines ist gewiß: sie haben in ihrem innersten Herzen eine Luftblase eingeschlossen, so wie man wohl der Seele den Gedanken an eine verzweifelte Erlösung verschließt. Einen Augenblick scheinen sie noch zu zögern; dann, mit einer großartigen Anstrengung — es ist das Uebernatürlichste, was ich von den Feiern der Insekten und Blüten kenne —, dann, um sich bis zu ihrem Glücke emporzuheben, zerreißen sie freiwillig das Band, das sie mit dem Leben verknüpft. Los reißen sie sich vom Stile, und mit einem unvergleichlichen Schwunge, zwischen lustigen Perlen, platzen die Blumenblätter auf der Oberfläche des Wassers. Zu Tode verwundet, dennoch aber glänzend froh und frei, spielen sie einen Augenblick zu Seiten der ahnungslosen Braut, die Vereinigung vollzieht sich und welkend treiben die Hingeopferten dahin, während die Gattin, schon eine Mutter, ihren Blütenkelch schließt, auf dem es noch wie ein letzter Hauch schwebt, ihren Schraubenstengel wieder einrollt und in die Tiefe hinabsinkt, um dort die Frucht des heldenhaften Kusses zu reifen."

So erzählt der Dichter-Naturforscher von dieser Pflanze und so weiß er in seiner Blütenskizze noch gar viel Reizvolles zu berichten, um sich dann über andere Dinge zu verbreiten, die er nicht minder poetisch uns vorzutragen versteht.

K.

Eifersucht. Roman von Viktor v. Kohlenegg. Berlin 1907, F. Fontane u. Co.

Wenn je in einem Buche deutlich gezeigt wurde, was für ein häßliches, unheilbringendes Gift in der Seele des Menschen die Eifersucht ist, so geschah das in dem Roman „Eifersucht" von Viktor v. Kohlenegg. Die Hauptfigur in diesem Roman ist der Maler Ludwig v. Ayst. Dieser Unglückliche leidet an unüberwindlicher Eifersucht. Das ist ein Erbstück von seiner Mutter. Liebe ohne Eifersucht ist bei ihm unmöglich. Seine Natur ist so. Da ist es nur natürlich, daß er seine junge, schöne, leidenschaftlich veranlagte Frau aus dem Hause quält und in ihr das Verlangen nach einem anderen, ihrer würdigen Manne zur Reife bringt. Wie aber nun seine, von ihm trotz allem heißgeliebte Frau sein Haus verlassen hat, überwältigt ihn Reue, Schmerz und Schuldbewußtsein. In Verzweiflung öffnet er sich im Bette seiner Frau die Adern. So gibt er sich den Tod. — Die Handlung des Romans ist so gering als möglich. Die Stärke des Buches liegt in der psychologischen Detailarbeit, oder richtiger gesagt, in der Art, wie der Verfasser die psychischen und psychophysischen Vorgänge bei seinen Personen beobachtet Darin leistet er zum Teil Erstaunliches. Freilich will mir scheinen, als ob sich Kohlenegg manchmal schon in seiner Virtuosität zu Ueberladungen verleiten läßt. Ueberhaupt wird in dem Romane auf nebensächliche Erscheinungen mehr Wert gelegt, als für eine künstlerische Wirkung gerade nötig wäre. Die Vorzüge des

Digitized by Google

Buches werden dadurch aber nicht tief beschattet. Sicherlich ist Kohlenegg ein Schriftsteller, der die Seele des modernen Menschen genau kennt. Die Figuren seiner Dichtung haben Lebensfarbe. Dadurch erzielt er lebhafte Eindrücke.

München. Arnulf Sonntag.

Gehirn und Kultur. Von Dr. Georg Buschan. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. 74 Seiten.

Die höchst interessante Studie des Verfassers befaßt sich zunächst nach Vorausschickung einiger allgemeiner Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Hirngewicht zu Körpergröße, Konstitution und Alter mit der Frage der Beziehungen zwischen Hirngewicht und geistigen Fähigkeiten. Es zeigt sich da, daß geistig auf niederer Stufe stehende Rassen durchschnittlich ein geringeres Hirngewicht als Kulturvölker haben, geistig bedeutende Männer ein größeres im Vergleich zu intellektuell weniger Befähigten. Auch die Schädelkapazität zeigt dieselben Unterschiede, und schon der Horizontalumfang ist bei geistig hervorragenden Persönlichkeiten größer als bei Ungebildeten. Von ersteren wird infolgedessen auch eine größere Hutnummer meistens gebraucht. Ferner findet man Kurzköpfigkeit (im Gegensatz zu Langköpfigkeit) und persistierende Stirnnath des Schädels, sogenannten Metopismus, häufiger bei intellektuell Hochstehenden.

Durch vergleichende Messungen an Schädeln verschiedener Zeiten und Jahrhunderte hat sich ferner ergeben, daß seit Entwicklung des Menschengeschlechtes eine stetige Zunahme der Schädelkapazität und damit zusammenhängend auch des Gehirns zu verzeichnen ist, während auf der anderen Seite bei Rückgang der Kultur, wie z. B. bei den Aegyptern, die Schädelkapazität abgenommen hat.

Leider zeigt sich aber auch, daß die zunehmende Kultur das menschliche Gehirn leichter invalide und empfänglicher macht auf starke einstürmende Reize mit Erkrankungen zu reagieren, und wir sehen mit zunehmender Kultur die Geisteskrankheiten sich häufen. Das scheint namentlich bei den Völkern der Fall zu sein, welche die Segnungen der Kultur ziemlich plötzlich erhalten, ohne vorher die verschiedenen Stufen der Zivilisation langsam erklommen zu haben. Daraus ergeben sich eventuell praktische Winke für die Kolonisation.

Heilanstalt Dösen. Max Siebers.

Der bewährte „Allgemeine deutsche Universitäts- und Hochschul-Kalender", der in jedem Semester, Anfang Oktober bezw. April, neu erscheint, ist jetzt für das Sommersemester 1907 herausgekommen. Er bringt folgenden Inhalt: I. Teil: 1. Universitäten. 2. Technische Hochschulen. 3. Tierärztliche Hochschulen. 4. Landwirtschaftliche Hochschulen.

Digitized by Google

5. Forstakademien. 6. Bergakademien: Geschichte, Verfassung, Behörden, Dozenten, deren Lehrfächer, Geburtsdaten, Besoldung usw., Gebühren, Frequenzübersichten, Institute usw. der einzelnen Lehranstalten, studentische Verbindungen. — II. Teil: Das Studium, dessen Kosten, Lehrpläne, Prüfungsvorschriften usw. — III. Teil: Das studentische Verbindungswesen. — Anhang: Verzeichnis der Habilitationen, der Pensionierungen, der Sterbefälle, der Garnisonen der Universitäts- usw. Städte, der Akademischen Presse, Portotarif, Verschiedenes. — Der Kalender umfaßt über 300 Seiten und kostet geheftet in starkem Umschlag 1 Mark.

Allgemeine Rundschau.

Die Gleichmäßigkeit der Strafzumessung im Deutschen Reich.

Im Akademisch-Juristischen Verein München hielt Herr Dr. Woerner einen Vortrag über das obengenannte Thema, das im Moment der beginnenden Strafrechtsreform besonderes Interesse beansprucht. Er referierte über die Ergebnisse einer von ihm auf breiter statistischer Grundlage angestellten Untersuchung (vgl. Statistische Abhandlungen, herausgegeben von G. v. Mayr, Heft III), die teilweise zweifellos geeignet sind, nachdenklich zu stimmen. Die Unterschiede in den Strafmaßen, die von den Gerichten in den verschiedenen Gegenden Deutschlands angewendet werden, sind danach zum Teil enorme. So erkennen bei Wehrpflichtverletzungen die Gerichte in 12 Bezirken in 100 Prozent aller Fälle auf Geldstrafe, in anderen Bezirken nur in 7 Prozent; danach kann der Täter in der einen Gegend mit einer Wahrscheinlichkeit von 100 : 100 darauf zählen, mit einer Geldstrafe davonzukommen, während er in anderen (bayerischen) Bezirken mit einer Wahrscheinlichkeit von 93 : 100 Freiheitsstrafe erwarten muß. Aehnliche Differenzen zeigen sich bei der Unterschlagung und vielen anderen Delikten. Dabei ist zu bedenken, daß das statistische Material nur die Vergleichung für Oberlandesgerichtsbezirke (= 100) bis 130 Amtsgerichte und bis zu 4 Millionen Einwohnern) ermöglicht, so daß die gröbsten Unterschiede zwischen einzelnen Gerichten bereits nivelliert sind. Man wird der Behauptung des Vortragenden zustimmen müssen, daß man hier von einem einheitlichen Recht nicht mehr sprechen kann, zumal diese Differenzen regelmäßig bei allen Delikten wiederkehren.

Der Grund liegt hauptsächlich in einem hyperkonservativen Festhalten am Gerichtsgebrauch, zu dem ja die der individualisierenden Tätigkeit abholde Ueberlastung der Gerichte fast von selbst verleitet. Dies geht soweit, daß man den psychologischen Ursprung der an einzelnen Orten üblichen Strafausmaße mit Sicherheit auf Strafbestimmungen früher dortselbst in Geltung gewesener Gesetze zurückführen kann; die relative Seltenheit der

Digitized by Google

Verhängung von Geldstrafen bei einzelnen Delikten erklärt sich also daraus, daß ein früher gültiges Gesetz Geldstrafe nicht zuließ!

Die praktischen Vorschläge des Referenten, die eine Besserung dieser gewiß beklagenswerten Zustände bezwecken, boten manches Wertvolle. Die Einleitung des interessanten Vortrages bildete ein von Herrn Dr. Wassermann gegebener Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der „Kriminalitätsgeographie" und ihre Bedeutung.

Max Hirschberg.

Ueber Errichtung einer neuen Universität in Rußland.

Durch die russische Presse ging kürzlich folgende Mitteilung: „Das Unterrichtsministerium bringt dieser Tage das Projekt der Eröffnung einer neuen Universität vor die Reichsduma. Von den drei Städten, die die meisten Chancen haben, die Universität zu erhalten (Nischni-Nowgorod, Saratow und Woronesch), ist auf keine nachdrücklich hingewiesen worden, aber die Sympathien des Ministeriums stehen gänzlich auf der Seite von Woronesch. Außer dem Zuschuß, den die Stadt und das Semstwo gewähren, beträgt der einmalige Aufwand der Staatskasse rund 1½ Millionen Rubel. Die Hauptsorge des Ministeriums besteht nun im Suchen nach geeigneten Lehrkräften."

Dem ist hinzuzufügen, daß die Vorarbeiten in dieser Angelegenheit schon einige Zeit zurückreichen. Sie waren einer Kommission von Professoren der Warschauer Universität übertragen, weil das Schicksal dieser Universität, die seit den 60er Jahren rein russisch ist, mit der neuzugründenden Universität leicht zusammenfallen könnte, falls nämlich jene — wovon schon die Rede war — früher oder später einer polnischen Universität zu weichen hätte. Die Warschauer russische Universität würde dann mit der neuen, russischen Universität verschmolzen werden.

Die genannte Professoren-Kommission setzte sich mit den Stadt- und Semstwovertretungen gewisser Gegenden Rußlands ins Einvernehmen, um sich Gewißheit zu verschaffen, wo eine Universität wirklich notwendig wäre, und wie sich die Bedingungen zur Errichtung einer solchen in den Städten gestalten würden, die eine Universität haben wollen, sowie zu diesem Zweck gemeinsam mit den Semstwos und anderen kommunalen Einrichtungen mehr oder weniger beträchtliche Geldmittel zur Verfügung stellen.

Nach den eingegangenen Materialien ist das Bedürfnis einer Universität vorhanden im nordwestlichen Rußland, im zentralen Schwarzerd-Gebiet, in der Wolgagegend. Von den Städten, die den Wunsch geäußert haben, die Errichtung einer Universität durch beträchtliche Geldmittel (590,000 bis 1,200,000 Rubel) zu unterstützen, treten in den drei genannten Regionen hervor: Minsk, Witebsk, Smolensk, Nischni-Nowgorod, Saratow und Woronesch. Doch die materiellen Opfer allein sind noch nicht ausschlaggebend, weil die Kosten der Gebäude und die normale Entwicklung der Universität, wie auch ihr künftiges Budget in sehr naher Beziehung zu den lokalen Verhältnissen stehen, die für die verschiedenen Orte sehr verschieden sind, so

Digitized

z. B. die Preise der Baumaterialien, die verfügbaren städtischen Gebäude, Wasserleitung, Elektrizität usw., vor allem aber öffentliche Krankenhäuser und die Zahl ihrer Kranken. Die Kommission hat sich dann damit beschäftigt, annähernd die Kosten zu berechnen, die die Errichtung einer Universität an einem jeden der angegebenen Orte erfordern würde, mit einem Plan ihrer Entwicklung (der vollständige Ausbau soll innerhalb 5 Jahren beendet sein, also bis zum Jahre 1912) und einer annähernden Bestimmung ihres Jahresbudgets. Als Resultat dieser Berechnung hat sich ergeben, daß der einmalige Aufwand zur Errichtung einer Universität zwischen 1.8 und 2.5 Millionen Rubel schwankt, und die Verschiedenheit der Jahresbudgets bis 90,000 Rubel steigt. Im nordwestlichen Rußland (Minsk, Witebsk) und Smolensk sind die Bedingungen zur Errichtung einer Universität verhältnismäßig weniger günstig als in den anderen Städten, besonders mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Medizin, die in jenen Städten einen sehr bedeutenden einmaligen Aufwand erfordern würde, um die nötigen Kliniken zu erbauen und zu unterhalten, während in den Städten Nischni-Nowgorod, Saratow und Woronesch vollständig eingerichtete Krankenhäuser bestehen, die für die erste Zeit mit verhältnismäßig geringen Kosten die Kliniken ersetzen können.

P.

Imhoof-Blumers Sammlung römischer Münzen.

Soeben ist der prächtige mit 28 Lichtdrucktafeln ausgestattete Katalog der Sammlung römischer und byzantinischer Münzen erschienen, die der berühmte Münzgelehrte Dr. Fr. Imhoof-Blumer in Winterthur Ende Mai durch Dr. phil. Jakob Hirsch in München versteigern läßt. Die großartige Sammlung griechischer Münzen Imhoof-Blumers hat, wie bekannt ist, das Berliner Münzkabinett vor einigen Jahren um zirka 500,000 M erworben, das jetzt, nachdem auch die Sammlung Loebbeke aus Braunschweig in dasselbe übergegangen ist, die allererste Stelle für antike Münzen einnimmt. Imhoof-Blumers Kollektion römischer Münzen ist dadurch ausgezeichnet, daß ihre 1904 Nummern (wozu zirka 300 byzantinische treten) ein vollkommenes Bild der römischen Münzprägung geben. In den 40 Jahren, die der Schweizer Gelehrte die Römer als Anhang zu seiner berühmten Griechensammlung gesammelt hat, konnte er fast alle Typen von ihren Anfängen an, die durch des Frankfurter Gelehrten Justizrat Dr. Haeberlin bahnbrechende Schrift „Zum Corpus numorum aeris gravis“ erst jetzt richtig systematisch betrachtet werden, bis zum Ende der Kaiserzeit und in die byzantinische Periode hinein in vortrefflichen Exemplaren vereinigen. Gar viele Köpfe der Sammlung bilden die Unterlage zu Imhoof-Blumers Buch „Porträtköpfe auf römischen Münzen“ Größere Gruppen wie die Kleinbronzen der Kaiserzeit, die Restitutionsprägungen Philipps und die sogenannten Silbermedaillons asiatischer Prägung sind nicht leicht vorher in so vollkommener Weise vereinigt

Digitized by Google

gewesen. Selbstverständlich kann für die republikanische Periode die Imhoof-Blumersche Sammlung sich an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit mit der Haeberlinschen in Frankfurt a. M., die vielleicht 15,000 Stück republikanischer Münzen enthält, nicht vergleichen. Aber unter den, zum größeren Teil aus seinerzeit berühmten Sammlungen, wie Gréau, d'Amécourt, de Belfort, de Quelen, de Moustier, Montagu u. a. stammenden Imhoof-Blumerscher Römern finden sich Münzen wie die historisch-interessante mit Eid. Mar. (d. h. Idibus Martiis) bezeichnete Brutusmünze mit dem Freiheitshut zwischen zwei Dolchen (Nr. 483), auf der Brutus einen leichten Bart zum Zeichen der Trauer um das Unglück des Staates trägt. Ferner sind zu bemerken die Musenserie der Gens Pomponia (Nr. 373—380), der Augustus der Gens Petronia (Nr. 343), die Aurei des Ahenobarbus, der drei Pompeji und des Lepidus (Nr. 485, 487, 488), der Aureus des Uranius Antoninus (Nr. 1242). Von größter Seltenheit sind einige Bronzemedaillons, so die Porträte des Lucius Verus (Nr. 1000), des Commodus (Nr. 1024 und Nr. 1031), des Antoninus Pius (Nr. 1129). Auch das durch das so äußerst seltene Auftreten einer wirklichen Jahreszahl (anno 874 natali urbis = 121 n. Chr.) merkwürdige Goldstück des Hadrian figuriert als Nr. 803 in der Sammlung Imhoof-Blumer. Nur von noch einem einzigen römischen Kaiserpaar — Philippus Pater resp. Pacatianus, seinem Gegenkaiser — sind Münzen mit direkter Datierung, auf das Milennium von Rom, außerdem bekannt. — Der Versteigerung der großartigen Sammlung römischer und byzantinischer Münzen aus dem Imhoof-Blumerschen Besitz folgt bei Dr. Hirsch noch die einer ausgewählten Sammlung griechischer Münzen, nur weniger 315 Stück, worunter solche Prachtstücke wie die Tetradrachmen von Thurium mit Künstlersignatur (Nr. 2210), die Tetradrachme des Künstlers Kratesippos (oder Hippokrates) von Rhegium (Nr. 2222), das Meisterwerk einer euboeischen Tetradrachme von Akragas (Nr. 2226), das Kabinettsstück einer Tetradrachme aus Katana von zirka 476 vor Chr. (Nr. 2234). Die Meister Euainetos resp. Kimon haben die herrlichen Dekadrachmen von Syrakus Nr. 2280/1 und 2282 gefertigt. Eine Tetradrachme von Aenus (Nr. 2307) ist besser erhalten, als das bisher bekannte Unikum in Berlin; Nr. 2309 gilt als vom Typus der schönsten und zierlichsten Münze von Aenus. Die Pyrrhus-Tetradrachme (Nr. 2350), die äginetischen Münzen (Nr. 2365/7) zeichnen sich durch besondere Schönheit, die Münze der korinthischen Kolonie Ambracia (Nr. 2397) durch die auf das Kottabosspiel bezüglichen Embleme und Beizeichen aus. Nr. 2440, Goldstater von Lampsakus, trägt einen Mänadenkopf mit den Zügen der Olympias, der vergötterten Mutter Alexanders. Die wissenschaftliche Katalogarbeit wie die vorzüglichen Tafeln sind gleichmäßig zu loben.

M.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß ..."

„Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann", sagt Goethe (Sprüche in Prosa 153) und führt darauf die berühmte Strophe an, die Wilhelm dem Harfenspieler ablauschte:

Digitized by Google

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Wir fragen uns, schreibt ein Pseudonymus in den „Stunden mit Goethe“ III. Band, 3. Heft: Wie ist es zu denken, daß die unglückliche Königin Luise sich durch dieses Lied, vielmehr wohl durch die Tränen, die sie beim Lesen desselben vergoß, *ungemein erleichtert* gefühlt habe? So nämlich berichtete dem Dichter die Herzogin von Cumberland. Wäre das Gedicht nach Goethes eigener Aussage eine *Anklage* der „Himmelsmächte“ (so las *Herder*, und so wird zuerst dagestanden haben), so müßte uns die Erleichterung unbegreiflich erscheinen. Eine Anklage wird das Lied jedoch erst durch die angefügte zweite Strophe:

Ihr führt ins Leben uns hinein...

Das Weinen-Können in ihrem Elend der Verbannung und Demütigung konnte die fromme Königin nur als eine göttliche Gnade empfinden, keineswegs als Anklage. Wen Gott *lieb* hat, den züchtigt er. Wer sein Brot in *Tränen* ißt, der widerbellt nicht mehr gegen die erziehende Liebe Gottes.

Nun steht ja aber die zweite Strophe dabei, und sie ist in der Tat Anklage und hebt mit ihrem titanischen Trotz die fromme Resignation der ersten wieder auf. So präludiert sie dem Parzenliede der Iphigenie. Wir dürften es daher begreiflich finden, wenn einer sagte, dieses Anhängsel müsse ein Werk *Schillers* sein; es könnte ja als echt Schillerisch die Sentenz „denn alle Schuld rächt sich auf Erden“ in Anspruch nehmen.

Im Ernst, die beiden Strophen gehen *nicht* zusammen, und die Bezeugung dafür steht aus, daß die Königin sich auch an dem Parzenliede erbaut habe. Vielleicht hat Wilhelm sich bei dem Ablauschen des Harfnerliedes geirrt.

Der Gebrauch des Wortes „ausschließlich“.

„Einschließlich“ ist eine vortreffliche und unzweideutige Verdeutschung für inclusive, nicht ganz so „ausschließlich“ für exclusive. Zwar bezeichnet „ausschließlich“ ursprünglich das, was ausgeschlossen wird oder sich selbst ausschließt, und man kann also sagen: „N. N. vertritt die Müllersche Maschinenfabrik für Sachsen und Thüringen, ausschließlich Altenburg und Gotha“, d. h. „mit Ausnahme von“; auch: „Die Ausstellung ist täglich ausschließlich Sonntags geöffnet“, d. h. mit Ausschluß der Sonntage, — Sonntags *nicht*. Aber „ausschließlich“ hat auch häufig die Bedeutung „(und zwar) nur“ angenommen, indem es andeuten soll: „alles *andere* ist ausgeschlossen, nur *nicht* das besonders Erwähnte“; und so kann man denn auch einen Anschlag lesen, der lautet: „Die Ausstellung ist ausschließlich

Digitized by Google

Wochentags geöffnet", also genau dasselbe ausdrückt wie jener erste, aber „ausschließlich" eben ganz anders anwendet. So führt denn „ausschließlich" häufig zu Mißverständnissen. Die deutsche Sprache ist aber so reich, daß wir solche bequem vermeiden können: wo sie bei Anwendung von „ausschließlich" eintreten könnten, da umgehe man eben dieses Wort und ersetze es, wenn es „nur" bedeutet, eben durch „nur", z. B.: „Die Ausstellung ist nur Wochentags geöffnet", und wenn es exclusive verdeutschen soll, dann verwende man zur Abwechselung: mit Ausschluß von, mit Ausnahme von, ausgenommen, ausgeschlossen, ausschließend, nicht eingerechnet, nicht berechnet, außer, ohne, bei oder nach Abzug oder Abrechnung usw. usw. Also: die Ausstellung ist täglich mit Ausnahme der Sonntage geöffnet; die Eintrittskarten kosten — ohne die Kartensteuer — 3 Mark usw. Man muß eben nicht meinen, excl. müsse stets durch „ausschließlich" verdeutscht werden, weil für incl. meist „einschließlich" genügt. (Aus der Sprachecke des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.)

Die Beziehungen zwischen der Schilddrüse und der Thymusdrüse.

O. N. Die Thymusdrüse zählt noch immer zu den Organen des Körpers, die wir wohl seit langem kennen — selbst dem Laien ist diese Drüse vom Kalb her z. B. als Bries bekannt — und die wir doch noch immer nicht kennen. Wir wissen nämlich nicht einmal sicher, wie ihre Struktur zu deuten ist. Sie wurde bisher als eine dem lymphatischen Apparat zugehörige Drüse angesehen, da die ursprünglich vorhandenen Deckzellen ihrer Drüsenbläschen sich späterhin zurückbilden und das eigentliche Drüsengewebe dann durch eine Ansiedelung von lymphatischen Elementen gebildet wird. In neuester Zeit sind diese Elemente dagegen als umgewandelte, nur in ihrer Form ganz fremdartige Epithelien angesehen worden. Gleich unklar ist die Funktion der Drüse. Sie kommt in der Wirbeltierreihe konstant vor, woraus man den Schluß auf eine wichtige Funktion gezogen hat, wenn es auch bisher nicht gelungen ist, durch ihre Herausnahme stets charakteristische Störungen hervorzurufen Es soll ihr eine Beziehung zu den Geschlechtsdrüsen zukommen. Bei kastrierten Tieren bildet sie sich nämlich nicht so rasch zurück, wie dies normalerweise beim heranwachsenden Tier der Fall ist. Andrerseits soll ihre Wegnahme die Geschlechtsreife beschleunigen. Als weitere Funktion hat man einen Einfluß auf das Knochenwachstum beobachtet. Junge Hunde bekamen nach Wegnahme der Thymusdrüse Knochenwachstumstörungen, die an die englische Krankheit (Rachitis) erinnerten, ferner auffallende Unterschiede bei der Heilung experimentell gesetzter Knochenbrüche. Sodann hat man bei Fröschen Verminderung der Widerstandskraft gegen ansteckende Krankheiten bemerkt. Schließlich soll der Extrakt der Drüse bei Einspritzung in die Venen den Blutdruck herabsetzen und die Pulszahl erhöhen. Das ist alles noch wenig gesichertes Wissen. Nur so viel steht fest: In den ersten Jahren des Wachs-

Digitized by Google

tums wird das Organ wohl irgend eine Bedeutung haben. Denn bis zum zweiten Lebensjahre wächst es, um bis zum zehnten Jahre ziemlich unverändert zu bleiben und von da an unter Ersatz ihres eigentlichen Gewebes durch Fett zusammenzuschrumpfen, so daß sie schließlich beim Erwachsenen nur noch den hinter dem oberen Brustbein gelegenen thymischen Fettkörper darstellt. In dieses Dunkel der Funktionen werfen die in der Münchener Medizinischen Wochenschrift veröffentlichten Beobachtungen von Dr. Gierke (Freiburg i. B.) einiges Licht. Er hatte bei einem Falle von Basedowscher Krankheit (Glotzaugenkrankheit), wobei bekanntlich die Schilddrüse stark vergrößert ist, eine bedeutende Vergrößerung auch der Thymusdrüse gefunden und konnte aus der Literatur weitere 44 Fälle feststellen, bei denen ein gleiches der Fall war. Bei allen solchen Fällen war auffallend die bedeutend höhere Sterblichkeit nach der vorgenommenen Operation. Von den vielen Vermutungen, die über den Zusammenhang auftauchen können, scheint Gierke jene die richtigste zu sein, daß vielleicht zwischen den beiden Drüsen ein gewisser gegenseitiger chemischer Antagonismus besteht, etwa so, daß pathologische Schilddrüsen- und Thymusfunktionen sich gegenseitig kompensieren. Dann würde die Entfernung des Kropfes eine Selbstvergiftung durch die Produkte der Thymusdrüse bedingen. Auf diesen Zusammenhang weisen auch einige andere Erfahrungen hin; so hatte Owen einmal von der Besserung eines Basedow-Falles durch Schilddrüsenverabreichung berichtet. Das war höchst auffallend; denn im allgemeinen ver-
wert sich dadurch die Basedow-Krankheit außerordentlich.
dann mit, daß durch Versehen des Metzgers statt
drüse verabreicht worden war Mikulicz
ch dazu, bei gewöhnlichem Kropf
zum Teil mit auffallendem
Erfahrungen noch wenig
Fütterungen gerade
dann die Thymus
Zusammenhang
auch in dieser
die einfacher
n, das be-
Thymus-

dem

den
Rede
auf-
ist
s

Beitrages zur Bevölkerung der Erde mit Mammalien, wozu die Proboscidea oder Elefanten, die Sirenia oder Seekühe und Lamantins, die Hyracoidea oder Felsen- und Baumkaninchen; die Zeuglodontia oder primitiven Wale, endlich die Arsinoitheren gehörten, welch letztere, gewaltige Vierfüßler, niemals aus Afrika herausgekommen sind. Das besondere Interesse, welche das American Museum an diesen Tieren hat und woraufhin die Expedition nach dem Fayûm unternommen wurde, ist dadurch begründet, daß drei von diesen Gruppen, die Elefanten, Sirenia und Zeuglodontia, später ihren Weg nach Nordamerika gefunden haben, so daß die amerikanischen Museen reich an entwickelteren aber doch drüben vorfahrerlosen Formen sind. So wurde denn die Expedition ausgesandt, um diese uralten ägyptischen Vorfahren der amerikanischen Arten heimzubringen und letztere auf ihre Anfänge in der Eocän-Periode, wo sie noch keinen großen körperlichen Umfang erreichten, zurückzuführen. — Die bei Dimeh niedergelassene Expedition hat sehr unter dem Wassermangel zu leiden, da das Wasser des Birket el Kurûn unbrauchbar für Mensch und Vieh ist. Beständig sind Kamelkarawanen unterwegs, die das Wasser drei und vier Tagereisen weit herbringen. Auch fehlte es zuerst an geschulten Arbeitern, bis der durch seine erfolgreichen Ausgrabungen bekannte Aegyptologe J. E. Quibel ein Dutzend seiner erfahrenen Arbeiter für die amerikanischen Museumsausgrabungen abgab, die bereits unter Flinders Petrie gelernt und unter dem durch sein Organisationstalent ausgezeichneten Dr. Reißner sich erprobt hatten. Diese Männer und kräftigen Knaben gingen mit Leichtigkeit von der Archäologie zur Paläonthologie über, und nach einer kaum zweitägigen Instruktion waren die zerbrechlichen Ueberreste des Diminutiv-Elefanten der Vorzeit geradeso sicher in ihren Händen wie eine Königsmumie oder eine Papyrusrolle. — Professor Osborn hatte in einer zehntägigen Rekognoszierungsreise das ganze gewaltige Fossilienfeld von ungefähr 70 Kilometer Ausdehnung von Ost nach West durchstreift, um die Stellen festzusetzen, an denen Ausgrabungen versucht werden sollten. Gleich in den ersten Wochen wurden solche Funde gemacht, daß es klar wurde, daß die Expedition nicht allein perfekte Spezimina von bereits bekannten Tieren zurückbringen, sondern auch zu diesem antiken Tierleben Aegyptens eine Anzahl bis jetzt unbekannter und noch nie gefundener Tiere zufügen würde Die Amerikaner bezweifeln nicht, daß binnen Jahresfrist die afrikanischen Diminutiv-Vorfahren neben den ungeheueren amerikanischen Nachkommen in den Hallen des American Museum stehen werden.

—s.

Pelliots Mission nach Ost-Turkestan.

An der Erforschung der Altertümer Ost-Turkestans arbeiten seit kurzem auch französische Gelehrte mit. Unter der Leitung Pelliots, des Professors des Chinesischen an der Ecole française d'Extrême Orient, ging im Juni 1906, wie wir dem Globus (Nr. 16) entnehmen, eine vom französischen Unterrichtsminister, der Académie des Inscriptions und dem Comité de l'Asie française ausgerüstete Expedition dorthin. Ende August war sie

in Kaschgar, in dessen Umgebung zunächst einige Exkursionen unternommen wurden. In den Ruinen von Tegurman fand man eine Tafel mit indischen Schriftzeichen, die erste in der Kaschgar-Oase. Dann wurden die in der Nähe des Dorfes Khan-uï liegenden umfangreichen Ruinen besucht, die nach Stein aus buddhistischer Zeit stammen sollen. Pelliot erklärt indessen, daß er dort keine Spur von Buddhismus gefunden habe, und daß alle von ihm gesammelten Gegenstände auf die mohammedanische Zeit hinwiesen.

Die einheimische Tradition schreibt dem Satok Boghra Khan die Zerstörung von Khan-uï im 10. Jahrhundert zu Unrecht zu, denn dort in Masse aufgelesene chinesische Münzen rühren vom Ende des 11. Jahrhunderts her. Wahrscheinlich, meint Pelliot, habe die zunehmende Dürre die Bewohner veranlaßt, Khan-uï zu verlassen. In der Südostecke der Ebene von Khan-uï fand Pelliot eine, Tokkanz Hodschrah („die neun Zellen") genannte Ruinengruppe, die vermutlich in die ersten Jahrhunderte des Islams von Kaschgar zurückreicht. Von dort machte Pelliot einen Abstecher gegen Süden zur Oase Khan-aryk, um die Abdal kennen zu lernen, die bisher erst aus den Erkundigungen Grenards in Keria und Tschertschen bekannt waren. Sie bewohnen in jener Oase in einer Stärke von 400 Familien das Dorf Painap, unterscheiden sich äußerlich wenig von den türkischen Nachbarstämmen und gebrauchen noch eine große Zahl von Worten und einige Wendungen ihres ursprünglichen, im Grunde persischen und nicht türkischen Dialektes.

Am 17. Oktober verließ Pelliot Kaschgar um sich nach Aksu und Kutscha zu begeben. Unterwegs traf er 20 Kilometer nördlich von Ordeklik auf Ruinen, deren dreitägige Untersuchung ergab, daß sie unter denselben Umständen und zur selben Zeit wie die von Khan-uï verlassen worden waren. Ferner grub Pelliot in sechswöchiger Arbeit die Ruinen von Tokkus Serai aus, darunter die eines, ohne Zweifel vor tausend Jahren zur Zeit der mohammedanischen Invasion verbrannten buddhistischen Tempels mit reicher Ornamentik, mit Säulen, die mit Blumenmustern verziert waren, und mit von Freskomalereien bedeckten Mauern. Die Ruinen von Tokkus Serai gestatten die Erkenntnis von den verschiedenen künstlerischen Einflüssen, die in dieser Gegend sich geäußert haben. So wird in erster Linie die sogenannte gräco-buddhistische Kunst, die Spuren der hellenischen Ueberlieferung bewahrt, durch die zahlreichen Terrakotten repräsentiert, die bei den Altären im ersten Tempelhof gefunden wurden. Die Kunst Zentralindiens gibt sich in einer hervorragenden Galerie von Basreliefs zu erkennen. Endlich ähnelt eine Stupa (Turm), die den erwähnten Hof von einem kleineren trennt, denen der chinesischen Kunst. Pelliot hat auch eine große Zahl alter chinesischer Münzen, die bis ins 8. Jahrhundert n. Chr. hinaufreichen, gesammelt und viele Terrakotten, so in Tokkus Serai 125 Stück, die menschliche Köpfe darstellen.

Digitized by Google

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 11. April.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Auwers (i. V.) las Herr Schwarz über den von Herrn Professor Hessenberg neuerdings aufgefundenen reingeometrischen Beweis für das Bestehen der Pascalschen Konfiguration. Die Bedeutung dieses neuen Beweises für das Bestehen der Pascalschen Konfiguration beruht auf dem Umstande, daß bei ihm weder von der Voraussetzung der Geltung des Parallelenaxioms noch von Stetigkeitsbetrachtungen Gebrauch gemacht wird. Dies hervorzuheben ist deshalb nicht unwichtig, weil es möglich ist, auf diesen Beweis einen neuen reingeometrischen Beweis des Hauptsatzes der synthetischen Geometrie zu stützen, bei welchem weder von Stetigkeitsbetrachtungen Gebrauch gemacht wird, noch die Geltung des Parallelenaxioms eine der Voraussetzungen bildet.

Herr Zimmermann überreichte eine Fortsetzung seiner Untersuchungen über Stäbe, die durch längsgerichtete Kräfte belastet und in der Querrichtung in einzelnen Punkten elastisch gestützt sind. Die Mitteilung bezieht sich auf den nicht geradlinigen, aber aus einzelnen geraden Stücken zusammengesetzten Stab, dessen Teilstücke alle in derselben Ebene liegen. Die Stützung wirkt in den Eckpunkten, und zwar in der Ebene des Stabecks starr, rechtwinklig dazu elastisch.

Folgende Druckschriften sind eingereicht worden: von dem Kgl. Meteorologischen Institut zwei Bände der laufenden Veröffentlichungen (Ergebnisse der Niederschlags-Beobachtungen im Jahre 1903. Berlin 1906, und Ergebnisse an den Stationen 2. und 3. Ordnung im Jahre 1901. Berlin 1906) und ein Heft: Internationaler Meteorologischer Kodex. Bearbeitet von G. Hellmann und H. Hildebrandsson. Deutsche Ausgabe. Berlin 1907; vom Verfasser Herrn H. Seipp ein Sonderabdruck aus Jahrg. XII der „Baumaterialienkunde": San Marco. Eine venezianische Materialstudie. Stuttgart 1907.

*

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse am 11. April.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Dressel über den angeblich die Göttin Sors darstellenden Denar des M. Plaetorius Cestianus. Die Deutung als Brustbild der Sors ist im 16. Jahrhundert entstanden durch den Vergleich mit der Büstenform der Renaissancezeit und durch die irrige Annahme, daß der mit der Inschrift Sors versehene Teil der Darstellung eine Basis sei, auf der ein Brustbild stehe. Erst Cavedoni und Klügmann haben die Deutung des Münzbildes in die richtige Bahn geleitet. Dargestellt ist einer der beim antiken Orakel verwendeten Knaben (in Halbfigur), wie er mit beiden Händen das von ihm gezogene

Digitized by Google

Lostäfelchen (sors) vor sich hin hält, damit der Orakelsuchende von dem ihm zuteil gewordenen Spruche Kenntnis nehme. Genau ebenso hält auf einer Münze von Seleucia ad Calycadnum (Londoner Kat., Lycaonia usw. S. 135 n. 34) die Siegesgöttin eine beschriftete Tafel vor sich hin; es ist die Eleutherie-Urkunde, die sie dem Volke zeigt.

Die Tagung des deutschen Hilfsschulverbandes in Charlottenburg.

(3.—5. April.)

Zu den pädagogischen Fragen, die in der Gegenwart das Interesse weiter Kreise auf sich lenken, gehört die Bewegung zur Erziehung schwach befähigter, bezw. schwachsinniger Kinder. Die ersten Versuche, geistig geschwächte Kinder in besonderen Klassen zu unterrichten, wurden vor 40 Jahren in Dresden und Halle unternommen. Langsam aber stetig hat sich die Erkenntnis von der Notwendigkeit und von den in pädagogischer und sozialer Hinsicht segensreichen Wirkungen der Hilfsschuleinrichtungen Bahn gebrochen. Im Jahre 1898 bestanden in zirka 50 Städten Hilfsschulen. Heute gibt es solche in mehr als 200 deutschen Städten. 20,000 schwachsinnige Kinder sind in etwa 900 Klassen untergebracht.

Diese rasche Ausbreitung in den letzten Jahren ist hauptsächlich der rührigen Tätigkeit des 1898 unter dem Vorsitze des Stadtschulrates Dr. Wehrhahn in Hannover gegründeten Verbandes der deutschen Hilfsschulen zuzuschreiben. Die 6. Tagung dieses Vereins fand am 3.—5. April unter der außerordentlich starken Beteiligung von über 900 Personen in Charlottenburg statt.

Die Kultusministerien in Preußen, Württemberg und Sachsen, sowie mehrere Regierungen hatten Vertreter gesandt. Fast alle größeren deutschen Städte und eine Anzahl pädagogischer Vereine, Erziehungs- und Fürsorgeverbände waren durch Delegierte vertreten. Dr. Stier, Stabsarzt an der Kaiser Wilhelm-Akademie Berlin, behandelte das Thema: Der Militärdienst der geistig Minderwertigen. Er führte in wirkungsvoller Weise aus, daß die geistig Minderwertigen den hohen Anforderungen des militärischen Dienstes in ihrer großen Mehrzahl nicht gewachsen sind, daß sie die Armee schädigen und daß dahin gestrebt werden muß, ihre Einstellung zu verhindern. Die Fernhaltung dieser Leute wird aber dadurch erschwert, daß die meist nur geringen geistigen Abweichungen durch die bei den Massenuntersuchungen der Musterung und Aushebung naturgemäß kurz dauernde ärztliche Untersuchung nicht mit Sicherheit festgestellt werden können. Als außerordentlicher Fortschritt ist es daher zu begrüßen, daß neuerdings durch ministerielle Verfügungen die Hilfsschulleitungen angewiesen werden, über die zur Entlassung kommenden Knaben eingehende Zeugnisse auszustellen und dieselben durch die Gemeindevorsteher an die Ersatzkommissionen einzusenden.

Der Korreferent Hauptlehrer Kielhorn (Braunschweig) beleuchtete die Frage des Militärdienstes geistig Minderwertiger hauptsächlich vom pädagogischen Standpunkt aus.

Digitized by Google

Hilfsschulleiter Fuchs (Berlin) sprach über die Notwendigkeit und Einrichtung von obligatorischen Fortbildungsschulen für schwach beanlagte Schüler. Die Erfahrung lehrt, daß geistig geschwächte Kinder auch nach dem 14. Lebensjahre dringend einer erziehlichen Fürsorge bedürfen. Die Versammlung befürwortet einstimmig eine Erweiterung der Hilfsschule im Sinne der Darlegungen des Referenten.

Die Hilfsschulleiter Frenzel (Stolp) und Horrix (Düsseldorf) referierten über: Die schriftlichen Arbeiten in der Hilfsschule und: Der Personalbogen. Die Individualität der Kinder kennen zu lernen und die pädagogischen Maßnahmen danach einzurichten, ist die wichtigste Aufgabe der Hilfsschule. Um ein Bild der Gesamtpersönlichkeit des Schülers zu erhalten, sind eingehende, fortlaufende Aufzeichnungen über die körperliche und geistige Entwicklung vor, während und nach der Schulpflicht notwendig. Referent legt den Entwurf eines Personalbogenschemas vor, das er sich vom Pädagogen und Schularzt (Psychiater) gemeinsam geführt denkt. Er befürwortet die Einführung eines einheitlichen Bogens in den deutschen Hilfsschulen in Hinsicht auf die Wichtigkeit solcher Dokumente auch für Gerichte, Militärbehörden und eventuell für die wissenschaftliche Kinderforschung.

Durch die Gründung der Hilfsschulen, bezw. durch die Auswahl der Kinder für diese Institute wurde der Blick für die Verschiedenartigkeit der Kindernaturen in bezug auf Begabung und Leistungsfähigkeit verschärft. Immer mehr drängt sich die Anschauung auf, daß auch für die zwischen den normalbegabten und den schwachsinnigen liegende große Gruppe der minderbegabten und minderleistungsfähigen Kinder besondere, nach außen weniger hervortretende Maßnahmen getroffen werden möchten, die den Bedürfnissen dieser Kinder mehr als bisher Rechnung tragen. Von diesem Gedankengange aus brachten die Ausführungen des Rektors Sand (Charlottenburg) über: Die geplante Neuorganisation der Charlottenburger Gemeindeschulen mit Rücksicht auf die minderbegabten und minderleistungsfähigen Kinder manche Anregungen.

Der Hilfsschultag bedeutet einen Fortschritt für den inneren und äußeren Ausbau der Hilfsschulen und eine Vermehrung des Interesses an den wichtigen Fragen der Individualisierung und Differenzierung der Schüler. Die Hilfsschulbewegung, die so rasch Anerkennung und Ausbreitung gefunden hat, scheint die Anbahnung einer Entwicklung zu sein, die immer mehr an Boden gewinnen wird, je mehr es gelingt, Untersuchungsmethoden zur Feststellung der Begabungsunterschiede zu finden.

München. Dr. O. Ziegler.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

-e- **Ausgrabungen des alten Jericho.** Ueber interessante Ausgrabungen wird der Neuen Freien Presse folgendes berichtet: Professor Dr. Sellin aus Wien hat am 3. April seine Ausgrabungen im Trümmerfelde des alten Jericho begonnen. Es mußten zunächst einige Schwierigkeiten, die die türkischen Behörden wegen gefürchteter Beschädigung der benachbarten Elisa-Quelle machten, behoben werden. Doch nach ihrer Beseitigung haben die Arbeiten sofort in großem Umfange begonnen. An fünf Stellen wurden die Ruinenhügel in Angriff genommen und überall fand man, nachdem ein bis zwei Meter in die Tiefe gegangen war, reiche Ueberreste alten, fast ausschließlich kananitischen Kulturlebens, Mauern, Häuser, Krüge, Straßen, Waffen, Götterbilder usw. Ein besonderes Interesse erregt ein auf dem nördlichsten Hügel aufgedecktes außerordentlich umfangreiches und in den Grundmauern vollständig intaktes altkananitisches Gebäude, welches bereits einen Meter unter der Oberfläche bloßgelegt wurde und die kananitische Bauweise veranschaulicht, wie noch keine von den bis jetzt in Palästina ausgegrabenen. Es ist zu erwarten, daß schon die wenigen Wochen dieser ersten Probegrabung auf dem althistorischen Boden die aufgewendete Mühe reichlich lohnen werden.

-ö- **Römische Funde.** Am Gründungstag der Stadt Rom, an dem 21. April, wurden bei Ausgrabungen auf dem Palatin, oberhalb der sogenannten Cacushöhle in einem noch unerforschten Gelände Mauerreste und Gräber von runder Form entdeckt, die von Fachmännern der ältesten Ansiedelung auf dem palatinischen Hügel zugeschrieben werden; die aufgefundenen schwarzen Tonscherben und der mit den ältesten Forumsgräbern übereinstimmende Charakter des Grabes weisen mit Sicherheit auf sieben Jahrhunderte v. Chr. zurück.

Die Möglichkeit, den Nordpol zu erreichen. Dr. Nansen, nunmehr norwegischer Gesandter am Hofe von St James, hielt am Montag vor der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London einen interessanten Vortrag über die Probleme der Polarforschung und die Möglichkeit, den Nordpol zu erreichen. Er stützte sich natürlich auf die von ihm selbst gesammelten Erfahrungen. Die Möglichkeit, den Nordpol mittels Luftschiffes oder Automobils zu erreichen, wie es jetzt zwei Expeditionen in Aussicht genommen haben, bezeichnet er von vornherein als aussichtslos. Auch mittels Schlitten glaubt er nicht, daß der Pol zu erreichen sein wird. Die geomorphologische Gestaltung der nördlichen Polarregion weise darauf hin, daß sich um den Pol herum kein Festland befinde und daß sich vielmehr die tiefe Versenkung in der Erdoberfläche, die entlang

Digitized by Google

der norwegischen Küste durch die norwegische See bemerkbar ist und sich dann im Norden gegen Grönland hinzieht und Europa und Amerika scheidet, auch im Polarkreise vorwaltet und dort ein offenes Meer bilde. Daß sich zwischen Amerika und Europa nordwärts kein festes Land erstreckt, sei daraus zu schließen, daß vom höchsten Norden her die Meeresströmungen nach Osten und nach Westen gehen und umgekehrt, und nur mit Benützung dieser Strömungen, von denen er sich auf der Fram treiben ließ, war es ihm möglich, die von ihm erreichte nördliche Höhe zu erlangen. Dr. Nansen glaubt, wenn man beim Einsetzen der Strömung von Süden eine Flasche in das Meer würfe und ihr folgen würde, käme man in das offene Meer, das sich, wie er vermutet, bis zum Pol erstreckt, und daß man dann beim Umschlagen der Strömung wieder mit dieser zurückgelangen würde. Die Dauer würde allerdings, wie er meint, fünf Jahre in Anspruch nehmen.

-l. **Neue Sternwarte in Italien.** Zeitungsnachrichten aus Italien zufolge ist in Bologna die Errichtung einer neuen Universitätssternwarte geplant. Der baufällige Zustand der alten „Specola" in der Via Zamboni und ihre Lage inmitten der Stadt machten es unmöglich, brauchbare Beobachtungen dort anzustellen, und ließen es gleichzeitig als unrätlich erscheinen, die vorhandenen, gänzlich veralteten Instrumente durch moderne zu ersetzen. Die Stadtgemeinde hat sich nunmehr bereit erklärt, die in ihrem Besitze befindliche Villa Aldini samt den angrenzenden Gründen, soweit diese etwa noch erforderlich sind, der Universität als Bauplatz für eine neu zu errichtende Sternwarte unentgeltlich zu überlassen; sie stellt überdies noch zum Bau, bezw. zur Einrichtung der letzteren, den Betrag von 100,000 Lire zur Verfügung, unter der Bedingung, daß die italienische Regierung für den gedachten Zweck mindestens den gleichen Betrag aus Mitteln des Staates bereitstellt. In Anbetracht dieses großen Entgegenkommens der städtischen Behörden wird die geplante Verlegung, bezw. Neuerrichtung eines Uraniatempels in Bologna wohl als gesichert betrachtet werden dürfen.

---

* **Ein neuer negativer Erfolg des Esperanto.** Die Akademie der Inschriften und Sprachwissenschaften in Paris wurde mit einem Gesuche befaßt, zur Frage einer künstlichen Weltsprache und insbesondere des Esperanto Stellung zu nehmen. Ohne Erörterung lehnte sie es nach einer Meldung der Vossischen Zeitung einstimmig ab, ihre Zeit mit derartigen Fragen zu vergeuden.

* **Grillparzer-Stiftung.** Das Preisgericht für die Grillparzer-Stiftung auf das Jahr 1908 hat sich konstituiert und besteht aus den Herren: Hofrat Professor Jakob Minor, als Vertreter der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien; Ludwig Hevesi, als Vertreter des Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins „Concordia"; Dr. Paul Schlenther,

Digitized by Google

als Direktor des k. k. Hofburgtheaters; Dr. Max Burckhard, als Vertreter für Süddeutschland oder Oesterreich, und Professor Erich Schmidt in Berlin, als Vertreter für Norddeutschland.

-k- **Eine Vier-Millionen-Stiftung für die Pariser Universität.** Der vor kurzem in Paris verstorbene Rentier Commercy vermachte der Pariser Universität 4 Millionen Francs, deren Zinsen insbesondere zu Stipendien für junge Forscher verwendet werden sollen.

-rl- **Naturforscherversammlung 1907.** Die 79. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte findet in der Woche vom 15. bis 21. September d. J. in Dresden statt. Für die naturwissenschaftliche Hauptgruppe sind heuer 15, für die medizinische Hauptgruppe wie bisher 18 Abteilungen gebildet worden. Für Donnerstag, den 19. September, vormittags, ist eine gemeinschaftliche Sitzung beider Hauptgruppen in Aussicht genommen, während am Nachmittag des gleichen Tages gemeinsame Sitzungen der beiden Hauptgruppen je für sich abgehalten werden sollen. Das definitive Programm für die Versammlung wird Ende Juni versandt werden. — Gleichzeitig mit der Naturforscherversammlung, bezw. mit den Sitzungen der Abteilung 1a für Mathematik, tagt die Jahresversammlung der Deutschen Mathematiker-Vereinigung in Dresden; sie beabsichtigt, durch Abhaltung entsprechender Vorträge eine Sitzung ausschließlich dem Andenken des hervorragenden Mathematikers Leonhard Euler (geb. 15. April 1707) zu widmen.

* **Die XVI. Tagung des Deutschen Geographentages in Nürnberg** in der Pfingstwoche 1907 hat folgende Tagesordnung: Dienstag, den 21. Mai, vormittag: Erste Sitzung: Berichte über Forschungsreisen: Professor Dr. Uhlig in Heidelberg: Der sogenannte Große Ostafrikanische Graben zwischen Magad (Natronsee) und Lauana Mueri (Mangarasee). — Leutnant W. Filchner in Berlin: Ueber einige Ergebnisse seiner Expedition unter Vorlage der ersten Sektion des Kartenwerkes Nordost-Tibet. — Dr. G. Wegener in Berlin. (Thema wird später bekannt gegeben.) — Dr. W. Brennecke in Hamburg: Ozeanographische Arbeiten S. M. S. Planet. — Nachmittag: Zweite Sitzung: Geschichte der Erdkunde: Dr. E. Tiessen in Berlin: Beobachtende Geographie und Länderkunde in ihrer neuen Entwicklung (nebst einem Wort zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland). — Professor Dr. E. Oberhummer in Wien: Der Stadtplan, seine Entwicklung und geographische Bedeutung. — Privatdozent Dr. M. Gasser in Darmstadt: Zur Technik der Apianischen Karte von Bayern. — Dr. A. Wolkenhauer in Göttingen: Der Nürnberger Kartograph Etzlaub. — Nordbayerische Landeskunde: Professor Dr. Johannes Müller in Nürnberg: Der Nürnberger Reichswald, seine Bodenbeschaffenheit und seine Be-

Digitized by Google

wirtschaftung vom 13. bis 16. Jahrhundert. — Professor Dr. F. Regel in Würzburg: Zur wissenschaftlichen Landeskunde von Unterfranken.

Mittwoch, den 22. Mai, vormittag: Dritte Sitzung: Geographischer Unterricht: Professor H. Fischer in Berlin: Bericht der ständigen Kommission für den erdkundlichen Schulunterricht während der Geschäftsjahre 1905 bis 1907. — Professor Dr. A. Geistbeck in Kitzingen: Einrichtung und Methode des geographischen Unterrichts an höheren Schulen. — Privatdozent Dr. M. Eckert in Kiel: Die wissenschaftliche Kartographie im Universitätsunterricht. — Dr. E. Blank in Kaiserslautern: Die volkswirtschaftliche Bedeutung der geologisch-agronomischen Karten und die Förderung ihres Verständnisses durch die Schule. — Seminarlehrer J. Dinges in Amberg: Das Relief in der geographischen Unterrichtspraxis. — Nachmittag: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Donnerstag, den 23. Mai, vormittag: Vierte Sitzung: Anthropogeographie mit historischer Geographie: Professor Dr. A. Hettner in Heidelberg: Die Geographie des Menschen. — Professor Dr. W. Götz in München: Klimatische Verhältnisse am Beginne des neolithischen Zeitalters. — Professor Dr. R. Sieger in Graz: Zur Geographie der zeitweise bewohnten Siedelungen in den Alpen. — Privatdozent Dr. G. Schlüter in Charlottenburg: Ueber das Verhältnis von Natur und Mensch in der Anthropogeographie. — Dr. K. Schneider in Prag: Die Siedelungsformen und Siedelungsgeschichte des Duppauer Vulkangebietes in Böhmen. — Nachmittag: Fünfte Sitzung: Seen- und Flußkunde: Professor Dr. W. Halbfaß in Neuhaldensleben: Inwieweit kann die Seenkunde die Lösung klimatologischer Probleme fördern? — Adjunkt G. Breu in München: Neue Seeforschungen in Bayern. — Verschiedene größere Ausflüge.

* **Ferienkurse in Jena.** Vom 5. bis 17. August 1907 werden in Jena wiederum Ferienkurse abgehalten werden. Das Programm zeigt für dieses Jahr eine bedeutende Erweiterung auf. Es zerfällt in sechs Abteilungen: die naturwissenschaftliche, pädagogische, psychologische, sozialwissenschaftliche, theologisch-philosophische und sprachlich-rhetorische. In diesen Abteilungen werden 40 Kurse abgehalten, teils 6-, teils 12stündig. Viele Kurse sind ganz neu eingerichtet worden. Programme sind durch das Sekretariat, Frl. Klara Blumeyer, Jena, Gartenstraße 4, zu haben.

* **Kongresse.** In Wien wird vom 21. bis 25. April 1908 der „Internationale Laryngo-Rhinologen-Kongreß" tagen. Gleichzeitig wird in den Räumen der k. k. Universität eine Ausstellung von Objekten, welche auf die Laryngologie und Rhinologie, Oesophagoskopie und Bronchoskopie Bezug haben, stattfinden. Die Interessenten, welche sich an der Ausstellung zu beteiligen wünschen, können ihre Beteiligung dem Sekretär des Kongresses (Herrn Professor Dr. Michael Großmann, Wien XI, Garnisongasse 10) bis spätestens 31. Dezember 1907 unter genauer Beschreibung jedes einzelnen auszustellenden Gegenstandes

Digitized by Google

anmelden, damit danach der Katalog zusammengestellt werden kann. Die Ausstellungsobjekte sind bis spätestens 15. Februar 1908 an Herrn Oberingenieur Jaroschka, Inspektor des k. k. Universitätsgebäudes in Wien, zu senden.

Ein internationaler Kongreß für historische Wissenschaften soll zu Berlin vom 6. bis 12. August 1908 stattfinden. Anmeldungen von Vorträgen für die Sektionssitzungen sind an das Organisationskomitee zu richten, dessen Vorsitz die Herren Dr. R. Koser, Generaldirektor der kgl. preußischen Staatsarchive (Charlottenburg, Carmerstraße 8), sowie die Professoren Dr. Eduard Meyer (Großlichterfelde, Chausseestr. 7/8) und Dr. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf (Berlin, Westend, Ahornallee 12) übernommen haben.

Die zweite Konferenz der deutschen Universitätsrektoren soll am 30. Juli in Marburg stattfinden, die erste Konferenz trat im Jahre 1903 in Leipzig zusammen. Seither ist eine solche nicht mehr zustande gekommen.

Die Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine wird in diesem Jahre vom 16. bis 18. September in Mannheim stattfinden. Der Hauptversammlung des Gesamtvereins folgen die Tage für Heimatschutz und Denkmalpflege.

Der Archivtag wird am 14. September in Karlsruhe zusammentreten.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Der Privatdozent an der Karlsruher Technischen Hochschule Professor Karl Kriemler als Professor für technische Mechanik an die Technische Hochschule nach Stuttgart * Der außerordentliche Professor für pathologische Anatomie an der Heidelberger Universität Dr. F. Schwalbe als Prosektor an das neue städtische Krankenhaus in Karlsruhe. * Dr. A. Weber, Privatdozent in Bonn, hat den Ruf nach Greifswald abgelehnt. * Der Chirurg Professor August Bier in Bonn wurde als Nachfolger Bergmanns nach Berlin berufen. * Professor Georg Preuß in München als außerordentlicher Professor für mittlere und neuere Geschichte an die Universität Breslau. * Professor Dr. Max Gebauer in Posen als außerordentlicher Professor der Nationalökonomie an die Universität Greifswald. * Der außerordentliche Professor und Sekundärarzt an der chirurgischen Klinik in Bonn Dr. Rudolf Klapp als außerordentlicher Professor nach Berlin. * Der ordentliche Professor der Geschichte in Heidelberg Dr. Erich Marcks an die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung. * Professor Ludwig Prandtl in Göttingen hat den Ruf als ordentlicher Professor für technische Mechanik an die Technische Hochschule in Stuttgart abgelehnt.

Digitized by Google

Ernennungen. Es wurden ernannt: Die Privatdozenten an der juristischen Fakultät der tschechischen Universität in Prag Dr. August Miricka und Dr. Joseph Prusak zu außerordentlichen Professoren des österreichischen Strafrechts und Strafprozesses. * Der Privatdozent mit dem Titel eines außerordentlichen Professors für allgemeine Anatomie an der Tierärztlichen Hochschule in Wien Dr. med. Gustav Günther zum ordentlichen Professor. * Dr. F. Heiderich, Privatdozent der Anatomie an der Universität Göttingen zum außerordentlichen Professor.

Habilitationen. Es habilitierten sich: Dr. jur. et phil. F. Dochew als Privatdozent an der juristischen Fakultät in Heidelberg. * Dr. phil. Edmund Ernst Stengel für mittlere und neuere Geschichte in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg. * Dr. Theodor Wegner für Geologie und Paläontologie an der Universität Münster. * Dr. phil. Speridion Wukadinovic für neuere deutsche Literaturgeschichte und Dr. Joseph Wihan für vergleichende Literaturgeschichte an der deutschen Universität in Prag. * Dr. Paul Koebe erhielt die venia legendi für Mathematik an der Göttinger Universität. * Dr. Ernst Mangold, bisher Privatdozent in Jena, hat sich in Greifswald als Privatdozent der Physiologie niedergelassen.

Sonstige Nachrichten. Der Ordinarius der Mathematik an der Universität Erlangen Geh. Hofrat Dr. Paul Gordan feierte am 27. April den 70. Geburtstag; er hat jetzt um seine Pensionierung nachgesucht. * Professor Augusto Righi in Bologna feierte am 12. April das 25jährige Jubiläum als Lehrer an der dortigen Universität. * Professor Dr. med. Franz Penzoldt in Erlangen feiert am 1. Mai sein 25jähriges Dozentenjubiläum. * Professor Heinrich Weinel in Jena wurde von der theologischen Fakultät in Gießen zum Ehrendoktor ernannt. * Geheimrat Dr. Fridolin Eisele, Ordinarius für römisches und deutsches bürgerliches Recht in Freiburg i. B., feierte am 2. Mai seinen 70. Geburtstag.

Personalien.

* **Ernennungen.** Die Berliner Medizinische Gesellschaft wählte den Geheimrat Professor Senator zum ersten Vorsitzenden als Nachfolger v. Bergmanns.

* **Todesfälle.** Es sind gestorben: Der frühere Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart Baudirektor Alexander Tritschler am 26. April im Alter von 80 Jahren. * Der bekannte Chirurg Albert v. Mesetig in Wien am 25. April. * Der Schriftsteller und Romandichter Rob. Schweichel in Berlin am 25. April im Alter von 86 Jahren. * Professor Poirier von der medizinischen Fakultät in Paris am 1. Mai.

Digitized by Google

Büchereinlauf.

Geschichte und Politik.

Dem Andenken der Herzogin Anna Amalia die Großherzogliche Bibliothek. Weimar 1907. Hermann Böhlaus Nachfolger. 43 S. (60 Pfg.)

Hannibal zu Dohna: Napoleon im Frühjahr 1807. Ein Zeitbild. Mit 14 Abbbildungen. Leipzig 1907. Georg Wigand 144 S. (4 M, geb. 5.50 M.)

Hans Rabel: Das ehemalige Benediktiner-Adelsstift Weißenlohe in der Zeit vom Landshuter Erbfolgekrieg bis zur Wiedererrichtung (1504—1699), nebst einem Anhang über die Vorgeschichte des Klosters nach archivalischen Quellen bearbeitet 588 S.

W. Ahrens: C. G. J. Jacobi als Politiker. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 46 S. (1.20 M.)

Bruno Markgraf: Das moselländische Volk in seinen Weistümern. (Geschichtliche Untersuchungen, herausgegeben von Karl Lamprecht. 4. Band.) Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes. 538 S. (12 M.)

Felix Günther Die Wissenschaft vom Menschen. Ein Beitrag zum deutschen Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus, mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der deutschen Geschichtsphilosophie im 18. Jahrhundert. (Geschichtliche Untersuchungen, herausgegeben von Karl Lamprecht. 5. Band, 1. Heft.) Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes. 194 S. (4 M.)

Friedrich Koch-Breuberg: Die Bayern im großen Kriege 1870—1871. Regensburg. Verlag von J. Habbel. 260 Seiten.

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Georg Frhr. v. Holtz: Von Brod bis Sarajevo. Illustriert von K. Roland. Mit farbigem Titelblatt, 25 Illustrationen und einer Karte. (Unsere Truppen in Bosnien und der Herzegowina 1878. Band 2.) Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern, Verlag. 194 S. (3 M.)

Hermann Czánt: Militär-Gebirgsdienst im Winter. Beherrschung des hohen Schnees.) 58 Illustrationen im Text und 2 Karten. Wien-Leipzig 1907. C. W Stern, Verlag. 226 S. (4.50 M.)

Veltzés Armee-Almanach 1907. Ein Militär-statistisches Handbuch aller Heere. Auf Grund authentischer Quellen zusammengestellt. Wien u. Leipzig 1907. C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner) Verlag. 678 S.

Karl Tersztyánsky de Nádas: Gefechtsausbildung der Kavallerie. Eine Reglementsstudie. Mit 82 Gefechtsskizzen. Wien 1907. Verlag der „Kavalleristischen Monatshefte". (4 M.)

Digitized by Google

Franz Rohr: Gefechtsexerzieren der Kavallerie mit praktisch-taktischer Schulung der Kommandanten. Wien 1907. Im Verlage der „Kavalleristischen Monatshefte". 40 S. (2 Kr.)

Christoph v. Degenfeld-Schonburg: Schweinschädel und Königgrätz. Meine Kriegserinnerungen als Kommandant des 7. Husarenregiments. Wien 1907. Verlag von Karl Konegen (Ernst Stülpnagel). 38 S. (2 Kr.)

Medizin.

Dr. Körting: Unterrichtsbuch für die weibliche freiwillige Krankenpflege. Im Auftrage des Zentralkomitees des Preußischen Landesvereins vom Roten Kreuz nach dem Unterrichtsbuch für freiwillige Krankenpfleger von 1903. Mit 55 Abbildungen im Text. Berlin 1907. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 284 S. (1 M, geb. 1.50 M.)

Julius Schwalbe: Therapeutische Technik für die ärztliche Praxis. Ein Handbuch für Aerzte und Studierende. Mit 465 Abbildungen. Leipzig 1907. Verlag von Georg Thieme. 789 S. (20 M, Halbfranz geb. 23 M.)

Gustav Rösler: Ueber die nationale Bedeutung unserer Enthaltsamkeitsbewegung. 2. Aufl. Reichenberg (Böhmen) 1907. Im Selbstverlage. 20 S (20 Heller.)

Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt. (Antrag Douglas.) Ein Aufruf an alle für das Wohl des Volkes tätigen Vereine im Deutschen Reiche. Berlin 1907. Verlag der Schriftvertriebsanstalt. 30 S.

Edward Carpenter: Das Mittelgeschlecht. Eine Reihe von Abhandlungen über ein zeitgemäßes Problem. Aus dem Englischen übersetzt von C. Bergfeld. München 1907. Verlagsbuchhandlung Seitz u. Schauer. 183 S. (2.40 M.)

Jens Scherning: Meine Selbstheilung von 18jährigen Sprachstörungen. Neue, überraschend einfache und sichere Methode zur dauernden Heilung des Stotterns durch systematische Selbstsuggestion. Berlin. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag. 70 S. (1.50 M, geb. 2 30 M.)

Johannes Bresler: Religionshygiene. Halle 1907. Verlag von Karl Marhold. 55 S. (1 M.)

Philalethes Kuhn: Gesundheitlicher Ratgeber für Südwestafrika. Mit Abbildungen im Text und einer Bildertafel. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 234 S. (geb. 3.60 M.)

F. A. Schmidt, Karl Möller u. Minna Radczwill: Schönheit und Gymnastik. Drei Beiträge zur Aesthetik der Leibeserziehung. Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 224 S. (2.80 M.)

Philosophie und Aesthetik.

William Blake: Die Ethik der Fruchtbarkeit. Zusammengestellt aus seinen Werken und Aufzeichnungen, übersetzt und eingeleitet von Otto Frhrn. v. Taube. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 148 S. (brosch. 5 M, geb. 6.50 M.)

Martin Meyer: Aphorismen zur Moralphilosophie. Berlin u. Leipzig. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. 300 S. (3 M.)

Digitized by Google

Otto Rank: Der Künstler. Ansätze zu einer Sexual-Psychologie. Wien u. Leipzig 1907. Hugo Heller u. Co. 56 S.

Egon Hugo Strasburger: Mit auf die Lebensreise. Weisheiten und Torheiten. Verlegt bei Schall u. Rentel, Berlin. 103 S. (2 M.)

Hjalmar Kjölenson: Nachfolge Goethes. Verlegt in Leipzig 1907 bei Richard Wöpke. 175 S. (geh. 3 M, geb. 4 M.)

Hugo Marcus: Die Philosophie des Monopluralismus. Eine Naturphilosophie im Versuch. Berlin 1907. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. H. Ehbeck. 163 S. (3 M, geb. 4 M.)

Brooks Adams: Das Gesetz der Zivilisation und des Verfalles. Vollständige und autorisierte Uebersetzung nach der englischen und französischen Ausgabe. Mit einem Essay von Theodor Roosevelt. Wien u. Leipzig 1907. Akademischer Verlag. 440 S.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von O. Brunstäd. Reclams Universal-Bibliothek. 4881—4885. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun. (1 M, geb. 1.50 M.)

Th. Eichberg: Psychologische Probleme. Versuch einer praktischen Psychologie. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder 104 S. (1.20 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Friedrich Schlegel: Lucinde. Ein Roman. Jena 1907. Eugen Diederichs. 300 S. (brosch. 4 M, geb. 5 M.)

Schleiermacher: Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Jena u. Leipzig 1907. Eugen Diederichs. 163 S. (brosch. 3 M, geb. 4.50 M.)

R. Reitzenstein: Werden und Wesen der Humanität im Altertum. Rede zum Geburtstag des Kaisers. Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 32 S. (1 M.)

Gustav Keckeis: Dramaturgische Probleme im Sturm und Drang. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. 11. Heft.) Bern 1907. Verlag von A. Francke. 134 S. (2.80 M.)

Erich Bischoff: Babylonisch-Astrales im Weltbilde des Thalmud und Midrasch. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1907. J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 172 S. (4.50 M, geb. 5.40 M.)

Ernst und Luise Sieper: Briefe von Klaus Groth an die Familie Konrad Ferdinand Lange. Erlangen 1906. Verlag von Fr. Junge. 52 S.

Emil Sulger-Ebing: Goethe und Dante. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. (Forschungen zur neuerene Literaturgeschichte XXXII.) Berlin 1907. Verlag von Alexander Duncker. 121 S. (3 M.)

Digitized by Google

Heft 19, Nr. 95—97 Ausgegeben 11. Mai 1907

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

(Ausgabe in Wochenheften)

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle**, München

Inhalt:

	Seite
Der Dom zu Regensburg. Von Berthold Riehl	1
In Audienz bei Kaiser Menelik. Von Georg Escherich	15
Zur Psychopathologie des Landstreichers. Von Dr. Julius Reiner	23
Die Internationalität bei den Ausgrabungen in Palästina. Von Ed. König (Bonn)	27
Richard Rothe. Von Dietrich Kerler † (Würzburg)	31
Künstliche Weltsprachen. Von F. Mauthner	33
Dichter und Dilettanten. Von Will Vesper	41
Zur Stuttgarter Theatergeschichte. Von Eugen Kilian (Karlsruhe)	48
Die Frau im öffentlichen Leben. 2. Teil. Von Mathilde Planck	51
Die deutsche Frau in Vormundschaft und Waisenpflege. Von Dr. H. Blumenthal	59
Bücheranzeigen	61
Allgemeine Rundschau	70
Kleinere Mitteilungen	77
Hochschulnachrichten	82
Personalien	83
Büchereinlauf	84

Druck und Verlag:

Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H., München

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Dom zu Regensburg.

Von Berthold Riehl

Am 23. April 1275 legte Bischof Leo aus dem Regensburger Patriziergeschlecht der Thundorfer den Grundstein zum Neubau des Domes.[1]) In der Stadt herrschte damals rege Bautätigkeit. Schon seit dem 11. Jahrhundert läßt sich eine solche an den Denkmälern Regensburgs ununterbrochen nachweisen, mit dem 13. nahm sie einen eigenartigen Aufschwung. Im Kreuzgang von St. Emmeram, der alten Pfarre St. Ulrich, der Kirche des deutschen Ordens St. Gilgen, der Katharinenkirche in Stadtamhof tritt die neue Stilweise, die wir die gotische nennen, auf. Seit dem Beginn des Jahrhunderts und fortdauernd durch diese Bauten bis tief in die zweite Hälfte desselben entwickelt sie sich bald in allmählichen Uebergängen, bald auch in überraschendem Durchbruch neuer Ideen.

In der vor 1246 begonnenen Dominikanerkirche dagegen ist der neue Stil vollkommen in sich gefestet, allerdings nur in seinen einfachsten Formen, ebenso in der um die Mitte des Jahrhunderts begonnenen Minoritenkirche, der bald die Augustinerkirche folgte.

Zu den schlichten Ordenskirchen der Dominikaner und Minoriten, an denen damals noch gebaut wurde, trat der Dom in entschiedenen Gegensatz. Jene als Ausdruck entsagungsvollen klösterlichen Lebens verschmähen reiche künstlerische Zier, er dagegen soll sie glänzend entfalten als die prächtige Hauptkirche der Diözese.

Schon seit den frühesten Zeiten einer selbständigen monumentalen Architektur Deutschlands, seit dem Beginn

---

[1]) Die Literatur ist sehr sorgfältig zusammengestellt in dem trefflichen Führer: H. Graf von Walderdorff: Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart. 4. Auflage. Regensburg 18[illegible] ate Aufnahmen von Aufleger: Mittelalterliche Bau[illegible]nsburgs. Mit einem besonders für die Chronologie d[illegible]n Bauten Regensburgs wichtigen Text von G Hager, [illegible]n.

Digitized by Google

des 11. Jahrhunderts, sehen wir gerade in den Domen die Hauptförderer und Hüter der Ausbildung lokaler Eigenart und damit individueller Entwicklung deutscher Baukunst. Der Regensburger Dom, wie übrigens auch die Dominikanerkirche, knüpft gleichfalls deutlich an die baulichen Traditionen der Stadt an, greift aber als das große Werk genialer Meister, bei dem alle Kräfte eingesetzt werden, weit über ihre bisherige künstlerische Bedeutung.

Von weitem schon sehen wir den Dom aus der Donauebene aufragen, wenn wir von Süden kommen, ebenso bestimmt er auch in erster Linie das charaktervolle Stadtbild, das Regensburg, von Norden gesehen, bietet. Der Dom gibt der Stadt die höchste künstlerische Weihe, er, der keineswegs nur ein historisch interessantes Denkmal, sondern für alle Zeiten auch ein Werk von großer unmittelbarer künstlerischer Wirkung ist. Mit dem Dome hängt die feinste Blüte der Regensburger Kunst zusammen; um ihn gruppiert sich eine reiche kirchliche und profane Bautätigkeit, an ihm und in ihm betätigte sich eine bedeutende Plastik und glänzende Glasmalerei. Auf all dies, was man, um die historische Bedeutung dieses Denkmals ganz zu würdigen, ins Auge fassen muß, einzugehen, ist hier unmöglich; wir wollen uns daher auf die Betrachtung des Baues selbst beschränken.

Schon ein und ein Vierteljahr nach der Grundsteinlegung wurde im Südchor des Domes der St. Andreas-Altar geweiht. Um 1280 scheint der Chorbau bereits im wesentlichen vollendet. Da der Bau stetig fortgeführt wurde, gehören die östlichen Teile dem 13. und dem Beginn des 14., das Langhaus dem 14. Jahrhundert, an. Wohl um Mitte dieses Jahrhunderts wurde mit dem Südturm begonnen, bald nach 1383 der Grund zum nördlichen Turm gelegt. Das vor 1395 begonnene Westportal wurde erst im 15. Jahrhundert zu Ende geführt, dem in der Hauptsache die Westfassade angehört, an der noch während des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts gebaut wurde. 1834 bis 1838 wurde der Dom restauriert, 1859 bis 1869 wurden die Türme ausgebaut und 1870/71 der Querschiffgiebel vollendet.

Den Gedanken, mit dem Dom einen Prachtbau für die Stadt, den Sprengel, ja das ganze Land hinzustellen, erfaßte groß und eigenartig der Meister, der den ersten Plan

Digitized by Google

ersann, wohl Meister Ludwig. Die Größe gerade des Werkes tritt besonders hervor, wenn das Detail schwindet, so außen beim Betrachten aus weiterer Entfernung oder beim gedämpften Glanz des Mondlichtes. Da kommen ruhig zur Geltung die Masse des gut gegliederten Chores, das stattliche Querschiff, die Seitenschiffe, über denen sich das Mittelschiff frei erhebt, und die hoch aufstrebenden Türme. Imposant und einheitlich wie bei wenigen gotischen Hauptkirchen wirkt das Innere. Sei es, daß die hellen Strahlen der Morgensonne durch die bunten Fenster des Chores einfallen oder das kräftige Mittagslicht durch die stattlichen Fenster der Südseite. Besonders stimmungsvoll aber ist, wenn die Abendsonne durch die Westfenster und die kleine Rosette die Kirche mit warmem Licht erfüllt, das sich in den hohen, weiten Räumen allmählich so fein in die Dämmerung verliert.

Die einheitliche Wirkung des Domes gründet zunächst darin, daß er eben doch in der Hauptsache das Werk e i n e r, nämlich der gotischen, Periode ist, und zwar im Innern hauptsächlich des 13. und 14. Jahrhunderts. Diese Einheit der Wirkung wird aber auch dadurch bedingt, daß man an dem großen Gedanken des ersten Meisters in der Hauptsache festhielt. Seine Ideen führten seine Mitarbeiter reizvoll aus, führten seine Nachfolger weiter, sie sorgfältig durchbildend. Viele hundert Menschen schufen jahrhundertelang an dem Werke selbständig, oft bis in die kleinste Steinmetzarbeit, doch aber bis ins 19. Jahrhundert zusammengehalten durch jene ursprüngliche Idee, was erst recht deren Größe und die geniale Tat dieses Meisters offenbart. Getragen durch seine Zeit, vor allem aber durch seine eigene Kraft, erhebt er sich über seine trefflichen Vorgänger wie Dürer über Nürnbergs ältere Kunst.

In der Gotik pflegt man das persönliche Moment meist wenig in Anschlag zu bringen. Ich glaube, sehr mit Unrecht. Klar, ja ergreifend tritt uns das persönliche Wollen des Meisters vor oder bei dem großen Werk entgegen, lehrt erst recht dessen Eigenart verstehen und das Verhältnis des Künstlers zu seinen Vorgängern wie zu seiner Zeit.

Das reiche Bauleben Regensburgs im Beginn und der Mitte des 13. Jahrhunderts bereitet trefflich den Boden für einen bedeutenden Künstler. Der mächtige Fortschritt gegenüber jenem aber ist seine persönliche Tat. Möglich wird diese durch die große Aufgabe, die ihm gestellt

Digitized by Google

wurde, durch die bedeutenden Mittel, die ihm zur Verfügung standen, vor allem aber auch durch die hohe künstlerische Bildung, die er sich erwarb, indem er die herrlichen Werke seiner Zeit und der jüngsten Vergangenheit in sich aufnahm, verarbeitete und daraus etwas Selbständiges, Neues schuf. Groß war der Mann und ein großer Zug geht damals durch die deutschen Bauhütten, da darf man auch sein Werk, will man es recht verstehen, nicht zerpflücken, nicht in erster Linie nach Einzelheiten suchen, die er da und dort entlehnt hätte, sondern muß diese Dinge groß greifen. Selbstredend findet sich zuweilen Verwandtes mit deutschen oder französischen Kirchen jener Zeit, das zeigt aber nur, wie der Mann mit seiner Zeit zusammenhängt — nicht mehr.

Für den Chor greift unser Meister zur landesüblichen Anlage, welche die drei Schiffe mit drei Altarnischen schließt. Ebenso geschah dies vorher in der Dominikanerkirche, aber der Dom schließt sich keineswegs an diese an, da er eben auch hier eine andere künstlerische Wirkung erstrebt als die Ordenskirche.

Im Osten die Kirche mit drei Chören zu schließen, war in Bayern alter Brauch, warum soll man hier auf diesen naheliegenden Gedanken durch die entfernten Vorbilder von St. Urbain in Troyes oder durch St. Bénigne in Dijon gebracht worden sein? St. Urbain in Troyes wurde übrigens erst 1262 begonnen, der Bau gleich darauf unterbrochen, erst im 14. Jahrhundert weitergeführt, unser Meister hätte also nur die ersten Anfänge dieser Kirche sehen können, und daß diese seinen Plan bestimmt, ist doch ganz unwahrscheinlich. Der Hinweis auf den Chor von St. Bénigne in Dijon besitzt noch weniger Beweiskraft. Dieser ist nicht genau datiert und wohl kaum so erheblich älter, daß er das Vorbild für den Regensburger Domchor bot, bei ihm veranlaßte mit den drei Nischen zu schließen und das Querschiff nicht über die Flucht der Seitenschiffe heraustreten zu lassen. Auf den naheliegenden Gedanken dieser einfachen Chorbildung und der Kürzung des Querschiffes verfiel man eben, wie leicht begreiflich, unabhängig voneinander in Regensburg, Troyes und Dijon.

Regensburg eigen und für die Wirkung des Innern wie des Aeußern maßgebend ist die starke Verlängerung des Hauptchores nach Osten, die Vorlage der Sakristeien vor die Nebenchöre. Der Hauptchor, den niedrige Mauern

Digitized by Google

von den Seitenschiffen trennen, ist eigenartig für sich abgeschlossen und erhält einen spezifischen Reiz durch die schwache Beleuchtung des Vorchores und die schönen großen Fenster der Ostseite des hohen Chores.

Diese drei mächtigen Ostfenster werden nun nicht nur, wie gewöhnlich, vertikal durch Pfosten, sondern auch horizontal gegliedert und zwar so, daß in ihnen die Gliederung des gesamten Kirchenraumes prächtig ausklingt. Der untere Teil dieser Fenster entspricht den Arkaden, welche die Schiffe trennen. Die kleine Galerie über diesen Fenstern entspricht den Triforien, die sich durch Langhaus und Querschiff ziehen, die oberen Fenster aber jenen in der Hochwand des Mittelschiffes.

Bei der außerordentlichen Größe dieser Fenster, die mit der stattlichen Breitenanlage des Domes zusammenhängt, empfinde ich diese klare architektonische Gliederung sehr wohltuend, sehe gerade in dem Vermeiden der Konsequenz, die ganze Wand zwischen den Streben durch ein Fenster auszulösen, einen feinen, für unseren ebenso maßvollen wie originellen Künstler charakteristischen Zug.

Man hat sich aber nun einmal gewöhnt, die Gotik als festgeschlossenes System zu betrachten, das vor allem aus französischen Kathedralen abgeleitet wird, hat dadurch den Blick für das reiche individuelle Leben unserer deutschen Gotik verloren. Man tadelt deshalb als ungotisch, was nicht in jene Schablone moderner Schulweisheit paßt, brandmarkt eine so originelle Idee wie die Horizontalgliederung dieser Fenster möglichst als Vorspiegelung falscher Tatsachen, indem man in ihr nur eine Reduktion der französischen Chorbildung sieht, während unser Künstler doch nur allgemeine Eindrücke französischer Gotik frei und geistvoll verarbeitete.

Außen hebt den Chor sein kräftiger Unterbau schön heraus. Durch die einfache Anlage wirkt er ungemein klar trotz aller feinen Einzelheiten, wobei übrigens der reiche Hauptchor hübsch kontrastiert mit den ruhigeren Flächen der Ostwand der den Seitenschiffen vorgelegten Sakristeien. Günstig unterbricht hier wie innen die Horizontalgliederung die großen Fenster. Sie erhält hier noch mehr Nachdruck dadurch, daß sowohl beim Ansatz der Triforien wie der oberen Fenster die Wand ein wenig zurücktritt und die Strebepfeiler oben wie Strebebögen behandelt sind.

Diese Gliederung belebt glücklich die Ostansicht; deren

Digitized by Google

schöne, eigenartige Wirkung beruht sogar zu einem guten Teil auf ihr. Nichtsdestoweniger machte man gerade wegen ihr dem Meister manche Vorwürfe. Man stellte es hin, als wollte er uns dadurch einen Chorumgang mit Kapellen vortäuschen. Das war aber doch gewiß nicht seine Absicht, sondern die französische Anlage regte ihn auch hier nur an, und zwar zu einer sehr originellen Durchbildung des Hauptchores, die der Raumteilung des Innern hübschen Ausdruck gibt. Gerade das leise Zurückweichen der Mauerflächen aber, das dem mehr Nachdruck verleiht, erscheint mir dadurch als Folge ganz besonders feinfühliger künstlerischer Erwägungen, ebenso die strebebogenartige Dekoration des obersten Absatzes der Strebepfeiler, der dadurch zugleich gut durchgebildet wird, mit richtigem Gegensatz zu dem schlichten Unterbau.

Ein hübscher Schmuck der Streben sind die Wasserspeier und die in Höhe der Triforien flott aufgehängten Schilde der Stifter. Für das Spiel freier Laune, das sich im gotischen Ornament oft so reizend mit strenger Gesetzmäßigkeit verbindet, ist beispielsweise bezeichnend, wie auf dem nordöstlichen Strebepfeiler des Hauptchores statt der Kreuzblume ein stattlicher Vogel sitzt.

Trotz der vorzüglichen Gesamtwirkung des Chores eignet ihm aber auch jenes liebevolle Versenken ins einzelne, einer der reizendsten Züge echt gotischer Kunst. Man betrachte nur das feine Laubwerk der Kapitälchen an den unteren Pfosten der Fenster, vor allem aber den reizenden kleinen Erker an der Ostwand der südlichen Sakristei. Er ist ein wahres Kabinettstück zierlicher gotischer Dekoration, bei dem man sieht, wie der Künstler selbst einem scheinbar so nebensächlichen Detail seine ganze Liebe zuwendet, sich freut, es originell und fein zu gestalten. Mit reichem Blattwerk schmückte er die Konsole, auf welcher der Erker ruht, ihn selbst aber durch Streben, Wimperge und Krabben, letztere namentlich auch auf dem schlank ansteigenden, in eine Kreuzblume auslaufenden Dache mit einem gar zierlichen Dachfensterchen.

Als das Werk des 13. Jahrhunderts ist der Chor im Ornament noch etwas zurückhaltender, befangener, da und dort auch ein wenig unbeholfen. So namentlich bei den Arkadenpfeilern der Südseite, dem ältesten Teil des Domes. Hier klingt mehrfach romanische Kunst noch deutlich nach und findet sich im Detail manche Verwandtschaft mit der

Digitized by Google

Dominikanerkirche und anderen gleichzeitigen Bauten Regensburgs. Diese Unsicherheit in der Handhabung der Gotik, der deutliche Zusammenhang mit gleichzeitigen wie das Anknüpfen an vorausgehende Werke der Stadt beweist, daß der Dom durch heimische Kräfte auch ausgeführt wurde, die sich eben erst allmählich in den neuen Stil einarbeiteten, ihn sich selbst errangen.

Im Gegensatz zum Chor gehören Querschiff und Langhaus hauptsächlich dem 14. Jahrhundert an. Mit jenem durch das glückliche Festhalten an der Idee des ersten Meisters innig verbunden, zeigt sich doch, zumal im einzelnen wie etwa an den Kapitälen, ein mannigfacher Wechsel, bedingt vor allem durch die verschiedene Bauzeit. Er tritt aber nicht störend hervor, sondern belebt, erinnert daran, wie im Weiterarbeiten an des ersten Meisters großem Plan viele Generationen selbständig schufen.

Im Gegensatz zu dem in sich geschlossenen, nur schwach beleuchteten, geheimnisvollen Chor steht das von starkem Licht durchflutete weiträumige Querschiff und Langhaus. Diesen Raumeindruck bedingt wesentlich die maßvolle Höhe des Mittelschiffes, die stattliche Breite der Seitenschiffe. Dieses wichtige Moment der eigenartigen Schönheit des Domes muß schon dem ersten Meister vorgeschwebt haben, da ja die Verhältnisse durch den Chor wesentlich festgelegt wurden.

Auch andere süddeutsche Hauptkirchen, wie die Münster von Straßburg und Ulm oder der Dom von St. Stephan in Wien, haben bei maßvoller Höhen- und bedeutender Breitenentwicklung verwandte Tendenzen. Diese Neigung förderte wohl die benachbarte italienische Kunst, auf die ja auch die Weiträumigkeit der romanischen Kirchen Regensburgs, besonders von St. Emmeram und Obermünster, zurückzuführen ist. Die weiten, breit gelagerten Schiffe dieser Kirchen sind für das Raumgefühl des Dombaumeisters wohl nicht ohne Einfluß gewesen; was er aber unter diesen Anregungen schuf, ist natürlich wieder seine persönlichste Tat. Er strebt nach großen Wirkungen, aber mit feinem Maßhalten, meidet deshalb das allzu Systematische, die einseitige Höhenentwicklung, das vollständige Auslösen der Wand durch die Fenster und schuf gerade dadurch einen so prächtigen, in seiner Wirkung höchst eigenartigen Raum.

Für die feinen künstlerischen Erwägungen, die dazu

Digitized by Google

führten, eine allzu strenge Konsequenz des Systemes zu meiden, scheint mir besonders die Fensteranlage bezeichnend, die gerade für die malerische Wirkung des Raumes so wesentlich ist. Die Hauptmasse des Lichtes fällt durch die großen Fenster der Hochwand des Mittelschiffes ein. Unter diesen aber befindet sich eine größere Mauerfläche, da die Triforiengalerie über den Arkaden keine Fenster besitzt. Die Arkaden mit der über ihr gelagerten Galerie bilden dadurch zugleich als fester tragender Unterbau einen trefflichen Gegensatz zu der leicht aufsteigenden Hochwand.

Das Dominieren des schönen, hohen Seitenlichtes im Mittelschiff wird noch gehoben durch das gedämpfte Licht der Seitenschiffe infolge der breiten Mauerflächen, die hier
[illegible]urch stehen bleiben, daß die wenigen Fenster des nörd=
[illegible]eitenschiffes hoch angelegt sind, die des südlichen da=
[illegible]l und verhältnismäßig bescheiden.
[illegible] des Domes sind auf das mannig=
[illegible]nstern gliedern sie hübsche
[illegible] hinzieht, der durch
[illegible]eitenschiff wie an
[illegible]onsolen gestützt
erst bei der
19. Jahr=

[illegible]tlich die
feinen
Vialen,
den
[illegible]upt=
[illegible]ildet,
[illegible]dem
[illegible]lbst
[illegible]ue
[illegible]am
[illegible]er
[illegible]e

Digitized by Google

mächtigen Pfeiler, von denen die Dienste schlank und doch kraftvoll an der Hochwand des Mittelschiffes emporsteigen, aus denen die Arkadenbögen wie die einfachen Gewölbe der Seitenschiffe herauswachsen, alles leicht aufsteigend und doch so fest und charaktervoll durch die energischen Profile, die ein so großer Vorzug des echten Gotikers.

Fein durchgebildete Architektur und reizend phantasievolles Ornament fesseln vor allem auch an den beiden Ciborienaltären aus der Mitte des 14. Jahrhunderts im südlichen und nördlichen Seitenschiff, die dasselbe Thema gar reizend variieren. Das Ornament ist hier klar und einfach, aber doch höchst mannigfaltig, prächtig gezeichnet, trefflich ausgeführt; vorzüglich fügen sich in die Architektur die ruhigen, großangelegten Gestalten der Maria und des Engels an dem südlichen, Heinrich und Kunigundens an dem nördlichen Altar.

Die drei Ciborienaltäre des 15. Jahrhunderts im nördlichen Querarme und den Chornischen der Seitenschiffe stehen künstlerisch nicht ganz so hoch wie jene des 14. Jahrhunderts, sind aber doch sehr schätzenswerte Werke dekorativer Kunst höheren Stiles, interessant namentlich auch im Vergleich mit jenen durch den Gegensatz hoch- und spätgotischer Behandlung desselben Problemes. Die reiche Dekoration durch die mehr spielenden, zierlichen Formen der Spätgotik zeigt schon der um 1440 gefertigte Altar des nördlichen Nebenchores mit einigen zum Teil recht charakteristischen Statuen. Der Altar des südlichen Nebenchores ist besonders in seinen Kapitälen bezeichnend für das eigentümliche Spiel spätgotischer Dekoration, das sich ja auch so anmutig an W. Roritzers Sakramentshaus und dem in seiner Art einzigen Brunnen von 1501 entfaltet. Durch die selbständige, in ihrer Weise auch gelungene Behandlung des Themas erscheint ferner der Altar im nördlichen Querarm interessant, obgleich er eine gewisse Ernüchterung keineswegs verleugnen kann.

Im Aeußeren des Doms schließen sich auf der Südseite Querschiff und Langhaus, deren Bau wesentlich dem 14. Jahrhundert angehört, trefflich dem Chor des 13. Jahrhunderts an. Obgleich durch die mehr als hundertjährige Bauzeit so viele Generationen einander in der Leitung des Baues wie in der Ausführung ablösten, wurde doch die Einheit des Ganzen auch hier trefflich gewahrt. Die Unter-

Digitized by Google

schiede der Ausführung, bedingt durch den Wechsel der Zeit und der Arbeiter, fallen nicht störend auf, sondern zeigen sich erst bei eingehenderem Studium.

Verfolgen wir beispielsweise das Ornamentband unter dem Dachgesims des südlichen Seitenschiffes. Am Chor schmücken es einfache, jedoch schöne gotische Bläter. Beim Querschiff und den beiden westlich folgenden Jochen aber verbinden sich diese Blätter zu einer prächtig komponierten, laufenden Ranke. Im nächsten Joche treten an deren Stelle einfache gotische Rosetten, im darauffolgenden kommt wieder eine und zwar besonders schön eingefügte Ranke, während zum Abschluß im Untergeschoß des Turmes an Stelle des Blattwerkes groteske Tiere treten. Diese, ein höchst charakteristischer Ausdruck altbayerischer Phantasie und Phantastik, tummeln sich auch in der Hohlkehle unter dem Querschiffgiebel.

Gegenüber dem schlichteren Ornament am Chor wird dasselbe seit dem Querschiff gewandter, sicherer, zeigt, wie besonders in jenen hübschen Ranken, eine erfreuliche Zunahme des Sinnes für schöne Formen, feines Einpassen in den Raum. Die Freude an reichem Ornament, die schon für die altbayerische Baukunst des 12. Jahrhunderts so charakteristisch ist, kann sich jetzt, losgelöst von historischen und symbolischen Darstellungen, noch freier ergehen, zeigt oft, wie etwa in den Wasserspeiern, auch einen prächtigen Humor.

Ein Fortleben jener Symbolik zeigen die kleinen, aber sehr lebendigen und interessanten Gruppen an den Sockeln der Strebepfeiler, wie die Jungfrau mit dem Einhorn, Simson und andere Darstellungen, die als Symbole der unbefleckten Empfängnis im 14. und 15. Jahrhundert eine besonders große Rolle spielen. Die Statuen zwischen den vier westlichen Fenstern dagegen weisen auf die selbständigere Stellung hin, welche die figürliche Plastik besonders durch ihre bedeutende Entwicklung im 14. Jahrhundert erringt, die ihre glänzende Entfaltung an der Westfassade vorbereitet.

Den Gegensatz des späten 13. und des entwickelten 14. Jahrhunderts mag man auch an den einfachen Türen der Südseite östlich und westlich des Querhauses studieren, von denen die ältere, östliche, kräftig profiliert, mit guten ornamentalen Einzelheiten und mit grotesken Tieren geschmückt ist, die vom Giebel herabzuspringen scheinen,

Digitized by Google

während reicheres, graziöseres Ornament die südliche ziert. Wie gewisse Eigentümlichkeiten selbst trotz vollständiger Stiländerung durch die lokale Bautradition festgehalten werden, sehen wir an dem gleichfalls bescheidenen Querschiffportal, da dessen feines Ornament die beiden Seiten ebenso grundsätzlich verschieden dekoriert wie einst die romanischen Portale.

Zeigt all dies wie sorgfältig durchdenkend und durchfühlend, aber auch wie selbständig bis ins Kleinste man hier stets arbeitete, so müssen wir nicht weniger bewundern, wie taktvoll man sich doch durchweg dem ursprünglichen Plane unterordnete zugunsten einheitlicher Wirkung des Ganzen. Wie sehr dieses unsere Meister auch beim Detail stets im Auge behielten, erkennen wir am besten, wenn wir den Blick über die ganze Südseite streifen lassen, um den Unterschied der Ornamentbehandlung mit Rücksicht auf die verschiedene Entfernung vom Beschauer, damit zugleich auf seine Wirkung im Ganzen, zu beobachten. Offenbar aus diesen Gründen sind unter dem Gesimse der Hochwand des Mittelschiffes nur einfache Blätter oder Rosetten angeordnet; wo an gleicher Stelle unten am Seitenschiff die Ornamentranken so mannigfaltig und fein durchgeführt sind, werden die Krabben an den Strebebögen und Wimpergen auch bei dem Bau des 14. Jahrhunderts nicht mehr durchgebildet als bei jenem des 13. Jahrhunderts, sondern nur derb und energisch in einfachen Umrissen behandelt, wodurch sie übrigens auch widerstandsfähiger gegen die Unbilden des Wetters sind, was bei ihrem exponierten Standorte sehr wünschenswert ist.

Von der Nordseite ragt mit Ausnahme des kleinen Winkels beim Chor, den westlich der Eselsturm begrenzt, nur die Hochwand des Mittelschiffes, stolz zur Donau grüßend, über die benachbarten Häuser. Jener Winkel beim Chor ist ganz schlicht, künstlerisch aber doch geadelt durch manche Feinheit, wie etwa die kleine, so nett schief gestellte Tür bei der Sakristei, und erhält einen guten Abschluß durch den unterwölbten spätgotischen Gang, der den Domchor mit dem nahen Kapitelhaus verbindet.

Den glänzenden Abschluß des Dombaues bildete die Westfassade. Dieselbe wurde noch im 14. Jahrhundert begonnen, seit dessen Mitte die zwei unteren Stockwerke des südlichen Turmes entstanden. Das Fundament zum Nordturm wurde um 1383 gelegt, das Mittelportal großenteils

Digitized by Google

1385—1395 ausgeführt. Die Jahreszahlen 1482 unter den Fenstern des ersten Stockes und 1486 am Giebel beweisen, daß dessen Vollendung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts rasch gefördert wurde, am dritten Stock des Nordturmes findet sich die Jahreszahl 1493. Der Bau wurde bis 1524 fortgesetzt. Mehrere Figuren wurden erst im 17. Jahrhundert aufgestellt, die Türflügel 1737 eingesetzt. 1859 bis 1869 wurden die Türme ausgebaut.

Im Aeußeren des Domes vertritt der Chor das 13., die Südseite vor allem das 14. Jahrhundert. In der Westfassade bestimmt das 14. Jahrhundert die Anlage, aber nur im unteren Teile, besonders bei dem Südturm auch die Ausführung, die sonst hauptsächlich dem 15. Jahrhundert zufiel, was ihren überwiegend spätgotischen Charakter begründet. Durch den Ausbau der Türme trug auch das 19. Jahrhundert wesentlich zum heutigen Eindruck der Fassade bei.

Durch die Gegensätze dieser drei in ihrem Charakter erheblich verschiedenen Perioden ist der Eindruck der Fassade nicht so geschlossen wie jener des Chores oder der Südseite. Doch muß man auch hier anerkennen, daß die Nachfolger geschickt an das Vorhandene anknüpfen, die Fassade in sich hübsch zusammenstimmen, sogar dem Bau einen durch das Innere selten gut begründeten Abschluß geben. Die Gegensätze aber, die sich aus der strengeren Kunst des 14. Jahrhunderts, der reicheren, mehr spielenden und malerischen Weise des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts, sowie schließlich durch die historische Schule des 19. Jahrhunderts ergeben, verleihen dem Werke auch wieder einen eigenen Reiz, den des geschichtlich gewordenen Denkmals, das dadurch fesselnd erzählt aus fünf Jahrhunderten deutscher Kunstgeschichte.

Besonders schön wirkt auf der Westseite der stattliche Unterbau und die Freitreppe, die gleich manch anderem Zug durch einen Blick auf den Chor klar zeigt, wie hier die Gedanken des ersten Planes zu Ende geführt werden. Die Fassade ist energisch vertikal gegliedert. Die kräftigen Strebepfeiler der Türme, die den Nebenschiffen entsprechen, scheiden diese deutlich vom Mittelbau. Diese vertikale Gliederung unterbricht angenehm eine horizontale. Das auf der ganzen Südseite durchgeführte Kranzgesims der Seitenschiffe mit dem Laufgang darüber setzt sich an der Westseite fort, wird auch um die Strebepfeiler

Digitized by Google

geführt und unter ihm sehen wir auch hier den Fries mit grotesken Tieren. Der Raum über diesem Gesims bis zur Fensterbank des ersten Stockes entspricht den Triforien des Mittelschiffes. Eine zweite Horizontale bildet das Gesims, welches dem Abschluß der Hochwand des Mittelschiffes entspricht, das aber in wohlerwogenem Gegensatz zum unteren Gesims die energisch aufsteigenden Streben durchschneiden.

Wie beim Chor gibt also auch bei der Fassade des Regensburger Domes das Aeußere trefflich der Raumgliederung des Innern Ausdruck, wird durch dieses bedingt, ist daher sicher nicht, wie man meinte, durch die Fassade des Straßburger Münsters wesentlich beeinflußt. Die Horizontalen bedeuten hier etwas ganz anderes als in Straßburg und vollends gar als die stattlichen Galerien französischer Kathedralen. Die alten Zeichnungen, die man beizog, um eine Abhängigkeit der Regensburger von der Straßburger Fassade zu konstruieren, beweisen, wie schon Endres nachwies,[2]) sicher gar nichts. Sie sind später entstanden als die jetzige Fassade disponiert wurde, die der Straßburgs vollkommen selbständig gegenübersteht.

Echt deutsch ist bei der Regensburger Fassade das klare Herausheben der Türme mit ihrem einfachen Untergeschoß, in dem nur kleine Türen angebracht sind. Als deutsch müssen in ihrer logischen Begründung durch das Innere auch jene Horizontalen bezeichnet werden, sowie die Behandlung des Giebels. Haben die Regensburger Meister wirklich Anregungen von der Straßburger Fassade empfangen, so tritt deren persönliche Selbständigkeit nur in ein um so schärferes Licht, weil sie gleich dem Meister des Chores aus diesen Anregungen etwas Neues, Selbständiges schufen.

Vom ersten Stockwerk an herrscht in der Fassade der spätgotische Charakter, nur der erste Stock des Südturmes tritt hierzu durch seine noch altertümlichere Art in charakteristischen Gegensatz. In den oberen Teilen der Fassade erlahmt mit dem Ausleben der Gotik entschieden etwas die Kraft. Der Ausbau der Türme aber kann, so trefflich er auch durchgeführt ist, einen gewissen systematischen Zug nicht verleugnen, der eben in der gelehrten historischen

---

[2]) In dem wertvollen Aufsatz: J. A. Endres: Das Domportal in Regensburg. Düsseldorf 1894.

Digitized by Go

Schule des 19. Jahrhunderts gründet; wäre er im 14. oder 15. Jahrhundert erfolgt, so ist es keine Frage, daß er entsprechend dem ganzen Bau individueller geworden wäre.

Regensburgs Denkmäler bieten ein selten vollständiges Bild der Entwicklung mittelalterlicher Kunst. In den bayerischen Landen steht es sogar einzig da, weil die Stadt damals eben deren bedeutendster künstlerischer Mittelpunkt war.

Nach den ersten Anregungen durch fremde Kunst in der karolingischen Periode können wir in Regensburg das allmähliche Ausbilden einer selbständigen, bodenständigen Kunst Schritt für Schritt beobachten. Mit den monumentalen Schöpfungen des 11. Jahrhunderts erreicht sie eine achtenswerte Höhe, reicher entfaltet sie sich im 12., mannigfaltiger noch unter erheblichen technischen wie formalen Fortschritten in der ersten Hälfte und Mitte des 13. Jahrhunderts. So war der Boden bereitet für das große Kunstleben der Stadt im Schlusse des 13. und im 14. Jahrhundert der Zeit der Gotik, der höchsten und doch auch zugleich feinsten Blüte mittelalterlicher Kunst. Regensburgs architektonisches und plastisches Schaffen war damals so fruchtbar und groß, daß es in erster Linie den künstlerischen Eindruck selbst noch der heutigen Stadt bestimmt. Die damalige Befestigung legte die Stadtgrenze bis ins 19. Jahrhundert fest; damals entstanden die stattlichen Patrizierhäuser mit ihren wehrhaften Türmen und ihren originellen Hauskapellen wie das schöne Rathaus. Der künstlerische Mittelpunkt wie die praktische Schule dieses ganzen reichen Lebens aber war der Dom, dieses herrliche Denkmal weitgreifender Beziehungen, großer Verhältnisse unserer gotischen Bauhütten, zugleich ein so prächtiger Ausdruck bayerischer Eigenart, vor allem aber auch des persönlichen Wollens bedeutender Künstler, trefflicher Werkleute.

(Nr. 95—96.)

Digitized by Google

In Audienz bei Kaiser Menelik.

Von Georg Escherich.

Die Zeit des Jagens und Sammelns war vorüber, der Freund mit Beute reich beladen auf dem Rückmarsch zur Küste. Ich aber wollte weiter zur Bergstadt Adis-Abeba, der Residenz des äthiopischen Reiches.

Fünf der besten Maultiere hatte ich mir ausgewählt, die einzigen, die noch einigermaßen leistungsfähig waren. Dazu ebensoviele Askaris.[1]) lauter junge Leute, deren kräftige Konstitution dem Fieber bisher widerstanden. Dies war aber auch so ziemlich der ganze Rest an brauchbaren Menschen und Tieren unserer ursprünglich recht ansehnlichen Karawane. Mit 28 Reit- und Lasttieren waren wir vor fast zwei Monaten von Dire-Dana[2]) aufgebrochen. Sie alle waren mehr oder weniger durch die unbrauchbaren abessinischen Packsättel gedrückt, durch die großen Anstrengungen übermüdet und in ihrer Leistungsfähigkeit beschränkt. Nicht viel anders stand's mit unseren Askaris. — Das fiebergeschwängerte Bilen und die ungesunden Niederungen des Howasch-Flusses hatten ihren Tribut gefordert. Mit ganz wenigen Ausnahmen hatten all unsere Schwarzen an Fieber schwer gelitten. Der Uebermut, den diese wilde Schar am Anfang der Reise gezeigt, war den meisten vergangen. Die hohlen Gesichter, die tiefliegenden Augen so mancher zeigten, wie sehr sie das Fieber mitgenommen. Unter diesen Umständen konnte ich recht froh sein, noch eine kleine Zahl von Leuten und Tieren zur Verfügung zu haben, denen man die bevorstehende Anstrengung zutrauen konnte. Weit war's nach Adis-Abeba — an 200 Kilometer — und schwierig der Weg.

*

Es ist der zweite Marschtag. Der Mond steht schon am Himmel, als eine müde Karawane vor den wenigen Hütten des abessinischen Dorfes Tschoba anlangt. Wir sind zu erschöpft, lange nach einem Lagerplatze zu sehen, und wo wir gehalten, wird abgesattelt, dicht an der Straße. Ein armselig Lager fürwahr. Kein Holz für die Menschen, kein Wasser, keine Weide für die müden, hungrigen Tiere.

---

[1]) Bewaffnete abessinische Diener.
[2]) Endstation der äthiopischen Eisenbahn.

Digitized by Google

Das ist hart nach solchen Strapazen. Fünf Patronen Gewehr Gras[3]) und ein Maria-Theresien-Taler[4]) müssen geopfert werden, um von den armen Dorfbewohnern ein paar Spreisel Brennholzes und einen Bund wertlosen Futterstrohes zu erstehen. Doch Wasser gab's auch um Geld nicht und die armen Tiere dursteten schwer. Darum weiter, sobald als möglich. Der erste Hahnenschrei trifft uns schon munter, rasch wird gesattelt, gepackt, und fort geht's, gastlicheren Gefilden entgegen.

Ich reite voraus. In langen, zügigen Schritten folgt dicht hinter mir der treue Boy, in einem kleinen Abstand die schwerbepackten Tiere mit ihren Treibern. Es ist noch Dämmerlicht, und leichter Nebel hindert den Fernblick, als wir von der Höhe des Lagers zur Talsohle herabsteigen. Eingeengt zwischen fast senkrecht aufsteigendem Hang und Flußbett zieht der Weg. Da eine Stimme von oben. Ich blicke interesselos dorthin. Auf hoher Felsenwarte sitzt ein Abessinier, im Zwielicht dem Auge des Weißen kaum erkennbar. Er spricht etwas herab, so mühelos, so ohne jegliche Betonung, daß ich nicht glaubte, es wäre für uns. Ist es doch auch kaum möglich, auf solche Entfernung ein ruhig gesprochenes Wort zu verstehen! Für uns freilich, nicht aber für das weit schärfere Gehör der Schwarzen. Diese verstehen, und Walde-Mariom, der Boy, greift in die Zügel meines Tieres. Wir müßten halten, sagte er, und den Geleitbrief vorzeigen; dort sei die Sperre. Dabei deutet er auf eine primitive Mauer aus zusammengetragenen Steinen. Von der Höhe herab ist sie quer über den Weg geführt und nur eine schmale Unterbrechung gestattet den Durchmarsch. Niemand darf hier passieren, der nicht den kaiserlichen Geleitbrief vorzeigen kann. Der Negus kontrolliert seine Besucher, und wer nicht behördlich legitimiert ist, wird über die Sperre von Tschoba nicht hinauskommen! Das sollte ich am eigenen Leibe erfahren. Wohl hatte ich seinerzeit zusammen mit meinem Freunde den vorgeschriebenen Geleitbrief ausgestellt erhalten; doch ihn hatte gegenwärtig der Freund, und weit von hier lag dessen Zelt in der Wüste. Ich versuche dies dem Zöllner klar zu machen. Wohl versteht er es, doch ihm genügt es nicht. Wir sollen

---

[3]) Die Patrone des französischen Gewehres Gras. 1870 bis 1874, ist die einzige gangbare Scheidemünze.

[4]) Die in Abessinien und Nachbarstaaten gebräuchliche Münze.

Digitized by Google

hinaufkommen und dem dort wohnenden abessinischen Chef unsere Sache vortragen. Das fehlt gerade noch; sind doch Mensch und Tier durstig und das Wasser weit. Was schert mich jener Schwarze? Ich habe das Recht, im Lande zu reisen, vom Kaiser erhalten. Warum also soll ich mich zurückhalten lassen? So denke ich und dränge mein Reittier vorwärts. Umsonst. Meine eigenen Leute halten mich zurück. Ich sehe, es hilft nichts, ich muß hinauf. Trotz des Ingrimms ob dieser unfreiwilligen Verzögerung kann ich hierbei doch der Disziplin der Abessinier meine Bewunrung nicht versagen. Die Autorität des Kaisers ist im Lande, soweit ich es kenne, unbedingt.

Schweißtriefend klimme ich, mein Maultier am Zügel führend, den steilen Felspfad hinauf. Der Zöllner beachtet uns kaum; unverwandt hat er sein Auge zu Tal gerichtet, die Order des Kaisers heischt es so. Wir müssen zum Chef, dem von Menelik bestellten Herrn des Bezirkes. Er hört unsere Sache an, glaubt sie vielleicht, und — — versagt den Durchzug. Wir dürften nicht passieren, bis nicht von Adis-Abeba diesbezügliche Order eingetroffen. Das war eine nette Perspektive. Wie zur Besänftigung ob dieser Auskunft läßt er mir ein Glas Milch reichen. Durstig stürze ich das langentbehrte Getränk hinab, dann aber mache ich meinem Ingrimm Luft, wettere und schimpfe nach Kräften. Das hilft alles nichts, ich muß warten. In Tschoba ist wohl mit Rücksicht auf derartige Fälle eine Telephonstelle eingerichtet. Schon hat der abessinische Telephonist Adis-Abeba angerufen und dortselbst aufgetragen, die deutsche Gesandtschaft unverzüglich von meiner Lage zu verständigen. Dabei ist es früh 6 Uhr! Minister Coates mag über diese Störung seiner Morgenruhe nicht allzu erfreut gewesen sein. Wie lange wird es aber wohl dauern, bis er mich auslösen kann? Es geht dies durch den Kaiser und wird günstigstenfalls noch mehrere Stunden beanspruchen. Ich bin konsterniert und rufe zu Tal, man möge absatteln. Die armen Tiere! Sie haben nun schon fast 24 Stunden gedurstet und heute wird es entsetzlich heiß.

Da kommt mir ein rettender Gedanke. Der kaiserliche Postdirektor in Adis-Abeba ist ein Schweizer, an den ich empfohlen bin. Ich lasse ihn ans Telephon bitten. Herr Michel kommt und hilft in einfachster Weise. Er leistet mit seiner Person Bürgschaft für mich und der gestrenge Chef

Digitized by Google

von Tschoba läßt mich passieren. Frohen Mutes zieht die kleine Karawane dem Hochland von Schoa zu.

Tschefa-Densa, das letzte Lager vor Adis-Abeba! Wie haben sich in wenigen Tagen die Verhältnisse geändert. Die schwüle erdrückende Hitze der Howasch-Niederung hat einem fast allzu frischen Bergwinde Platz gemacht. Wir sind auch ununterbrochen gestiegen und legen unser Haupt heute auf einer Höhe von mehr als 2500 Meter zur Ruhe. In ihre Decken gehüllt die Schwarzen, mit einem Mantel angetan der Weiße, so kauern wir in Eintracht um das flackernde Lagerfeuer, das leider nur allzu spärlich genährt werden kann. Ist doch weit und breit kein Stückchen Holz zu finden und es bedurfte vieler guter Worte und einer Hand voll Gras-Patronen, von einem Eingeborenen ein paar dürre Aeste zu erstehen, den Kaffee zu brauen und die Konserven zu wärmen. Eisig pfeift der Wind und die Schwarzen leiden empfindlich unter der ungewohnten Kälte. Doch was tut's. Geht es doch morgen nach Adis-Abeba, dem Ziel der Sehnsucht des Abessiniers!

Lange ist der Marsch des letzten Tages. An 50 Kilometer waren zurückzulegen, und dabei ging's bergauf bergab. Gegen 9 Uhr vormittags tauchten auf jenseitiger Höhe in weiter Ferne die in europäischem Stile gehaltenen Gebäude des Gibi*) auf. Wenn ich aber glaubte, in wenigen Stunden dort zu sein, so täuschte ich mich gewaltig. Spät Nachmittag ward es, als ich vor meinem Absteigquartier, einem strohbedeckten Erdgeschosse, das den stolzen Namen Cercle de l'Union führte, anhielt.

Ein Paket Briefe und Zeitungen, dazu eine Einladung zum Frühstück für morgen, waren die sehr willkommene Begrüßung, die mir unser liebenswürdiger Herr Minister ins „Hotel" schickte. Doch von den beiden Kisten — mein ganzes für Adis-Abeba bestimmte Gepäck enthaltend — schrieb er nichts. Nun, er wird es wohl vergessen haben, denn es ist ganz unmöglich, daß sie noch nicht da sind! Haben wir sie doch vor zwei Monaten schon in Dire-Daua einem Landsmann zur Beförderung mit der nächsten Kamelkarawane gegeben und die bestimmte Zusicherung rechtzeitigen Eintreffens erhalten. Das wäre eine nette Ueberraschung für mich, wenn sie nicht da wären. Enthielt doch die eine Kiste Uniform und Frack, die andere das von

*) Residenz des Kaisers.

Digitized by Google

meinem Freunde und mir für den Kaiser bestimmte Gastgeschenk. Beides für den Empfang bei Hofe mitgenommen. Wie aber, wenn mein Gepäck nicht angekommen? Dann war unter Umständen der ganze Zweck der letzten Tour verfehlt. Denn so wie ich war, in geflicktem Kaki, konnte ich unmöglich vor dem Kaiser erscheinen. Und ihn zu sehen, war ich nach hier gekommen, sonst wollte ich nichts in der Residenz.

Mit Zweifeln verbrachte ich die erste Nacht, mit Hoffnung erwachte ich. Es ist ja immerhin möglich, daß die Kisten angekommen, aber noch nicht zugestellt sind und im Zollschuppen lagern. Man glaubt so gerne, was man hofft. Also ging ich frohen Mutes auf die Suche. Nichts! Niemand weiß etwas von meinen Sachen. Ich gehe zum Negadi-Ras.[6]) Der wird mir sagen können, wo meine Kisten stecken; denn der ganze Transport für die Europäer am Platze läuft durch seine Hände. Er schüttelt das kluge Haupt. Bis jetzt ist jedenfalls noch nichts für mich eingetroffen. Doch möglich sind die Kisten bei jener großen Kamelkarawane, die ihm zwei Tagemärsche von hier gemeldet sei und heute am Salzsee rastet. Die letzte Hoffnung. Wenn auch diese trügt, was dann? Für Sonntag, den Ostertag, früh 8 Uhr, ist die Audienz anberaumt, und heute ist es schon Karfreitag. Also reitende Boten hinaus zum Salzsee. Die Kisten m ü s s e n rechtzeitig da sein, koste es, was es wolle. Es ist Karsamstag nachts, und nichts habe ich weiter gehört. Um eine Enttäuschung reicher gehe ich schlafen.

Die Kisten aber lagen bei meiner Rückkehr immer noch in Dire-Daua. Man hatte es vergessen, sie abzuschicken. Das soll in Abessinien öfters vorkommen.

Ostersonntag! Die ersten Sonnenstrahlen fallen durch die schlecht schließenden Läden meines primitiven Schlafgemaches, als ich erwache. Es ist hohe Zeit, denn viel ist noch zu besorgen. Wo sind denn meine schwarzen Diener? Bei Morgengrauen mich zu wecken, hatte ich befohlen, und jetzt am hellichten Tage ist noch keiner zu sehen. Dabei war noch das Pferd zu richten und eine Menge anderer Dinge zu besorgen. Ein gleichgültiges, stumpfsinniges Pack! Wochenlang vorher haben sie schon immer davon gesprochen, daß es zu Menelik ginge, haben sich den anderen

[6]) „Haupt der Kaufleute", ein hoher abessinischer Beamter, dem neben anderem auch das Zollwesen untersteht.

Digitized by Google

gegenüber gebrüstet, daß sie mit ins Gibi dürften, und nun sind sie kaum wach zu bekommen. Und wie sieht mein „Paradeschimmel“ aus? Die Nacht über war ein Platzregen niedergegangen und mit Wohlbehagen hatte sich der Gaul im Lehmbrei gewälzt. Dazu kein richtiges Putzzeug und keine Leute, die damit umgehen können. Denn die Pflege der Tiere ist dem Abessinier fremd! Da heißt es wieder, selbst Hand anlegen und Pferde putzen, wie in jener fernen schönen Soldatenzeit. — Flott trabt mein Schimmel hinaus zum Tore und ich kann die Schwarzen nicht schonen, die mit Gewehr und Patronengürtel hinter mir drein keuchen. Wären sie eher aufgestanden!

Konsul von Mutius erwartet mich bereits. In liebenswürdigster Weise hatte er mir, um die Audienz beim Kaiser zu ermöglichen, einen Besuchsanzug zur Verfügung gestellt. Alles lag bereit, ich brauchte nur hineinzuschlüpfen. Wir fanden, daß der Rock vorzüglich säße. Vielleicht war's auch nicht so, jedenfalls aber war mir aus einer großen Verlegenheit geholfen.

Mit militärischer Pünktlichkeit trat Herr Coates aus dem Gesandtschaftsgebäude. „Un très gentil ministre“, hatten mir alle Europäer, die ich kennen lernte, versichert und ich habe dies vollauf bestätigt gefunden. Er ist zweifelsohne von den Diplomaten am Platze der beliebteste und dies schadet uns Deutschen sicherlich nicht.

Der Rappe des Ministers, ein prächtiges Tier, scharrt unruhig im Sande und drängt zu den Pferden der Gesandtschaftswache, die bereits aufgesessen des Abmarsches harrt. Vier junge, schlanke Abessinier, ganz schmuck in Kaki uniformiert, den Karabiner auf dem Rücken und die Stirne mit rotweißem Turban umwickelt, bilden die militärische Bedeckung des Ministers. Sie sind gut beritten und die Ordnung, die sie halten, sowie die Gleichheit der Bewegungen verraten deutsche Disziplin und Drill.

Kentiba[7]) Gebron, der offizielle Dolmetsch der deutschen Gesandtschaft ist auch schon da. Er ist abessinisch gekleidet und reitet ein reichgeschirrtes Maultier. Nach Landessitte barfüßig, hält er mit der großen Zehe den kleinen runden Steigbügel. So ist also die kleine Eskorte beisammen und wir brechen auf zum Gibi, das von jenseitiger Höhe zu uns herübergrüßt.

[7]) Abessinischer Würdenträger, etwa mit unserem Stadtkommandanten zu vergleichen.

Digitized by Google

Bergauf, bergab geht der Ritt. Rinnsale, Bäche, tief eingeschnittene Regenstrombetten und so manch andere dem Fußgänger unangenehme Passage sind zu durchqueren. Ich kann es daher sehr wohl begreifen, daß in Adis-Abeba kein Europäer zu Fuß geht. Zur Regenzeit wäre dies überhaupt direkt unmöglich, es gilt aber auch zu jeder anderen Zeit für unvornehm, und man sieht daher alle besseren Leute, die Abessinier eingeschlossen, auf der Straße stets beritten.

Wir sind am Fuße des Hügels angelangt, auf dem die mauerumgürtete Residenz des Kaisers, sein Gibi, liegt. Eine große Anzahl von Gebäulichkeiten, teils in europäischem, teils landesüblichem Stil gehalten, ist im letzten Jahrzehnt hier entstanden. Abgesehen von den Wohnhäusern des Kaisers und der Kaiserin, sehen wir das Gerichtsgebäude, die große für Tausende bestimmte Speisehalle, die Münze, den Neubau für Post und Telegraph und viele andere größeren oder kleineren Bauten. Es ist eine kleine Stadt für sich, die Zeugnis ablegt, von dem modernen Sinn ihres Gründers.

Wir reiten durch das Tor der äußeren Ringmauer. Mit tiefen Bücklingen neigen sich die Hüter desselben vor dem Minister und übereifrig treiben sie die uns hindernden Gaffer zurück, dabei energisch ihre langen Stöcke gebrauchend. Durch ein paar Höfe, deren Zweck mir nicht erklärlich, geht es zu einer letzten kleinen Pforte. Die übermäßig hohe Schwelle derselben setzt auch unseren klettergewandten Pferden ein nicht zu passierendes Hindernis entgegen. Wir steigen ab, den Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen. Im Warteraum, einer einfachen, offenen Halle, angelangt, begrüßen abessinische Würdenträger den Minister und bieten uns Stühle zum Sitzen an. Der Dolmetsch macht die Meldung und schon kommt ein Hofbeamter vom Dienste, uns zum Kaiser zu führen. Der Negus empfange heute im Zelte, wird uns mitgeteilt. Vermutlich gab's in der Audienzhalle wieder bauliche Veränderungen.

Auf grünem Hügel, die offene Seite zu Tal gerichtet, steht das Zelt des Kaisers. Drinnen auf niederem, mit seidenen Kissen belegten Divan sitzt mit untergeschlagenen Beinen Negus Negesti Menelik II. Ein interessantes von schütterem Barte umrahmtes Gesicht, ein tief dunkles Auge, zeugen von hoher Intelligenz. Der Mann, der es verstanden, sich vom kleinen König von Schoa zum mächtigen

Digitized by Google

Kaiser Aethiopiens aufzuschwingen, der in einem Lande der Ränke und Feindseligkeiten die unbedingteste Autorität genießt, dessen Name allein schon bei groß und klein wie ein Zauberwort wirkt, d e r Mann muß bedeutend sein.

Mit den vorgeschriebenen Verbeugungen treten wir zum Zelte. Freundlich mit dem Haupte nickend reicht der Kaiser zuerst dem Minister, und als dieser mich vorstellt, mir die Hand. Man bringt uns eiserne Gartenstühle einfachster Art. Die Unterhaltung beginnt. Lauter kurze Sätze, um dem Dolmetsch sein Amt zu erleichtern. Menelik fragt nach unserer Reise. Die Vogelbälge, die wir gesammelt, hätte er zu gern gesehen. Doch diese sind schon zurück zur Küste. Von unserem Geschenke spreche ich dann und bedauere dessen Verzögerung. Ein elektrisch zu beleuchtendes Kreuz ist es, für den Kirchen-Neubau in Adis-Abeba. Menelik drückt seine Freude darüber aus, es sei ihm sehr willkommen. In seinem Geschenkhause habe er eine Dynamomaschine[8]), die die Kraft dazu liefern würde. Hoffentlich finde er jemanden zur Montage. Als dann später der Minister dem Kaiser bemerkt, ich sei bayerischer Forstmann, geht Menelik auf dieses Thema über. Nach der Größe unserer Waldungen fragt er, nach dem jährlichen Fällungsquantum, den Reineinnahmen, und kann sich über die Höhe derselben gar nicht genug wundern. In Abessinien sei dies leider nicht der Fall und die Waldfrage ein stetes Sorgenkind der Regierung. Ob wohl Aufforstungen in seinem Lande möglich seien, welche Holzarten hiefür in Betracht kämen, will Menelik weiter wissen. Ich habe aus dem großen Interesse das er hiefür an den Tag legte, die Ueberzeugung gewonnen, daß der Monarch die ungemein große Bedeutung die der Wald gerade für sein holzarmes Land habe, vollauf würdigt.

Die vorgeschriebene Zeit ist vorüber. Ein anderer will auch zu seinem Rechte kommen. Mit dem Wunsche, daß Seine Majestät die Regenzeit gut überstehen möge, empfiehlt sich der Minister. Menelik reicht uns freundlich grüßend die Hand. Wir sind entlassen.

Draußen kommt uns der englische Geschäftsträger entgegen. In Kaki mit Ordensband, das Monokle im bartlosen Gesichte. Auch er will zum Kaiser. Ich glaube er dürfte weniger harmlose Dinge vorzubringen haben.

A d i s - A b e b a, Ostern 1907.

[8]) Ein Geschenk des Deutschen Kaisers. (Nr. 96.)

Digitized by Google

Zur Pſychopathologie des Landſtreichers.

Unter dieſem Titel hat Dr. Karl Wilmanns, Privatdozent an der Univerſität Heidelberg, eine kliniſche Studie veröffentlicht (Leipzig, Verlag von Johann Ambroſius Barth), die nicht nur die Mediziner, ſondern auch Juriſten und Geſetzgeber intereſſieren dürfte. Handelt es ſich ja doch hier um ein ſehr ernſtes ſoziales Problem, an deſſen Löſung nicht nur der Arzt, ſondern auch die Geſetzgebung beteiligt iſt.

Man wird nicht ohne zwingenden pſychopathologiſchen Grund zum Landſtreicher, man ſinkt nicht ohne weiteres in der Stufenfolge der geſellſchaftlichen Schichten bis an jene äußerſte Grenze herab, die ſcharf an das Gefängnis und an das Zuchthaus reicht. Es ſind teils pſychiſche, teils phyſiſche Faktoren, die den ſozialen Verfall des Individuums herbeiführen und es zu allen den Verbrechen hinüberzerren, die dann die Kriminaliſtik von Jahr zu Jahr in erſchreckender Zunahme aufzählt.

Mit der Aufdeckung und Erklärung dieſer Faktoren beſchäftigt ſich nun die Schrift von Karl Wilmanns in ſehr eingehender Weiſe.

Es liegt eine mühevolle Arbeit in dieſer Studie, die, weit entfernt, den Gegenſtand vollſtändig zu erſchöpfen, nur einen Ausſchnitt aus dem vielgeſtaltigen Leben der Landſtreicher bietet. Der Verfaſſer hat ſich bemüht, den Punkt im Leben ſeiner Landſtreicher aufzudecken, von dem aus ihr ſozialer Verfall durch irgend ein zureichendes Merkmal kenntlich gemacht wird.

Sind es geiſtige oder körperliche Urſachen, die einen zum Landſtreicher machen? Sind es rein individuelle oder ſoziale Faktoren, die hier den unheilvollen Prozeß einleiten? Hat der Landſtreicher oder ſeine Umgebung an ſeinem ſchickſalſchweren Loſe den ausſchlaggebenden Anteil? Welchen Einfluß hat die Abſtammung und der Beruf auf dieſe Verbrecherkandidaten?

Das ſind alles Fragen, die die Wiſſenſchaft geſtellt hat und deren Beantwortung durchaus verſchieden ausgefallen iſt. Es iſt auch in der Tat nicht ſo leicht, ein einheitliches Krankheitsbild zu gewinnen. Es iſt ſehr ſchwer, ein Individuum, mag es noch ſo tief geſunken ſein, nach einem feſten Schema als ein mathematiſches Exempel zu behandeln. Faſt unüberſehbar ſind ja die Einwirkungen der Außenwelt auf einen jeden Menſchen, Einwirkungen, die nicht immer und ſofort uns zum Bewußtſein kommen, die aber nichtsdeſtoweniger in uns Spuren zurücklaſſen, Spuren, die ſich im Laufe der Zeit teils verlieren, teils durch

Digitized by Google

neue gleichartige vertieft ganz plötzlich, aus irgend einem nichtssagenden Anlasse zum Vorschein kommen.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man das Verbrechen als eine Frucht derjenigen Einflüsse hinstellt, die überhaupt in einem verbrecherischen Individuum sich nachweisen lassen, wobei man in der rückläufigen Verfolgung der Einflüsse bis auf die Eltern und Großeltern zurückgreifen muß. Denn um die Vererbungslehre ist es bei weitem nicht so schlecht bestellt, wie es manche hinstellen möchten. Ein schlechter Stamm trägt schlechte Früchte, wobei wiederum nicht übersehen werden darf, daß einer sorgenvollen Pflege eines erfahrenen Gärtners viel gelingen kann und daß unsere edelsten Früchte durch allmähliche und verständige Kultur aus den wildwachsenden und oft gar nicht genießbaren Pflanzen sich entwickelt haben.

Nicht anders verhält es sich mit den Menschen, nur liegen hier die Sachen viel komplizierter.

Doch kehren wir zu der Studie von Wilmanns zurück. Um den Einfluß der sich entwickelnden Geistesstörung auf die Persönlichkeit festzustellen, sagt der Verfasser, haben wir in unserer Arbeit zunächst das Vorleben der Kranken soweit als möglich klarzustellen versucht. Vielfach war das mit großen Schwierigkeiten verknüpft, zumal die meisten Landstreicher längst alle Beziehungen zur Familie verloren hatten, die uns über das Vorleben und die geistige Entwicklung des Kranken brauchbare Auskunft hätte geben können. Andrerseits ließ sich aber in den meisten Fällen durch Einfordern von Schulzeugnissen, durch Erkundigungen bei den Geistlichen der Geburtsorte, durch Einsicht in die Militärakten, vor allem aber durch das Studium der meist sehr zahlreichen polizeilichen und gerichtlichen, der Gefängnis-, Zuchthaus- und Arbeitshausakten ein hinreichend klares Bild über die Entwicklung der einzelnen Persönlichkeiten gewinnen.

Wilmanns gelangt nun auf Grund seines Materials zu der Behauptung, daß der größere Teil der von ihm behandelten 52 Individuen infolge geistiger Störung zu Bettlern und Vagabunden herabsank, während die übrigen aus anderen Ursachen auf die Landstraße gerieten und dort während ihres ruhelosen Wanderlebens von Geisteskrankheit befallen wurden. Fast alle jedoch bevölkerten jahre- und jahrzehntelang die Strafanstalten, bevor sie als Kranke erkannt und den Irrenanstalten überwiesen wurden.

Infolge der vernachlässigten Erziehung beginnt die Kriminalität der Kranken oft bereits während der Schuljahre, in den meisten Fällen jedoch erst einige Jahre später, beim Eintritt ins Erwerbsleben.

Digitized by Google

Mit Recht wirft Wilmanns die Fragen auf: Wie erklärt es sich, daß so überaus häufig die Geisteskranken, die zu Landstreichern werden, der Gegenstand einer gesetzwidrigen, vollkommen aussichtslosen und vielfach sehr harten Behandlung in Gefängnissen und Arbeitshäusern sind? Woher kommt es, daß diese pathologischen Zustände so selten erkannt und die Kranken nicht früher durch rechtzeitige Unterbringung in einer Irrenanstalt vor einer ungerechten und oft direkt schädlichen Behandlung bewahrt werden, sondern bisweilen jahrzehntelang ihren Mitmenschen und den Behörden zur Last fallen? Und das alles, trotzdem diese Kranken jahraus, jahrein von einem Strafhaus in das andere wandern, mithin fast ständig unter Beaufsichtigung stehen, vielfach nicht einmal nachts allein bleiben dürfen, bei jeder Ueberführung in eine Korrektionsanstalt von einem beamteten Arzte nicht nur auf ihren körperlichen, sondern auch auf ihren geistigen Zustand geprüft werden und sich mithin einer ärztlichen Kontrolle erfreuen, wie kaum ein anderer ihrer Mitmenschen?

Daß diese Persönlichkeiten, auch wenn sie auffällige Erscheinungen geistiger Störungen bieten, in den richterlichen Vernehmungen wegen Bettelns, Landstreichens und ähnlicher Uebertretungen nicht als krank erkannt werden, kann bei der summarischen Behandlung dieser Delikte nicht überraschen. Der Tatbestand ist gewöhnlich ein sehr einfacher und klarer; die Angeklagten sind auch meist geständig, und da sich ihre Vernehmung auf die allernötigsten Feststellungen beschränkt, so ist sie bald beendet, ohne daß die Kranken Gelegenheit hatten, etwas besonders Auffälliges zu bieten. Nur wenn die pathologischen Erscheinungen sich sehr aufdrängen, zumal wenn der Kranke ein erregtes und lebhaftes Gebaren zeigt, wird auch der Richter den Eindruck des Krankhaften gewinnen.

Daß der Bettler Gegenstand *sachverständiger Begutachtung* wird, ist gewöhnlich nur dann der Fall, wenn das Gericht Ueberweisung an die Landespolizei ausspricht, und diese seine Ueberführung in ein Arbeitshaus anordnet. Doch auch der Arzt, der den Korrigenden auf seine Tauglichkeit zur Verbüßung der Nachhaft zu untersuchen hat, *übersieht* vielfach die geistige Störung. Der Grund dafür liegt zunächst in der Schwierigkeit, den krankhaften Zustand aus einer einmaligen kurzen Untersuchung mit Bestimmtheit zu erkennen, besonders wenn er sich nur in einer Veränderung des Charakters und nicht in auffälligen Erscheinungen von Geistskrankheit äußert. Die Hauptursache für das häufige Uebersehen geistiger Erkran-

Digitized by Google

tung liegt aber in der nicht zu bestreitenden mangel-
haften psychiatrischen Durchbildung vieler als
sachverständig bezeichneten Aerzte.

Wenn das äußere Verhalten des Kranken geordnet und
natürlich, von Verschrobenheit und Manieren frei erscheint, wenn
der sprachliche Ausdruck treffend ist, Wahnideen und Sinnes-
täuschungen in keiner Weise hervortreten, so kann auch der Sach-
verständige den erworbenen Schwächezustand leicht übersehen.

Fälle, wo der erworbene Schwachsinn nur angedeutet ist
und sich lediglich in einer leichten Abnahme der Willenskraft
und Initiative und der geistigen und gemütlichen Regsamkeit
äußert, sind in den Strafanstalten nicht selten. Der plötzliche
und anscheinend unmotivierte wirtschaftliche Verfall der Kranken,
der Widerspruch zwischen ihrem jetzigen energielosen Baga-
und der früheren seßhaften und geordneten Lebens-
schen dem Umfang ihres Schulwissens
letzten Jahren erworbenen
tspunkt, an das Bestehen

nken, deren ausge-
schweren Defekt-
e sich der Er-
ten entgegen-
so stark mit
die Ge-
Infolge-
Augen-
igungen
geistige
ersehen
en, als

dem
dazu
traf-
lang
die
cht-
r.

Digitized by Google

Die Internationalität bei den Ausgrabungen in Palästina.

Nachdem ich vor einiger Zeit in diesem Blatte (Nr. 19) die neueren Funde der deutschen Forschungsarbeit in Palästina in bezug auf ihre Wichtigkeit als Geschichtsmaterialien gewürdigt habe, bietet sich jetzt eine Veranlassung, den Blick über die Arbeit der Deutschen und Oesterreicher auf diesem Forschungsgebiete hinaus auf die internationale Gesamtbearbeitung desselben zu lenken. Denn was in erster Linie Engländer und Deutsche auf dem Boden Palästinas während der letzten Jahre gefunden haben, das ist jetzt von einem Franzosen in einem Werke zusammengefaßt worden. Dieses betitelt sich Canaan d'après l'exploration récente. Par le P. Hughues Vincent (Paris, Librairie Victor Lecoffre 1907; XII. et 488 p., gr. 8°).

Der Funke des ohnehin internationalen Interesses an den archäologischen Schätzen, die der Boden Palästinas in sich bergen mag, ist nachweislich in den letzten sechzehn Jahren von einer der großen Kulturnationen zur anderen gesprungen. Anregungen der einen sind von einer anderen aufgenommen und zur Ausführung gebracht worden. Arbeitsfelder, die von einer gefunden waren, durften von einer anderen übernommen werden. Die Methoden der einen nationalen Gesellschaft sind von anderen nachgeahmt worden, von den gegenseitigen freundschaftlichen Besuchen der Forscher von verschiedenen Nationen ganz zu schweigen.

Ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung der palästinischen Ausgrabungen läßt dieses erfreuliche Bild des Ineinandergreifens der Arbeiten verschiedener Nationen in konkreter Anschaulichkeit vor unser Auge treten. Denn zuerst (1890) begann England die Ausgrabungstätigkeit in dem südwestlichen Palästina. Prof. Flinders Petrie, der sich durch schöne Entdeckungen in Aegypten verdient gemacht hatte, wurde mit der Aufgabe betraut, die Lage der Stadt Lachis festzustellen, die z. B. in jenem wichtigen Jahre 701 bei Sanheribs Zug gegen das südwestliche Syrien eine Zeitlang der Sitz des Hauptquartiers gewesen ist (2. Kön. 18, 17 ꝛc.). Er erkannte sie in dem Hügel el-Chesy, und dieser wurde nun hauptsächlich unter Leitung des Ingenieurs Dr. Bliß besonders nach dem Grundsatz erforscht, daß allemal nur ein Teil des ganzen Operationsfeldes mit peinlichster Genauigkeit durchsucht wurde. Von 1898 an wurden ferner in einigen anderen Orten des südwestlichen Palästina

Digitized by Google

(z. B. in Sandahannah) Grabungen unternommen. Die lehrreichen Resultate dieser Anstrengungen, die — speziell nach der Anleitung der massenhaft gefundenen Töpferprodukte — zur Feststellung der Reihenfolge und des Alters der Bodenschichten geführt hatten, haben nun einem deutschen Gelehrten, Professor Ernst Sellin, den glücklichen Gedanken eingeflößt, dem deutschen Geiste auch dort seinen Platz an der Sonne zu sichern, und durch die hochherzige Munifizenz der Herren Arthur Krupp in Benndorf, Philipp und Paul v. Schoeller, Anton Dreher und Karl Wittgenstein, des kaiserlichen Ministeriums und der Akademie in Wien ist es ihm gelungen, in mehreren vielwöchigen Expeditionen 1902—1904 den Tell el-Ta'annek am Südrande der Ebene Jesreel vollständig zu untersuchen. Unter seinen überraschenden Funden ragen ja zwölf Keilschrifttexte hervor, die von dem ihn unterstützenden Assyriologen Friedr. Hrozny übersetzt und erklärt worden sind. Das Forschungswerk von England und Deutsch-Oesterreich ergänzte und beleuchtete sich gegenseitig auf glückliche Weise. Denkmäler, die in el-Chesy noch nicht ganz verstanden worden waren, empfingen von den Funden in Ta'annek plötzlich ein unerwartetes Licht, und der einzige Keilschrifttext, der in el-Chesy tief unten in der vierten Stadt gefunden und als Nummer 219 in Winklers Ausgabe der Amarna-Texte veröffentlicht worden war, wurde durch das in einem Tonbehälter (wie Jer. 38, 14!) aufbewahrte keilschriftliche Archiv des Königs Ischtarwaschur von Ta'annek in ein neues Licht gestellt. Denn nun zeigte es sich, daß die Keilschrift und die babylonische Sprache auch zu Privatkorrespondenz in Palästina verwendet wurde.

Aber der Schlüssel zu dem am meisten beunruhigenden Geheimnis, nämlich der konkreten Geschichte der alten Kulte, war damals, als Sellin das Gesamtergebnis seiner Forschungen feststellte und in Band L und LII der Denkschriften der Wiener Akademie (philos.-hist. Klasse) nach vergleichender Methode ebenso klar wie anschaulich vorlegte, soeben durch andere Ausgrabungen geliefert worden. Nämlich der Ruinenhügel der Stadt Gezer (etwa drei Stunden von Jafa, etwas südlich von der Straße nach Jerusalem zu), die vom Pharao Scheschonk seiner mit Salomo verheirateten Tochter als Mitgift gegeben worden ist (1. Kön. 9, 16) und schon deshalb eine reiche geschichtliche Ausbeute versprach, war von Clermont-Ganneau glücklich entdeckt worden, und die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres zu Paris hatte den tüchtigen Gelehrten M.-J. Lagrange (jetzt in Jerusalem) beauftragt, eine topographische Aufnahme von diesem Orte zu machen. Seine Arbeit hatte die Wißbegierde der Archäo-

Digitized by Google

logen mächtig angestachelt, und die englische Gesellschaft für Palästina-Forschung übernahm dieses verheißungsvolle Arbeitsfeld und stellte Macalister an die Spitze dieses Ausgrabungswerkes. Er hat nun dort 1902—1905 sehr bedeutsame Ergebnisse, hauptsächlich in bezug auf die Kultstätten und die Kinderopfer, erzielen können, von dort aus aber auch den deutschen Arbeitsstätten in der Ebene Jesreel einen Besuch abgestattet (Sellin, Ta'annek. Eine Nachlese. 1905, S. 3 f.). Mittlerweile aber hatte der Deutsche Palästina-Verein den Tell el-Mutesellim, in welchem die Ruinenstätte der wichtigen Stadt Megiddo, der Ort der Entscheidungsschlacht zwischen Necho und Josia 608, vermutet wird, sich zum Arbeitsfelde ausersehen. Die dortigen Ausgrabungen sind unter der Oberaufsicht der Professoren Kautzsch, Guthe und Benzinger durch den in vieljährigen Arbeiten auf palästinischem Boden bewährten Ingenieur Dr. Schumacher aus Haifa, der auch Sellins Werk wesentlich unterstützt hat, geleitet und haben schöne Resultate zutage gefördert. Z. B. ist hier ein Siegelstein mit phönizisch-althebräischer Aufschrift „Schem'a, Knecht Jerobeams" gefunden worden, der also aus dem 10. Jahrhundert stammt, wenn Jerobeam I. gemeint ist, und dann das älteste Denkmal der althebräischen Schrift bildet.

Auch bei der zusammenfassenden Bearbeitung dieser Forschungsergebnisse, die in dem oben erwähnten Werke von Vincent vorgelegt worden ist, haben, wie dieser im Vorwort nicht genug rühmen kann, die deutschen und die englischen Forscher und Verwalter der Ausgrabungsschätze in bereitwilligstem Entgegenkommen mit einander gewetteifert. Namentlich dadurch ist es möglich geworden, daß das Werk des französischen Gelehrten mit 310 Abbildungen ausgestattet werden konnte, die zum Teil auch die Originalfarben der gefundenen Tonwaren veranschaulichen. Aber der französische Gelehrte hat sich bei seiner zusammenfassenden Arbeit nicht bloß sammelnd und ordnend verhalten, obgleich auch dies schon bei der ungeheuren Masse der zu bewältigenden Einzelheiten ein Verdienst wäre. Er hat auch die Würdigung der Ausgrabungsergebnisse, deren Fundstätten er als Bewohner Jerusalems ohnehin alle kennt, mit seinem klärenden Urteil zu fördern gestrebt. Dies zeigt sich gleich in der grundlegenden Erörterung über die Schichten, die bei den Ausgrabungen gefunden worden sind. Flinders Petrie hatte sie die amoritische, die phönizische, die jüdische und die seleuzidische genannt. Bliß hatte für die beiden ersten Ausdrücke, weil sie zu wenig Anhalt in der speziellen Bedeutung der Ausdrücke Amoriter und Phönizier besitzen, die Bezeichnungen archaisch-präisraelitisch und spät-präisraelitisch vorgeschlagen. Vincent emp-

Digitized by Google

fiehlt die vier Benennungen „einheimisch, kanaanitisch, israelitisch und jüdisch-hellenisch“ (p. 18), und wenn auch der erste Ausdruck auf den ersten Blick übermäßig farblos erscheint, so dürfte er doch schließlich hinreichend deutlich auf die untersten Funde hinweisen, welche auf die vorkanaanitische Bevölkerungsschicht, die zum Teil als Riesengeschlechter geschilderten Enaksöhne, Rephaiter, Emiter, Awwiter, Zusiter und Zamzummiter zurückgehen (Gen. 14, 5 und Deut. 2, 20, 23). Mit besonders vorsichtiger Nachprüfung hat sich der französische Gelehrte gegenüber der Annahme von Bliß, daß man in el-Chesy elf Städte in acht Ruinenschichten unterscheiden könne, ausgesprochen. Er urteilt gewiß mit Recht, daß vom unleugbaren Vorhandensein von Schichten bis zur mathematisch sicheren Unterscheidung so vieler Städte ein langer Weg sei (p. 22). Das konkrete Ergebnis der Entdeckungen hänge ja auch nicht davon ab, ob man auf einem Ruinenhügel elf oder neun oder dreizehn Städte unterscheiden könne. Nur auf die Unterscheidung der Kulturperioden komme es an, wie hauptsächlich schon Sellin bemerkt habe.

Wie nun die international gefundenen Materialien in dem französischen Werke verarbeitet worden sind, um zunächst die kanaanitischen Städte nach der Wahl ihrer Plätze und hauptsächlich ihrer Befestigung in Bild und Wort vorzuführen (p. 23 bis 90), dann die Kultstätten, Götterbilder, Kultgeräte, Gräber und Totenopfer zu schildern (p. 91—296), ferner die Töpferfabrikate von einheimischem, ägäisch-kanaanitischem, israelitischem und jüdisch-hellenischem Typus zu mustern (p. 296—360), — dies alles zu beobachten, muß dem Leser selbst überlassen bleiben. Wenn man aber noch hinzu nimmt, daß auf p. 361—469 auch noch entfaltet wird, welche Aufschlüsse für die geologischen Schichten Palästinas, dessen prähistorische Altertümer und dessen Geschichte aus den Ausgrabungen gewonnen worden sind, dann wird man wohl mit der Anerkennung nicht zurückhalten dürfen, daß die gemeinsamen Forschungen der Nationen auf dem Boden Palästinas in diesem zusammenfassenden Werke ein würdiges Denkmal erhalten haben.

Bonn. Ed. König.

(Nr. 96.)

Digitized by Google

Richard Rothe.

(1837—1867.)

Dem vor vier Jahren erschienenen ersten Bande von „Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde. Berlin, Grothe", auf dessen bedeutsamen Inhalt wir in der Allgemeinen Zeitung 1905 Beilage Nr. 54 aufmerksam gemacht haben, ist nunmehr der mit Spannung erwartete zweite gefolgt. Er umfaßt die letzten dreißig Lebensjahre des spekulativsten deutschen Theologen seit Schleiermacher, des hochstehenden Lehrers und Gelehrten an der Universität Heidelberg. Hier wirkte Rothe — von der kurzen Bonner Episode 1849—1853 abgesehen — bis zu seinem Tode 1867 als ordentlicher Professor der Theologie, Universitätsprediger und Direktor des Predigerseminars, und entfaltete auch als Kirchenpolitiker eine für den kirchlichen Liberalismus höchst einflußreiche Tätigkeit. Mit seiner Uebersiedelung an die badische Hochschule war die Wanderzeit abgeschlossen. Was von der Romantik her noch in ihm haften geblieben war, hier streifte er es gänzlich ab, und hier entledigte er sich auch völlig der Bande, die ihn mit dem Pietismus so lange und so eng verknüpft hatten. Nicht aber, daß er nun in eine andere theologische Schule übertrat: er wurde ein Mann, ein Theologe für sich, ein rationeller Supranaturalist, wie er sich selbst bezeichnete, erfüllt vom schlichten, außer Zusammenhang mit der kritischen Theologie stehenden Christusglauben, und dabei aufgeschlossen und freudig empfänglich für alles was die Welt und die Menschheit an Hohem und Herrlichem bietet.

In dem Verkehr mit Bunsen zu Rom hatte sich der junge Gesandtschaftsprediger aus der kirchlichen Enge und Beschränktheit des Wittenberger Pietismus herausgefunden, und nun im Laufe der Jahre mehr und mehr gelernt, Welt, Religion und Kirche unter anderen als den dort üblichen Gesichtspunkten in ihrem Zusammenhange aufzufassen. Je eindringender er sich jetzt als gereifter Mann mit der Offenbarung Gottes in der Geschichte der Menschheit und mit dem Problem der Stellung der Kirche in der Welt beschäftigte, um so mehr verloren für ihn die kirchlichen Einrichtungen und ihre zeitlichen Daseinsformen an Bedeutung. Immer klarer wurde ihm, daß die Kirche in ihrem gegenwärtigen Bestand nur eine zum christlichen Staate führende, in ihn ausmündende Uebergangsform darstelle, daß das Christentum überhaupt seine völlige Ausgestaltung und endliche Verwirklichung nicht in dem kirchlichen Organismus, sondern im christ-

Digitized by Google

lichen Staate finde. Dieser Satz wurde für ihn der Mittelpunkt seiner Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat; von ihm aus forderte er, der Theologe, Freiheit für Glauben und Wissen, für Forschung und Lehre, und in Uebereinstimmung mit dieser seiner Grundanschauung nahm er Stellung in den kirchlichen Parteikämpfen, welche, wie im übrigen evangelischen Deutschland, so in Baden, die Gemüter leidenschaftlich erregten.

Die badischen Orthodoxen hatten ihren Rückhalt an der kirchlichen Reaktion, die in Zusammenhang mit der staatlichen von Berlin aus ihren unheilvollen Einfluß über Deutschland ausbreitete und wie ein Modeartikel an den Höfen und in den adeligen Kreisen viele Anhänger gewann. Als vorgebliche Hüterin und Retterin von Thron und Altar lockte sie die Aengstlichen, denen noch die Revolution von 1848 in den Gliedern lag, in ihr Schutzgebiet und in ihren Dienst, und vor manchem höheren und niederen Beamten stand sie da als vielumworbene Brotherrin. Fanatische Kirchenmänner und in Vorurteilen befangene Junker umstanden den Thron des aus dem Traumleben der Romantik in unheilbare Krankheit versinkenden Königs Friedrich Wilhelm IV. Ihre Presse, in der leider auch Männer wie Beyschlag das Wort führten, klagte und jammerte, hetzte und verdächtigte, wo immer eine freiere Regung sich geltend machte, ja unter ihrer Leitung wurde sogar die aus den edelsten Motiven hervorgegangene Innere Mission zu einem gefährlichen und ebenso gefürchteten als gehaßten Kampfmittel, dessen man sich skrupellos bediente.

Für Rothe war es geradezu ein Verhängnis, daß er in solchen Zeiten des Sturmes und Kampfes ein Amt zu bekleiden hatte, dessen Träger sich nicht in der Stille der Gelehrtenstube oder des Kollegsaales halten durfte. Er, diese tief innerliche Natur, mit seinem — fast möchte man sagen — transzendentalen Wesen, mit seiner „ganz individuellen" Theologie, mit seiner Abneigung vor allem Parteitreiben, seiner Scheu vor dem öffentlichen Heraustreten, wurde, immer weiter links gedrängt, bald zu einem Führer auf dem kirchenpolitischen Kampfplatz, aber ohne daß seine echte, christliche Frömmigkeit je Schaden litt, blieb er doch, wie sich Kuno Fischer einmal ausdrückt, „das inkarnierte Christentum"! Für Freunde und Gegner war es immer ein Ereignis, wenn der Mann, der schon durch seine äußere, Milde und Ernst verkündende Erscheinung viele Herzen für sich gewann, das Wort ergriff, sei es, daß es sich um eine Kultusfrage, die Einführung einer Agende, handelte, oder um das Kirchenregiment, oder um Lehrstreitigkeiten, oder gegen das Konkordat oder — am Schlusse seines Lebens — für den Protestantenverein.

Digitized by Google

Indem der Verfasser ebenso lebendig als ausführlich diese Kämpfe und Rothe als Mitkämpfer schildert, erweitert sich seine, auch mit urkundlichen Mitteilungen ausgestattete Darstellung zu einem höchst wertvollen Zeitbild aus den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Er stand selber in den vorderen Reihen der Streiter, und so konnte er aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen manches hervorholen, was vielleicht nur er noch weiß. Mit voller Entschiedenheit tritt er ein für die freie Richtung in der evangelischen Kirche, die ihm, dem gefeierten Biographen, von Luther und Rothe so viel verdankt; er scheut sich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und auch weitbekannte Persönlichkeiten in der richtigen Beleuchtung zu zeigen. So möge denn sein Buch nicht nur anregend und belehrend, sondern auch charakterbildend wirken, spricht doch ein angesehener Schriftsteller, ein Gelehrter, ein tapferer Mann zu dem Leser.

Würzburg. Dietrich Kerler †.

(Nr. 95.)

Künstliche Weltsprachen.[1])

Von Fritz Mauthner.

In dem Beiwort „sozial" scheint eine Aufforderung zu praktischer Tätigkeit verborgen und mitverstanden zu sein. Die Sozialwissenschaft des Volksleibes geht ganz und gar auf Besserung der Volkslage, die Sozialwissenschaft der Volksseele ist überall von solchen Bestrebungen gekreuzt. Wenn nun die Volkssprache das sensorium commune der Volksgenossen ist, wenn weiter die Vereinigung vieler oder gar aller Erdenvölker ein herrlicher Zukunftstraum ist, so wäre es ja die Utopie aller Utopien, so wäre es die Vorbedingung eines goldenen Zeitalters: alle Völker der Erde zu einem großen sozialen Ganzen zu verbinden und diesem sozialen Ganzen in einer künstlichen Welt- oder Universalsprache ein sensorium communissimum, ein gemeinsames

[1]) Aus dem demnächst erscheinenden Buche „Die Sprache", das einen Teil der von Martin Buber herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft" (Frankfurt, Rütten und Loening) bilden wird.

Digitized by Google

Menschengehirn zu geben. Eine künstliche Sprache müßte das sein. Denn auf irgend eine der verbreitetsten Sprachen werden sich die anderen Völker freiwillig doch nicht einigen, auch nicht auf die sogenannte Weltsprache der Engländer. Und wenn es auch der Entwicklungsmechanik gelungen ist, zwei junge Froschindividuen, sogar solche von zwei verschiedenen Arten oder Rassen, zu einem einzigen Individuum mit einem Gehirn zu verbinden, wenn auch phantastische Köpfe aus diesem Versuch wirre Konsequenzen gezogen haben, so meine ich doch: Die Verwachsung sämtlicher Erdenmenschen zu einem einzigen Individuum mit einem einzigen Gehirn wäre nicht eben ein schöner Zukunftstraum des Sozialismus zu nennen. Man wird sich wirklich vorläufig mit dem Ideal einer künstlichen Weltsprache als eines allgemeinen Menschengehirns begnügen müssen.

Nun ist aber zu bemerken, daß die soziale Utopie einer erdumfassenden Menschenverbrüderung dem Wortschatze des gegenwärtigen Geschlechts eigentlich nicht mehr angehört. Neuere Staatsverfassungen werden nicht mehr durch Thesen über die Menschenrechte eingeleitet. Die soziale Einheit der Menschenbrüder kam kurz vor der großen französischen Revolution auf und trat hundert Jahre später vor dem Wirklichkeitssinne des Fürsten Bismarck zurück. Das letzte Ideal ist jedenfalls für einige Jahre oder für einige Menschengeschlechter aufgegeben; aber Annäherungen an das Ideal werden immer wieder geträumt, von guten Menschen und schlechten Fürsten, die den Widersinn eines Programms nicht begreifen, das den Frieden auf Erden herstellen, die Chinesen zum Hungertode verurteilen und die Neger ausrotten will.

Immerhin lebt nach Verzicht auf die allgemeine Menschenbrüderschaft das Ziel eines erweiterten Sozialismus doch noch in den Tendenzen oder Schlagworten unserer Zeit. Akademien und Arbeitervereine suchen untereinander internationale Verständigung; darüber hinaus hört man nennen: Die Vereinigten Staaten Europas, die Einheit der Kulturvölker (Kultur ist die Sitte, die man selber hat), Arier, weiße Rasse usw. Nun, wenn die künstliche Weltsprache nicht gerade das gemeinsame Gehirn auch für die schwarzen, braunen, gelben und roten Menschenbrüder sollte werden können, so wäre doch die Vereinigung aller europäischen und amerikanischen Völker unter eine einzige

Digitized by Google

Sprache eine Tat von recht unerhört revolutionärer Größe. Der bisherige Fortgang aber der Bewegung, die der sozialen Einheit aller Menschen durch Erfindung einer Weltsprache (Volapük oder Esperanto) dienen möchte, hat mich zu einem durchaus ablehnenden Urteil gebracht. In zwei ablehnenden Thesen möchte ich für alle, die sich mit diesen Utopien wissenschaftlich beschäftigt haben, meinen Standpunkt kurz begründen.

Wenn man eine These eine Begründung nennen darf.

1. Eine Idealsprache, die die Anomalien (nicht nur die grammatischen Anomalien) vermeiden könnte, ist heute ebenso unmöglich, wie zur Zeit des Bischofs Wilkins, weil der einer solchen Idealsprache zugrunde zu legende Weltkatalog von unsern Naturwissenschaften nicht hergestellt worden ist und niemals hergestellt werden kann.

2. Wollte man auf eine Idealsprache Verzicht leisten und bescheidentlich nur irgend eine künstliche Sprache erfinden, um überhaupt zu einer Sprachgemeinschaft der Kulturvölker zu kommen, so würde man das groteske Abenteuer erleben, daß das neue Geschöpf zwar allerdings künstlich, nur aber keine Sprache wäre, der Erfinder ein Bankrotteur ohne Reserve, für die Kontrolle weder ein Volk noch ein fertiges Wörterbuch, daß die neue Weltsprache selbst der internationalen Wissenschaft nicht besser dienen könnte als eine der vorhandenen Volkssprachen, weil die künstliche doch eben keine Idealsprache wäre, sondern nur die schülerhaft künstliche Uebersetzung einer vorhandenen Sprache, der Muttersprache des Erfinders z. B., daß endlich in der künstlichen Weltsprache der Meisterzug der Volkssprache, ein ausgezeichnetes Werkzeug der Wortkunst zu sein, mangels einer inneren Sprachform unrettbar verloren gehen müßte. Mit dem freien Lachen, das mir die Utopisten hoffentlich nicht verwehren werden, möchte ich noch eine Vermutung hinzufügen: Brächten wir es wirklich zu einer Weltsprache, die eine brauchbare, reiche, organische, gebrauchte Sprache wäre, so würde sie sofort nach den bisherigen Nationen in Mundarten, hundert Jahre später in neue Nationalsprachen zerfallen, und wir hätten das alte Gefrett. Wenn's nämlich wirklich ein Gefrett ist.

So viel oder so wenig für die Gläubigen der Weltsprache. Für die andern, die sich mit Volapük, mit Esperanto und mit den andern künstlichen Sprachen nicht beschäftigt haben, noch einige Worte. Vor 25 Jahren erfand

der Schweizer Pfarrer Schleyer das Volapük, eine Universalsprache, deren Wurzeln beinahe zur Hälfte der englischen Sprache entnommen waren (Vola-pük = world speak, Weltsprache), die aber trotzdem dem kleinen Geschäftsverkehr und dem größeren Ziele eines Weltfriedens auf Erden dienen sollte. Nach Art pietistischer Konventikel entstanden viele Volapükvereine, am häufigsten unter den Franzosen, die doch sonst nur selten eine Neigung zu fremden Sprachen verraten. Vielleicht reizte die Franzosen die revolutionäre Schmucklosigkeit des Volapük, die logische Leblosigkeit und vielleicht nicht zuletzt die Zentralisationstendenz im Weltsprachengedanken. Heute ist von dem ganzen Lärm kaum mehr übrig geblieben, als die Lautgruppe „Volapük", die wirklich allen Kultursprachen gemeinsam geworden ist und die überall einen komischen Nebenton hat, als ob der oder das Volapük des Pfarrers Schleyer das Unternehmen eines Narren gewesen wäre.

Es steht aber um die Universalsprache genau so, wie um andere Utopien. Immer ist das letzte Ziel schön und preisenswert; immer ist die Kritik der bestehenden Zustände berechtigt. Nur eine Kleinigkeit steht in Frage: Ob es einen gangbaren Weg zum Ziele gibt, ob die kurze Strecke zwischen Erde und Mond passierbar ist. Ich zähle leider nicht zu den besseren Menschen, die für Utopien einen Glauben mitbringen, welcher Berge versetzt: ich glaube nicht an die Verwirklichung des vernünftigen Zukunftsstaates, nicht an den ewigen Frieden, nicht an die Mondreise, nicht an die Herrschaft der Universalsprache.

Ich muß noch Schlimmeres bekennen. Der ich trotzdem an Verbesserungen glaube, die intelligente Arbeiter den Regierungen abtrotzen werden, der ich auf manchem Gebiete Annäherungen an ein wirklich soziales Leben glaube, an kriegsfeindliche Verabredungen, also an Verseltenung der Kriege unter einigen abendländischen Völkern, der ich an die baldige Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes glaube, das uns dem Monde um einige Kilometer, also etwa um ein Hunderttausendstel näher bringen wird: ich glaube nicht, daß irgend eine der künstlichen Universalsprachen auch nur ein Bruchteil der winzigsten Hoffnungen erfüllen werde, die ihre Stifter und Gläubigen auf sie setzen.

Die Kritik der bestehenden Volkssprachen ist längst von der Sprachwissenschaft selbst geübt worden. Alle

Digitized by Google

Menſchenſprachen, die Kulturſprachen ſowohl, wie die Sprachen der ſogenannten Wilden haben ſich irrational, unvernünftig entwickelt. Der Wortvorrat bildet bei keinem Volke einen überſichtlichen wiſſenſchaftlichen Bau, das Wörterbuch deckt ſich nie mit der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis der Wirklichkeit. So laſſen ſich z. B. die Pflanzennamen der Volksſprachen nicht für eine ſyſtematiſche Botanik, die Namen der Geſteine nicht für eine ſyſtematiſche Mineralogie, die Namen der ſogenannten Elemente, ſoweit ſie allgemein bekannt und Stoffnamen geworden ſind, wie Gold, Eiſen uſw., ſchon gar nicht für eine ſyſtematiſche Chemie verwenden. Darum hat man auf dieſen Gebieten künſtliche internationale Sprachen ſchaffen müſſen; man hat entweder die tote lateiniſche Sprache weitergebildet, oder eine neue Zeichenſprache erfunden; einer lebendigen Sprache gehören weder die wiſſenſchaftlichen Namen der Botanik an, noch die Wortungeheuer der neuen Chemie, abgeſehen davon, daß die wiſſenſchaftliche Begründung dieſe beiden Gruppen von Lautgruppen nicht davor ſchützen wird, eines Tages wiſſenſchaftlich geſtürzt zu werden. Ebenſowenig deckt ſich die Formenlehre der beſtehenden Sprachen, die Grammatik, irgendwo mit den Forderungen einer philoſophiſchen Formenlehre. Die eine Sprache iſt mit überflüſſigen Geſchlechtsunterſchieden belaſtet, die andere beſitzt überflüſſige Beugungsformen des Hauptworts und des Zeitworts, die dritte kann anderswo wichtige Beziehungen gar nicht beſonders ausdrücken; und alle Sprachen ohne Ausnahme haben in ihren Formen Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten, die das Erlernen ſo ungemein erſchweren. Das ſcheint mir aber gerade der Punkt zu ſein, der die Fehler der Sprachen von den Fehlern unſerer ſozialen Zuſtände weſentlich unterſcheidet. Unter geſellſchaftlichen Mißſtänden leiden unzählige Menſchen, unter der Mangelhaftigkeit der Sprachen leiden nur Sprachphiloſophen. Es gibt auf der Welt mehr hungernde und beladene andere Menſchen als Sprachforſcher. Darum iſt eine Geſundung der Grammatik keine ſo dringende Aufgabe, wie etwa eine gute Arbeitergeſetzgebung.

Noch weniger dringend als eine philoſophiſche Grammatik ſcheint mir die Aufgabe, allen Menſchen eine gemeinſame Sprache zu geben. Wir empfinden nicht mehr ſo kosmopolitiſch wie man an der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert empfand. Die Menſchenverbrü-

Digitized by Google

derung ist seit hundert Jahren immer unklarer geworden, der Begriffswert des Wortes ist zurückgegangen. Und damit mußte natürlich auch das Ansehen einer Weltsprache als eines Mittels zur Menschenverbrüderung beträchtlich sinken. Es war kein rechter Zweck mehr da, das Mittel zu heiligen. Dazu kam noch eins. Wie der Kosmopolitismus sich abschwächte, erstarkte die Nationalitätsidee. Die Liebe zur eigenen Heimat, die Liebe zum eigenen Volke ist aber wesentlich Liebe zur Muttersprache, deren Erlernung uns nicht schwer geworden ist, deren Mängel wir nicht hören, nicht fühlen. Wir lieben sie viel leidenschaftlicher, als wir gewöhnlich wissen. Wir lieben sie mit Sehnsucht und Eifersucht. Die bequeme und leichte Universalsprache können wir achten, würdigen, aber wir können sie ebensowenig lieben, wie wir ein sauberes Skelett zu umarmen wünschen. Das gilt auch für die neueste Weltsprache, das „Esperanto" des Doktor Samenhof.

Der Erfinder des Esperanto war oder ist ein kluger Mann. Er wußte, was man der Einführung einer Weltsprache entgegenhalten konnte und nannte daher schlau oder vorsichtig sein Kunstprodukt eine „internationale Hilfssprache". Die bestehenden Volkssprachen sollen nicht abgeschafft werden. Doktor Samenhof ist ein gnädiger Herr. Der Deutsche, der Franzose, der Engländer usw. soll in seinem Lande die Muttersprache weiter reden dürfen. Aber der Kaufmann, der Gelehrte soll nicht mehr nötig haben, drei, vier oder mehr Kultursprachen neben seiner Muttersprache zu verstehen. Jedes Volk lernt neben seiner Muttersprache nur noch das neue Volapük des Dr. Samenhof und allen ist geholfen. Die Literatur jedes Volkes wird in das neue Volapük übersetzt (später vielleicht im neuen Volapük geschrieben), und jeder Gelehrte in Frankreich und Deutschland, in Rußland und Japan, in Indien und in Amerika beherrscht alle Literaturen der Erde mit Hilfe des kinderleichten neuen Volapük. Das ist so einfach wie die Kunst, eine Grube zu graben. Der andere braucht nur hineinzufallen.

Das Esperanto des Dr. Samenhof ist allerdings verführerischer als das Volapük des Pfarrers Schleyer. Volapük klang keiner Menschensprache ähnlich. Esperanto klingt an die bekanntesten Sprachen an. Wortstämme und Bildungssilben sind verbreiteten Kultursprachen entlehnt, und die Worte, die den Europäern ohnehin gemeinsam sind,

Digitized by Google

werden einfach herübergenommen, weil sie ja doch den Beginn einer Universalsprache darstellen. Aus diesem Grunde ist es keine Flunkerei, wenn die Prediger des Esperanto behaupten, man lerne es in der kürzesten Zeit verstehen. Wer einfache Esperantosätze ganz unvorbereitet zur Hand nimmt, der glaubt eine verrückt gewordene romanische Sprache vor sich zu haben und errät auf den ersten Blick, um was es sich ungefähr handle. Eine Stunde genügt, um die primitive Grammatik zu erlernen. Für eine Stunde. Ich bilde mir gar nichts darauf ein, daß ich nach wenigen Stunden imstande war, einen kleinen Aufsatz einer esperantischen Zeitschrift zu lesen und zu verstehen. Unsere Schulkinder bringen das mit ihren Geheimsprachen ebensogut fertig. Die Frage ist nur, ob der erwachsene Schüler im Erlernen des Esperanto weiter so fortschreiten könnte wie in den ersten Stunden.

Eine Antwort aber auf diese Frage ist vollends überflüssig, wenn ich oben mit meinen beiden Thesen recht gehabt habe: Daß weder Esperanto noch irgend eine Weltsprache, sei sie künstlich oder natürlich, eine Idealsprache sein könne, und daß niemals eine künstliche Sprache überhaupt die ehrende und gemütliche Bezeichnung „Sprache“ verdiene. Auch Esperanto ist keine Sprache, wird nie eine Sprache werden. Für eine der Universalsprachen wurde einmal die Anhängerzahl von 13,000 Seelen errechnet. Ein Maximum wahrscheinlich. Die Zahl macht es nicht. Ein Volk von 13,000 Seelen kann seine eigene Sprache besitzen. Aber die fleißigen Herren, die den neuen Sport erfunden haben, einander volapükische oder esperantische Briefe zu schreiben, üben sich nicht in einer neuen Sprache. Nur in den Spielregeln eines neuen Schreibespiels. Abenteuerlich ist der Gedanke, diese Spielregeln zur Unterlage zu nehmen, um die gesamte Weltliteratur in die neue Sprache zu übersetzen. Es scheint mir fast Verschwendung, das Unsinnige dieses Gedankens erst beweisen zu wollen.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß keine dieser Kunstsprachen ein fertiges Wörterbuch besitze, daß ein Volk als Hüter einer ererbten Sprache nicht vorhanden sei, daß man also in jeder Uebersetzungsschwierigkeit (unaufhörlich also, wie die Sache liegt) beim Erfinder selbst anfragen müßte. Und der ist ja mit seiner Sprache — um das Tollste hervorzuheben — auch noch nicht fertig geworden. Wie mag da wohl die gepriesene esperantische Hamlet-Ueber-

Digitized by Google

setzung zustande gekommen sein? Ein großes Wörterbuch Englisch-Esperanto finde ich nirgends erwähnt. Ich werde den skurrilen Verdacht nicht los, daß Dr. Samenhof während des Uebersetzens den nötigen Vorrat an Worten erst erfunden haben mag. Und nachher sollen diese Zufallsworte des Augenblicks Bestandteile einer Weltsprache der Zukunft bilden!

Und weil Esperanto überhaupt keine Sprache ist, darum werden sich immer nur Sonderlinge, nicht aber ganze Völker bereitfinden, es als zweite Sprache anzuerkennen und es in den Schulen lehren zu lassen. Sollte sich irgendwo ein Unterrichtsminister finden, revolutionär genug, Esperanto oder Volapük in den Volksschulen einzuführen, so proklamiere ich für die gesamte Schuljugend dieses Staates das Recht auf Revolution.

Dr. Samenhof hat allerdings für seine Erfindung Esperanto mehr Sprachweisheit mitgebracht als der Pfarrer Schleyer für sein Volapük, mehr logischen Fleiß als der Pariser Plakatenschreiber Bolack für seine langue bleue. Trotzdem hätte ich mich auch mit dem Esperanto nicht so eingehend beschäftigt, wenn nicht namhafte Gelehrte in Deutschland und Frankreich eine Propaganda gerade dieser Utopie unternommen hätten. Für das Ideal einer Universalsprache überhaupt sind ja seit Leibniz viele Forscher eingetreten. In den letzten Jahren bei uns die Professoren Diels und Tönnies. Diese beiden blieben aber skeptisch gegenüber den künstlichen Sprachen und sahen entweder in der lebendigen Sprache des imperialistischen England oder in der mühsam genug überwundenen Gelehrtensprache, im Lateinischen, (in welchem Latein? Im feinen Latein Ciceros? im groben Mönchslatein? oder im leblosen Latein der Humanisten?) die künftige Weltsprache. Nun haben sich aber auch Gelehrte gefunden, die mit ihrem guten Namen und selbstverständlich in gutem Glauben für die Unübertrefflichkeit des Esperanto eintraten, wie gelegentlich (man denkt an Balzacs César Birotteau) andere Gelehrte für die Unübertrefflichkeit eines neuen Haarfärbemittels. So besonders Couturat in Frankreich, Ostwald in Deutschland. In Frankreich entsteht unter Mitwirkung von Couturat, groß angelegt, ein philosophisches Lexikon, das zum Spott kommender Generationen neben die Termini der vier abendländischen Kultursprachen auch noch die „internationalen Wurzeln“ des Esperanto

Digitized by Google

ſetzt. Faſt ebenſo weit hat ſich der berühmte Chemiker und Naturphiloſoph Wilhelm Oſtwald vorgewagt. Er iſt mit den beſtehenden Sprachen ſo unzufrieden, als ob er ſich wenigſtens flüchtig mit Kritik der Sprache beſchäftigt hätte. Aber er lehrt (Vorleſungen über Naturphiloſophie, 2. Aufl. S. 35 f.), die Sprache ſei eben nur „ein Werkzeug, das ſich die Menſchen zu beſtimmten Zwecken hergeſtellt haben“; dann vergleicht er die Sprache wieder mit einem alten Hauſe, das man nicht abreißen wolle, das man für Freud und Leid, für Geburt und Tod beibehalten könne, neben das man aber ein neues Haus für beſondere Zwecke ſetze; er dachte es ſich ſehr einfach, er iſt ja Chemiker, die Sprachbegriffe in ihre einfachſten Beſtandteile zu zerlegen und aus dieſen Elementen eine beſſere Weltſprache aufzubauen. Im Eſperanto glaubt er dieſes Ziel erreicht. Einige Entgleiſungen in einem Kapitel über den Willen und das Willensorgan (S. 415 und 427) ſcheinen mir zu beweiſen, daß Oſtwald ein Sprachgewaltiger nicht iſt. Eine ſehr gute Abfertigung hat Oſtwalds Propaganda durch Theodor Gomperz erfahren; doch Gomperz beſchränkt ſich beinahe völlig auf den Nachweis, daß Eſperanto eine praktiſche Ausſicht zum Siege nicht habe. Auf dem Wege dieſes Gelehrten liegt nicht die erkenntnistheoretiſche Theſe, daß ein Weltkatalog und eine auf ihm begründete Idealſprache nicht möglich ſei, liegt nur halb die ſprachphiloſophiſche Theſe, daß Eſperanto keine Sprache ſei, weil eine Sprache nur zwiſchen den Menſchen entſtehen, nicht von einem einzelnen Menſchen erfunden werden könne.

(Nr. 97.)

Dichter und Dilettanten.

Eine Kritik von Will Vesper.

Vor etwa zwanzig Jahren nahm gerade von München eine literariſche Bewegung ihren Ausgang, die nach vielen Seiten der Sturm- und Drangzeit des 18. Jahrhunderts vergleichbar wurde und ſicherlich wie dieſe einem natürlichen Empfinden entſprach, das ſich gegen eine alte, erſtarrt und ſpieleriſch gewordene Schule wandte. Den Segen ſolch revolutionärer Bewegungen wird niemand leugnen wollen, und ich beabſichtige gleichfalls nicht, ihn abzuſtreiten, wenn ich im folgenden auf eine unglückliche

Digitized by Google

Erscheinung hinweisen möchte, die aus dieser Revolution entstanden ist. Die Hauptforderung jener stürmischen Jugend galt der Anerkennung der dichterischen Selbstherrlichkeit, der königlichen Unabhängigkeit aller Schaffenden. Ihre Theoretiker predigten „unbekümmertes Vertrauen auf die eigene Emotion“ und die Jünglinge „dichteten ihr junges Leben hin, wie weiland der junge Goethe“. Dem anfänglichen Widerstand der breiten Kreise folgte bald eine begeisterte Zustimmung, wenigstens von solchen, die in der allgemeinen Schrankenlosigkeit ihre eigene Schwäche und Zuchtlosigkeit zu verbergen hofften.

Man wird die Phrase von der absoluten Souveränität des Dichters nirgend häufiger hören als aus dem Munde von Dilettanten, die sie brauchen, um ihre Geschmacklosigkeiten gegen die bescheidenen Zweifel gutherziger Freunde und besorgter Väter zu verteidigen. Mußte man vor jenen Revolutionstagen zum mindesten in den Dichtungen des alternden Goethe und der Romantiker sehr beschlagen sein, um ein Gedichtbändchen herauszubringen, das des Lobes der Größen jener Zeit gewiß sein wollte, so genügt heute schon eine kleine Summe überflüssigen Geldes, und es finden sich entgegenkommende Verleger genug, die in ihren Fabriken für Literatur und Kunst jedem gerne den Gefallen tun, ihn der Unsterblichkeit zu überliefern, das heißt einstweilen auf die Redaktionstische der deutschen Zeitschriften und Zeitungen zu werfen. Und sonderbarereweise hat sich unter den Rezensenten ein allgemeiner Hang zur Humanität und Güte verbreitet; gleichen Schicksales gewärtig, verteilen sie fast täglich an zehn bis zwölf Anwärter die Dichterkrone und den Lorbeerkranz.

Soweit wäre die Sache heiter und gut, wenn nicht der Dilettantismus, die allgemeine Schwäche unseres literarischen und öffentlichen Lebens, eine ernstere Zurückweisung verdiente: „Dilettanten sind Plagiarii. Sie entwenden und vernichten jedes Original schon in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisiert sind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der echten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profaniert, herumgeschleppt und entwürdigt.“ „Ein Poet ist nichts, wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist.“ Ich berufe mich auf diese Worte Goethes und meine, daß unsere heutige Sprache die Richtigkeit seiner Behauptung traurig bestätigt. Die Masse der Dilettanten hat sie so unleidlich poetisch gemacht und die Zuchtlosigkeit der berufenen Poeten hat diesen Fehler

Digitized by Google

nur verstärkt. Die Worte sind platt wie Blech geworden. Unsere berühmtesten Erzähler schreiben eine Prosa, über die der Ausländer lacht, und man weiß ihm kaum irgend einen lebenden Dichter entgegenzuhalten, der maßgebend für ein Ideal unserer Sprache sein könnte.

Diese Gedanken drängten sich mir bei einer Uebersicht über die neuerschienene Lyrik auf. Man wird merken, daß nicht viel Gutes darüber zu sagen ist. Ungefähr bei der Hälfte der eingesandten Bücher ist mir dunkel geblieben, was die Verfasser dazu gedrängt hat, sich in Unkosten und ihre Freunde in Verlegenheit zu setzen. Dabei treten gerade die überflüssigsten Geister mit der größten Anmaßung auf und sehen sich sogleich genötigt, ihre Bücher mit ihren strahlenden Porträten zu schmücken. Wie man aus der Fußnote[1]) sieht, erschien der größte Teil dieser Bücher bei ganz bestimmten Firmen, die ungefähr jede Woche den Markt mit neuer Ware versorgen. Den Gipfel der Reklame und der Geschmacklosigkeit erklomm die „Harmonie-Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst (G. m. b. H.), Berlin W". Es ist lächerlich, wie die harmlosen und geschmacklosen Verse eines sehr unkritischen Rabbiners zu „weltlichen Gedichten eines Geistlichen" aufgebauscht werden. Eine gleichfalls sehr geschmacklose Titelzeichnung von Fidus muß den gierig gesuchten, pikanten Reiz erhöhen. Ueberflüssig erscheint es mir auch, daß englische Verleger sich bemühen, uns mit unseren verkannten Größen bekannt zu machen. Die Verse, die Probsthain in London von Herrn O. Levy verlegt, sind trotz herausfordernder Paukenschläge gänzlich unbedeutend. Der Verfasser, der das selbst sehr schmerzlich fühlt, versucht deshalb durch kindische Pöbeleien gegen alles

---

[1]) E. Levy: Weltliche Lieder eines Geistlichen (Verlag Harmonie, Berlin); Ernst Hoos: Herbst, Drama (Verlag Harmonie, Berlin); A. Kirchhoff: Leben und Lieben (Singer-Straßburg); H. G. Holz: Lose Worte (Singer-Straßburg); E. Schwartz: Grüße aus dem Alltag (Singer-Straßburg); Freyhold: Allerlei lose Blätter (Singer-Straßburg); Rud. Rub: Gedichte (Singer-Straßburg); M. Herrmann: Gedichte zu Skizzen (Singer-Straßburg); E. Schmidt-Luz: Gedichte (Verlag Continent-Berlin); A. v. Eperjesy: Auf freien Schwingen (Verlag Continent-Berlin); R. Rinth: Feurige Zungen (Verlag Continent-Berlin); R. Fuchs-Liska: Blinde Scheiben („Modernes Verlagsbureau", Kurt Wigand-Berlin); E. Poll: Liebe und Leben (W. Braumüller-Wien); V. Muna: Angelika (Schulze-Oldenburg); Ellheim: Gedichte (Schulze-Oldenburg); W. John-Marlitt: Inter noctem (Mickisch-Berlin); Fr. Hornig: Ueber Berg und Tal (Altmann-Leipzig); L. Littmann: Gedanken in Liedern (C. Grumbach-Leipzig); O. Lewy: Aus dem Exil (Probsthain-London).

Deutsche, gegen Goethe und Bismarck im besonderen, Aufsehen zu erregen.

Leider sehen auch ernstere und bessere Verleger sich immer mehr veranlaßt, aus Güte oder schlecht beraten, die minderwertigsten Bücher zu drucken und zu vertreiben, gleich als ob der Markt nicht schon überschwemmt genug wäre. Im Verlage Cotta-Stuttgart erschienen die Gedichte des Deutsch-Amerikaners G. S. Viereck „Ninive“. Man greift schnell und mit Erwartung nach dem Buche eines Deutsch-Amerikaners und hofft, in diesem Geiste aus einer fremden, großen und freien Welt spiegelt sich vielleicht das Leben schöner, größer und bemerkenswerter als in den Köpfen eingeengter, beschränkter Poeten der Heimat. Leider hat Viereck alles getan, sich den schwächlichen unter diesen anzunähern und nicht einmal Baumbach würde stolz auf seinen Schüler sein. Von nahverwandtem Wesen ist das Buch „Wipfelrauschen“ von Dietrich Vorwerk (Verlag Cotta). Der starke Band von 238 umfangreichen und gewichtigen Seiten ist das einzige, was an dem Buche Eindruck macht, aber man kommt leider nicht hindurch. Besser wird das bei den „Friedsamen Sonetten“ von T. H. Weinschenk (Beyer u. Söhne, Langensalza) geduldigen kühlen Seelen gelingen, die sich die Mühe nehmen wollen, aus dem stetigen Geplätscher sehr kalter Verse hier und dort einen guten Gedanken zu fischen. Man bemerkt bei Weinschenk den Einfluß einer gewählten Lektüre. Auch die im ganzen sympathische Wirkung der Verse Karl Bienensteins läßt sich auf einen ähnlichen Grund zurückführen. Schon der Titel seines neuen Buches: „Aus Traum und Sehnsucht“ verrät seine Freundschaft mit dem liebenswürdigen badischen Dichter Karl Ernst Knodt. Bienenstein schöpft aus den gleichen Quellen wie dieser. Durch gute Lektüre und eine weite Bildung ließ sich zu seinem Vorteil auch Joseph Schicht beeinflussen („Cello am Abend“, Verlag Dege-Leipzig), auch Bruno Baumgarten („Dann und wann“, Greiner u. Pfeiffer) und ebenso Karl Wolff („Aus Sturm und Sonne“, Bielefeld-Freiburg i. B.) und Georg v. Oertzen („Memoiren des Zufalls“, ebendort). Bei Oertzen wird man an manchen heiteren alten schwäbischen Poeten nicht unangenehm erinnert. Genauer läßt sich das Vorbild zu den „Gedichten“ Karl Zieglers (Bonz-Stuttgart) angeben, bei denen aus einzelnen Versen, aus dem ganzen Tonfall und dem freundlichen Wesen des Verfassers, dem man gern folgt, eine starke Liebe zu Mörike spricht, der auch mancher zu deutliche Anklang verziehen werden kann. — Ein nicht würdiges „Denkmal“ setzte der Verlag W. Germann-Schwäbisch-Hall dem

Digitized by Google

von vielen sehr gerühmten Bauern und Dichter Christian Wagner in einem „Blumenstrauß", einer Auswahl aus seinen sonstigen Büchern. Die süßliche Vergißmeinnicht-Ausstattung des Buches zerstört völlig, was ein wohlwollender Beurteiler an den Versen noch Gutes finden möchte. Von dem „Erdgeruch", den man ja heute so schätzt, kann ich gerade in Wagners Dichtungen nichts finden, eher schon in Wilhelm Lennemanns neuen Gedichten „In Saat und Sonne" (Niedersachsen-Verlag Schünemann-Bremen). Den Verehrern der „Heimatkunst" wird das Buch sicher ein unterhaltender Genuß sein. Ein liebevolles Eingehen auf die Natur, eine gute Kenntnis des ländlichen Lebens zeichnen die Dichtungen vorteilhaft aus und werden ihnen wohl eine volkstümliche Wirkung sichern, die ja gerade solchen, von großer Kunst und hohem Wollen, von großen Gedanken und tiefen Gefühlen sehr fernen Poeten gern zuneigt. Jedenfalls wünsche ich dem ernsten Lennemann diesen Erfolg viel lieber als dem sehr oberflächlichen Rudolf Presber, dessen „Media in vita" (Verlag Cotta) bereits in dritter Auflage vorliegt. Das Titelblatt dieses Buches ist das gelungenste Symbol seines Inhaltes. Aus Efeu und Rosen erhebt sich ein kühner, hochgewölbter Triumphbogen, auf dessen First ein Pfau prahlt, während in der mittleren Wölbung ein Taubenpaar auf einem lachenden Totenkopf sich schnäbelt. Um das Ganze schlingt sich ein ebenso sinnvolles Gewinde von lorbeergekrönten Totenköpfen und Rosen. O rührende, schmerzlich lächelnde Symbolik! Presber spielt nur wohlerprobte und zugkräftige Stücke; man kommt nicht in Gefahr, über eine Kühnheit zu erschrecken, oder sich an Ungewöhnliches gewöhnen zu müssen. — Diese Kunst, in dem Sinnlosen einen Sinn, in den Kapriolen Ernst zu suchen, verlangt dagegen Walther Heymanns Buch „Der Springbrunnen" (Piper-München) in seltenem Maße. Sprache und Gebaren Heymanns sind allem gesunden Gefühl tief zuwider, und doch möchte man gern in dem schmerzhaften Haschen nach Originalität mehr sehen als eine Eitelkeit. Es gibt Vorkämpfer, Vorstreiter, die empfinden, wie unzulänglich das Althergebrachte ist, und die, nur ohne die innere natürliche Sicherheit des Künstlers, voraus ins Dunkel rennen und suchen, dabei in Sümpfe und Wildnis geraten und dennoch ihres Mutes und guten Willens wegen alle Achtung verdienen. Auch Kurt Benndorfs „Gedichte" (Piper-München) verraten einen Geist, der Heymann verwandt ist. Einige seiner Gedichte sind wirklich von vornehmer Melodie getragen, leider zerreißt Benndorf durch eine starke Neigung zur Abstraktion die Töne gewöhnlich, ehe sie noch recht angeschlagen sind.

Ein paar satirische und ein paar epische Bücher liegen mir noch vor. In den „Radieschen“ von G. Eberl (Braun u. Schneider-München) wird ja wohl niemand viel Bedeutendes suchen. Gutmütige Verse für die „Fliegenden Blätter“ mit entsprechenden Bildchen. Das „teutsche Dichterroß“ von Hanns v Gumppenperg (Callwey-München) erschien in fünfter Auflage. Man liest in Deutschland noch immer mit gutem Spott gewürzte Parodien schlechter Dichter lieber als gute Gedichte. Unverständlich ist mir die sehr kauflustige Begeisterung für einen von Rothbarth in Leipzig verlegten „Satiriker“ O. Weber. Man kann an diesen witzlosen und geistesarmen Versen die Bescheidenheit des heutigen gebildeten Publikums bestaunen; denn dem einfachen Volk ist Weber nicht einmal verständlich.

In Nürnberger Mundart gab J. Heinrich ein Bändchen bescheidener Dichtungen: „Nach Feierabend“ heraus, die jeder Nürnberger gewiß mit heimatlichem Stolz lesen wird. Auch ist die Dialektdichtung bei uns ja immer ein sehr sicherer Weg zur Rührung lokalpatriotischer und volkstümelnder Herzen. Freunden empfindsamer Gefühle sei auch das Epos: „Dietwald Vrischmai“ von Wilhelm Wilms nahe ans Herz gelegt. So reizend heldenhafte Jünglinge, so rührend unschuldige Frauen reden darin so entzückende Sachen von „Lenz und Liebe“. So treue Minne lächelt, gerät auf kleine, ganz, ganz kleine Irrwege. Schöne Lautenlieder unterbrechen angenehm den Fluß der Rede. Reiche, liebesgierige Intriganten, nächtliche Horcher und dunkle Kriegswolken geben den wünschenswerten schwarzen Hintergrund. Julius Wolff grüßt seinen Erben. — Eine wirklich liebenswürdige und freundliche Welt zeigen dagegen Fritz Lienhards „Schildbürger“ (Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart), die bereits in zweiter Auflage vorliegen. Der Verständige wird dem sehr eifrig bestrebten und suchenden Dichter gern eine Reihe von Geschmacklosigkeiten verzeihen, wie etwa die Vorrede: „An mein Jungvolk“.

Der Lyrik der Frauen. Ich nehme einen noch bescheideneren Maßstab und fahre fort. Julia Virginia, ein weiblicher Michelangelo — sie bildhauert, sie malt, sie dichtet ebenso begeistert wie unberufen —, hat eine Auswahl aus der Lyrik der lebenden Dichterinnen bei Schuster u. Löffler herausgegeben. Die Auswahl ist nicht gut, um so gewagter klingt das Motto, das die Herausgeberin wählte:

So wisse, daß das Weib
gewachsen ist im neunzehnten Jahrhundert.

Der so notwendige Fortschritt der Menschheit läßt sich ja nicht leugnen, aber die Frauen der Romantiker zu Anfang des

neunzehnten Jahrhunderts stehen in menschlichem Wert und künstlerischer Begabung sehr viel höher als die Dichterinnen, die Julia Virginia um sich sammelte. Ich will immer zugeben, daß die Herausgeberin gerade die am wenigsten sympathische Seite der heutigen Frauendichtung besonders hervorgekehrt hat und man im allgemeinen eine bessere Vorstellung von den heutigen Dichterinnen haben darf, trotzdem ist das Buch charakteristisch, sehr enttäuschend und zum großen Teil widerlich. Mit öffentlichen Entkleidungsszenen und Liebesschreien suchen eine ganze Reihe Damen Aufsehen zu machen, die mittlere Generation, die Gesellschaft der Dolorosa und Madelaine geht darin voran, wogegen die älteren ein wenig tantenhaften, aber bescheidenen und menschenfreundlichen Zeitgenossinnen der Frieda Schanz angenehm abstechen.

Ein paar Namen, die wohl meist jüngerer Zeit angehören, möchte ich ausdrücklich ausnehmen: Hedwig Lachmann, deren Uebersetzungen englischer und französischer Dichtungen sehr lobenswert sind, Paula Dehmel, deren Kinderlieder so liebevoll mütterlich und weit besser als die Richard Dehmels sind, Paula Rösler, deren jüngstes Buch „Fahana" sehr vornehme und kostbare Gedichte enthält, und Elisabeth Paulsen. Schon Paula Rösler, aber mehr noch Elisabeth Paulsen besitzen die wohltuende und so notwendige Zucht, die den übrigen fehlt. Nicht zu Propagandazwecken irgendwelcher Art dichten diese beiden Frauen, sondern aus feinem, innerem Drang, und die Zartheit ihres Gestaltens, die edle Form ihrer Gefühle und Gedanken sollte vorbildlich werden. Gute Verse gelingen hin und wieder auch Agnes Miegel und der verwandten Lulu von Strauß und Torney, beide halten sich dicht an alte Volksballaden und an die Droste.

Wie in dieser Auswahl zeigt auch in den einzelnen Werken, die mir vorliegen, die ältere Generation die sympathischeren Züge. Frieda Schanz hat bei Velhagen u. Klasing ihre „Gesammelten Gedichte" herausgegeben. Man stellt ja keine künstlerischen Forderungen an sie, freut sich aber gerne an den kleinen Reimen und Einfällen, an den moralischen Bildchen, Erzählungen und lieben Erlebnissen. Verwandt sind die „Kleinen Lieder" von E. Müllenhoff (Amelang), auch Dora Stielers „Neue Gedichte" haben etwas Herbes, Rührendes und nehmen das Leben so steif, altmodisch und liebevoll ernst. Noch leichter, aber menschlich gleichfalls sympathisch sind die „Präludien" von J. Wolff-Friedberg (Bielefeld-Freiburg) und die „Neuen Gedichte" von Helene Waldästel (Verlag für Literatur, Leipzig), auch „Wie Frauen lieben" von Harriot

Wolff mag Freunden und Bekannten ein liebenswertes Buch sein. Mit den „Versen“ von E. Schey (Braumüller-Wien) und der Sammlung „Vom Baume der Erkenntnis“ von J. v. Reuß-Hörnes (Schottländer-Breslau) biegen wir wieder stark den Regionen der Dolorosa zu.

Es ist eigentlich keine Freude, alle diese Namen überhaupt zu nennen, aber unsere Zeit ist milde und human und ihr Motto bleibt, wenigstens in der Kritik, Goethes ängstlicher Vers:

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Anteil an diesen Tagen.

(Nr. 97.)

Zur Stuttgarter Theatergeschichte.

Als Heft 7 des dem Herzog Karl Eugen von Württemberg und seiner Zeit gewidmeten Sammelwerkes ist vor kurzem die von Dr. Rudolf Krauß bearbeitete Geschichte des Theaters erschienen,[1]) in der ein wertvoller Beitrag zur allgemeinen deutschen Theatergeschichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrunderts begrüßt werden darf. Der Verfasser hat seine zahlreichen Vorstudien auf diesem Gebiete auf Grund des reichen Aktenmaterials des Württembergischen Haus- und Staatsarchivs und der einschlägigen zeitgenössischen Quellen zu einer umfangreichen, in ihrer Art abschließenden Arbeit erweitert, in der wir die erste unbedingt zuverlässige und zusammenfassende Vorstellung über die gesamte Entwicklung des Theaters unter Karl Eugen besitzen. Neben dem Stuttgarter Theater werden die ebenfalls von dem Herzog ins Leben gerufenen Bühnen auf der Solitüde, in Ludwigsburg, Tübingen, Grafeneck und Teinach berücksichtigt: alles Schöpfungen des württembergischen Hofes und in dem Sinne Hoftheater, als der Eintritt nicht erkauft, sondern nur durch die Einladung des Landesfürsten an die Hof- und Honoratiorengesellschaft der jeweiligen Residenz erlangt werden konnte. Die Untersuchungen des Verfassers erstrecken sich in gleicher Weise auf die künstlerische wie auf die finanzielle Entwicklung des ge-

---

[1]) Das Theater unter Herzog Karl Eugen von Württemberg. Von Archivrat Dr. Rudolf Krauß. 7. Heft des Werkes: Herzog Karl Eugen von Württemberg, herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein.

Digitized by Google

samten Theaterwesens und geben manchen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte der Kleinstaaterei im 18. Jahrhundert. Das Gesamtbild ist freilich mehr bezeichnend für den Geschmack der Zeit und ihrer Potentaten, als besonders erfreulich für die deutsche Kunstgeschichte. Der Mittelpunkt aller theatralischen Bestrebungen bildet die ausländische Kunst, französische und italienische Oper und Ballett mit dem verderblichen Gefolge einer pomphaften und üppigen, unendliche Summen verschlingenden Ausstattungskunst. Eine Blütezeit hat die Stuttgarter Oper unter der künstlerischen Führung des italienischen Komponisten Niccolo Jommelli (1753—1769) erlebt.

Das deutsche Schauspiel war in jener Zeit ausschließlich auf die vorübergehende Pflege durch gelegentlich auftretende Wandertruppen beschränkt. Darin trat erst etwa zehn Jahre später eine Wendung ein, nachdem man begonnen hatte, in der von Herzog Karl gegründeten Schule eigene Landeskinder für die Bedürfnisse der Hofmusik und der Hofbühne heranzuziehen. Mit französischen und italienischen Singspielen wechselten schon Ende der 70er Jahre solche in deutscher Sprache ab, und auch deutsche Schauspiele, so Lessings „Schatz", tauchten in jener Zeit im Repertoire auf. Indem man 1777 zu der einschneidenden Neuerung schritt, Eintrittsgelder und Abonnements einzuführen, und 1780 das neuerbaute Schauspielhaus, in dem man zweimal wöchentlich spielte, eröffnet wurde, begann sich das bisherige höfische Luxusinstitut in ein Hof- und Geschäftstheater im weiteren Sinne des Worts zu verwandeln. Eine eigentliche künstlerische Spitze erhielt dieses Hoftheater erst 1787 in dem seiner Asperger Haft damals entlassenen Schubart, der die Bühne bis zu seinem Tode 1791 leitete und sich in mancher Beziehung, so durch die erste Einführung Mozarts, durch die Art und Weise, wie er in Voranzeigen, kritischen Vorberichten und dergleichen Fühlung mit dem Publikum zu gewinnen suchte, um das Stuttgarter Kunstleben verdient machte. Das Repertoire des Stuttgarter Hoftheaters in den 80er und 90er Jahren bewegte sich in dem Gleise einer mittleren Durchschnittsbühne. Das meiste Interesse bieten seine Beziehungen zu den Jugendwerken unserer Klassiker, insbesondere zu denen des heimischen Schiller (vgl. hierzu auch die interessante monographische Arbeit von Krauß im 3. Schiller-Hefte des Euphorion). Unter Karl Eugen kamen von Schiller nur „Die Räuber" (1784) und „Kabale und Liebe" (1792) zur Aufführung. Daß das revolutionäre Erstlingswerk, und zwar schon so relativ bald nach der Mannheimer Uraufführung, auf der Stuttgarter Hofbühne erscheinen durfte, bleibt unter allen Umständen ein merkwürdiges Zeugnis für Herzog Karl, auch

Digitized by Google

wenn die Hoffnung auf den dabei zu erwartenden großen pekuniären Gewinn eine nicht unwichtige Rolle bei der edelmütigen Entschließung des Fürsten spielte. Jung-Goethe war mit „Clavigo“ (1780) und „Klandone von Villabella“ (1784) vertreten, ohne daß man sich an den damals schon viel gespielten „Götz“ heranwagte; von Lessing erschienen außer dem „Schatz“ und „Minna von Barnhelm“, die zu den frühesten deutschen Repertoirestücken der Stuttgarter Bühne gehörten, „Die Juden“ (1779) und „Emilia Galotti“ (1781). Sehr zurück war man in der Pflege Shakespeares, der nur durch „Macbeth“ und die „Widerspenstige“ in Schinks freier Umarbeitung vertreten war. Erwägt man, daß unter Schröder in Hamburg schon während der 70er Jahre acht verschiedene Stücke des Briten, ebenso viele unter Salberg in Mannheim bis 1791 gegeben wurden, so erkennt man, daß die Stuttgarter Bühne auf den Ehrgeiz verzichtete, bei der Eroberung Shakespeares für Deutschland zu den führenden Theatern zu gehören. Im bürgerlichen Schauspiel beherrschten Iffland und Schröder wie überall das Repertoire, Schubart war es vorbehalten, Kotzebue 1790 mit „Menschenhaß und Reue“ zum ersten entscheidenden Sieg zu führen. — Die verdienstvolle Schrift des Stuttgarter Gelehrten ist durch verschiedene Reproduktionen wertvoller Künstlerbilder geziert. Auch die beigegebenen Dekorationsbilder sind theatergeschichtlich sehr interessant und machen nur den Wunsch rege, daß der Text, wenn möglich, auch über die Technik der damaligen Bühnendekoration unterrichtete. Das Bild eines Kerkerhofes legt die Vermutung nahe, daß die neueste sensationelle Errungenschaft der heutigen Bühnentechnik, die sogen. plastische Dekoration, schon in der Zirkus-Oper vor 150 Jahren in ähnlicher Weise in Verwendung war.

Karlsruhe. Eugen Kilian.

(Nr. 97.)

Digitized by Google

Die Frau im öffentlichen Leben.

Von Mathilde Planck (Stuttgart).

II.*)

Es war höchste Zeit, daß die Frauen die Gefahr des immer mehr Isoliertwerdens und Beschränktseins auf den kleinsten Kreis erkannten. Auch im Unterrichts- und Erziehungswesen trat sie ihnen entgegen. Und nun möchte sich weiblicher Einfluß geltend machen beim Ausbau der Volksschule, der weiteren Fortbildung unserer Jugend, bei der Fürsorge für die verwahrlosten und die ebenso bedauernswerten Kinder, denen unausgesetzte Arbeit alle Fröhlichkeit der Jugend und die Bedingungen einer gesunden Entwicklung raubt. Besonders die Lehrerinnen, denen die Not so vieler Kinder vor Augen liegt, möchten durch persönlichen Einfluß und Mithilfe bei gesetzlichen Verfügungen sich betätigen. Aber es sind ihnen noch vielfach die Hände gebunden. Nur langsam breitet sich das Verständnis dafür aus, daß die Lehrerin eine eigenartige Aufgabe in der Volkserziehung zu leisten hat, am schwersten da, wo es am ehesten vorausgesetzt werden könnte, wie erst der Münchener Lehrertag im Sommer 1906 gezeigt hat. In manchen deutschen Staaten hat sich die Gegenagitation der männlichen Kollegen das traurige Verdienst erworben, die Lehrerinnen an der Volksschule auf die Unterstufe zu beschränken. Die heranwachsenden Mädchen in den Oberklassen und in der Fortbildungsschule, die auch der beste Lehrer nicht so unmittelbar erzieherisch beeinflussen kann, als dies eine Frau zu tun vermag, sind der Einwirkung der Lehrerin so gut wie gänzlich entrückt. So müssen wir noch viel zu viel Kraft darauf verwenden, den uns gebührenden Anteil an der Volkserziehung zu gewinnen, und die Wirkung der Lehrerinnenarbeit über die Schule hinaus ist noch gering.

Wenn wir uns um eine stärkere Verwendung von Lehrerinnen bemühen, eine gründlichere Bildung der Frauen anstreben — ihre Zulassung zum Universitätsstudium ist ja schon erreicht —, so ist manchem zweifelhaft, ob dem allem ein ethisches Motiv zugrunde liege. Nun ist ohne weiteres klar: Bezieht eine Frau die Uni-

*) S. Nr. 90 der Beilage d. J.

Digitized by Google

versität, so will sie sich eine Bildung erwerben, die ihr eigenes Leben bereichert und die wohl auch andern nützt, die Lehrerin, die eine Oberklasse unterrichten möchte, sucht sich den ihrer Art gemäßen Wirkungskreis. Wir können beiden weder Selbstsucht vorwerfen, noch ihnen Selbstlosigkeit nachrühmen. Sie gestalten ihr Leben nach eigenem Wunsch, und solange der Mensch damit zu tun hat, sind keine ungemischten Triebe von ihm zu erwarten. Auch später, bei Verwertung der Fähigkeiten, möchten sie nicht immer sicher herauszufinden sein. Beides kommt aber für unsere Beurteilung höchstens nebenher in Betracht. Denn es sind nicht dieselben Menschen, denen die Hörsäle sich öffnen und die den Weg dazu frei gemacht haben. Nicht die werden Oberlehrerinnen, die sich um deren Verwendung bemühen. Wer sich mit diesen praktischen, in das Leben der Frau einschneidenden Fragen befaßt, tut dies auf Grund reichlicher Erfahrung, ist aber selbst zu alt für jahrelanges regelrechtes Studium. Man mag eine Art erweiterter Selbstsucht in unserer Arbeit finden, indem wir doch auch für die Angehörigen unseres Standes oder Berufs sorgen, aber der persönliche Nutzen ist ausgeschaltet. Ich wüßte nicht, was uns sonst den Mut geben sollte, auch von hier aus betrachtet, diese Seite unserer öffentlichen Tätigkeit für ethisch wertvoll zu halten. Bei unseren anderen Bestrebungen ist ohne weiteres ersichtlich, daß sie dem Wohle der Gesamtheit dienen wollen. Sie schließen sich alle unmittelbar an die in den sozialen Verhältnissen begründete Erweiterung der Frauentätigkeit an.

Wir sollten nicht übersehen, wie vielfach die Wechselbeziehungen zwischen Haus und öffentlichem Leben sind. Es ist ein beständiges Hinausstrahlen und von außen Hereinwirken. Wer in einer guten Familie — natürlich nehme ich gut nicht im Sinne der äußeren Rangordnung — in gesunder, reiner Luft aufgewachsen und erstarkt ist, der trägt als Erwachsener Licht und Wärme hinaus ins Leben. Was der junge Mann oder das junge Mädchen sich draußen an Gutem oder Schlimmem erworben hat, das wird mitgebracht in den neuen Hausstand, es wirkt nach und setzt sich fort. Der Zusammenhang unseres Lebens und Handelns läßt sich niemals aufheben. Aus dieser Erkenntnis ist die Teilnahme der Frauen an der Sittlichkeitsbewegung herausgewachsen. Diese Arbeit mag noch so schwierig und anscheinend hoffnungslos sein: wer das Wesen der Frauen-

Digitized by Google

bewegung einigermaßen begriffen hat, dem ist auch klar, daß sie unvermeidlich und für den Fortgang unserer Sache von höchster Bedeutung ist. Es fällt ihm ferner der Zusammenhang auf, in dem alle unsere Arbeitsgebiete stehen. So führt das eben genannte zur Alkoholfrage, auf die Einflüsse des Unterrichts und der Erziehung. Die Bedeutung des Kleinen, der Einzelarbeit, neben dem Wirken ins Große, der heutzutage unvermeidlichen öffentlichen Tätigkeit, wird uns dadurch immer wieder vor Augen geführt. Es liegt uns ebenso viel daran, die Frau zur gewissenhaften und fähigen Erzieherin ihrer Kinder heranzubilden, als ihr das Verständnis für die öffentlichen Angelegenheiten nahe zu bringen; denn beides gehört zusammen.

Alle unsere Arbeit, ob sie auf die Hebung unseres Geschlechtes abzielt oder dem Gemeinwohl dienen will, führt uns bis zu einem gewissen Punkt. Durchgreifende Maßregeln, die im ganzen Volke wirken sollen, können nur durch Gesetze erreicht werden. An vorbereitender Arbeit, statistischen Untersuchungen, Aufdeckung mancher Mißstände, auch an Petitionen fehlt es von unserer Seite nicht. Aber von der Gesetzgebung selbst ist ja im Lande des „allgemeinen" Wahlrechts die Frau noch vollständig ausgeschlossen. Angesichts unserer, für die Gegenwart wertvollen Bestrebungen müssen wir die Schranke, die uns nichts zu Ende führen läßt, immer wieder als eine ungerechte empfinden. Zu demselben Schluß werden wir geführt, wenn wir der Sache von anderer Seite nahe kommen.

So lange die Arbeitsgebiete des Mannes und der Frau völlig verschieden waren, da ließ sich leicht behaupten, die Leistungen der Frau für die Gesamtheit seien die geringeren. Es gab keine sicheren Punkte zum Vergleich, und es ließ sich schwer ein Gegenbeweis führen. Es war auch die Tätigkeit der Frau auf den kleinsten Kreis beschränkt, und ganz begreiflich ist es, daß sie als die letzte zur Mitarbeit an den allgemeinen Angelegenheiten sich meldet. Heute darf sie dies tun und sie muß es tun. Alles ist anders für sie geworden, seit Millionen von Frauen ins Erwerbsleben eingetreten sind. Diese empfinden in viel höherem Maße als früher, genau ebenso stark wie der Mann, das Eingreifen der bestehenden Rechtsordnung in ihre Lebensverhältnisse und Arbeitsbedingungen. Dies ist so klar und unbestreitbar, daß es allmählich von allen Einsichtigen verstanden wird. Die Be-

ratungen über die Organisation der Kaufmannsgerichte im Reichstag 1904 haben dies gezeigt. Freilich ist trotz warmer Fürsprache und des Protestes großer Frauenversammlungen den Frauen sowohl das aktive als das passive Wahlrecht zu diesen Gerichten versagt worden, gerade als der internationale Frauenkongreß in Berlin tagte. Aber die Ueberzeugung, daß den Frauen damit unrecht geschehen ist, wird immer weiter greifen, auch wenn die praktischen Resultate noch länger auf sich warten lassen.

Mithin wird uns durch die konkreten Verhältnisse immer näher gerückt, was jede Theorie der Frauenbewegung als letzte Konsequenz zeigt: wir müssen das volle Bürgerrecht in Staat und Gemeinde zu gewinnen suchen.

Vor einigen Jahren hat der bekannte Professor Hilty ein Büchlein über das Frauenstimmrecht herausgegeben, worin er den Frauen den Rat erteilt, in allererster Linie nach den politischen Rechten zu streben. Wenn er diesem Ziele die meiste Werbekraft zuschreibt, so ist seine Meinung von der seitherigen Entwicklung kaum bestätigt worden. Im übrigen hat er völlig recht. Denn ohne direkten Einfluß auf die Gesetzgebung bleiben wir bei all unserem Beginnen auf halbem Wege stehen. Die Propaganda für die politischen Rechte ist *eine* wesentliche Seite der Frauenbewegung. Sie bedarf aber zu ihren Erfolgen beständig jener anderen Bemühungen, die auf Vertiefung, auf Weckung des Gemeinsinns und des sozialen Verständnisses gerichtet sind. Welchen Wert hätte das Wahlrecht für die Frauen ohne selbständiges Urteil, ohne politische Reife?

Bei dem schon erwähnten internationalen Frauenkongreß in Berlin war es interessant, die Frauen reden zu hören, die selbst in die Volksvertretung ihres Landes berufen sind. Sie erzählten, wie ihnen die politischen Rechte zuteil wurden, in welcher Weise sie von den Frauen ausgeübt und für welche Zwecke sie nutzbar gemacht werden. Alles was mit dem Leben und Gedeihen der Familie zusammenhängt, ist nach Ansicht der Amerikanerinnen das besondere Arbeitsfeld der Frau, auch in der Gesetzgebung. Daher sind sie hauptsächlich auf dem Gebiete der Schule, der Jugendfürsorge und des Jugendschutzes tätig. In vier der Vereinigten Staaten besitzen sie alle politischen Rechte, und hier ist es ihnen gelungen, das Familienleben zu verbessern, soweit dies durch Gesetze möglich ist, die Arbeit der Frauen und Kinder auf eine gesündere und gerechtere

Digitized by Google

Grundlage zu stellen. Männer und Frauen erhalten dort als Staatsbeamte gleichen Lohn für gleiche Leistung. Das gesetzliche Schutzalter der Mädchen ist bis zum 16. und 18. Jahre ausgedehnt worden.

Aehnlich arbeiten auch die Frauen Neuseelands und des australischen Kontinents, die noch nicht vollständig, sondern in verschiedenen Abstufungen das Wahlrecht besitzen. Sie haben die Schankkonzessionen eingeschränkt und eine Gesetzesvorlage veranlaßt, die den Verkauf von Alkohol an Kinder unter 18 Jahren verbietet. Außerdem wird berichtet, daß die Frauen in ziemlich großer Zahl ihr Wahlrecht ausüben und daß seit ihrer Beteiligung die Wahlen ruhiger und anständiger vor sich gehen als früher. Nach solchen Berichten sollte allmählich die Gespensterfurcht schwinden, die sich bei vielen einstellt, sobald die Frauen und die Politik in einem Atem genannt werden.

Aber wir bilden uns nicht ein, daß die Dinge in Deutschland so einfach liegen wie in Kolonialländern, die ohne den Druck einer Vergangenheit sich entwickeln. Noch wichtiger jedoch ist, daß wir einsehen, der Unterschied in der Beurteilung der Frau sei es hauptsächlich, der ihre verschiedene Stellung im öffentlichen Leben ausmacht. Die traditionelle Hochachtung, die der Frau in den genannten überseeischen Ländern allgemein zuteil wird, gibt es bei uns nicht. Die Frau war mit dem Mann ausgezogen in das ferne, unbekannte Land jenseit des Weltmeeres. Gemeinsam war ihnen Entbehrung und Gefahr, Kampf und Mühe, in denen die neue Heimat geschaffen wurde. Die Frau war der tapfere und tüchtige Kamerad des Mannes. Dadurch lernte er sie nicht nur als Weib lieben, sondern ebenso sehr als eigenartigen Menschen hochschätzen, ihre Arbeit als notwendige Ergänzung der seinigen achten. Er hielt ihr Streben nach Weiterentwicklung für ebenso berechtigt wie sein eigenes, und keine Hindernisse legte er ihm in den Weg.

Viel deutlicher aber als durch den Vergleich der politischen Rechte wird die verschiedene Stellung der Frau hier und dort beleuchtet, wenn wir uns die Berufsstatistik ansehen. In Deutschland sind rund 25 Prozent der Frauen erwerbstätig. Davon sind nur 2.7 Prozent in den sogenannten freien Berufsarten, als Krankenpflegerinnen, Lehrerinnen, Aerztinnen, Künstlerinnen verzeichnet. Nordamerika zählt rund 10 Prozent in diesen Berufen von den

Digitized by Google

im ganzen 14 Prozent betragenden erwerbstätigen. Ein Zeichen barbarischer Rückständigkeit ist dem Amerikaner die schwere Feldarbeit der deutschen Bäuerin.[1]) Und doch ist diese noch nicht das Schlimmste. Es gibt bei uns kaum eine schwere, gesundheitsgefährliche Arbeit, in der nicht auch Frauen beschäftigt würden. Wir finden sie in Berg- und Hüttenwerken, in Ziegeleien, beim Baugewerbe, überall schlecht bezahlt und ihre Kräfte vor der Zeit aufbrauchend. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, wie die Frau, auf der untersten Stufe der Lohnarbeiter gehalten, ihrerseits wieder den Lohn des Mannes herabdrücken muß. Aber man beurteile nach diesen Zuständen das Verständnis, mit dem der deutsche Mann seit Jahrzehnten zusieht, wie die Frau sich in den veränderten, für sie so schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen zurechtfindet und sich neu einrichtet. Damit beginnt es nun besser zu werden, und wo die Frau als Mitarbeiterin geachtet wird, da ist zugleich die Einsicht vorhanden, daß der Mann ihre Lage nicht völlig beurteilen könne und ihr bei der Regelung ihrer eigenen Angelegenheiten auch eine Stimme zuerkennen müsse.

Noch schlimmer fast als die Konkurrenzfurcht von männlicher Seite ist die Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit der Frauen, die, selbst in angenehmen Verhältnissen lebend, alles Freiheitsstreben der anderen von einem falschen Gesichtspunkte aus betrachten. Im Hinblick auf die früheren Verhältnisse und die immer noch zumeist übliche Mädchenerziehung kann uns aber auch dies nicht wundernehmen. Die Frau ist zu lange auf Haus und Familie beschränkt gewesen, als daß sie so schnell einen weiteren Blick, ein Verständnis für allgemeine Aufgaben gewinnen könnte. Die Berufsarbeiterin muß sich ja in den Wechsel der Verhältnisse finden und lernt das Leben nach mancherlei Richtungen kennen. Aber an vielen Türen, namentlich der höheren Stände, klopft die neue Zeit vergeblich an. Schwer wird hier begriffen, daß die Frau selbständig werden muß in Urteil und Tat. So sehr wir dies beklagen, es ist ein zäher und immer noch machtvoller Widerstand. Indem wir aber das Interesse für Unterricht und Erziehung, für einzelne Gebiete sozialer Arbeit in diese Kreise hineintragen, bereiten wir das Verständnis für größere Aufgaben vor und räumen das Vorurteil gegen die politische Betätigung der Frau allmählich aus dem Wege.

[1]) Vgl. Marianne Weber, „Beruf und Ehe".

Digitized by Google

Dieſes Vorgehen, dem wir das bisher Erreichte zu verdanken haben, wird noch ferner nötig ſein. Gerade die gewiſſenhaften und tüchtigen Frauen können nur ſtufenweiſe, d. h. durch Erfahrung, in die Aufgaben unſerer Zeit hineinwachſen. Wenn wir die Frauenbewegung in ihrer Geſamtheit faſſen, ſo liegen ihre Ziele weit draußen, in jener Richtung, nach der alles Streben nach ethiſcher und ſittlicher Vervollkommnung geht. Um ſo langſamer aber werden dieſe Ziele in der Politik Beachtung finden. Immerhin zeigen ſich manche Anknüpfungspunkte, und an der Arbeit, die politiſche Wandlungen vorbereitet, ſind die Frauen längſt beteiligt.

Wir verlangen von ihnen die Kenntnis unſerer ſozialen und politiſchen Verhältniſſe, das Solidaritätsgefühl mit den Geſchlechts- und Berufsgenoſſinnen. Nach dieſen beiden Richtungen müſſen die Frauen noch unendlich viel lernen. Und doch iſt uns dies alles nur Vorbedingung und Vorſtufe für den Gemeinſinn, der die Hebung des eigenen Geſchlechts, des eigenen Berufsſtandes nicht als etwas für ſich Stehendes und Abgegrenztes anſieht, vielmehr alles Einzelſtreben in Harmonie zu bringen ſucht mit der Fortentwicklung der Geſamtheit. Eine ganze Reihe von Konflikten des gegenwärtigen wirtſchaftlichen Lebens wird nicht gelöſt durch freien Wettbewerb, durch rückſichtsloſen Kampf. Denken wir nur an den Kriegszuſtand, in dem die Arbeiterorganiſationen und die Unternehmerverbände einander gegenüber ſtehen. Solche Zuſtände ſollten uns die Augen darüber öffnen, daß ohne jenen Gemeinſinn kein Volk beſtehen kann, daß vielmehr von ſeinem Einfluß und ſeiner Stärke auch die Größe unſeres Vaterlandes abhängt.

Wenn wir nun von den Frauen ein ſelbſtändiges eigenartiges Eingreifen in unſere öffentlichen Zuſtände erwarten, ſo kann dies nur allmählich ſich fühlbar machen. Denn es iſt noch gar nicht lange her, daß ſie den Mut einer eigenen Meinung haben. Die meiſten Gebiete, auf denen ſie zu arbeiten anfingen, waren Neuland für ſie. Zuerſt hielten ſie ſich ſchüchtern an die männlichen Vorbilder, allmählich nur wagten ſie es, eigene Töne anzuſchlagen in Kunſt und Literatur, eigene Gedanken zu äußern über unſer gegenwärtiges Leben mit ſeinen Einrichtungen. Es iſt nur ein ſchrittweiſes Sichentfalten und Erſtarken möglich.

Viele ſehen das Weſen der Frauenbewegung in dem

Digitized by Google

Streben nach höherer, geistig individueller Entwicklung der Frau, anderen ist sie in erster Linie ihre Befreiung von äußerem Druck, von unwürdiger und ungerechter Bevormundung. Nun ist uns das Eine ohne das Andere weder wünschenswert noch denkbar. Inneres und äußeres Weiterschreiten müssen sich die Wage halten. Die deutsche Frauenbewegung hat bis jetzt diesen Gang genommen. Es ist notwendig, daß wir Vereine für Frauenstimmrecht haben, schon deshalb, weil wir damit konsequent und ehrlich vorgehen. Aber ebenso richtig ist, daß sie die verfügbaren Kräfte nur zu einem Teil an sich ziehen. Es würde sonst anderes versäumt, das für den Augenblick vielleicht noch dringender ist. Und alles, was im Hinblick auf das Ganze geschieht, das fügt sich auch dem Ganzen ein. Die eine Arbeit ergänzt die andere.

Bei solcher Auffassung ist es selbstverständlich, daß alles, was wir ins öffentliche Leben hineintragen wollen, zunächst in unserer eigenen Arbeit klar und rein zum Ausdruck kommen muß. Was von jeher der echten Frau eigen war, das lebhafte Mitempfinden fremder Not und Sorge, der dringende Wunsch zu helfen, das Verständnis für persönliche, wenn auch der eigenen entgegengesetzte Besonderheit: all dies muß sich verbinden mit den Anforderungen unserer Zeit, mit der Kenntnis der gegenwärtigen sozialen, rechtlichen, sittlichen Zustände, wie mit der Einsicht in ihre Ursachen und Folgen. Es kann den Frauen nicht erspart werden, in die tiefsten Abgründe menschlichen Lebens zu blicken. Das Gefühl der Verantwortlichkeit für alle bestehende Ordnung und Sitte, das infolge der langen Abgeschlossenheit in ihnen zurückgetreten ist, kann nur auf diese Weise in seiner Ursprünglichkeit wieder hervorgerufen werden. Immer noch muß es unser erstes Bemühen sein, alle sittlichen Kräfte der Frau auszulösen und zu sammeln, damit sie bauen helfen an dem Reiche des Rechtes und des Friedens auf Erden.

(Nr. 97.)

Digitized by Google

Die deutsche Frau in Vormundschaft und Waisenpflege.

Von Dr. Hermann Blumenthal.

Bekanntlich hat die Frauenbewegung das Hauptziel, den unbemittelten Frauen und Mädchen die für ihre geistigen und körperlichen Eigenschaften passenden Berufe zu erschließen. Sie richtet aber mit Recht ihr Augenmerk auch darauf, den besser situierten Frauen, denen Vermögen und Stellung eine gemeinnützige Tätigkeit ermöglichen, die Wege hierzu zu ebnen. In höchst dankenswerter Weise kommt diesem Bestreben ein Aufruf zu Hilfe, den vor kurzer Zeit die Geschäftsstellen der Inneren Mission und des Verbandes zur Fürsorge-Erziehung veröffentlicht haben. Der Aufruf befaßt sich mit der Vormundschaft der Frau.

Es gibt eine Reihe von Personen, die infolge körperlicher oder geistiger Fehler überhaupt nicht oder doch nur in beschränktem Maße imstande sind, für ihre persönlichen und Vermögensinteressen zu sorgen. Es sind dies in erster Linie die Minderjährigen, sodann die wegen Verschwendung oder Trunksucht Entmündigten und endlich andere hilflose und daher hilfsbedürftige Personen. Nicht wenige Männer übernehmen das Amt eines Vormundes nur mit Widerstreben, weil ihnen ihre Berufsgeschäfte nicht die nötige Zeit lassen, sich ihren Schutzbefohlenen mit voller Kraft zu widmen. Es ist hier mithin eine Lücke, in die die Frauen eintreten müssen. Wie groß die Zahl dieser Hilfsbedürftigen ist, mag aus der traurigen Tatsache erhellen, daß beispielsweise in der Berliner Charité in jedem Jahre mehr als 2000 uneheliche Kinder geboren werden, für deren jedes ein Vormund bestellt werden muß, und in den anderen Großstädten Deutschlands dürfte es verhältnismäßig kaum anders sein.

Nun hat das Bürgerliche Gesetzbuch den Frauen das Recht geschenkt, das Amt einer Vormünderin zu übernehmen. Der Gesetzgeber hat mit dieser Bestimmung zweifellos einen guten Griff getan; denn gerade die Frau ist durch ihre weiblichen Eigenschaften besonders berufen, den Schutzbedürftigen, namentlich Kindern, als Vormünderin eine zweite Mutter zu werden. Kinder brauchen in erster Linie Liebe, und wer ist reicher an Liebe und wer kann einem Kinde mehr Liebe entgegenbringen als die Frau, besonders wenn sie selbst Mutter ist! Auch ist die Frau praktischer und scharfsichtiger gegenüber den Bedürfnissen

Digitized by Google

eines Kindes als der Mann; ihrem Auge entgeht es nicht, wenn die Wäsche des Kindes nicht so sauber ist, wie es der Fall sein sollte, und sie fühlt es mit einem einzigen Griff der Hand, wenn die Milch zu heiß oder zu kalt ist.

Viele Frauen haben bereits das Amt einer Vormünderin übernommen, und die Erfahrungen, die man mit ihrer Amtsführung gemacht hat, sind die denkbar besten. Erst vor kurzer Zeit hat ein Vormundschaftsrichter im Rheinlande sich in der anerkennendsten Weise hierüber ausgesprochen und seine Waisenräte dringend aufgefordert, mehr Frauen zur Vormundschaft vorzuschlagen. Es ist dringend zu wünschen, daß seine Worte in deutschen Landen weitestgehende Beachtung und Nachahmung finden. Auch liegt für die Frauen selbst in der Uebernahme einer Vormundschaft ein hohes ethisches Moment. Der Paragraph 1786 B. G.-B. bestimmt, daß eine Frau zur Uebernahme des Amtes nicht verpflichtet ist; übernimmt sie es trotzdem, so zeigt sie damit ihr opferfreudiges Herz, und einer Frau, die dieses sich will betätigen lassen, wird auch ihr Ehemann seine Zustimmung nicht versagen, deren sie nach dem Gesetze bedarf.

Auch auf ein anderes Gebiet sei an dieser Stelle hingewiesen, auf dem sich die Bestrebungen der berechtigten Frauenbewegung zum Segen des Volkes noch überaus wirksam betätigen können, das ist die Waisenpflege im weiteren Sinne. Die Mutter in den Großstädten ist fast immer genötigt, ihr außerehelich geborenes Kind in Pflege zu geben, und nur herzlich wenig ist es, was sie dafür aufwenden kann. Die Geschäftsstellen des Bundes für Mutterschutz, der in der jüngsten Gegenwart eine äußerst segensreiche Wirksamkeit auf diesem Gebiete entfaltet, wissen ein herzbewegendes Liedlein hiervon zu singen. Hier liegt der bürgerlichen Gesellschaft ohne Frage eine hochwichtige Aufgabe ob. Sie hat die heilige Pflicht, eine intensive Aufsicht über diese Enterbten des Glücks zu führen und eine genaue Kontrolle über die ihnen von manchmal recht zweifelhaften Pflegemüttern zuteil werdende Pflege und Wartung zu führen. Hierzu eignen sich wiederum in hervorragendem Maße die Frauen.

Auch auf diesem Gebiete edler und warmherziger Menschenliebe liegt eine Fülle von Erfahrung vor, die zu weiterem Fortschreiten auf der einmal mit gutem Erfolge betretenen Bahn lebhaft ermuntert. So hat zum Beispiel vor kurzem die Deputation für die Waisenpflege in der Stadt Charlottenburg über die erweiterte Heranziehung von Frauen in der Waisenpflege eine höchst bemerkenswerte Verfügung an die Waisenräte erlassen, die zweifellos auf Erfahrung beruht. Danach sollen überall da, wo es sich um die Pflege und Erziehung von Mündeln

Digitized by G

im zarten Kindesalter, um die Ueberwachung verwaister Mädchen und um solche Zweige der Pflege und Erziehung handelt, die ihrer Natur nach namentlich innerhalb des weiblichen Wirkungskreises liegen, Waisenpflegerinnen in weitestem Maße herangezogen werden. Ohne Frage ist die Aufsicht über die den armen unehelichen Kindern zuteil werdende Pflege vornehmlich ein Gebiet, das seiner innersten Natur nach innerhalb des weiblichen Wirkungskreises liegt, auf dem das Herz und der praktische Sinn der Frauen sich überaus wirkungsvoll betätigen können!

Es ist dies aber auch ein Gebiet, das den Frauen eine reiche Frucht einbringt. Wie groß muß die Liebe und die Dankbarkeit eines solchen Kindes sein, das ohne den warmen Sonnenschein echter Vater- und Mutterliebe die selbstlose Liebe und Fürsorge einer edlen Frau erfährt! Wie beglückend muß aber auf der anderen Seite auch das freudige Bewußtsein dieser Frau sein, durch ihre Menschenliebe und aufopfernde Tätigkeit dem Vaterlande und der menschlichen Gesellschaft ein Leben erhalten und in die richtigen Bahnen geleitet zu haben, das ohne sie vielleicht schon physisch oder moralisch verloren war! Wohlan denn, ihr deutschen Frauen, geht mutig und freudig an das Werk; der Segen wird eurem ernsten Wollen nicht ausbleiben!

Bücheranzeigen.

Gott und die Seele, ein Jahrgang Predigten von Dr. Geyer, Hauptprediger bei St. Sebald, und Dr. Rittelmeyer, Pfarrer bei Heilig-Geist in Nürnberg, II. bis IV. Auflage, Ulm 1907, Heinrich Kerler. 4 M 50 Pfg.

Dieses Predigtbuch nimmt einen hervorragenden Platz in der homiletischen Literatur der Gegenwart ein, und hat bereits eine ungemeine Verbreitung gefunden. Der edle, gediegene und geistvolle Inhalt, wie die fesselnde, frische und packende Darstellung und die den modernen Bedürfnissen der gebildeten Kreise ohne Beeinträchtigung des evangelischen Gehaltes entsprechend feine, gemütvolle, nie ermüdende Art der Behandlung des Textes sind durchaus anzuerkennen. Jeder der beiden Autoren hat seine originelle Eigenart und doch stimmen sie bei aller Mannigfaltigkeit im ganzen harmonisch zusammen. Komm und lies — möchten wir jedem raten, der gerne etwas Modernes im bestem Sinne des Wortes zur Erbauung wünscht.

L.

Digitized by Google

* **Bibliographie der Sozialwissenschaften.** Herausgegeben von Dr. Hermann Beck. Zweiter Jahrgang 1906. Verlag von O. B. Böhmert, Dresden.

Das Internationale Institut für Sozial-Bibliographie in Berlin (Spichern-Straße 17) veröffentlichte vor kurzem sein „Jahrbuch", das u. a. interessante Mitteilungen über den Umfang der literarischen Produktion auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften bringt. Danach erschienen im Jahre 1906 in den 14 Hauptkulturstaaten nicht weniger als 19,438 Arbeiten, davon 8590 Bücher und 10,848 Aufsätze und Parlamentsreden. Den Hauptanteil an dieser ungeheueren literarischen Produktion hat die Sozialpolitik mit 6134 Arbeiten; ihr folgen die praktische Nationalökonomie mit 3830, die Politik mit 1747 und die theoretische Nationalökonomie mit 1692 Arbeiten. Dabei ist in dieser Statistik die rein populäre Literatur nicht mit berücksichtigt. — Hinsichtlich der Produktion nach Sprachgebieten ist bemerkenswert, daß 9455 Arbeiten, d. i. rund 50 Prozent der Weltproduktion, auf das deutschsprachliche Gebiet entfallen. Es folgen das französische Gebiet mit 3489 Arbeiten, das englische mit 3193, das holländische mit 783, das russische mit 699, das italienische mit 656, Skandinavien mit 519, Ungarn mit 333, Polen mit 130, Spanien mit 68 usw. Sieht man sich die Statistik näher an, so findet man eine Reihe von Tatsachen, die auf die verschiedenen unser Kulturleben beeinflussenden sozialen Strömungen interessante Streiflichter werfen. Wir sehen, daß Bewegungen wie die englische Schulreform, der französische Kulturkampf, aber auch ganz spezielle wissenschaftliche und soziale Probleme einen bemerkenswerten Ausdruck finden in der Quantität dessen, was die Welt über sie zu schreiben für nötig erachtet.

Das Institut veröffentlicht die genauen Titel dieser rund 20,000 Arbeiten in seinem Jahrbuch, das den Stoff in 72 Abteilungen gliedert, so daß es jedem Interessenten erleichtert wird, sich über die auf seinem Interessengebiete erschienenen Arbeiten schnell zu informieren. Besonders wertvoll ist hierbei, daß das Institut diese Uebersichten auch monatlich in seinem Organ, den von seinem Direktor Dr. Hermann Beck herausgegebenen „Kritischen Blättern für die gesamten Sozialwissenschaften", veröffentlicht. Diese überaus schwierige Informationsarbeit bewältigt das Institut mit Hilfe eines Stabes ständiger wissenschaftlicher Korrespondenten im Auslande sowie mit Unterstützung der großen Buchhändler-Verbände und Firmen. Außerdem findet eine direkte Mitarbeit der Autoren selbst in der Weise statt, daß diese vor dem Erscheinen ihrer Arbeit eine bibliographische Notiz sowie eine kurze Inhaltscharakteristik dem Institut einsenden.

Bartolomeo Cerretanis Dialog über die florentinische Geschichte (im Zeitalter des Mediceer-Papstes Leo X.). Von Joseph Rocca. Münster 1907. 84 S.

Im dritten Bändchen meiner „Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas" beschäftigte ich mich eingehend mit Bartolomeo Cerretani († 1524), einem florentinischen Geschichtsschreiber, der eine noch unveröffentlichte Storia fiorentina schrieb, die von den Anfängen der Mediceerstadt bis 1512 reicht und

Digitized by Google

uns manche wertvolle Nachrichten, insbesondere aber einen von neueren Historikern mehrfach benutzten, mitunter sogar überschätzten Bericht über die Wirksamkeit seines großen Zeitgenossen, des florentinischen Dominikaners Savonarola, überliefert, den ich in dem eben erwähnten Bändchen veröffentlicht habe. Diese Storia war jedoch nicht Cerretanis einziges Werk. Er verfaßte eine Fortsetzung derselben, die, in Form einer Unterredung zwischen mehreren florentinischen Freunden gehalten, die Ereignisse schildert, welche sich 1512 bis 1520 in Florenz abspielten und zur Abschaffung der bisherigen demokratischen Verfassung führten; diese Schrift, 1520 entstanden, trägt den Titel: Storia in dialogo della mutatione di Firenze. Sie hat aber nicht bloß auf die Beachtung desjenigen Anspruch, der sich mit der florentinischen Geschichte befaßt. Da sich Cerretani vielmehr in der freimütigsten Weise über die unabweisbare Notwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenreform äußert und das Auftreten Luthers jubelnd begrüßt, so sind die hierauf bezüglichen Abschnitte seines selbst den einheimischen florentinischen Historikern nur wenig bekannten Dialogo auch für den Kirchenhistoriker von nicht geringem Wert und werden namentlich für jenen Forscher von Bedeutung sein, der berufen sein wird, die noch so wenig untersuchte Geschichte der italienischen Reformbewegung des 16. Jahrhunderts zu schreiben. Die Savonarola, die Notwendigkeit der Kirchenreform und Luther, Erasmus und Reuchlin berührenden Stellen des Dialogo wurden von mir in dem erwähnten Bändchen veröffentlicht. Ein begabter junger Historiker aus der Schule Professor Meisters in Münster, Jos. Rocca, hat sich nun die dankbare Aufgabe gesetzt, auch den von mir in meiner obigen Schrift unberücksichtigt gelassenen größeren Teil des Dialogo einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, und darüber hinaus eine Würdigung dieses Werkes nach seinem Werte für die historische Forschung sowie eine Untersuchung über die Stellung, die es in der Entwicklung der florentinischen Geschichtsschreibung einnimmt, zu veranstalten. Zu diesem Behufe wirft er zunächst einen kurzen Ueberblick über die florentinische Historiographie bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung derjenigen Historiker, welche die Rückkehr der Medici nach Florenz i. J. 1512 und die ihr folgenden Ereignisse bis 1520 darstellen. Daran schließt sich eine Darlegung der Inhaltes des Dialogo und eine kritische Prüfung der Glaubwürdigkeit der von Cerretani berichteten geschichtlichen Ereignisse von 1512 bis 1520. Endlich wird die Bedeutung des Dialogo für die historische Forschung näher zu bestimmen gesucht und nicht so fast in der Mitteilung neuer, sonst unbekannter Geschehnisse, als vielmehr in seiner scharfen Hervorhebung der beiden so grundverschiedenen Arten der Geschichtsbetrachtung, der pallesken und der fratesken, kurz in seiner geschichtsphilosophischen Färbung gesehen. So bildet denn die dankenswerte Schrift Roccas auch ihrerseits einen erfreulichen Beitrag zur florentinischen Historiographie.

München. J. Schnitzer.

Familienforschung und Vererbungslehre von Robert Sommer, Doktor der Medizin und Philosophie, ordentlicher Professor an der Universität Gießen. Mit 18 Abbildungen und

Digitized by Google

zwei Tabellen. Leipzig 1907. Verlag von Johann Ambrosius Barth. VI und 232 Seiten groß Oktav. Geh. 9 M. geb. 10 M.

Das Buch ist besonders nach zwei Richtungen hin bedeutsam und wertvoll, erstens für die Erkenntnis der Vererbungsprobleme im allgemeinen und zweitens für die Verwertung eines besonderen seltenen Falles zur Erforschung des geheimnisvollen, komplizierten und schwer zugänglichen Vererbungswesens. Es ist dies die „Geschichte einer bürgerlichen Familie vom 14. bis 20. Jahrhundert". Diese Geschichte bildet den Mittelpunkt und den Hauptteil des Buches. Sie betrifft die Familie Soldan, zu der Professor Sommer selbst durch Heirat in Verbindung getreten ist und die ihren Stammbaum anscheinend bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen kann. Ein ungemein interessanter und ungewöhnlicher Fall. Im Jahre 1305 oder 1308 soll ein Sadoch Selim Soltan, ein Türke, als Kriegsgefangener zum Christentum übergetreten sein und der soll der Ahne der besonders an Geistlichen reichen, weitverzweigten Gelehrten-Familie Soldan sein. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die ganze Sachlage auch nur im wesentlichen zu schildern, auch ist der Schreiber dieser Zeilen nicht kompetent, über dieses verwickelte, an Konjekturen reiche genealogische Problem ein Urteil abzugeben. Die ganze Untersuchung ist sehr schwierig, aber auch lehrreich und interessant. Immerhin glaube ich behaupten zu dürfen, daß, so lehrreich die erwähnte Geschichte auch ist, sie doch nicht den Wert besitzt, wie die ihr vorhergehenden allgemeinen theoretischen Untersuchungen und Darlegungen. Sommer hat es auch versäumt, die mit so viel Mühe verarbeitete Soldansche Familiengeschichte zu verwerten und die theoretischen Ergebnisse für die Vererbungslehre im besonderen herauszuheben und darzustellen, so daß wir — was ja des Verfassers Absicht war — durch die genau festgestellte Erblichkeit gewisser Talente und Charaktereigenschaften in einer Familie durch viele Generationen hindurch, durch das Auftreten, Verschwinden und die Modifikationen solcher Familieneigentümlichkeiten eine genauere Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Vererbung gewinnen könnten. Ein Fehler, der allerdings bei einer späteren Gelegenheit wieder gut gemacht werden kann.

Dagegen sind die vorhergehenden allgemeinen Erörterungen, die nach des Verfassers Plan eigentlich bloß eine Einleitung zu der dargelegten Familiengeschichte bilden sollten, so reich an trefflichen Gedanken und sehr wichtigen neuen Gesichtspunkten, namentlich für die Vererbungslehre, daß schon um dieser Erörterungen willen das Buch die größte Beachtung verdient. Am wichtigsten scheint mir das 8. Kapitel, das von den „Vererbungsgesetzen" handelt, zu sein. Darin kommt zum Ausdruck, wie wesentlich verschieden doch die Art der Vererbung vom Vater auf das Kind von der Vererbung von der Mutter auf das Kind ist. Bei richtiger Erwägung und Würdigung der dort dargelegten sehr begründeten Ansichten, müßten diese auch zu praktisch wichtigen Folgerungen führen.

Ueberhaupt ist die ganze Tendenz des Buches neben der rein theoretischen Erkenntnis auch auf die praktische soziale Gestaltung des Lebens gerichtet. Ich will dafür ein Beispiel

Digitized by Google

geben. Sommer schreibt, im Gegensatz zu einer allgemein verbreiteten irrigen Ansicht, folgendes: „Einer der Hauptgründe für die eigentlich sehr langsame Entwicklung der menschlichen Gesellschaft liegt nun darin, daß eine Menge von Menschen mit bestimmten Anlagen in einen Beruf geraten, zu dem sie von Natur nicht geeignet sind.... Die Zahl der Menschen, die unter anderen Lebensbedingungen oder hypothetisch ausgedrückt, in einem anderen Jahrhundert etwas Bedeutendes geleistet haben würden, ist eine außerordentlich große.“ Und dann weiter: „Will die menschliche Gesellschaft an ihrer Weiterentwicklung in besonnener Weise arbeiten, so muß die Wissenschaft in erster Linie die natürlichen Anlagen studieren und sie in die Wege des richtigen Berufes zu lenken suchen.“ — Es ist sehr zu wünschen, daß Sommer die sehr bedingungsweise in Aussicht gestellten weiteren Materialien zu den im vorliegenden Buche untersuchten Fragen recht bald folgen läßt.

-ies.

Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien, herausgegeben von Dr. Wilhelm Wunderer. 1. Teil. Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, Rudolf Koch. 1905.

Der vorliegende Band bezeichnet sich selbst als ersten Teil des ganzen geplanten Lesebuchs; aber in dem Vorwort, wo man es erwartet, wird nichts von dem Inhalte des zweiten Teiles verraten. Man kann nur vermuten, daß er klassische Prosastücke der historischen, philosophischen nud rhetorischen Gattung enthalten soll; obwohl auch im ersten neben der Poesie schon solche vereinzelt sich vorfinden. Was nun die Hauptsache betrifft, die passende Auswahl des Gegebenen, die den Zweck hat, die reiferen Schüler für das Studium der deutschen Literatur bei einem ersten Ueberblick vorzubereiten, so kann man dieselbe vom pädagogischen Standpunkte aus im großen und ganzen nur anerkennen und billigen; der Herausgeber beweist richtigen Takt schon dadurch, daß er in zahlreichen Fällen seinen Vorgängern einfach nachfolgt. Wenn jedoch in Sachen des Geschmacks die subjektive Empfindung stets vorherrschen wird, so darf auch wohl dem Referenten gestattet werden, beiläufig einigen Meinungsverschiedenheiten Ausdruck zu leihen. Unter den Volksliedern hätte ich das „bekanntere“ von der Schlacht bei Pavia dem gegebenen vorgezogen. Von Fischart hätte ich noch die ältesten gereimten deutschen Distichen aus der Geschichtsliteratur aufgenommen, als interessant für Gymnasialprimaner. Sehr erfreulich ist, daß der Herausgeber von politischer sowie von konfessioneller Engherzigkeit sich freihält; er berücksichtigt Luther (hier findet sich Seite 14 Zeile 1 ein Druckversehen) und die Dichter des protestantischen Kirchenliedes. Aus Grimmelshausens Simplizissimus hätte ich mir das wundervolle Nachtigallenlied nicht entgehen lassen; von Logau konnten zum Teil bessere Epigramme ausgewählt werden. Für die klassische Periode der Neuzeit wird als selbstverständlich angenommen, daß die bedeutenden Werke von Lessing, Schiller, Goethe, Herder u. a. vollständig zu lesen sind, also hier in Wegfall kommen: daher ich die mitgeteilten

Bruchstücke aus Werthers Leiden, aus der Italienischen Reise u. a. überflüssig finde. Goethes Gedichte sollten und können jetzt leicht in der Schüler Händen sein, zum mindesten durch Vermittelung der Schülerbibliothek, die solche und ähnliche Hauptsachen in vier bis sechs Exemplaren besitzen muß. Von Bürger vermisse ich die Leonore; von den Romantikern ist zu wenig gegeben, um ihre Bedeutung und ihre Verdienste zu zeichnen. Mathias Claudius fehlt gänzlich. Vollends Jean Paul: auf 5 Seiten 3 Bruchstücke abstrakter Reflexion, weiter nichts! Die Aufnahme von Gedichten König Ludwigs I. darf bei der Bestimmung des Lesebuches nicht auffallen. Von Platens Prunkrhythmen hätte ich mehr gewünscht, im Interesse der Gymnasiasten, zum Beispiel die Schlußparabase aus dem Romantischen Oedipus; dagegen muß ich die Aufnahme des seltsamen Epigramms gegen Schiller für einen pädagogischen Mißgriff erklären; denn die notwendige Erläuterung des Lehrers kann nicht ohne eine Erörterung über die sexuelle Abnormität Platens abgehen, die doch schwerlich in die Unterrichtsstunde des Deutschlehrers gehört.

München. Dr. Baumeister.

Militär-Gebirgsdienst im Winter. (Beherrschung des hohen Schnees.) 58 Illustrationen im Text und 2 Karten. Vom k. u. k. Oberleutnant Hermann Czánt des 33. Infanterie-Regts. Wien-Leipzig 1907, C. W. Stern, Verlag.

In höchst dankenswerter Weise hat der Verfasser in dem vorliegenden vom Verlage sehr schön ausgestatteten Buche seine langjährigen Erfahrungen der Allgemeinheit nutzbar gemacht. Die Kriegsgeschichte lehrt ja die Notwendigkeit, unsere Truppen auch im und für den Winter schlagfertig und kriegsbereit zu erhalten. Sicher sind Winter-Uebungen von den in und nahe an den Alpen garnisonierenden Truppen der europäischen Großmächte gerade nicht vernachlässigt worden, wie aus den in der militärischen Presse der verschiedenen Militärmächte von Zeit zu Zeit auftauchenden Berichten über besondere Leistungen bei Märschen im Winter und im Gebirge bei Schnee und Eis wohl zu ersehen ist. Allein eine so frisch und lebendig geschriebene und aus der Praxis heraus gewachsene Darstellung der Verhältnisse bei solchen Uebungen in größeren Abteilungen im Winter ist seither noch nicht bekannt geworden und dürfte vielen hochwillkommen, interessant und lehrreich erscheinen.

Oberleutnant Czánt gibt uns nach einem kurzen Vorwort in einer kleinen Einleitung die kriegsgeschichtliche Grundlage für seine Arbeit und bewertet in zutreffender Weise die Einflüsse von Schnee und Eis auf die Bewegungsfähigkeit der Truppen in größeren und kleineren Verbänden. Dabei kommt natürlich auch die Benützung der Schneereifen und der Skier, denen beiden eigene Kapitel gewidmet werden, zur Besprechung. Der militärische Wert von Schneereifen und Skiern wird abgewogen und eingehend erörtert.

Digitized by Google

Von der beim Gebirgskrieg besonders vorteilhaften Verwendung von Maschinengewehren, welche für diesen Gebrauch eigens konstruiert worden sind, handelt ein weiteres Kapitel, welchem ein solches mit Uebungsbeispielen im Gebiete der angefügten Karten folgt.

Die folgenden Bemerkungen über Bekleidung und Ausrüstung, dann über Verpflegung usw. scheinen so ungemein praktisch und durch die gemachten Erfahrungen erprobt, daß schon wegen dieser Kapitel allein das Buch auch für den Alpentouristen sehr wertvoll erscheint. Daran schließen sich höchst beachtenswerte Darlegungen über Schneereifen und Ski-Material, gesundheitliche Vorkehrungen und alpine Gefahren an.

Den Folgerungen, Vorschlägen und weiteren Anleitungen, welche der Verfasser uns im Schlußkapitel gibt, kann man nur vollständig beipflichten. Einige seiner Anträge werden zwar mit der Schwierigkeit der Kostendeckung zu kämpfen haben, allein ein großer Teil derselben scheint mir doch gut durchführbar und insofern sehr segensreich zu wirken, als sie zu dem für Körper und Geist so ungemein gesunden Bergsport anregen.

Für Truppenteile, welche von höherer Seite zur besonderen Pflege des Winterdienstes in Gebirgsgegenden ausersehen sind, ist es unbedingt notwendig, im Winterbergsport erfahrene Offiziere zu besitzen. Diese müßten aber jedenfalls ihre Touren im Sommer beginnen, dabei sich auch besonders der Bergführer in dem Sinne bedienen lernen, wie es später für die Leitung größerer und kleinerer Truppenteile notwendig werden kann.

Für alle diese Zwecke wird das Buch des Oberleutnants Czánt eine treffliche Anleitung bieten und es kann daher zum eingehendsten theoretischen und praktischen Studium in der Armee nur wärmstens empfohlen werden. Auch für Touristenkreise enthält es viele und nützliche Winke und sollten auch diese nicht versäumen, dem Buche die wohlverdiente Beachtung zu schenken.

Bösmiller.

Werden und Wandern unserer Wörter. Von Franz Harden. Berlin 1907, Weidmann.

Die neu erwachte Freude an unseren idealen Besitztümern hat eine größere Anzahl von Büchern gezeitigt, die in volkstümlicher Weise über unsere Sprache plaudern. Harder besitzt nicht die alträterische Anmut, mit der Schrader in dem „Wundergarten der Sprache" umherführte, nicht Kleinpauls eckige Kombinationsgabe oder Wustmanns umfassende Heftigkeit; die Anordnung ist steif und schulmeisterlich: „Nächst der Poesie betrachten wir die Kunst, die sich schon durch ihren Namen als die Musenkunst bezeichnet, die Musik." Aber als Nachschlagebuch und Uebersicht ist es wohl zu gebrauchen; soweit ich aus Stichproben beurteilen kann, steht die Zuverlässigkeit hinter der Reichhaltigkeit nicht zurück.

Berlin. Richard M. Meyer.

Digitized by Google

Das Granatapfelhaus. Von Oskar Wilde. Leipzig. Insel-Verlag.

Die von dem Worpsweder Vogeler illustrierten vier Märchen des Bandes erscheinen hiermit in dritter Auflage, ein Zeichen, wie sehr sie in kurzer Zeit beliebt geworden sind. Sie sind von einer Reinheit, daß sie jedem Kinde in die Hand gelegt werden dürfen, und dennoch in jedem Zuge echtester Wilde. Eine glühende Phantasie ist durch einen erlesenen Geschmack in ihnen gebändigt. Sie gleiten spielend durch alle Sphären der Empfindung; sie sind kokett mit leiser Schwermut, gleich der spanischen Infantin, die ihren Geburtstag feiert; sie vermählen orientalische Ueppigkeit der Erlebnisse mit nordischer Elementarballade (Der Fischer und seine Seele); sie künden in dem wirren Lebenslauf des verhäßlichten Schönen die Lehre dienender Demut und entsagender Menschenliebe (Das Sternenkind); sie rühren in wundervollen Bildern an die tragische Heilandsempfindung von De Profundis (Der junge König). Ein überwältigender Reichtum von Erfindung steckt in ihnen, der dennoch kaum je Selbstzweck wird, sondern in tiefer Symbolik Gleichnisse des Lebens gibt.

J. Hofmiller.

Der sechste Tag. Aus den Briefen einer siebenbürgisch-sächsischen Lehrerin von O. Wittstock. Verlag von Karl Curtius, Berlin.

Nachdem ich dieses Buch fertig gelesen, hatte ich die Empfindung, ich sei in einer Kirche gewesen und hätte einem wunderbaren Orgelspiel gelauscht, dessen letzte Töne langsam, ganz langsam ausklängen. Wer würde verlangen, daß ich ihm wiedererzählen sollte, was ich da hörte, wer, daß ich das Gehörte zergliederte und einzeln bekrittelte? Wer denselben Genuß haben will, nehme das Buch zur Hand, und lese es. Jedes Wort darüber hätte denselben Erfolg, als ob ich die Schönheit einer Blume dadurch ergründen wollte, daß ich die einzelnen Kelchblätter herausriß und dann den Stengel in der Hand hielte. Es ist der Duft, der das Buch umgibt, die Stimmung und der Ton, der es umklingt, die ihm den Wert geben.

Und wenn so viele Schriftsteller die hohe Aufgabe ihres Berufes vergessen, so hat der Dichter dieses Werkes Schillers Worte wahrgemacht, die da lauten: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie."

Und hier in diesem Buch ist, und ich sehe dabei ganz und gar davon ab, daß die Heldin des Buches im landläufigen Sinne „gläubig" ist, die Forderung, die David Strauß gestellt, in Erfüllung gegangen, daß „Kunst Religion sein müsse. Daß sie das religiöse Bedürfnis in uns zu befriedigen berufen sei."

Wenige Akkorde, die ich aus dem Buche herausgreife, sollen besser als alle Worte, die wundervolle Klangfarbe des Instrumentes, veranschaulichen.

„Ich habe nur eine einzige Macht gesehen, die wirklich siegreich durch die Welt zieht, die Zufriedenheit, Genuß, Freude in sich schließt, alles niederringt und besiegt, das ist die wahre, echte, von Herzen kommende und zu Herzen dringende Seelengüte und liebenswürdige Selbstlosigkeit, die nie abrechnet, immer zufrieden und geduldig auch dann noch weiß, wie reich sie ist,

Digitized by Google

wenn ihrem Leben die wichtigsten und bedeutungsvollsten Lebensgüter verloren gingen, die uns so begehrenswert erscheinen“

„Oder! Je älter man wird, desto wichtiger erscheint uns der einzelne Mensch mit seiner Qual und Not, desto mehr bekommt man den Blick für die Bedeutung des Kleinen und Kleinsten, des Einzelnen im Leben. Der Mensch, der meinen Weg kreuzt, wird immer mehr mein Nächster, die Dinge mein Nächstes.“ Und so lassen sich noch viele Stellen anführen, aber mit diesen Proben sei es genug, ebenso wie mit den wenigen Akkorden, die der Künstler vor dem eigentlichen Spiele anschlägt.

v. C.

E. H. Ein gut erhaltenes Exemplar der ersten Ausgabe der Sonette Shakespeares (1609), ein unscheinbarer Band von nur 40 Seiten, ist in London für den Preis von 16,000 Mark verkauft worden. Es stammt aus der Sammlung eines Bibliophilen namens Sir Henry Saint John Mildamy.

*

Die reichhaltige botanische Bibliothek des kürzlich verstorbenen Professors Harz in München, worunter sich auch zahlreiche seltene Pilz-Werke befinden, wurde von der Antiquariats-Buchhandlung Ottmar Schönhut in München erworben.

*

Eine neue Zeitschrift für ein verhältnismäßig neues Forschungsgebiet wurde gegründet. Es ist dies die „Zeitschrift für Religionspsychologie. Grenzfragen der Theologie und Medizin. Herausgegeben von Johann Bresler und Gustav Vorbrodt.“ (Halle a. S., Verlag von Carl Marhold.) Die erste Nummer bringt nach einer nicht gut stilisierten „Einführung“ folgenden Inhalt: Sigmund Freud: Zwangshandlungen und Religionsübung. — G. Vorbrodt: Biblische Religionspsychologie. — J. Bresler: Religiöses Schuldgefühl. — G. Vorbrodt: Unser religionspsychologischer Kursus. Außerdem noch allerlei Kleinigkeiten.

Allgemeine Rundschau.

Eine Zeitschrift auf dem Index.

= Daß eine Zeitschrift in Bausch und Bogen auf den Index gesetzt wurde, ist seit der Unterdrückung des L'Avenir, den Lamennais im Jahre 1830 herausgab, nicht wieder vorgekommen. Wohl wurden hier und da einzelne Artikel oder auch einzelne Mitarbeiter von Zeitschriften durch die Index-Kongregation proskribiert, aber der ganze Bestand eines publizistischen Unternehmens wurde bisher nur selten von ihr angerührt, weil ja in der Tat die Zeitung oder Zeitschrift ein kontinuierlich sich erneuerndes Gefüge darstellt und die Kongregation nicht von vornherein das verurteilen kann, was erst künftig gedacht und geschrieben werden wird. Nun scheint aber die Kongregation mit diesem recht vernünftigen System brechen und eine italienische Zeitschrift als solche auf den Index setzen zu wollen. Es handelt sich um die reformkatholische Monatsschrift „Il Rinnovamento", die seit etwa einem Jahre in Mailand erscheint und von J. Gallerati-Scotti, Alessandro Casati und Ajace Alfieri herausgegeben wird. Zu ihren Förderern und Mitarbeitern gehören u. a. Antonio Fogazzaro, der christliche Demokrat Murri und der frühere Jesuitenpater Tyrrell. Den beiden letztgenannten ist bekanntlich vor kurzem schon die Befugnis zum Messelesen entzogen worden, und gegen Fogazzaros letztes Werk „Il Santo", hatte sich gerade jetzt vor einem Jahre die Index-Kongregation mit einem Verdammungsspruch gewendet. Dieser Tage hat nun der Präfekt der Index-Kongregation, Kardinal Steinhuber, an den Erzbischof von Mailand ein offizielles Schreiben gerichtet, in dem die schärfste Mißbilligung (riprovazione) der genannten Zeitschrift ausgesprochen und mit ihrer Verdammung durch die Kongregation gedroht wird, falls sie ihr Erscheinen nicht einstelle. Das bedeutet also den offenbaren Versuch einer Unterdrückung des Organs der reformkatholischen Bewegung in Italien, und die Veröffentlichung des Briefes im Osservatore Romano beweist aufs neue, mit welcher Schärfe man jetzt im Vatikan gegen jede reformatorische Tendenz auf kirchlichem Gebiete vorzugehen beabsichtigt. — Nach mittelalterlichem Geist und in diesem Sinne aufgefaßtem Staatsbegriff schmeckt übrigens in dem Schreiben die Verfügung, die von der Index-Kongregation an den Erzbischof von Mailand ergeht, er solle sich den Verleger der Zeitschrift kommen lassen und ihm auferlegen, von seinem gottlosen Werke (impresa tanto nefasta) abzustehen. Voraussichtlich werden sich weder der Verleger noch die Herausgeber des Rinnovamento dadurch veranlaßt fühlen, die Zeitschrift, die schon viele Anhänger in ganz Italien gefunden hat, eingehen zu lassen.

Die wirtschaftlichen Zustände Bayerns im 18. Jahrhundert.

In der am Mittwoch, 1. Mai, abgehaltenen Monatssitzung des Historischen Vereins für Oberbayern sprach Privatdozent Dr. Aug. Rosenlehner über: „Die wirtschaftlichen Zustände Bayerns unter Kurfürst Maximilian III. Joseph". Der Vortragende gedachte

Digitized by Google

zunächst der für sein Thema einschlägigen umfangreichen Literatur, die jedoch vielfach sich widersprechende Anschauungen und Urteile ergebe. Was der Kurfürst, den Redner als Muster eines absolutistischen Herrschers bezeichnete, für die wirtschaftliche Hebung Bayerns tat, war gar nicht unbedeutend. Daß dies auch im Lande anerkannt wurde, bewies die rührende allgemeine Trauer bei seinem Tode. Wenn die Erfolge nicht immer den Ideen dieses „aufgeklärten Absolutisten" entsprachen, so war das vielfach in den Zeitverhältnissen gelegen, denen sich eben auch der Fürst als Kind seiner Zeit nicht entziehen konnte. Zur Hebung des Merkantilismus gehörten vor allem eine dichte Bevölkerung und der Umlauf der Geldmittel. Die Dichtigkeit war aber gering, nur ca. 995,000 Seelen. Dabei verhinderte die katholische Exklusivität der Bevölkerung eine Vermehrung durch Aufnahme vertriebener Protestanten und Calvinisten, wie sie in anderen deutschen Ländern erfolgte. Ein kompliziertes Zollsystem, das Anwachsen des Besitzes der toten Hand und nicht zuletzt die Plusmacherei zugunsten des Hofes, an dem man es dem Sonnenkönig in Versailles gleich zu tun bestrebt war, beeinträchtigten die nötige Geldzirkulation. Dazu gesellte sich noch eine unselige Vielregiererei. Ein Mandat jagte das andere, von denen selbst die bestgemeinten auf das dem Altbayer eigene Mißtrauen stießen; die geringe Volksbildung hinderte jede Aufklärung. Ueberdies fehlte dem Volke die Kapitalkräftigkeit. Reich war nur die Kirche, der Adel tief verschuldet, dem Beamtentum fehlten das Verständnis und nicht selten auch die „reinen Hände"; der Bauer war aber abhängig von den Grund- und Gerichtsherren. So kam es, daß der Kurfürst, dem Männer wie Ickstatt, Kreitmayr und Stubenrauch zur Seite standen, sein Land ebenso verschuldet zurücklassen mußte, als er es mit 18 Jahren übernommen hatte. Unvergessen bleiben aber dem Kurfürsten seine Bemühungen, Abhilfe zu schaffen. Er schickte Inspektoren aufs Land zur Aufklärung, schuf selbst Musterwirtschaften, wie die Landwirtschaftliche Schule in Schleißheim, und reorganisierte auf Anraten des Kommerzienrats Stubenrauch das sehr im argen liegende Maut- und Accisewesen. Waren trotzdem die wirtschaftlichen Verhältnisse unter seiner Regierung keine glänzenden, so trifft den Kurfürsten keine Schuld. Seinen guten Absichten standen die Zeitverhältnisse und die Denkungsart der Bevölkerung entgegen. Diese zu ändern ging über menschliche Kraft.

mt.

Riechschärfe bei verschiedenen Rassen.

* Wie bekannt ist die Frage nach dem Einfluß von Rassenangehörigkeit, Kulturhöhe usw. auf die Schärfe der Sinnesorgane oft genug Gegenstand von wissenschaftlichen Kontroversen gewesen. Ich will, so schreibt H. J■r d■n im Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, Heft 2, 1907, nur an zwei neuere Publikationen erinnern, nämlich von Aschheim (Aschheim, H. 1905. Ueber das Sehen von Natur- und Kulturvölkern. Naturw. Wochenschr. Bd. 20, S. 497—502) und Kepner (Kepner, William A. 1906. Observations on Colour Perception among Visayans of Leyte Island. P. Science J. N. S. Vol. 22, p. 680—683).

Digitized

Der erste Autor leugnet jeden physiologischen Unterschied, was das Sehvermögen von Natur- und Kulturvölkern anbetrifft, während Kepner für die Farbenempfindung recht beträchtliche Unterschiede glaubt annehmen zu müssen.

Grijns (Grijns, G. 1906. Messung der Riechschärfe bei Europäern und Javanen. Arch. Anat. Physiol. Physiol. Abt. 1906, S. 506—517) kommt es nicht auf den Unterschied zwischen Natur- und Kulturvölkern an, als vielmehr auf eine Vergleichung zweier einander fernstehender Rassen, die ja freilich auch was Kultur anbetrifft, immerhin recht bedeutende Unterschiede aufweisen: Javaner und Europäer. Von diesen dienten Aerzte und Tierärzte, von jenen, neben Laboratoriumsdienern, Schüler der „Schule zur Erziehung eingeborener Aerzte" der Untersuchung. Gegenstand dieser Untersuchung ist das Riechvermögen, welches in exakter und objektiver Weise durch das Olfaktometer des Utrechter Physiologen Zwaardemaker gemessen werden kann. Als Reiz für das Geruchsorgan dienen Gase, die in bekannter Konzentration einem Luftstrom beigemengt sind, welch letzterer mit wiederum bekannter Strömungsgeschwindigkeit in die Nase der Versuchsperson eingeblasen wird. Festgestellt wird die eben noch wahrnehmbare Minimalkonzentration.

Aus einer ganzen Reihe solcher Aufnahmen ergeben sich folgende Mittelwerte:

Es vermögen zu perzipieren als Minimalkonzentrationen, ausgedrückt in $^1/_{100}$ mg p. Liter Luft:

Stoffe	Europäer	Javaner	Result. Verhältnis
Essigsäure	7.6	4.9	1.6
Phenol	0 68	0.22	3.1
Ammoniak	4.2	2.16	2.2

Mit anderen Worten: Für die untersuchten Stoffe beträgt also die Riechschärfe der Javaner etwa das Doppelte von der der Europäer.

Rückblick auf die letzten Ereignisse in der Frauenbewegung.

Im letzten Mitgliederabend des Vereins für Fraueninteressen in München hielt Fräulein Scheib ein vorzügliches Referat über die erste Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen, die vom 1. bis 2. März in Berlin stattgefunden hatte, die erste Vorsitzende des Vereins, Fräulein Ika Freudenberg gab sodann in fesselnder Weise einen interessanten Rückblick auf die letzten Ereignisse in der Frauenbewegung. Sehr viele große Ereignisse, über die zu berichten wäre, meinte Rednerin, gäbe es nicht, das bedeutendste war wohl die oben erwähnte Konferenz in Berlin, die in der Presse ausführlich besprochen wurde. Ein merklicher Fortschritt scheint jedoch besonders in der Diskussion über einzelne Fragen der Bewegung zu liegen, die in den Frauenzeitschriften zu verfolgen im letzten Jahre außerordentlich belehrend und interessant war. Sie hat sich in der ersten Hälfte vorzugsweise um die Vereinigung von Ehe, Mutterschaft und Beruf und um die sogenannte neue Ethik gedreht, im letzten Vierteljahr ist sie unter der natürlichen Einwirkung der allgemeinen Verhältnisse, aufs politische Gebiet

Digitized by Google

übergegangen. Auf keinem dieser drei Gebiete hat die Polemik bis jetzt etwa zu einem endgültigen Resultat geführt, aber die Argumente, mit welchen man gekämpft hat, zeigen eine wachsende Reife des Weibes, immer besseres und wertvolleres Material wird zur Lösung der Probleme herbeigebracht, immer nachdrücklicher macht sich neben einem stürmischen Radikalismus ein besonnener Wirklichkeitssinn, neben der mutigen und scharfen Kritik der Zustände auch die ehrliche Selbstkritik geltend.

Rednerin folgerte aus Beispielen, daß die große Masse der Ehefrauen (mit Ausnahme derjenigen, die durch die unmittelbare Not hinausgetrieben werden, wie die Arbeiterinnenfrauen) im Interesse der häuslichen Gemeinschaft und der Kinder, am Hause festgehalten wird und will. Aus der Kontroverse über die neue Ethik erwähnte Fräulein Freudenberg besonders einen Vortrag von Fräulein Dr. Bäumer „über die neue Ethik vor hundert Jahren", der den Nachweis führt, daß in den geistvollen Kreisen der Romantiker, damals genau in der gleichen Weise wie heute über die Möglichkeit größerer persönlicher Freiheit in bezug auf Liebe und Ehe debattiert worden ist. Nur, daß man damals ausgesprochenermaßen, nur an einzelne geniale, an Elitemenschen dachte, während für uns heute auch diese Frage ein Massenproblem ist, und da muß es uns recht bedenklich stimmen, wenn wir sehen, daß auch diese feurigen Geister, die wirklich von aller Philisterhaftigkeit gänzlich frei waren, zu dem Resultate kamen: diese Freiheit der Liebe werde viel viel mehr dem Manne zugute kommen als der Frau. Bekanntlich hat ja eine der radikalsten Frauenrechtlerinnen, Dr. Augspurg, ihrem Brtefe, worin sie jeder Frau von Selbstachtung empfahl, unter den heutigen Rechtsverhältnissen auf die Form der Eheschließung zu verzichten, später die Einschränkung folgen lassen, es seien damit natürlich nur Ausnahmecharaktere gemeint — ein Rückzug, der viel besagt. „Wir müssen uns darüber klar sein," führte Fräulein Freudenberg mit Recht aus, „daß es ein großer Unterschied ist, ob man, wie es die Romantiker taten, ethisch-philosophische Studien für ein erlesenes Publikum schreibt, oder ob wir, wie wir es heute tun, in Tageszeitungen oder öffentlichen Versammlungen vor die breiten Massen hintreten und unsere Ideen vor Zuhörern aller Stände und Bildungsgrade entfalten. Gewaltiger ist unstreitig das heutige öffentliche Leben — wir schauen fast mit einer leisen Geringschätzung auf die in sich abgeschlossenen geistreichen Zirkel früherer Zeiten, die mit dem ganzen Volksleben so gar keine Fühlung hatten — aber dieses Drinstehen im Ganzen, in dieser ungeheueren Masse, das legt uns doch auch einen Zwang auf, eine Verantwortung. Wir können nicht in der Masse stehen und zugleich etwas besonderes sein wollen, wir müssen uns dann auch eins mit ihr fühlen, wir müssen ihr Leben verstehen und teilen, bei dem, was wir behaupten und fordern, an sie denken. Es ist meiner Ansicht nach mit der neuen Ethik, wie mit der Sozialdemokratie. Sie hat Recht, zehnmal Recht, mit allem was sie an Kritik gegen die heutigen Zustände, gegen die heutige Ehe vorbringt, die in unzähligen Fällen ein Zerrbild dessen ist, was sie sein sollte — aber ihre schwache Seite zeigt sich augenblicklich, sobald es sich darum handelt, etwas Besseres an diese Stelle zu setzen."

Digitized by Google

Alle diese Auseinandersetzungen wurden um die Jahreswende unterbrochen und in den Hintergrund gedrängt, durch die plötzliche Auflösung des Reichstages und durch die neuen Wahlen. Es zeigte sich, daß die Bestrebungen des Bundes deutscher Frauenvereine, der Stimmrechtsvereine, die Frauen zu einem regen Anteil am nationalen Leben des Volkes erzogen haben; in einer ganzen Reihe großer Städte haben die Frauen dies in der einen oder anderen Weise ausgesprochen und betätigt. Bekanntlich hat sich die deutsche Frauenbewegung die Direktive gegeben, eine selbständige neutrale Haltung den Parteien gegenüber zu bewahren und es jedem ihrer Mitglieder heimzustellen, sich derjenigen politischen Richtung anzuschließen, die seiner Ueberzeugung am meisten entspricht. Dieser Grundsatz muß auch aufrecht erhalten bleiben; die Gemeinsamkeit der Fraueninteressen ist etwas so Reales und Lebendiges, daß sie sich immer über alle Verschiedenheiten geltend machen wird. Und diese Verschiedenheiten machen sich auch geltend: die Frauen, die sich zum Zentrum gehörend fühlen, haben den katholischen Frauenbund gegründet, in Preußen, wo der Konservatismus als Weltanschauung mit evangelischer Färbung stark ausgeprägt ist, ist der evangelische Bund entstanden, die sozialdemokratischen Frauen sind schon lange unter sich organisiert; nun hat sich gezeigt, daß auch ein großer Teil der deutschen Frauen das Bedürfnis hat, sich für den Liberalismus zu erklären und so wurde von Fräulein Lischnewska eine eigene liberale Frauenpartei gegründet. Diese geht über den katholischen und evangelischen Bund hinaus, indem sie nicht nur ein Frauenprogramm aufstellt, sondern ein allgemeines Programm, in das nur einige Frauenforderungen eingefügt sind. In ihren weiteren Ausführungen gedachte die Rednerin auch jener führenden liberalen Männer, die öffentlich für die Frauensache eingetreten sind, so des Reichstagsabgeordneten Müller-Meiningen, des Postverwalters Löweneck, der anläßlich des Referates über das Beamtengesetz den Grundsatz ausgesprochen hat: „es dürfe weder in bezug auf Gehalt noch auf Rang, ein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Beamten gemacht werden", und des Professors Weber in Heidelberg, der in der Frankfurter Zeitung für die badische Fabrikinspektorin Dr. Baum das Wort ergriffen hat. Zum Schlusse gab Fräulein Freudenberg noch einen kurzen Ausblick in die nächste Zeit, erwähnte die verschiedenen Frauenkongresse, die im Monat Mai stattfinden werden, besonders den des Allgemeinen deutschen Lehrervereins, auf welchem Fräulein Lischnewska versuchen will, die Volksschullehrerinnen, die bis jetzt dem Verein angehörten, zu einer eigenen Organisation loszureißen. Die Rednerin erntete für ihre geistreichen Ausführungen verdienten Beifall.

Auf ihre Anregung hin bildete sich zum Schlusse des Abends eine Kommission, die sich zu den Vorarbeiten zur Landtagswahl zur Verfügung stellen will, und die Frauen, die an dieser Arbeit teilnehmen wollen, bereitwilligst Auskunft geben wird.

M. H.

Digitized by Google

Neue Briefe von Hippolyte Taine.

c. e. Taine-Briefe, die bisher noch nirgends gedruckt waren, veröffentlicht die „Revue des Deux Mondes"; sie beziehen sich sämtliche auf die Studien, die der große Geschichtsschreiber über die französische Revolution machte. Taine spricht in diesen Briefen ein hartes und herbes Urteil über die Männer und die Ereignisse jener Periode und im weiteren über die Folgen, die für Frankreich aus der gewaltsamen Umwälzung des ganzen Staatswesens erwuchsen. „Ohne zu zögern," so schrieb er an Boutmy, „bezeichne ich die Regierung der „Konstituierenden Versammlung" als die Herrschaft der Unklugheit, der Furcht, der Phrasen und der Tölpelhaftigkeit." Etwas ruhiger und versöhnlicher schrieb er an den Prinzen Louis Napoleon: „Frankreichs Struktur ist eine Anomalie in Europa; es hat 1799 nicht verstanden, jene Umwandlung zu bewirken, die den benachbarten Nationen gelungen ist; es hat eine Art Verrenkung der Wirbelsäule zurückbehalten, und derartige Verletzungen können nur sehr langsam und nur durch sehr vorsichtige Behandlung kuriert werden." An Havet schrieb er: „Bevor ich die Geschichte der Revolution zu schreiben begann, war ich geneigt, genau so zu denken, wie die Mehrheit der Franzosen; meine Ansicht war aber nur ein mehr oder minder vager Eindruck und kein unerschütterlicher Glaube. Das Studium der Dokumente hat mich dann zum Bilderstürmer gemacht." Dann spricht er wieder von der Struktur, mit der Frankreich aus der Revolution hervorgegangen ist, und spottet: „Diese Struktur hat aus Frankreich eine Macht zweiten Ranges gemacht; ihr verdanken wir unsere Revolutionen und unsere Diktaturen." Er vergleicht das Uebel mit dem Angriff einer gewissen Krankheit: „Da die Krankheit schlecht kuriert und nur bemäntelt ist, bestehen die inneren Störungen weiter; sie haben uns 1848 gegeben, mit dem allgemeinen Stimmrecht, das eine ständig eiternde Wunde ist, und die tertiären Erscheinungen von 1870/71: damals sind zwei Finger des Kranken, Elsaß und Lothringen, abgefallen. . . ." Dann heißt es: „Die legitime Königin der Welt und der Zukunft ist nicht das, was man 1789 die Göttin Vernunft nannte, sondern das, was man 1878 die Wissenschaft nannte." Die Jakobiner bezeichnet er als „trockene, abstrakte, scholastische Narren, als reine Pedanten, die unermüdlich ihre Theologie auskramten". Und an den Grafen v. Martel schreibt er: „Ich glaube mit Ihnen, daß Robespierre nichts als ein stupider, furchtsamer, feiger Mensch war, ein Mann, der kaum würdig war, in der Provinz ein Advokat dritten Ranges zu sein. Die Unfähigkeit ist der Hauptcharakterzug der Terroristen." Eine gefährliche Erbschaft aus der Revolutionszeit ist, nach seiner Ueberzeugung, die Volkssouveränität: „Unter dem Namen „Volkssouveränität" hatten wir die sattsam bekannten Aufstände, Revolutionen, Staatsstreiche, und wir werden wahrscheinlich noch mehr von der Sorte bekommen. Unter dem Namen „Volkssouveränität" hatten wir die übermäßige Zentralisierung, die Einmischung des Staates in Privatangelegenheiten, die allumfassende Bureaukratie mit allen ihren Folgen. Zentralisierung und allgemeines Stimmrecht, diese beiden Elemente des

Digitized by Google

zeitgenössischen Reiches der Franken, bewirken, daß unser Staatswesen eine unvollkommene, apoplektische und anämische Organisation hat. . . ."

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 18. April 1907.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Burdach über zwei schlesisch-böhmische Formelbücher in lateinischer und deutscher Sprache aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Eine Sammelhandschrift des Prämonstratenserklosters Schlägl in Oberösterreich enthält ein lateinisches Briefmusterbuch oberlausitzisch-schlesisch-böhmischer Herkunft und ein größeres aus dem Grenzgebiet zwischen Schweidnitz und Prag. Verfasser der theoretischen Abhandlung des zweiten im Jahre 1407 entstandenen Formelbuchs, das für eine große Anzahl lateinischer Briefe auch eine deutsche Fassung gibt, ist wahrscheinlich Anselm von Frankenstein. Beide Formelbücher sind wichtig für die Geschichte der ostmitteldeutschen Kanzleisprache.

Die Akademie genehmigte die Aufnahme einer in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 21. März von Herrn Branca vorgelegten Arbeit von Herrn Professor Dr. Gorjanovic-Kramberger in Agram „über die geotektonischen Verhältnisse des Agramer Gebirges und deren Folgeerscheinungen" in den Anhang zu den „Abhandlungen". Das Agramer Gebirge bildet einen Falten-Horst; und die Spalten, von denen dieser umgrenzt wird, gaben Veranlassung zur Entstehung von Eruptionen und Erdbeben. Aber andrerseits wurden auch durch den unter dem Gebirge liegenden peripheren Magmaherd Dislokationen und in deren Gefolge Erdbeben erzeugt, die daher einen Beweis für die „vulkanischen Beben im weiteren Sinne" bilden. Alle stärkeren Agramer Beben, die stets an derselben Stelle, aber in wechselnder Tiefe ihren Sitz haben, sind hierher zu rechnen.

Die Akademie hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen durch die philosophisch-historische Klasse bewilligt: Herrn Regierungsbauführer Ernst Herzfeld in Berlin zur Drucklegung seines Werkes „Samarra, Aufnahmen und Untersuchungen zur islamischen Archäologie" 600 Mark; Herrn Dr. Georg Möller, zurzeit in Kairo, zur Aufnahme der Inspriften von Hatnub 600 Mark; Herrn Pfarrer W. Tümpel in Unterrenthendorf zur Herausgabe von Band 4 des Werkes „Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts" nach den Materialien des verstorbenen Oberpfarrers D. Albert Fischer 600 Mark.

Die Euler-Ausstellung in Basel.

ce. Im Anschluß an die Euler-Feier fand dieser Tage in der Basler Universitäts-Bibliothek eine kleine Euler-Ausstellung statt, die auch für den Mathematikunkundigen des Interessanten mancherlei bot. Bemerkenswert waren zwei Oelbildnisse Eulers, die von dem Basler Maler Handmann gemalt sind. Das eine stellt den genialen Mathematiker in Hauskappe und blauem Hausgewand dar.

Digitized by Google

Das auf beiden Bildnissen zugekniffene rechte Auge erinnert daran, daß Euler sich die Augen beim Arbeiten ruiniert hat. Auf Eulers Petschaft in Achat sieht man ein kläffendes Hündchen, womit der Gelehrte seine Gegner dargestellt wissen wollte. Vom Lebensgang und Lebenswerk des großen Baslers geben ferner die unter Glas und Rahmen ausgestellten Dokumente, Manuskripte, Bücher, Briefe usw. eine anschauliche Vorstellung. Unter den meist französisch gedruckten Werken Eulers frappierte eines, das sich mit dem „wahren Charakter der modernen Musik" beschäftigt. Auf der ersten Textseite dieser Schrift ist zu lesen: „Jedermann gibt zu, daß zwischen der modernen und der früheren Musik ein wesentlicher Unterschied besteht..., ich will zunächst beweisen, daß die alte Musik sich in Grenzen hielt, die diese neuen Dissonanzen vollständig ausschlossen...." Gemeint sind die „Dissonanzen" Bachs und Händels. Im Zeitalter der Dissonanzen eines Richard Strauß klingen Eulers Worte wie der Anfang eines naiven Märchens! Unter Eulers zahlreichen und wichtigen Beiträgen zur Wahrscheinlichkeitsrechnung trägt einer den denkwürdigen Untertitel: „zugunsten der Witwen und der Toten". Nicht nur die Lebenden, selbst die Toten sollten von der Mathematik profitieren! Ein anderes Werk handelt über die Kometen, von denen geschrieben steht: „Dergleichen fährt nicht nur so einfach in der Luft herum, sondern gehört zum Sonnensystem, wenigstens der Kern — den Schwanz überläßt man den Theologen!" Von den Schriften über Euler sei hier nur genannt die Lobrede von Nikolaus Fuß, welches Buch man „das baslerischeste" genannt hat, das überhaupt existiere, weil sowohl der Gelobte als der Lober, der Stecher, der Papierfabrikant, der Letternschneider und der Drucker waschechte Basler gewesen sind. Es ist selbstverständlich, daß bei einer Euler-Ausstellung auch die Mathematikerdynastie Bernoulli, die mit Euler ja auf alle Weise zusammenhängt, nicht fehlen konnte. Erwähnt sei hier nur die Korrespondenz des älteren Johann Bernoulli mit Leibniz, das Reisebüchlein Jakob Bernoullis, eine gelungene alte Pariser Tuschzeichnung der Professoren Johann II. und Daniel Bernoulli, ein russisch geschriebenes Bittgesuch Daniel Bernoullis, der Professor in St. Petersburg war, das Manuskript einer Autobiographie von Johann II. Bernoulli usw.

Kleinere Mitteilungen.

* **Römische Funde.** Zu den von uns in Nummer 92 mitgeteilten Funden schreibt der bekannte Archäologe Prof. Pais in der Tribuna: Die letzten Gräberfunde auf dem Palatin in Rom geben der Annahme Mommsens über die Urgeschichte Roms völlig recht und zerstören endgültig die Legende, daß Rom und der Palatin in der Urzeit befestigt waren und das Forum zum Stadtbezirk gehörte. Ein befestigtes Rom gab es erst nach dem Einfall der Gallier.

Digitized by Google

-o- **Ein interessanter archäologischer Fund** wurde während der jüngsten Ausgrabungen der römischen Villa von Mettet bei Namur gemacht. Man holte, nach einer Meldung der Vossischen Zeitung, einen Bronzekopf aus dem Boden, der langes zurückgekämmtes Haar, den Bart aber lockig trug, wie man ihn so oft auf römischen Porträtbüsten sieht. Die Ohren sind die eines Tieres, wahrscheinlich eines Ziegenbockes, und eines der Ohren ist vorwärts nach dem Gesicht gedreht. Der Direktor des archäologischen Museums in Namur ist nach dem „Athenaeum" der Ansicht, daß man hier die Arbeit eines jungen gallo-römischen Künstlers des zweiten oder dritten nachchristlichen Jahrhunderts vor sich hat, der eine ausgezeichnete Technik, aber gar keine Kenntnis der klassischen Kunst hatte. Der Kopf ist das einzige aus römischer Zeit bekannte männliche Specimen, das solche Frisur, lang herunterhängendes Haar, trägt.

* **Das Ende eines angeblich altägyptischen Fundes.** In der letzten Sitzung der Akademie der Inschriften und Schönen Wissenschaften in Paris hatte Dr. Capitan, Professor der Anthropologie, eine ihm peinliche, aber seiner Aufrichtigkeit zur Ehre gereichende Mitteilung zu machen. Er setzte nämlich im August 1905 die Akademie von einem Funde in Kenntnis, der ihm und dem Archäologen Abbé Arnaud d'Agnel auf der Insel Riou, südlich von Marseille, geglückt war. Sie hatten dort Kiesel gesammelt, die aus der ägyptischen Steinzeit herrühren mußten (vgl. unsere Beilage Nr. 191, 1905). Darüber war unter Fachgelehrten ein heftiger Streit entstanden: daß die Kiesel aus Aegypten stammten, bezweifelte niemand, aber daß sie auf natürliche Weise nach Riou gekommen waren, stieß auf Unglauben. Nun hat ein alter Mann, der dem Tode nahe ist, gestanden, daß er die Steine in Marseille gekauft und auf der Insel Riou versteckt hatte, um dem Abbé Arnaud d'Agnel einen Streich zu spielen.

-o- **Ein Münzfund.** An der östlichen Berglehne jenes Gebirgszuges, der die Becken des Langen- und des Luganer-Sees voneinander trennt, und der im Monte Tamaro seine höchste Erhebung hat, liegt das Pfarrdorf Breno (tessinischer Bezirk Lugano), wo man dieser Tage in einem reparaturbedürftigen Hause einen sehr wertvollen Münzfund gemacht hat. Beim Abtragen des Dachstuhls fand man im Lager eines Nußbaumbalkens ein Nest von über 60 tadellos erhaltenen Gold- und Silbermünzen, zumeist italienischen Gepräges, aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, die jüngste von 1793. Offenbar hat der Besitzer der heutigen Casa Pelloni, als im Jahre 1799 die Oesterreicher und Russen den Tessin durchzogen, diese Summe in Sicherheit bringen wollen.

---

* **Neuer Planet.** Ein neuer kleiner Planet ist am 4. Mai auf der Sternwarte zu Marseille entdeckt worden. Der Planetoid ist 11. Größenklasse und steht in der Konstellation der Jungfrau. Seine Position ist in Rektaszension 13 h 30 m und in Deklination 8 Grad 18 Minuten südlich vom Aequator.

Digitized by Google

* **Ein interessantes naturwissenschaftliches Objekt.** Jakob H. Schiff, ein Gelehrter und geborener Frankfurter, hat für das nautrwissenschaftliche Museum in Frankfurt einen Diplodoccus erworben. Es ist das erste Exemplar einer Rieseneidechse, das überhaupt nach Europa kommt. Der Gelehrte hat ausgerechnet, daß dieses Tier vor vielen Millionen Jahren im Staate Wyoming in den Lehm- und Sandschichten zugrunde gegangen sein müsse. Das Skelett dieser Rieseneidechse ist in vollkommen gutem Zustande erhalten. Von den Dimensionen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der Hals des Tieres 5 Meter, der Schwanz fast 7 Meter, der ganze Körper 18 Meter mißt. Wenn das Tier aufrecht stand, erreichte es eine Höhe von etwas über 4 Meter über dem Erdboden.

* **Das Heufieber.** Untersuchungen von Heufieberkranken hat Professor Dr. P. Heymann vorgenommen. Die dabei gewonnenen Erfahrungen sind, nach einer Mitteilung der Umschau Nummer 19, zweierlei Art. Erstlich konnte er feststellen, daß trotz dem fieberhaften Schnupfen, der sich bei den Kranken um die Zeit der Heuernte alljährlich regelmäßig einzustellen pflegt, in der Nase keine charakteristischen Veränderungen vorkommen; dann ist es ihm gelungen, die Empfindlichkeit der Patienten gegen das aus den Pollenkörnern blühender Gräser und Getreidearten stammende Heufiebergift derart abzustumpfen, daß die Krankheit nicht mehr auftrat. Das gelang u. a. auch bei einer Dame, die seit 30 Jahren alljährlich an dieser Krankheit litt; in anderen Fällen wurde der Charakter der Krankheit ein bedeutend milderer. Dieses Resultat wurde durch den Gebrauch von Mitteln, welche aus der Schilddrüse stammten, erreicht. Heymann schließt daraus, daß unter den Ursachen des Heufiebers neben der auslösenden Wirkung des Giftes eine nervöse Disposition, welche wahrscheinlich ihren Sitz in dem sympathischen Nervensystem hat, eine Rolle spielt.

Krankenpflege. Je mehr erkannt wird, daß alle Medizinen und Operationen durch eine richtige Allgemeinbehandlung des Kranken unterstützt werden müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, um so wichtiger erscheint die Aufgabe der Krankenpflege. Eine Entlastung der vielfach unglaublich überanstrengten Krankenschwestern wäre zunächst dadurch zu erreichen, daß manche einfachen Handgriffe und Kenntnisse der Krankenpflege mehr Allgemeingut würden. In allen Familien sollte man eigentlich auf gewisse häufig vorkommende Verletzungen und Erkrankungen soweit gerüstet sein, daß man die erste Hilfe und die gewöhnlichste Unterstützung des Arztes selbst leisten könnte. Die Hausapotheke sollte nicht fehlen. In Schulen müßte vor allem dafür gesorgt sein. Eltern und Lehrer sollten jede gegebene Gelegenheit benutzen, um sich die Hauptkenntnisse der Krankenpflege anzueignen und praktisches Eingreifen bei Unglücksfällen, wie das Anlegen von Notverbänden, Stillen von Blutungen usw., zu erlernen. Zu ersterem Zweck tun schon kleine Handbücher das

ihre. So z. B. Haenles „Kursus der Krankenpflege und der ersten Hilfe“. Der ganze Stoff ist kurz und übersichtlich in Fragen und Antworten gegenübergestellt. Ein zerlegbares Modell des menschlichen Körpers ist beigefügt. Etwas eingehender, aber ebenso übersichtlich in Frage und Antwort zerlegt, behandelt Dr. J. Feßler das Thema in einem hübsch gebundenen kleinen Bändchen. Die praktischen Handgriffe, Verbände, Transport von Verletzten und dergleichen mehr können natürlich nur durch tätige Uebung erlernt werden. Gelegenheit dazu müßte überall gegeben werden, in Sanitätskolonnen, in den Schulen usw. Auch könnten die Krankenhäuser vielleicht für leichtere Dienste Hilfskräfte aus diesen Freiwilligen heranziehen, und die letzteren fänden dort Gelegenheit zu steter Weiterübung.

Eine Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen ist in Berlin ins Leben gerufen worden. In einer von Fräulein Bona Peiser und Fräulein Anna Harnack geleiteten Zusammenkunft wurden folgende Ziele als die Hauptaufgaben des neuen Vereins bezeichnet: 1. die Vertretung der Standesinteressen; 2. die Förderung beruflicher Fortbildung und Schaffung persönlicher Beziehungen untereinander; 3. die Anbahnung einer Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage. Später, wenn allmählich Angebot und Nachfrage in diesem noch neuen Frauenberufe mehr geregelt sein werden, beabsichtigt die Vereinigung, einen Versuch zu machen, auf die Regelung der beruflichen Ausbildung, der Gehalts- und Urlaubsverhältnisse Einfluß zu gewinnen. Wie berichtet wird, zählt die Vereinigung schon 82 Mitglieder, darunter 16 auswärtige. Von ihnen sind 53 an wissenschaftlichen Bibliotheken, die übrigen an Volksbibliotheken beschäftigt.

---

* **Preisaufgaben.** 1. Preisaufgabe der Kant-Gesellschaft. Die Kant-Gesellschaft (Geschäftsführer Professor Dr. H. Vaihinger an der Universität Halle) hat für die von ihr gestellte Preisaufgabe: „Kants Begriff der Erkenntnis verglichen mit dem des Aristoteles“ den ersten Preis nicht vergeben können. Dagegen hat sie zwei zweite Preise von je 400 M verteilt: an Dr. Charles Sentroul, Agrégé à l'Ecole de St. Thomas, an der Universität Löwen in Belgien, und an Dr. Severin Aicher in Tübingen. Die Abhandlung des Zweitgenannten wird in den Schriften der Kant-Gesellschaft abgedruckt werden. Die Preisrichter waren die Professoren Riehl in Berlin, Heinze in Leipzig und Vaihinger in Halle.

2. Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt stellt zum zweiten Male die Preisaufgabe: Der sächsische Bruderkrieg (1446 bis 1451). Gefordert wird eine auf archivalischer Forschung beruhende Darstellung der Ursachen zum Streit und des Verlaufs des Krieges. Als Ausgangspunkte der Untersuchung werden empfohlen: Der Anfall Thüringens an das Haus Sachsen, die gemeinschaftliche Regierung Friedrichs und Wilhelms bis 1445, der Alten-

Digitized by Google

burger Teilungsvertrag und der Hallische Machtspruch, sowie die Politik der Gebrüder Apel und Busso Vitztum. Die Darstellung hat auf die politische und militärische Zerrüttung des Reichs, wie sie unter den letzten Lützelburgern und den beiden folgenden Habsburgern, besonders unter Friedrich III. zutage tritt, Bezug zu nehmen, desgleichen auf das Fehlen von Rechtsinstitutionen zur Beilegung von Streitigkeiten unter den Fürsten und auf die Ohnmacht des Reichsoberhauptes. Auch die Schädigung der kulturellen Entwicklung der von dem Kriege heimgesuchten Landschaften ist bei der Darstellung zu berücksichtigen. — Auf die beste der einlaufenden Arbeiten ist ein Preis von 800 Mark als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigentumsrecht an die Königliche Akademie ab, welche ausschließlich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen. Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript bis zum 1. Januar 1909 an den unterzeichneten Sekretär der Akademie Professor Dr. Emil Stange in Erfurt einzusenden.

* **Ein Michel Servet-Denkmal in Vienne.** In Frankreich hat sich ein Komitee gebildet, um dem berühmten französischen Gelehrten und Märtyrer des 16. Jahrhunderts Michel Servet, der vor nicht allzulanger Zeit in Genf ein Denkmal bekommen hat, nunmehr auch an der Stätte seiner Hauptwirksamkeit, in der Rhonestadt Vienne, Departement Isère, ein Denkmal zu errichten. Die Ausführung des monumentalen Denkmals hat die französische „Liga der Menschenrechte" mit Unterstützung der höchsten französischen Behörden dem Bildhauer Joseph Bernard in Vienne übertragen. In das internationale Propagandakomitee sind nun zur Entfaltung weiterer Propaganda auch in Deutschland Ernst Haeckel in Jena und der Oberlehrer Dr. Rudolf Berger in Berlin gewählt worden. Unter den italienischen Mitgliedern des Komitees figurieren Namen wie der Cesare Lombrosos und unter den Franzosen finden sich die ersten Gelehrten- und Künstlernamen, sowie die der hervorragendsten Staatsmänner. Beiträge sind in Deutschland bereits von verschiedenen Seiten gezeichnet worden. Von überall her wird das Werk unterstützt, von England, Holland, der Schweiz, Belgien, Amerika und Indochina. Der Maire der Stadt Vienne, Herr J. Bernier, Präsident der französischen Freimaurerloge „Amicale Laïque", sowie der genannte Oberlehrer Dr. A. Berger in Berlin sind bereit, Beiträge entgegenzunehmen und nach Vienne in Frankreich abzuführen. Die Enthüllung des Denkmals kann voraussichtlich schon im August stattfinden.

* **Ein Virchow-Denkmal in Amerika.** Eine von Professor Hemmeter in Baltimore gestiftete Marmorbüste Virchows ist der medizinischen Fakultät der dortigen Universität in feierlicher Weise übergeben worden. Hemmeter hielt selbst eine mit lebhaftem Beifall aufgenommene Festrede, in der er das Bild Virchows als Mediziner und Anthropologe zeichnete.

* **Kongresse.** Der Zentral-Verein Deutscher Zahnärzte hält seine 46. Jahresversammlung vom 9. bis 12. Mai in Hamburg ab. Die Tagesordnung setzt sich aus 50 Vorträgen und Demonstrationen aus allen Sondergebieten der

Digitized by Google

Zahnheilkunde zusammen. Einen größeren Raum nehmen namentlich die verschiedenen Methoden der Regulierung schiefstehender Zähne ein, ein Sondergebiet der Zahnheilkunde, auf dem in kosmetischer und sanitärer Beziehung neuerdings hervorragende Erfolge erzielt werden. An das wissenschaftliche Programm schließt sich noch eine Reihe von Vergnügungen an.

Die 90. Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft findet vom 28. bis zum 31. Juli in Freiburg (Schweiz) statt.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: der ordentliche Professor an der Breslauer Universität Geh. Medizinalrat Dr. Karl Garrè in gleicher Eigenschaft an die Bonner Universität. * Der Privatdozent Dr. F. v. Wolff in Berlin als ordentlicher Professor für Mineralogie und Geologie an die Technische Hochschule in Danzig. * Der Privatdozent an der Bonner Universität Dr. phil. Friedrich Luckwaldt als etatsmäßiger Professor für Geschichte an die Technische Hochschule in Danzig. * Professor Max Gebauer in Posen hat den Ruf nach Greifswald angenommen. * Professor Wagenmann in Jena hat den Ruf nach Straßburg abgelehnt. * Professor Dr. G. Preuß in München wird dem Rufe nach Breslau sofort Folge leisten. * Der außerordentliche Professor für Geologie und Paläontologie in Straßburg Dr. Alex. Tornquist hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Königsberg erhalten und angenommen. * Professor Erich Marcks in Heidelberg hat den Ruf nach Hamburg angenommen.

Ernennungen. Es wurden ernannt: zu Professoren am Polytechnikum in Zürich die Privatdozenten Ingenieur K. Löhle, Dr. Schellenberg und Dr. R. Saitschick. * Der außerordentliche Professor an der Universität in München Dr. Karl Giesenhagen zum ordentlichen Professor für Botanik und Pharmakognosie an der Tierärztlichen Hochschule. * Der Privatdozent für innere Medizin an der Berliner Universität Dr. Adolf Lazarus zum Professor daselbst. * Der außerordentliche Professor in Würzburg Dr. Johannes Hehn zum ordentlichen Professor der alttestamentlichen Exegese und der biblisch-orientalischen Sprachen. * Dr. Rudolf Reiger, Privadozent in Erlangen, zum außerordentlichen Professor für theoretische und angewandte Physik.

Habilitationen. Es habilitierten sich: In der Berliner medizinischen Fakultät Dr. August Hildebrandt, Dr. med. et phil. Leo Langstein und Dr. Leo Mehre. * An der philosophischen Fakultät der Universität Jena Dr. phil. Robert Marc. * In der medizinischen Fakultät in Greifswald

Digitized by Google

Dr. med. Eduard Allard. * In der evangelisch-theologischen Fakultät in Tübingen Lic. theol. Volz. * Dr. G. Graf Vizthum v. Eckstädt in der Leipziger philosophischen Fakultät. * In der medizinischen Fakultät in Straßburg Dr. D. v. Tabora, früher Privatdozent in Gießen. * Dr. C. Tubandt an der philosophischen Fakultät in Halle für Chemie. * E. Roethlisberger in der juristischen Fakultät der Berner Universität.

Sonstige Nachrichten. Der Kirchenhistoriker Professor Dr. Friedrich Loofs in Halle wurde für das Jahr 1907/08 einstimmig zum Rektor gewählt. * Der Professor der orientalischen Philologie an der Greifswalder Universität Dr. Wilhelm Ahlwardt feierte am 7. Mai sein 50jähriges Dozentenjubiläum. * Am 4. Mai konnte der Professor der Philosophie in München Dr. Georg Frhr. v. Hertling auf eine 25jährige Tätigkeit in dieser Eigenschaft zurückblicken. * Privatdozent Schmieden in Bonn begleitet den Professor Bier als dessen Assistenzarzt nach Berlin. * Geheimrat v. Winckel in München tritt von seinem Lehramt für Gynäkologie Ende dieses Semesters zurück.

Personalien.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Herzog Karl Theodor in Bayern, Professor Hirschberg in Berlin und Professor Leber in Heidelberg zu Ehrenmitgliedern der Belgischen Gesellschaft für Augenheilkunde.

Todesfälle. Es sind gestorben: Der Professor der Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule in Charlottenburg Dr. Wilhelm Müller am 2. Mai. * Der Stadtbibliothekar Dr. Rudolf Baier in Stralsund im 90. Lebensjahre. — Der emeritierte Dozent an der Universität Innsbruck Professor Karl Payr im Alter von 73 Jahren in Graz. * Der Schriftsteller Rudolf Bunge in Halle am 4. Mai.

Digitized by

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender ꝛc.

Der Jurist. Eine Uebersicht über sämtliche auf Grund des juristischen Studiums ergreifbaren Berufe innerhalb und außerhalb des Staatsdienstes. Unter Berücksichtigung der neuesten Bestimmungen der deutschen Bundesstaaten dargestellt von einem Juristen. (Violets Berufswahlführer.) Stuttgart 1907. Verlag von Wilhelm Violet. 94 S. (geb. 1.20 M.)

Diakonissen-Hospital Viktoria zu Kairo. Bericht für das Jahr 1906. 22 Jahr.

Der deutsche Setzmaschinen-Tarif. Gültig ab 1. Januar 1907. Berlin 1907.

Max Haushofer: Der Schutz der Natur. (Veröffentlichung des Bayerischen Landesausschusses für Naturpflege. München 1907. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 16 S.

Bericht des Fürther Volksbildungsvereins über das Vereinsjahr 1906 mit einem Rückblick auf die frühere Vereinstätigkeit. Fürth 1907. 20 S.

Theologie und Kirchenwesen.

O. Braun: „Habt Glauben an Gott." Gedanken über Religion und Kunst. Zweite Auflage. Königsberg i. Pr. Verlag von Gräfe u. Unzer. 8 S. (30 Pfg.)

Karl Bornhausen: Die Ethik Pascals. (Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus 2. Heft.) Gießen 1907. Verlag von Alfred Töpelmann. 171 S. (4 M.)

C. A. Stückelberg: Die Katakombenheiligen der Schweiz. Ein Beitrag zur Kultur- und Kirchengeschichte der letzten drei Jahrhunderte. Kempten u. München 1907. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. (2.50 M.)

F. W. Battenberg: Beichtbüchlein des Magisters Johannes Wolff (Lupi). Neu herausgegeben, mit einer Einleitung, einer Uebersetzung ins Neuhochdeutsche und mit erklärenden Noten versehen. Gießen 1907. Verlag von Alfred Töpelmann. 264 S. (8 M, geb. 9.50 M.)

Reinhold Heinecke: Jesus und seine Botschaft in deutschem Gewande. Stuttgart 1906. Verlag von Strecker u. Schröder. 129 S. (1.40 M.)

Hermann Kutter: Wir Pfarrer. Leipzig 1907. H. Haessel Verlag 176 S. (2 M.)

G. Traub: Frohbotschaft. Zweite Auflage. Heilbronn 1907. Verlegt bei Eugen Salzer. 34 S. (50 Pfg.)

Rudolf Hittmair: Der Josephinische Klostersturm im Land ob der Enns. Freiburg 1907. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 576 S. (10 M, geb. in Halbfranz 12.50 M.)

Heinrich Welzhofer: Die großen Religionsstifter, Buddha, Jesus, Mohammed. Leben und Lehre, Wahrheit und Irrtum. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder. 265 S. (1.40 M, geb. 2.20 M.)

Digitized by Google

Paulus Saulus: Der Kulturkampf der Kirche. Dresden 1907. Verlag von Rudolf Kraut. 64 S. (75 Pfg.)

Geschichte und Politik

A. Villaret: Friedensbewegung, Haager Konferenz, Abrüstungsfrage. Stuttgart 1907. Verlag von Ferdinand Enke. 20 S. (80 Pfg.)

Casimir Wagner: Die Wehrsiedler oder der neue Reichstag und die militärische Kolonisation Deutsch-Südwestafrikas durch Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Armee und Marine. Stuttgart 1907. Fritz Lehmann Verlag. 102 S.

Felix Rosen: Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien. Mit 160 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1907. Verlag von Veit u. Co. 496 S. (10 M.)

L'Assistance Médicale Indigène dans l'Etat Indépendant du Congo. Bruxelles. 1907. A. & G. Bulens Frères Editeurs. 60 S.

Hugo Ganz: Die preußische Polenpolitik. Frankfurt a. M. 1907. Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 96 S. (1.50 M.)

Philalethes Kuhn: Die Herero. Vortrag. (Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft. Band 9. Heft 1.) Berlin 1907. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 16 S. (40 Pfg.)

G. Ghitas: Botschafter v. Novikow über den Panslavismus und die orientalische Frage. Aus meinen Erinnerungen. Wien und Leipzig 1907. C. W. Stern. 78 S.

Dmitri Mereschkowski: Der Anmarsch des Pöbels. Uebersetzt von Harald Hoerschelmann. München und Leipzig 1907. R. Piper u. Co. 132 S.

Horace Traubel: Weckrufe. Kommunistische Gesänge. Deutsch von O. E. Lessing. Mit einem Porträt. München und Leipzig 1907. 188 S.

R. Freydank: Triumph Israels. („Ostara." 14. Heft.) Verlag der „Ostara". Rodaun bei Wien 12 S. (35 Pfg.)

G. F. Dusbach: Soll das deutsche Buchdruckgewerbe und damit die deutsche Presse und Literatur von der Sozialdemokratie abhängig werden? Trier 1907. Verlag der Paulinus-Druckerei. 96 S.

Stanislaus Dnistrianskyj: Eine selbständige ruthenische Universität in Lemberg. (Erwiderung und Vorschlag.) 16 Seiten.

Leo Tolstoi: Der Weg zur sozialen Befreiung. Aufruf an die russische Regierung, die Revolutionäre und das Volk. Herausgegeben von Dr. Eugen Heinrich Schmitt. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Dr. Albert Skarvan. Berlin. Franz Wunder. 53 S.

Bresnitz v. Sydacoff: Intimes aus dem Reiche Nikolaus II. Politisch-feuilletonistische Aufzeichnungen über die Vorgänge am russischen Hofe, in der russischen Gesellschaft und im Lande. 5. Band. Leipzig 1907. Verlag von B. Elischer Nachfolger. 109 S. (2 M.)

Elisabeth Gnauck-Kühne: Die Deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studien zur Frauenfrage. Mit sechs farbigen Diagrammen. Zweite Auflage. Berlin

Digitized by Google

1907. Verlag von Otto Liebmann. 163 S. (3.50 M, geb. 4.25 M.)

Friedrich Karminski: Der Einfluß des russisch-japanischen Krieges auf die wirtschaftliche Entwicklung Japans. Vortrag. Wien 1907. Manzsche Verlagsbuchhandlung. 29 S.

Abbé Joseph Brugerette: Die Lehren der Niederlage oder das Ende eines Katholizismus. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Ludwig Fahrland. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder. (1.50 M.)

Franz Winterstein. Polnische Auferstehung (Polonia rediviva). Ernste Betrachtungen und Mahnungen. Lissa i. P. 1907. Friedrich Ebbeckes Verlag. 92 S. (1.50 M.)

Karl Hugelmann: Simon Bolivar und die Gründung des Staates Bolivia. (Sonderabdruck aus dem 2. Hefte 1907 der Zeitschrift „Die Kultur".)

Carl Maria Kaufmann: Zweiter Bericht über die Ausgrabung der Menas-Heiligtümer in der Marcotiswüste. (Sommerkampagne Juni-November 1906.) Mit 58 Abbild. und Plänen. Kairo 1907. Verlag von Finck u. Baylender. F. Diemer Succ.

Rudolf Stoewer: Geschichte der Belagerung Kolberg 1807. Nach den Quellen dargestellt. Kolberg 1907. Verlag der C. F. Postschen Buchhandlung. 80 S. (1 M.)

Ludwig Keller: Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Ein Zeitgenosse und Freund Friedrichs des Großen. (Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft. 15 Jahrgang. 1. Stück.) Berlin 1907. Weidmannsche Buchhandlung. 28 S (50 Pfg.)

Joseph Alexander v. Helfert: Geschichte der österreichischen Revolution im Zusammenhange mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848–1849. Erster Band. Bis zur österreichischen Verfassung vom 25. April 1848. Freiburg i. Br. 1907. Herdersche Verlagshandlung. 536 S. (10 M, geb. 12.50 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Adolf Arndt: Schiffahrtsabgaben, in welchen Fällen und bis zu welcher Höhe sie zulässig sind. Berlin 1907. Verlag von O. Häring. 48 S. (1.20 M.)

Carl Heintze: Staatskredit. Berlin 1907. Verlag von Puttkammer u. Mühlbrecht. Berlin 1907. (3 M.)

Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. 1906. Neueste Fassung. Verlag L. Schwarz u Comp., Berlin. 110 S. (60 Pfg.)

Neueste vollständige Gewerbeordnung für das Deutsche Reich einschließlich des Innungs- und Handwerker-Gesetzes nach der neuesten amtlichen Veröffentlichung nebst dem Reichs-Fleischbeschau-Gesetz. Verlag L. Schwarz u. Comp. Berlin 1905. 160 S. (1 M.)

Felix Brokk: Was der Patentinhaber wissen muß. Erfinder-Bibliothek. Band 1. Berlin-Steglitz 1907. Verlag des Internationaler Patentmarkt. 64 S. (1 M.)

Zur Reform des Paketportos in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Kritische Streifzüge und positive Vor-

Digitized by Google

schläge mit genauer Berechnung der finanziellen Wirkungen. Leipzig 1898. Fr. Wilh. Grunow. 192 S. (2 M.)

Gabriele Reuter: Das Problem der Ehe. Berlin. Verlag von E. Kantorowicz. 67 S. (1 M.)

Heinrich Schreiber: Zeitgemäße Bankfragen. Wien 1907. Verlag von Stern u. Steiner. 60 S. (1 Kr.)

A. Sartorius Frhr. v. Waltershausen: Das volkswirtschaftliche System der Kapitalanlage im Auslande. Berlin 1907. Verlag von Georg Reimer. 442 S (10 M.)

Henriette Herzfelder: Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter. (Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Nr. 92/93.) Leipzig 1907. Felix Dietrich. 40 S. (Heft 25 Pfg., Doppelheft 50 Pfg.)

Max Kollenscher: Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. (Sozialer Fortschritt. Nr. 94.) 16 S.

Alice Dullo: Die Aufgaben der bürgerlichen Frauen in der Arbeiterinnenbewegung. (Sozialer Fortschritt. Nr. 95.) 16 Seiten.

Leopold Katscher: Das heutige britische Gewerkvereinswesen. (Sozialer Fortschritt. Nr. 96.) 12 S.

J. London: Munizipalsozialismus in England. (Sozialer Fortschritt. Nr. 97/98.) 28 S.

Otto Most: Arbeiterfrage und Arbeiterpolitik im Gewerbe. (Sozialer Fortschritt. Nr. 99/100.) 32 S.

Alfons Fischer: Die Mutterschafts-Versicherung in den europäischen Ländern. (Sozialer Fortschritt. Nr. 101.) 16 S.

H Stoltenberg: Ein Vorschlag zur Förderung des Versicherungswesens. Mit besonderere Berücksichtigung der Lebensversicherung. Kiel 1907. Selbstverlag des Verfassers. 16 S. (50 Pfg.)

R. Haberstroh, E. Görts, E. Weidlich und R. Stegemann: Anlage von Fabriken. Mit 374 Abbildungen und Plänen im Text und 6 Tafeln. (Teubners Handbücher für Handel und Gewerbe.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 528 S. (12 M, geb. 12.80 M.)

Jahrbuch baurechtlicher Entscheidungen der Gerichts- und Verwaltungsbehörden Deutschlands, Band 3 (im Jahre 1906 bekannt gewordene Entscheidungen), wichtig für Bauämter, Baumeister, Maurer- und Zimmermeister, Haus- und Grundbesitzer, Bau- und Terraingesellschaften, gerichtliche Sachverständige usw Herausgegeben von Albert Radloff. Berlin 1907. Verlag von Ad. Bodenburg. 144 S. (geb. 2 M.)

Karl Morawitz: Aus Arbeitstagen und Mußestunden. Wien und Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller u Sohn. 258 S.

Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen. 35. Jahrgang. 1907. Herausgegeben vom Königlich Sächsischen Statistischen Landesamt im März 1907. Dresden. C. Heinrich. 308 S. (1 M.)

Veröffentlichungen des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung 6. Jahrgang. Nr 1. April 1907. Berlin. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung.

John Burns: Arbeit und Trunk. Vortrag. Berechtigte Uebersetzung von G. Wilder. Wien 1907. Verlag Brüder Suschitzky. 63 S. (40 Pfg.)

Reise-Erfahrungen eines Achtzigjährigen auf dem Gebiete des praktischen Lebens. 1. Band. Wien 1907. Wilhelm Braumüller u. Sohn. 259 S. (5 M.)

Werner Personhn: Unser Postwesen. Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz. 176 S. (1 M, geb. 1.50 M.)

Jahrbuch der Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. Herausgegeben von Gustav Schmoller. 31. Jahrgang. Heft 2. Leipzig 1907. Verlag von Duncker u. Humblot.

A. Romen: Gesetz über die Pensionierung der Offiziere einschließlich der Sanitätsoffiziere des Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine und der Kaiserlichen Schutztruppen. Vom 31. Mai 1906. (Guttentagsche Sammlung deutscher Reichsgesetze. Nr. 79a.) Berlin 1907. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 341 S.

Adolf Werner: Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. Zeitgemäße historisch-politische Betrachtung. Berlin u. Leipzig 1907. Dr. Walther Rothschild. 24 S. (1 M.)

Chr. Grotewold: Unser Kolonialwesen und seine wirtschaftliche Bedeutung. Stuttgart 1907. Ernst Heinrich Moritz. 248 S. (2 M, geb. 2.50 M.)

Sprigade und A. Moisel: Wirtschaft-Atlas unserer Kolonien zu Grotewold, Unser Kolonialwesen. Herausgegeben vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee. Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz. (2 M.)

Hermann Knapp: Die Zenten des Hochstifts Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte des süddeutschen Gerichtswesens und Strafrechts. Mit Unterstützung der Savigny-Stiftung. 1. Band: Die Weistümer und Ordnungen der Würzburger Zenten. 1. Abteilung. Mit 2 Abbildungen. 2. Abteilung. Mit einer Abbildung. Berlin 1907. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 1406 S

Kriegswissenschaft und Militärwesen.

Stechert's Armee-Einteilung und Quartierliste des deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine. 48. Jahrgang. 350. Ausgabe. April 1907. Berlin. Verlag von Karl Sigismund. 96 S.

J. v. Verdy du Vernois: Studien über den Krieg. Dritter Teil: Strategie. Sechstes Heft. Einzelgebiete der Strategie. II. Gruppe: Strategische Handlungen. 1. Abteilung: Strategischer Ueberfall. 1. Unterabteilung: Aus Feldzügen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Mit 10 Skizzen im Text. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 162 S. (4.50 M, geb. 5.75 M.)

Wilhelmi: Leitfaden für den Fahrer der schweren Artillerie. Mit 23 Abbildungen im Text. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 80 S.

v. Freytag-Loringhoven: Das Exerzier-Reglement für die Infanterie vom 29. Mai 1906. Kriegsgeschichtlich er-

Digitized by Google

läutert. Mit 1 Karte in Steindruck und 50 Skizzen. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 258 S. (5 M.)

Otmar Kovarik: Feldzeugmeister Benedek und der Krieg 1866. Neue Daten zum österreichisch-preußischen Feldzuge. Mit Porträt und Brieffaksimile, Uebersichtsskizzen und Textillustrationen. Leipzig 1907. Verlag von O. Gracklauer (Richard Goldacker). 116 S. (2.50 M.)

Fedor v. Rauch: Mit Graf Waldersee in China. Tagebuchaufzeichnungen. Mit 3 Skizzen und 10 Anlagen. Berlin 1907. F. Fontane u. Co. 452 S. (6 M, geb. 7.50 M.)

Einteilung und Standorte des deutschen Heeres. Uebersicht und Standorte der kaiserlichen Marine sowie der kaiserlichen Schutztruppen und des ostasiatischen Detachements Nach dem Stande vom 1. April 1907. Mit den Neuformationen. 127. Auflage Verlag der Liebelschen Buchhandlung, Berlin. 64 S. (30 Pfg.)

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstab. 39/40. Heft. Erfahrungen außereuropäischer Kriege neuester Zeit. II. Aus dem russisch-japanischen Kriege 1904 bis 1905. 2. Yalu. Mit neun Anlagen und 6 Skizzen. Berlin 1907. E. S. Mittler u. Sohn. 144 S. (4.75 M.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

Karl Radunz: 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807—1907. Schilderungen und Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte des Dampfschiffes. Mit 125 Abbildungen und 2 Tafeln. Rostock i. M. 1907. C. J. E. Volckmann Nachfolger. 300 S. (7.50 M, geb. 8.50 M.)

Briefwechsel zwischen C. G. J. Jacobi und M. H. Jacobi. Herausgegeben von W. Ahrens. Mit 2 Bildnissen. (Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen. 22. Heft.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 282 S. (6.90 M.)

Gustav Hegi und Gustav Dunzinger: Illustrierte Flora von Mitteleuropa. Mit besonderer Berücksichtigung von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Zum Gebrauch in den Schulen und zum Selbstunterricht. 6. Lieferung. München. J. F. Lehmanns Verlag. (1 M.)

Albert Daiber: Aus der Werkstätte des Lebens. Der Wechsel des Stoffes im Lichte der Forschung. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder. 223 S. (1.60 M, geb. 2.40 M.)

P. Martin Gander O. S. B.: Der erste Organismus. Mit 27 Textillustrationen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (Benzigers Naturwissenschaftliche Bibliothek. Nr. 2.) Einsiedeln 1907. Verlagsanstalt Benziger u. Co. 168 S. (geb. 1.60 M.)

P. Martin Gander O. S. B.: Die Abstammungslehre. Mit 29 Textillustrationen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (Benzigers Naturwissenschaftliche Bibliothek. Nr. 3.) Einsiedeln 1907. Verlagsanstalt Benziger u. Co. 180 S. (geb. 1.50 M.)

P. Martin Gander O. S. B.: Darwin und seine Schule. Mit sechs Einschaltbildern. (Benzigers Naturwissenschaftliche

Digitized by Google

Bibliothek. Nr. 10.) Einsiedeln 1907. Verlagsanstalt Benziger u. Co. 172 S. (geb. 1.50 M.)

Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Fachmännern. Erste Gruppe. 20. und 21. Lieferung. Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong u Co. (120 Lieferungen à 60 Pfg.)

Medizin.

Orlowski: Die Schönheitspflege. Für Aerzte und gebildete Laien. Würzburg 1907. A. Stubers Verlag (Kurt Kabitzsch). 72 S. (1.80 M.)

Eugen Reter: Mutterfreuden. Wie erhalten wir unsere kleinen Kinder gesund? Ratschläge für die junge Frau. München. Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin). 78 S. (1.20 M.)

Technologie.

E. Freytag: Die Laufbahn des Ingenieurs. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 209 S. (4 M. geb. 5 M.)

J. K. Richard Penkert. Die chemische Untersuchung der Wettergase. (Bibliothek der gesamten Technik. Band 32.) Mit 31 Abbildungen im Text. Hannover 1907 Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 76 S (1.20 M, geb. 1.60 M.)

Gustav Stolzenwald: Zinkgewinnung. (Bibliothek der gesamten Technik. Band 41.) Mit 19 Abbildungen im Text. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 88 S. (1.40 M, geb. 1.80 M.)

Gustav Vogt: Die Wäscherei im Klein-, Neben- und Großbetrieb. Unter Berücksichtigung der Chemisch-Wäscherei und -Reinigung, der Fleckenreinigungskunde Desinfektion, Färberei und Bleicherei, Handschuhwäscherei und -Färberei, Teppichreinigung usw. (Bibliothek der gesamten Technik. Band 25.) Mit 14 in den Text gedruckten Abbildungen. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 152 S. (2 M, geb. 2.40 M)

R. Ehrhardt: Die Kali-Industrie. (Bibliothek der gesamten Technik. Band 26.) Mit 25 Figuren im Text und einer graphischen Darstellung. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 76 S. (1.40 M, geb. 1.80 M.)

Forst- und Landwirtschaft.

Ottokar Schubert: Die Teichwirtschaft mit besonderer Berücksichtigung der kleinbäuerlichen Verhältnisse (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr 342.) (20 Heller.)

Philosophie, Psychologie und Aesthetik.

C. Hilty: Kranke Seelen. Psychopathische Betrachtungen. Leipzig 1907. J. C. Hinrichssche Buchhandl. 92 S. (1.20 M.)

Digitized by Google

Rudolf Goldscheid: Der Richtungsbegriff und seine Bedeutung für die Philosophie. (Abgedruckt aus Ostwalds Annalen der Naturphilosophie. 6. Band.) Verlag von Veit u. Comp. in Leipzig.

Franz Fröhlich: Fichtes Reden an die deutsche Nation. Eine Untersuchung ihrer Entstehungsgeschichte. Berlin 1907. 112 S. (1.80 M.)

J. Reinke: Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen. Berlin 1907. Verlag von Gebrüder Paetel. 238 S. (5 M.)

Engelbert Lorenz Fischer: Ueberphilosophie. Ein Versuch die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. Berlin 1907. Verlag von Gebrüder Paetel. 304 S. (4 M.)

Ellen Key: Persönlichkeit und Schönheit in ihren gesellschaftlichen und geselligen Wirkungen. Essays. Uebertragung von Francis Mare. Berlin 1907. S. Fischer, Verlag. 511 S. (4 M, geb. 5 M.)

R. W. Emerson: Natur und Geist. Jena 1907. Eugen Diederichs 251 S. (3 M, geb. 4 M.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

G. Lehnert: Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes. In Verbindung mit W. Behncke, M. Dreger, O. ■. Falke, G. Folnesics, O. Kümmel, E Pernice und G. Swarzenski. Vollständig in 8 Abteilungen mit zahlreichen Abbildungen und über 100 Tafeln, von denen ca 50 farbige. Preis jeder Abteilung 4.25 M. Erste Abteilung. Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1906. 13 Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig 1907. Verlag von C. F. Peters. 148 S.

Grünewald-Mappe. Herausgegeben vom Kunstwart. Sechs Blätter in Duplex-Autotypie, von denen zwei die doppelte Größe der sonstigen Künstlermappen-Bilder haben, auf getöntem Grund. Mit einer kürzeren Hinweisung auf den Maler von Ferdinand Avenarius und einem längeren besprechenden Text von Paul Schubring. Verlegt bei Georg D. W. Callwey, im Kunstwartverlage in München. Preis der Mappe 2.50 M

Wilhelm Klatte: Franz Schubert. Mit 12 Vollbildern und 15 Notenbeilagen. (Die Musik.) Verlag von Marquardt u. Co., Berlin. 113 S (geb. 3 M.)

Albert Zacher: Rom als Kunststätte. Mit 12 Vollbildern in Tonätzung. Zweite Auflage (Die Kunst.) Verlag von Marquardt u. Co., Berlin. 68 S. (geb. 1.50 M.)

Fritz Loescher: Die Bildnisphotographie. Ein Wegweiser für Fachmänner und Liebhaber Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 133 Abbildungen. Berlin 1907. Verlag von Gustav Schmidt. 220 S. (5 M, geb. 6 50 M.)

Rudolph Genée: Mitteilungen für die Mozart-Gemeinde in Berlin. Neue Folge. 1. Heft. April 1907. Berlin 1907. Eigentum der Mozart-Gemeinde. 36 S.

Klassiker der Kunst X. Correggio. Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen. Herausgegeben von Georg Gronau. (geb. 7 M.)

Cornelius Gurlitt: Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts. Ihre Ziele und Taten. 3., umgearbeitete Aufl. (Das 19. Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Bd. 2.) Berlin 1907. Georg Bondi. 722 S (10 M, geb. 12.50 M.)

Erziehung und Unterricht.

Lydia v. Wolfring: Die Kindermißhandlungen, ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhilfe. (Erster Oesterreichischer Kinderschutzkongreß Wien 1907.) Wien 1907. In Kommission bei der Manzschen Hofverlagsbuchhandlung. 125 S.

P. P. Oikonomos: Neugriechisches Schulwesen (Sonderabdruck aus Reins Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik. 2. Auflage.)

Ludwig Gurlitt: Mein Kampf um die Wahrheit. Berlin 1907. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. 98 S. (1.20 M.)

Otto Junge: Schmeils „wissenschaftliche Beleuchtung" der Jungeschen Reformbestrebungen um einige Normalkerzen verstärkt. Kiel u. Leipzig 1907. Verlag von Lipsius u. Fischer. 10 S. (30 Pfg.)

Fritz Koch: Das Papierformen. Ein Beschäftigungsspiel und Erziehungsmittel zur Handfertigkeit. München. Verlag der Jugendblätter (Karl Schnell).

Lieder und Bewegungsspiele. Für das Pestalozzi-Fröbel-Haus zu Berlin gesammelt, zusammengestellt und bearbeitet von Else Fromm. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Im Gutenberg-Verlag. Hamburg 1907. Dr. Ernst Schultze. 215 S. (geb. 2.50 M.)

Ellen Key: Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Volksausgabe in gekürzter und veränderter Form. Berlin 1907. S. Fischer, Verlag. 230 S. (1.50 M. geb. 2 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Epistulae privatae graecae, que in papyris aetatis Lapidarum servantur. Edidit Stanislaus Witkowski, Adiecta est tabula phototypica. Lipsiae, MCMVI. In aedibus B. G. Teubneri. 144 p. (3.20 M.)

Goethes Faust. Erster Teil. Edited with Introduction and Commentary by Julius Goebel. New-York 1907. Henry Holt and Company. 384 S.

Ferdinand Brunetière: Études critiques sur l'Histoire de la Littérature française. Huitième série. Paris 1907. Hachette et Cie. 296 p. (3.50 Fr.)

A. Klint: Svensk-tysk ordbok. Stockholm, Beijers Bokförlags-aktiebolag. 974 S.

Harvard Studies in Classical Philology. Volume XVII 1906. Published by Harvard University, Cambridge, Mass. U. S. A. 184 S. (geb. 6.50 M.)

Digitized by Google

Wilhelm Bölsche: Unu capitro el la Ama vivo en la naturo, Esperantigita lau la germana originalo de L. E. Meier. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 62 S. (1 M.)

A. v. Gleichen-Rußwurm: Schillers Weltanschauung und unsere Zeit. Mit 10 Vollbildern in Tonätzung. (Die Kultur, 12. Band.) Verlag von Marquardt u. Co., Berlin. 60 S. (geb. 1.50 M.)

Gespräche des Erasmus. Ausgewählt, übersetzt, eingeleitet von Hans Trog. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 138 S. (3 M, geb. 4.50 M.)

Alfred Tobler: Hans Konrad Frick, ein appenzellischer Volksdichter. Leipzig 1907. Verlag von Karl Beck. 144 S. (2 M.)

Hermann Menge: Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg. 812 S. (geb. 8 M.)

Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen, Epigramme, von Bibelstellen, Liederanfängen, von Zitaten aus älteren und neueren Klassikern, sowie aus den Werken moderner Schriftsteller, von Schnaderhüpfeln, Wetter- und Bauernregeln, Redensarten usw., nach den Leitworten, sowie geschichtlich geordnet und unter Mitwirkung deutscher Gelehrter und Schriftsteller herausgegeben von Franz Frhrn. v. Lipperheide. 21. und 22. Lieferung. Berlin 1906. Verlag von Franz Lipperheide. (Das ganze Werk kostet geh. 13.50 M, geb. 16 M.)

Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Adelbert v. Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des Württembergischen Staates. 17. Lieferung. Tübingen 1907. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. (3 M.)

Karl Wettnauer: Ossian in der italienischen Literatur bis etwa 1832, vorwiegend bei Monti. Inaugural-Dissertation. 72 S.

Herman Grimm: Homers Ilias. Zweite Auflage (in einem Bande). Stuttgart u. Berlin 1907. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 492 S. (7 M.)

Stunden mit Goethe. Herausgeber: Dr. Wilhelm Bode. 3. Band. 3. Heft. Berlin. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn. (1 M.)

Deutsche Dichtung und Kunst. Nr. 8. Moritz Hartmann. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 343—344. 402.)

Erich Berneker: Russisch-deutsches Gesprächsbuch. Zweite Auflage. (Sammlung Göschen. Nr. 68.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 135 S. (geb. 80 Pfg.)

Peter Alvar: Das neue Shakespeare-Evangelium. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Mit 5 Porträten, 4 Unterschriften und 6 Brief-Faksimiles. Hannover 1907. Adolf Sponholtz' Verlag. 132 S. (2 M, geb. 3 M.)

Digitized by Google

Moderne Literatur.

C. Viehig: Absolvo te. Roman Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin. 392 S. (5 M.)

Ferdinand Stieber: Ein Paar aus dem großen Gewimmel. In Geschichten festgehalten. Berlin 1907. Verlag Dr. Wedekind u. Co. 140 S. (2 M, geb. 3 M.)

Margarete Susmann: Neue Gedichte. München und Leipzig 1907. R. Piper u. Co. 96 S.

Mary E. Wilkins: Doctor Gordon. (Unwin's Library. T. Fisher Unwin. Leipzig, London, Paris. 312 S. (1.50 M.)

J. V. Widmann: Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz und Italien. Frauenfeld 1907. Verlag von Huber u. Co. (3.50 M.)

Frederik van Eeden: Wie Stürme segnen. Roman. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Else Otten Berlin u. Leipzig 1907. Verlegt bei Schuster u. Löffler. 520 S.

Robert Saudek: Eine Gymnasiastentragödie in 4 Aufzügen. Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock. 142 S. (2 M, geb. 3 M.)

Paul Langenscheidt: Arme kleine Eva! Roman. Verlegt bei Dr. P. Langenscheidt, Berlin-Groß-Lichterfelde-Ost. 240 Seiten.

Heinrich Hansjakob: Ausgewählte Erzählungen. Erster Band. Waldleute. Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp. 263 S. (1.50 M.)

Dora Duncker: Jugend-Novellen. Neue, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin 1907. Verlag von Gebrüder Paetel. 200 S. (3 M.)

Arthur Achleitner: Sport bei Hof. Roman. Berlin 1907. Verlag von Gebrüder Paetel. 188 S. (3 M.)

Anselma Heine: Vom Markte der Liebe. Berlin 1907. Verlag von Gebrüder Paetel. 210 S. (3 M.)

Alfred Söhnstorff: Im Vorüberreiten! Stimmungen eines fahrenden Gesellen. Wien 1907. L. W. Seidel u. Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler. 111 S. (2.30 M.)

Gustav Schmid: Tag und Traum. Dichtungen. Mit Zeichnungen von Gustav Schmid d. J. Hamburg 1906. Konrad Kayfers Verlag. 112 S. (2.50 M.)

Karl Walter: Schönheit und Wahrheit in Liebe. Ein Sonettenkranz über Meister der Menschheit und vermischte Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. (1.50 M.)

Malwida v. Meysenbug: Roman. Zweite Auflage. Mit einem Vorwort von Gabriel Monod. Berlin u. Leipzig 1907. Schuster u. Löffler. 574 S.

Gustaf af Geijerstam: Gefährliche Mächte. Roman. Berlin 1907. S. Fischer, Verlag. 344 S. (geh. 4 M, geb. 5 M.)

Charlotte Knoeckel: Die Schwester Gertrud. Roman Berlin 1907. S. Fischer, Verlag. 216 S. (geh. 2.50 M, geb. 3.50 M.)

Hermann Hesse: Diesseits. Erzählungen. Berlin 1907. S. Fischer, Verlag. 308 S. (geh. 3.50 M. geb. 4.50 M.)

Digitized by Google

Joseph Schlembach: Gedichte. Leipzig 1907. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 177 S.

Artur Bonus: Isländerbuch. I. Herausgegeben vom Kunstwart. München 1907. Georg D. W. Callwey. 296 S.

Waldemar Bonsels: Ave vita morituri te salutant. Eine Geschichte aus der Heide. 4. Auflage. München 1907. E. W. Bonsels u. Co. 128 S. (2.40 M, geb. 3 M.)

Marie v. Ebner-Eschenbach: Die Freiherren von Gemperlein. (Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Heft 11.) Hamburg-Großborstel 1907. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 82 S. (20 Pfg., geb. 50 Pfg.)

Wilhelm Jensen: Ueber die Heide. (Volksbücher usw. Heft 12.) Hamburg-Großborstel 1907 Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 126 S. (25 Pfg., geb. 55 Pfg.)

Geschichten aus deutscher Vorzeit. (Novellenbuch. Dritter Band. Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 14 Band.) Hamburg-Großborstel 1907. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 246 S. (geb. 1 M.)

Seegeschichten. (Novellenbuch. 4. Band. Handbücherei usw. 15. Band.) Hamburg-Großborstel 1907. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 179 S. (geb. 1 M.)

Georg Holaubek: Der Fall Stürmer. Eine politische Komödie in Deutsch-Oesterreich. Zwei Akte. Salzburg 1907. Selbstverlag des Verfassers. 85 S. (1 M.)

Robert Tscho: Aus Stunden der Sehnsucht. Gedichte. Brünn 1907. Verlag von L. u. A. Brecher. 82 S.

Richard Schaukal: Wilhelm Busch (Die Dichtung. Bd. 21.) Verlegt bei Schuster u. Loeffler. Berlin u. Leipzig. 78 S. (geb. 1.50 M.)

A. v. Klinckowström: Das Tor des Lebens. Roman. Dresden 1907. Max Seyfert, Verlagsbuchhandlung 328 S. (4 M, geb. 5 M.)

Karl Francke: Trockene Blumen. Dichtungen. 2. Auflage. München 1907. A. Ackermanns Nachfolger (Karl Schüler). 72 S.

Alfred Schirokauer: Junges Volk. Roman. Berlin 1906. F. Fontane u. Co. 284 S. (3.50 M, geb. 4.50 M.)

Max Berg: Am alten Markt zu Posen. Polenroman aus der deutschen Ostmark. Lissa i. P. Friedrich Ebbeckes Verlag. 186 S. (2 M, geb. 3 M.)

Wilhelm Mießner: Die Unzulänglichen. Novellenfolge. Mit Buchschmuck von Arthur Gratz. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 174 S (3 M, geb. 3.50 M.)

Kataloge.

Henry Sotheran and Co. London. Bibliotheca Pretiosa Illustrated.

Martinus Nijhoff, La Haye: Americana. — No. 336, 1907. Livres Anciens et Modernes.

Martinus Nijhoff, La Haye: Livres Anciens et Modernes.

C. Lang, Rome. Biblioflo Romano. Bulletin Bimensuel. No. 1, 1907.

Digitized by

Süddeutsches Antiquariat, München. Katalog 90. 91 und 92. 1907

Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. Neue Deutsche Literatur.

Theodor Ackermann, München. Zu Goethes 75. Todestag.

Paul Zipperers Buchhandlung und Antiquariat Max Götz, München. Antiquariats-Katalog Nr. 41: Auswahl guter Werke. — Nr. 42: Allgemeine Geschichte usw.

C. G. Boerner, Leipzig: Kupferstiche. Radierungen, Holzschnitte alter Meister.

Adolf Weigel Leipzig: Neuere deutsche Literatur. Dritte Abteilung.

B. G Teubner, Leipzig-Berlin: Allgemeiner Katalog.

Galerie Helbing, München: Katalog von alten Porzellanen, Holzskulpturen usw. aus dem Nachlasse Heinrich Lossow.

Karl W. Hiersemann, Leipzig: Katalog 335. Amerikanische Linguistik. 1907. — Katalog 336. Amerika.

Friedrich Meyers Buchhandlung, Leipzig: Antiquariats-Katalog Nr. 78. Weimars Musenhof. 1907.

Galerie Helbing, München: Katalog von hervorragenden Kupferstichen, Radierungen und Holzschnitten des 15.—18. Jahrhunderts.

Ernst Carlebach, Heidelberg: Bilder und seltene Bücher. — Bibliotheca historica VII. Süddeutschland, Oesterreich und die Schweiz.

Ernst Frensdorff, Berlin. Anzeiger für Bücherfreunde. Nr. 23. Kulturgeschichte.

Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. Lagerkatalog 542. 1907. Geschichte Frankreichs.

Digitized by Google

Heft 20, Nr. 98—101 Ausgegeben 18. Mai 1907

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

(Ausgabe in Wochenheften)

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle, München

Inhalt:

	Seite
Die Trusts und ihre Bekämpfung. Von Dr. Lindsay Martin	1
Das Hilfskassengesetz und die Pflege der Versicherungswissenschaft auf den deutschen Universitäten. Von Dr. Felix Bernstein, Privatdozent an der Universität Halle a. S.	17
Das dänische Sittlichkeitsgesetz. Von —ck.	20
Zur Philosophie der Araber. Von Professor Dr. Adolf Dyroff (Bonn)	24
Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur. Von Dr. Otto Weber (Neuburg a. D.)	30
Das Weltspracheproblem. Von Dr. H. Molenaar	38
Wer waren die alten Römer? Von M.	41
Der Hofmann der Renaissance. Von O. B.	44
Zur Geschichte der Neger. Von Professor Dr. Max Buchner (München)	53
Die Geschichte des Weinbaus. Von Oinomaos	61
Die Niederschlagsverhältnisse von Deutsch-Südwestafrika. Von Dr. Rudolf Hermann (Dachau)	64
Bücheranzeigen	69
Allgemeine Rundschau	78
Kleinere Mitteilungen	88
Hochschulnachrichten	92
Personalien	93
Büchereinlauf	94

Druck und Verlag:

Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H., München

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Trusts und ihre Bekämpfung.

Von Dr. Lindsay Martin.

Die Krisen, welche der europäische Handelsmarkt seit 20 Jahren zu bestehen hatte, sind regelmäßig von einer Debâcle in den Vereinigten Staaten ausgegangen. So auch diesmal. Ob die augenblickliche Abflauung wiederum zu einem Zusammenbruch führen wird, läßt sich noch nicht absehen. Den Niedergang des Geschäftes in der Union haben Kenner des Marktes jedenfalls schon zu Beginn des vorigen Jahres vorausgesagt, und zwar hauptsächlich in Ansehung des gewaltsamen Expansionsbestrebens der Trusts, das zu einer Ueberspannung des Marktes unabweisbar führen mußte, worüber später noch einiges Nähere zu sagen sein wird. Die bescheidenere Art des europäischen Industrie- und Bankwesens kann der schrankenlosen Begehrlichkeit und Macht der Trusts gegenüber die Desorganisation des Marktes nicht abwenden. Es scheint, daß wir hier zu normaleren Verhältnissen nicht eher kommen werden, bis die amerikanischen Milliardäre zu einer anderen Politik sich bekehren oder bekehrt werden. Die Trustbewegung hat heute für Deutschland noch ein anderes aktuelles Interesse. Das Handelsprovisorium ist soeben auf ein Jahr verlängert worden, und es fragt sich, ob der Abschluß eines dauernden Vertrages möglich ist. Das Palladium des absoluten Protektionismus, das jeder Tarifrevision widerstrebt, sind aber die Trusts. Roosevelt, der mit seinem tiefernsten sittlichen Wollen im Kampf gegen den Giganten Korruption, verkörpert in den Trusts, steht, hat daher ausdrücklich erklärt, erst diesen Kampf durchfechten zu wollen, bevor er an das Problem der Revision heranginge. Die neuen Wahlen sind nicht mehr fern; ihr Ausfall wird eine wesentliche Entscheidung darüber sein, ob die Trusts nach wie vor im Land herrschen sollen und ob einen festen zollpolitischen Vertrag mit dem Deutschen Reich in absehbarer Zeit abzuschließen möglich sein wird. Das Kriterium der Trusts ist, daß ihr

Streben auf Sicherung von Macht, und zwar politischer Macht, in erster Linie gerichtet ist, in der Erkenntnis, daß dem Zufluß von Besitz nur auf diese Weise alle Schleusen geöffnet werden können. Von diesem Willen zu schrankenloser Macht beseelt, haben bekanntlich die Trusts auf alle möglichen Gebiete des wirtschaftlichen Lebens ihre Hand gelegt. Um zu einem gerechten Urteil über die Trusts zu gelangen, erscheint es wichtig, die wirtschaftspolitischen Tendenzen von den parteipolitischen zu trennen.

1. Die Wirtschaftspolitik der Trusts.

Viele Trusts haben früher der Idee gelebt, in ihrer Geschäftssphäre eine absolute Kontrolle über die Gesamtproduktion der Welt zu erlangen. Wollte man die Southern Cotton Growing Association als einen Trust ansehen, so könnte man hier am ehesten davon sprechen, daß das Ziel erreicht sei. Bei den ungeheuren Anstrengungen anderer Völker jedoch, namentlich des britischen, die Baumwollenkulturen in den Kolonien auszudehnen, kann es nur eine Frage der Zeit sein, daß das amerikanische Monopol vernichtet werden wird. Die Standard Oil Company scheint heute auf den Ehrgeiz, ein Weltmonopol zu besitzen, endgültig verzichtet zu haben und begnügt sich mit der Beherrschung des nordamerikanischen Marktes, von dessen Gesamtproduktion sie 90 Proz. kontrolliert, während man im allgemeinen 70—75 Prozent für ausreichend hält, um die Preisbildung zu regulieren. Aber daß auch hierin Grenzen gesetzt sind, geht am deutlichsten daraus hervor, daß sich der Trust im vorigen Jahr genötigt sah, infolge der abnehmenden Nachfrage des Auslandes nach Leuchtöl und der gesteigerten Weltproduktion die Preise herabzusetzen. Die „amerikanische Gefahr", soweit sie die Ueberschwemmung des europäischen Marktes mit unionistischen Fabrikaten auf Grund des „dumping" betrifft, erschreckt wohl heute niemand mehr. Schleuderverkauf, um fremde Märkte zu erobern oder zu desorganisieren, ist von deutscher Seite bereits ebenso gut geübt worden wie von derjenigen der Yankees. Ja, fragt man sich, wodurch unterscheidet sich ein amerikanischer Trust und ein deutsches Kartell oder Syndikat, so wird man, wenn man beim Trust nur die eigentliche, engere Geschäftssphäre berücksichtigt, wohl alle mög-

Digitized by Google

lichen theoretiſchen, aber keine weſentlichen Gegenſätze finden. Was Dominant Combination und was Truſt iſt, mag der Doktrinär unterſcheiden; fraglos ſteht eine Kombination wie die Kruppſche mit ihrer Fuſion von Eſſen, Magdeburg-Buckau, Annen, Kiel, Stettin uſw. relativ nicht viel zurück an Macht hinter der United States Steel Corporation, die ſich doch auch mit einer Kontrolle von etwa 60 Prozent der Geſamtproduktion begnügen muß. Die Verbilligung der Produktion, welche durch die Vereinheitlichung und Zuſammenfaſſung der Betriebe ermöglicht iſt, wird ſicherlich vom geſamtwirtſchaftlichen Standpunkt aus niemand beklagen, wenn damit auch eine Verminderung der beſchäftigten Arbeitskräfte verbunden iſt, was übrigens bei weitem nicht in dem Maße der Fall, wie es behauptet wird. Ausgeſchaltet iſt nur das Element der Reiſenden, deren ſozialen Wert man kaum beſonders hoch ſchätzen wird. Den Gewerkſchaften gegenüber haben die Truſts ihre Macht nur ſelten mißbraucht, wenn vielleicht auch mehr aus politiſcher Klugheit, als aus Rückſichten der Philanthropie. Zu allen dieſen und vielen anderen Fragen gibt bemerkenswerte Kommentare folgende Tabelle, die Bradſtreets Bearbeitung des Induſtriezenſus der Vereinigten Staaten für das Jahrfünft 1900/05 nach verſchiedenen ökonomiſchen Geſichtspunkten entnommen iſt.

Gegenſtand	Jahrfünft		Zunahme in Prozent.
	1900	1905	
Zahl der Etabliſſements .	207,562	216,262	4.2
Anlagekapital in Dollars	8,978,825,200	12,686,265,673	41.3
Wert d. Produktion in Doll.	11,411,121,122	14,802,147,087	29.7
Materialkoſten in Dollars	6,577,614,074	8,503,949,756	29.3
Verſchiedene Unkoſt. i. Doll.	905,600,225	1,455,019,473	60.7
Zahl der Arbeiter . . .	4,715,023	5,470,321	16.0
Geſamtlöhne in Dollars .	2,009,735,799	2,611,450,532	29.9
Zahl der Angeſtellten . .	364,202	519,751	42.7
Gehälter in Dollars. . .	380,889,091	574,761,231	50.9

Um zunächſt zu ſehen, in welchem Umfang die Truſts an der Kapitaliſierung von induſtriellen Unternehmungen ſich beteiligt haben, ſei noch folgende Zuſammenſtellung beigefügt, welche die Etabliſſements nach inveſtiertem Kapital und Produktionswerten differenziert.

	Etablissements mit einem Kapital	Gesamtkapital in Dollars	Produktionswert in Dollars
von	1— 5,000 Doll.	165,317,454	176,159,127
von	5,000— 20,000 Doll.	531,130,513	751,236,681
von	20,000— 100,000 Doll.	1,655,802,975	2,131,221,113
von	100,000—1,000,000 Doll.	5,551,736,271	6,115,287,046
von	1,000,000 und mehr	4,782,278,460	5,627,243,120

Der weitaus überwiegende Teil der Gründungen mit einem Kapital von mehr als 100,000 Dollars ist vertrustet, so daß sich schon hier klar zeigt, in welchem Umfange diese Kartellierungen den Markt beherrschen. Dem jähen Anwachsen der Anlagekapitalien entspricht keineswegs mehr die Steigerung der Produktionswerte noch die Verbilligung der Produktion. Für letzteren Mißstand gibt die Erklärung das Konto „verschiedene Unkosten"; sein übermäßiges Anschwellen deutet zum erstenmal auf die unsoliden Manipulationen hin, die das Schandmal der Trusts sind. Die Zahl der Arbeiter ist natürlicherweise nicht in gleicher Progression wie die Produktion fortgeschritten, wohl aber ist dies bei den Löhnen der Fall, wobei noch besonders bemerkenswert ist, daß, während die Zahl der beschäftigten Kinder um 0.9 Prozent abgenommen hat, ihre Entlohnung eine Steigerung von 13.9 Prozent aufweist.

Wenige Nachweise über einzelne besonders wichtige Trusts mögen ein ungefähres Bild von ihren Fortschritten in industrieller Beziehung geben. Nach einer Mitteilung der Rheinisch-Westfälischen Zeitung betrug die Roheisenproduktion der drei Haupterzeugungsländer in dem Zeitraum 1902—1905 (in Tonnen):

	1903	1904	1905
Vereinigte Staaten . .	18,009,252	19,497,033	22,992,380
Deutsches Reich . . .	10,085,634	16,103,941	16,987,623
Großbritannien . . .	8,811,204	8,562,658	9,592,737

Die drei Länder sind also in der letzten Zeit ziemlich gleichmäßig in der Produktion fortgeschritten und werden es voraussichtlich auch in der nächsten Zeit tun, wenn eine Schätzung der Iron Trades Review richtig ist, nach der die vorjährige Eisenproduktion der Union 25,750,000 Tonnen betragen, die Produktion für 1907 auf 27,250,000 Tonnen, die für 1908 auf 28,180,000 Tonnen geschätzt wird. Die Gefahr der Ueberproduktion durch die Vertrustung der Industrie ist zweifellos vielfach übertrieben worden. Der

Digitized by Google

Stahltrust (United States Steel Corporation), Morgan und Carnegies Vormacht auf dem Eisen- und Stahlmarkt, hatte im vergangenen Jahr auf allen Gebieten Rekordziffern aufzuweisen, und dies dürfte in gleicher Weise auch im laufenden Jahr der Fall sein, für das, wie der Trust selbst bekannt gegeben hat, die gebuchten Bestellungen mehr betragen als diejenigen von den Jahren 1902 und 1903 zusammengenommen. Der Trust hat zwar seine Fähigkeit an Selbstproduktion von Eisenerz wesentlich dadurch erhöht, daß er das Ausbeutungsrecht von den reichen Erzländereien der Great Northern Pacific, die von ihm kontrolliert wird, gegen eine Tantieme von 85 Cents pro Tonne und bis zu einem Betrag von 4,000,000 Tonnen im Jahre erworben hat, sah sich aber dennoch erst kürzlich genötigt, mit W. P. Snyder, einer vom Konzern der Bessemereisenproduzenten unabhängigen Pittsburger Großfirma, 20,000 Tonnen Roheisen zum Preis von 18.50 bezw. 18.75 Dollars pro Tonne, der gleichfalls einen Rekord darstellte, zu kontrahieren. Der Trust selbst hat eine mäßige Preiserhöhung bisher nur auf leichte Stahlschienen durchsetzen können, nämlich für Schienen von 16—20 Pf. pro Yard von 31 auf 32 Dollars und für solche von 25—40 Pf. pro Yard von 30 auf 31 Dollars, nicht aber auf schwere Standardschienen. Der Trust wird einstweilen nach wie vor vom Roheisenmarkt abhängig bleiben. Ein anderes Bild zeigt der Kupfertrust. Die beiden früheren Feinde, die Amalgamated Copper Company und die United Copper Company, haben sich ausgesöhnt und kontrollieren etwa 75 Proz. der Produktion. Hier ist die Erzeugung im vorigen Jahr infolge von Aussperrungen zurückgegangen bei gleichzeitiger Steigerung der Nachfrage. Die Preise haben sich daher von 13.8 Cents im Fiskaljahr 1904/05 auf 16.63 Cents im Fiskaljahr 1905/06 und auf 18.5 bis 18.75 Cts. im laufenden Fiskaljahr gesteigert. Ein Sinken ist für die nächste Zeit nicht zu erwarten, was um so wichtiger erscheint, als Deutschland unter allen Abnehmern an erster Stelle steht. Ob aber der Trust das Diktieren der Preise auf Grund einer monopolistischen Beherrschung des Marktes noch lange wird behaupten können, muß bezweifelt werden. In Mexiko werden dem Trust voraussichtlich durch die Kupferminen von Cananea sehr starke Konkurrenten entstehen, ebenso wie die Kupferminen von Utah und Arizona in kurzer Zeit

verdoppelter Produktion fähig sein dürften, ganz abgesehen von dem Aufschluß neuer Kupferlager in anderen Kontinenten. In dieser Richtung ist charakteristisch für die Lage des Kupfermarktes die bundesamtliche Statistik für das letzte Fiskaljahr, welche eine Mehreinfuhr von Kupfer in die Vereinigten Staaten von 171 Mill. Pfd. gegen 146 Millionen Pfund im Fiskaljahr 1904/05 nachweist, während die Ausfuhr von 591,442,270 Pfd. auf 464,562,641 Pfd. zurückgegangen ist.

Soweit nur die industrielle Entwicklung des Trusts ins Auge gefaßt wird, dürften sie eine besondere Gefahr weder für die Union selbst noch für das Ausland bedeuten. Carnegie erklärte 1902: „Within a year the Carnegie Steel Company would be sending fully one third of their entire product of 2,500,000 t to the other side." Darin hat er zwar recht behalten; aber was Deutschland anbetrifft, so hat hierhin eine bemerkenswerte Ausfuhr in Roheisen und Stahl überhaupt nicht stattgefunden und selbst die Ausfuhr von Maschinen und Maschinenteilen ist von 31.8 Mill. M im Jahre 1900 auf 14.6 Mill. M im Jahre 1905 zurückgegangen. Aehnliches zeigte sich fast auf allen Gebieten des überseeischen Verkehrs; die Gesamteinfuhr der Union zu uns weist im letzten Jahrfünft eine Abnahme, unsere Einfuhr dorthin eine Zunahme auf. Ganz andere Seiten zeigt nun aber das Bild, wenn man die Trusts nach derjenigen Seite hin betrachtet, welche sie von unseren Syndikaten wesentlich unterscheidet, wenn man ihr Finanzgebaren und ihr Uebergreifen auf alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens berücksichtigt. Gerade letztere Tendenz ist es, die immer mehr in den Vordergrund bei den Machtbestrebungen tritt, welche die Trusts beseelt. Ueber die unsoliden Finanzierungen der Trusts ist so viel geschrieben worden, daß viele Worte darüber zu machen unnötig ist. Das Uebel, daß der Common Stock keine andere reale Grundlage hat, als die mehr oder minder guten Aussichten auf höhere Einnahmen in der Zukunft, ist fast allen Trusts gemein. Dennoch soll man auch hier das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Noch vor fünf Jahren war die Ansicht allgemein, daß selbst bei den größten und verhältnismäßig solidesten Trusts die Zeit nicht mehr fern sei, da, infolge der „Verwässerung" des Kapitals eine vollständige Reorganisation wie bei den Eisenbahnen sich nötig er-

Digitized by Google

weisen werde. Aber die Trusts haben ihren gewaltigen Kurssturz der vergangenen Jahre überstanden, und dabei hat sich gezeigt, daß die Commonshares gar nicht so tief ins Publikum gedrungen sind, wie man annahm, sondern zu einem großen Teil von den Stock Holders und Trusters zurückbehalten oder zu ihnen zurückgekehrt sind. Das Expansionsstreben der Trusts kennzeichnet sich am deutlichsten in dem Umfang von Geschäften, welche heute die beiden ersten Trusts, die Standard Oil Company und United States Steel Corporation, kontrollieren. Durch die Fusion mit der Tidewater Pipe Line Company hatte der Oeltrust sich zunächst von den Eisenbahngesellschaften unabhängig gemacht, um sie sodann desto leichter ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Heute kontrolliert der Rockefeller-Trust drei der bedeutsamsten Eisenbahnlinien, nämlich St. Paul, Southern Pacific und Union Pacific mit einem Nominalkapital von insgesamt 590 Mill. Doll. Andere Transportunternehmungen, über die der Trust verfügt, sind der Schiffahrtstrust und die Wells-Fargo Expreß Company. Die weiteren Gesellschaften, die ihrem Betrieb nach in keiner Weise etwas mit dem Oelgeschäft zu tun haben und trotzdem von dem Trust kontrolliert werden, auch nur aufzuzählen, verbietet die Raumbeschränkung; es seien als wichtigste nur genannt der Kupfer- und Papiertrust, verschiedene Telephon-, Telegraphen- und Beleuchtungsgesellschaften, mehrere Lebensversicherungsgesellschaften, darunter die berühmte New-York, die Lackawanna Steel Company, die American Agricultural Chemical Co., die Corn Products Refining Company, neuerdings mehrere Leder- und Schuhwarenfabriken usw. Zur Verwaltung und Disposition über die in so vielerlei Unternehmungen investierten Kapitalmassen gehören natürlich auch eigene Finanzinstitute, deren die Oelmänner eine ganze Auswahl zu ihrer Verfügung haben. Allen voran die erste Bank der Union überhaupt, die National City Bank mit einem Kapital von 25 Mill. Doll., einem Surplus von 21 Mill. Doll. und 123 Mill. Doll. Depositen. Die Bank gilt zugleich als Regierungsbank, insofern sie bei Staatsemissionen meist stark beteiligt ist und zum Schatzamt nahe Beziehungen unterhält. Außerdem kontrolliert der Oeltrust noch die Hannover National Bank und die Chase National Bank. Dem Stahltrust steht ein größeres Betätigungsfeld im eigentlichen Geschäftszweig offen und

so mag es wohl kommen, daß er lange Zeit seinen Ausdehnungsgelüsten engere Grenzen gezogen hat. Er ist entstanden aus zwei großen Stahlwerken, zwei Bahnen, einer Schiffsbaugesellschaft und einer Erzgrubengesellschaft. Er richtete gleichfalls zunächst sein Augenmerk auf die Beherrschung des Transportwesens. 1903 zählte die Flotte der vom Stahltrust kontrollierten Pittsburgh Steamship Company bereits 112 Fahrzeuge mit 350,000 Registertonnen Ladefähigkeit; heute hat sich ihre Flotte auf 150 Schiffe vermehrt, darunter eine Menge großer Dampfer mit einer Ladefähigkeit von je 9000—12,000 Groß Tons Erz. Die eigenen Bahnen des Trusts haben eine Schienenlänge von 1600 Meilen. Während nun bei den Oelmännern die Generalvertrustung von der Oil Company selbst ausging, wurde umgekehrt bei den Stahlmännern die Zusammenschweißung verschiedenartigster Interessengruppen von einer Bank bewerkstelligt, und zwar von Morgans Bank of Commerce, die in ihrem Bündnis mit dem Stahltrust nunmehr die Vormacht auf dem Gebiete der Kohlen-, Eisen- und Stahlerzeugung darstellt. Der Morgan-Trust umfaßt außerdem drei große Nationalbanken, drei Treuhandgesellschaften und eine Versicherungsgesellschaft, mehrere große Bahnen, Transportgesellschaften, Telegraphen-, Beleuchtungs- und Oelgesellschaften und soll ein Kapital von insgesamt 10 Milliarden Dollars beherrschen. Freilich sind solche Angaben mit Vorsicht zu genießen, da bei den Feinden der Trusts zu Uebertreibungen auf diesem Gebiete, dessen wahre Verhältnisse die Trustkönige möglichst verschleiern, große Neigung vorhanden ist. Morgan steht nun wiederum in Beziehungen zu Rockefeller. Wenn diese beiden Großen ihre Trusts verheirateten, so würde der Sohn, wie eine amerikanische Zeitung nicht sehr geschmackvoll sich ausdrückte, der unfehlbare Trustpapst werden, der alles in der Union binden und lösen könnte.

Charakteristisch für die Trustbewegung ist ihre Tendenz, das Transportwesen zu beherrschen. Hier hat sich die Verderblichkeit monopolistischer Macht über ein Institut, das der Allgemeinheit zu dienen bestimmt ist, denn auch zuerst in scharfem Lichte gezeigt. Die Trusts diktierten den Bahnen besondere Tarife für ihre Güter. Gesetzliche Bestimmungen, welche dies verhindern sollten, führten nur dazu, daß die Tarifvergünstigungen in verdeckter, aber desto

Digitized by Google

schamloserer Form fortgeführt wurden. Alles das hat wesentlich zu der Mißwirtschaft beigetragen, durch welche sich die unionistischen Bahnen bereits eine traurige Berühmtheit erworben haben. Harrison, der große Eisenbahnfürst, der Vertreter der Eisenbahninteressen des Oeltrusts, mußte sich noch kürzlich vor Gericht beweisen lassen, daß er dem Fundus der Chicago Alton Railway Company 3 Millionen Dollars für persönliche Spekulationszwecke entnommen hatte, daß er sich als Direktor dieser Bahn mit 100,000 Dollars jährlich bezahlen ließ und die bedenklichsten Schiebungen mit Hilfe der von ihm kontrollierten Gesellschaften vorgenommen hatte. Früher führten Eifersucht und Sonderinteressen der Staaten manchmal dazu, daß deren Senate sich ganz von den einzelnen Eisenbahngesellschaften beherrschen ließen, wenn sie nur größere Zolleinnahmen durch ihre Nachgiebigkeit erzielten. So eröffnete die berüchtigte Camden and Amboy Company dem Staate New Jersey eine reiche Einnahmequelle durch einen Durchgangszoll, den jede Person und jedes Frachtgut außer der tarifmäßigen Taxe für das Passieren des Staates zu entrichten hatte. Jetzt hat die allgemeine Entrüstung gegen die Trusts derartiges unmöglich gemacht, und die meisten Bundesstaaten haben die Bestimmung der Frachtsätze selbst in die Hand genommen. Aber alle diese Maßnahmen sind ohne die beabsichtigte Wirkung geblieben. Entweder wußten die Eisenbahnfürsten und ihre Hintermänner, die Trustkönige, Zusätze einzuschmuggeln, welche den Gesetzen die gegen die Trusts gerichtete Spitze abbrachen, oder sie verstanden es, die gesetzlichen Bestimmungen durch Manipulationen jenseits aller geschäftlichen Ehrenhaftigkeit zu umgehen.

Dagegen muß zugegeben werden, daß auf dem Gebiete des Bankwesens die Trusts nicht ohne Nutzen für die Union gewesen sind. Dem Bankwesen der Vereinigten Staaten fehlt es an Zentralisation. Die Staatenbanken sind mächtiger als die Nationalbanken; ein Filialsystem, durch welches die einzelnen Landesbanken miteinander in Verbindung gebracht würden, ist nicht vorhanden. Durch die Zersplitterung der Kapitalkräfte führen Depressionen des Marktes leicht zu vollständigen Krisen; es fehlt die Energie, den Launen des Marktes Widerstand entgegenzusetzen, die Last großer Emissionsgeschäfte tragen zu können. Diesem

Digitized by Google

Uebelstand, der eine Folge des überspannten Unabhängigkeitsgeistes der Einzelstaaten ist, haben die Truſtbanken mit ihrer Kumulierung von Kapitalien und ihrer Verfügung über weitverzweigte Interessen abgeholfen.

2. Die Parteipolitik der Truſts.

Es ist ein sonderbares Schauspiel: in dem Land der demokratischen Freiheit ist eine plutokratische Oligarchie aufgerichtet von solcher Macht, wie sie die Weltgeschichte in gleicher Ausdehnung bisher nicht zu verzeichnen hat. Wie in Großbritannien hat es auch in den Vereinigten Staaten von jeher nur zwei große Parteien gegeben: dort Konservative und Liberale, hier Republikaner und Demokraten. Aber während dort der Sieg der einen oder anderen Partei einen wirklichen Wechsel im Regierungssystem begründet, ist dies bei der Union keineswegs oder nur in sehr geringem Umfang der Fall: dank der großen, unsichtbaren und doch maßgeblichen Macht, die ob den Parteien wie eine verhängnisvolle Gottheit schwebt: den Truſts. Die Republikaner sind schutzzöllnerisch gesinnt, die Truſts hochschutzzöllnerisch; beide stehen sich insofern prinzipiell nahe. Aber längst wagen es die Republikaner nicht mehr, angesichts der schärfer und schärfer sich kundgebenden feindseligen Stimmung des Volkes gegen die Truſts, irgendwie mit diesen sich zollpolitisch solidarisch zu erklären. Ja, die Republikaner haben, namentlich unter Roosevelts Führung, die Truſts weit energischer bekämpft als die Demokraten. Zwar 1894 wurde unter demokratischer Regierung der Wilson-Tarif mit bedeutenden Zollermäßigungen durchgesetzt, der durch den republikanischen Mac Kinley-Tarif mit Zollerhöhungen auf fast allen Gebieten des Handels gestürzt wurde. Aber unter dem Demokraten Cleveland erfuhr dieser Tarif noch weitere Erhöhungen, und es zeigt sich zum erstenmal in aller Fülle die Macht des Bosses, kraft dessen die Truſts die Arbeit der politischen Maschine dirigieren. Im Bundessenat wie in den einzelstaatlichen Legislaturen sitzen anerkanntermeise eine beträchtliche Menge von Männern, die nichts sind als Kreaturen der Truſts. Henry Clay Pierce, eine Hauptperson des Oeltruſts, scheute sich nicht, auf eine Aufforderung hin, sich zum Senator wählen zu lassen, den schamlosen Ausspruch zu tun: „Policy has no enticement to myself. Why should I become

Digitized by Google

senator, as there is plenty of senators to be bought?“ Unter Republikanern wie Demokraten gibt es gleichviel „shandpatterns“, Opportunisten, die ihre Stimmen für mehr oder weniger Trustgold verkaufen. Daher ist es fraglos falsch, wenn, wie es vielfach geschieht, deutscherseits auf ein demokratisches Regiment größere Hoffnungen in Hinsicht der Tarifrevision gesetzt werden; diese kann nur auf Grund der Besiegung der Trusts durchgeführt werden.

Man hat die Trusts als amerikanische Krankheit bezeichnet und gemeint, man müsse „die Krankheit heilen, indem man den Patienten totschlage“. Alle solche Gewaltmaßregeln haben sich als unwirksam erwiesen. Seit 1890, dem Jahr, in dem durch das Sherman Law die zwischenstaatlichen Trusts verboten wurden, haben sich die Einzelstaaten in Antitrustgesetzen geradezu Konkurrenz gemacht. Man erklärte die Trusts für ungesetzlich; die Folge war, daß sie sich in Aktiengesellschaften auflösten, deren Direktoren die bisherigen Trustees waren und die Majorität aller Stimmen der Aktionäre besaßen, so daß im Grunde alles wie vordem blieb. Sechzehn Staaten erklärten es als strafbare Handlung, wenn zwei oder mehr Personen der Gesellschaften es versuchten, den Preis einer Ware zu regulieren; kein Staat aber fand einen Schlüssel, um die verdeckten Gänge zu eröffnen, in denen die Preisregulierung sich vollzieht. Den Trust Agreements wurde die rechtliche Anerkennung versagt; das einzige Ergebnis war, daß skrupellose Personen die Maßregel dazu benutzten, die Verträge zu halten, solange sie ihnen Vorteile boten, sie zu brechen, wenn sie unbequem wurden. Die meisten Gesetze haben das Gegenteil von dem erreicht, was sie bezweckten, andere nur den Organisationen der Arbeiter, nicht aber der Arbeitgeber geschadet. Dann glaubte man eine Panazee gefunden zu haben, indem man „volle Publizität“ verlangte, d. h. forderte, daß die Trusts ihre Geschäfte von der Oeffentlichkeit kontrollieren ließen. So schuf man im Washingtoner Amt für Handel und Gewerbe eine besondere Abteilung, welche die Geschäfte der Trusts überwachen sollte. Seitdem sind Untersuchungen gegen die Trusts an der Tagesordnung. Sie kosten eine Menge Geld — dem Staat für öffentliche, den Trusts für geheime Zwecke — und verlaufen fast ausnahmslos resultatlos. Dem Schiffahrtstrust wurden falsche Buchungen jüngst nachgewiesen und die Erregung war all-

Digitized by Google

gemein; heute hat die Angelegenheit auf Staatskosten ihr Begräbnis erster Klasse erhalten und alles ist still.

Man vergißt nur zu leicht, daß die Trusts in der Eigenart des unionistischen Staatslebens eine natürliche Grundlage haben, die man mit ein paar Einzelgesetzen und Aufsichtsbehörden nicht umstürzen, ja kaum erschüttern kann. Das Gebäude der Trusts erhebt sich auf dem Sockel politischer Prinzipien, die der Yankee wie ein Heiliges verehrt; dem Prinzip des freien Spiels der Kräfte, der ungehinderten Selbstbetätigung, der Autonomie der Einzelstaaten, der Beschränkung der zentralen Gewalt. Wollte man die Trusts mit Stumpf und Stiel ausrotten, so wäre das nur möglich durch eine Revolution im gesamten Staatsleben. Zweifellos wäre den Trusts eine Hauptstütze ihrer Macht aus der Hand gerissen, wenn die Bahnen verstaatlicht würden, eine Maßregel indessen, deren Undurchführbarkeit in der Union außer Frage steht. Es bleibt also nichts übrig, als von dem Prinzip des Totschlagens ganz abzugehen, vielmehr zu versuchen, den Patienten zu heilen, indem man sein Blut reinigt. Erfahrung lehrt, daß neue Wirtschaftsformen ihre Flegeljahre so gut haben, wie Menschen, erst allmählich und bei zunehmendem Alter feste und solide Formen annehmen. Die Trusts machen von diesem evolutionistischen Naturgesetz keine Ausnahme. Die Zeiten, da alle möglichen und unmöglichen Trusts den Markt mit wahnsinnigsten Spekulationen ruinieren konnten, sind vorüber, da das Publikum mißtrauisch geworden ist. In der Preispolitik werden gerade die Trusts, welche die verhältnismäßig stärkste Verfügung über einen Spezialmarkt haben, wie der Oel- und der Kupfertrust, immer vorsichtiger, weil sie einsehen, daß dies auf die Dauer für sie selbst am vorteilhaftesten ist. Wesentliche Mißstände der Organisation sind heute nur die Ueberkapitalisierung und die Ansammlung ungeheurer Kapitalien in wenigen Händen. Diese Kapitalmassen werden, um nutzbringend zu arbeiten, zur Gründung von immer neuen Unternehmungen verwandt, ohne Rücksicht darauf, ob ein wirkliches Bedürfnis für die Produktion vorhanden ist. Es wurde bereits bemerkt, daß das auf solche Weise hervorgerufene ungesunde Gründungsfieber noch immer kein Ende gefunden hat. Wie überspannt dadurch trotz allem Kapitalreichtum der Geldmarkt geworden ist, zeigt deutlich folgende Tabelle, welche die Gold-Ein- und

Digitized by Google

Ausfuhr der Vereinigten Staaten im letzten Jahrfünft nachweist.

	Millionen Dollars		
Kalenderjahr	Ausfuhr	Einfuhr	Ueberschuß
1902	36.0	44.2	+ 8.2
1903	44.3	65.3	+ 21.0
1904	12.4	48.8	+ 36.4
1905	46.8	50.3	+ 3.5
1906	46.5	155.5	+ 169.0

Die jähe Steigerung der Goldeinfuhr im letzten Jahr muß wesentlich auf den außerordentlich gesteigerten Bedarf an Deckungen für Anleihen zurückgeführt werden. Bezeichnend für die Geldschwierigkeiten des nordamerikanischen Marktes ist es auch, daß kürzlich die New-York, New-Haven and Hartford Railway sich zur Deckung ihres Geldbedarfs nach Europa wenden mußte. Eine nächstliegende Waffe gegen die Gründungswut wäre ein Gesetz, durch welches nach Art unserer Bestimmungen für Aktiengesellschaften, die Rückstellung starker Reserven verlangt würde. Sodann müßten die Bahnen, da die Verstaatlichung sich nicht durchführen läßt, wenigstens staatlicher Aufsicht unterworfen werden, selbstverständlich in ganz anderer Weise als die Aufsicht jetzt von der Nebenstelle im Handelsamt gehandhabt wird, die nur auf öffentliche Anklagen hin sich in segenlose Tätigkeit setzt. Außerdem fehlt — auch bei uns sind in dieser Beziehung die Bestimmungen noch sehr mangelhaft — ein Gesetz, durch welches mit größter Präzision und Schärfe bestimmt würde, welche Angaben die Geschäftsberichte der Gesellschaften enthalten müssen, damit eine Verschleierung des wahren Status möglichst erschwert wird. Eine Aufgabe größter Wichtigkeit ist natürlich der Kampf gegen die Korruption, der sich vernünftigerweise nicht so sehr gegen die Bestechenden, als gegen die Bestechbarkeit wenden sollte. Das will mit anderen Worten sagen, es muß ein Beamtentum geschaffen werden, das korporativen Stolz hat, was wiederum nur möglich ist, wenn möglichst viele Beamtenstellen vom Wechsel der Regierung unabhängig gemacht und „klassifiziert“ werden.

Sehr töricht ist es, wenn man die Schutzzollfrage in der Weise mit der Trustfrage verquickt, daß man meint, die Union solle zum Freihandel schon deshalb übergehen, um dadurch die Trusts zu vernichten. Daß die Vertrustung der

Digitized by Google

Industrie durch die Hochschutzzollpolitik der Vereinigten Staaten wesentlich begünstigt wurde, mag richtig sein; ob die Trusts unter dem Zeichen des Freihandels aufgeblüht wären oder nicht, ist eine müßige Doktorfrage und bedarf hier keiner Diskussion. Jedenfalls könnte heute ein plötzlicher Uebergang zum Freihandel nur den Erfolg haben, daß die kleinen Fabrikanten in ihrer Existenz durch die veränderte Marktlage schwer bedroht würden, während die Trusts auf Grund ihrer kapitalistischen Macht sehr viel besser imstande wären, die Krisis zu überwinden. Schlagworte sind dazu da, daß damit von der Herde der Gedankenlosen die Wirklichkeit gefälscht wird. Nicht anders ist es mit den Wahlschlachtrufen Freihandel und Schutzzoll. Wie es kein wirkliches Freihandelsland gibt, wie vielmehr alle Kulturstaaten, und das manchesterliche Großbritannien nicht zum wenigsten, sich dem System der Tarifabstufung zuwenden, das in der Hauptsache besteht aus einem Maximaltarif als Grundlage für die Feststellung der Zollsätze überhaupt, einem Mitteltarif für Reziprozitätsabkommen, einem Meistbegünstigungstarif für die Vertragsstaaten und einem absoluten Vorzugstarif für die Kolonien, so kann es sich auch für die Union nur darum handeln, vom starren Protektionismus zur gemäßigten, elastischen Tarifpolitik überzugehen. Aber es wird gut sein, sich hier keinen Illusionen hinzugeben, wie es die tun, welche schon von den Gefahren oder Vorteilen eines in Aussicht stehenden Handelsvertrages mit der Union je nach ihrem Parteistandpunkt reden. Wir haben die Vereinigten Staaten, und tun es offiziell heute noch, als meistbegünstigtes Land behandelt. Jahrelang war dieses Vertragsverhältnis ein rein leoninisches, da wir für unsere Gunstgewährung nichts erhielten als Zollermäßigungen in den wenigen nebensächlichen Artikeln, über welche Abschnitt III des Dingley-Tarifs dem Präsidenten die zolltarifarische Verfügung einräumt. Das ließen sich natürlich die Yankees gerne gefallen. Sobald dann aber das Vertragsverhältnis beiden Teilen gleiche Pflichten auferlegte, schlug die Stimmung um. Heute ist Roosevelt zwar ein Freund der Tarifrevision, und breite Kreise unparteiisch Denkender sind gleichfalls überzeugt, daß die Union von einem Handelsvertrag mit dem Deutschen Reiche ebenso große Vorteile hätte, als wir sie haben könnten. Alles das sind Meinungen, Hoffnungen, Wünsche.

Digitized by Google

Welches ist aber die Wirklichkeit der unionistischen Zollpolitik und des unionistischen Zollverfahrens? In Wirklichkeit beliebt man gegenüber dem Auslande wie auch gegenüber der einheimischen Kleinindustrie noch immer Gebräuche, die geradezu barbarisch genannt werden müssen. Den Zertifikaten der Exporteure gegenüber wird, obwohl die Erklärungen über Ursprung und Wert von den amerikanischen Konsuln beglaubigt sind, willkürlich ein amerikanischer Wert nach angeblichen Marktpreisen konstruiert. Die Bestimmung dieser Marktpreise geschieht in Wahrheit durch die Trustkönige, die ihre Leute ebensowohl in den Zollämtern wie in den Appellhöfen haben, so daß auch das Berufungsverfahren meist ganz nutzlos ist. Im vergangenen Jahre rang Roosevelt den Senatoren die Zustimmung zur Frachtratenbill ab und schien damit einen großen Sieg davongetragen zu haben. Skeptiker zuckten die Achseln und meinten, der Senat werde nach seiner altgewohnten Taktik schon durch unschuldig aussehende Zusätze dafür gesorgt haben, daß den Trusts kein Leid geschehe. Sie haben recht behalten. Den europäischen Importeuren gegenüber verlangt das Gesetz, daß alle Durchraten, d. h. die Frachtraten für die auf Konnossement nach einem Inlandsplatz der Vereinigten Staaten gehenden Güter, 30 Tage vor der Verladung bekannt gegeben sein müssen. Dies ist *eine* Erschwernis der Einfuhr. Eine weitere ist die, daß man die Einfuhrfrachten von den atlantischen Häfen nach den westlichen Handelszentren ständig erhöht. Es sind aber gerade die pazifischen Staaten, denen der Löwenanteil bei der Steigerung unseres Handelsverkehrs mit der Union zufällt. Die Zunahme betrug nämlich im Jahrfünft 1898/1903 bei den atlantischen Staaten 4.8, bei den pazifischen 35.0 Proz. Den sogen. Zollverschlußfabriken, die nur für die Ausfuhr arbeiten, wird Zollfreiheit für alle Rohstoffe gewährt, die zur Herstellung von Ausfuhrwaren nötig sind. Der Hochschutzzöllner Shaw, dem Leiter des Schatzamts, dem nachgesagt wird, daß er Rockefellers „Oelkragen“ trage, empfahl jüngst, an Stelle der Zollverschlußfabriken ganze Zollverschlußzonen zu schaffen. Auf diese Weise soll das lästige Entrepotsystem abgeschafft werden, was allerdings segensreich wäre. Aber zweifellos würde die Durchführung dieses Vorschlags in erster Linie dazu dienen, den Trusts die Fabrikation für das Ausland gänzlich in die Hand zu spielen.

Digitized by Google

Von deutschen Exporteuren ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß eine Verbesserung des nordamerikanischen Zollabfertigungsverfahrens weit wichtiger erscheine als die Tarifrevision. In der Tat liegt die Sache so, daß heute für ein befriedigendes Vertragsverhältnis auf der Seite der Union eigentlich noch alle innerpolitischen Grundlagen fehlen. Es leuchtet aus diesen Verhältnissen aber auch das Besondere der Parteipolitik der Trusts hervor. Sie haben ihre Agenten überall, in jeder Partei, an jeder Regierungsstelle, und so bringen sie es fertig, dem Lande eine aggressiv-protektionistische Politik aufzuzwingen, die nichts anderes bedeutet, als daß die inländischen Abnehmer die den exportierenden Großindustriellen in Form von Zollfreiheit gewährten Staatsprämien bezahlen müssen.

Die Trusts machen für die gegenwärtige geschäftliche Depression Regierung wie Volk verantwortlich, weil beide durch ihre trustfeindliche Haltung den Markt erschüttert und die Abwicklung der Geschäfte gefährdet hätten. Das ist natürlich in erster Linie Stimmungsmacherei für die vor der Türe stehenden Wahlen, die für die Machtstellung der Trusts und für die Zukunft des nordamerikanischen Volkes überhaupt von größter Bedeutung sein werden. Nicht darin wird das entscheidende Moment liegen, ob Demokraten oder Republikaner siegen, sondern ob Roosevelt oder ein anderer, von gleicher Willensenergie und sittlichem Eifer beseelter Feind des Trusts gewählt wird. Es ist ein kulturpolitisches Drama ungeheuren Ernstes, das sich drüben abspielt, und die Stunde der Katharsis scheint gekommen. Der Untergang der wider die Korruption kämpfenden Helden würde das Drama zu einer Tragödie stempeln von unabsehbarer Folgenschwere. Aber noch lebt im nordamerikanischen Volk ein tüchtiger Kern sittlicher Reinheit und Begeisterung für wahre Freiheit. Das Verharren auf diesen Kern läßt erwarten, daß der letzte Akt des Schauspiels das Sternenbanner in neuer, von häßlichen Flecken gereinigter Frische zeigen wird. Ein solcher Sieg würde in gewisser Weise auch unser Sieg sein; er würde ein Durchdringen und -ringen des idealistischen germanischen Elements in dem Völkerkonglomerat der Vereinigten Staaten bedeuten.

(Nr. 99—100.)

Digitized by Google

Das Hilfskassengesetz und die Pflege der Versicherungswissenschaft auf den deutschen Universitäten.

Von Dr. Felix Bernstein, Privatdozent an der Universität Halle a. S.

Die Bedeutung, welche das Versicherungswesen für den Staat wie für den Privatmann besitzt, ist ständig im Wachsen begriffen. Zeugnis hierfür legt nicht nur das Aufblühen des privaten Versicherungswesens ab, das jetzt bereits einen erheblichen Bruchteil des Nationalvermögens in seine Sphäre gezogen hat, sondern vor allem auch der Gang der sozialen Gesetzgebung. Der Grundgedanke der Versicherung, das Eintreten vieler für den einzelnen, ist an sich in so hohem Maße sozial, daß es nicht wundernehmen kann, wenn er in immer stärkerem Umfange die Organisation der sozialen Gesetzgebung zu beherrschen beginnt. Man kann sagen, daß heute alle gesetzgebenden Faktoren von der Wichtigkeit dieses Gedankens in gleichem Maße durchdrungen sind. Die positive Gesetzgebung hat den Weg, der zu gehen ist, längst eingeschlagen.

Aber es gibt einen Punkt, dessen Wichtigkeit ebenfalls von allen Seiten anerkannt wird, in dem jedoch ein entsprechender Fortschritt nicht recht von der Stelle kommen will: Es ist der Unterricht im Versicherungswesen. In diesen Tagen ist wieder bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Etat der Universitäten die Frage des Unterrichts im Versicherungswesen im preußischen Abgeordnetenhause erörtert worden. Wieder wurden die Wünsche des Hauses, die Wünsche nach Ausdehnung des höheren Unterrichts im Versicherungswesen, von der Regierung als berechtigt anerkannt. An der Bereitwilligkeit, die Frage einer befriedigenden Lösung entgegenzubringen, darf nicht gezweifelt werden. Ich glaube daher, es wird in diesem Augenblick nicht ungern aufgenommen werden, wenn von beteiligter Seite Aeußerungen und Vorschläge erfolgen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Frage des Bedürfnisses in ihrem vollen Umfange! Das private Versicherungswesen bedarf eines gewissen theoretisch vorgebildeten Nachwuchses. Der Staat bedarf einiger Juristen mit versicherungstechnischer Vorbildung. An einer Universität und an drei Handelshochschulen sind Einrichtungen für diesen Zweck geschaffen. Der Bedarf, welcher sich unmittelbar geltend macht, wird, wenigstens quantitativ, gedeckt. Dann verlangt die Ver-

Digitized by Google

sicherungswissenschaft eine theoretische Förderung, es verlangen die Gerichte technische Sachverständige, das Publikum Vertretung seiner Interessen.

In diesen Dingen stehen wir hinter England zurück, wo das Institut der Aktuare (zu deutsch etwa: Versicherungsanwälte) besteht, die die Versicherungswissenschaft nicht minder wie das Gutachtenwesen auf den höchsten Grad der Vollendung gebracht haben. Die Heranziehung und Ausbildung solcher Aktuare ist daher ein in Deutschland noch nicht gelöstes Unterrichtsproblem. Der Verein für Versicherungswissenschaft hat in einer Beratung der Unterrichtsfrage die Errichtung besonderer Institute zum Zweck wissenschaftlicher Forschung und der Ausbildung solcher Aktuare lebhaft befürwortet. Nach dieser Richtung liegt also die Möglichkeit fruchtbarer Organisation.

Endlich aber besteht noch ein letztes und gleichfalls dringendes Bedürfnis nach Mehrung der Personen überhaupt, die etwas von Versicherung verstehen. Es bestehen nämlich, entsprechend der großen Mannigfaltigkeit sozialen Lebens, eine Unzahl größerer und kleinerer Kassen, sogenannter „Hilfskassen", mit einer mehr oder minder ausgedehnten Mitgliederzahl. Unter diesen Kassen gibt es eine große Zahl gut geleiteter, die ihren Zweck vollkommen erfüllen. Ein leider aber nicht unerheblicher Prozentsatz bewegt sich auf minder erfreulichen Pfaden. Der für sie geprägte Ausdruck „Schwindelkassen" ist recht treffend. Der Schaden, den diese der Volkswirtschaft zufügen, ist nicht nach Zahlen allein zu bewerten. Tiefer noch ist der moralische Schaden und er ist um so bedenklicher, da er dem Versicherungsgedanken überhaupt Abbruch tut. Dabei scheint es der Gesetzgebung nicht leicht zu werden, diesen Kassen beizukommen.

Das beste Mittel, ja eigentlich das einzige, um eine Hilfskasse in der richtigen Verfassung zu erhalten, ist das, dafür zu sorgen, daß nur den geeigneten Persönlichkeiten die Leitung derselben gestattet wird. Um aber geeignet zu sein, dazu gehört nicht nur guter Wille, sondern auch Sachverständnis.

Andrerseits ist die Leitung einer Hilfskasse im allgemeinen kein Beruf. Die Entschädigung, welche für eine solche Tätigkeit gewährt werden kann, ist nicht so groß, um eine eigentliche Anstellung zu ermöglichen, es kann die Verwaltung derselben nur als Nebenamt oder Ehrenamt in Frage kommen.

Ist nun die Universität in der Lage, solche Persönlichkeiten auszubilden und zu stellen, die in der Leitung der Hilfskassen

Digitized by Google

mitwirken können? Diese Frage kann unbedingt bejaht werden. Es ist dies der Stand der *mathematischen Oberlehrer*.

Der Stand der mathematischen Oberlehrer bietet eine Fülle von Vorbedingungen, welche ihn dazu in jeder Weise als qualifiziert erscheinen lassen. Zunächst kommt dem hier das lebhafte Bedürfnis günstig entgegen, welches die gesamte Lehrerschaft in idealer Weise stets bewegt hat und bewegt, sich im sozialen Leben gemeinnützig zu betätigen. Dann aber, und dieser Umstand ist ungemein wesentlich, ist der Oberlehrer durch seine Stellung außerhalb der sozialen Gegensätze gerückt, er ist wirtschaftlich unabhängig und sein Blick ist nicht durch Erwerbsinteressen beeinflußt.

Schließlich ist aber das Entscheidende, daß gar kein anderer Weg besteht, um den kleinen Kassen, die nicht die Mittel haben, einem Versicherungsbeamten ausreichend zu besolden, zu einer fachmännischen Verwaltung zu verhelfen. Wenn ein Oberlehrer für eine mäßige Entschädigung eine solche nicht sehr zeitraubende Verwaltung übernimmt, so hat er damit einen Nebenverdienst, der ihm angenehm ist und eine Nebenbetätigung, die geistig anregender für ihn ist, als das Erteilen von Nachhilfestunden an minderbegabte Kinder wohlbegüterter Eltern. Zugleich aber bringt ihn diese Tätigkeit in lebendige Berührung mit Bedürfnissen und Interessen aller möglichen Schichten der Bevölkerung und gibt ihm damit eine allgemein menschliche Anregung, die auch auf seinen Unterricht nur günstig wirken kann.

Alles in allem würde es eine große Erleichterung für die Interessenten wie für das kaiserliche Aufsichtsamt, dem ja nach dem neuen Gesetz die Hilfskassen unterstellt werden sollen, bedeuten, wenn die Verwaltung derselben in solche vertrauenswürdige Hände gelegt würde.

Auf welchem Wege läßt sich nun diese Entwicklung herbeiführen?

Zwei Dinge wären notwendig: Erstens müßte das neue Gesetz über Hilfskassen, das jetzt gemacht wird, eine Bestimmung enthalten, welche alle Hilfskassen dazu verpflichtete, solche Personen in ihre Verwaltung zu nehmen, die staatlich dazu qualifiziert sind. — Zweitens müßte diese staatliche Qualifikation nur denen gewährt werden, die eine entsprechende Vorbildung durch Examen nachgewiesen haben.

Beide Bestimmungen müssen *obligatorisch* sein. Denn einmal besteht keinerlei Bedenken, daß nicht *von einem gewissen Zeitpunkt* an die genügende Zahl von Personen vorhanden sein würde. Die Zahlen sind völlig ausreichend, da

Digitized by Google

jeder Mathematiker diese Qualifikation erwerben kann. Dann aber erfordert doch jede Einrichtung die Schaffung von Unterrichtsorganisationen. Diese aber können nur im Hinblick auf einen sicheren Erfolg geschaffen werden und mehr oder minder fakultative Bestimmungen könnten erfolglos bleiben, wie die Erfahrung oft genug gezeigt hat.

Wir sehen also, daß der eigentliche Punkt, von dem aus die diskutierte Frage weiter vorwärts gebracht werden kann, die soziale Gesetzgebung selbst ist.

Erst durch diese kann das Ziel gerichtet werden, nach dem hin sich Unterrichtsorganisationen entwickeln können. Je klarer diese Sachlage erkannt wird, um so mehr glaube ich, werden wir einer Förderung der Dinge entgegengehen.

Freilich kann auch jetzt schon die Universität noch einen Schritt weiter wie bisher gehen, indem Vorlesungen über den Gegenstand gehalten werden. Nur darf man die Wirkung bloßer Vorlesungen nicht überschätzen. Der Student läßt sich zwar zur richtigen Stunde von guten Dozenten gerne anregen, und diese Anregung trägt wie jede ihre Frucht, zum wirklichen Lernen aber entschließt er sich in der schönen Studienzeit zumeist mit Bedacht. Wenn man dies weder sentimental noch tragisch, sondern als Tatsache auffaßt, so ergibt sich die Notwendigkeit eines bestimmt geregelten Studienganges mit abschließendem Examen.

Dieses läßt sich in dem notwendigen Umfange jedenfalls nur dann einrichten, wenn ein sicheres Ziel vor Augen steht.

Hiermit sind wir wieder an demselben Punkte angelangt. Die Gesetzgebung muß dieses Ziel schaffen.

Es sei die Hoffnung ausgesprochen, daß diese Anregung auf fruchtbaren Boden fallen möge und das alle beteiligten Instanzen sich in der Erreichung eines befriedigenden Erfolges verbinden mögen.

(Nr. 99.)

Das dänische Sittlichkeitsgesetz.

Die jüngsten Debatten im preußischen Abgeordnetenhaus über das Berliner Nachtleben haben die Aufmerksamkeit auf das am 30. März 1906 in Kraft getretene Gesetz zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit in Dänemark gelenkt. Gesetze werden geschaffen, wenn bestimmte Gefahren drohen. So hat man vor zwei Jahren in Dänemark das Gesetz zur Einführung

Digitized by Google

der Prügelstrafe erlassen, weil die Roheiten jugendlicher Rowdies gegen Frauen allzusehr überhand nahmen. Die öffentliche Sittlichkeit muß in Dänemark besonders stark gefährdet sein, denn das Gesetz zur Bekämpfung der Unsittlichkeit und Verhütung von Ansteckungen enthält strenge Strafen und viele fürsorgliche Bestimmungen zur Verhinderung von Unsittlichkeiten.

Es mag allgemeines Interesse haben, das Wichtigste aus diesem Spezialgesetz hier mitzuteilen.

Die polizeiliche Beaufsichtigung der gewerbsmäßigen Unzucht wird aufgehoben. Gegen denjenigen, der solches Gewerbe treibt, ist die Polizei berechtigt, einzuschreiten nach den Bestimmungen und auf die Weise, welche durch die Gesetzgebung über Landstreicherei („Lovgivningen om Lösgängeri") gewährleistet werden. Doch soll der Befehl, den das Gesetz vom 3. März 1860 erwähnt, nur nach vorausgegangener Verwarnung erteilt werden können.

Derjenige, welcher zur Unzucht auffordert oder einlädt oder eine unsittliche Lebensweise derartig zur Schau trägt, daß dadurch öffentliches Aergernis erregt wird oder Nahewohnende belästigt werden, wird mit Gefängnis, wenn verschärfende Umstände vorliegen und im Wiederholungsfalle mit Zwangsarbeit (Zuchthaus) bestraft. Bei Annahme mildernder Umstände kann die Strafe in Geldbuße herabgesetzt werden. Dieselbe Strafe trifft die weibliche Person, welche Unzucht als Gewerbe treibt, wenn sie eine männliche Person oder ein unmündiges Kind, das über zwei Jahre alt ist, bei sich im Hause hat oder von männlichen Personen unter 18 Jahren in unzüchtiger Absicht Besuche empfängt. Demjenigen gegenüber, der vorher wegen einer der hier behandelten Umstände nicht bestraft oder gewarnt worden ist, kann eine von der Polizeibehörde erteilte Warnung an die Stelle der Strafe treten. Jedoch kann eine Warnung nicht erteilt werden, wenn der Beschuldigte gerichtliches Urteil verlangt.

Die Polizei kann Hotelbesitzern, Gasthausbesitzern und Wirten verbieten, in ihrem Haus weibliche Personen zu beherbergen, die nach den eben erwähnten Gesetzesbestimmungen bestraft sind, sowie solche weibliche Personen zur Unterhaltung oder Bedienung der Gäste zu verwenden. Uebertretung dieses Verbots wird mit Geldbußen bis zu 100 Kronen, Gefängnis bei gewöhnlicher Gefangenenkost bis zu zwei Monaten oder Zwangsarbeit bis zu drei Monaten bestraft. Ist der Betreffende nicht wegen eines solchen Verhaltens vorher bestraft oder gewarnt, so kann eine von der Polizeiverwaltung erteilte Warnung an

Digitized by Google

die Stelle der Strafe treten. Doch kann Warnung nicht erteilt werden, wenn der Beschuldigte gerichtliches Urteil verlangt, das eventuell in seinem Interesse liegen kann.

Es ist verboten, Bordelle zu halten. Wer dieses Verbot übertritt, wird mit Korrektionshaus- oder Zwangsarbeit oder Gefängnis mit gewöhnlicher Gefangenenkost bestraft. Dieselbe Strafe trifft den, welcher sich der Kuppelei schuldig macht. Diejenigen, welche, um Geld zu verdienen, Personen verschiedenen Geschlechts Zutritt zu ihren Wohnungen gestatten, um dort Unzucht zu treiben, oder welche Zimmer vermieten, nicht zu längerem Aufenthalt, sondern um Gelegenheit zur Unzucht zu geben, oder welche weibliche Personen unter 18 Jahren, die durch Unzucht Erwerb suchen, in ihren Häusern aufnehmen, werden mit Gefängnis oder Zwangsarbeit bestraft. Im Wiederholungsfalle kann die Strafe auf Korrektionshausarbeit (Zuchthaus) bis zu zwei Jahren erhöht werden. Es wird verboten, durch Bekanntmachung, Aushängeschild, Aussendung von Beschreibungen usw., sich an das Publikum oder an unbekannte oder unbestimmte Personen zu wenden mit Feilbieten von Sachen, die dazu geeignet sind, den Folgen des Beischlafs vorzubeugen. Uebertretung dieses Verbots wird behandelt und bestraft nach den Regeln über Uebertretung von Polizeimaßregeln.

Personen, die an Geschlechtskrankheiten leiden, sind, ohne Rücksicht darauf, ob sie imstande sind, selbst ihre Heilung zu bestreiten oder nicht, dazu berechtigt, zu verlangen, daß sie für öffentliche Rechnung in Kurbehandlung genommen werden. Ja, sie sind verpflichtet, sich einer solchen Kurbehandlung zu unterwerfen, wenn sie nicht beweisen können, daß sie sich angemessener ärztlicher Behandlung unterworfen haben. Diejenigen, welche dauernde Armenunterstützung genießen und an Geschlechtskrankheiten leidend befunden werden, sollen zur Kurbehandlung in einem Krankenhaus untergebracht werden. Wenn es bei der Behandlung der Krankheit oder beim Abschluß derselben mit Rücksicht auf die Ansteckungsgefahr für notwendig erachtet wird, daß der Patient andauernd beaufsichtigt werde, soll demselben vom Arzt auferlegt werden, sich zu bestimmten Zeiten ihm vorzustellen oder ihm schriftlichen Beweis dafür zu liefern, daß seine Behandlung von einem anderen approbierten Arzt übernommen ist. Formulare zum Gebrauch bei solcher Anweisung können bei dem betreffenden Stadt- oder Distriktsarzt in Empfang genommen werden.

Einem jeden Arzt, der einen Geschlechtskranken behandelt oder ihn nur untersucht, liegt es ob, ihn auf die An-

Digitized by Google

steckungsfähigkeit der Krankheit und auf die gerichtlichen Folgen davon aufmerksam zu machen, daß jemand angesteckt oder der Ansteckung ausgesetzt wird, sowie den betreffenden besonders davor zu warnen, in eine Ehe zu treten, solange Ansteckungsgefahr vorhanden ist. Jeder Arzt wird in seinen wöchentlichen Eingaben an den betreffenden Stadt- oder Distriktsarzt ausdrücklich zu bezeugen haben, daß er diese Bestimmungen eingehalten hat, sowie anzugeben haben, wie vielen Personen er die erwähnten Anweisungen gegeben hat. Uebertretung dieser Vorschriften wird mit Geldbußen bis zu 200 Kronen bestraft.

Es folgt noch eine ganze Reihe ins einzelne gehender Vorschriften über die Behandlung ansteckender geschlechtlicher Krankheiten und Strafbestimmungen für den Fall des Zuwiderhandelns. Ein Kind, welches von Syphilis angegriffen ist, darf nicht zum Säugen an der Brust einer anderen Frau als seiner eigenen Mutter gegeben werden. Auch darf nicht eine Amme, welche weiß, oder vermutet, daß sie von der Krankheit angegriffen ist, das Kind irgend einer anderen Frau an die Brust nehmen. Wenn eine Krankheit fortgepflanzt wird, ist der Schuldige nicht allein verpflichtet, den Angegriffenen die mit ihrer Heilung verbundenen Kosten zu erstatten, sondern auch dazu, für die durch die Krankheit entstandenen Leiden und Verluste Ersatz zu leisten. Dieselbe Ersatzpflicht soll demjenigen obliegen, der ein Kind in Pflege gibt, von dem er weiß, daß es von einer Geschlechtskrankheit angegriffen ist, oder von dem er Grund hat anzunehmen, daß es an einer solchen Krankheit leidet, oder welcher ein wegen solcher Krankheit verdächtiges Kind zum Säugen an der Brust anbringt, ohne daß die Pflegeeltern oder die Amme vorher davon benachrichtigt, daß das Kind krank oder verdächtig ist.

Für das Verhalten der Aerzte sind noch weitere Vorschriften gegeben, die zum Teil auch die Honorierung derselben regeln. In Kopenhagen muß stets eine hinreichende Anzahl untersuchender Aerzte vorhanden sein, die täglich zu einer bestimmten Zeit nach näherer Bestimmung der Gesundheitskommission in verschiedenen Teilen der Stadt Konsultation geben sollen.

Dieses Gesetz soll bereits in der kurzen Zeit seines Bestehens günstige Wirkungen gezeigt haben. Zweifellos wird damit hauptsächlich der vielfach vorkommenden leichtfertigen Uebertragung ansteckender Geschlechtskrankheiten energisch entgegengearbeitet.

Digitized by Google

Zur Philosophie der Araber.

Von Professor Dr. Adolf Dyroff (Bonn).

Kenner der arabischen Geistesart, wie Renan und der Afrika-Reisende Gerhard Rohlfs, haben gemeint, der arabische Volksstamm besitze von Haus aus nicht die Fähigkeit, eine hochwertige Kultur zu erzeugen oder festzuhalten. Man mag über diese Ansicht denken, wie man will, jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß der Strom höheren europäischen Geisteslebens für uns Jetzige lange Zeit durch das Gebiet dieser Sprache hindurchgeflossen ist und daß selbst die Renaissance, die zu den ursprünglichen reineren Quellen der antiken Literatur zurückkehrte, von der arabischen Periode nicht ganz unberührt geblieben ist. Wie viele feine Fäden tatsächlich von dort aus über das Spätmittelalter und die Renaissance bis in die neuere Philosophie herübergehen, müßte einmal untersucht werden. Die Lessingsche Parabel von den drei Ringen gibt eine Andeutung, wo vorzugsweise ein solch verborgenes Herübergreifen arabischer Denkungsweise auf die Neuzeit gefunden werden könnte. Wenigstens hat der Grundsatz gewisser Aufklärungsphilosophen, dem Volke müsse seine Religion erhalten bleiben, damit es sich besser regieren lasse, ein bekanntes merkwürdiges Analogon in der arabischen Philosophie. Es ist bei solchen Fragen gleichgültig, ob man, Renans Anregung folgend, die religiös indifferente Stimmung den zahlreich in den Islam eingetretenen Renegaten und ihrer Familien im Gegensatz zu den streng orthodoxen, intoleranten Altarabern auf die Rechnung setzen will oder nicht. Erfordernis ist aber unter allen Umständen, daß wir uns die „Kontinuität" in der europäischen Philosophie, die L. Stein als Prinzip aufstellt, evident halten. Wenn in das westeuropäische Kulturleben, welches schon im Mittelalter mehr und mehr den Einfluß der Byzantiner zurückdrängt, um nach dem Falle Konstantinopels an die Spitze der Bewegung zunächst für die alte, sodann auch für die neue Welt zu treten, geistige Formen und Formeln vom Islam herübergenommen wurden, so ist dies sicher auf andere Weise geschehen, als etwa die Aufnahme des arabischen Spitzbogens in die westeuropäische Architektur nach älteren kunstgeschichtlichen Darstellungen. Aber wie im Seelenleben des einzelnen kein

Digitized by Google

inneres Ereignis ganz spurlos vorübergeht, sondern die gesamte weitere Entwicklung irgendwie mitbestimmt, so ist es auch im Seelenleben der Nationen und Kulturgemeinschaften. Der heißeste Wunsch, daß es besser anders gekommen wäre, kann die Periode des Mittelalters, kann auch die arabische Kultur nicht aus dem Buche der Zeitgeschichte ausstreichen, ihre Wirkungen nicht ungeschehen machen. Es gilt, den nun nachgerade trivial gewordenen Satz, daß das Geschehene eher des Verständnisses als der Aburteilung bedürfe, auf die so lange verachtete Scholastik in ihrem vollen Umfange einschließlich des durchaus nicht uninteressanten 14. und 15. Jahrhundert anzuwenden; was für Byzanz Krumbacher so glücklich inauguriert hat, das müssen hundert Hände für die übrigen Sprachsphären leisten. Dann wird uns unter anderem auch die so oft aufgefallene Tatsache sinnvoller, daß nach dem gewaltigen Aufschwunge der Naturwissenschaften bei Aristoteles und den Alexandrinern eine so unverhältnismäßig lange Stagnation eintritt. Diese Römer, diese Germanen, diese Araber — für sie alle gilt es, nicht nur für die Germanen — befanden sich in der Lage des erwachsenen Bauernsohnes, der sich in der Stadt höfische Manieren angewöhnt; das fällt hart und ist kein Anreiz zur gewollten Originalität.

Der bezeichneten Aufgabe unterzieht sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine stets wachsende Reihe von Forschern. Vor allem ist es die Sammlung „Baeumker-v. Hertling, Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters", die hier in Deutschland tätig ist. Gelegentlich bringen auch das Commersche „Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie" sowie das „Philosophische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft" und das „Archiv für Geschichte der Philosophie" einiges. Arabien im besonderen hat berühmten Gelehrten Stoff zu hervorragenden Arbeiten gegeben. Stiefmütterlich aber wurde bisher Avicenna (980—1037) zurückgesetzt. Es ist daher als ein verdienstvolles Unternehmen zu begrüßen, daß ein mit der arabischen Sprache wie mit der scholastischen Begriffswelt wohlvertrauter Gelehrter beabsichtigt, die gesamte Enzyklopädie des großen arabischen Mediziners und Philosophen herauszugeben, und daß sich ein Verlag bereit gefunden hat, das geplante weitausschauende Werk in die Oeffentlichkeit zu

bringen.[1]) Der erste ist Max Horten, ein noch jugendlicher, aber in der Schule Grimmes und Pryms wie durch längeren Aufenthalt im Orient nach der linguistischen Seite hin gut gerüsteter Gelehrter; dazu ist Horten auch in die Gedankengänge des Mittelalters tief genug eingedrungen, um eine förderliche Uebersetzung und Erklärung zu liefern. Der Abschluß des Ganzen ist gesichert, da das Manuskript fertig ist. Der Verlag ist der von Rudolf Haupt in Halle. Das Werk erscheint in zwei Serien, einer deutschen und einer arabischen. Jene wird in Lieferungen von je 6 bis 8 Bogen zum Preise von zirka 4 Mark für die Lieferung ausgegeben. Der vermutliche Gesamtumfang dieses Teiles soll 30 bis 35 Lieferungen umfassen. Ich möchte die bestimmte Hoffnung aussprechen, daß der Uebersetzer sich bestrebe, diesen Umfang möglichst zu verengern. Wenn auch das Erscheinen in Lieferungen, die sich auf mehrere Jahre verteilen, den Bibliotheken (Seminarbibliotheken eingeschlossen) die Anschaffung sehr erleichtert, so sind doch schon 30 Lieferungen für den gedachten Zweck reichlich viel. Durch straffere Fassung der Anmerkungen, die in der ersten uns vorliegenden Lieferung auch bei einfachen Dingen zu breit gehalten sind (z. B. S. 56, 2, wo auch sachlich einiges Zweifelhafte), wie vor allem durch den Verzicht auf wörtliche Anführung von Parallelen aus Thomas von Aquin (eigentlich genügten die bloßen Stellenangaben aus Aristoteles und seinen Kommentatoren vollständig), ließe eine erhebliche Verminderung des Raumes erzielen. Bedeutend weniger Platz wird die arabische Serie beanspruchen, so daß sich der Preis für diese niedriger stellen wird. Der Verlag hat eine Subskription auf jede der beiden Serien eröffnet; einzelne Lieferungen werden nur zu erhöhtem Preise abgegeben. Das erste Heft der deutschen Serie, einen Teil der Metaphysik Avicennas enthaltend, liegt mir bereits vor und erweckt die günstigsten Erwartungen für den inneren Gehalt des Unternehmens. Eine nicht gerade nötige, aber doch willkommene Zugabe zur Uebersetzung, die sich zweckmäßig der scholastischen Termini bedient, sind die in den Anmerkungen gegebenen Hinweise auf das Fortwirken der Philosophie Avicennas in der

[1]) Max Horten: Das Buch der Genesung der Seele. Halle 1907 ff.

Digitized by Google

islamischen Kultur. Der letzte der verwendeten Zeugen ist Fârûqî, der 1745 starb, eine entscheidende Instanz gegen die nicht selten gehörte Behauptung, als sei durch den orthodoxen Philosophen Algazel (1059—1111) die Arbeit Avicennas für den Islam im Morgenlande zunichte gemacht worden. In Avicenna (Ibn Sina) selbst lernen wir einen hochgebildeten Arzt kennen, der nicht nur den Körper, sondern auch die Seele seiner Mitmenschen zu heilen und besonders von der „Perplexie" des Zweifels zu lösen sich müht; darum betitelt er sein Werk: „Das Buch von der Genesung der Seele." Möglich, daß der geniale Mann, dessen medizinischer „Kanon" noch heute auf den Universitätsbibliotheken in vielen lateinischen Ausgaben (in Freiburg i. Br. allein in 12 Exemplaren bis ins 16. Jahrhundert herabreichend) zu finden ist, aus eigener innerer Erfahrung heraus auf den Wert der aristotelischen Philosophie aufmerksam wurde. Sicher aber ist, daß die peripatetische Weisheit in den medizinischen Schulen des Mittelalters wesentlich durch den Einfluß des wortreichen Galenos (um 180 n. Chr. G.) ein Bestandteil der Fachtradition war. Uns Moderne berührt die Tatsache fast wunderbar, daß gerade Aerzte sich um die Verbreitung der aristotelischen Gedanken im besonderen und der Philosophie im allgemeinen verdient machen, und dabei natürlich auch die Atomistik entschieden ablehnen (s. z. B. vorliegendes Heft S. 104 ff.), während die orthodoxen Theologen dem Skeptizismus ihre Ideen entnehmen und atomistische Grundvorstellungen zum Ausbau ihres Weltbildes heranziehen. Heute decken die Aerzte und Naturforscher ihr menschliches Verlangen nach geistigen Werten zumeist aus den Schatzkammern der ästhetischen Kultur, die Theologen zum großen Teil noch ihr theoretisches Bedürfnis aus dem Garten um den Peripatos. Jenes Verhältnis zwischen arabischer Scholastik und Theologie ist zugleich eine bemerkenswerte Etappe aus dem uralten Kampfe zwischen Medizinern und Theologen, wie auch für unsere heutige Erforschung des Mittelalters ein entscheidender Grund gegen die noch immer verbreitete Meinung, als sei die scholastische Philosophie nichts anderes als eine angewandte Theologie gewesen. Diese Meinung ist in seltsamem Widerspruch mit der Ansicht verquickt, die mittelalterliche Philosophie habe sich ihrerseits lediglich in den Dienst der Theologie gestellt.

Digitized by Google

In Wirklichkeit hat da auch auf jüdischer und christlicher Seite eine lebendige Wechselberührung zweier selbständiger Zweige geistiger Kultur stattgefunden, bei der entsprechend der allgemeinen Kulturlage jener Zeit beide Teile auf ihre Rechnung kamen. Die Theologie ist damals auch zur Magd der Philosophie geworden. Bei der philosophischen Bedeutung des monotheistischen Gottesbegriffs ist das eigentlich selbstverständlich; er kam dem philosophischen Bedürfnis nach einheitlicher Erklärung des Alls noch weit mehr entgegen als die Philosophie des Aristoteles, der Stoa und des Neuplatonismus. Selbst Spinoza und Kant waren ohne den Monotheismus nicht möglich. Auf einem einzelnen Gebiete hat M. Wittmann sehr deutlich, wenn auch nicht mit vollem Nachdruck, gezeigt, wie sich im Mittelalter unter der Einwirkung bereits festgewordener theologischer Gedanken die ältere Philosophie innerlich umbildete („Die Stellung Avencebrols im Entwicklungsgang der arabischen Philosophie." Münster 1905). Auch in den augenscheinlich von Avicenna abhängigen Abhandlungen des persischen Aristotelikers Behmenjâr Ben El-Marzubân (11. Jahrhunderts n. Chr. G.) ist das ersichtlich. In Abweichung von Aristoteles wird die Welt nicht als notwendige Wirkung, sondern als freie Schöpfertat Gottes gefaßt (Salomon Poper, Behmenjâr usw. Leipzig 1851. Unklar bei de Boer.) Das Urwesen erkennt nach Behmenjâr nicht nur, wie Aristoteles angenommen hatte, sein eigenes Sein, sondern auch alles, was aus seinem Wesen notwendig hervorgeht. Die Erkenntnis aber, die Gott von dem aus seinem Wesen notwendig Hervorgehenden hat, ist sein Wille (ebd.). Diese Entwicklung des Persers von Avicenna aus ist eine sprechende Parallele zur Entwicklung des großen jüdischen Dichterphilosophen Avicebron (etwa 1020—1070), nicht minder aber eine nicht zu übersehende Station in der Geschichte des Voluntarismus. Dem Intellekt ist noch die wertvollere Erkenntnis Gottes, die seiner selbst, vorbehalten, der Wille ist nur Prinzip der Welt, die Quelle des Lebens. Im Altertum, das trotz entgegenstehender Behauptungen an voluntaristischen Regungen arm ist, um von eigentlichem Voluntarismus zu schweigen, ist eine solche Bestimmung der Weltursachen einfach undenkbar.

Bekannt ist, wie von der metaphysischen Prinzipienlehre die metaphysische Seelenlehre notwendig abhängt.

Digitized by Google

Auch hierin ist der Perser für die Weiterbildung des Gedankens bezeichnend. Die Seele hat eine materiell bedingte und eine intellektuelle Befähigung. Jene ist ihre Anlage zur Erlangung der praktischen und moralischen Vollkommenheit wie zur Vervollkommnung ihrer Subsistenz, diese ihre Anlage zur Aufnahme der intellektuellen Anschauungen. Die Seele ist im früheren Zustande materielle, im vervollkommneten aktuelle Intelligenz (a. a. O.). Das klingt wie eine Lehre des Alexander von Aphrodisias (um 200 n. Chr. G.), die konsequent zur Leugnung der individuellen Unsterblichkeit führt. Aber der Perser hat doch seine guten Gründe für die Geistigkeit der menschlichen Seelen, nämlich die Wahrnehmung der intelligenten Dinge (der „Geister") und die Wahrnehmung des eigenen Wesens, und behauptet eine individuelle Unsterblichkeit. Das erinnert wieder an Thomas von Aquin, der aber innerhalb der christlichen Scholastik mit solchen Darlegungen nicht allein steht.

Der geschichtliche Nachweis der wirklichen Zusammenhänge zwischen Avicenna und der Folgezeit (Avicebron — Thomas von Aquin usw.) kann indes, obwohl die Metaphysik des Arabers bei den Späteren da und dort zitiert wird, so lange nicht geführt werden, als uns nicht die Mittel in die Hand gegeben sind, überall selbst zuzusehen und zu prüfen. Das hier empfohlene wissenschaftliche Unternehmen, dessen Durchführung von einer ausreichenden Subskription abhängt, liefert das geeignete Rüstzeug für solche Aufgaben. Der Name des Persers aber möge als Fingerzeig für seine unabsehbare Tragweite gelten; Horten (S. IX) denkt sogar an Einfluß Avicennas auf die indische Philosophie. Ohne weiteres aber leuchtet sein Wert für die Geschichte aller Wissenschaften ein. Nicht zu vergessen ist endlich, daß jede deutsche Uebersetzung eines Werkes der Weltliteratur eine Bereicherung des großen deutschen Uebersetzungswerkes ist, das nicht nur einen Ehrentitel der deutschen Nation mit ihrer Gabe zu objektivem Sichhineindenken in fremde Gedankenkreise darstellt, sondern meines Erachtens noch einmal berufen werden wird, als bequemste Vermittlung der hervorragenden literarischen Werte aller Nationen zu wirken. Auf den Bahnen Herders und der übersetzenden Romantik fortschreiten heißt zugleich deutsche Sprache und deutsche Geistesmacht verbreiten. (Nr. 98.)

Digitized by Google

Das Gilgameſch-Epos in der Weltliteratur.

Das babyloniſche Gilgameſch-Epos erzählt in zwölf Geſängen von den Taten, Wanderungen und Leiden des Königs von Erech, Gilgameſch. Dieſer herrſcht mit deſpotiſcher Härte in ſeiner Stadt, der Jammer der Unterdrückten dringt bis zum Throne der Himmliſchen, die Eabani erſchaffen, den haarbedeckten Steppenmenſchen, an dem Gilgameſch einen Freund findet, der ſeiner Ueberkraft neue, würdigere Aufgaben weiſen ſoll. Eabani lebt in der Wüſte unter den Tieren, wird durch Vermittelung eines Jägers von einem Freudenmädchen nach Erech hineingelockt, aber er kann ſich dort in der Ueppigkeit nicht wohl fühlen, er flieht wieder hinaus in die Steppe zu ſeinen Tieren, läßt ſich aber bald durch den Sonnengott beſtimmen, doch wieder nach Erech zurückzukehren. Vielleicht iſt im zweiten Geſang von einer Fahrt in die Unterwelt die Rede, der dritte und vierte Geſang erzählen von den Vorbereitungen zum Zug gegen Chumbaba, den Wächter der Zeder, der fünfte von der Erſchlagung des Chumbaba. Zu dem Helden entbrennt nun die Göttin Iſtar in heftiger Liebe, wird aber höhniſch zurückgewieſen, erbittet ſich vom Himmelsgott einen „Himmelsſtier“, der ſie an Gilgameſch rächen ſoll, aber von dieſem erſchlagen wird (6. Geſang). Im Kampf mit dem Stier iſt Eabani zu Schaden gekommen und ſtirbt (7. Geſang). Gilgameſch hält dem Freunde die Totenklage, geht in die Wüſte voll Todesfurcht, und klagt einem uns noch Unbekannten in der Wüſte ſein Leid (8. Geſang). Im 9. Geſang gewinnt der Wunſch, zu Utnapiſchtim, dem Fernen, zu ziehen, ihn um „Tod und Leben“ zu fragen, feſte Geſtalt. Auf dem Weg dahin kommt er zum Gebirge Maſchu, an deſſen Eingangspforte ein Skorpionrieſenpaar die Wache hält, die Vermittlung des Sonnengottes verſchafft ihm die Erlaubnis, durchs Tor zu gehen. Der voraufgehenden Sonne zieht er nach und kommt in einen wunderbaren Park und im 10. Geſang zur Göttin Siduri und erfragt bei ihr den Weg zu Utnapiſchtim. Sie weiſt ihn an den Schiffer des Utnapiſchtim, den er auch findet und von dem er ans erſehnte Ziel gebracht wird. Im 11. Geſang erzählt Utnapiſchtim dem Gilgameſch die Geſchichte der großen Flut, aus der er ſelbſt in der Arche gerettet worden iſt, um danach ſamt ſeinem Weibe in Götter verwandelt zu werden. Unter mancherlei Manipulationen verſucht Utnapiſchtim dem Gilgameſch „Leben“ (ewiges? oder bloß Geſundheit?) zu vermitteln, aber ohne Erfolg. Er läßt ihn von ſeinem Schiffer zum „Waſchort“ und dann nach Hauſe fah-

Digitized by Google

ren. Er läßt ihn ein Wunderkraut aus dem Süßwasser heraufholen, das sichere Fahrt gewährleisten soll. Das Wunderkraut aber wird, während Gilgameſch sich badet, von einer Schlange geraubt, und er muß auf dem Landweg den Rest der Heimreise zurücklegen. Der 12. Gesang endlich schildert, wie es Gilgameſch erreicht, daß der Schatten Eabanis aus der Erde heraufkommt. Mit dem Zwiegespräch der Freunde, das die Zustände in der Unterwelt zum Gegenstand hat, schließt das ganze Epos.

Das ist in den gröbsten Umrissen der Verlauf der Handlung des Epos. Die Fülle von Details, die die Schilderung beleben, ist natürlich auch für das mythologische Verständnis von größter Bedeutung, kann aber hier nicht berücksichtigt werden. Eine eingehende Inhaltsangabe habe ich in meiner „Literatur der Babylonier und Assyrer" (Leipzig 1907) S. 72 bis 90 gegeben.

Schon im Jahre 1902 hat Jensen in kurzen Thesen die Meinung aufgestellt, daß in der babylonischen Gilgameſch-Sage das Prototyp für eine große Zahl alt- und neutestamentlicher, ebenso wie griechischer Sagen zu erkennen sei. Nunmehr liegt der erste Band des gewaltigen Werkes[1]) vor, das den Nachweis für diese Thesen im einzelnen in eingehendster Begründung bieten soll. Der erste Band behandelt nach einer eingehenden Analyse des Epos dessen kosmischen Hintergrund, um dann den Nachweis zu versuchen, daß die alttestamentlichen Patriarchen-, Propheten- und Befreiersagen wie auch die neutestamentliche Jesus-Sage im letzten Grunde Gilgameſch-Sagen sind.

Die ausführliche Inhaltsangabe des Epos (S. 2 bis 54) ist außerordentlich dankenswert und bietet auch eine Fülle feiner neuer und wertvoller Beobachtungen. Auch die beiden Anhänge über die babylonischen Plagen vor der Flut, über den Babylonier Xisuthros, die u. a. die babylonischen Legenden von Bel und Labbu, Ira, Ea und Atrachasis, Adapa eingehend erörtern, haben die gleichen Vorzüge. Das interessanteste Kapitel des ersten Teiles aber ist das, in dem die Beziehungen des Epos zum Kosmos untersucht werden. Hier hat Jensen zweifellos vieles, was man bis jetzt erst mehr oder weniger sicher vermuten konnte, endgültig klargestellt. Schon lange hat man geglaubt, daß das Gilgameſch-Epos ein Sonnenmythus sei und den Lauf der Sonne durch die zwölf Tierkreisbilder veranschauliche. Aber erst Jensen hat das wirklich bewiesen, wenigstens für einen Teil des Epos und für einen Teil des Tierkreises und die benachbarten Stern-

[1]) Das Gilgameſch-Epos in der Weltliteratur von P. Jensen. Straßburg i. E., Trübner; XVIII. 1030 S. 8°. 3 Karten. 40 M.

Digitized by Google

bilder. Seine — um es kurz so auszudrücken — Deutungen des Jägers als Beteigeuze, der Zwillinge als Gilgamesch und Eabani, des Prokyon als Humbaba, des Skorpion und Schützen als Skorpionriesenpaar (diese Gleichung ist schon früher namentlich durch Kugler gesichert), des Wassermanns als Utnapischtim sind meines Erachtens absolut unantastbar. Gegen die Vergleichung des Sirius mit Istar, des Himmelsstieres mit dem Sternbild des Stieres (das wichtigste Eingreifen des Istar in die Handlung kommt nach dem Chumbaba-Kampf, den Himmelsstier muß man da erwarten, wo das Sternbild des Löwen steht) sind Bedenken möglich, auch die Beziehung des Eabani zum Sternbild des Widder scheint mir doch nicht so absolut sicher wie Jensen meint, obwohl anerkannt werden muß, daß Jensen sehr viele schwerwiegende Gründe dafür beigebracht hat. Aber auch an anderer Stellen versagt sich ja bis jetzt wenigstens das Epos sowohl wie die Sternkarte einer restlosen Ausdeutung. Was speziell die Figur des Eabani anlangt, so faßt Jensen diesen als die personifizierte Naturkraft auf, das Zwillingspaar als Sonne und Erde, Sonnen- und Erdenkraft. Dagegen werden wohl diejenigen Recht behalten, die in Eabani den Mond, also in dem Zwillingspaar Sonne und Mond sehen, wie Winckler u. a. Freilich ein ins Einzelne gehender exakter Beweis ist dafür bis heute nicht erbracht worden.

Auch das ist noch nicht entschieden, ob die „Sternenfahrt des Gilgamesch" ausschließlich am Himmel lokalisiert zu denken ist (so Kugler) oder ob, wie Jensen meint, nur die Nomenklatur vom Himmel abgelesen ist, das Epos aber doch de facto die Erde zum Schauplatz hat. Jedenfalls kann ich die Lokalisierung auf der Erde, wie sie Jensen vertritt — Gilgamesch zieht zuerst nach Elam (Osten) und dann durch die Wüste und das Libanonsystem übers Meer bis zu den Kanarischen Inseln (!), den Inseln der Seligen —, nicht für gesichert halten.

Alle diese Untersuchungen bilden aber nur die freilich grundlegende Voraussetzung des folgenden Hauptteiles, der volle 900 Seiten umfaßt. Dieser Hauptteil tritt denn auch mit dem Anspruch auf, völlig neue Wahrheiten von allergrößter Tragweite für die ganze Beurteilung der alt- und neutestamentlichen Ueberlieferung zu verkünden und zu beweisen, und gipfelt darin, daß er der armen, verblendeten, seit 2000 Jahren in der Irre gehenden Christenheit die Augen öffnet für die wahre Natur ihres Erlösergottes: Ecce Jesus — Gilgamesch!

Die Stellung der Kritik zu dem Werke ist in mehr als einer Hinsicht eine überaus schwierige. Nichts wäre leichter,

Digitized by Google

als mit Hunderten von Stellen, die aus dem Zusammenhang gerissen sind, den Verfasser dem billigen Spott der Oberflächlichkeit auszuliefern, und es muß auch ehrlich ausgesprochen werden, daß der Verfasser durch den Ton, den er gelegentlich anzuschlagen beliebt, durch die Geringschätzung, mit der er anderer Meinung gegenüber sich gewappnet hat, durch die Selbstsicherheit, mit der er maßlose, jeden Zusammenhang mit der Wirklichkeit verlierende Folgerungen aus seinen Thesen zieht, selber nicht unschuldig daran ist, wenn die Würdigung seines Werkes, in der Gegenwart wenigstens, die sich den Blick für den Wert der Sache nur zu leicht von der Form, in der sie sich darbietet, trüben läßt, eine andere ist als es im Interesse der Wissenschaft zu wünschen wäre.

Um dem Buche gerecht zu werden, ist es vor allem notwendig, seinen Inhalt von seinem Anspruch streng zu scheiden, es einmal vollständig auf sich beruhen zu lassen, ob die „Idole, von denen diese Blätter befreien wollen, tot, tot sind", ob die Christenheit nun wirklich zwei Jahrtausende lang an einen babylonischen Sonnengott und Gilgamesch — das ist Jesus für Jensen — geglaubt hat oder nicht. Wir wollen auch, um gleich eines der schwersten Bedenken, die Jensens Thesen entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen, seine durchaus irrige Meinung beiseite schieben, als ob eine Ueberlieferung, die sich einer legendarischen Einkleidungsform bedient, deswegen jedes historischen Kernes bar sein müßte. Was wir in den letzten zehn Jahren völlig neu gelernt haben, ist gerade das eine, daß die Legende ein Darstellungsmittel der alten Historiographie ist und dem geschichtlichen Stoff nur lose übergeworfen worden ist, ohne ihn zu erdrücken oder aufzusaugen. Die Naivität vergangener Tage, die mit der Konstatierung mythologischer Züge in der Ueberlieferung das Recht gefunden zu haben meinte, nun auch die ganze Ueberlieferung als Erdichtung über Bord zu werfen, ist wahrlich nicht wert, nun aufs neue belebt zu werden.

Bei dem geringen Raum, der mir für diese Anzeige zu Gebote steht, ist es vollständig ausgeschlossen, dem Leser ein klares Bild von den Untersuchungen Jensens zu vermitteln, von der Materie sowohl wie von der Methode. Ich sehe mich daher in der immer und einer so tief grabenden folgenschweren Arbeit gegenüber doppelt peinlichen Situation, urteilen, annehmen und ablehnen zu müssen, ohne meine Stellungnahme näher begründen zu können, einer erdrückenden Fülle von Einzelbeobachtungen und -beweisen nur allgemein gehaltene und verallgemeinernde Sätze entgegenstellen zu können. Aber der Zweck dieser Zeilen

kann ja gar nicht der sein, dem Leser durch Vorführung von These und Antithese ein eigenes Urteil zu ermöglichen. Der Kampf um dieses Buch wird nicht in Zeitschriften-Artikeln ausgekämpft werden können, sondern nur in Untersuchungen, die denen Jensens weder an erschöpfender Verwertung des Materials noch an Gründlichkeit und Scharfsinn nachstehen. Was mich veranlaßt, hier über Jensens Buch zu sprechen, das war der Wunsch, an meinem Teile mitzuhelfen, daß das Brauchbare und Bleibende in ihm nicht über dem, meines Erachtens wenigstens, Irrigen und Verfehlten vollständig übersehen werde.

Wenn ich im folgenden an einem besonders wichtigen Beispiel den Gang und die Tendenz von Jensens Untersuchungen zu skizzieren versuche, so tue ich es mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, nur die Hauptlinien anzudeuten; gerade bei Mythenvergleichungen sind aber scheinbar nebensächliche Züge oft von durchschlagender Beweiskraft, oder jedenfalls sehr geeignet, die subjektive Neigung, eine Kombination für berechtigt zu halten, zu beeinflussen. Worauf aber bei solchen Untersuchungen alles ankommt, ist nicht das gelegentliche Anklingen verwandter Motive hier und dort, sondern die Uebereinstimmung ganzer Reihen, und zwar besonders in der Aufeinanderfolge der Geschehnisse.

Am Anfang des Gilgamesch-Epos seufzt das Volk unter dem vom Tyrannen erzwungenen Frondienst am Bau der Mauer von Erech.	Das Volk Israel wird vom Pharao zum Frondienst bei dem Bau der Proviantstädte Pithom und Ramses gezwungen.
Der Hirte Eabani wird erschaffen, um Gilgamesch auf andere Gedanken zu bringen und dadurch die Bedrängten zu erlösen. Er kommt aus der Steppe von der Hure geführt nach Erech.	Zum Retter des Volkes bestimmt, kommt der Hirte Moses mit seinem Weibe aus der Steppe nach Aegypten.
Gilgamesch und Eabani werden Freunde.	Mose ersteht in Aaron ein Freund und Genosse.
Gilgamesch und Eabani ziehen gemeinsam nach Osten zum Götterberg, besiegen den Riesen Chumbaba.	Mose und Aaron ziehen ostwärts zum Jahveberg Sinai, besiegen nicht weit davon die Amalekiter.
Istars Liebeswerbung um Gilgamesch.	Moses wird getadelt, weil er ein kuschitisches Weib genommen hat. (Num. 12.)
Gilgamesch und Eabani töten den Himmelsstier.	Schlachtung der roten Kuh. (Num. 19.)
Nach Tötung des Himmelsstieres stirbt Eabani.	Im folgenden Kapitel (20) wird der Tod Aarons erzählt.

Digitized by Google

Gilgameſch zieht durch die Wüſte, wo es kein Brot gibt und er vom Fleiſch verbotener Tiere leben muß, kommt zum Bergtor, das von den zwei Skorpion-Rieſen bewacht wird, die ihm den Durchgang verweigern.

Gilgameſch erlangt die Erlaubnis zum Durchzug, kommt in den Wunderpark mit den Götterbäumen, an das Geſtade des Meeres, wo er die Siduri-Iſtar auf dem Berge findet.

Nach Aarons Tod zieht Moſes mit den Iſraeliten weiter durch die Wüſte, ſie beklagen ſich über Mangel und über ekelhafte Speiſe, kommen zu dem Gebiete der zwei Könige, des Sihon, der ihnen den Durchzug verwehren will, und des Og, des Rieſen.

Moſes erzwingt ſich den Durchzug, kommt nach Sittim d. i. „Akazien“; dort tritt das hureriſche Weib Kosbi (aſſyr. Kuzbu = Geſchlechtskraft?), die Tochter des Zur (d. i. „Fels“) auf.

In dieſer Reihe iſt Moſes ein Gilgameſch, Aaron ein Eabani. Im zweiten Parallelismus jedoch ſind die Rollen vertauſcht. Die Moſes-Ueberlieferung kennt ihren Helden aber auch ſonſt in der Rolle des Eabani:

Eabani, auf wunderbare Weiſe erſchaffen, lebt mit den Tieren des Feldes als ihr Hirte und Schützer bei der Tränke gegen den feindlichen Jäger. An der Tränke genießt er die Liebe der Hure, zieht mit ihr in ihre Stadt (Erech), trifft mit Gilgameſch zuſammen. Der hat ihn im Traume vorher erſchaut als Gegner im Ringkampf und als einen vom Himmel gefallenen Stern; Gilgameſch und Eabani werden Freunde, Eabani, des Lebens in der Stadt überdrüſſig, geht wieder in die Steppe; dort erſcheint ihm der Sonnengott, hält ihm vor, was er in Erech für Genüſſe hat. Eabani kehrt zurück.

Moſe flieht in die Wüſte Midian, an einem Brunnen trifft er Zippora und die anderen Töchter Reguels mit ihrem Kleinvieh, hilft ihnen gegen herzukommende Hirten, wird von den Mädchen in ihr Haus geführt, heiratet Zippora, wird Hirte, kommt mit ſeiner Herde wieder in die Wüſte, wo ihm an Horeb Gott im flammenden Buſch erſcheint, ihm befiehlt, in ſeine Heimat Aegypten zurückzukehren, dem Zagenden in Aaron den Helfer beſtellt. Auf dem Wege wird er von ſeinem Weib begleitet. Unterwegs kämpft er mit Gott uſw.

Beide Epiſoden ſchließen ſich im Epos wie im A. T. der Schilderung des Notſtandes des Volkes an.

Aber Moſes iſt nicht nur ein Gilgameſch und Eabani, er iſt auch ein Sintflut-Heros, ein Utnapiſchtim, oder, wie ihn Jenſen nach Beroſus und für ſeine Bedeutung in der Mythologie überhaupt bezeichnender nennt, ein Xiſuthros. Auch dafür die

Digitized by Google

Belege anzuführen, muß ich mir in Rücksicht auf die mir auferlegte Beschränkung versagen. Und wie in den Moses-Geschichten, so sucht Jensen in zahlreichen anderen, nach Stämmen auseinander zu haltenden Ueberlieferungen bei Josua, Jerobeam, Jakob, Abraham, Isaak, Simson, Saul, David, Elisa, Gideon, Jeptha, Tobias, Baesa, Jonas u. a. und vor allem bei Jesus den Nachweis zu bringen, daß die Ueberlieferung in deutlich erkennbarer Weise überall das Schema der Gilgamesch-Eabani-Xisuthros-Sage widerspiegelt. Namentlich die gleichen oder etymologisch verwandten oder synonymen Namen geben ihm Anhaltspunkte zur Festlegung auch gleichartiger Ueberlieferung über ihre Träger. Um nur einige leicht verständliche Reihen zu nennen, erwähne ich Mirjam und Maria, Josua, Jesus und Elisa; Eleasar, Lazarus, Asarja und Esra; Haran und Aaron, Sarah, Dina und Martha; Melchisedek, Adonizedek, Zadok und Jehozadok; Jethro und Abjathar u. a. m. Von großer Tragweite ist auch der Nachweis, daß sich die große Zahl dieser einander parallel laufenden Sagen auf die einzelnen Stämme und Landschaften Israels in durchaus einleuchtender Weise verteilen läßt.

Ich glaube, daß diese Andeutungen, so lückenhaft sie sind, doch wenigstens in den allgemeinsten Umrissen erkennen lassen, worauf es Jensen ankam, was in seinem Buche zu finden ist, in welcher Art er die Untersuchung geführt hat. Sie dürften genügen, eine Ahnung zu erwecken, daß es in der Tat nicht angeht, sich leichten Herzens über dieses Buch hinwegzusetzen, aber auch, daß es doch recht fraglich ist, ob Jensen für die Erklärung der nun einmal nicht wegzuleugnenden Uebereinstimmungen die richtige Formel gefunden hat.

Ich muß das entschieden in Abrede stellen. Dazu zwingen mich vor allem folgende Erwägungen:

1. Hat Jensen recht mit seiner Meinung, daß das Gilgamesch-Epos eine Verquickung himmlischer Ereignisse mit solchen auf der Erde darstelle — und solange es unmöglich ist, ganze Partien des Epos am Himmel nicht unterzubringen, kann der Gegenbeweis nicht geliefert werden —, so beweist das den absolut künstlichen Charakter des Epos, das diese Gestalt nur in verhältnismäßig später Zeit unter Berücksichtigung lokaler und geschichtlicher, also für die Urgestalt des Mythus durchaus zufälliger Verhältnisse erhalten haben kann. Ein solches Kunstprodukt ist als Prototyp einer solchen Menge von Sagengestaltungen schlechterdings undenkbar. Da müßte man schließlich geradezu an eine Uroffenbarung der Gilgamesch-Sage glauben, was doch auch

Digitized by Google

Jensen sich und anderen nicht wird zumuten wollen. Die kaum entbehrliche Voraussetzung für die Auffassung der Gilgamesch-Sage als einer Ursage müßte ihre Ursprünglichkeit und Einheitlichkeit sein. Diese ist aber nicht zu erweisen, sie ist im Gegenteil sehr unwahrscheinlich.

2. Aus der kurzen Inhaltsangabe schon geht hervor, daß, so deutlich die Berührungen manchmal sind, so gezwungen scheinen sie an anderen Punkten. Die Gilgamesch-Brille läßt natürlich alles nur in einer Farbe erscheinen, wie ein rotes Glas alles in rote Farbe taucht, ob es nun rot ist oder nicht. So hat Jensen doch zu sehr den Blick verloren für die Verschiedenheiten und Originalitäten vieler Sagen wie auch dafür, daß die eine oder andere Sage, bei der sich wohl einzelne und oft ganz nebensächliche Punkte wohl widerstrebend in das Schema fügen, wenn man sie aus dem organischen Zusammenhang isoliert, ein ganz anderes mythologisches Vorbild haben kann.

3. Sowohl dem zweifellos Richtigen in Jensens Sagenvergleichungen wie auch den vielen Punkten, die bei Jensen unaufgeklärt bleiben, wird die Anerkennung der weithin reichenden Wirksamkeit einer gemeinsamen altorientalischen Weltanschauung, die für die Wiederherstellung der der Erinnerung verloren gegangenen Ereignisse der Vergangenheit im kosmischen System sichere Orientierungsmittel hat, vollkommen gerecht. Freilich Jensens ganzes Streben geht dahin, die Hinfälligkeit dieser Meinung darzutun. Für mich ist sein Buch gleichwohl ein Beweis ihrer Richtigkeit. Daß die Wanderungssagen der Alten durchaus ein gewisses Schema aufweisen, ist die Wirkung dieser Weltanschauung, die im ganzen alten Orient, der von ihr beherrscht war, Nachdichtungen der kosmischen Vorgänge ausgelöst hat. Da die Vorlage überall die gleiche war, müssen auch die Nachbildungen in den Hauptlinien verwandte Züge tragen. Die Besonderheiten, die sie unterscheiden, sind die ausschmückenden Details, die an allen Orten die besondere Lokal- und Stammestradition mit ihnen organisch verbunden hat. Solche Lokalfarben trägt das Gilgamesch-Epos so gut wie die Abraham-, Moses- und jede andere Stammesüberlieferung, trägt sie in so hohem Maße, daß es heute gar nicht mehr möglich ist, ihre ursprüngliche rein astrale Beziehung lückenlos wieder herzustellen. Soweit das Gilgamesch-Epos eine Spiegelung kosmischer Vorgänge bietet, kommt ihm die Bedeutung zu, die Jensen ihm zuschreibt, aber nicht in dem Sinne, als ob die übrigen Parallelsagen in ihm ihr Vorbild hätten, sondern als derjenigen Gestalt des

Mythus, die seine Beziehung zum Kosmos relativ am meisten unverhüllt bewahrt hat.

Das bleibende Verdienst des Werkes liegt meines Erachtens einmal in der genaueren Erkenntnis der kosmischen Beziehungen des Gilgamesch-Epos, die es uns vermittelt, und sodann in dem Nachweis der wenigstens teilweisen Parallelität zahlreicher alt- und neutestamentlicher Erzählungen. Ich möchte ausdrücklich hervorheben, daß ich diesen Nachweis für außerordentlich wichtig und weittragend halte. Namentlich die literarkritische Schule wird sich durch ihn mit der Zeit in die Notwendigkeit versetzt sehen, einige bis jetzt sich dogmatischer Geltung erfreuende Resultate einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Freilich haben heute noch literarkritische Instanzen das letzte Wort. Das Vertrauen in ihre Unfehlbarkeit wird durch Jensens Untersuchungen einen starken Stoß erleiden, und auch das muß ihnen als großes Verdienst hoch angerechnet werden. Aber auch sonst steckt in dem gewaltigen Werk eine Fülle von wichtigen Einzelbemerkungen und Entdeckungen namentlich assyriologischer Natur. Jedenfalls wird auch die unerbittlichste Skepsis nicht auf die Dauer leugnen können, daß trotz vieler Irrgänge, trotz eines falsch formulierten Endergebnisses in dem Buche eine große Summe völlig neuer und bleibender Erkenntnisse beschlossen liegt.

Neuburg a. D. Otto Weber.

(Nr. 98.)

Zuschriften aus dem Leserkreise.

Das Weltspracheproblem.

Von Dr. H. Molenaar.

Zu dem Artikel von F. Mauthner in Nr. 97 seien auch einem Anhänger des Weltsprachegedankens einige Bemerkungen gestattet, deren eingehende Begründung natürlich ein ganzes Buch erfordern würde.

1. Die positive Philosophie lehrt (was die Geschichte aller Völker und Zeiten bestätigt), daß die Menschheit sich in einem stets fortschreitenden, wenn auch oft unterbrochenen Sozialisierungsprozesse befindet, dessen Endziel eine gewisse Organisation sämtlicher Völker der Erde zu einem sozialen Ganzen sein wird.

Digitized by Google

2. Als Etappen auf diesem Wege sind zu betrachten das Römerreich, das chinesische Reich, das britische Weltreich u. a. Alle diese gewaltigen sozialen Organismen bedurften eines gemeinsamen Verständigungsmittels, und so entstand es auch, zum Teil auf künstlichem Wege, wie die Schriftsprache der Chinesen, das Hindustani, welches Akbar der Große († 1605) als Verkehrssprache in seinem polyglotten Reiche ausarbeiten und einführen ließ, die Sprache, welche die Jesuiten für ihr kommunistisches Staatswesen in Paraguay schufen, u. a.

3. Die von Tag zu Tag zunehmenden internationalen Beziehungen auf kommerziellem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete machen die Einführung eines einheitlichen Verständigungsmittels zum dringenden Bedürfnis. Welche Qual bildet der Polyglottismus auf internationalen Kongressen!

4. Der Anerkennung einer lebenden Sprache als Weltidiom stehen große, vor allem politische Bedenken im Wege. Am besten wäre noch Französisch für diesen Zweck, da es den Gebildeten der ganzen Welt von allen lebenden Sprachen wohl am vertrautesten ist. Gegen Einführung des Englischen als Weltsprache würden jedoch Deutsche, Russen, Südamerikaner u. a. aufs entschiedenste protestieren.

5. Eine künstliche Weltsprache hätte große Vorzüge, weil jede Nationalsprache wegen der unzähligen Unregelmäßigkeiten sehr schwer zu erlernen ist. Letzteres gilt in noch höherem Grade von toten Sprachen wie Latein, Griechisch u. a.

6. Eine rein logisch konstruierte Weltsprache ist unmöglich, weil die Erlernung einer solchen noch mehr Mühe machen würde als die einer lebenden Sprache.

7. Abgeschmackt und daher unannehmbar sind: a) Vereinfachungen lebender oder toter Sprachen, wobei die Wortformen dieser Sprachen mehr oder weniger intakt erhalten bleiben und nur regelmäßig dekliniert, konjugiert usw. werden. b) Mischsprachen, deren Bestandteile ganz verschiedenen Sprachstämmen entnommen und nicht zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen sind.

8. Einen solchen Mischmasch aus romanischen, germanischen und slavischen Elementen stellt z. B. das allem Sprachgefühl hohnsprechende Esperanto dar, das noch dazu in seiner Grammatik und Wortbildung viel zu gekünstelt, willkürlich und schwierig ist.

9. Wenn überhaupt, so ist eine befriedigende Lösung des Weltsprachproblems auf künstlichem Wege nur möglich auf

Digitized by Google

der Grundlage des allen westlichen Kulturvölkern gemeinsamen Wortschatzes.

10. Diese Universal-Sprache müßte sich zu den occidentalen Nationalsprachen — denn nur für diese ist eine derartige sprachliche Synthese denkbar — verhalten wie die Nationalsprachen zu ihren Mundarten.[1])

11. So wenig die Nationalsprachen die Dialekte ersetzen können (besonders im Ausdruck des intimeren Gefühlslebens der engeren Heimat), so wenig kann die Weltsprache die Nationalsprachen ersetzen (zumal in der schönen Literatur). Aber ebenso wie die bis zu einem gewissen Grad künstlich aus den Dialekten gebildeten Nationalsprachen diesen im Ausdruck aller umfassenderen Gedanken überlegen sind, ebenso wird die Weltsprache in allen internationalen Ausdrucksformen des Handels, der Technik und Wissenschaft den Nationalsprachen überlegen sein, aus denen sie entstand. Die Pflege der heimatlichen Mundart, der Sprache des Vaterlandes, des Universalidioms, kann sehr gut Hand in Hand gehen. Die Erlernung des letzteren wird der Nationalsprache weit weniger schaden als die Aneignung einer lebenden Fremdsprache. Millionen von Deutschen haben ihr Deutsch dem Englischen und anderen Sprachen geopfert. Kein Deutscher würde seine Muttersprache einer auf der ganzen Erde als allgemeines Verkehrsmittel benutzten Universalhilfssprache zu opfern brauchen.

12. Eine Reihe von Weltsprache-Versuchen auf der Grundlage des (zum größten Teil dem Lateinischen und Griechischen entnommenen) internationalen Wortschatzes, wie Idiom, Neutral, Mundolingue, Nuove Roman, Lingua komun, Novilatin, Universal usw., welche unter sich mehr Aehnlichkeit haben als vielfach die Dialekte ein und derselben Nationalsprache, beweisen, daß das Problem lösbar ist. Sache der wissenschaftlichen Akademien aller Länder wäre es nun, diese Projekte zu prüfen und das als Bestes anerkannte den Regierungen zur Einführung in den Schulen zu empfehlen, wobei der Umstand nicht zu unterschätzen ist, daß eine solche einfache Universalsprache die beste Vorbereitung für das Studium aller weiteren Fremdsprachen (einschließlich Latein und Griechisch) bilden würde.

---

[1]) Ein solches „Universal" würde jedem gebildeten Europäer und Amerikaner ohne weiteres verständlich sein. Vergl. Gramatik de Universal kon texti e vokabular in 5 lingi (Italian, Spaniol, Franzes, Angles, German) komposet per Dr. *H. Molenaar*. Edizion de *J. Püttmann*, Berlin e Leipzig, 80 Pf.

Digitized by Google

* Allen, die der Diskussion über die Möglichkeit der Einführung einer künstlichen Weltsprache mit Interesse folgen, dürfte ein Schriftchen („Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen") willkommen sein, das in diesen Tagen im Trübnerschen Verlag in Straßburg erscheinen wird und zwei Leipziger Universitätsprofessoren, die Sprachforscher Brugmann und Leskien, zu Verfassern hat. Es behandelt die Frage der künstlichen Weltsprachen im allgemeinen und das gegenwärtig beim Publikum in größter Gunst stehende Esperanto im besonderen, und ist auch für das der Sprachwissenschaft ferner stehende Publikum verständlich. (Anm. d. Red.)

(Nr. 98.)

Wer waren die alten Römer?

In der Sitzung der britischen Akademie vom 24. April hat der ausgezeichnete englische Archäologe und Sprachforscher William Ridgeway einen ebenso lehrreichen als anregenden Vortrag gehalten, „Who where the Romans?", dessen hauptsächlichsten Inhalt wir nach einem Referat im Athenaeum vom 4. Mai wiedergeben. Ridgeway kommt nach Betrachtung der materiellen Ueberreste, der Tradition, der Priesterschaft, Heiratsriten und Bestattungsgebräuche endlich damit verknüpft aus sprachlichen Gründen zu dem Schluß, daß die römischen Patrizier dem Sabinerstamme angehörten, die Plebejer Ligurer waren.

Seit Mommsen hat sich die Ansicht behauptet, daß die Römer ein einheitliches Volk, Patrizier und Plebejer einer Herkunft waren. Diese Ansicht hat das für sich, daß sie sehr einfach ist, aber je mehr die moderne Wissenschaft uns in das Wesen der Natur hat eindringen lassen, desto komplizierter ist sie uns erschienen und nirgends ist dies klarer geworden, als in der Anthropologie. Ridgeway hat schon in seinem Buche „The early age of Greece", dessen erster Band an dieser Stelle (Beilage 9. November 1901) ausführliche Würdigung durch mich gefunden hatte (ich verweise nochmals darauf), ausgeführt, daß die Bevölkerung des alten Rom sich ursprünglich aus zwei Rassen zusammengesetzt haben möge und daß diese Zwiespältigkeit wahrscheinlich die Ursache der langen Kämpfe zwischen Plebejern und Patriziern gewesen sei. Seitdem hat Boni auf dem Forum Romanum zweierlei Bestattungsweisen gefunden, schon an und für sich ein wichtiger Hinweis auf die Nebeneinanderexistenz zweier Rassen. Wenn man das archäologische Material aus Ober- und Mittelitalien sichtet, finden sich Ueberreste aus der

Digitized by Google

römischen, gallischen, etruskischen Periode; ferner gewisse Ueberreste, die denen des mykenäischen Griechenland gleichen; weiter solche aus der Früheisenzeit, die man Villanova-Kultur bezeichnet und die von umbro-siculischen Stämmen herrührt, zu denen die Sabiner und Samniter der Römerzeiten gehören; endlich die Terramare-Kultur, die reichlich durch Seen-Anwohner der Po-Ebene repräsentiert ist, sich aber über ganz Italien, also auch in Latium und Calabrien, nachweisen läßt.

Die Geschichte lehrt uns die Namen der Völker, von denen die verschiedenen Ueberreste jeweils herrühren: Römer, Gallier, Etrusker, griechische Niederlassungen (Caere, Valerii usw.), Umbrier. Die neolithische Terramare-Kultur ist den von Dionysios nach Kallias und Cato „Eingeborene" genannten Völkern zuzuschreiben, welche Philistos von Syrakus „Ligner oder Ligurer" nennt. Die erste Welle von Eindringlingen, die von den Alpen herkamen, waren Siculer und Umbrier, nahe Verwandte der späteren Kelten. Sie unterwarfen die eingeborenen Ligurer, indem sie sie entweder zu Sklaven machten oder in die Gebirge der apenninischen Halbinsel trieben, wo sie nicht allein die Römerzeit überlebten, sondern noch heute das große Substratum der italienischen Bevölkerung bilden. Aehnliche Traditionen finden sich in Latium. Da saßen ursprünglich die Eingeborenen, welche teilweise von den von Norden gekommenen Siculern depossediert wurden, aber noch in römischer Zeit das Volskerland innehielten und auch noch die Gegenden um Carseoli und Reate, bis sie von den umbro-sabellischen Stämmen, nach denen der Distrikt in klassischen Zeiten hieß, von dort vertrieben wurden. Man sagt von den Eingeborenen, daß sie erfolgreich gegen die Siculer kämpften und dabei von gewissen griechischen Einwanderern (z. B. Evander) unterstützt wurden. Aeneas gilt als Helfer des Latinus, des eingeborenen Königs; die Latiner waren nach der Tradition der Römer eingeborene Ligurier, was höchst bezeichnend ist, denn der populus Romanus sprach nicht linguam romanam, sondern linguam latinam.

Es gab eine natürliche sabinische Eroberung Roms: die Patrizier Roms waren Sabiner, die Plebejer eingeborene Ligurier, dafür gibt es zahlreiche Beweise. Zunächst hatten bis in die kaiserliche Zeit hinein die drei flamines majores (Dialis, Martialis, Quirinalis) Patrizier zu sein, Söhne von vermittels confarreatio vermählter Eltern, während die flamines minores Plebejer ohne Ritenvorschrift für Ehe der Eltern waren. Wenn die drei Gottheiten, deren die Flamines Majores dienten, sabinischen Ursprungs waren, so folgt daraus, daß die Patrizier

Digitized by Google

Sabiner waren. Quirinus und Mars sind von Varro als sabinische Gottheiten bezeichnet. Gewiß war der Flamen Dialis der späteren Zeit Jupiterpriester, aber Dia — kann nicht Adjektiv von Diovis (Jupiter) sein, das a weist auf Dia-nus (Janus), Diana (Jana). Numa Pompilius, der sabinische König, war nach Livius I, 20, der erste Flamen Dialis; Varro aber sagt, Numa habe den Janusdienst zuerst in Rom eingeführt. Demnach waren alle drei patrizische Flamines für sabinische Gottheiten bestimmt. Es gab drei römische Eheschließungsriten, die solenne patrizische confarreatio, die plebejische coemptio, eine Art Frauenkauf, und usus, ein umschriebener Verjährungsbrauch. Der fundamentale Unterschied zwischen confarreatio und coemptio kann doch nur auf Verschiedenheit der Rasse beruhen, niemals kann es bei einer Völkerschaft einheitlicher Abstammung so verschiedenartige Riten geben. Die patrizische Doktrin ist die der teutonischen Völkerschaften und der homerischen Achajer, welche bekanntlich Ridgeway vom Norden her in das eigentliche Griechenland eingewandert annimmt. Der plebejische Heiratsmodus ist der allen Mittelmeervölkern gemeinsame. Nach Dionysios von Halikarnaß hat Numa der Sabiner die heilige Ehe, die Confarreatio, eingeführt: die Patrizier hielten an ihn fest; sie waren also Sabiner. — Alle umbro-sabellischen Völkerschaften verbrannten ihre Toten — wie auch die vom Norden aus holzreichen Gegenden gekommenen homerischen Achajer; die Ligurer begruben ihre Toten. Beide Bestattungsarten dauerten im alten Rom nebeneinander fort; gewisse Familien, wie z. B. die Cornelier, begruben stets ihre Toten; aber die Appii Claudii, die von dem Sabiner Attus Clausus stammen, der bei seiner Einwanderung nach Rom sofort in den Patrizierstand aufgenommen wurde, übten die patrizische Totenverbrennung aus. — Vor Servius Tullius taten nur die Patrizier Kriegsdienst im exercitus, für das es nur eine classis gab. Als nachher die Plebejer auch zum Kriegsdienst zugelassen waren, hatten die erste Kriegerklasse und die Equites, welche sich aus den Patriziern rekrutierten, allein den Clipeus oder Rundschild, die anderen vier Klassen trugen den Langschild, scutum. Der Rundschild ist obereuropäisch und umbrisch, der Langschild Eigentümlichkeit der Mittelmeervölker; er ist der Schild der Eingeborenen ligurischen Völker, da er erst mit den Plebejern im römischen Heer erscheint. — Endlich repräsentiert die lateinische Sprache das indogermanische q durch k, c und qu. Das Umbrische und Oskische labialisiert das indogermanische q, z. B. petur (quatuor), pumpe (quinque), von denen solche Namen wie Pompilius, Pontius,

Digitized by Google

kommen, gegenüber dem lateinischen Quinctius. Demnach labialisierten die Sabiner, wo es die große Masse der Römer nicht tat. Die lateinische Sprache ist die der Plebejer, die Sprache der Eroberten und Unterworfenen, wie sie oft die Sprache der Eroberer tötet, was Ridgeway ja auch für die Achajer Griechenlands nachgewiesen hat. Die Form Quirinus ist plebejische Aussprache, denn es kommt von Cures, und daher transskribieren es griechische Autoren mit *κίρινος* nicht mit *κουίρινος* wie sie *κοΐντος* (Quintus) transskribieren, was zeigt, daß qu die Aussprache der ursprünglichen Sabiner nicht war, sondern der ligurischen Volksbestandteile.

An diese bedeutsame Akademierede von Ridgeway, den wir so ausführlich wiedergeben, weil der an dieser Stelle wiedergegebene treffliche Vortrag von Gustav Herbig „Zum heutigen Stand der etruskischen Frage" (Beilagen vom 1. und 2. Mai) vielfach auf das Verständnis der von Ridgeway herbeigezogenen Beweise vorzubereiten imstande war, folgte ein solcher von Professor R. S. Conway über das linguistische Problem in Ridgeways Vortrag, wobei er ausführte, daß die Beziehungen zwischen den verschiedenen indo-europäischen Dialekten in Italien zu kompliziert seien, als daß die einzige Umwandlung von q zu p allein maßgebend sein könnte. Wir verweisen die Linguisten noch auf diese für diese Stelle zu spezialisierten Deduktionen.

M.

(Nr. 100.)

Der Hofmann der Renaissance.

In einer guten Uebersetzung ist nun auch der Cortegiano des Conte Baldesar Castiglione dem heutigen deutschen Geistesleben wieder zugänglich gemacht worden.[1]) Man kann hier wirklich sagen: endlich! Denn wenn überhaupt heute einer der großen Prosaschriftsteller der italienischen Renaissance nach jahrhundertlanger Pause aufs neue in unsere Sprache übertragen zu werden verdient, so ist es gewiß dieser feine und graziöse Darsteller des feinen

[1]) Der Hofmann des Grafen Baldesar Castiglione. Uebersetzt, eingeleitet und erläutert von Albert Wesselski. Mit mehreren Bilderbeigaben nach zeitgenössischen Kunstwerken. 2 Bände in 8° (331 und 237 Seiten). Verlag von Georg Müller, München und Leipzig 1907. (Preis in Halbfranz 25 M.)

Digitized by Google

und graziösen Tons am herzoglichen Hofe von Urbino, wo um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, etwa ein Jahrzehnt lang, der edle, aber kränkliche Guidobaldo di Montefeltro und seine hochgesinnte Gemahlin, Elisabetta Gonzaga, die Blüte der geistigen und gesellschaftlichen Aristokratie Italiens um sich versammelten. Aus Jakob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien" wird Castigliones höfische Sittenschilderung wenigstens ihrem allgemeinen Charakter nach auch bei uns bekannt geworden sein, zu dem Buche selbst aber haben bisher außer denen, die aus der Kenntnis des Lebens in der Renaissance ein Studium machen, wohl nur wenige gegriffen. Und doch ist es ein Buch, das schon durch die anmutige und geistreiche Form und durch seine schöne klare Sprache den Liebhaber italienischer Lektüre anziehen müßte. Ganz abgesehen davon, daß es in seinem ganzen Inhalt das beste Zeugnis davon gibt, wie man in jener an inneren Gegensätzen so reichen Zeit in der feingebildeten Gesellschaft dachte und sprach.

Die schriftstellerischen Vorzüge des Grafen Castiglione werden uns am besten klar, wenn wir den großen Umfang der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, ins Auge fassen. Er beabsichtigte nichts Geringeres, als seiner Zeit das literarische Spiegelbild eines vollendeten Kavaliers vor die Seele zu stellen, aber er suchte von vornherein die Eigenschaften, die einen solchen vollkommenen cortegiano ausmachen, nicht nur in dem äußerlichen Benehmen, sondern vor allem in einer harmonischen Charakterbildung. Die Frage, die wir heutzutage so oft hören: „Was ist Bildung?" sucht er für sein Zeitalter zu beantworten, allerdings mit der Einschränkung, daß er nur auf die Feststellung der Grundbedingungen der weltmännischen oder höfischen Bildung hinzielt. Innerhalb dieses Kreises ist er aber so umfassend, wie nur möglich. Er vertieft seine Untersuchung, indem er davon ausgeht, daß die weltmännische Bildung eine ethische Grundlage haben müsse, und mit der Betonung dieser Forderung geht eine Untersuchung der sozialen und politischen Bedingungen des gesamten Lebens der damaligen höheren Gesellschaft Hand in Hand. So erörtert er, oder streift er wenigstens, alle die Fragen, die auch heute wieder bei uns im Vordergrund der Erörterung stehen: Erziehung, Frauenfrage, Verhältnis der Geschlechter zueinander, gesellschaftliche Bildung, allgemeine Kultur — auf alle diese

Digitized by Google

Dinge kommt er teils ausführlich, teils beiläufig zu sprechen, immer in der ernsteſten, aber auch freieſten Weiſe, immer in der Haltung des vielerfahrenen Welt- und Hofmanns, der aus dem Umgange mit den Beſten ſeiner Zeit ſeine Lebenskenntnis gewonnen.

Und immer, ſelbſt bei den tiefeindringenden Erörterungen, in dem anmutigſten Plauderton. Caſtiglione wird nie langweilig, auch wenn er ſcheinbar in die Breite geht. Die Hofleute, von deren Abendunterhaltungen er erzählt, ſind heitere, oft mutwillige Perſonen, zu allerlei Scherzen und Neckereien aufgelegt, ſtets bereit zum keckſten Wortgeplänkel. Und dabei doch von der zarteſten Rückſicht gegeneinander erfüllt, beſonders gegenüber den Damen. Dieſe Damen aber ſtellen den Typus der feingebildeten und zugleich hochgeſinnten Renaiſſancefrau nach jeder Richtung hin dar. Sie ſind die Führerinnen im Wortgefecht, bilden das mäßigende und doch zugleich anregende Element in dieſer belebten Geſellſchaft, halten auf Zucht und feine Sitte, die von den Männern in kecken Anſpielungen nur allzu leicht verletzt wird. Zugleich beherrſchen ſie in geiſtiger Hinſicht durchaus die Gebiete, auf denen ſich die Unterhaltung in immer erneuten Abſchweifungen bewegt. So wird beſonders durch die feine Art, mit der ſie Fragen zu ſtellen und neue Gegenſtände zur Erörterung zu ſtellen wiſſen, das Unterhaltungsſpiel, zu dem ſich die Hofleute in den Gemächern der Herzogin zuſammengefunden, zu dem heiteren, leicht beweglichen Geſpräch voll tiefer Bedeutung, und die vier Abende über die Caſtiglione berichtet, mit ihrem Geſang, Tanz, Spiel und hin und her fliegenden Fragen und Antworten, Anregungen und Auseinanderſetzungen, Scherzworten und ernſthaften Bemerkungen ſpiegeln eine ganze Anſchauungswelt von beſonderem Reize wieder.

*

Es iſt eine Welt für ſich, die beſonders den wilden Zeitläuften gegenüber, auf deren Hintergrund ſie ſich aufbaut, etwas Abgezogenes, rein Ideelles an ſich trägt. Ganz wunderbar iſt der Gegenſatz zwiſchen der reinen, feinen Atmoſphäre, in der ſich alle Unterredner im Cortegiano bewegen, und der ſozialen und politiſchen Unruhe und Verderbtheit, die in Wirklichkeit jene Zeiten erfüllten. Die vier Geſellſchaftsabende am Hofe von Urbino ſind vom Ver-

Digitized by Google

faſſer in die erſte Zeit des Pontifikats Julius II. verlegt. Dieſer Papſt aus dem Hauſe Rovere hat ſeinen Verwandten in Urbino ſoeben einen Beſuch abgeſtattet. Noch leuchtet am Horizonte des politiſchen Lebens der untergehende Stern Cäſare Borgias in düſterem Scheine. Die Männer und Frauen, welche ſich in den Zimmern der Herzogin Eliſabetta verſammeln, haben alle mehr oder weniger unter dem Umſturz aller mittelitalieniſchen Verhältniſſe zu leiden gehabt, der durch die dämoniſche Gewalttätigkeit jenes Papſtbaſtardes heraufgeführt worden war. Guidobaldo ſelbſt und ſeine Gemahlin waren ſoeben erſt aus der Verbannung, in die ſie durch den Borgia geſcheucht worden waren, nach Urbino zurückgekehrt. Die Hofleute, und vor allem Baldeſar Caſtiglione, hatten auf den Schlachtfeldern jener Tage mitgekämpft oder ihre Hand in dem verwickelten diplomatiſchen Spiele gehabt. Kardinal Bembo glühte noch vor Liebe zu Lucrezia Borgia, der nunmehrigen Herzogin von Ferrara, der er ſoeben ſeine „Asolani“ gewidmet; Giuliano de' Medici, der jüngſte Sohn des Magnifico, Kardinal Bibbiena, die Brüder Fregoſo, der wandernde Sänger Unico Aretino, der deutſche Graf Friſio und viele andere in der Geſchichte jener Zeit bekannte Perſonen bilden mit ihm die plaudernde Geſellſchaft. Alſo durchaus Männer, die unmittelbar aus dem bewegteſten politiſchen und literariſchen Leben an den ſtillen, feinen Hof von Urbino ſich gleichſam in eine reinere Luft geflüchtet hatten. Aus den Gemälden Raffaels, Bronzinos, Tizians kennen wir ihre leiblichen Züge; die Meiſterhand Caſtigliones hat ihre geiſtigen hier feſtzuhalten verſucht.

Es ſind idealiſierte Porträte, kein Zweifel! Der Kardinal Ippolito d'Eſte, der Schwager Lucrezias, wird als wahres Muſter eines Gentleman nach damaliger höfiſcher Auffaſſung von den Unterrednern geprieſen, und doch hatte er, der brutale Wüſtling, gerade in jener Zeit, in der man in Urbino ſein Lob ſang, die Meuchelmörder auf ſeinen Halbbruder Giulio gehetzt, die dieſem die Augen, die ſchönen, von der verführeriſchen Angela Borgia ſo vielbewunderten Augen, ausſtechen ſollten. Welche Gegenſätze in dem Leben und in den Anſchauungen jener Zeit! Im fürſtlichen Palaſte zu Urbino preiſt man edle Sitte, würdiges Maßhalten, hohe Geſinnung, tugendhaftes Leben; draußen, im öffentlichen wie im privaten Leben, wütet die

maßloseſte Selbſtſucht, macht ſich eine faſt ungeheuerliche Sittenloſigkeit und cyniſche Roheit allüberall breit. Und ſind es nicht zum Teil dieſelben Perſonen, die hier, unter den Augen edler Frauen, eine ideale Geſtalt des vollkommenen Hofmannes in ihren Geſprächen ſich aufbauen, und dort, wenn ſie in das Getriebe des Lebens kommen, alle Unarten einer niederen Menſchlichkeit, zum mindeſten aber die Schwächen einer vollendeten Charakterloſigkeit an den Tag legen?

Hat Graf Caſtiglione, der ebenfalls in ſeinem politiſchen Wirken nicht immer einwandfrei auftrat, in der Tat bei der Darſtellung jener hochgeſinnten Geſpräche und Diskuſſionen nicht allzuſehr im idealiſtiſchen Sinne gedichtet? Auf den erſten Anblick könnte es ſo ſcheinen. Und doch iſt es nicht ſo. Auch in ſeinem Cortegiano kommt lediglich der tiefe Zwieſpalt zwiſchen Lebenswirklichkeit und Lebensſehnſucht zum Ausdruck, der die Pſychologie der Renaiſſance überhaupt zu einem ſo verwickelten, für uns Spätgeborene faſt unlösbaren Problem macht. Man kann ſehr wohl ſagen, daß in dieſem Buche nicht nur offenbar wird, wie man damals in der feingebildeten Geſellſchaft dachte und ſprach, ſondern vor allem auch, wie man dort träumte. In dieſen vielleicht ſehr frei erfundenen, auf jeden Fall erſt nach der Auflöſung der vornehmen Geſelligkeit am Herzogshofe von Urbino niedergeſchriebenen Unterhaltungen gelangt die innere Sehnſucht nach Lebensreinheit, nach einer erhöhten Lebensharmonie zum Worte, die im Grunde den lebhaften Betätigungen des Lebensdranges in der italieniſchen Renaiſſancezeit vielfach anhaftet. Nur aus dieſer Sehnſucht heraus iſt die hohe künſtleriſche und geiſtige Blüte neben der gänzlichen Verderbnis der ſozialen und politiſchen Zuſtände zu erklären. Ein Savonarola neben einem Papſte Alexander VI., ein Guidobaldo di Montefeltro neben einem Ceſare Borgia, eine Vittoria Colonna neben einer Katharina Sforza — größere perſönliche Gegenſätze hat wohl kaum eine andere Zeit hervorgebracht. Und ebenſo könnte man in ſolchem gegenſätzlichen Sinne den Principe des Machiavelli neben den Cortegiano des Caſtiglione ſtellen. Die faſt brutale Realiſtik in der Auffaſſung von ſozialen Lebenszuſammenhängen neben dem ſchönen Traum von feinſinnig erhöhten geſellſchaftlichen Zuſtänden.

*

Digitized by Google

Auch vom rein literarischen Standpunkte aus betrachtet, stellt der Cortegiano eine Erhöhung über die allgemeine, bis dahin gültige Anschauung dar. Obwohl nicht von einem gewissen gelehrten Zwange frei — seine Komposition baut sich in vielen Einzelheiten auf den drei Büchern Ciceros, De Oratore und auf dem Orator auf —, bedeutet seine ganze Darstellungsweise doch im Grunde eine Auflehnung des feingebildeten Weltmannes gegen den Literaten und eine Ueberwindung des bis dahin allmächtigen Einflusses der Prosa Boccaccios. Castiglione hat sich in dem Schreiben an Michele de Silva, das seinem Buche als Vorwort dient, ausführlich wegen seiner Abweichung von den Spuren Boccaccios entschuldigen zu müssen gemeint, hat auch seine Nichtbefolgung des rein toskanischen Sprachgebrauchs mit vielen Worten zu verteidigen für nötig erachtet. Im Grunde hat aber wohl gerade die Freiheit seiner Schreibweise gegenüber jener toskanischen, durch Boccaccios Namen geheiligten Pedanterie seinem Buche die große Beliebtheit verschafft, die sich in den vierzig, noch im Laufe des 16. Jahrhunderts veranstalteten Auflagen kundtut. Der kühne Sprung, mit dem der graziöse Plauderer über die langatmige Periodendrechselei des Certaldesen und seiner Nachfolger hinwegsetzte, entsprach entschieden einem allgemeinen literarischen Bedürfnisse, das allerdings in Castiglione vielleicht zunächst nur unbewußt sich geltend machte. Die freiere Anschauungsweise, die am Hofe von Urbino herrschte und die im Inhalte wie in der Komposition des Cortegiano ihren Ausdruck findet, machte das freiere Spiel auch der Sprache zu einer Notwendigkeit. Der Hof- und Weltmann konnte sich nicht in den stilistischen Zwang einer literarischen Schule fügen; er mußte schon seiner Stellung in der Welt gemäß sich gegenüber jenem im Grunde pedantischen Literatentum selbstherrlicher benehmen.

So siegte in ihm die angeborene und durch das höfische Leben noch genährte Grazie über Stilzwang und Schulvorschriften. Der feine Plauderton, an den der Verfasser vielleicht durch den Umgang mit den anmutigen und geistreichen fürstlichen Frauen aus dem Hause Gonzaga, früher in Mantua und später in Urbino, gewöhnt worden war, hielt in seinem Buche seinen siegreichen Einzug in die italienische Literatur. Wären diese Dialoge nicht schon

Digitized by Google

im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts entworfen und im zweiten zu Ende geführt worden, so würde man vermuten können, ihr belesener und mit feiner humanistischer Bildung ausgestatteter Verfasser hätte sich etwa durch die ebenso geistreichen und anmutigen Plaudereien des Erasmus,[2]) die um dieselbe Zeit entstanden, aber erst im Anfang des dritten Jahrzehnts jenes Jahrhunderts erschienen, in seinem Ton und Stil beeinflussen lassen. Denn in beidem hat er viele Aehnlichkeit mit dem weltmännischen Humanisten. Was Wieland in seinem „Fragment" über Erasmus von Rotterdam diesem mit Recht zuschreibt, „die Liebe zu allem Gemäßigten, Ruhigen und sanften Schönen in der Natur und im Leben und die so nahe damit verwandte Menandrische Grazie und Urbanität, und die Lucianische Feindschaft gegen alle falsche Prätension, alles Ueberspannte, gegen Platonische Praestigias und stoisches Supercilium", alle diese charakteristischen Grundzüge seines Geistes, seiner Sitten, seiner Sinnes- und Lebensart finden wir auch in dem italienischen Welt- und Hofmanne, dem Schüler der ersten mailändischen Humanisten, wieder.

Uebrigens lag dieses Bedürfnis nach literarischer Befreiung von Regel- und Stilzwang, nach leichteren, anmutigeren Formen damals in der Luft. Es erwuchs aus dem Zug nach Modernität, der jenes Erwachen des geistigen und künstlerischen Selbständigkeitsgefühls überall durchdringt. Die „Moderne" am Ausgang des Quattrocento ist bei weitem bedeutungsvoller als die am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts es war. Der Sprung, den Castiglione mit seiner frischen, neuen Prosa über das Allgemeingültige jener Tage hinweg tat, erscheint ganz gewaltig, wenn wir die sogenannte „toskanische Periode" in ihren hauptsächlichen Hervorbringungen vor seinem Auftreten betrachten. Die anderthalb Jahrhunderte, die seit Boccaccio, das eine Jahrhundert, das seit Franco Sacchetti, Giovanni Gherardi und Katharina von Siena in der italienischen Prosa soeben verstrichen waren, bedeuten einen

[2]) Eine treffliche deutsche Uebersetzung dieser „Kolloquien" ist jetzt ebenfalls, fast gleichzeitig mit dem verdeutschten Cortegiano, erschienen: **Gespräche des Erasmus. Ausgewählt, übersetzt, eingeleitet von Hans Trog.** Jena, Verlag von Eugen Diederichs 1907. (8° 136 Seiten, Preis 3 M.) Wir empfehlen dieses Büchlein allen Freunden einer geistreichen Lektüre aufs angelegentlichste.

Digitized by Google

völligen Stillstand im Formellen wie im Inhaltlichen. Nun auf einmal diese frische und neue Kundgebung des humanistisch gebildeten Hofmanns. Das war in der Tat eine „moderne" Leistung für jene Zeit und von ganz bedeutender Nachwirkung.

*

Gerade jetzt ist auch den deutschen Lesern Gelegenheit geboten, sich ein ungefähres Bild davon zu machen, wie weit die Prosa des Castiglione von der eines Sacchetti schon entfernt ist, obwohl nicht viel mehr als ein Jahrhundert zwischen beiden Schriftstellern liegt. Der Weg zwischen ihnen ist entschieden weiter als etwa der zwischen Lessing oder Wieland und uns Heutigen. In der Sammlung: „Perlen älterer romanischer Prosa", die von Hanns Floerke und Albert Wesselski in deutschen Uebertragungen jetzt herausgegeben wird[3]) (im Verlag von Georg Müller, München), sind die Novellen des Franco Sacchetti (aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke) soeben in zwei Bänden erschienen. Welche weite Kluft klafft doch zwischen dem „Bürger von Florenz", der in trockenem, fast philisterhaftem Tone seine harmlosen Schwänke vorträgt, und dem Hofmann von Urbino. Welche gewaltige Erweiterung des geistigen Horizontes hat sich in dem Jahrhundert vollzogen, das zwischen beiden liegt. Auch Sacchetti ist in seiner Sprache und in seinem Stil schon über Boccaccio hinausgeschritten und glaubt sich deshalb, ebenso wie Castiglione, entschuldigen zu müssen; aber seine Anschauungswelt ist noch ebenso beschränkt, ja in ihrer Philisterhaftigkeit noch beschränkter als die des Certaldesen. Florentiner Kleinbürger, Gerichtsbeamte, Priester, Kaufleute und Grundbesitzer bilden samt ihren stets lebenslustigen Weiblein den Personalbestand seiner kleinen Ge-

[3]) In dieser außerordentlich fein ausgestatteten Sammlung sind soeben auch die hundert neuen Novellen des Anthoine de la Sale (übersetzt und eingeleitet von Alfred Semerau mit 10 Bilderbeigaben von Franz v. Bayros) in zwei Bänden erschienen. Der geistreiche Schöpfer des französischen Romans, der zeitlich zwischen Sacchetti und Castiglione steht, wird in dieser ausgezeichneten deutschen Wiedergabe seiner schalkhaften und leichtgeschürzten Novellen uns aufs liebenswürdigste näher gebracht. (Die beiden Bände von zusammen 900 Seiten kosten in Halbpergament 28 M).

schichten; harmlose Neckereien, drollige Szenen aus dem bürgerlichen Kleinleben, derbe Wortspiele und Witze ihren hauptsächlichen Inhalt. Der schon alternde Dichter hat seine 300 kleinen Novellen für sich zur Erholung, für seine Mitbürger zur Aufmunterung in schweren Zeitläuften niedergeschrieben und darin die lustigen Anekdoten gesammelt, die man sich damals auf dem Markt und in den Weinstuben, wie heute, erzählte. Später hat er ihnen eine trockene Moral angehängt, denn er wollte seine Mitbürger nicht nur aufheitern, sondern auch belehren. Aber alles, Geschichte und Moral, bleibt bei ihm noch in dem kleinbürgerlichen Kreise haften, in dem man selbst in dem mächtig aufwärts strebenden Florenz durch das ganze Trecento hin bis tief ins Quattrocento hinein weiterlebte. Erst um die Mitte des Quattrocento kommt das Erwachen aus diesem befangenen Zustande. Die Welt wird größer; die Umwelt und damit die Innenwelt. Ein weltmännischer Zug beginnt sich auch im privaten Leben fühlbar zu machen, und damit wird auch die ganze Ausdrucksweise freier, ungezwungener. Die Prosa des Cortegiano erhält dadurch ihre Vorbereitung und Grundlage.

Durch sie werden wir in der Tat erst eigentlich in die Anschauungsweise der Renaissance hineingeführt. Sie bedeutet die gänzliche Ueberwindung des Trecento, an der ja auch die immer größer und freier werdende Kunstbetätigung schon erfolgreich gearbeitet hatte. Freilich bedeutet sie auch schon den Uebergang zu dem Formenspiel der zweiten Hälfte des Cinquecento und des Secento, in das die Grazie und die größere Freiheit auf literarischem Gebiete schließlich ausarteten. Denn mit übertriebener höfischer Zierlichkeit ist auch schon der „Hofmann“ des Castiglione an manchen Stellen belastet. Aber sie tritt noch zurück vor dem modernen und freien Geiste, der diesen Kodex eines feinen und erhöhten Menschentums im ganzen durchweht.

O. B.

(Nr. 100.)

Digitized by Google

Zur Geschichte der Neger.

Von Professor Dr. Max Buchner (München).

In einem früheren Jahrgang des Globus[1]) steht ein Artikel „Die Verfeinerung des Negertypus in den Vereinigten Staaten". Solch angenehme Botschaft kommt nicht alle Tage. Sollte es endlich gelungen sein? Sollte jener Optimismus von der unbegrenzt höheren Zukunft unseres ganzen Menschengeschlechtes auch an unseren dunkleren Brüdern schon beginnen sich zu verwirklichen?

Aber das Glauben fällt oft schwer. Manchen mochte die schöne Verheißung rücksichtslos hoffnungsvoll stimmen können, manchem etwas härter Gesottenen hat sie wohl nur die Skepsis gestärkt. Und wenn man erst selbst seine besten Jahre unter den Negern verleben mußte, in deren eigenstem Afrika, sie dann auch sonst noch beobachtet hat, und zwar auf Grund der alten Bekanntschaft mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt, in Europa und Asien und namentlich auch in Amerika, und dabei zu der Ansicht gelangt ist, daß diese interessante Rasse nirgends sich unerfreulicher abhebt als im Wunderland der Yankee, so wird man jene neue Botschaft mit ganz besonderem Staunen lesen, ja sogar starke Neigungen fühlen, sich zum Widerspruch aufzuraffen.

Der Inhalt bringt zum Glück einige kleine Enttäuschungen. Von acht Köpfen nach Photographien, die ihm beigegeben sind, gehören sieben ganz unverkennbar Mulatten und Quarderonen oder noch dünneren Mischungen an, so daß die Meinung entstehen kann, die in Aussicht gestellte Verfeinerung sei überhaupt nur aufzufassen als eine Funktion und ein Verdienst des ungemein edlen Yankeeklubs. Aber das ist nebensächlich. Zwar wird die Vermutung ausgesprochen, daß an den acht Persönlichkeiten auch die Rasse der Europäer einigen Anteil haben mag, obgleich sie als Neger vorgeführt werden, ja sogar als Musterneger, die in höheren Berufen, vom Arzt und Bischof bis zum Zeitungsschreiber (stets am beliebtesten sind theologische Studien), einige Erfolge hatten, aber die schöne Begriffsverwirrung, die in dieser Gleichsetzung liegt, wird nicht weiter ausgebeutet. Im Gegenteil, es wird deutlich

[1]) Globus, 21. März 1901.

gesagt, daß, wenn man von diesen Nichtnegern absieht, die anderen, also die wirklichen Neger immer noch nicht höher stehen als in den Zeiten der Sklaverei, und daß auch im Aeußern sich durchaus nichts geändert hat. Es findet also eine versöhnende Umdrehung statt, indem die vom Titel getragene Behauptung nicht etwa erläutert und bewiesen, sondern geleugnet werden soll.

Denn die schöne pomphafte Phrase von der Negerverfeinerung im Gebiet der Vereinigten Staaten ist schon alt, und der Artikel richtet sich deshalb gegen einen früheren Autor, der im Sprudeln solcher Phrasen ganz besonders ergiebig war, eine der glänzendsten Säulen der Wissenschaft, eine Berühmtheit ersten Ranges, den Franzosen Quatrefages. Was hat dieser große Professor, dieser unglaublichste Anthropologe nicht schon alles behaupten dürfen, von der preußischen Rasse an, die er aus Finnen und Slawen mischte, um sich damit an der heiligen Rache gegen den östlichen Feind zu beteiligen,[2]) bis zu jenen phantastischen Reisen über den Stillen Ozean, die er den Japanern aufdrang und in Schiffbrüchen endigen ließ, um Amerika zu bevölkern,[3]) und bis zu diesem Negerproblem, zu dem er voll herrlicher Ueberzeugung von einer anderen stolzen Berühmtheit, Elisée Reclus nämlich, abschrieb: „Wir wollen nicht rühren an der brennenden Frage der Sklaverei. Wir wollen bloß eine Tatsache feststellen, den beständigen Fortschritt der Neger auf der sozialen Stufenleiter. Selbst physisch nähern sie sich unaufhaltsam ihren Herren. Die Neger der Vereinigten Staaten haben nicht mehr denselben Typus wie die Neger von Afrika. Ihre Haut ist selten samtschwarz, obwohl fast alle ihre Vorfahren in Guinea gekauft worden sind. Sie haben nicht mehr so vorspringende Backenknochen, so dicke Lippen, so platte Nasen, so krause Wolle, so tierische Züge, so spitze Gesichtswinkel wie ihre Brüder der alten Welt. Im Zeitraum von 150 Jahren haben sie, was ihr Aeußeres anlangt, ein gutes Viertel der Entfernung, die sie von den Weißen trennte, zurückgelegt.“[4])

Wenn man sich freilich einen schwarzen Samtneger einbildet und dann erst den wirklichen Neger betrachtet

[2]) Revue des deux mondes 1871.

[3]) *A. de Guatrefages:* Histoire générale des Races humainas 1889 p. 559.

[4]) *A. de Guatrefages:* Unité de l'espèce humaine 18861 p. 221.

Digitized by Google

und das nur in Amerika, wird man allerdings annehmen müssen, daß sich die Rasse verändert hat. Das ist aber auch das einzige Wahre an dieser Tirade und alles andere ist falsch. Tatsächlich ist kein einziger Neger jemals völlig schwarz gewesen etwa im Sinne eines schwarzen Rocks oder eines Zylinderhutes. Die Neger sind immer und überall braun, manchmal sehr dunkel und manchmal sehr hell, bis zu roten und gelben Tönen, und ihre Samthaut ist ein Metapher, die höchstens poetisch gelten kann, etwa in einem Schäfergedicht auf ein freundliches Negermädchen. Und ebenso tatsächlich hat sich die Rasse auch in Amerika noch nicht verändert. Ganz sicher hat sie sich dort nicht verbessert, ja vielleicht eher noch verschlechtert.

Diese fast erheiternde Wendung frischt jedoch einige Tatsachen auf, die es wohl verdienen möchten, auch mit angehört zu werden, wenn es sich um die Aufgabe handelt, das Wahre und Falsche über den Neger einer Prüfung zu unterziehen. Von einer Verfeinerung oder Hebung im Sinne der so äußerst zweifelhaften europäischen Ueberkultur wird dabei wenig zu melden sein, aber es wird sich Gelegenheit geben, an dem dunklen Bild des Negers, so wie er aus der Natur hervorging, vom rein menschlichen Standpunkt aus einige Lichter aufzusetzen.

Am unangenehmsten wirken die Neger, wie soeben angedeutet, im Gebiet der Vereinigten Staaten, namentlich wenn sie, was man in Washington sehen kann, feierliche Aufzüge abhalten, um politisch zu demonstrieren, wobei dann allerhand wunderbare Uniformen zum Vorschein kommen, und die dazu angenommenen Posen an die Karikaturen erinnern, die in den transatlantischen Witzblättern für diese Rasse üblich sind. Schon das Klima allein, der harte Winter, die Notwendigkeit einer schweren Kleidung passen so schlecht zu den Afrikanern, daß sie in einer solchen Umgebung nur unästhetisch erscheinen müssen, und da die Aesthetik fünf Wege hat, zu denen auch die Nase gehört, so trägt hierzu nicht wenig bei, daß nirgends der bockige Negergeruch so widerlich zum Bewußtsein kommt, wie eben in diesem Wunderland, da er sich hier auch den Kleidern mitteilt. Und wenn wir alles zusammenfassen, ist. überhaupt dieses Wunderland die Wiege der vielen bösen Geschichten, die über den Neger verbreitet sind. Die Neger sind in den Vereinigten Staaten zu einer schwierigen

Digitized by Google

Frage geworden. Sie sind dem Proletariat von reinstem europäischen Blut, das mittlerweile entstanden ist, eine verhaßte Konkurrenz. Die alten Sünden der Sklavenhalter rächen sich jetzt an der Nachkommenschaft. Was wunder, daß nun die Zeitungsschreiber, die nirgends infamer verlogen sind, über die unglückselige Rasse alle ihre Verleumdungen gießen.

Bloß für den Anblick ändert sich vieles, wenn wir in wärmere Zonen gehen. Seitdem Las Casas, der Missionar, um vom Elend der Sklaverei und der spanischen Grausamkeiten die Indianer zu befreien, das Einführen afrikanischer Sklaven nach den Antillen empfohlen hat (um 1520), sind Tausende dieser dunklen Menschen dorthin übergesiedelt worden und haben sich dort so ergiebig vermehrt, daß man heute die ganze Gegend sehr passend Afrikola nennen könnte. Zwar wird auch dort über sie geklagt, weil sie sich nicht immer ausbeuten lassen, und im Innern von Haiti sollen sogar Gefahren drohen, schlimmer als in Afrika. Aber wie viel angenehmer bewegen sich dort die nämlichen Neger in leichter fröhlich heller Gewandung unter den säuselnden Kokospalmen als in den überimposanten, breiten Straßen von Washington. Und welch schöne stattliche Truppe von westindischen Negersoldaten haben die Engländer auf Jamaika und anderen Inseln sich rekrutiert, um sie in Afrika zu verwenden.

Auch durch die Hände der Holländer im Ostindischen Archipel sind viele Negersoldaten gegangen und haben sich großes Lob verdient. Unter die Truppen der Europäer und der Malaien eingeteilt, und zwar kompagnienweise, waren 1841 weit über tausend Mann vorhanden. Sie wurden von den Offizieren den Europäern fast gleichgestellt. Den feindlichen Stämmen malaiischer Rasse, so namentlich auch den Atjinesen, waren sie aber ein größerer Schreck als die kränklichen weißen Männer. Trotz ihrer Tapferkeit beim Angriff und ihres wilden Ungestüms kam es nach erlittenen Schlappen allerdings manchmal zu eiliger Flucht. Denn ihr Mut war wandelbar. Auch wird ihnen Mangel an Intelligenz und Mangel an Ordnung nachgesagt. Aber als besondere Tugenden glänzten dafür ihre Heiterkeit, ihre Gutmütigkeit und Genügsamkeit. Durch ihren Widerstand gegen das Klima und ihre höhere Muskelkraft waren sie besonders geeignet zum Pionierdienst

Digitized by Google

und zum Buschkampf. Von der malaiischen Systematik wurden diese stattlichen Neger als Orang blanda hitam, als „schwarze Holländer", ausgezeichnet und in den Sprachschatz aufgenommen, was durchaus der Schätzung entspricht, die sie sich bei den Malaien bereiteten.

Die Herkunft dieser „schwarzen Holländer" war natürlich Sklavenkauf. Bis zum Jahre 1870 standen die Goldküste und namentlich die dort befestigten Plätze, die durch die kurzen Handelsgelüste des Großen Kurfürsten uns bekannt sind, unter holländischer Botmäßigkeit. An die Engländer ausgetauscht gegen Ansprüche auf Sumatra, führte dieses Stück Afrika zu jenem unglückseligen Krieg, der in Atjeh so viel verschlang, da die erzürnten Atjinesen lieber englisch geworden wären. Von der Goldküste stammten denn auch die so brauchbaren Negersoldaten. Um 1837 wurden tausend Aschantisklaven zu je hundert Gulden „geworben". Da aber diese Art Rekrutierung schließlich den Engländern nicht mehr gefiel, mußte sie aufhören, sehr zum Bedauern der Offiziere.

Auch aus China liegt für die Begabung der Neger, sich durch ihr Auftreten geltend zu machen, eine kleine Beobachtung vor. Auf der schönen Insel Hongkong hat der Verfasser dieser Zeilen gelegentlich seiner verschiedenen Ankünfte (1889 und 1890) alle vier besseren Hotels bewohnt. In der engen Unterstadt gehörte das erste einer englischen Gesellschaft, das zweite einem Südfranzosen und das dritte einem Parsi. In diesen drei Häusern zeichneten sich die drei chinesischen Kellnerscharen durch Unverschämtheit und Faulheit aus. Hoch oben im herrlichen Pikhotel aber war das anders. Hier herrschten zwei Negergentlemen, die aus Amerika stammen mochten, und hielten das Chinesenvolk in einer wahrhaft erstaunlichen Zucht. Hier zitterten die gelben Bezopften vor ihrem schwarzen Tyrannenpaar, sie flogen und stürzten auf jedes Wort, und alles ging wunderbar musterhaft.

Von den drei Negerrepubliken Liberia, Domingo und Haiti habe ich bloß die beiden ersten berührt, und die Eindrücke waren günstig, trotz des Verrufs, in dem sie stehen. Die Finanzen stehen in allen schlecht, und die europäischen Kaufleute haben immer die nämlichen Klagen, bleiben aber doch im Geschäft. Denn der Handel bezahlt sich doch. In Liberia, einer Gründung amerikanischer Missionare für

Digitized by Google

befreite Negersklaven schon von 1820, hatte ich einmal das Vergnügen (1884), beim Präsidenten speisen zu dürfen. Auch die Minister waren geladen, alle kamen in schwarzem Rock und die Damen in festlicher Kleidung und in duftendem Blumenschmuck, lauter rein afrikanisches Blut, das Amerika durchgemacht hatte. Die dunkle, schon stark ergraute Gesellschaft benahm sich ausnehmend musterhaft, mit stiller, aber fester Würde, ungefähr so wie ländliche Geistliche, die sich zwar ihrer Ländlichkeit nicht ganz unbewußt werden können, aber sich ja nichts vergeben wollen. Namentlich in der Technik des Essens waren sie untadelhaft manchem deutschen Professor hoch überlegen. Eine der größten Gaben des Negers ist sein Talent für die äußere Form und hierin übt er auch strenge Kritik an dem Verhalten des Europäers, der damit so oft zurücksteht, namentlich in den schlechten Manieren, die mit dem Bierkult zusammenhängen.

Auch in Südamerika, im Hinterland von Surinam, lebt ein freies Volk von Negern, das seine Freiheit jedoch nicht etwa der europäischen Gnade verdankt, sondern sie sich selbst in grausamen Kämpfen von seinen grausamen Herren errang, lange ehe die Sklaverei von den Regierungen abgeschafft wurde. Es waren diesmal die biederen Holländer, die den großen Schaden hatten.

Hier sind aber auch diese biederen Holländer gegen die bösen Afrikaner ganz hervorragend streng gewesen. Die klatschende Peitsche scheint nirgends blutiger als bei ihnen gewütet zu haben, und auch sonst scheinen allerlei Mittel, um die Disziplin zu fördern, wie Hängen, Verbrennen und Knochenzerbrechen, sehr beliebt gewesen zu sein. Um gegen die vielen Fluchtversuche jener undankbaren Sklaven stets ein gutes Beispiel zu setzen, pflegte man an solchen Sündern, wenn sie wieder eingebracht wurden, je ein Bein amputieren zu lassen durch den Herrn Lazarettchirurgus, der für seine schöne Kunst sechs Pfund Sterling das Bein erhielt. Das Verfahren war zwar kostspielig, namentlich wenn die Patienten starben, da diese höhere Chirurgie trotz ihrer offiziellen Weihe manchmal ein wenig zu wünschen übrig ließ. Aber die Sicherheit des Besitzes wurde dadurch bedeutend erhöht. Denn mit ihren beiden Beinen wären die elenden Undankbaren eben doch wieder fortgelaufen,

Digitized by Google

während sie mit nur einem Bein noch immer vortrefflich zum Rudern taugten (1774).[5])

Trotzdem fuhren die Neger fort, von den Pflanzungen sich zu entfernen und in den Wäldern ihr Recht zu suchen, wohin die immer kränklichen Herren ihnen leider nicht folgen konnten. Es entstanden ganze Gemeinden aus diesen unbotmäßigen Sklaven, die ihre eigenen Häuptlinge hatten und sich blühende Dörfer bauten, weit im Süden der Kolonie, wo nur mehr Indianer waren, die vor ihnen weichen mußten. Sie bewiesen dabei eine Lebenskraft und eine Ueberlegenheit, die in der Besiedlung tropischer Wildnis ganz einzig dasteht. In den Kriegszügen, die von den Holländern gegen diese freien Buschneger jahrelang unternommen wurden, blieben sie siegreich, ja sie konnten nach einiger Zeit selbst zum Angriff übergehen und schließlich erzielten sie einen Tribut, den die biederen Holländer zahlten.

Den freien Buschnegern südlich von Surinam wird viel Gutes nachgesagt, so namentlich daß sie den Branntwein verschmähen, und zwar aus eigener Festigkeit. Derlei bewußte, auf moralischem Vorsatz beruhende, löbliche Enthaltsamkeit kam übrigens auch schon in Afrika vor, so zum Beispiel beim alten King Bell im schnapsduftigen Kamerun. Aber auch noch in anderer Hinsicht sind diese Buschneger interessant. Aus allen möglichen Stämmen und Sprachen Afrikas durcheinandergemischt, haben sie ihre Herkunft vergessen, bilden zusammen ein einiges Volk und sprechen heute das „Takitaki" (von englisch talk), ein verdorbenes läppisches Englisch, durchsetzt von Holländisch und Portugiesisch und vom Einfluß der Herrenhuter, die bei ihnen Missionen haben, stark bereichert mit deutschen Worten. Das Takitaki ist somit eine neue Lingua franca amerikanischer Afrikaner mit englischem Grundstock und deutschem Aufputz.[6])

Aber während die Grausamkeiten und die Greuel der Sklaverei allmählich doch zu verschwinden begannen, erhob sich eine neue Mißhandlung für die dunkleren Menschenbrüder, nicht bloß die Neger, sondern alle. Es kamen

[5]) *Stedman:* Narrative of a five years expedition against the revolted negroes of Surinam 1772—1777 I. p. 314.

[6]) W. Joest im Internat. Archiv f. Ethnogr. Suppl. z. Bd. V. 1893.

Digitized by Google

die Greuel der Wissenschaft, womit der Kreislauf dieses Themas anmutig logisch zum Anfang zurückkehrt.

Diese Greuel der Wissenschaft sind zwar stets nur geistig schmerzhaft, auch gibt es für sie einen Milderungsgrund, die Sehnsucht nach dem Uebergangstier, die bis heute noch nicht gestillt ist; aber sie hatten die Neigung, zu wachsen und noch viel abgeschmackter zu werden. Eine der stimmungsvollsten Leistungen, die aus dieser Richtung kam, ist eine Tafel des großen Häckel, die dieser bedeutende Zoologe seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1. Auflage 1868) voranschickt und auf der sechs Menschenprofile und darunter sechs Affenprofile überzeugend darstellen sollen, wie diese ganze Formenreihe eine harmonische Abstufung bildet vom Indogermanen durch den Tasmanier und den Gorilla bis zum scheußlichsten Pavian.

In dem bisherigen Vorgebrachten ist die harte Rasse der Neger immer nur passiv empfangend gewesen, wobei das Empfangene freilich meistens nicht gerade erfreulich war. Es kommt aber jetzt eine andere Erinnerung, in der die Neger sich gebend verhalten, und zwar durchaus angenehm.

In New-Orleans am Mississippi werden unzählige Baumwolleballen nach dem Hafenplatz gebracht. Ehe man diese aber verschifft, müssen sie nochmals in die Presse und noch ein wenig kleiner werden. Das besorgen eigene Maschinen. Die plumpen Körper stöhnen und ächzen, während der Dampf sie zusammendrückt, und sechs Männer stehen daneben, um neue Reifen durchzustecken, herumzubiegen und festzuziehen. Es sind fast lauter Europäer, die gewöhnlichen häufigen Typen in südlicher Verluderung, mit schmutzigem Hemd und durchlöchertem Hut. Die Negersklaven sind fast verschwunden. Und zu ihrer häßlichen Arbeit, die aber schnell vor sich gehen muß, ermuntern sich die sechs Blaßgesichter durch einen monotonen Gesang, der einen eigenen Zauber hat, ein weiches, freundlich schmeichelndes Plappern, läppisch kindlich und gänzlich Moll. Wo hast du solchen Gesang gehört? Zu diesen Europäergestalten paßt er durchaus nicht. Von ihnen kann er unmöglich stammen und überhaupt nicht aus diesem Land. Weit über das sonnige blaue Meer, nach der schäumenden Küste von Afrika müssen jetzt die Gedanken fliegen. Dort unter den Palmen der Nigermündung und der anderen

Digitized by Google

Palmölflüsse sind diese Melodien zu Hause. Auf erbärmlichen Sklavenschiffen, ebenso zäh und lebenskräftig wie deren schreckliche schwarze Ladung, kamen sie in dieses Wunderland und hefteten sich an die Baumwolleballen und von diesen sprangen sie über auf die unseligen Europäer, die jetzt Negerarbeit verrichten.

Heiliger Kladderadatsch der Menschheit! Europäische Vollblutarier, weltbeherrschende stolze Briten, noch veredelt zu freien Yankees, gürten schmutzige Baumwolleballen und singen dazu Negerlieder aus dem umnachteten Afrika. Wäre Herr Quatrefages hier gewesen, er hätte sogleich anthropologisch verkündet, daß in New-Orleans die Neger schon fertige Europäer sind.

(Nr. 101.)

Die Geschichte des Weinbaus.

Der Wein ist Gift, sagen die einen, der Wein ist eine Arznei für den Geist und auch wohl für den Leib, sagen noch immer viele fröhliche Verehrer des köstlichsten Trankes, den uns die Natur beschert. Wer recht hat, brauchen wir hier nicht zu entscheiden. Nur das darf man sagen, daß erstens die Wahrheit hier nicht in der Mitte, sondern näher beim Lager der Abstinenten steht, und daß zweitens eine Geschichte des Weinbaues ein nützliches und amüsantes Ding ist.

Ein gutes Stück menschlicher Kulturentwicklung wird in dem Buch von Dr. Friedrich Bassermann-Jordan dargestellt, das unter dem Titel Geschichte des Weinbaues unter besonderer Berücksichtigung der bayerischen Rheinpfalz[1]) die Rebenkultur bis hinauf in vorgeschichtliche Zeiten verfolgt. Der Verfasser bringt Vorbedingungen zur Abfassung dieses Werkes mit, die sich nicht so schnell wieder in einer Person vereinigen werden. Ausgebreitete philologische und nationalökonomische Kenntnisse verbinden sich bei diesem Sohne einer alten Weinproduzentenfamilie mit jener praktischen Erfahrung, die sich nicht allein auf persönlich gemachte Wahrnehmungen, sondern auf gute, stets sehr verständig kontrollierte Tradition gründet. Eine Art von Einseitigkeit mag

[1]) Es ist vor kurzem im Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M. erschienen.

Digitized by Google

sich insofern dabei herausgebildet haben, als der Verfasser trotz gewissenhafter Benutzung der Literatur über den Weinbau im allgemeinen doch besonders die Pfälzer Verhältnisse betont hat, die ihm ja auch vor allem vertraut sind.

Wer Frankenweine liebt, den weichen Leisten vom Würzburger Schloß oder den anfänglich so leicht zu trinkenden Stein Bocksbeutel mit dem edlen Steinwein, der am Ende sich wirklich steinschwer erweist; wer den spritzigen Mosel oder den milden Rheinwein bevorzugt, wer den vollen Bordeaux oder den prickelnden Chianti gern vor sich sieht, wer endlich gar den Greuel der Weinbauern und Freund der Damen, den schäumenden Sekt als ein höchst preiswürdiges, wenn auch hygienisch nur unter gewissen Bedingungen zu empfehlendes Getränk liebt, der wird nur da und dort spezielle Angaben in Bassermann-Jordans Werk finden. Die Pfalz ist hauptsächlich berücksichtigt in dieser dreibändigen Geschichte des Weinbaues; aber sie ist so sehr in den Zusammenhang der ganzen Entwicklung gestellt, daß aus der Schilderung der Geschichte des Pfälzer Weinbaues sich genügend Licht auf die anderen Weinländer Europas verbreitet.

Wie lange mag die Menschheit sich schon der Traube und ihres süßen Saftes erfreuen? Wo wohnte der Mann, der zuerst, wie es in den Märchen heißt, die Traube in die Schale einer großen Frucht ausdrückte und den Saft in der Sonne zu Most vergären ließ? Das sind Fragen, die nie beantwortet werden können und deren Beantwortung meist in die Urgeschichte der Menschheit zurückführt. Besonders das Datum der erstmaligen Most- oder Weinbereitung wird nie zu erfahren sein, schon deswegen, weil die Erfindung wohl da und dort und wiederholt gemacht worden ist, wie es der Zufall mit sich brachte.

Die Reben sind weit über die Erde verbreitet. Auch in Europa waren sie schon in grauer Vorzeit heimisch. Sogar in Deutschland können wir sie nachweisen, und zwar nicht nur in jenen Zeiten, wo Tropenklima im späteren Hercynischen Wald herrschte, sondern auch dann noch, als die heutigen Klimaverhältnisse schon geschaffen waren. In den Pfahlbauten der Schweiz fanden sich Kerne echter Trauben. Aber wo Trauben waren, mußte darum noch kein Wein sein Und so darf doch die Frage eigens gestellt werden, ob es wahr ist, daß der römische Kaiser Probus (276—282) den Weinbau in Deutschland eingeführt hat. Die Legende läßt sich vor der heutigen Forschung nicht aufrecht halten. Der Weinbau war aus Gallien in die Pfalz schon vor Probus eingeführt worden. Dem großen Kaiser gebührt jedoch

Digitized by Google

das Verdienſt, daß er, wo immer es anging, nicht nur in Deutſchland, den Weinbau tunlichſt förderte, und das iſt immerhin die Ehren wert, die man ihm noch heute erweiſt.

In der karolingiſchen Zeit und im Mittelalter breitete ſich dann der Weinbau bei uns immer mehr aus, ſo daß ein großer Teil von Deutſchland, der ſelbſt heute unter weſentlich beſſeren klimatiſchen Verhältniſſen nicht mehr geeignet für die Pflege der Rebe iſt, damals Wein in Menge produzierte. Das kommt daher, daß ſich ein im Grunde beklagenswerter Umſchwung vollzogen hatte. Die alten Römer ſahen auf Qualität, das Mittelalter nur auf Quantität. Baſſermann nimmt viel Rückſicht darauf, zu zeigen, daß das Zehntſyſtem und die Sitte, den Beamten einen Teil ihres Unterhalts in Naturalien zu verabreichen, dazu führen mußte, große Mengen Wein zu erzeugen und nicht auf die Güte zu ſehen. Klagen darüber, daß das Getränke gar zu ſauer ſei, hörte man ja damals oft; aber im weſentlichen blieb die Miſere bis in die Zeit des Humanismus. Da machten ſich die Studien der antiken Schriften auch inſofern bemerkbar, als Columella und andere Ackerbauſchriftſteller eifrig über die Rebenkultur und Behandlung des Traubenſaftes befragt werden. Es bahnt ſich auf Grund dieſer Studien eine Beſſerung an, die aber durch die Verwüſtung Deutſchlands im dreißigjährigen Krieg wieder gehemmt wird. Immerhin wurde noch im 18. Jahrhundert vielfach Wein auch in ſolchen Gegenden gebaut, wo er heute nicht gedeiht, und Kreitmayr preiſt in einer bekannten ironiſchen Stelle Altbayern glücklich, daß auf ſeinem Boden ein ſo ausgezeichneter Eſſig wachſe. Das 18. Jahrhundert ſah aber endlich die entſcheidenden Fortſchritte kommen. Einige rheiniſche Klöſter gingen entſchloſſen zum Qualitätsbau über und gegen Ende des Jahrhunderts führte ihn dann auch Andreas Jordan in der Pfalz ein.

Von dieſem Mann, den man den Begründer des Qualitäts-Weinbaues in der Pfalz nennen darf, ſteht dem Verfaſſer eine Fülle von Aufzeichnungen zu Gebote, und er macht von ihnen, die ſehr zuverläſſig ſind, zum Nutzen ſeines Werkes guten Gebrauch. Hier ſei beſonders auf die ungemein intereſſanten Tagebuchblätter J. P. Jordans aus der franzöſiſchen Revolution hingewieſen, die bis jetzt noch nicht veröffentlicht waren. Schlicht und ohne alle ſchriftſtelleriſche Ambition geſchrieben, haben ſie eine ergreifende und zugleich erhebende Sprache. Man muß dem Verfaſſer überhaupt Dank wiſſen, daß er die drei mit viel ſtatiſtiſchem Material zu belaſtenden Bände durch Heranziehung von nationalökonomiſchen und kulturhiſtoriſchen Details ſehr glücklich zu beleben gewußt hat.

Digitized by Google

Ein geradezu amüsantes Kapitel des 3. Bandes behandelt die Trinksitten, wo mancher wunderlicher und heiterer Brauch verzeichnet wird. Auch das Kapitel über den Weinhandel, auf den der Verfasser mit Sorgfalt eingeht, ist nicht nur für den Fachmann sehr interessant. Hierbei war es nicht zu vermeiden, daß manche brennende Tagesfrage berührt wurde, aber so sehr der Verfasser sonst gern ins Detail geht, hat er sich hier mit anerkennenswerter Kürze gefaßt und volle Sachlichkeit gewahrt, um das große Werk nicht zu einer Streitschrift herabsinken zu lassen. Bassermann-Jordan hat wohl pro patria, aber nicht pro domo geschrieben, eine Aufgabe, die sehr sicheren Takt erfordert hat.

Ueber das ganze Werk ist eine Anzahl von Abbildungen verstreut, die meistens rein önologisches, mitunter aber auch archäologisches und kunsthistorisches Interesse haben. Eine äußerst umfangreiche Literaturangabe, die ein Buch für sich bildet, belehrt den Leser zum Schluß darüber, daß er hier vor dem Resultat weitausgreifender Studien steht. In der Tat hat der Verfasser seit J. Dornfelds vor 40 Jahren erschienener Geschichte des Weinbaues in Schwaben zum erstenmal wieder den Versuch gemacht, die umfangreiche, in Broschüren und Zeitschriften verstreute Literatur zu einem großen Ganzen zu verarbeiten.

(Nr. 101.) Oinomaos.

Die Niederschlagsverhältnisse von Deutsch-Südwestafrika.

Zu einer Zeit, wo das lange mißachtete Deutsch-Südwestafrika plötzlich in den Vordergrund nicht nur des politischen, sondern endlich auch des wirtschaftlichen Interesses gerückt ist, können wir eine neue wertvolle Gabe wissenschaftlicher Erforschung dieses unseres kolonialen Sorgenkindes doppelt freudig begrüßen. Denn auch sie, wiewohl nicht als Aushängeschild kolonialer Werbung verwendbar, ist in hohem Maße geeignet, bestehende Vorurteile zu beseitigen, wie auch praktischen Zwecken zu dienen. Das bisher sehr zersplitterte und zerstreute Material der Niederschlagsmessungen des Schutzgebietes ist im 1. Heft des 20. Bandes der v. Danckelmannschen Monatshefte „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", die damit in einer neuen Form im Buchhandel sich einführen, zu einer umfangreichen

Digitized by Google

und wertvollen Arbeit zusammengetragen und verwertet worden.[1])

Der Zeitpunkt ihres Erscheinens ist um so passender, als gerade jetzt zum erstenmal die Anzeichen einer massenhaften Niederlassung im Schutzgebiet sich bemerkbar machen und somit all diese Ansiedler noch in der Lage sind, die Resultate dieser Arbeit bei ihrer Etablierung auszunützen. Denn mag auch von den drei Möglichkeiten der Wasserbeschaffung, die natürlich der Niederschlagsbildung gegenüber den künstlichen der Bohrung und Aufstauung gerade in Südwest an Bedeutung verhältnismäßig zurückstehen, so wird es doch niemand beifallen, deshalb die hohe Bedeutung dieser meteorologischen Erscheinung auch da, wo sie sich negativ durch ihr gänzliches oder fast gänzliches Fehlen bemerkbar macht, für die wirtschaftliche Eroberung des weiten Kolonialgebietes zu leugnen. Jedenfalls aber ist auch diese Arbeit, wie jede neue Erkenntnis und Mitteilung über das Schutzgebiet, ein Beweis, daß es nicht so schlecht ist wie sein Ruf. Sie zerstört abermals die immer noch vielfach herrschende irrige Anschauung, als sei das Schutzgebiet überall regenarm, und veranschaulicht vor allem deutlich die große klimatische Verschiedenheit der einzelnen Teile der ausgedehnten Ländermasse.

Das zur Verfügung stehende Material fand sich vor allem in den früheren Dankelmannschen Heften zusammengetragen, doch lieferten auch, insbesondere ältere, Reisewerke, amtliche Veröffentlichungen der Nachbargebiete, sowie mündliche und handschriftliche Mitteilungen von Missionären schätzbares Material. Exakte Beobachtungen mit Regenmessern wurden allerdings nur auf wenigen Stationen des Schutzgebietes ununterbrochen eine Reihe von Jahren vorgenommen. Auch waren die Beobachtungen infolge schlechten Apparates, ungünstiger Aufstellung desselben oder mangelhafter Vorbildung der Beobachter nicht selten unzuverlässig. Immerhin konnte Material von 96 Stationen verarbeitet werden, von denen 85 in das Schutzgebiet fallen, während 11 in den Nachbargebieten (Kapland, Angola) belegen sind. Die Beobachtungen umfassen zusammen einen Zeitraum von etwa 20 Jahren, vom Anfang der 80er Jahre bis 1904/05, und genügen, was Zahl und räumliche Verteilung der Stationen an-

---

[1]) „Die Niederschlags-Verhältnisse von Deutsch-Südwestafrika" mit einer Niederschlagskarte von Deutsch-Südwestafrika, 2 Kartons der Verteilung der Regentage nebst 24 Tabellen, 54 Diagrammen und einer Profilkarte der Regenhöhen von West nach Ost auf 6 Tafeln. Von Dr. E. Ottweiler, Münster i. W. (Berlin, 1907. E. S. Mittler u. Sohn.)

langt, für den südlichen und mittleren Teil des Schutzgebietes, während die Beobachtungen in dessen Norden nur vorläufige Resultate zu liefern vermochten.

Immerhin mußte der Bearbeiter das Material methodisch strecken; dies geschah vor allem in der Weise, daß das aus einer nur kurzen Beobachtungsreihe gewonnene Mittel der einen Station auf dieselbe Zeitperiode einer mit jener vergleichbaren Nachbarstation mit einer langen Beobachtungsreihe reduziert wurde. Auf diesem Weg konnte auch aus kürzeren Reihen von Angabne ein dem wahren Durchschnitt möglichst nahekommendes Normalmittel gewonnen werden. Es versteht sich, daß durch komplizierte Verrechnung der Mangel eines umfassenderen Materials nicht ersetzt werden konnte; und ein gewisser Grad des Provisorischen haftet den Ergebnissen der umsichtigen Arbeit unzweifelhaft an; allein dieselben sind dennoch so weit schlüssig, daß die großen Züge der Regenverhältnisse Südwestafrikas mit Sicherheit hervortreten.

So zeigt sich denn zunächst deutlich, daß im allgemeinen die östliche, die Luvseite, des Gebietes, die regenreichere, die westliche, die Leeseite, die regenärmere ist. Die Regenmenge wächst fast durchweg nach dem Innern, nach Nordosten zu. Es zeigt sich eine Uebereinstimmung zwischen Niederschlagsmenge und Vegetation insofern, als in der Regenkarte sich die drei pflanzengeographischen Zonen, die Wüsten-, die Steppenzone, und die an tropische Verhältnisse sich annähernden Busch- und Baumsavannen, wieder erkennen lassen. Demnach ist der Pflanzenwuchs im Gebiet weniger von der Temperatur- als von der Regenverteilung abhängig. Das Küstengebiet ist am ärmsten ausgestattet; es bildet nicht nur den trockensten und vegetationslosesten Teil der westafrikanischen Küste, sondern vielleicht der ganzen Erde. Landregen kommen überhaupt nicht vor; dagegen wohl Jahre ohne jeden meßbaren Niederschlag. Nahe steht diesem Gebiet das südlichste, Groß-Nama- und das Orange-Gebiet, wo also die Regenarmut bis tief ins Innere hineingreift.

Der Norden des Groß-Namalandes zeigt steppenartigen Charakter: die Niederschläge nehmen mit der Seehöhe gegen Norden und Osten zu. Die jährliche Regenhöhe beträgt zum Beispiel in Hoachanas 238 Millimeter, in Rehoboth 266 Millimeter (gegen 14 Millimeter in Lüderitzbucht, 73 Millimeter in Kubub); sie steigert sich allmählich, bis wir im Damaraland einen der regenreichsten Teile des Schutzgebietes treffen: Plateaulandschaften mit 1600—1800 Meter mittlerer Seehöhe, in denen wieder die Umgebung Windhuks in einer Ausdehnung wie Württem-

Digitized by Google

berg sich inselartig durch höhere Niederschlagsmenge hervortut; sie beträgt in Windhuk zum Beispiel 357 Millimeter. Nach Osten folgt, zunächst nach einer Abnahme der Regenfälle, das Gebiet der Kalahari, mit einer durchschnittlichen Regenhöhe, die jener im Damaraland gleichkommt, die aber lediglich, infolge ungünstiger Bodenbeschaffenheit, in der wirtschaftlichen Wirkung zurückbleibt, so daß der steppenhafte Charakter dieses Gebietes nicht von Mangel an Regen, sondern von der Durchlässigkeit des Bodens resultiert. Während über das sogenannte Kaokofeld (Nordwesten) nur wenige Messungen vorliegen, kommen die jährlichen Regenmengen im nördlichen Damaraland, dem Hauptsitz der Hereros, schon mitteleuropäischen Verhältnissen gleich (Otjikango 416 Millimeter wie Prag); dennoch ist infolge der großen Schwankungen der Niederschlagsmengen auch hier der Ackerbau ohne künstliche Bewässerung nicht möglich. Im Norden des Schutzgebietes endlich, im Land der ackerbautreibenden Ovambos, begegnen wir Regenmengen, welche etwa jenen des nordwestlichen deutschen Flachlandes entsprechen. So ist denn auch bereits im Grootfonteiner Bezirk der Ackerbau ohne künstliche Bewässerung möglich, und im äußersten Nordosten (Caprivi-Zipfel) sind jährliche Niederschlagsmengen von 700 Millimeter und darüber wenigstens zu vermuten. Eine Eigentümlichkeit dieses Gebietes, die auf der Regenkarte deutlich hervortritt, ist die, daß von Nordosten her ein breiter Streifen mit höheren Regenmengen zungenförmig bis ins Damaraland hereinzieht, den Waterberg noch mit umschließend.

Von dem Inhalt der speziellen Untersuchungen sei besonders die starke Nebelbildung des Küstengebietes erwähnt, die mit derartig starkem Taufall verbunden ist, daß der Boden bis zu vier Zentimeter durchfeuchtet werden kann und dieses spärliche Surrogat des fehlenden Regens sogar einer ganz eigenartigen Vegetation („Nebel- und Taupflanzen") die Existenz ermöglicht. Auch Schnee und Hagel sind im Schutzgebiet nachgewiesen, ersterer nördlich bis Gobabis (1417 Meter, 22° 21' s. Br. = etwa der Breite von Rio de Janeiro). Die jahreszeitliche Regenverteilung des Landes bildet den Uebergang von den tropischen Zenitalregen mit doppeltem Maximum im Sommer zu den im Kapland herrschenden ausschließlichen Winterregen. Im allgemeinen herrschen daher im Innern die Sommerregen vor; sie nehmen nach Süden und nach der Küste zu allmählich ab, und machen dem Herbst- und endlich dem Winterregen Platz. Die zahlreichen, sehr anschaulichen Diagramme lassen gerade hier die Uebergänge sehr deutlich erkennen. Besonders eingehend sind sodann die jährlichen Schwan-

Digitized by Google

lungen der Niederschläge behandelt; mit Recht, da gerade diese Verhältnisse für die Landwirtschaft von äußerster Bedeutung sind. Im einzelnen kann hier auf die subtilen Untersuchungen und Berechnungen nicht eingegangen werden; es mag genügen, das Resultat zu konstatieren, daß gerade im regenärmeren Süden die Schwankungen des jährlichen Regenfalls außerordentlich beträchtlich sind.

Auch die Verteilung der Regentage ist genau untersucht und in zwei Nebenkarten sind die Ergebnisse in Gestalt von Linien gleicher mittlerer Anzahl der jährlichen Regentage kartographisch verdeutlicht. Aus beiden Karten ergibt sich abermals die Zunahme der Zahl der Regentage von Süd nach Nord und West nach Ost, im Küstenstrich dagegen ein mehr einheitlicher Charakter, der zwischen Nord und Süd nur geringere Unterschiede aufweist. Bemerkenswert ist, wie häufig ein großer Teil der gesamten jährlichen Regenmenge sich auf wenige Tage konzentriert; so einmal nahezu die gesamte Jahresmenge innerhalb zweier Tage, Wassermassen, welche zwecklos und verwüstend ablaufen, sofern nicht für ihre Aufstauung gesorgt ist. Derartige Güsse treten mit Vorliebe in den Nachmittagsstunden und unter Gewittererscheinungen auf, dagegen ist ein richtiger, anhaltender und weit verbreiteter Landregen selbst im Norden des Gebietes und in der Kalahari selten, im Süden fast unbekannt.

Die naheliegende Frage nach der Ursache dieser ungünstigen meteorologischen Verhältnisse findet bezüglich des Küstenstriches ihre Beantwortung dahin, daß durch die Wirkungen des im Westen von Südafrika verlaufenden kalten Benguellastromes und des nahe der Küste auftretenden noch kälteren Auftriebwassers die fast ständigen West- und Südwestwinde keine Feuchtigkeit mitbringen oder diese in Gestalt von Nebel- und Taubildung ausgeben. Dagegen zeigt für das Innere des Schutzgebietes ein Vergleich der Regenfälle mit der Windrichtung, daß die Winde aus dem östlichen Quadranten die regenbildenden sind. Damit stimmen die Erfahrungen fast aller Reisenden überein, und es rechtfertigt sich damit der eingangs gebrauchte Ausdruck Luvseite für die innere Hälfte des Schutzgebietes.

Endlich behandelt Dr. Ottweiler noch zwei Fragen, die in ihrer Tragweite weit über den lokalen Rahmen des deutschen Schutzgebietes hinausgreifen. Einmal die Frage, ob sich periodische Schwankungen in den Niederschlägen Deutsch-Südwestafrikas beobachten lassen, ob also trockene und regenreiche Jahre in mehr oder weniger regelmäßigen Zeitabschnitten wiederkehren. Die vorliegenden Messungen reichen zur Beantwortung nicht aus;

Digitized by Google

doch werden handschriftliche Aufzeichnungen des Missionars Irle zuhilfe genommen, die bis ins 18. Jahrhundert, wenn auch fragmentarisch, zurückreichen. Aus dieser Tabelle scheint sich ergeben zu wollen, daß im Namaland etwa alle 30 Jahre eine Generaldürre, alle 10 Jahre eine mittlere Dürre eintritt. Natürlich ist dies noch reine Hypothese, und der Verfasser der verdienstvollen Arbeit tut deshalb recht daran, an diese problematische Erkenntnis nicht noch weitere Schlüsse auf die sog. Brucknersche Periode (35 Jahre) oder auf die angebliche 11jährige Periode der Klimaschwankungen zu ziehen.

Vielleicht wäre daher auch ein Eingehen auf die Frage der sogenannten Austrocknung Südafrikas vorteilhafter unterblieben. Der Verfasser faßt zwar das Thema vorsichtig in die Frage: Ist in historischer Zeit eine Abnahme der jährlichen Niederschlagsmengen zu konstatieren? In dieser Form kann sie auf Grund des Materials, das beigebracht wurde, wohl mit Nein beantwortet werden. Aber der hier als „historische Zeit" verwertbare Zeitraum von höchstens 60 Jahren ist ein Nichts, wenn aus ihm eine erdgeschichtliche Tatsache herausgelesen werden soll. Gegenüber einer solchen, wie es die Austrocknung eines halben Erdteils ist, sind drei Generationen, ist ein Säkulum wie ein Tag, und nicht einmal so viel; wenn also der Nachweis mit Erfolg erbracht ist, daß in Südafrika seit 60 Jahren die Niederschläge nicht ab-, sondern eher zugenommen haben, so ist damit gegenüber Passarge, wenn dieser die Austrocknung aus geologischen Gestaltungen schließen zu dürfen glaubt, kein Gegenbeweis geschaffen. Vielleicht werden ombrometische Beobachtungen einen solchen Gegenbeweis überhaupt nie liefern können — was allerdings ihrem sonstigen Wert ja keinen Eintrag tut.

Dachau. Rudolf Hermann.

(Nr. 101.)

Bücheranzeigen.

Das Reichserbschaftssteuergesetz mit Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen herausgegeben von Erich Aron. Leipzig 1906. C. L. Hirschberg. VIII, 134 S. Preis 3 M.

Die vorliegende Ausgabe ist für den Handgebrauch bestimmt, es sind daher die mit dem Erbschaftssteuerrecht zusammenhängenden Fragen des bürgerlichen und des Verwaltungsrechts nur

insoweit erörtert, als es zum Verständnis des Gesetzes unbedingt erforderlich erschien. Im übrigen sind die Anmerkungen so eingehend und erschöpfend, wie dies von einer unmittelbar nach der Publikation des Gesetzes erschienenen Handausgabe irgend erwartet werden kann. — Die Arbeit wird sicher in der ersten Zeit allenthalben, wo man sich mit Fragen der Erbschaftssteuer zu beschäftigen hat, ausgezeichnete Dienste tun. Die Druckausstattung ist zu loben, jedoch wäre es wünschenswert, wenn derartige für den täglichen Gebrauch bestimmte Ausgaben in kleinerem Format und ausschließlich gebunden auf den Markt kämen.

München. Rechtsanwalt Dr. Paul Bauer.

Hamburg als Welthafen. Von Dr. Kurt Wiedenfeld. Als 8. und 9. Heft des dritten Jahrganges der bei v. Zahn und Jaensch in Dresden erscheinenden und von der Gehestiftung herausgegebenen „Neuen Zeit- und Streitfragen" ist ein erweiterter Vortrag Wiedenfelds über obiges Thema nun in Buchform herausgekommen. Inhaltlich bietet er dem, der den letzten „Nauticus" gelesen hat, kaum etwas Neues; dennoch ist es zu begrüßen, daß es dadurch weitesten Kreisen ermöglicht wird, Entwicklung und Bedeutung des deutschen Welthafens kennen zu lernen; es ist wirklich ein Gegenstand, an dem unsere Nation Erstaunliches lernen kann. Hier sei besonders auf die der Schrift beigegebene Planskizze der Hafenanlagen von Hamburg verwiesen, die, wenn man, wie Verfasser es tat, dem Mangel der Kolorierung der Wasserflächen abhilft, einen klaren Einblick in ein modernes Weltwunder gewähren kann. Ein aus sinnvoller Verbindung von Natur und Kunst erzeugtes Instrument des Welthandels, wie es der Hafen Hamburgs in der Gegenwart bietet, steht in der Welt einzig da; weder London noch Hongkong können sich darin mit der deutschen Hafenstadt irgendwie messen: den Gliedern eines riesenhaften Fächers gleich, dessen Griff der mächtige Strom der Unterelbe bildet, erstrecken sich die einzelnen Häfen in das Land hinein, Landzungen bildend, die durch unmittelbare Berührung mit den Schienensträngen dem Handel eine mustergültig geordnete, ideal bequeme Stätte bieten. Gleichsam mit offenen Armen wartet die Riesenstadt der Warenmassen, die von aller Herren Ländern hier heranschwimmen, um sie nach den verschiedensten Richtungen dem weiten Hinterland zu vermitteln. Und strahlenförmig verzweigen sich dann in das Festland hinein nicht nur die Schienenstränge, sondern ein Netz von kleineren Wasserläufen, Kanäle und an sich unbedeutende Flüsse, die, wie die Bille, ihre Bedeutung der Vermittlungstätigkeit der großen Hafenstadt verdanken. Weite Räume scheinen durch die unmittelbare Verbindung von Land und Wasser einen amphibienhaften Charakter angenommen zu haben, und wie der Elbestrom selbst Süß- und Salzwasser in sich vermischt enthält, so sind Meer und Fluß in diesen Hafenbecken fast untrennbar verschmolzen. Welcher Gegensatz liegt z. B. in dem Bilde der Wasserverbindungen in Venedig und Hamburg: dort das Land, dem Meere abgekämpft, die Kanäle ein Surrogat des Landverkehrs, hier zweckbewußtes Hereinziehen des billigeren Wasserverkehrs in

Digitized by Google

das Land hinein; dort das Wasser ein Hindernis, hier ein Förderungsmittel des Verkehrs. Welcher Gegensatz auch zu London, wo der einzige ungegliederte Lauf der Themse in endloser Reihe die Anstalten der Weltschiffahrt, des Welthandels beherbergen muß, während hier jedes seinen Ort, seine besonders geschaffene Ruhe- oder Arbeitsstätte findet. Die Mühen und Kosten der Umladung vom Schiff auf Land, von Seeschiff auf Flußkahn auf ein Minimum vermindert; die Möglichkeiten der Verwertung und Verfrachtung auf das denkbar vielfältigste und beste vermehrt. Und dabei dank des Weitblickes und Opfermutes einer im Handel durch jahrhundertelange Erfahrung erprobten Bürgerschaft noch keine Grenzen gesetzt, auch durch die Beschaffenheit des Geländes in fast keiner Hinsicht beschränkt. Wenn es für das moderne, Weltpolitik treibende Deutschland einen Gegenstand des Stolzes und unbedingter Genugtuung gibt, so ist es der Anblick des Hamburger Welthafens. Ich weiß nicht, ob es einen historischen Atlas desselben gibt; wenn nicht, so sollte er geschaffen werden: man könnte daraus mehr lernen als aus mancher Handelsgeschichte von Hunderten von Druckseiten.

II.

Der deutsche und französische Offizier. Eine soziale Studie von M . . .. Premierleutnant der kgl. norwegischen Armee. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. Stine. Berlin 1907, Risels Deutsche Centrale für Militärwissenschaft, Königin Augustastraße 43. — 43 Seiten. Preis broschiert mit farbigem Umschlag 1.50 M.

Ein ganz interessantes Schriftchen eines norwegischen Offiziers, der als genauer Kenner der deutschen und französischen Verhältnisse bezeichnet wird, ohne daß wir jedoch erfahren, auf welchem Weg er sich diese Kenntnis angeeignet hat. Aus dem Inhalt geht hervor, daß sich der Verfasser im allgemeinen wohl auf beiden Seiten gut unterrichtet hat, wenn wir auch nicht all seinen Aussprüchen und Vergleichen zustimmen können. Der militärische Leser wird ja leicht unterscheiden, in welcher Hinsicht die Darstellung in der einen oder anderen Weise mehr oder weniger wohlwollend gefärbt erscheint. Es wird auch in der französischen Armee in den letzten Jahren so fleißig und zielbewußt gearbeitet, daß es für uns nicht ganz ungefährlich erscheinen dürfte, die Ueberlegenheit des deutschen Offiziers über den französischen, wie in vorliegender Schrift geschieht, als zweifellos feststehend anzunehmen.

Sicher ist die vorliegende Studie sehr geeignet, mit Nutzen einen Vergleich zwischen beiden Offizierkorps zu ziehen, und kann daher dem deutschen Offizier und seinen Kreisen als anregende Lektüre bestens empfohlen werden.

Bösmiller.

Digitized by Google

Ein Monumentalwerk zur Geschichte der Textil-Industrie. (Recueil de documents relatifs à l'histoire de l'industrie drapière en Flandre publiés par *Georges Espinas* et *Henri Pirenne*. Première partie: des origines à l'époque bourguignonne. Tome premier: Aire-sur-la-Lys—Courtrai. Bruxelles 1906, Librairie Kiessling et Cie., P. Imbreghts successeur. XX und 695 S.)

Die Forscher, die sich zur Veröffentlichung dieses Werkes vereinigt haben, werden seit lange als vorzügliche Kenner der Geschichte der Niederlande und Nordfrankreichs und besonders ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse geschätzt. Schon die erste städtegeschichtliche Arbeit, die Pirenne (Professor an der Universität Gent) veröffentlichte, die Verfassungsgeschichte von Dinant, zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Er trat mit ihr in die lebhafte Diskussion ein, die damals in Deutschland hinsichtlich des Problems der Entstehung der mittelalterlichen Stadtverfassung begonnen hatte, und ließ dann zahlreiche weitere Editionen, Untersuchungen und Darstellungen folgen, die sich in der Regel auf das Gebiet des heutigen Belgien und Nordfrankreich bezogen, aber stets von allgemeinen Gesichtspunkten aus unternommen waren. Seine Studien mündeten in die „Geschichte Belgiens", die gleichzeitig deutsch (in der Uebersetzung von F. Arnheim, als Teil der Heeren-Uckertschen „Geschichte der europäischen Staaten") und französisch ausgegeben wurde; 1899 erschien der erste Band, ganz kürzlich der dritte. G. Espinas (Archivar im Auswärtigen Amt in Paris) lieferte in seinem Buch „Les finances de la commune de Douai des origines au XV. siècle" (Paris 1902) nicht nur einen sehr wertvollen Beitrag zur Finanzgeschichte, sondern, weil er sein Thema weit und gründlich auffaßte, auch zur allgemeinen Städtegeschichte. Unter seinen anderen Arbeiten heben wir seine umfangreiche Abhandlung „Jehan Boine Broke, bourgeois et drapier Douaisien" hervor, die in der „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" Bd. 2 (1904) erschienen ist. Glückliche Funde setzten ihn hier in den Stand, uns die Persönlichkeit eines reichen, um 1300 lebenden Tuchhändlers (eben jenes Jehan Boine Broke aus Douai) und sein Verhältnis zu den gewerblichen Arbeiten detailliert vorzuführen, so anschaulich, wie wir sonst ein Bild von den Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der Industrie aus jener Zeit nicht besitzen. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß wir in dieser Abhandlung von Espinas die schlagendste Widerlegung der Schilderung, die Sombart in seinem viel genannten Buch über den „Kapitalismus" von Handel und Industrie des Mittelalters gegeben hat, besitzen.

Eben in das Getriebe der Textilindustrie führt uns nun auch die große Edition ein, auf die wir hier die Aufmerksamkeit lenken möchten. „Die Tuchmacherei," sagt Pirenne in seiner Geschichte Belgiens (I, S. 195), „gab Flandern jenes charakteristische Aussehen, welches es bis zum 16. Jahrhundert bewahren sollte." Nirgends sonst, nicht einmal in Italien, trifft man innerhalb eines engbegrenzten Raumes so viele große Fabrikzentren an. Die belgischen Gewebe haben damals in ganz Europa und noch darüber hinaus Verbreitung gefunden. Die Vollkommenheit dieser

Digitized by Google

Stoffe bewirkte, daß sie sogar bis in den Orient exportiert wurden, wo man sie in den Bazaren neben den Damast-, den Brokat-, den gold- und den silberdurchwirkten Stoffen fand (vgl. Pirenne a. a. O. S. 247 ff.). Eben dieser Umstand, daß die Tuchindustrie in Flandern in hervorragendem Maße für den Export arbeitete, hatte aber auch die Folge, daß sich hier Arbeiterverhältnisse entwickelten, wie sie sonst im großen und ganzen dem Mittelalter unbekannt sind.

Es bedarf hiernach keiner näheren Darlegung, daß eine umfassende Publikation über die flandrische Tuchmacherei die lohnendste Aufgabe darstellt. Die Herausgeber haben sich zunächst die Bewältigung des bis zum Ende des 14. Jahrhunderts reichenden Quellenmaterials zum Zwecke gesetzt: ihr dient die „première partie". Dies ist die klassische Zeit der flandrischen Tuchmacherei. Im 15. Jahrhundert beginnt sie zurückzugehen, wiewohl sie sich einstweilen noch stark behauptet. Die beiden Perioden unterscheiden sich auch in der Art der Quellen: die klassische Zeit besitzt reiche, jedoch nicht überreiche Nachrichten, während die spätere über einen schier unerschöpflichen Stoff verfügt. Damit ergibt sich eine verschiedene Einrichtung der Edition: die Dokumente der klassischen Zeit können annähernd in vollem Wortlaut veröffentlicht werden; bei denen der späteren dagegen wird eine namhafte Auswahl und Kürzung stattfinden müssen. Die Anordnung, die man den Urkunden gegeben hat, ist die alphabetische nach den Namen der Städte. Der jetzt vorliegende erste Band umfaßt das Material für vierzehn Orte. Die meisten Nachrichten weisen von diesen Arras und Brügge auf; sie (mit Courtrai) haben auch die ältesten Urkunden. Bei Arras ist ein Stadtbuch (das „rote Buch") sehr ergiebig. Noch mancher berühmte Ort wird in den folgenden Bänden zur Geltung kommen. Nicht am wenigsten freuen wir uns auf die Urkunden der in der alphabetischen Anordnung an letzter Stelle stehenden Stadt Ypern. Daß die Texte in vollkommener Zuverlässigkeit ediert sind, kann bei der Persönlichkeit der Herausgeber keinem Zweifel unterliegen. Wünschenswert wäre es gewesen, daß man in den Kolummenüberschriften den Namen der Stadt, aus der die Urkunden stammen, namhaft gemacht hätte; das würde das Nachschlagen sehr erleichtern. Wir dürfen als selbstverständlich voraussetzen, daß der letzte Band der „première partie" ein Sachregister, das den reichen Inhalt der Urkunden ausschöpft, bringen wird.

Keine größere Bibliothek wird die vorliegende Publikation, die sich der Unterstützung der belgischen Akademie der Wissenschaften erfreut, entbehren können.

Freiburg i. B. G. v. Below.

Die Kolonisation des Mississippi-Tales bis zum Ausgang der französischen Herrschaft. Eine kolonialhistorische Studie von Dr. phil. Alexander Franz, Privatdozent an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M., Oberlehrer an der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M. Mit einer Karte. Leipzig, Verlag von Georg Wigand 1906. XXIII und 464 Seiten.

Digitized by Google

Spanier, Franzosen, Engländer und Amerikaner haben um den Besitz des Mississippi-Tales gerungen; die Spanier haben es entdeckt, die Franzosen und in geringerem Grade die Engländer es erschlossen, die Besiedelung und kulturelle Besitznahme war den Amerikanern vorbehalten. Das vorliegende Werk schildert speziell die Anfänge der Kolonisation bis zum Ausgang der französischen Herrschaft; die Wiederergreifung unter Napoleon I. hat der Verfasser als „rein episodenhafte" nicht mehr berücksichtigt. Wir werden so über die Entdeckungen der Spanier, die erste Kolonisation der Franzosen, die Tätigkeit der Compagnie des Indes, die Uebernahme Louisianas als Kronkolonie unterrichtet; wir sehen, wie die Kolonisation erst von handelspolitischen und fiskalischen Interessen abhängig war, und erst allmählich die Bahn frei wurde für eine gesunde, den natürlichen Bedingungen entsprechende Entwicklung, wie trotz aller Opfer auch später noch das Gesamtbild der Kolonie wenig erfreulich war. So bestätigte sich auch hier das Gesetz, das schon Bacon formuliert hat, indem er vor der Kurzsichtigkeit warnt, in den Kolonien gleich nach der Saat ernten zu wollen. Darin liegt auch die Bedeutung des Buches für die unmittelbare Gegenwart, speziell für uns Deutsche: es ist die Darstellung einer noch jugendlichen Kolonisation, unter Zugrundelegung eines ausgebreiteten Materials, das mit viel Sachkenntnis und Umsicht verwertet ist. „Wir stehen erst in den Anfängen unserer kolonialen Entwicklung und haben daher dringenden Anlaß, gerade der Kindheit einer Kolonie unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden", sagt der Verfasser selbst. Besonders lehrreich in dieser Beziehung ist das Schlußkapitel über das Ergebnis der französischen Kolonisation im Mississippi-Tal, das jeder Kolonialfreund wie auch die übrigen Partien des Werkes mit Interesse lesen wird.

München. Theodor Bitterauf.

Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren. Von Dr. Karl Sell, Professor der evangelischen Theologie. Tübingen 1907, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 32 Seiten.

Bei der Lektüre dieser akademischen Rede stieg in mir der sehnsüchtige Wunsch auf, doch recht bald auch von dem Verfasser seine schon so lange angekündigte „Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts" in Händen zu haben. Was wir da erwarten dürfen, zeigt bereits die vorliegende kleine Schrift. Der Verfasser gibt in gedrängter Kürze einen lehrreichen, tiefgründigen Ueberblick über Strömungen und Tendenzen der damaligen Zeit und versteht es meisterhaft, den religiösen Einschlag in denselben mit feiner, sicherer Hand aufzuzeigen. Und wenn der Redner am Schlusse sagt: „Soll die Religion bleiben, was sie menschlicherweise ist, das Atmen unseres Geistes im Element des Ewigen, so muß sie frei und ungezwungen sein" -- sollte das nicht ein Appell an unsere Zeit sein? Eine beherzigenswerte Lehre der Geschichte? Oder sind wir wirklich heute auf religiösem Gebiete unfreier als die Menschen vor hundert Jahren? Dann muß freilich jede Hoffnung auf eine ähnliche Wiedergeburt schwinden!

—e.

Digitized by Google

Elementare kosmische Betrachtungen über das Sonnensystem und Widerlegung der von Kant und Laplace aufgestellten Hypothesen über dessen Entwicklungsgeschichte. Einige Vorträge von Professor Dr. G. Holzmüller. VI u. 98 S. Oktav mit 8 Fig. im Text. Leipzig 1906, bei Teubner. Preis 1.80 M.

Der Verfasser hat sich im vorliegenden Buche zunächst die Aufgabe gestellt, die Grundgesetze der Mechanik, namentlich auch jene der Himmelsmechanik, auf rein elementarem Wege abzuleiten. Nach einer kurzen Darlegung der Keplerschen Gesetze und ihrer Ableitung aus dem allgemeinen Gravitationsgesetz wird in dem Kapitel über das Einkörperproblem zunächst der freie Fall und die Wurfbewegung behandelt, wobei sich Gelegenheit ergibt, auch auf die wichtigsten Ergebnisse der Wärmemechanik einzugehen, den Potentialbegriff zu erläutern und für die Planetenbewegung bereits wichtige Anhaltspunkte zu gewinnen. Unter anderem berechnet Verfasser in diesem Kapitel die Anfangsgeschwindigkeit, welche man einem Geschoß erteilen müßte, damit es (im luftleeren Raum) bei senkrechtem Abschuß imstande wäre, bis in unendliche Höhe emporzusteigen, die Erdanziehung also zu überwinden. Es ergibt sich hierfür der Betrag von 11,250 Meter in der Sekunde. Umgekehrt rechnet Verfasser (S. 23) dann die Energiezunahme aus, welche ein Meteorstein erlangen würde, wenn er (im luftleeren Raum) aus unendlicher Entfernung frei auf die Erde herabfiele. War seine Anfangsgeschwindigkeit relativ zur Erde gleich Null, so wird er selbstverständlich wieder mit der Geschwindigkeit von 11,250 Meter auf der Erde aufschlagen. „Hätte er", so fährt Verfasser denn fort, „im Unendlichen bereits eine Geschwindigkeit von 1000 Meter in der Richtung nach der Erde gehabt, so würde die Endgeschwindigkeit um 1000 Meter größer sein als vorher." Letzteres ist aber unrichtig; die Aufschlagsgeschwindigkeit des Meteorsteins würde, wie eine einfache Rechnung ergibt, in diesem Falle nicht um 1000, sondern nur um 44 Meter größer erhalten werden als vorher, also trotz der Anfangsgeschwindigkeit von 1000 Meter nur 11,294 Meter betragen. Im Kapitel über das Zweikörperproblem wird sodann die geradlinige, die kreisförmige und die elliptische Bewegung zweier kugelförmiger Massen sowohl bei ruhendem als auch bei bewegtem Schwerpunkt des Systems besprochen und das Gezeitenphänomen erörtert. Dann zieht Verfasser noch das Drei- bezw. Vielkörperproblem in den Kreis seiner Betrachtungen, wobei er sich begreiflicherweise auf eine kurze Skizzierung der einer direkten Lösung nicht fähigen Aufgabe beschränkt. Abgesehen von einigen stilistischen Entgleisungen stellte Verfasser in diesem Kapitel (S. 55/56) die Behauptung auf, daß in der „Theoria motus corporum coelestium von C. Fr. Gauß . . . . sozusagen alles dargestellt ist, was wir über das Problem der n-Körper wissen." Herr Holzmüller hat offenbar Gauß' berühmtes Werk über die Bewegung der Himmelskörper niemals in der Hand gehabt, sonst würde er wissen, daß in ihm von dem Drei- oder gar vom n-Körperproblem mit keinem Wort die Rede ist. Die auf S. 54 unten sich findende Angabe, das Flächenprinzip sei „von der Bedingung

abhängig, daß keine Bewegungshindernisse vorliegen und keine unelastischen Stöße der drei Körper vorkommen", ist gleichfalls unrichtig, da dieses Prinzip unter allen Umständen in voller Gültigkeit bleibt. Auch mit den weiter unten folgenden Sätzen: „Die Abweichungen von den Bewegungen nach dem Newtonschen Gesetze liegen nämlich noch immer innerhalb des Fehlergebietes der astronomischen Beobachtungen" (S. 58) und „Die Grundlagen der Newtonschen Mechanik sind inzwischen selbst erschüttert worden" (S. 59), die sich ja eigentlich direkt widersprechen, dürfte Verfasser in astronomischen Kreisen wenig Anklang finden. Der nunmehr folgende siebente Abschnitt handelt von dem gegenwärtigen Zustand der Sonne, wobei hauptsächlich auch auf deren physikalische Verhältnisse des näheren eingegangen wird. Statt „Sterne ersten Grades" (S. 69) wäre zu setzen: Sterne erster Größe, ebenso muß weiter unten (S. 75) Ende statt Ende stehen. Die noch folgenden Abschnitte sind der von Kant und von Laplace aufgestellten Nebularhypothese über die Entstehung des Planetensystems gewidmet. Verfasser gibt eine Kritik beider Hypothesen, auf Grund deren er die eine wie die andere verwerfen und als „unwissenschaftliche Phantasien" ablehnen zu müssen glaubt. Herr Holzmüller schießt hier wohl ein gutes Stück über das Ziel hinaus: das Studium der Arbeiten G. Darwins, namentlich zweier von diesem im August 1905 gelegentlich des Meetings der British Association in Südafrika gehaltenen Vorträge „Cosmical Evolution" (deutsch in Sklarels Naturwissenschaftlicher Rundschau, Jahrg. 1905), in welchen Darwin u. a. für eine Kombination der Kant-Laplaceschen Nebularhypothese mit dem Duprelschen Prinzip der indirekten Auslese eintritt, dürfte ihn vielleicht etwas milder stimmen

Die im vorstehenden bezüglich einiger Stellen geäußerten Bedenken können und sollen indessen den großen Wert des vorliegenden Buches in keiner Weise herabmindern. Die Geschicklichkeit, mit der es der Verfasser verstanden hat, mit den einfachsten mathematischen Hilfsmitteln schwierige Probleme der Mechanik dem Verständnis eines größeren Leserkreises näher zu bringen, verdient höchste Anerkennung und dürfte dem vortrefflichen Buche einen vollen Erfolg sichern

München. Prof. Dr. K. Oertel.

Die Eiszeit. Von F. E. Geinitz. Mit 25 Abbildungen im Text, 3 farbigen Tafeln und 1 Tabelle. (Die Wissenschaft, Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 16.) Braunschweig. F. Vieweg u. Sohn. 1906. Preis 7 Mark.

Die Eiszeit mit ihren Begleiterscheinungen interessiert nicht nur den Geologen, sie ist auch für den Geographen von Bedeutung, da speziell Europas Bodengestaltung der Jetztzeit den eiszeitlichen Gletschern großenteils ihre Entstehung verdankt; auch der Anthropologe muß den Stand der Eiszeitforschung kennen, da die ältesten, sicher nachgewiesenen Reste des Menschen aus dieser Epoche der Erdentwicklung stammen. Es ist deshalb lebhaft zu begrüßen, daß die durch ihre naturwissenschaftlichen Verlagswerke rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung F. Vieweg

Digitized by Google

u. Sohn es Geinitz, dem wir eine Reihe wertvoller Untersuchungen über die nordische Eiszeit verdanken, ermöglicht hat, eine zusammenfassende Darstellung der Eiszeit zu veröffentlichen. — Nach einer Besprechung der Ursachen, der Ausbreitung, der Wirkungen usw. schildert der Verfasser auf Grund der wichtigsten bis jetzt erschienenen Untersuchungen die Eiszeit, wie sie aus den verschiedenen Ländern der Welt bekannt ist, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Europa und Nordamerika. Der Verfasser selbst steht auf dem Standpunkte der Einheitlichkeit der Eiszeit, speziell der nordischen, bringt aber auch die entgegengesetzten Anschauungen, so daß man einen Gesamtüberblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung gewinnt.

Bei der Fülle des behandelten Stoffes würde die Benutzung des Werkes wesentlich erleichtert werden, wenn ein systematisches Sachregister beigegeben wäre. — Jedem, der sich für die Eiszeitforschung interessiert, kann das Werk auf das wärmste empfohlen werden.

München. Dr. F. Birtner.

Die Persönlichkeit und die Bedingungen ihrer Entwicklung und Gesundheit. Von Professor Dr. v. Bechterew in St. Petersburg. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. 38 Seiten.

Nach Wiedergabe der verschiedenen Definitionen des Begriffs „Persönlichkeit", wobei Verfasser selbst auf die Möglichkeit eines individuell freien Verhaltens dem sozialen Milieu gegenüber den Hauptwert legt, kommt er zu dem Schluß, daß die Persönlichkeit die Grundlage bildet, auf der die modernen sozialen Einrichtungen und alle Erscheinungen des sozialen Lebens beruhen. Die Persönlichkeit kann aber nur dann um so kraftvoller sich im Laufe des historischen Geschehens betätigen, je weiter sich ein Volk von Knechtschaft und Verleugnung der Persönlichkeitsrechte entfernt hat. Die äußere Kraft eines Volkes wird dann am größten sein, je mehr der geistige Gehalt seiner Persönlichkeiten zur Geltung kommen kann, während jede Vergewaltigung und Reglementierung den Quell geistiger Kraftzufuhr unterbinden muß. Eine Unterdrückung der Persönlichkeit führt zu der sogenannten „asthenischen Reaktion", die sich in Selbstvernichtungstendenzen, Selbstmord und bei schwachen Naturen in vollständiger „Entpersönlichung", in Kriecherei und Schmeichelei äußert. In solchen Fällen, wo die Verhältnisse anhaltenden dauernden physischen und moralischen Druck mit sich bringen, reagiert die Persönlichkeit dann mit Krankheit: Neurasthenie, sonstige Neurosen und Geistesstörung.

Daraus erhellt, wie die Bedingungen einer gesunden Persönlichkeitsentwicklung gestaltet sein müssen. Die besten Grundbedingungen sind zweckentsprechende Erziehung und ein günstiges soziales Milieu, eine gut organisierte soziale Wirkungssphäre, die auf Selbstverwaltung und freier Vertretung basiert.

Das alles wird des genaueren erörtert, und wenn dabei der Verfasser auch hauptsächlich auf die schlechten russischen Verhältnisse abzielt, so haben seine Deduktionen doch auch großen allge-

meinen Wert und lassen sich ebenso gut auf jedes andere Staatswesen anwenden.

Heilanstalt Döfen. Dr. Max Liebers.

Umbrien. Das Land — sein Werden — seine Kunst. Ein Wanderbuch. Von Dr. Paul Stefan und Dr. Ernst Diez. Verlegt vom Wiener Dürerhaus. 1907.

Wovon spricht dieses Buch? „Umbrien, das ist eine zur Einheit gestimmte Landschaft Mittelitaliens mit einer Kultur von besonderem Charakter, nicht ein von der Länderkunde oder Verwaltung streng umschriebenes Gebiet.“ Mit poetischem Hauch verklärt, begleitet von reizvollen Bildern aus Italiens goldenem Kunstzeitalter, spricht da ein Text zu uns, der uns seit den Reisebüchern unserer besten Dichter fremd geworden ist. Zwei talentvolle Künstler haben das Land der Condottierri die Stätte des hl. Franz von Assisi, die Heimat der umbrischen Maler gleich einem Märchenland entdeckt und beschreiben nun, begeistert von dem Gesehenen und Erlebten, den Werdegang dieser eigenartigen Kultur und Kunst. Das Buch fesselt durch die lebenswarme Schilderung von Land und Leuten und gewährt einen tiefen Blick in die Geschichte dieses interessanten Völkchens. Es ist ein Gedichtbuch in Prosa, ein prächtiger „Führer“ auf Künstlers Wanderschaft und ein Schatzkästlein reizvoller Erzählungen. „Heut, in einer jausenden, lärmenden Zeit, hat freilich niemand Muße, auf das Läuten der Glockenblumen zu achten. Nur spärlich finden sich, des Treibens müde, treu romantische Gemüter.“ . . . Ihnen und allen, die es ein Stündchen sein wollen, möchte ich „Umbrien“ aufrichtig empfehlen.

Wien. Dr. Heinrich Herbatschek.

Allgemeine Rundschau.

Ethik, Dogma und Naturwissenschaft.

Ueber das Verhältnis der Ethik zu dem kirchlichen Dogma einerseits und zu der Naturwissenschaft andrerseits hielt Professor Lipps am 11. Mai in dem Akademischen Bund „Ethos“ in München einen sehr gut besuchten Vortrag.

Er verglich zunächst die einzelnen Wissenschaften mit verschiedenen Bächen oder Strömen, welche wohl alle in das eine große Meer der menschlichen Erkenntnis münden und dort zusammenfließen, die aber in ihrem Laufe dorthin voneinander getrennt, jeder seinen eigenen Weg verfolgen müsse. Mitunter geschieht es aber, daß ein Strom anschwillt und überfließt, die Dämme durchbricht und sich nach allen Seiten hin über die

Digitized by Google

anderen Ströme hinaus ergießt. Versandung und Verschlammung ist die Folge davon. Das gleiche kommt bald bei der einen, bald bei der anderen Wissenschaft vor. Dereinst war es die Philosophie, welche alle anderen Wissenschaftsgebiete überschwemmte und viel Schaden anrichtete, jetzt ist dies bei der Naturwissenschaft der Fall. Sie scheint heute die ihr gesetzten Dämme durchbrechen und alles überfluten zu wollen. Die Naturwissenschaft, behaupten manche Forscher, sei die Wissenschaft *der* Tatsachen; sie übersehen, daß es noch andere Tatsachen außer den der Naturwissenschaft zugänglichen gibt.

Lipps legte dann seinen weiteren Ausführungen ein genau durchgeführtes Bild zugrunde. Denken wir uns einen Menschen, der ganz *taub* ist oder wenigstens musiktaub, denn auch das ist möglich — d. h. er hört wohl die einzelnen Töne, vermag jedoch nicht, sie innerlich zu Musik zu verbinden. Ein solcher Mensch könnte gleichwohl — unter zwei Voraussetzungen — die Gesetzmäßigkeit der Musik genau kennen lernen. Wenn nämlich alle Musik aufgeschrieben werden könnte, und wenn es eine jede individuelle Freiheit ausschließende Gesetzmäßigkeit der Musik gäbe, dann würde diese Gesetzmäßigkeit auch in der Notenschrift klar anzuschauen sein, und ein Musiktauber könnte auf diese Weise die Gesetzmäßigkeit der Musik vollständig kennen, ohne das Geringste von der Musik selbst zu wissen, ohne auch nur zu wissen, daß es eine Musik gibt. Denn Musik kann man nicht sehen, sondern nur innerlich erleben. Ein solcher Tauber ist nun auch der Naturwissenschaftler. Die Naturwissenschaft faßt die Welt nur in den äußeren Notenzeichen auf, in den akustischen, optischen usw. Eindrücken. Aus diesen kann sie nichts von der eigentlichen Musik, von dem Sinn der Welt und des Lebens erfahren.

Gibt es noch ein anderes Sensorium, womit man etwas anderes wahrnehmen kann, als der Naturwissenschaftler mit seinem Sensorium, etwas, was man seiner Welt als die eigentliche Tatsache entgegenstellen kann? Es gibt ein solches Sensorium. Das ist, was ich in mir selbst unmittelbar erlebe, genau so wie bei der Musik. Die Welt, die ich wahrnehme, ist vielleicht eine bloße Erscheinung, aber daß ich diese Erscheinung erlebe, darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Zwischen der Welt und mir stehen meine Sinne, zwischen mir und mir steht nichts. Die Tatsache meines Bewußtseins unterliegt keinem Zweifel.

Zu dieser absolut gewissen, eigentlich primären Tatsache gehört nun auch das sittliche Bewußtsein, das Ich soll! und Ich soll nicht! Ganz abgesehen davon, ob dieses Bewußtsein von dem, was recht ist und was nicht recht ist, richtig ist oder eine Täuschung, jedenfalls besteht in mir ein solches Bewußtsein. Jeder Mensch ohne Ausnahme hat diesen Begriff von Recht und Unrecht, hat ein ethisches Bewußtsein. Die Ethik nun hat dieses Bewußtsein zum Gegenstand, sie sieht zu, ob sie nicht etwas Gemeinsames, allem Schwanken Entrücktes herausfinden kann. Man kann sich auch in der Wahrheit täuschen, aber gewisse Gesetze der Wahrheit stehen seit Jahrtausenden fest. Die Feststellung des Gemeinsamen und Wesentlichen der Sittlichkeit, des sittlichen Bewußtseins, kann jedoch auf keinem anderen Wege geschehen, als

ized by Google

nur durch mein eigenes sittliches Bewußtsein. Ich soll, ich soll nicht — dieses aus mir selbst hervorgehende Bewußtsein steht allem anderen, was von außen kommt, gegenüber. Sowohl den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen wie auch den fremden, z. B. kirchlichen Geboten mit ihren Du sollst steht gegenüber mein eigenes sittliches Bewußtsein als etwas Unvergleichliches und Unersetzliches da.

Damit gewann Lipps einen Uebergang zu einer kurzen Darlegung des Verhältnisses zwischen Kirche und Ethik. Seine Ansichten hierüber decken sich ganz mit denen Kants. Eine autoritative Sittlichkeit, sagte Lipps, ist ein brennendes Wasser, eine contradictio in adjecto. Die kirchlichen Gebote können nur ein Anlaß sein, um gut zu handeln, ebenso wie die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse dazu dienen können, uns die Bedingungen und Mittel zu lehren, mit welchen wir einen bestimmten sittlichen Zweck erreichen können. Den Zweck selbst aber nehmen wir weder von der einen noch von der anderen Seite, sondern einzig und allein aus uns selbst. Denn auch die Naturwissenschaft kann uns durchaus nicht sagen, was sein soll oder nicht sein soll, sie sagt bloß, was da ist. Das Bestreben, die Sittlichkeit naturwissenschaftlich zu begründen, ist ein seltsamer Irrtum. Das kann sie nimmermehr, denn sie befaßt sich allein mit der Erscheinung und kann nie zu der Welttatsache gelangen.

Zum Schluß skizzierte Lipps ganz kurz die drei möglichen Weltanschauungen: 1. die naive Weltanschauung: Was mein Auge sieht, das glaubt mein Herz; 2. die kritische Weltanschauung, die keine Weltanschauung ist, sondern nur eine Weltbetrachtung; sie räumt mit der naiven Anschauung auf; und endlich 3. die sokratische Weltanschauung mit seinem Erkenne dich selbst! Das ist der einzige Weg, der zur Welttatsache führt, oder der Weg zum Bewußtsein Gottes. Er führt durch das Tor, in das wir auch hineintreten müssen, wenn wir zum sittlichen Bewußtsein gelangen wollen.

—ics.

Die Hypothek als Tauschgut.

Ueber dieses Thema hielt am 10. Mai Privatdozent Dr. A. Cohen im Akademisch-juristischen Verein zu München einen bemerkenswerten Vortrag, der mit der juristischen Erörterung der Materie in fein-anregender Weise wirtschaftliche Betrachtungen verwob.

Die romantische Nationalökonomie verwirft die Freiheit im Liegenschaftsverkehr; sie greift hierin zurück auf das germanische Recht, das eine starre Fesselung des Grund und Bodens, der Grundlage des Feudalsystems und der Ständegliederung, aufwies. Der Zusammenbruch der kommunistischen Wirtschaft, der Sieg der Geldwirtschaft und die Uebernahme römisch-rechtlicher Ideen sprengten in fortschreitender Entwicklung diese Gebundenheit des Immobiliareigentums und Immobiliarverkehrs; so beginnt im späteren Mittelalter die Mobilisierung des Bodens, der Grundbesitz wird zum Träger des Realkredits. Damals bildete der Rent- oder Gültkauf das Mittel, Geld auf sein Grundstück zu erhalten. Durch Aufnahme einer Schuldurkunde,

Digitized by Google

des Rentbriefs, wurde das Recht auf die Gültleistung beweglich und übertragbar. Ende des 16. Jahrhunderts ging dann das Renteninstitut in eine Verpfändung des verpflichteten Grundstücks über; das Rentengut wird dem Gläubiger zu hypothekarischer Sicherung überwiesen. Das Kreditbedürfnis drängt dann dazu, dem Rentbrief und der Pfandverschreibung durch Beifügung der Inhaberklausel ausgedehnteste Liquidation zu verleihen. Demgegenüber bedeuteten die im 18. Jahrhundert auftauchenden Hypothekenbücher einen Rückschritt; durch den Buchzwang gestaltete sich die Hypothekenveräußerung formeller und schwerfälliger.

Die moderne Rechtsentwicklung aber zeigt die Tendenz, im Interesse einer entwickelten Geld- und Kreditwirtschaft, der Hypothek möglichst große Beweglichkeit, leichte Uebertragbarkeit und Verwertbarkeit zu geben. Unser bürgerliches Gesetz kennt noch die Buchhypothek des römischen und des bayerischen partikulären Rechtes, deren Veräußerung sich in umständlicher Weise durch Eintragung im Grundbuch vollzieht. Aber dieser formalistischen Verkehrsform gliedern sich in zweckmäßiger Weiterbildung alter Institutionen oder ganz neu entstandene Arten der Hypothekenübertragung an. Insbesondere der Hypothekenbrief — ein auf Antrag erteilter und amtlich bestätigter Grundbuchauszug — verkörpert so recht die Funktion der Verkehrshypothek, Trägerin eines selbständigen Rechtes auf Zahlung einer bestimmten Geldsumme aus dem Grundstücke zu sein und — geschützt durch den öffentlichen Glauben des Grundbuches — leichte und gesicherte Veräußerung dieses Rechtes zu gestatten. Einen Gegensatz dazu bildet die Sicherungshypothek, die für den Umlauf weder bestimmt noch geeignet ist und für die daher auch die Ausstellung eines Briefes ausgeschlossen ist. — Das Institut der „Zession der Priorität" ist von unserem Recht generell übernommen: der Rang der Hypothek ist zum selbständigen Tauschgut geworden. Besonders rein und deutlich aber kommt das Prinzip der Mobilisierung des Immobiliarpfandes bei der Grundschuld zum Ausdruck, wo jeder Konnex mit der Gültigkeit der Forderung entfällt; sie ist in den Gegenden des Großgrundbesitzes entstanden und vor allem in den ostelbischen Gebieten als Form des Realkredites von größter Bedeutung. Auch die Rentenschuld, mit der der Mobilisierungsprozeß begonnen, findet sich wieder.

Aus den Institutionen des Hypothekenbriefes und der Grundschuld haben sich dann wieder die Teilbriefhypothek, die Briefgrundschuld auf den Inhaber oder auf den Eigentümer entfaltet; speziell diese beiden Institute bergen reiche Möglichkeiten zu Fortschritt und kunstvoller Ausgestaltung eines freien und beweglichen Kredites in sich.

Paul Dren.

Frühjahrskursus der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung.

J. S. Der Jurist — sei er Richter oder Verwaltungsbeamter — bedarf zu einer ersprießlichen Ausübung seiner Tätigkeit einer genauen Kenntnis der Vorgänge des Wirtschaftslebens.

Digitized by Google

Die Vorbildung auf unseren Universitäten kann in theoretischer Hinsicht nur die Grundlagen geben, praktische Kenntnisse kann sie überhaupt kaum vermitteln. Um diese Lücke auszufüllen, wurde im Jahre 1902 in Berlin die „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung" begründet. Sie verfolgt den Zweck, Personen, die bereits eine gewisse staatswissenschaftliche Vorbildung besitzen, Gelegenheit zur weiteren Ausbildung zu geben, indem sie jährlich zweimal Fortbildungskurse veranstaltet. Die Gründer der Vereinigung sind teils akademische Lehrer, teils hohe preußische Regierungsbeamte. Der Reichskanzler hat das Ehrenpräsidium der Vereinigung übernommen. Die Vereinigung hat große Erfolge erzielt. Während am ersten Kursus im Sommer 1902 nur 43 Personen teilnahmen, war der heurige Frühjahrskursus, der vom 3. April bis 11. Mai dauerte, von 260 Personen besucht. Dem Berufe nach sind die Teilnehmer meist Richter, Landräte, Regierungsräte, Assessoren. Zum erstenmal hatte in dankenswerter Weise das kgl. bayerische Justizministerium den Rechtspraktikanten die Beteiligung am Kursus unter Anrechnung auf die Praxis gestattet. Von dieser Erlaubnis haben 18 Rechtspraktikanten Gebrauch gemacht, die fast allein den deutschen Süden repräsentieren. Den Grundstock der Fortbildungskurse bildeten die Vortragszyklen, welche täglich von 9 bis 1 Uhr stattfanden. In je 6 bis 8 Stunden im Durchschnitt wurden teils von Hochschullehrern, teils von Praktikern Vorlesungen über theoretische und praktische Fragen der Staatswissenschaft gehalten, so über Agrarpolitik, städtische Sozialpolitik, Wohnungsfrage, ferner über Finanzwesen, über Güterverkehr. Unter den Theoretikern sind besonders zu nennen Sering und Adolf Wagner; der letztere behandelte die Theorien des ökonomischen Sozialismus. An diese Vorlesungen reihten sich noch solche über Reform des Strafrechts und des Strafprozesses und endlich einige Vorlesungen über technische Fragen. Je ein Tag der Woche war der Besichtigung von industriellen Etablissements, öffentlichen Betrieben u. s. f. gewidmet. Nachmittags wurden mehrfach Vorträge über allgemein-wissenschaftliche Themen gehalten oder Führungen durch die Kunstsammlungen von Berlin veranstaltet. Den Abschluß des diesjährigen Kursus bilden zwei Studienreisen, von denen die eine nach Pommern geht und vorwiegend dem Studium der dortigen Agrarverhältnisse dient, während die andere die Teilnehmer in die Industriebezirke Schlesiens führt. Die treffliche Organisation und glückliche Auswahl der Vorträge und Besichtigungen sorgen dafür, daß in der verhältnismäßig kurzen Zeit viel Wissens- und Sehenswertes geboten werden kann. Es wäre zu wünschen, daß in München für Süddeutschland ein ähnliches Unternehmen zustande käme. Erforderlich wäre hierzu allerdings ein namhafter Staatszuschuß, dessen sich auch die Berliner Vereinigung zu erfreuen hat.

Das Mädchen von Porto d'Anzio.

Wie der Frankfurter Zeitung telegraphisch gemeldet wurde, hat die italienische Regierung die unter dem Namen „das Mädchen von Porto d'Anzio" in der archäologischen Literatur bekannte antike Statue um 450,000 Fr. angekauft. Das herrliche Werk ist namentlich in den Oesterr. Arch. Jahresheften VI von Altmann beschrieben und in den Brunn-Bruckmannschen Denkmälern als Nr. 583/4 im letzten Jahre reproduziert, an letzterer Stelle von W. Amelung ausführlich gewürdigt. Es stand bis jetzt als Besitz des Principe Don Ludovico Chigi in der Villa Sarsina in Porto d'Anzio. „In den letzten Dezembertagen des Jahres 1878, lockerten sich die Schutthaufen, die in langer Kette längs des Arco Muto in Porto d'Anzio auf den Fundamenten antiker Paläste lagern und aus einer bis dahin unsichtbaren Nische fiel von einer Ziegelbasis die Statue herab." Die Statue des Mädchens ist aus griechischem Marmor; ein großer Block reichte für den ganzen Körper, während ein zweiter, kleinerer Block gleicher Herkunft, aber besserer Qualität, den Kopf samt Hals und rechter Schulter umfaßt. Die Nasenspitze, der rechte Unterarm und ein Teil des linken fehlen; einige Haarlocken und das Kinn sind bestoßen, von den Händen sind nur zwei Finger der rechten Hand erhalten. Die Statue ist völlig auf die rechte Profilansicht und eine niedrige Aufstellung berechnet. Sie steht fest auf dem linken Bein, der rechte Fuß ist weit zurückgesetzt in einer Pose als hielte die Gestalt im feierlichen Schreiten inne. Der vorgestreckte linke Unterarm konnte mit Leichtigkeit einen großen kreisrunden Teller, von dem sich ein Teil erhalten hat, getragen haben. Das Mädchen ist mit einem zweimal gegürteten Chiton aus feingerippten Linnenstoff und einem Mantel aus glattem Zeug bekleidet. Mit so reichen Formen der Künstler auch die Figur umkleidet hat, nirgends verhüllt er sie, sondern hebt sie überall bedeutsam hervor. Das Gewand ist etwas gehoben, so daß es in reizender Weise den Fuß enthüllt; alle Motive konvergieren zu dem Teller und seiner Umgebung. Das Haar ist in der Mitte gescheitelt, die herabfallenden Haarmassen sind von hinten um den Kopf nach vorn in zwei dichten Strähnen herumgenommen und in einen Knoten zusammengenommen. Auf dem Teller sieht man Reste eines gebogenen Lorbeerzweiges, nach Amelung und Altmann eine Papyrusrolle, während Münchener Archäololen eher eine Tänie sehen, endlich eine kleine Löwentatze, die wohl zu einem Räuchergefäß gehört haben muß. Man hat das Mädchen wegen der Rolle als orakelspendende Priesterin deuten wollen, doch fehlen die priesterlichen Abzeichen; oder als Dichterin, die im Wettstreit gesiegt hat und ihr Werk dem Gotte darbringt, aber die Rolle ist eine gerollte Tänie und kein Papyrus. Nennen wir sie opferndes Mädchen! Die Statue ist in den Beginn des hellenistischen Zeitalters zu setzen; früher oder später ist die eigenartige Mischung von feinfühligstem Naturalismus und sicherster Berechnung in der Verwendung vornehmster Mittel undenkbar. Daß ein griechisches Originalwerk vorliegt, ist unzweifelhaft. Ein Meister dafür ist noch nicht zu nennen; sie mag wohl aus einer der griechisch-klein-

Digitized by Google

asiatischen Schule stammen. Aber auch ohne daß wir wissen, wer die wundervolle Statue gefertigt hat, dürfen wir die italienische Regierung beglückwünschen, daß sie dieses erstklassige Originalwerk erworben hat. Was will dieser Preis für ein solches Unikum von Schönheit sagen, wenn man sieht, was für einen Rembrandt oder Reynolds gezahlt wird!

M.

Das Wiederaufleben der Bluttransfusion.

O. N. Vor etwa 20 Jahren spielte die Bluttransfusion eine große Rolle. Inzwischen ist man von ihr ziemlich abgekommen. Man hat andere Methoden versucht, um die Blutleere auszugleichen. So hat man, um nur die modernsten Versuche zu erwähnen, mit verschiedenen physikalischen Methoden, z. B. heißen Bädern, Erfolge erzielt, man hat in Frankreich Knochenmarksubstanz verfüttert und will durch diese Organtherapie wenigstens in den Fällen, in denen das Knochenmark der Patienten noch reaktionsfähig ist, gute Erfolge erzielt haben. Auch mit der Einspritzung von blutlösendem Serum hat man Versuche gemacht, da man danach bei Kaninchen starke Vermehrung der roten Blutkörperchen beobachtet hatte. Nun hat Professor v. K e h l in der medizinischen Klinik zu Straßburg die Bluttransfusion wieder aufgenommen und, wie Dr. M o r a w i t z in der Münchener Medizinischen Wochenschrift berichtet, mit auffallend gutem Resultat. Während man aber früher die Erfolge der Zufuhr von Blut als solcher, d. h. als nahrungs- und eisenhaltigem Material zuschrieb, führt man sie jetzt, besonders da die günstige Einwirkung immer erst nach drei bis vier Tagen auftritt, auf eine Reizung des Knochenmarks zur erneuten Blutbildung zurück, eine Reizung, die normalerweise schon bei Blutverlusten durch das Vorhandensein von Hämopoëtinen bewirkt wird, bei schweren Fällen aber, wie es scheint, nicht allein genügt, um die Neubildung von roten Blutkörperchen zu bewirken. Von den theoretisch interessanten Aufschlüssen abgesehen, ist es sehr wichtig, daß wieder gezeigt ist, wie durch Transfusion schwere, sonst fast aussichtslose Anämie zu bessern ist. Die Methode ist sehr einfach. Es wird von einem gesunden Individuum etwa ¼ Liter Blut aus einer Vene durch Aderlaß entnommen, eine gar nicht eingreifende Sache. Dieses Blut wird steril in einem Glaskolben aufgefangen, zum Gerinnen gebracht, durchgeseiht und das so erhaltene defibrinierte Blut mittels eines Trichters und eines kleinen in die Armvene eingeführten Glasröhrchens dem Kranken langsam in die Blutbahn zugeführt.

Das „Reformgymnasium" im Aerztlichen Verein in München.

Die Schulkommission des Aerztlichen Vereins, die bekanntlich sich die Aufgabe gestellt hat, zu allen die Mittelschulen betreffenden hygienischen Fragen Stellung zu nehmen, hat jüngst dem Aerztlichen Verein auch ein Referat über die Reformgymnasien von B e r g e a t - R o m m e l vorlegen lassen, das die Zustim-

Digitized by Google

nung des Vereins fand. An das Reformgymnasium knüpfen sich bei den Eltern die Hoffnungen auf moderneren Unterricht, auf Harmonie zwischen Schule und Haus, auf den Wegfall alles dessen, was wir unter Pedanterie und Schuldespotismus zusammenfassen, bei den Pädagogen auf bessere Methoden, bei den Aerzten auf hygienischere Zustände. Ein anderer Geist als in den Zeiten der älteren Generationen herrsche zwar schon jetzt in den üblichen Gymnasien. Immerhin könne namentlich in kleineren Städten heute noch mancher Vater sagen: Ich fürchte den Professor meines Jungen und sonst nichts auf der Welt. Es knüpfen sich aber vor allem an das Reformgymnasium die Hoffnungen, eine unnötig frühe Entscheidung über die Berufswahl hintanzuhalten und so das Berechtigungswesen nicht in seiner bisherigen Schärfe walten zu lassen.

Von ärztlicher Seite wird an das Reformgymnasium aber auch noch der Anspruch gestellt, daß es hygienische Neuforderungen erfüllen soll. In dieser Richtung sei bisher noch keine Aussicht auf Berücksichtigung dringender Wünsche. Die Aerzte interessiere das Mehr oder Weniger der Schulstunden für das Lateinische, Griechische, Deutsche oder die neuen Sprachen nicht. Die Entscheidung darüber liege nicht auf ihrem Gebiete. Wohl aber müßten die Aerzte fordern, daß auf keinen Fall mit dem Reformgymnasium eine Vermehrung der Beanspruchung der Schüler eintritt. Mit dieser negativen Forderung sei es aber nicht getan. Es müßten vielmehr positive Forderungen gestellt werden:

1. Das Schulgebäude soll, von allen bekannten Ansprüchen abgesehen, bei guter Verbindung möglichst an die Peripherie der Großstädte in gesunde Luft und Waldnähe verlegt werden, um dem Ideal der Freiluftschule wenigstens teilweise gerecht zu werden. Selbstverständlich müßte genügend Raum für Jugendspiele, auch wenn möglich Schwimmbad usw., vorgesehen werden.

2. Was den Unterricht betrifft, ist die unerläßliche hygienische Forderung, daß ungeteilter Vormittagsunterricht mit Vierzigminuten-Stunden, wobei sechs Unterrichtsstunden mit je 10 Minuten Pausen in 5 Stunden absolviert werden könnten. Eine Verminderung der Unterrichtsstunden und der häuslichen Aufgaben müßte auch in Bayern zu ermöglichen sein. Für Minderbegabte muß offizielle Nachhilfe verlangt werden. Das Pubertätsalter bedarf — worauf bisher viel zu wenig geachtet wurde —, besonderen Schutzes vor Ueberlastung. Der Unterricht werde, wo irgend möglich, ins Freie verlegt (Zeichnen, Naturkunde usw.). Der Sonntag müßte völlig freigehalten werden.

3. Die Hebung der körperlichen Ausbildung und Jugendspiele müßte ein integrierendes Ziel des Reformgymnasiums sein.

4. Schließlich müßte ein Schularzt im Vollamt Schulleben, Schulbetrieb, Schülergesundheit beaufsichtigen, Unterricht in Hygiene erteilen, experimentelle und statistische Untersuchungen und Messungen an Schülern vornehmen und Sitz und Stimme im Schulkuratorium haben. Und schließlich müßte

Digitized by Google

5. eine innigere Beziehung zwischen Elternhaus und Schule hergestellt werden. Es wäre gewiß für die Schule von größtem Vorteil, wenn auch sie dem ärztlichen Einfluß ebenso zugänglich würde, wie das in zunehmendem Maße unsere Rechtspflege und Armee ist, bei aller Wahrung ihrer Strenge nicht zu ihrem Schaden. Eine nicht zu unterschätzende Verbesserung wäre auch die vom Kultusminister bereits in Aussicht genommene Einberufung eines erfahrenen Arztes in den obersten Schulrat. Dieses Beispiel könnte vorbildlich werden, wie es auch ein Ruhmestitel unseres bayerischen Schulwesens werden könnte, wenn unser Reformgymnasium nicht nur in schultechnischer Hinsicht auf der Höhe der Zeit stände, sondern auch in überlegener Weise alle Forderungen der modernen Schulhygiene erfüllen würde.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 25. April.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Vahlen las Herr Pischel über „Das Kuntapajukta auf Parikšit". Es wurde gezeigt, daß dieses im Volkstone gehaltene Lied ursprünglich auch in einem Volksdialekte abgefaßt war, und daß es am Ende des Krieges gedichtet wurde, den das Mahabharata schildert. Dieser Krieg erhält durch das Lied seine historische Beglaubigung, und es wird wahrscheinlich, daß das Ur-Mahabharata wirklich unter Janamejaya, dem Sohne des Parikšit, entstanden ist.

Herr Harnack legte eine Abhandlung vor: „Ueber die Zeitangaben in der Apostelgeschichte des Lukas". In der Abhandlung werden die Zeitangaben (die Verknüpfung mit der Zeitgeschichte; die bestimmten Angaben von Jahren, Monaten und Tagen; die Anführungen von Festzeiten; die unbestimmten Zeitangaben) untersucht, und es wird gezeigt, welche Bedeutung diese chronographischen Bemerkungen für die Bestimmung der Glaubwürdigkeit des Buches und für die Erkenntnis seines streng-einheitlichen Charakters haben.

Herr Pischel legte eine Abhandlung des Privatdozenten Herrn Dr. E. Sieg in Berlin vor: Bruchstück einer Sanskrit-Grammatik aus Sängim Aghiz in Chinesisch-Turkestan. Das Bruchstück enthält etwa drei Kapitel einer Sanskrit-Grammatik, die sich in zwei Kapiteln fast wörtlich mit dem Katantra deckt, während ein Kapitel seiner Herkunft nach zweifelhaft bleibt. Durch das Bruchstück wird die richtige Lesung einer Anzahl bisher unbekannter oder unsicherer Zeichen der Brahmi-Schrift festgestellt.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 25. April.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Auwers (i. V.) las Herr Vogel über die Konstruktion eines neuen

Digitized by Google

Spektrographen. Die immer weiter sich steigernden Anforderungen an die Stabilität der Spektrographen, welche zur Bestimmung der Bewegung der Sterne im Visionsradius durch Messung der äußerst geringen Verschiebung der Spektrallinien Verwendung finden, hat den Vortragenden dahin geführt, einen Apparat zu konstruieren, dessen Gehäuse nicht aus einzelnen Metallteilen zusammengesetzt ist, sondern aus einem einzigen Gußkörper besteht. Als Material hierzu wurde Nickelaluminium verwendet. Diese Metallegierung besitzt neben dem Vorteil großer Leichtigkeit eine große Steifigkeit. Der schwierige Guß des komplizierten Gehäuses ist wohlgelungen, und der Apparat besitzt eine außerordentlich große Stabilität besonders auch in bezug auf Torsionswirkungen.

Derselbe legte eine Abhandlung des Observators am Astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam Dr. H. Ludendorff vor: Die Bahn des spektroskopischen Doppelsterns β Arietis. Der Stern wurde von H. C. Vogel 1903 als spektroskopischer Doppelstern erkannt. Auf Grund der Ausmessung von 76 Aufnahmen des Spektrums konnte Verfasser die Bahnelemente ermitteln. Die Umlaufszeit ergab sich zu 107 Tagen, der Minimalwert für die halbe große Axe der Bahn zu rund 23 Millionen Kilometer. Die Exzentrizität 0.88 ist die größte, die bisher bei einem spektroskopischen Doppelstern gefunden wurde.

Karl Huysmans †.

Paris, 13. Mai. Joris Karl Huysmans, einer der merkwürdigsten und talentvollsten Literaten des modernen Frankreichs, ist gestorben; wer seine letzten Werke religiösen Charakters gelesen, wird nicht verstehen können, daß er einst zur Gruppe der Naturalisten gehörte, die unter Zolas Leitung die „Soirées de Médan" schrieben. An der Seite Guy de Maupassants, Paul Alexis, Henry Céards, Léon Henniques usw. wetteiferte Huysmans in realistischen Lebensstudien; seine Jugendwerke „Drageoir aux épices", „Marthe", „Soeurs Vatard" und „Monsieur Folantin" waren scharfe Sittenstudien, die sich durch einen wunderbaren Stil ebenso sehr wie durch trefflichere Beobachtung auszeichneten. 1887 ging der Cercle der Zola-Freunde auseinander; manchen von ihnen war die naturalistische Schule zu eng geworden. Huysmans hatte ein stark religiöser Eifer erfaßt; er zog sich in ein Kloster zurück und schrieb „A Rebours", das sein Glaubensbekenntnis enthielt. Er selbst war sich nicht recht klar geworden, was ihn zum Mönchsgelübde trieb; aus seiner Jugend hatte er nur wenige Andenken zurückbehalten, die sein plötzliches Frömmigkeitsbedürfnis hätten verursachen können; er war zwar in Paris geboren, aber als Sohn holländischer Eltern nicht zum Kirchgang angehalten worden. Lange genügte ihm auch das strenge Klosterleben nicht; er bedurfte einer künstlerischen Umgebung, ab und zu des Rechts, frei seine Meinung zu äußern. „l'Oblat", „Sainte Lydwina de Schiedam" und „Les Foules de Lourdes" waren zwar Werke voll religiösen Mystizismus, aber

auch, abwechselnd, voll strenger Kritik. Huysmans' ästhetisches Empfinden bäumte sich auf gegen den Jahrmarkt, den Wunderhandel, das entsetzliche Bild der zu Tausenden herbeigeschleiften Kranken in Lourdes. „Die Mengen von Lourdes" enthielten naturalistische Schilderungen, die an Huysmans' Tage von Medan erinnerten. Das Buch erregte in orthodoxen Kreisen großes Aergernis; man wollte in dem Schreiber einen Blasphemisten sehen, der sich in die fromme Gesellschaft der Gläubigen eingeschlichen. Ein Blasphemist war der stille, vornehme Mann gewiß nicht; er suchte in der Religion nur den hehren Kultus des Ueberirdischen, er liebte sie zu sehr, um nicht zu wünschen, alles Unschöne von ihr abgestreift zu sehen, so hat er selbst erklärt. Seine Verehrer, die ihn in seinen letzten Lebenstagen umgaben, bewunderten den Mut und die Milde, mit denen er die fürchterlichen Schmerzen eines Mundkrebsleidens erduldete.

C. Lahm.

Kleinere Mitteilungen.

* **Hilprechts Nippur-Funde.** Vor einigen Jahren machte eine Entdeckung, die von der „pennsylvanischen" Expedition unter Führung der Herren Peters, Haynes und Hilprecht in Nippur bei Gelegenheit der Ausgrabung eines babylonischen Tempels gemacht sein sollte, überall gewaltiges Aufsehen. Alle Zeitungen meldeten, daß man dort einen Schatz von 23,000 Schriftplatten gefunden habe, die ganze Bibliothek eines babylonischen Tempels, der abhängig war von dem assyrischen Palais in Ninive, und die prahlenden Worte, mit denen Herr Hilprecht seinen Fund urbi et orbi verkündete, bewirkten, daß keiner an der Bedeutung des Fundes zu zweifeln wagte. (Wir haben jedoch damals in der Beilage die Sache sehr skeptisch behandelt.) Man hätte nun erwarten können, so schreibt man der Vossischen Zeitung, daß dieser so wichtige und bedeutsame Fund schleunigst durch Veröffentlichung aller Welt zugänglich gemacht werden würde, anstatt dessen erscheint eine Mitteilung in dem Journal of the American Oriental Society, T. XXVII, 1906, S. 141, von Morris Jastrow, wonach dieser ganze angebliche Fund weiter nichts als eine Erfindung (um keinen übleren, vielleicht aber passenderen Ausdruck zu brauchen) des Herrn Hilprecht ist. Die mit so viel Geschrei der Welt angezeigten 23,000 Tabletten sind nicht Reste einer Bibliothek, sondern zum größten Teile unwichtige und interesselose Kontrakte ohne jeden literarischen Wert, auch sind sie nicht zusammen an der angegebenen Stelle gefunden, sondern an allen möglichen Stellen zusammengekauft oder sonstwie zusammengebracht. Das sieht ganz wie eine zweite Auflage des Romans aus, den sich Cesnola über den sogenannten im Tempel von Curium auf Cypern angeblich gefundenen Schatz erdacht hatte.

Digitized by Google

Allein so wenig wie diese Geschichte Cesnola gehindert hat, viele Jahre lang Direktor des Metropolitanmuseums in New-York zu sein, so wenig wird wohl Herr Hilprecht durch seinen „Roman" zu Schaden kommen. Oder sind die Verhältnisse drüben jetzt anders geworden? Wenn die Behauptungen, die von M. Jastrow aufgestellt und in dem neuesten Hefte der Revue archéologique wiederholt sind, nicht auf Wahrheit beruhten, würden sie von Hilprecht schon längst widerlegt sein.

Bü. **Archäologische Funde in Olympia.** An der Nordostseite des Pelopions fand man neuerdings bei den Dörpfeldschen Ausgrabungen in der Altis verschiedene Idole aus Ton und einige aus Erz, alle mit geometrischen Mustern. Ferner brachte man ein Maultierfigürchen aus Bronze und einige andere kleine Tierbildwerke zutage. Die Funde sind im Olympiamuseum untergebracht.

a. **Altertumsfunde in Innsbruck.** In dem Stadtteil Wilten, dem alten Veldidena, in Innsbruck, wo gegenwärtig große Kanalisierungsarbeiten durchgeführt werden, sind in der letzten Zeit interessante Altertumsfunde gemacht worden, die über die Lage und Größe der römischen Ansiedlung bemerkenswerte Aufschlüsse geben. Unter den letzten Funden befindet sich auch eine gut erhaltene Terra sigillata-Schale, die den Aufdruck „Reginus fec(it)" als Stempel des Erzeugers aufweist. Außerdem fand man einen Becher aus schwach gebranntem grauen Ton, viele Gefäßscherben mit Wellen- und Rautenornamenten, Reste eines menschlichen Skelettes und zwei kleine, spannhohe Bronzefiguren. Auch viele römische Münzen, darunter mehrere silberne, wurden bei den Erdarbeiten zutage gefördert. Die Funde sind zum größten Teil dem hiesigen Ferdinandeum zur Aufbewahrung übergeben worden.

-a- **Ein neuer Shakespeare-Fund.** In Louisville, Kentucky, hat Miß Eva La Ebree ein Exemplar der Folioausgabe von Shakespeares Werken von 1685 aufgefunden. Es befand sich im Besitze von Mrs. Bona Burnell, einer Enkeltochter des Sekretärs Thomas Jeffersons; bei der Suche nach Handschriftlichem von Thomas Jefferson kam auch die alte Shakespeare-Ausgabe zutage. Sie soll demnächst in New-York versteigert werden.

-rt- **Fünfundzwanzig neue Planeten.** Von den kleinen Planeten, die im allgemeinen die Sonne in elleptischen, zwischen Mars und Jupiter gelegenen Bahnen umkreisen, sind in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres wiederum 25 neu entdeckt worden. Ein sehr erheblicher Anteil an diesen, durchaus mittelst photographischer Daueraufnahmen der Tierkreisgegenden des Himmels gemachten Neuentdeckungen entfällt mit 11 Objekten auf das von Professor M. Wolf geleitete astrophysikalische Observatorium auf dem Königstuhl bei Heidelberg. Ein ebenso

Digitized by Google

eifriger, als erfolgreicher Konkurrent scheint dem ebengenannten Institut in dem amerikanischen Geistlichen Rev. Metcalf in Taunton (Mass.) zu erwachsen, der im gleichen Zeitraum nach einer etwas abgeänderten Methode gleichfalls 11 neue Planetoiden entdeckt hat. Zwei weitere Objekte wurden auf der Lowell-Sternwarte in Flagstaff (Arizona), das letzte endlich auf der Greenwicher Sternwarte auf einer bereits im Jahre 1903 belichteten Platte nachträglich aufgefunden. Dieses letztere Objekt erhielt die vorläufige Bezeichnung 1903, LXa; die übrigen sind provisorisch mit 1907, XJ bis YJ bezeichnet worden, wobei das Objekt 1907, XL, das zuerst für neu gehalten wurde, später aber sich als identisch mit dem Planeten Nr. 84 (Klio) erwies, einstweilen ausfällt. Das hellste aller Objekte ist der Planet 1907, XK, dessen Helligkeit dem eines Fixsterns zehnter Größe gleichkommt; die Helligkeiten der übrigen neuentdeckten Planetoiden liegen zwischen den Sterngrößen 11.8 und 15.0.

Beeinflussung der Ernährungsweise durch das Licht. Es ist seit langem bekannt, daß die Larven der schwarzen Kirschblattwespe (Eriocampa adumbrata Kl.) ausschließlich die Oberseite der Blätter des Kirsch-, Birnbaumes usw. anfressen, die Unterseite dagegen vollständig unversehrt lassen. Diese auffallende Tatsache hat als Ausgangspunkt für eine kleine Arbeit von E. Molz über den Phototropismus des genannten Tieres (Jahresbericht der Vereinigung der Vertreter der angewandten Botanik, Jahrg. III, 1906, S. 65—75) gedient. Herr Molz stellte sich, nach einer Mitteilung der Naturwissenschaftlichen Rundschau, Nummer 17, einen kleinen Kasten her und klebte ihn innen mit schwarzem Papier aus. In dem Innenraum wurde ein Birnblatt horizontal ausgespannt. Der Deckel des Kastens enthielt einen schmalen Spalt, durch den das Licht auf die Oberseite des Blattes fiel. Molz setzte mehrere Larven auf die Unterseite des Blattes, schloß das Kästchen und stellte es in die Nähe des Fensters. Nach einiger Zeit waren sämtliche Tierchen auf die belichtete Oberseite des Blattes gekrochen. Der Versuch wurde dann in der Weise abgeändert, daß die Unterseite des Birnblattes nach oben, das heißt nach dem Lichte gekehrt war. Der Erfolg blieb im großen und ganzen derselbe. Um dem Einwand zu begegnen, daß bei den Versuchen die Schwerkraft mitgewirkt haben könne, spannte Herr Molz das Blatt senkrecht ein und belichtete einmal seine Oberseite, das andere Mal seine Unterseite. Doch auch hier begaben sich die Larven immer von der unbelichteten nach der belichteten Seite des Blattes. Die Larven von Eriocampa haben also das Bestreben, ihre Rückseite möglichst senkrecht zu den einfallenden Lichtstrahlen einzustellen. Darin dürfte die eingangs erwähnte Tatsache ihre Erklärung finden.

---

* In **Florenz** fand kürzlich im **Kunsthistorischen Institut** die jährliche Ausschußsitzung statt. An derselben nahmen unter dem Vorsitz des kaiserl. Botschafters z. D. Frhrn. v. Stumm teil die Herren Wirkl. Geheimrat Bode aus Berlin, Professor Clemen

Digitized by Google

aus Bonn, Geheimrat v. Reber aus München, aus Wien Graf Lanckoronski, Prinz Liechtenstein und der kgl. bayer. Gesandte Frhr. v. Tucher, aus Florenz Herr v. Marcuard und der Direktor des Instituts Professor Brockhaus. Die lebhafte Teilnahme der Versammelten wandte sich namentlich den Veröffentlichungen des Instituts zu, von denen bisher ein Band erschienen ist, während andere vorbereitet werden.

* **Die Universität Oxford.** Zu unserer Mitteilung in Nr. 71 über die finanzielle Notlage der englischen Universitäten ist jetzt zu melden, daß der neue Kanzler der Universität Oxford, Lord Curzon, einen Aufruf zur Sammlung von einer Viertelmillion Pfund erlassen hat, um die Hochschule mit modernen wissenschaftlichen Hilfsmitteln auszugestalten.

E. H. **Die Bibliothek Charcots.** Der Sohn Charcots, Dr. Jean Charcot, hat der Salpêtrière die Bibliothek seines verstorbenen Vaters zum Geschenk gemacht, die in bezug auf neurologische Literatur als eine der reichsten der Welt angesehen werden darf. Zugleich mit diesem großartigen Geschenk hat der jüngere Charcot dem genannten Institut, an dem sein Vater als Lehrer und Entdecker wirkte, das Mobiliar des Arbeitskabinetts des berühmten Gelehrten vermacht.

* **Jubiläum.** Auf eine 25jährige Beamtentätigkeit am Ethnographischen Reichsmuseum in Leiden kann am 15. Mai der jetzige Direktor dieser Anstalt, der bekannte Ethnograph J. D. E. Schmeltz zurückblicken. Der Jubilar ist geborener Hamburger und war vor seiner Anstellung in Leiden Kustos und Leiter des Godeffroyschen Museums für Natur- und Völkerkunde Australiens und der Südsee-Inseln in Altona. Die reichen Mittel, die ihm später in der alten holländischen Universitätsstadt zur Verfügung gestellt wurden, ermöglichten ihm die Ausführung eines Planes Adolf Bastians, nämlich die Begründung des Internationalen Archivs für Ethnographie. Seit 1896 ist Schmeltz Direktor des Ethnographischen Reichsmuseums in Leiden und hat als solcher eine überaus große, in der ganzen gelehrten Welt anerkannte wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet. Gegenwärtig ist er mit einem beschreibenden Katalog der reichen Schätze der ihm unterstellten Anstalt beschäftigt, von dem die ersten Bände im Laufe dieses Jahres erscheinen sollen.

* **Kongresse.** Der zweite Internationale Kongreß für physikalische Therapie wird vom 13. bis 16. Oktober 1907 in Rom tagen. Es hat sich unter dem Vorsitze von Professor v. Leyden ein deutscher Ausschuß gebildet, dem die Professoren Brieger, Ewald, Goldscheider, Hoffa, Kraus, v. Renvers, Senator, Posner und Schwalbe, sowie die inneren Kliniker fast sämtlicher deutscher Universitäten angehören. Auskunft über alle Fragen erteilt der Schriftführer des deutschen Ausschusses, Dr. Immelmann, Berlin W. 35.

Die diesjährige Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege findet in Bremen vom 11. bis 14. September statt. Zur Verhandlung kommen folgende Gegenstände: 1. Vorbereitungsweise und Bekämpfung der epidemischen Genickstarre. 2. Wie

Digitized by Google

hat sich auf Grund der neueren Forschung das Wesen der Desinfektion gestaltet? 3. Die Mitwirkung der Krankenkassen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege. 4. Die Gartenstadt. 5. Der moderne Krankenhausbau vom wirtschaftlichen und hygienischen Standpunkte.

Zum 14. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie, der vom 23.—29. September d. J. im Reichstagshause zu Berlin stattfindet, sind acht Abteilungen gebildet worden: 1. Hygienische Mikrobiologie und Parasitologie; Vorsitzender Flügge (Breslau). 2. Ernährungshygiene und hygienische Physiologie; Vorsitzender Rubner (Berlin). 3. Hygiene des Kindesalters und der Schule; Vorsitzender Heubner (Berlin). 4. Berufshygiene und Fürsorge für die arbeitenden Klassen; Vorsitzender Renk (Dresden). 5. Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten und Fürsorge für Kranke; Vorsitzender Gaffky (Berlin). 6. Wohnungshygiene, Hygiene der Ortschaften und der Gewässer, Vorsitzender Gruber (München); Hygiene des Verkehrswesens; Vorsitzender Schwechten (Berlin). 7. Militär-, Kolonial- und Schiffshygiene; Vorsitzender Kern (Berlin). 8. Demographie; Vorsitzender van der Borght (Berlin). Zur Besichtigung sind über hundert Anstalten ausgewählt worden.

Ht. **Der Leopold von Ranke-Verein** zu Wiehe verschickt soeben seinen 1. Jahresbericht. Daraus geht hervor, daß er mit mehr als 180 Mitgliedern (auch Korporationen) in sein zweites Geschäftsjahr eingetreten ist; der Gedanke hat also bei den Fachgenossen wie bei den Laien-Freunden Rankescher Geschichtschreibung und deutscher Geschichtswissenschaft überhaupt lebhaften Anklang gefunden und sicheren Fuß gefaßt. Gleichzeitig damit ergeht an die Mitglieder (und alle, die es noch werden wollen) die Einladung, an der auf Montag, den 27. Mai, angesetzten Einweihung des Ranke-Museums in Wiehe teilzunehmen. Tagesordnung: 2 Uhr nachm.: Hauptversammlung im Rathause; 4 Uhr: Weihe des Ranke-Museums im Ranke-Hause (Weiherede des Herrn Geh. Regierungsrats Professor Dr. Th. Lindner aus Halle); 5 Uhr: Gemeinsames Mahl im Hotel zur Tanne. Wagen werden auf Bahnhof Roßleben bereit gehalten.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Professor Dr. Kümmell vom Krankenhaus in Eppendorf bei Hamburg nach Breslau an Stelle des Professors Garré. * Professor Karl Dolezalek von der Technischen Hochschule in Hannover an die Technische Hochschule in Berlin als Lehrer für Eisenbahnbau; er hat den Ruf angenommen.

Digitized by Google

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte in Kiel Dr. Ernst Daenel zum außerordentlichen Professor. * Die Privatdozenten der naturwissenschaftlichen Fakultät in Straßburg, der Botaniker Dr. Emil Hannig und der Chemiker Dr. Volkmar Kohlschütter zu Titular-Professoren. * Der außerordentliche Professor der Aegyptologie in Straßburg, Dr. Wilhelm Spiegelberg, zum Ordinarius.

Habilitationen. Es habilitierten sich: Dr. Gustav Braun für das Fach der Geographie an der Universität Greifswald. * Dr. Hans Seger als Privatdozent für prähistorische Archäologie in Breslau. * Lic. Hermann Mulert in der theologischen Fakultät der Universität Kiel. * Dr. J. Schmidlin, Privatdozent in Straßburg, an der Universität Münster für Kirchengeschichte. * Dr. Rudolf Zeller in der philosophischen Fakultät der Universität Bern. * Dr. Albert Knapp in Göttingen für Psychiatrie und Neurologie.

Sonstige Nachrichten. Der Leiter der Universität New-Haven, Hedley, kommt im Oktober nach Berlin zur Uebernahme der Roosevelt-Professur. * An der Universität Genf wird eine außerordentliche Professur für Bergwesen errichtet werden.

Personalien.

Ernennungen. Landrat a. D. Gustav Ebbinghaus wurde zum Kurator der Universität in Bonn ernannt. * Dr. Theodor Weyl von der Technischen Hochschule in Berlin wurde von der Society of Medical Officers of Health zum Ehrenmitglied ernannt.

Todesfälle. Es sind gestorben: Der russische Bakteriologe Professor Dr. Georg Gabritschewski in Moskau im 47. Lebensjahre. * Der Romanschriftsteller J. P. Huysmans in Paris am 10. Mai im Alter von 59 Jahren. * Professor Dr. Hugo Luerssch, Jurist in Bonn, am 10. Mai im Alter von 67 Jahren. * Professor Dr. med. Jürgensen in Tübingen im 67. Lebensjahre. * Edoardo Brizio, Professor der Altertumskunde an der Universität Bologna, am 5. Mai.

Büchereinlauf.

Geschichte und Politik.

Friedrich Nanck: Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900. Stuttgart und Berlin 1907. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 462 S. (6 M.)

Bernhard Stern: Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Kultur, Aberglaube, Kirche, Klerus, Sekten, Laster, Vergnügungen, Leiden. Eigene Ermittlungen und gesammelte Berichte. 1. Band. Mit 29 teils farbigen Illustrationen. Berlin 1907. Verlag von Hermann Barsdorf. 502 S. (7 M, geb. 8 M.)

S. Bernfeld: Kämpfende Geister im Judentum. Vier Biographien. Berlin 1907. Verlag von Louis Lamm. 152 S. (2.50 M.)

Reinhold Günther: Deutsche Kulturgeschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Sammlung Göschen. Nr. 56.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 122 S. (geb. 80 Pfg.)

K Roth: Geschichte der christlichen Balkanstaaten (Bulgarien, Serbien, Rumänien, Montenegro, Griechenland.) (Sammlung Göschen. Nr. 331.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 157 S. (geb. 80 Pfg.)

Geographie und Völkerkunde.

S. Passarge: Die Buschmänner der Kalahari. Mit 2 Tafeln, 24 Abbildungen und einer Karte. Berlin 1907. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 144 S. (3 M.)

Franz Scheichl: Ueber Berg und Tal. Von der Donau bis zur Adria — vom Traunstein bis zum Montblanc (1897 bis 1907). Ingenheim a. d. Bergstraße 1907. Suevia-Verlag. 396 S. (3.50 M.)

A. Stahl: Ein Ferienkursus in Saint-Valery-en-Caux, zugleich ein Beitrag zum Verständnis des Küstenstrichs. Greifswald 1907. Brunckn u. Co. 32 S. (80 Pfg.)

Friedrich Ratzel: Deutschland. Einführung in die Heimatkunde. Mit 4 Landschaftsbildern und 2 Karten. 2. Auflage. Durchgesehen und ergänzt von Dr. R. Buschick. Leipzig 1907. Fr. Wilhelm Grunow. 332 S. (geb. 3 M.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

Adolf Wagner: Der neue Kurs in der Biologie. Allgemeine Erörterungen zur prinzipiellen Rechtfertigung der Lamarckschen Entwicklungslehre. Stuttgart 1907. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. 96 S. (1.80 M.)

Wilh. Gallenkamp: Die Ankunft der Rauchschwalbe im Frühjahre 1905 in Bayern. Auf Grund einer angestellten Massenbeobachtung. (Separat-Abdruck aus Verhandlungen der Ornithologischen Gesellschaft in Bayern. VI., 1907) 60 S.

W. Gallenkamp: Wetterlage und Vogelzug. Vortrag. (Separat-Abdruck ꝛc. wie oben.) 16 S.

Digitized by Google

E. Ebler: Der Arsengehalt der „Marquelle“ in Bad Dürkheim a. d. Haardt. (Sonderabdruck aus: Verhandlungen des Naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.) Heidelberg 1907. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 22 S.

Max Fischer: Die Heil- und Pflege-Anstalt bei Wiesloch. Mit einem Plane. (Sonderabdruck aus der Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift.)

Digitized by Google

Heft 21, Nr. 102—104 Ausgegeben 25. Mai 1

Beilage zur Allgemeinen Zeitun

(Ausgabe in Wochenheften)

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle, München

Inhalt:

	Seite
Der Kampf um die Schule. Von O. B. . . .	1
England und die Abrüstung. Von Kapitän z. S. a. D. R. Wachenhusen	6
Die deutsche Automobilordnung. Von Oberlandesgerichtsrat A. Oehlert (Zweibrücken)	13
Philosophische Terminologie und Weltsprache. Von Bernhard Wities	23
Das Zeitalter Elisabeths und Shakespeares. Von Max J. Wolff	37
Goethe-Autographen aus den Akten des kgl. bayerischen Ministeriums. Von —tz— . .	46
Bücheranzeigen	49
Allgemeine Rundschau	58
Kleinere Mitteilungen	67
Hochschulnachrichten	71
Personalien	72

Druck und Verlag:
Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H., München

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kampf um die Schule.

Eine sehr übersichtliche und lehrreiche Gegenüberstellung der gänzlich verschiedenartigen Formen, in denen sich der Kampf um die Schule während des 19. Jahrhunderts in Frankreich und in Deutschland abspielte, finden wir in einem soeben veröffentlichten Vortrage[1]) des Professors Martin Spahn in Straßburg. Der Historiker geht bei seinen Ausführungen von dem Bestreben aus, darzutun, „wie sich einerseits die französischen und wie sich anderseits die deutschen, insbesondere die preußischen Katholiken im Laufe des letzten Jahrhunderts zu der Entwicklung des Wesens und der Aufgaben der Schule verhielten", und glaubt, daß „der vorläufige Abschluß, den die französische und die preußische Schulverfassungsgesetzgebung in den letzten Jahren erreichte", einen solchen geschichtlichen Rückblick ermögliche und rechtfertige.

Er sieht also den gegenwärtigen Zustand in beiden Ländern als eine Art von Waffenstillstand an, der zwischen den kämpfenden Mächten, Staat und Kirche, geschlossen worden sei, und scheint sich besonders für unsere deutschen Verhältnisse die Möglichkeit eines aus diesem „vorläufigen Abschluß" hervorgehenden dauernden Friedens zu versprechen. Ueber diesen Standpunkt wollen wir hier nicht mit ihm rechten. Um so weniger, da in den Schlußworten des Vortrags die Erwartung ausgesprochen wird, daß sich die deutschen Katholiken, wo immer der einzelne eine Aufgabe findet, der „Gegenwartskultur" innerlich verständig gegenüberstellen und sie fördern werden, „sei es im Wirtschaftsleben oder in den Fragen der sozialen Organisation, sei es in der Ausbildung ihrer politischen Insti-

[1]) Der Kampf um die Schule in Frankreich und Deutschland. Vortrag von Dr. Martin Spahn, o. ö. Professor an der Universität Straßburg. Kempten und München, Verlag von Jos. Kösel 1907. (Der Vortrag wurde am 3. April d. J. zu Zabern in der Versammlung des Verbandes der katholischen Lehrervereine in Elsaß-Lothringen gehalten.)

Digitized by Google

tutionen oder in der Pflege der nationalen Schule". Dann werde sich der Haß in der Seele der Nation zurückbilden und die Befangenheit ihres Urteils verflüchtigen.

Ob diese Hoffnung des sehr irenisch gesinnten Straßburger Historikers auch von den Elementen der deutschen Zentrumspartei, die sich aus der ecclesia militans und ihrer Anhängerschaft rekrutieren, geteilt wird, ist freilich sehr fraglich. Auf jeden Fall ist der geschichtliche Ueberblick, der in ihr gipfelt, aus zweierlei Gründen sehr interessant: einmal, weil aus ihm ersichtlich wird, daß sich der französische Klerikalismus bei seinem Kampfe um den Einfluß auf die Schule immer mehr und mehr in eine Sackgasse verrannt hat; und dann, weil die Entwicklung der deutschen schulgesetzlichen Verhältnisse mit unbedingter, schließlich auch von den Katholiken mehr oder weniger freiwillig anerkannten Notwendigkeit auf die unlösliche Verbindung der Schule mit dem modernen Staat hinführte. Die Konsequenzen aus diesen geschichtlichen Erfahrungen zu ziehen, kann den deutschen Vertretern einer überspannten kirchlichen Autorität zunächst überlassen bleiben.

Professor Spahn sieht den Kardinalfehler der Schulpolitik der französischen Katholiken seit fünfzig Jahren in ihrer Verkennung der Bedeutung und des gegenwärtigen Hauptzweckes der Volksschule. „Die nationale französische Gesellschaft arbeitete die Aufgaben und die Organisation der modernen Volksschule unvollkommen heraus. Und der französische Staat vernachlässigte fast das ganze Jahrhundert hindurch die Volksschule und ebenso die Lehrervorbildung noch weit mehr, als die Gesetze von 1830 und 1850 vermuten lassen. Nicht bloß Thiers hätte die Volksschule gerne den Katholiken überlassen! Diese Gleichgültigkeit des Staates wider die Volksschule bestärkte die Katholiken in der Unterschätzung der Tagesaufgaben und des Wertes der Volksschule, täuschte sie aber auch, was nicht minder verderblich für sie wurde, über den zwingenden Zusammenhang zwischen Staat und moderner Schulorganisation." Ueberhaupt waren die französischen Katholiken, die bei der Schulorganisation mitwirkten, lediglich „Bildungsidealisten". „Sie verfolgten in der Schule humanistische Zwecke. Sie wollten durch sie wissenschaftliche, literarische, ästhetische, vorzüglich religiöse, in jedem Falle rein geistige Ziele erreichen. Darum blieben für sie auch die

Digitized by Google

höheren Lehranstalten die Hauptsache der Schulorganisation. Die Volksschule dagegen faßten sie unwillkürlich nur als abhängige Schule auf. Sie sollte ganz in der Art der höheren Schulen den breiten Massen, soviel deren Bedürfnisse es anrieten und soweit deren Aufnahmefähigkeit es zuließ, Geistesbildung vermitteln. Indem man die Lehrpläne daraufhin sichtete, beschränkte man die Aufgabe der Volksschule im wesentlichen auf die Vermittelung religiöser Bildung und fügte ihr die Vermittlung einiger Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen nach der Art der alten, noch kümmerlichen vorrevolutionären Volksschule nur unorganisch an. Das ausschließliche Leitungs- und Ueberwachungsrecht der Kirche gerade über die Volksschule ergab sich daraus von selbst."

Mit diesem gänzlichen Verkennen des Wesens und Hauptzweckes der Volksschule ging bei dem französischen Katholizismus die von vornherein feindliche Stellung gegenüber der Staatsschule Hand in Hand. „Der französische Schulkampf des 19. Jahrhunderts", so leitet Spahn diesen Abschnitt seiner Ausführungen ein, „ist unter der Losung: „Hie Staatsschule, hie freie Schule" geführt worden. Die Katholiken haben für die freie Schule gekämpft, die anderen für die Staatsschule eingestanden." Die verschiedenen Phasen dieses Kampfes, besonders die von Lamennais und den Mitarbeitern des „Avenir" eingeleitete Bewegung für die Unterrichtsfreiheit und die von Guizot unternommenen Versuche, einen Ausgleich zwischen Staat und Unterrichtsfreiheit herbeizuführen und darauf eine beständige nationale Schulpolitik aufzubauen, ferner das hieraus hervorgehende Gesetz vom Jahre 1833, das den Elementarunterricht regelte, und die später ebenso erfolglos unternommene Systematisierung des höheren Schulwesens, brachten nur den Gegensatz zwischen staatlicher und kirchlicher Kompetenz zu immer schärferer Ausbildung. Die sogenannte „Universität", d. h. die Vertreter des kirchengegnerischen zünftigen Gelehrtentums, organisierte in der Mitte der 40er Jahre eine Abwehr gegen Montalemberts Bemühungen, jede staatliche Aufsicht über die freien katholischen Schulen zu beseitigen. „Aus dem Kampfe um die Schule war ein Kampf für die Kirche, ja um die Kirche geworden." Erst die Revolution von 1848 bahnte dem Gedanken der unbedingten Unterrichtsfreiheit wieder den Weg

und führte zu dem Schulgesetz von 1850, durch das neben ein staatlich gelenktes Unterrichtssystem ein wesentlich freies gestellt wurde, was schließlich für die folgenden Jahrzehnte eine scharfe Konkurrenz staatlicher und kirchlicher Unterrichtstätigkeit zur Folge hatte.

An dieser Konkurrenz krankte das gesamte französische Schulwesen bis zu der Neuordnung des Volksschulunterrichts durch die republikanische Regierung im Jahre 1879 und den folgenden Jahren. Durch sie wurden die freien, also von der Kirche beeinflußten Schulen, nicht gerade unterdrückt, aber auf den Aussterbe-Etat gesetzt. „Die öffentlichen Schulen wurden jetzt nicht nur auf dem Papier, sondern wirklich zur Regel gemacht und für sie vorgeschrieben, daß der Unterricht an ihnen nur Laien anvertraut werden dürfe. Sodann schloß das Gesetz den Klerus aus den Behörden zur Leitung wie zur Beaufsichtigung des Schulwesens aus. Durch besondere Verordnung wurde der Religionsunterricht aus dem Lehrplan gestrichen." Dazu kam noch Ende der 90er Jahre die Landesverweisung der nicht ausdrücklich zugelassenen Kongregationen und die Unterdrückung ihrer Schulen, so daß die völlige Laisierung der Schulen in Frankreich jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist. „Die Lage, in welche die Katholiken dadurch gedrängt wurden, ist ernst," so schließt Spahn diesen Abschnitt seines Vortrages. „. . . In den öffentlichen Schulen erwartet sie (die katholischen Kinder) bei dem Streit, in dem Kirche und nationale Gesellschaft in Frankreich liegen, die Untergrabung ihres Glaubens, die systematische Umbildung ihrer Weltanschauung durch eine radikale aufgeregte Lehrerschaft."

Um so lichtvoller ist sodann das Bild, welches der katholische Historiker von der Stellung der deutschen Katholiken des 19. Jahrhunderts in der Schulfrage entwirft. Auch in dem Programmentwurf der Zentrumspartei stand ja anfänglich die Forderung der Freiheit des Unterrichts gegenüber der vom Allgemeinen Preußischen Landrecht von 1794 festgestellten und vom Staat immer als ein rocher de bronce aufrecht erhaltenen Staatsschule. Vergeblich aber waren schon die preußischen Katholiken der Jahrhundertmitte gegen diese Staatsschule angerannt und die Zentrumspartei tat, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, sehr klug daran, daß sie bei der Beratung des von Peter

Digitized by Google

Reichensperger entworfenen ursprünglichen Parteiprogramms die Forderung der freien Schule von vornherein verwandelte in die der Konfessionalität der Staatsschule. Damit vermied sie den großen Fehler, den die französischen Katholiken gemacht hatten. Zugleich trugen sie einer Notwendigkeit der Gegenwart Rechnung, daß sie das Schwergewicht auf die Eroberung des Einflusses der Kirche in der Volksschule legten. Sie erkannten also klar, worauf es in der modernen Gesellschaft in erster Linie ankommt. Denn ganz richtig sagt Spahn: „Das Schulsystem der entwickelten modernen Gesellschaft geht nicht von der höheren humanistischen Lehranstalt aus. Es baut sich immer klarer auf der Volksschule auf. Die Volksschule aber dient gegenwärtig zur systematischen Vorbildung aller in einem Staatsgebiete heranwachsenden Kinder für ihre Tätigkeit innerhalb des modernen, gegen früher in seinen Ansprüchen so hoch gesteigerten Kulturbetriebes der Nationen."

Nur daraus, so meint Spahn, daß die deutschen Katholiken sich sozialisierten, daß sie in ihrer Masse das französische liberale Prinzip der freien Schule angesichts seiner Ablehnung durch das Landrecht und orientiert durch ihre sozial gesinnten breiten Wählermassen aufgaben und die enge Verbindung des modernen Staates mit der Schule anerkannten, sei ihnen der Sieg in der Frage der Konfessionalisierung der Staatsschule erwachsen. Im wesentlichen gewähre ihnen (in Preußen) das Schulunterhaltungsgesetz vom 28. Juli 1906, das die Volksschule kommunalisiert und zugleich ihren konfessionellen Charakter für den größten Teil der Monarchie festlegt, die Bedingungen, auf die sich die Bemühungen der Katholiken seit 1870 konzentriert hätten. Ihre weitere Aufgabe müsse es nun sein, vor allem auch die Lehrerschaft für ihren Standpunkt zu gewinnen und Fühlung mit den fortschrittlichen Tendenzen innerhalb der Schule zu halten. „Vorwärtsgehen allein verbürgt hier den Erfolg. Jede Verbesserung des Schulwesens aber, die unter Mitwirkung oder sogar auf Anregung der Katholiken erreicht wird, sichert die Schule wider das Parteitreiben der Gegner des Katholizismus: denn sie hält die öffentliche Meinung davon ab, sich auf die Seite der Agitatoren zu schlagen und sie macht die Lehrer zu unseren Bundesgenossen."

Ob dieser opportunistische Standpunkt auch von den Ultramontanen geteilt wird, die nicht nur, wie Spahn, den Einfluß der religiösen Weltanschauung auf die Erziehung, sondern die Herrschaft der Kirche über die Staatsschule predigen, ist sehr die Frage. Auf jeden Fall ist es lehrreich, aus Spahns Vortrag zu sehen, wie im deutschen Katholizismus gegenwärtig eine Strömung sich geltend macht, die den wichtigsten Lebensbedingungen des modernen Kulturstaats und seiner Schule wenigstens mit Verständnis entgegenkommt und ihre Notwendigkeit anerkennt. Der innere Widerspruch, der in der Konfessionalisierung der Staatsschule liegt, und die Gefahren, die hieraus für die Staatsgewalt selbst erwachsen können, würden sicher wesentlich an Bedeutung verlieren, wenn jene Strömung die Oberhand gewänne.

O. B.

(Nr. 104.)

England und die Abrüstung.

Von Kapitän z. S. a. D. R. Wachenhusen.

Die auf eine Beseitigung der Kriege oder doch wenigstens auf eine Verminderung der Rüstungen abzielenden Bestrebungen werden gemeinhin als eine neuzeitliche Folgeerscheinung der modernen Riesenheere betrachtet. Aber daß diese Bestrebungen schon in der Vergangenheit phantastische Köpfe beschäftigt haben, dafür hat uns kein Geringerer als Lessing ein interessantes Zeugnis aufbewahrt. Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, im fünften seiner „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ vom Januar 1759, kritisiert Lessing in seiner sarkastischen Art die Schriften eines Herrn v. Palthen, dessen Name ohne ihn schwerlich auf die Nachwelt gekommen wäre. Da heißt es, unter Fortlassung der an den fingierten Briefempfänger gerichteten Einstreuungen, wörtlich wie folgt:

„Hier ist eine Herzstärkung! Ein Project zu einem immerwährenden Frieden! Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäischen Staaten gefallen

Digitized by Google

ließen. — Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O, der Herr von Valthen hat vollstreckende Völker, er hat militärische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg! — Das Project des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr von Valthen, sei ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seines und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus."

Wir wissen nicht, ob die Pläne des seligen Herrn von Valthen oder des Abts von St. Pierre den englischen Staatsmännern bekannt geworden sind und sie zu ihren Bestrebungen auf Verminderung der Rüstungen ermuntert haben. Aber auch ohne diese Anregungen aus längst vergangenen Zeiten heranzuziehen, lassen sich die englischen Bemühungen aus sich selbst heraus leicht verstehen, ohne daß es nötig ist, der englischen Politik gerade aus dieser Frage eine mala fides zu unterstellen. Selbstverständlich haben die Briten an einer Einschränkung der Rüstungen zu Lande, welche die großen Kontinentalmächte sich auferlegen müssen, um ihrer Volkskraft entsprechend Garantien für ihre Sicherheit zu schaffen, nur ein geringes, vielleicht gar kein Interesse. England hat, wie Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (I. 334) ausführt, im Laufe der neueren Geschichte jederzeit das Bedürfnis der Verbindung mit einer der festländischen Militärmächte gehabt und die Befriedigung desselben, je nach dem Standpunkt der englischen Interessen, bald hier, bald dort gesucht, ohne, bei plötzlichem Uebergang von einer Anlehnung an die andere, skrupulöse Bedenken gegen den Vorwurf des Imstichlassens alter Freunde zu hegen. Schon sein Verhalten gegenüber Friedrich dem Großen ist hierfür ein sprechender Beleg. Augenblicklich sind es die Franzosen, deren politisches Gewicht und erforderlichenfalls auch deren Degen in den Dienst der englischen Staatskunst gestellt werden soll, nachdem der japanische Säbel erst jüngst den russischen zerschlagen und sich dann auf weitere 10 Jahre den Briten im fernen Osten zur Verfügung gestellt hat. Eine Verminderung der Landheere und eine Milderung der Gegensätze auf den Kontinenten liegt also ganz und gar nicht im englischen Interesse.

Anderes liegt es mit den Flotten, unter denen die englische stets mehr als 100 Zahlen die unbestreitbare Ueberlegenheit behauptet und sich auch ferner zu wahren entschlossen ist. Niemand hat ihm diese Ueberlegenheit bestritten, seitdem es machen gelacht, vielleicht mit einziger Ausnahme Napoleons III. Man lese darüber nach Fürst Bismarck gelegentlich der Unterredung beider im März 1867 („Gedanken und Erinnerungen" 1. 193). Napoleon meinte damals, Frankreich sei an Siegen zu Lande reich genug. Eine viel pikantere Befriedigung würden die Franzosen in einer Ausdehnung ihrer Seemacht finden. Sie denke nicht daran, das Mittelmeer gerade zu einem französischen See zu machen, „mais à peu près". Der Franzose sei kein Germane von Natur, sondern ein guter Landsoldat, und eben deshalb seien Erfolge zur See ihm viel schmeichelhafter. Es sehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit der französischen das jetzt erdrückende Uebergewicht Englands aufhöben. Eine Gefahr für sie selbst und für das übrige Europa könne darin nicht liegen, weil sie sich in so einseitig egoistisch-französischen Unternehmungen nicht einigen würden, nur für die Freiheit der Meere von der englischen Uebermacht sei es vom Uebel.

„Indem sich mehrere Seemächte zweiten Ranges ver-
zwar die ehemals so mächtige spanische ist eben-
..., wie jetzt auch die russische, die französi-
... freiwillig auf jede Rivalität mit der
...lotte aber sind in Deutschland und
...nd Japan neue Flotten heran-
...wachsen, aber von
...chs. Sie sind über
...it und zwingen
...nahme den
...iben nächst
...n Bild
...rens."

England bedarf, um auch nur leben zu können, seiner übermächtigen Flotte, die ihm die Zufuhren für seine seit hundert Jahren von rund 16 auf 45 Millionen gestiegene Bevölkerung sichern muß, und was Napoleon dem Ersten mit seiner am 21. November 1806 detretierten Kontinentalsperre noch nicht gelingen wollte, das könnte heute eine Vereinigung von Mächten, z. B. von Deutschland, Frankreich und Nordamerika, durch einfache Einstellung des Handelsverkehrs mit England ohne Schwertstreich wohl zuwege bringen, wenn eine solche sich zusammenfände.

Die Leistungen einer Kriegsmacht sind abhängig von der Zahl, der Ausbildung, der Führung und der Bewaffnung; also vom Personal, wie in beschränkterem Maße auch vom Material. Mehr als in den Landheeren aber spielt in den Flotten das Material eine Rolle; die Zahl der Schlachtschiffe bildet hier in Friedenszeiten geradezu den Wertmesser ihrer Stärke. Diese Zahl ist, wie ein Rückblick in die Vergangenheit lehrt, indessen gewaltig heruntergegangen. 1793 zählte England 115 Linienschiffe, Frankreich 76 und Spanien ebensoviele. Zehn Jahre später hatte England seine Seestreitkräfte auf 189 Linienschiffe gebracht, von denen 126 flott waren; diejenigen Frankreichs waren auf 47 bezw. 36 herabgesunken; 1808 erreichte die englische Seemacht ihre höchste Stärke mit 255 Linienschiffen, 38 bis 50 Kanonen-Schiffen und 258 Fregatten. Heute dagegen zählt sie nur 59 Linienschiffe und 35 Panzerkreuzer in fertigem Zustande und übertrifft damit noch immer jede Kombination zweier anderer Mächte beträchtlich. Aber welche ungeheueren Umwälzungen hat die Technik hervorgerufen, wie gewaltig sind durch sie die Kosten für ein Schlachtschiff gegen einst gewachsen! Jene letzten hölzernen Schraubenlinienschiffe, die der Stolz ihrer Flotten bildeten, „Wellington“ in England, „Napoleon“ in Frankreich, mit je 120 Kanonen bewaffnet, kosteten die nach heutigen Begriffen lächerlich kleine Summe von 4½ Millionen Mark. Schon aber hatten die Erfahrungen des Krimkrieges ihnen zugunsten des neuerstandenen Panzerschiffes das Grab gegraben. Und dann begann jener ununterbrochene, in der Gegenwart immer hitziger werdende Kampf zwischen Angriffs- und Abwehrmitteln, zwischen Panzer und Kanone, zu denen sich Torpedos und Minen, Torpedo- und Unterseeboote gesellten. Auch der Fachmann mag die erfinderische Regsamkeit des Technikers beklagen, doch er

by Google

kann sie nicht hindern, und die Nationen müssen die Konsequenzen tragen, welche sich im Frieden an ihren Säckel knüpfen.

Lange blieben übrigens die Kosten eines Linienschiffes, dazumal gemeinhin noch Panzerfregatte genannt, einigermaßen konstant, indem man die Tonne Deplacement auf etwa 1000 Mark bewerten konnte. So betrug der Preis (natürlich einschließlich der Bewaffnung) des am 25. April 1868 vom Stapel gelaufenen „König Wilhelm" von 9754 To. Wasserverdrängung 10,102,830 M, des am 19. März 1874 abgelaufenen „Kaiser" von 7676 Tonnen 8,226,032 M. Erst die Ausgangs der achtziger Jahre sich rapide steigernden Anforderungen an den Schiff- und Maschinenbau und der neu entbrennende Wettkampf zwischen Panzer und Artillerie erhöhten die Kosten sowohl absolut, wie relativ. Dieselben betrugen beispielsweise für den am 21. April 1900 zu Wasser gelassenen „Barbarossa", das jüngste Schiff der Kaiser-Klasse, bei 11,150 Tonnen 19,960,000 M und für die Schiffe der Deutschland-Klasse, die sich zum Teil noch in der Ausrüstung befinden, bei 13,200 Tonnen 23,880,000 M, also rund 1800 M pro Tonne. Dagegen werden die nach dem Vorgange Englands — welches schon reichlich 10 Jahre früher als wir die großen Dimensionen zu bevorzugen begann, und in dem Baue des Dreadnought vermutlich einen abschreckenden Rekord aufstellen wollte — zu bauenden neuesten deutschen Linienschiffe bei reichlich 18,000 Tonnen-Deplacement 36½ Millionen kosten, also rund 2000 M pro Tonne. Diese Summen stellen sich in anderen Marinen ähnlich; so beträgt der Preis jenes 18,190 Tonnen großen „Dreadnought" 36.2 Millionen Mark. Daß auch die Kosten der übrigen Schiffsklassen entsprechend gewachsen, die Ausgaben für Werften und Docks sich im gleichen Verhältnis erhöht haben, bedarf keiner näheren Beweisführung. Wir Deutsche haben sogar eben noch durch den Mund unserer Volksvertretung, ohne mit der Wimper zu zucken, ausschließlich im Interesse der Bewegungsfreiheit unserer Flotte im Kriege, zur Erweiterung des Kaiser Wilhelm-Kanals 223 Millionen bewilligt.

Es ist leicht begreiflich, daß den Engländern bei dem Wettstreit, den sie selbst entfacht haben, schwül zu Sinne wird, und zwar ihnen zuerst, da sie den anderen Mächten bereits weit vorausgeeilt sind und daher auch die finanzielle Belastung am ehesten verspürt haben. Dazu kommt

Digitized by Google

dann noch ein anderes Bedenken, das man jedoch sich hüten wird, öffentlich laut werden zu lassen. Wir haben gesehen, daß die Steigerungen der Baukosten und die Fortschritte der Technik, welche das Flottenmaterial in unglaublich kurzer Zeit schon wieder veralten läßt, in gleicher Weise auf die Herabminderung der Schiffszahl hinwirken. Dieser letztere Umstand aber hat für England das größte Bedenken, weil es wie kein anderes Reich seinen Besitz und seine mit diesem verknüpften Lebensinteressen über die ganze Welt verstreut hat. Es war daher auch schon in Friedenszeiten schon immer genötigt, in allen für die Sicherung der Verbindungen mit dem Mutterlande wichtigen Meere ständige Geschwader von mehr oder minder beträchtlicher Stärke zu unterhalten, die zugleich die wertvollste Pflanzschule für die seemännische Ausbildung seiner Schiffsbesatzungen bildeten. Das alles ist nun anders geworden, seitdem England unter teilweiser Entblößung seiner auswärtigen Flottenstationen, zumal im Mittelmeer, in Ostasien und Westindien, den größten Teil seiner Seestreitkräfte an den heimischen Küsten konzentriert hat. Diese Konzentration läßt sich in ihrer jetzigen Stärke nicht aufrecht erhalten, sobald die englischen Interessen an irgend einer entfernten Stelle ernstlich engagiert werden; mit anderen Worten: die Zahl der Seestreitkräfte droht bei weiterer Steigerung der offensiven und defensiven Kampfkraft des einzelnen Schiffes unter jenes Maß herabzusinken, das für die Aufrechterhaltung ihrer Machtstellung den Engländern unentbehrlich erscheint, wenn sie nicht noch viel tiefer als bisher in ihren Säckel greifen wollen.

Die Verminderung der Kampfeinheiten, wenn auch unter beträchtlicher Steigerung ihrer offensiven und defensiven Kampfkraft, hätte noch die weitere bedenkliche Seite, daß mit dem Außergefechtsetzen jedes Schiffes ein erheblich größerer Bruchteil des Ganzen für die Fortsetzung des Kampfes verloren ginge als ehedem. Zwar mögen durch verbesserte Konstruktion des unter Wasser befindlichen Schiffsrumpfes Katastrophen, wie sie Torpedos oder Minen hervorrufen können und noch im letzten russisch-japanischen Kriege unter Verlust des Schiffes und vieler Menschenleben hervorgerufen haben, künftig gemildert werden; immerhin werden auch heute noch diese Unterwasserwaffen das getroffene Schiff außer Gefecht setzen und langwierige Reparaturen nötig machen. Alles in allem genommen,

muß also der etwas leichtherzig unternommene Versuch, durch die fortgesetzte Steigerung der Größe-verhältnisse und damit auch der Offensivkraft des einzelnen Schiffes den fremden Völkern imponieren zu wollen, vom englischen Standpunkte aus betrachtet, doch das zahlenmäßige Kräfteverhältnis sowohl relativ als absolut unverändert lassen; er hat mithin kein anderes Ergebnis, als England und damit auch die übrigen Nationen zu zwingen, für ihre Seerüstung noch größere Ausgaben zu machen als seither, bis neue Ueberlegungen, oder vielleicht auch erst neue „Erfahrungen" im Ernstfalle den amtlichen Autoritäten neue Wege zeigen werden.

Wie England seinen Antrag auf Einschränkung der Rüstungen auf der Haager Konferenz begründen will, darauf können wir bei aller Gemütsruhe recht neugierig sein. Vermutlich wird es nichts Besseres wissen, als einst der Herr v. Palthen oder der Abt von St. Pierre und damit die Lösung des Problems auf weitere 150 Jahre vertagen. Vielleicht besinnt es sich aber auch noch rechtzeitig, daß es einen viel weiseren Mann im eigenen Lande hat und befolgt künftig dessen Orakel; dann brauchten die Staatsmänner sich nicht zwecklos die Köpfe zu zerbrechen. Wir meinen den wackeren Bürgermeister von Plymouth, der im vergangenen Jahre die deutschen Journalisten mit dem treffenden Wortspiel überraschte: the greatest ship is the friendship! Lange Jahre hat diese offene und ehrliche Freundschaft, die jedem das Seine läßt und den anderen weder zu übervorteilen, noch ihn in den Dienst der eigenen Interessen zu stellen versucht, zwischen uns und England bestanden; sie findet auch heute noch ihren Ausdruck in den vertrauensvollen Beziehungen der Offizierkorps der beiden Flotten, obwohl der Berührungspunkte weniger geworden sind als einst. Sache der Staatsmänner ist es, die individuell guten Beziehungen zwischen Deutschen und Engländern auch auf die Nationen als solche zu übertragen; gelingt ihnen dies, so ist die Frage der Abrüstung, wenigstens zwischen uns und England, befriedigend gelöst, und der Kampf um das größte Schiff hört auf, mehr zu sein, als ein Wettstreit der Technik, bei dem dann auch der Steuerzahler sich wieder zum Worte melden wird.

(Nr. 103.)

Digitized by Google

Die deutsche Automobilordnung.

Von Oberlandesgerichtsrat A. Oehlert (Zweibrücken).

Am 1. Oktober vorigen Jahres sind in ganz Deutschland gemäß einer unter den Bundesregierungen getroffenen Vereinbarung neue Vorschriften über den Automobilverkehr in Kraft getreten, die teils für ganze Bundesstaaten, teils, wie in Preußen, für einzelne Provinzen erlassen sind. Sie entsprechen einem im Reichsamt des Innern ausgearbeiteten Entwurf, den im Reichs-Anzeiger vom 28. Mai 1906 veröffentlichten Grundzügen, und zeigen im wesentlichen den gleichen Wortlaut.

Wir dürfen daher von einer Automobilordnung für das Reich sprechen und begrüßen in den neuen Vorschriften wenigstens den Anfang einer Gesetzgebung für das vielumstrittene Fahrzeug der Zukunft. Freilich ist die Finanzgesetzgebung bereits vorangeeilt; das Reichsstempelgesetz vom 3. Juni 1906, das von den Erlaubniskarten eine nach der Zahl der Pferdekräfte verschieden bemessene Abgabe in Höhe von 10—160 M erhebt, war die erste gesetzgeberische Tat gegenüber dem Kraftfahrzeug. Dagegen sieht es mit dem dem vorigen Reichstag zugegangenen Gesetzentwurf über die Haftpflicht der Automobile, der sich bei dessen Auflösung im Dezember erst in Kommissionsberatung befand, nach den jüngsten Auslassungen des Staatssekretärs im Reichstag recht trübe aus und es mag noch geraume Zeit währen, bis die längst dringend gebotene und allgemein geforderte Ausdehnung des Eisenbahnhaftpflichtgesetzes auf die Automobile zum geltenden Recht erhoben wird. Die neuen Verkehrsvorschriften sind nun an die Stelle alle der das Automobil betreffenden Straßenpolizeiverordnungen getreten, die seither in sehr verschiedenem Umfang und mit vielfach verschiedenen Bestimmungen in den einzelnen Bundesstaaten oder Kreisen erlassen waren. Viele der neuen Vorschriften waren bereits in den älteren enthalten. Wenn man jetzt seitens der Kraftfahrer von einem Hals über Kopf ausgearbeiteten Gesetze, von einer großenteils durch die Presse verschuldeten Beschleunigung der Gesetzgebung zu reden wagt — siehe z. B. automobilistische Beschwerden in Nr. 562, 1906, der Münchner Neuesten Nachrichten —, so ist dies angesichts der Stimmung, die bei der ganz überwiegenden Majorität der Bevölkerung gegenüber

den durch die Automobile hervorgerufenen Mißständen herrscht und angesichts der Zeit, die wir gehabt haben, um das neue Verkehrsmittel in seinen Beziehungen zur Mitwelt kennen zu lernen, denn doch sehr unberechtigt. Man hätte wohl eher sagen mögen: „Was lange währt, wird gut"; aber leider trifft dieser Satz bei den neuen Vorschriften nur sehr bruchstückweise zu.

Es ist von vornherein zu beklagen, daß man sich nicht entschließen konnte, die gesamte Regelung des Automobilwesens durch ein einheitliches Gesetz in Angriff zu nehmen, sondern sich begnügte, polizeiliche Vorschriften auf der Grundlage des § 366 Ziffer 10 des Reichsstrafgesetzbuches zu erlassen. Denn die Grundlage dieses Uebertretungsparagraphen bedingt es nun, daß für die Verletzung der Verkehrsordnung nur Geldstrafe bis zu 60 M zulässig ist. Daß aber ein so niedriges Strafmaximum nach den heutigen Verhältnissen nicht hinreicht, die regelmäßig den wohlhabendsten Bevölkerungsklassen angehörenden Automobilisten zur Befolgung der Vorschriften anzuhalten, daß wir dem reichen Ausländer, dem eigentlichen Sportsman, mit unseren bettelhaften Geldstrafen gar keinen Eindruck machen, dürfte ohne weiteres klar sein. Wir haben Fälle erlebt, in welchen Leute, denen es nicht darauf anzukommen braucht, den verhängten Strafen beharrlich Trotz boten, und man ist dagegen machtlos, da die über den Chauffeur verhängte Geldstrafe, wenn er nicht gerade einmal auf eigene Faust gefahren ist, stets von dem Herrn des Automobils gezahlt wird. § 366 läßt freilich auch Haftstrafe bis zu 14 Tagen zu, allein einerseits ist dem Charakter des Deliktes eine Freiheitsstrafe selten entsprechend, andrerseits ist gar oft in Anbetracht der Persönlichkeit des Gesetzesübertreters an eine solche nicht zu denken; und mir ist kein Fall bekannt, daß ein Automobilist wegen zu raschen Fahrens, sofern dadurch kein Unglück hervorgerufen war, zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden wäre. Daß eine hohe Strafe verhängt werden kann, wenn ein Schaden angerichtet ist, z. B. im Falle einer fahrlässigen Tötung, vermag mich nicht zu befriedigen, denn es muß uns vor allem darauf ankommen, derartiges zu verhüten, und die Häufigkeit der Unglücksfälle gäbe allen Anlaß zu energischen Präventivmaßregeln.

Außer einer den Verhältnissen entsprechenden Geld-

Digitized by Google

strafe wäre aber auch für die Verletzungen der neuen Verkehrsordnung die Möglichkeit der Verhängung von strafähnlichen Maßregeln oder Nebenstrafen, wie sie gerade diese Art von Delikten erheischt hätte, z. B. Beschlagnahme des Automobils, Verbot des Automobilfahrens, beides auf Zeit oder dauernd, wünschenswert. Der bekannte Eltviller Fall — ein und derselbe Automobilbesitzer hat, nachdem im Jahre 1905 ein Kind auf einer Ortsstraße seinem Vehikel zum Opfer gefallen war, 1906 in derselben Gegend abermals ein Kind tot gefahren — zeigt, wie gerechtfertigt wenigstens für schwerere Fälle die Untersagung des Kraftfahrens und die Konfiskation wäre, wie dies auch der belgische Gesetzentwurf von 1906 vorsieht. Noch weitere Forderungen müssen vom strafrechtlichen Standpunkt aus erhoben werden: Die Haftbarkeit des mitfahrenden Automobilbesitzers neben dem Chauffeur, sodann aber andrerseits ein erhöhter Strafschutz für die Kraftfahrer. Denn es darf nicht verkannt werden, daß die von dieser Seite so oft beklagten Aeußerungen der Gehässigkeit des Publikums, das absichtliche Bereiten von Hindernissen, das Werfen von Steinen nach den Fahrzeugen, das Ausstreuen von Nägeln auf die Straße in ihrer Wirkung ungemein gefährlich werden können, während die Strafandrohungen, soweit solche überhaupt anwendbar werden, dem Maße dieser Gefährdung keineswegs entsprechen.

All diesen in der Eigenart des Betriebes begründeten Forderungen konnte nur ein Gesetz gerecht werden, da sie weit über den Rahmen dessen hinausgehen, was im Wege der Verordnung vorgeschrieben werden darf. Wie notwendig dies gewesen wäre, beweist der Versuch, den § 27 der neuen Automobilordnung in dieser Richtung unternimmt. Danach „kann Personen, welche die den Fahrern von Kraftfahrzeugen obliegenden Verpflichtungen verletzt haben, das Automobilfahren dauernd oder für bestimmte Zeit polizeilich untersagt werden“. Es ist aber kaum ein Zweifel, daß diese Vorschrift, wenigstens bezüglich der Privat-Automobile, rechtsungültig ist und vor den Gerichten keine Anerkennung finden wird, da es sich hier um eine Strafe oder vielmehr Nebenstrafe handelt, welche nicht von Polizei wegen, sondern nur im Wege der Gesetzgebung eingeführt werden konnte.

*

Da die Verkehrsordnung teilweise sehr eingehende Bestimmungen von geringerer Bedeutung enthält, wird sich diese Besprechung auf diejenigen beschränken, welche die durch den Automobilverkehr so stark berührte Oeffentlichkeit vorwiegend interessieren und zu einer Kritik Anlaß geben.

Der Automobilverkehr ist nach der Verordnung grundsätzlich auf allen öffentlichen Wegen freigegeben und es finden die allgemeinen Straßenpolizeivorschriften auch auf das Automobil Anwendung. Die §§ 2—13 enthalten eingehende Bestimmungen über Beschaffenheit, Ausrüstung, Kennzeichnung und Inbetriebnahme des Fahrzeuges, die als genügend erachtet werden dürften, wenn die Polizeibehörde es mit den gestellten Anforderungen genau nimmt und es an der nötigen Kontrolle nicht fehlen läßt. Zu Zweifeln gibt nur die Bestimmung des § 2 Anlaß: „Die Kraftfahrzeuge müssen so eingerichtet sein, daß eine Belästigung von Personen durch Geräusch, durch Entwicklung von Rauch oder Dampf oder durch üblen Geruch möglichst ausgeschlossen ist“ Die Fortschritte der Technik haben eine große Verschiedenheit der im Verkehr befindlichen Fahrzeuge bewirkt. Wir sehen, neben Ungetümen älterer Konstruktion, neben rappelnden und schnarrenden Schauerkasten, neben Krafträdern, die ein explosionsartiges Knallen begleitet, moderne Fahrzeuge von feiner, eleganter Bauart, bei denen, sofern sie die Geschwindigkeit nicht übertreiben, eine ruhige, fast geräuschlose Gangart und geringe Geruch- und Dampfentwicklung die Regel ist. Sollen nun die Fahrzeuge, welche keine solche Vervollkommnung der Konstruktion aufweisen, vom Verkehr ausgeschlossen sein? Die bestehende Praxis verneint offenbar diese Frage, denn wir sehen die ältesten Vehikel ihre unangenehme Existenz allenthalben ungestört weiter führen. Es dürfte aber angesichts des § 2 sehr zu bezweifeln sein, ob hier nicht ein anderer Maßstab angelegt werden müßte.

Am wichtigsten für Publikum wie für Kraftfahrer sind die Vorschriften über die Geschwindigkeit. Unsere nunmehrige Verkehrsordnung stellt in § 17 als oberstes Prinzip den Satz auf: „Die Fahrgeschwindigkeit ist jederzeit so einzurichten, daß Unfälle und Verkehrsstörungen vermieden werden.“ Sodann werden drei Kategorien von Fahrgeschwindigkeit unterschieden:

Digitized by Google

1. Innerhalb geschlossener Ortsteile darf das Zeitmaß eines im gestreckten Trabe befindlichen Pferdes — etwa 15 Kilometer in der Stunde — nicht überschritten werden.

2. Außerhalb der Orte darf die Geschwindigkeit auf übersichtlichen Wegen insoweit erhöht werden, als der Führer in der Lage bleibt, unter allen Umständen seinen Verpflichtungen Genüge zu leisten.

3. Auf unübersichtlichen oder gefährlichen Wegen — es ist im einzelnen angegeben, was dahin zu rechnen ist, — muß langsam und so vorsichtig gefahren werden, daß das Fahrzeug nötigenfalls sofort und jedenfalls auf eine Wegestrecke von höchstens 5 Meter zum Halten gebracht werden kann.

Wir haben also nur *eine* näher bestimmte Geschwindigkeitsgrenze, diejenige *von etwa 15 Kilometer* innerhalb geschlossener Ortsteile. Es geht dies seither in Preußen geltende Maximum zwar über dasjenige verschiedener anderer Staaten hinaus — Bayern, Württemberg und Baden z. B. ließen nur 12 Kilometer zu —; indessen hat man sich an eine etwas größere Geschwindigkeit schon in dem Maße gewöhnt, daß gegen die Grenze von 15 Kilometer nicht angekämpft werden soll, wenn es nur mit der Einhaltung dieser Vorschrift streng genommen wird. Jedenfalls aber muß die von automobilistischer Seite begehrte Auslegung zurückgewiesen werden, daß für die Messung der Geschwindigkeit nicht schon kleinere Strecken, wie bei den sogenannten Automobilfallen, maßgebend sein dürften; denn es bestünde alsdann die Möglichkeit, ein zu rasches Tempo auf der einen Strecke durch ein langsameres auf der weiteren Strecke wieder auszugleichen und der Willkür wäre Tür und Tor geöffnet. Der Schutz des Publikums erheischt es, daß die vorgeschriebene Maximalgeschwindigkeit auch auf der kleinsten Strecke nicht überschritten wird.

Außerhalb der Ortschaften ist nach der Bestimmung unter 2 die Geschwindigkeit, abgesehen von den Einschränkungen unter 3, allein dem pflichtmäßigen Ermessen des Führers anheimgegeben, zu deutsch gesagt: *es ist jede Geschwindigkeit erlaubt, welche der Führer glaubt, verantworten zu können.* Die Grenze ist gegeben durch die Möglichkeit, den Pflichten des Fahrers zu genügen, also Unfälle und Verkehrsstörungen

zu vermeiden, rechtzeitige Warnungszeichen abzugeben und unter Umständen langsam zu fahren oder anzuhalten. Wie diese pflichtmäßige Vorsicht mit völliger Freigabe der Geschwindigkeit in Einklang gebracht werden soll, ist mir vorerst noch nicht klar. Die Erfahrungen unserer Gerichte finden ihren Ausdruck in einem Urteil des Reichsgerichts vom 28. März 1904, das von „der offenkundigen Neigung vieler Führer, sich über die bestehenden polizeilichen Vorschriften hinwegzusetzen und die Sicherheit des Publikums niedriger zu stellen als die Schnelligkeit ihrer Fuhrwerke“ spricht, bezeichnend genug für das, was wir zu erwarten haben werden. Eine Zuwiderhandlung wird regelmäßig nur dann zu konstatieren sein, wenn ein Unfall geschehen oder noch knapp vermieden worden ist. Dies ist keine gesunde Präventivpolitik und es liegt auf der Hand, welche Schwierigkeiten die Feststellung einer Uebertretung das dem Strafrichter bereiten muß. Ich glaube, daß wir mit diesem reinen Ermessensstandpunkt, der übrigens dem gewissenhaften Autler selbst Schwierigkeiten bereiten mag. noch böse Erfahrungen machen werden.

Es dürfte sich aber auch weiter fragen, ob es berechtigt war, bei der Freigabe der Landstraße nur den Standpunkt der Gefahrvermeidung ins Auge zu fassen. Welche erhöhte Belästigung dem Wanderer durch die Freigabe der Geschwindigkeit erwächst, hat man nicht berücksichtigt, wiewohl es klar ist, daß alle Nachteile des Automobils besonders die Stauberzeugung im selben Verhältnis wie die Geschwindigkeit wächst. Es kann aber doch nicht einer verschwindenden Minorität das Recht zustehen, allen übrigen die Benutzung der für die Allgemeinheit erbauten Straßen zu verkümmern und zu verekeln. Weshalb Deutschland von der Vorschrift einer bestimmten Maximalgeschwindigkeit abgesehen hat, da doch die meisten anderen Staaten eine solche festgesetzt haben? Frankreich, die Schweiz, Belgien haben, ebenso wie seither verschiedene deutsche Bundesstaaten, ein Maximum von 30 Kilometer zugelassen, England 32, Italien 25, Holland 20 Kilometer. Das ist, wenn es auch noch Mängel genug haben mag, etwas praktisch Greifbares, denn die Geschwindigkeit ist, wenn auch vorerst vielleicht nur mit sogenannten Automobilfallen, etwas Meßbares. Und 30 Kilometer sind eine respektable Geschwindigkeit, die genügen konnte. Die

Digitized by Google

Benachteiligung der übrigen Menschheit durch zu rasches Fahren ist aber so groß, daß die Forderung schließlich nicht unberechtigt erscheint, die Leute, die nur noch an höhere Geschwindigkeiten Gefallen finden, gleich den Eisenbahnen auf eigene (Automobil-) Straßen zu verweisen. Da mit der allmählichen Verbilligung des Fabrikates die Zahl der Automobile ins Ungemessene wachsen wird, muß mit der Einrichtung solcher Straßen, die auch für den Automobilfahrer das Ideal bedeuten, gerechnet werden. In der Tat wird jetzt eine Automobilstraße von London nach Brighton (etwa die Entfernung Stuttgart-Ulm) geplant.

Auch die Vorschriften unter 3 über Langsamfahren geben Anlaß zu Bedenken und werden der Polizei und dem Strafrichter viele Schwierigkeiten bereiten. Die Fassung der Vorschrift ist so unglücklich gewählt, daß unmöglich zu verstehen ist, welche Maximalgeschwindigkeit erlaubt sein sollte. Es ist aber auch zu tadeln, daß nicht ein geläufiges und verständliches Zeitmaß zum Vergleich gestellt wurde, wie z. B. in der Schweiz die Geschwindigkeit eines Pferdes im Schritt an solchen Stellen vorgeschrieben ist. Wie glaubt man denn, daß die Feststellung einer Zuwiderhandlung — krasse Fälle ausgenommen — vor dem Strafrichter, von dem schließlich die Auslegung der Vorschrift abhängt, erfolgen kann?

Die Aufzählung der Fälle, in welchen langsam gefahren werden muß, ist reichhaltig und wohl erschöpfend. Indessen wäre hier eine Bestimmung des Begriffs schmale und abschüssige Wege wünschenswert gewesen. Die Verordnung schreibt eine Minimalstraßenbreite weder für den Automobilverkehr überhaupt noch für die normale Geschwindigkeit vor; und ebenso ist für die Frage, bei welchem Winkel die Abschüssigkeit einer Straße beginnt, alles dem Ermessen überlassen. Ich hätte es für sehr wünschenswert gehalten, daß man die in der Schweiz für Gebirgsstraßen eingeführte Geschwindigkeitsgrenze von 10 Kilometer auch bei uns vorgeschrieben hätte. Von der Gefährlichkeit der Begegnung mit Automobilen für andere Fuhrwerke weiß jeder, der dies einmal miterlebt hat.

*

Die Vorschriften über die Eigenschaften und Pflichten des Führers, speziell auch über Warnungszeichen und Anhalten sind eingehend und könnten bei gehöriger Befolgung

Digitized by Google

dem Bedürfnisse genügen. Immerhin bleiben sie in mancher Beziehung hinter den weitgehenden Anforderungen zurück, welche von unsern Zivilgerichten gestellt werden. Das Reichsgericht hat in einem Urteil vom 20. September 1906 als Grundsatz ausgesprochen, daß nach dem Grade der Gefahr, die für Dritte mit einem Betriebe verbunden ist, auch die Anforderung an die anzuwendende Sorgfalt sich steigert, und daß die außerordentlich große Gefahr, welche mit dem Automobilverkehr auf öffentlichen Straßen verknüpft ist, im Interesse der Sicherheit des Publikums eine ganz besonders große Aufmerksamkeit und Vorsicht des Automobilfahrers bedingt. Es wird z. B. angenommen, daß der Führer zum sofortigen Anhalten verpflichtet ist, sobald nur die Möglichkeit einer Gefährdung durch Scheuen eines Pferdes erkennbar ist, und daß er beim Fahren in Rechnung ziehen muß, daß er ein ihm gegebenes Zeichen übersehen könnte. In dem obenerwähnten Urteil vom 28. März 1904 billigt das Reichsgericht den Satz, daß für die Auswahl des Wagenführers nicht bloß technische Geschicklichkeit, sondern auch moralische Eigenschaften in Betracht kommen: Besonnenheit, Charakterstärke, Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der ernste, aus der Achtung vor der öffentlichen Ordnung und vor der Persönlichkeit des Mitmenschen entspringende Wille, jede Gefährdung anderer Personen zu vermeiden; der dem Automobilbesitzer nach § 831 des Bürgerlichen Gesetzbuches zustehende Entlastungsbeweis müsse sich also auch hierauf erstrecken. Ich gestehe, daß mir diese letztere Anforderung sehr weitgehend erscheint. Wie die Verhältnisse liegen, wird der Automobilbesitzer in vielen Fällen gar keine Möglichkeit haben, sich über Besonnenheit, Charakterstärke, Rechtssinn des Chauffeurs irgendwie zu vergewissern, insbesondere bei Anfängern wird, solange man nicht eine Art Vorbereitungsdienst für Chauffeure vorschreibt, von einer Prüfung jener Eigenschaften und damit von einem Beweis der Sorgfalt in der Auswahl keine Rede sein können. Mir scheint die außerordentliche Strenge dieser Rechtsauffassung dem unausgesprochenen Gefühl zu entspringen, daß bei einem derartigen Fahrzeug die absolute Haftung des Besitzers für seine Angestellten am Platze ist, wie sie das Haftpflichtgesetz den Eisenbahnen auferlegt, und auf die eingangs beklagte Lücke in unserer Gesetzgebung hinzuweisen.

Digitized by Google

Im übrigen enthalten die neuen Vorschriften für den Zivilrichter keine bindenden Bestimmungen. Das Reichsgericht sagt hierüber: „Die landesgesetzlichen Vorschriften können zwar einen Anhalt für die Bestimmung der zu erfordernden Sorgfalt, namentlich wo deren Mindestmaß begrenzt wird, an die Hand geben, stellen an sich aber keine ausschließlich und erschöpfende Regelung dar. Den gesetzlichen Maßstab hierfür bildet nach § 276 des Bürgerlichen Gesetzbuches die im Verkehr, und zwar in diesem besonderen Verkehr erforderliche Sorgfalt.

*

Wie erwähnt, sind die neuen Bestimmungen an die Stelle all der verschiedenen Einzelvorschriften getreten, durch die bisher der Automobilverkehr geregelt werden sollte. Nach § 21 dürfen jedoch, soweit der Zustand der Wege oder die Eigenart des Verkehrs es erfordert, Polizeivorschriften erlassen werden, die den Automobilverkehr auf bestimmten Wegen und Plätzen verbieten oder — besonders hinsichtlich der Geschwindigkeit — beschränken. Es kann meines Erachtens den Landes- und Orts-Polizeibehörden nicht genug empfohlen werden, von derartigen Spezialvorschriften recht reichlichen Gebrauch zu machen. Denn es gibt ganze Kategorien von Straßen, die den Automobilverkehr überhaupt nicht ertragen oder auf denen eine verminderte Geschwindigkeit notwendig verlangt werden muß. Dies gilt namentlich für verkehrsreiche Straßen von geringer Breite, für Straßen, die den Charakter von Spazierwegen tragen, allgemein für Gebirgsstraßen und ist am leichtesten durchführbar, wo sich der Verkehr auf Parallel-Straßen verweisen läßt.

Nur wenn überall, wo sich das Bedürfnis zeigt, von solchen Spezialvorschriften Gebrauch gemacht wird, kann sich das Publikum mit dem durch die jetzige Verkehrsordnung geschaffenen Zustande zufrieden geben. Denn die Betrachtung ihrer Bestimmungen muß zu dem Schlusse führen, daß sie zum Schutz der Straße durchaus nicht genügen. Außer der Einheitlichkeit der Vorschriften ist nur in der Kennzeichnung der Fahrzeuge ein Vorzug gegenüber dem bisherigen Zustande zu erblicken; im übrigen ist, wie das Straßen-

bild zeigt, die Lage des Publikums keineswegs besser geworden.

*

Gerade beim Abschluß dieses Aufsatzes kommt mir das soeben erschienene Werk „Die Kodifikation des Automobilrechtes“ von Professor Meili in Zürich (Wien 1907) zur Hand, eine Zusammenstellung der in den einzelnen Staaten erlassenen oder projektierten Gesetze und Vorschriften, neben welcher sich eine durchaus objektive, nach großen Gesichtspunkten gerichtete Besprechung der einschlägigen Fragen findet. Die Abschnitte über die Einführung der strengen Haftpflicht der Automobile und deren Modifikation sind gewiß das Beste, was über diese schwierige Materie veröffentlicht wurde. Sein Satz: „Das Automobilrecht liefert ein typisches Beispiel dafür, daß jeder neue Rechtssatz oder die Anwendung desselben auf neue Verhältnisse langsam erobert werden muß, und daß man gerne mit den Formen des bisherigen Rechts auch dann operiert, wenn man sich schon von der Notwendigkeit einer Aenderung des Rechtszustandes überzeugt hat“, enthält eine ausgezeichnete Kritik unserer Gesetzgebung. Auf die Bestimmungen der neuen deutschen Automobilordnung geht der Verfasser allerdings nicht näher ein. Doch sei hervorgehoben, daß er energische Einschreitung gegen Bravourstücke des Chauffeurs und gegen rückfällige Delinquenten, andrerseits einen erhöhten Strafschutz zugunsten der Automobilfahrer für erforderlich erklärt, auch die Berechtigung der von einzelnen Kantonen der Schweiz geübten Sperrung ihrer Gebirgsstraßen verteidigt. Nur bezüglich der Aufstellung von polizeilichen Normen scheint er mir zu ängstlich zu sein: ich meine, eine größere Sicherheit des Publikums wiegt eine geringere Großzügigkeit der Automobilgesetzgebung und einige Unbequemlichkeiten für den Fahrer wohl auf. Speziell aber bedauere ich, daß Meili sich gegen die fixe Reglementierung bezüglich der Schnelligkeit, d. h. die Aufstellung einer Maximal-Geschwindigkeit, ausspricht. Es ist nicht bloß der Philister, der um seiner Sicherheit willen ein Maßhalten in der Schnelligkeit fordert; es ist auch der ästhetisch empfindende Mensch, dem der Naturgenuß durch das neue Fahrzeug gerade wegen dieser Geschwindigkeit verkümmert wird; und auf der andern Seite ist es der Praktiker, der weiß, wie schwer ohne bestimmte Geschwin-

Digitized by Google

digkeitsvorschriften, wenn wir uns nur auf das sehr relative Pflichtgefühl der Fahrer verlassen wollen, die Ordnung aufrecht zu erhalten ist.

Zum Schlusse komme ich auf eine Anregung zurück, die ich schon einmal in einem Aufsatze „Ueber die Notwendigkeit eines Schutzes gegen das Automobilwesen“ — Allgemeine Zeitung, Beilage vom 27. und 28. September 1905 — zu geben versucht habe: die Gründung von Vereinen zum Straßenschutz. Wir sehen überall die Automobilisten in Klubs oder Vereinen zur Verteidigung ihrer Interessen zusammengeschlossen, mit Fachblättern, die ihre Sache warm verfechten. Warum sollte bei dem Widerstreit der Interessen das übrige Publikum sich dies nicht als Vorbild dienen lassen? In Brüssel besteht seit dem vorigen Jahr eine Fußgänger-Liga. Auch bei uns wäre sowohl für den Straßenschutz im allgemeinen, wie für die Durchführung und richtige Handhabung der neuen Vorschriften die Gründung solcher Vereine, zumal in den großen Städten, von hohem Wert und Material für ihre Aufgabe ist reichlich vorhanden.

(Nr. 102.)

Philosophische Terminologie und Weltsprache.

I.

Zu allen Zeiten haben die bedeutendsten und die unbedeutendsten Denker lebhafte Klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache zur genauen und deutlichen Wiedergabe neuer und tiefer Erkenntnisse oder Einsichten geführt, soweit diese sich nicht etwa direkt auf sinnliche Wahrnehmungen beziehen. Diese zweifellos vorhandene Schwierigkeit, etwas bloß Gedachtes, sofern es neu ist, äquivalent in Worten zum Ausdrucke zu bringen, d. h. den Hörer oder Leser vermittelst der Sprache unfehlbar zu bestimmen, einen neuen Gedanken gleichfalls zu denken, liegt in der Natur der Sache und ist darum leicht verständlich, — um so schwerer freilich zu beheben. Aber sehr verschlimmert wird dieser naturgemäße und notwendige Uebelstand noch durch die Unsicherheit der bereits ausgebildeten Terminologie, d. h. durch die Unbestimmtheit und die der Willkür viel Raum lassende Mehrdeutigkeit der gebrauchten Wörter, welche Unbestimmtheit es

Digitized by Google

mit sich bringt, daß man oft im Zweifel darüber ist, ob verschiedene Menschen oder auch derselbe Mensch bei verschiedenen Gelegenheiten mit den gleichen Worten die gleichen Begriffe und Gedanken verknüpft. Ja, in manchen Fällen weiß man sogar bestimmt, daß das nicht der Fall ist.

Auch dieses Uebel mit seinen unerfreulichen Folgen, den zahlreichen nutzlosen, auf Mißverständnissen beruhenden Streitigkeiten, welches Uebel natürlicherweise in den philosophischen Forschungsgebieten am meisten zutage tritt, ist schon häufig hervorgehoben und beklagt worden, ohne daß jedoch bisher ein Mittel zur Abhilfe gefunden worden wäre. Alle Bemühungen in dieser Beziehung hatten bis jetzt keinen Erfolg.

Es war darum ein guter und begrüßenswerter Gedanke, den eine gelehrte englische Frau, Lady Welby, vor etwa zehn Jahren hatte, öffentlich zu einer eingehenden speziellen Untersuchung des erwähnten Mißstandes aufzufordern und einen Preis von 50 Pfund Sterling auf die beste Lösung der Frage zu setzen. Die gestellte Aufgabe lautete folgendermaßen:

„Die Ursachen der gegenwärtigen Unklarheit und Verworrenheit in psychologischer und philosophischer Terminologie, und die Richtungen, in denen wir auf praktisch wirksame Abhilfe hoffen dürfen."

Des näheren wurde dann folgendes angegeben: „Der Geber des Preises wünscht, daß allgemeine Rücksicht genommen werde auf die Klassifikation der verschiedenen Weisen, in denen von einem Worte oder anderen Zeichen gesagt werden kann, daß sie „Bedeutung" haben und auf die verschiedenen Unterschiede der Methode in Uebertragung oder Auslegung von „Bedeutungen". Das Preiskomitee wird die praktische Nützlichkeit des ihm unterbreiteten Wertes als vorzugsweise wichtig betrachten."

Den Preis hat nun seinerzeit eine gehaltvolle Schrift von Tönnies erhalten, welche nach neunjährigem Liegen erst vor kurzem zum erstenmal erschienen ist[1]); die oben gemachten Mitteilungen über das Preisausschreiben sind zum größten Teile dieser Schrift entnommen.

Der Verfasser erzählt in der Vorrede von 1906, daß er sich lange Zeit mit der Absicht getragen hat, den „Text einer ganz

---

[1]) Philosophische Terminologie in psychologisch-soziologischer Ansicht. Von Dr. Ferdinand Tönnies. Ausgezeichnet mit dem Welby-Preis. Leipzig. Verlag von Theod. Thomas 1906. XVI und 106 Seiten. Gr. 8. — Eine englische Uebersetzung aus dem Manuskript ist vor mehreren Jahren (1899/1900) im „Mind" erschienen.

Digitized by Google

neuen Bearbeitung zu unterwerfen", daß er sich aber schließlich doch entschlossen hat, selbst von einzelnen Verbesserungen abzusehen, sich auf den Satz stellend: „Quod scripsi, scripsi". Das ist sehr zu bedauern. Denn die Schrift ist in jeder Hinsicht einer Verbesserung gar sehr bedürftig, sowohl in Hinsicht auf den Inhalt wie auch insbesondere in Betreff der Form: es fehlt ihr nämlich an Uebersichtlichkeit, die Gegenstände sind oft unsystematisch durcheinandergeschoben, die Sprache ist sozusagen zäh, man bleibt in ihr fast auf jeder Seite stecken, so daß es keine leichte Arbeit ist, den Inhalt des Buches ganz zu verstehen und zu überschauen.

Die Schrift verdient aber trotzdem, sowohl um ihres Gegenstandes willen wie auch wegen ihrer Heranziehung der Weltsprache, als eines Mittels gegen die Sprachverwirrung in der Philosophie, näher betrachtet zu werden.

II.

Im Titel des Buches ist angedeutet, daß Tönnies seine Aufgabe nur in beschränktem Maße zu lösen unternimmt, nämlich bloß von der psychologisch-soziologischen Seite aus — in Wahrheit ist seine Lösung sehr viel mehr soziologisch als psychologisch —, und er ließ infolgedessen den wesentlichsten Punkt dieser Angelegenheit, d. i. die Frage nach dem Verhältnis zwischen Begriff und Wort oder im allgemeinen zwischen Denken und Sprechen, ununtersucht, er setzte vielmehr eine bestimmte Anschauung darüber als allgemein bekannt und zugestanden voraus. Dieser Mangel ist der schwerste Vorwurf, der gegen das Buch erhoben werden muß: die gestellte Aufgabe kann einfach nicht gelöst werden, ohne Untersuchung jenes fundamentalen Verhältnisses, wie sich nachher zeigen wird. Auch ist die Art dieses Verhältnisses nichts weniger als bereits erforscht und erkannt, geschweige, daß eine Annahme darüber allgemein anerkannt wäre.

Ich will aber zunächst versuchen, des Verfassers Gedankengang und seine hauptsächlichen Ansichten hier möglichst klar wiederzugeben, einige kritische Erörterungen mögen dann folgen.

Tönnies geht von der Betrachtung der Zeichen überhaupt aus, und er unterscheidet da — in stillschweigender Uebereinstimmung mit Hobbes — zwischen *natürlichen* und *künstlichen Zeichen*. Natürliche Zeichen nennt er „solche, bei denen jene Folge [eines Gegenstandes auf einen wahrgenommenen oder erinnerten anderen Gegenstand] durch das natürliche Verhältnis zwischen Zeichen (A) und Bezeichnetem (B) begründet ist", wie z. B. die Erinnerung an ein bekanntes Original auf

Digitized by Google

den Anblick seines ihm ähnlichen Bildes folgt. Es werden dabei vom Verfasser verschiedene Arten von natürlichen Zeichen angeführt, welche alle von einem „idealen Falle“ abgeleitet werden, nämlich „aus dem Falle der Identität von A und B, von Zeichen und Bezeichnetem“.

Diese Ausführungen haben für uns kein unmittelbares Interesse, und wir dürfen sie um so eher übergehen, als sie auch recht unklar und inkonsequent sind. So werden z. B. „gemachte Zeichen“, d. h. solche, die von jemand gemacht sind, „der seine Empfindungen und Gefühle *mitteilen* will“, ebenfalls als natürliche charakterisiert, und es werden zu solchen Zeichen „vorzüglich Töne und Geberden, aber auch Wirkungen auf das allgemeine Sinnesorgan der Haut, angenehme und unangenehme“, gerechnet, obwohl es doch klar ist, daß zwischen einer „unangenehm“ empfundenen Einwirkung auf die Haut und etwa dem darauf regelmäßig folgenden Holen eines Gegenstandes beim Hunde gar kein natürliches Verhältnis besteht, daß ein solcher Zusammenhang vielmehr erst durch den menschlichen Willen geschaffen wird.

Dieser Umstand nämlich, daß menschlicher Wille allein „das Verhältnis der Ideen-Assoziation“ zwischen Zeichen und Bezeichnetem herstellt, gilt Tönnies als Kriterium der *künstlichen Zeichen*, die sich „allmählich und in unmerklichen Uebergängen“ aus den natürlichen Zeichen entwickelt haben. Zu diesen künstlichen Zeichen gehören vor allem und „fast ausschließlich“ artikulierte Laute: das Wort als Zeichen des Dinges und die Schrift als Zeichen des Wortes. „Ein gewisses Wort hat eine gewisse Bedeutung, d. h. es ist Zeichen eines gewissen (wahrnehmbaren oder denkbaren) Gegenstandes, nach dem Willen eines oder mehrerer Menschen.“

Damit gewinnt Tönnies einen Leitfaden zur Klassifikation der verschiedenen Arten von Wortbedeutung. Er ist nämlich bemüht, nachzuweisen, daß allem Sprechen und allem Verstehen eine Willenstätigkeit zugrunde liegt, und wenn also erst die verschiedenen Willensarten klassifiziert sind, dann sind damit auch eben so viele Arten von Wortbedeutungen unterschieden worden. So wenigstens denkt es sich der Verfasser.

Er unterscheidet also zunächst zwischen einem individuellen Willen und einem sozialen Willen, und dementsprechend auch zwischen einem individuellen Zeichen und einem sozialen Zeichen. Jedoch bleibt das erstere für unsere Angelegenheit ohne Belang und wird nur kurz berücksichtigt; die Hauptsache bleibt der soziale Wille.

Digitized by Google

„Wesentlich und nach dem Gesetze ihrer Entwicklung sind aber Wörter soziale Zeichen, und der soziale Wille, der in ihnen sich ausdrückt, ihnen ihre Bedeutung gibt und darüber entscheidet, ist, wie aller sozialer Wille, von mannigfacher Art."

Die Hauptunterscheidung macht nun Tönnies „zwischen sozialem Willen, der auf natürliche Art, und solchem, der auf bewußte, wir dürfen sagen, willkürliche Art gemacht wird." Das wird weiter so verdeutlicht: „Natürlich nennen wir den Willen, in dem die Gefühle, künstlich den Willen, in dem die Gedanken überwiegen.... Dort — im Gefühlswillen — Herrschaft des Grundzweckes, d. h. die Idee eines allgemeinen Gutes richtet Gefühle und Gedanken auf das besondere Gut, hier — im Gedankenwillen — leitet die Idee eines besonderen Gutes — des Endzweckes — alle übrigen Ideen und ordnet sie sich unter.... Dort herrscht im Willen das Unbewußte, hier das Bewußte vor."

An diese Einteilung knüpft sich dann eine weitere Unterscheidung, aus welcher „sechs Klassen von Willensformen" entstehen, je nachdem an jedem dieser beiden Willensgattungen „das sinnliche Element (Empfindungen, Wahrnehmungen) oder aber das intellektuelle Element (Vorstellungen, Gedanken) überwiegt" oder endlich eine Vermischung beider Elemente stattfindet. Ich will hier diese speziellere Klassifikation und ihre mannigfaltige Verwendung nicht weiter verfolgen, da sie im ganzen gezwungen und gekünstelt ausfällt, und außerdem mit der eigentlichen Aufgabe nicht viel zu tun hat. Es sei bloß das Fazit mit des Verfassers eigenen Worten hervorgehoben:

„Die Mannigfaltigkeit des Sinnes, worin man von einem Worte oder anderen Zeichen sagen kann, daß es Bedeutung habe, läßt sich also auf folgende Art klassifizieren: 1. Bedeutung nach der Absicht des Individuums, das sich des Wortes oder anderen Zeichens bedient (subjektive Bedeutung, die also hineingelegt wird). 2. Diese aber ist wesentlich bedingt hinsichtlich des Wortes wie aller sozial gültigen Zeichen, durch die Bedeutung, welche sie im regelmäßigen Gebrauche haben (objektive Bedeutung.) Die objektive Bedeutung aber ist wesentlich verschieden, je nachdem der soziale Wille, den wir als ihren Urheber denken, diese Bedeutung mit dem Zeichen selber schaffend entwickelt, oder sie für bestimmte Zwecke dem Zeichen beigelegt hat. Wir nennen jene die natürliche, diese die künstliche Bedeutung. Jede modifiziert sich nach drei Gestaltungen des ihr zugrunde liegenden sozialen Willens, die wir unterschieden nach einem Prinzip, das in der ersten Gattung (A) der Einteilung von Willens-

Digitized by Google

handlungen in triebhafte, gewohnheitsmäßige und gedankenhafte entspricht; sie wurden genannt: natürliche Harmonie, Sitte, Glaube, oder in bezug auf die Sprache: Sprachbildungstrieb, Sprachgebrauch, Sprachgenius.

Die Gestaltungen des sozialen Willens der anderen Gattung (B) aber werden in analoger Weise unterschieden, je nachdem er 1. auf seiner ersten Stufe aus dem individuellen Willen hervorgeht (sensuelle Stufe), 2. durch einen ständigen, anerkannten Träger repräsentiert wird (sensuell-intellektuelle Stufe), 3. als denkender, durch mehrere, wenn auch nicht anerkannte Subjekte repräsentiert wird (rein intellektuelle Stufe). So unterscheiden sich Konvention, Gesetzgebung, Wissenschaft, die wir in Anwendung auf die Bedeutung von Wörtern

Abmachung Bestimmung Definition

nennen mögen."

Man muß sagen, so lehrreich in mancher Hinsicht die Ausführungen auch sind, ihr Ergebnis ist doch ein mageres und nicht ganz deutliches, und für die Sache selbst ist dadurch wenig gewonnen worden. Es sind nicht sowohl die Wörter nach ihrer Bedeutung hin untersucht worden, als vielmehr die Sprechenden und das Sprechen. Aber gerade die Beziehung zwischen der Bedeutung und dem Worte als solchem ist die Hauptsache in dem behandelten Problem.

Aehnliches wäre auch zu Tönnies' kurzer Darlegung der „verschiedenen Methoden für Mitteilung und Auslegung von Bedeutung" zu sagen. Wir können uns darum ein näheres Eingehen darauf ersparen.

Neben und zwischen den zur Sache gehörenden Untersuchungen spinnen sich soziologische und andere Erörterungen verschiedenartigen Inhaltes, oft in recht unsystematischer Weise durchgeführt, die aber doch viel Beachtenswertes und Diskutierbares enthalten. Es wird da zum Beispiel gesprochen über Gewohnheitsrecht und Gesetzgebung, über den Unterschied zwischen Allgemeinvorstellungen und abstrakten Begriffen, über Mythen und Metaphern, über die Entwicklung des Geldes, über gemünztes Geld und Papiergeld und über viele andere Dinge. Sie würden ausführlichere Auseinandersetzungen erfordern, als es hier zu geben möglich ist, und müssen darum übergangen werden. Sie füllen den meisten Raum des ersten und umfangreichsten der drei Abschnitte, aus denen das Buch — abgerechnet zwei Vorreden und drei Additamente — besteht.

Dieser erste Abschnitt sollte nach der Absicht des Verfassers die Grundlage und die Richtlinien für die Beantwortung der

Digitized by Google

gestellten Fragen abgeben, aber seine Ergebnisse bleiben doch, wie schon angedeutet wurde, für die weitere Behandlung der Aufgabe ohne Wirkung und Belang.

III.

Speziell mit dem gegebenen Thema beschäftigen sich der zweite und der dritte Abschnitt. Jener führt (in der Inhaltsübersicht) die Ueberschrift „Philosophische Terminologie und ihre neuere Entwicklung", dieser „Die Richtungen der Reform". — Im ersteren wird zunächst ein kurzer historischer Ueberblick über die neuere Entwicklung der mechanisch-mathematischen Richtung der Naturforschung und deren Folgen für die Philosophie und philosophische Terminologie gegeben. Darauf werden die Anklagen, welche verschiedentlich gegen die Sprache überhaupt erhoben wurden, betrachtet und — in sehr ungenügender Weise — auf drei Begriffe zurückgeführt. Jene Anklagen bezogen sich danach auf folgende Punkte: „1. Daß den Dingen ihre Namen gegeben seien auf Grund mangelhafter Erkenntnis, nach den Eindrücken der Phantasie, nach dem Schein e. 2. Daß der Sprachgebrauch unsicher und unkonsequent sei, daß er in weitem Umfange mehr den widersprechenden Gefühlen und Interessen als den übereinstimmenden Einsichten und Gedanken der Menschen Ausdruck gebe. 3. Daß die gewöhnliche Rede, aber auch insbesondere die philosophische Terminologie, angefüllt sei mit uneigentlichen, bildlich en Ausdrücken, wodurch Unklarheit und Verwirrung gehäuft werde."

Jeder dieser Anklagen wird dann ein besonderes Wissensgebiet zugeordnet, in welchem sie besondere Geltung besitze. Ich will sie hier kurz anführen, ohne auf die ausführlichen sachlichen Erörterungen, welche daran gefügt werden, einzugehen. „Die erste Anklage richtete sich besonders gegen die Klassifikation der Organismen", welche Anklage mit dem „Fortschritte der beschreibenden Naturwissenschaften, und in Anlehnung an sie, der Biologie, ... in diesem Gebiete zu schanden gemacht" wird.

„Hingegen besteht die zweite Anklage in voller Kraft noch heute. Sie betrifft, ihrem Wesen nach, hauptsächlich die moralischen Meinungen und Begriffe", und da herrschen subjektive Voreingenommenheiten heute ebenso gut wie damals.

„In Kraft ist auch noch das dritte Argument gegen die gewöhnliche Sprache. Die Sprache ist erfüllt von metaphorischen Ausdrücken", und damit „hat auf Schritt und Tritt die psychologische Terminologie zu kämpfen". Wenn ihr auch „die Ueber-

windung des Anthropomorphismus in hohem Maße gelungen" ist, so treten doch auch neue bildliche Termini auf.

Nun wendet sich Tönnies der Darlegung der Ursachen zu, welche den schlimmen Zustand der philosophischen Terminologie im besonderen bestimmt haben. „Die wesentlichen Ursachen werden teils in allgemeinen Hemmnissen, teils in den historischen Bedingungen enthalten sein, die dem Stande und der Bewegung dieser Wissenschaften zugrunde liegen."

„Unter den historischen Ursachen des betrachteten Phänomenes, wie es in gegenwärtiger Zeit sich darstellt, tritt zunächst am stärksten hervor der Untergang der europäischen Gelehrtensprache, des Neu-Lateinischen. Solange, als man diese besaß, gab es, wenn auch nur der Wortform nach, eine wissenschaftliche Terminologie, die allen gemeinsam war." Als ob eine Gemeinsamkeit der Wortform bei Verschiedenheit des darin steckenden Inhalts als gemeinsame Terminologie bezeichnet werden dürfte!

Ferner ist „als Ursache des gegenwärtigen dissoluten Zustandes auch der Verfall der Schultradition und die verminderte Stellung der Philosophie im gelehrten Unterricht — wenigstens in Deutschland — anzusehen". Es ist die „philosophische Populärliteratur", „die die Sprache der Höfe, der Salons oder der Märkte und Wirtshäuser redet", welche „eine Gefahr für das genaue und strenge Denken" bildet. „Gerade die Psychologie ist der natürliche Tummelplatz des Witzes und der Phantasie, und Belehrung wird hier ungern aufgenommen, wenn sie mit der Unterhaltung in Wettstreit gerät." Insbesondere leidet die Terminologie unter der gleichzeitigen Herrschaft verschiedener Systeme und Richtungen, von denen jede ihre eigene Terminologie hat.

Neben diesen historischen Ursachen „begegnet uns als ein mächtiges, und zwar inneres Hemmnis der Verständigung in Worten (also als eine Hauptursache des vorhandenen Zustandes) die Verschiedenheit des Denkens selber". Leider hält sich Tönnies bei diesem wichtigen Punkte nur kurz auf; er macht dafür bei dieser Gelegenheit eine sehr interessante größere Exkursion in das Gebiet der mechanistischen Weltbetrachtung, der modernen Energetik, des Vitalismus, des Willensproblems und vieler anderen wichtigen Fragen; wir können ihm leider jetzt nicht dahin folgen, es ist ein zu weiter Weg.

Außer den angeführten Hauptursachen bringt der Verfasser auch noch „einige Nebenursachen des pathologischen Phänomens, das wir betrachten". Erstens kommt in Betracht, in der Psychologie, „die Beschaffenheit der Gegenstände, die sich nicht ab-

Digitized by Google

bilden, nicht als wahrnehmbare Einheiten sich konstruieren, nur indirekt sich zählen und messen lassen". Zweitens stehen hinter der psychologischen Forschung „keine mächtigen praktischen Interessen, die auf so eminente Weise der Entwicklung von Mathematik, Astronomie, Physik und Chemie zugute kommen". Daraus folgt drittens „eine gewisse Verachtung der Philosophie in den Stücken, die ihr am meisten eigentümlich sind: die Geringschätzung der Logik, der Verruf der Metaphysik". Nach einer Abschweifung in das Problem der Ontologie werden als vierte Nebenursache die Hemmungen erwähnt, „die alles wissenschaftliche Denken durch überlieferte, für heilig und notwendig gehaltene Lehren und Meinungen immer aufs neue erfahren muß". Es wird in diesem Zusammenhang erzählt, daß auf dem Dritten internationalen Kongresse für Psychologie in München der kgl. bayerische Staatsminister des Innern die Hoffnung aussprach, „daß die psychologischen Kongresse dazu beitragen werden, die große Gefahr, welche dem öffentlichen Leben der Kulturvölker aus gewissen psychologischen Theorien erwachsen könnte, zu beseitigen", u. a. m. Endlich wird als fünfte Ursache der Umstand betrachtet, daß die Philosophie „im höheren Unterricht und im öffentlichen Leben" eine ungünstige Stellung einnimmt. Dort spielt sie „nur die Rolle eines geduldeten Schutzbürgers". Tönnies spricht da über die Art des philosophischen Unterrichts auf den Universitäten, wobei er die treffende Behauptung aufstellt: „Die Methode aber, mit Kant zu beginnen, ist, als ob man europäische Kinder lesen lehren wollte am koptischen Alphabete."

Der Verfasser beschäftigt sich in diesem Abschnitt, wie erwähnt, nicht bloß mit der philosophischen Terminologie im allgemeinen und formal, sondern er untersucht auch einzelne Ausdrücke, Begriffe und Anschauungen selbst und gibt dabei auch eigene inhaltliche Entscheidungen. Bei dieser Gelegenheit wird Spinozas Lehre in eigenartiger, aber anfechtbarer Weise interpretiert. Hier kann das bloß erwähnt werden und muß im übrigen außer Betrachtung bleiben.

IV.

Endlich folgt im dritten Abschnitt die Darlegung der Mittel zur Abhilfe des aufgezeigten Uebelstandes. Tönnies faßt sich da sehr kurz, aber nicht etwa deshalb, weil die vorgebrachten Maßregeln und Aussichten ihre Kraft in sich selbst tragen und von selbst überzeugend wirken, sondern weil es wirklich nicht viel mit ihnen ist. Es sind dies folgende Mittel:

Digitized by Google

„Die Hauptrichtung ist gegeben durch den Fortschritt des Denkens selber, in den verschiedenen Zweigen, in denen es auf diese Sphäre Einfluß übt.

Am wichtigchen dafür ist sein zunehmender internationaler Charakter." Der Verfasser betont, daß die philosophischen Disziplinen, insbesondere Psychologie, Statistik und allgemeine Soziologie notwendig international sind oder werden müssen. Dieser Charakter wird in neuester Zeit gefördert durch den Verkehr der Gelehrten der meisten Länder miteinander, ferner durch „periodische Druckschriften und persönliche Kongresse". Dabei muß sich aber „das Bedürfnis einer gemeinsamen Sprache immer lebhafter geltend" machen.

Tönnies gibt darauf einen kurzen historischen Ueberblick über die Bestrebungen, eine künstliche Weltsprache speziell zu wissenschaftlichen Zwecken zu erzeugen, welchen Bestrebungen er sehr sympathisch gegenübersteht.

„In Wahrheit kann solche Idee höchst nützlich wirken, sie kann als ein Wegweiser dienen, wenn auch in unbekanntes Land, so doch in ersprießliche Richtung. Das Höchste muß gewollt, das Unmöglichscheinende muß versucht werden! Ein System von Begriffen ist denkbar, das alle möglichen Gedanken, soweit sie formalen Wert in philosophischen Urteilen haben können, in ihrer natürlichen Ordnung darstellt, ihre Verhältnisse zueinander, Abhängigkeiten, Verwandtschaften, Kontraste festsetzt, alle aber aus einfachen Elementen, von denen angenommen wird, daß sie dem gemein-menschlichen Bewußtsein angehören, entwickelt; für diese Elemente, die, wie das ganze System, in einer wirklichen Sprache, aber in einer so sehr als möglich universellen (wie der lateinischen) ausgedrückt werden sollten, ließen sich zugleich gewisse lineare Zeichnungen herstellen, so daß sich die kompleren Gedanken daraus zu geometrischen Figuren zusammensetzen würden — ebenen, sphärischen und räumlichen. Diese Linien und Figuren würden den universellen Terminus zwar nicht ersetzen — denn diesen denken wir doch als sprachlich bezeichnet —, aber auf eine leicht verständliche Art die Verhältnisse dieser Termini zueinander illustrieren; andere mathematische Zeichen wären daneben anwendbar.

Gesetzt, zum Beispiel man beschlösse, den Begriff der causa dahin zu bestimmen, daß er ein besonderer Fall des logischen Verhältnisses eines Ganzen zu seinen Teilen würde, so könnte das Ganze durch ein Quadrat, die Teile durch eine beliebige Anzahl (zum Beispiel drei) hineingezeichneter Quadrate mit gleichem Schwerpunkte symbolisiert werden; das besondere Ver-

Digitized by Google

hältnis der Kausalität würde dann etwa durch Konstruktion der durch alle hindurchgehenden Diagonalen sich darstellen lassen. Hieraus mögen wir — argumenti gratia — den Begriff der realen Möglichkeit entwickeln und durch ein hineingezeichnetes Kreuz differenzieren, den Begriff des Willens ferner durch eine um dieses Gesamtquadrat gezogene Kreislinie usw."

Zur Durchführung dieser Aufgabe sollte eine „internationale Akademie" gegründet werden, die sich durch ihre Leistungen die moralische Autorität erwerben müßte, welche zur Verwirklichung einer solchen Aufgabe notwendig ist. „Die Akademie ist nicht denkbar ohne eine gemeinsame Sprache. Ob nun, wie wir schon vorausgesetzt haben, das Neulateinische darin seine Auferstehung feiern wird? Manche Gründe ließen sich anführen, um es wahrscheinlich, nicht wenige, um es wünschenswert zu machen." Der Verfasser bringt dann einige solcher Gründe vor und meint, daß eine solche wissenschaftliche „Schrift- und Gedankensprache" neben einer geschäftlichen „universellen Umgangs- und Schriftsprache", zu welcher das Englische sich entwickelt, wird bestehen können.

„In dieser Schrift- und Gedankensprache, wie immer sie beschaffen sei, wird das große philosophische System, werden ebenso die besonderen Corpora der Geisteswissenschaften dargestellt werden müssen, deren Abfassung wir als das Werk unserer Akademie vorstellen, mögen auch viele successive Generationen ihrer Mitglieder daran tätig sein." . . .

„Wem dies utopisch scheint, der werde an die Utopie des metrischen Systems für Maß und Gewicht nochmals erinnert", das man erst ebenfalls für undurchführbar hinsichtlich der Internationalität hielt und das schließlich doch durchgedrungen ist. — Mit einigen daran sich anschließenden statistischen Erörterungen schließt die Abhandlung.

V.

Ich habe hier die den Gegenstand unmittelbar betreffenden und wesentlichen Ansichten des Verfassers wiedergegeben, soweit sie sich aus der schwierigen Darstellungsweise klar absondern ließen. In der jetzt folgenden kritischen Erwägung muß ich mich aber auf die Hauptpunkte beschränken.

Es muß zunächst zugestanden werden, daß Tönnies' Vorschlag, einer genügende Autorität besitzenden Akademie die Sorge für Konsequenz und Angemessenheit der philosophischen Terminologie zu übertragen, viel Ansprechendes an sich hat. In der Tat gibt es aus einer Verwirrung, welche entsteht, weil

jeder Einzelne seinem eigenen Ermessen und eigener Einsicht folgt, keinen anderen Ausweg, als daß sich alle zusammen einem Obergerichte freiwillig unterordnen.

Schwieriger wäre es zu sagen, wie sich denn ein derartiges philosophisches Obergericht die nötige Autorität, die ja als eine freiwillig anzuerkennende gedacht ist, verschaffen könnte, und auf welche Weise der einzelne Forscher veranlaßt werden würde, sich etwa Bestimmungen zu fügen, welche ihm als verkehrt erscheinen, und seine eigenen — natürlich besseren — Einsichten anderen zum Opfer zu bringen. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß es sich um Philosophie in ihrem ganzen Umfange handelt, worin ja leider Gottes ein jeder, dem es beliebt, sich „schöpferisch" betätigen und unter günstigen Umständen Schule machen kann. Und Tönnies berührt ja selbst an einer Stelle die Tatsache, daß in den Termini sich oft eine ganze Anschauung ausdrückt, daß also mit neuen Systemen neue Termini in Verkehr gesetzt werden. Wer aber einen — wenn ich mich so ausdrücken darf — systematischen Drang und terminologischen Trieb besitzt, der ist durch moralische Autorität allein ohne äußere Zwangsmittel nicht zu bändigen. Es würde dann ja immer noch vom guten Willen des einzelnen Denkers abhängen, sich der anerkannten Termini zu bedienen, und ein solcher Wille darf eben nicht vorausgesetzt werden. Denn wäre der vorhanden, dann würde die Konfusion aus Willkür wenigstens, um deren Abstellung man sich jetzt bemüht, gar nicht eintreten.

Noch mehr geben die Kompetenzen, welche auf eine derartige Akademie übertragen werden sollen, zu Bedenken Anlaß. Sie soll nicht bloß eine sprachbestimmende Körperschaft und beratende Helferin sein, an die man sich bei Verlegenheiten um Auskunft wendete, sondern sie soll eigentlich die ganze positive philosophische Arbeit leisten, mit welcher eben die einzelnen, jeder in seiner Art, beschäftigt sind. Eine solche internationale Akademie besitzen wir im Grunde genommen ja schon: das ist die internationale Gelehrten- bezw. Philosophenwelt.

Aber neben der internationalen Akademie soll ja auch noch eine internationale Sprache Ordnung in die philosophische Terminologie bringen. Es geht nicht klar hervor, von welchem der beiden zusammenhängenden Mittel Tönnies die größere Wirkung erwartet; es scheint jedenfalls, von der Weltsprache. Nun macht er keinen wesentlichen Unterschied zwischen einer künstlichen und einer natürlichen Weltsprache, beide sind ihm gleich möglich und gleich empfehlenswert. Aber eine künstliche Weltsprache zu philosophischen Zwecken, das ist etwas so Unmögliches,

Digitized by Google

daß auch nur wenige Anhänger einer künstlichen internationalen Hilfssprache an derartiges auch nur denken. Man vergleiche z. B. Professor Schuchardts Aeußerungen über diese Angelegenheit. Ich will mich übrigens mit der Betrachtung einer solchen Sprache nicht länger aufhalten; ich habe vor mehr als drei Jahren an dieser Stelle ausführlich darüber geschrieben, und meine da vorgebrachten Ansichten haben erst in letzter Zeit teilweise Bestätigung gefunden durch eine Rektoratsrede von Hermann Diels an der Berliner Hochschule über die „Internationalen Aufgaben der Universität" (diese Rede ist in den Preußischen Jahrbüchern, Band 125, erschienen).

Dagegen ist zuzugeben, daß das Neulateinische oder irgend eine lebende Sprache eventuell als allgemeine Gelehrtensprache gedacht werden kann. Aber damit würde man gegen die Unordnung in der philosophischen Terminologie nur wenig ausrichten. Denn diese Unordnung entsteht ja gar nicht durch die Vielheit der Sprachen, sie besteht auch nicht vorwiegend zwischen verschiedenen Sprachen oder Nationen, sondern gerade innerhalb jeder Sprache selbst herrscht die größte Sprachverwirrung. Gegen diese hat Tönnies gar kein Mittel angegeben.

Oder sollte vielleicht sein Vorschlag, vermittels eines geometrischen Zeichensystems alle möglichen Begriffselemente festzulegen, als ein solches Mittel anzusehen sein? Wenn irgend etwas unter Tönnies' vorgebrachten Maßregeln unmöglich ist, so ist es dieses Zeichensystem. Er konnte auf einen solchen, schon oft aufgetauchten Gedanken nur wieder verfallen, weil er offenbar unrichtige Vorstellungen von dem Verhältnis zwischen dem Worte und seinem Inhalte hegt. Es ist charakteristisch, daß er als auf eine Analogie dieses Verhältnisses auf das Geld hinweist, das auch einen bestimmten Wert vertritt. Diese beiden Verhältnisse gleichen aber doch einander nur sehr wenig. Wir besitzen nicht einen bestimmten, festen gedanklichen Inhalt, den wir durch das eine oder andere Wort genau vertreten lassen können, oder Worte, welche man bestimmen kann, ein für allemal diesen gewissen eindeutigen Begriff zu bezeichnen, wie etwa eine Goldmünze, die eine für alle Zeiten bekannte Quantität besitzt und so und so viele Werteinheiten repräsentiert. Auch umfaßt unser Begriffssystem nicht etwa eine gewisse Anzahl von scharf umgrenzten, nebeneinander abgesondert liegenden Begriffen, wie es schon bei der Sprache mit ihren Wörtern in gewissem Maße der Fall ist, noch mehr bei einem Geldhaufen, der eine gewisse Summe Mark enthält. Sondern unser Gedankeninhalt ist am ehesten einer beständig fließenden Quelle zu vergleichen, die bald mehr, bald

Digitized by Google

weniger Inhalt umfaßt, an der nur durch die leicht vergänglichen Wellen Teile und Grenzen zu erkennen sind. Die Worte würden dann den Gefäßen entsprechen, welche sich mit dem Inhalte dieser Quelle anfüllen und je nachdem das eine Mal mehr, das andere Mal weniger enthalten, bald aus dieser, bald aus jener Stelle schöpfen; gelegentlich können auch mehr Gefäße da sein als die Quelle Stoff bietet, dann sind manche oder viele Gefäße eben leer. Ein jeder ist Herr seiner Quelle und seiner Gefäße und kann damit schalten, wie es ihm gut und recht dünkt.

Darum ist auch Tönnies' Hinweis auf das endliche Allgemeinwerden des metrischen Maß- und Gewichtssystems nicht zutreffend, weil es sich dabei ja um bestimmte, sich überall gleich bleibende Qualitäten handelt.

Man betrachte zur Verdeutlichung Tönnies' Beispiel von dem Begriffe der Causa. Er sagt, gesetzt, man beschlösse, diesen Begriff als einen besonderen Fall des logischen Verhältnisses eines Ganzen zu seinen Teilen zu bestimmen. Die Frage würde aber dann eben sein, ob eine solche Bestimmung auch richtig ist, und wenn sie der eine für richtig hält, dann kann ja der andere sagen, daß sie unrichtig sei — ich z. B. behaupte, daß sie unrichtig wäre. Was wäre da zu machen? Und außerdem könnte bestenfalls damit nur das Allerformalste der Begriffe festgehalten werden; wie man aber nur einen Schritt näher an das Inhaltliche machte, würden sofort die verschiedenen Auffassungen hervortreten: der eine würde z. B. die Causa als eine Kraftäußerung, der andere als eine Wirkung der Gewohnheit ansehen, so daß zuletzt — bei anderen Begriffen, etwa dem der Vorstellung — doch mit denselben Worten oder Zeichen verschiedene Begriffe bezeichnet würden, und umgekehrt, die gleichen Begriffe mit verschiedenen Zeichen oder Worten.

Schließlich ist auch nicht einzusehen, was denn solche Zeichnungen nützen könnten: die logische Zusammensetzung eines Begriffes aus seinen Elementen würde dadurch doch nicht einzusehen sein, da eine logische Beziehung eben doch keine bloß quantitative ist. Ich verstehe darum auch nicht, warum Tönnies z. B. die reale Möglichkeit durch ein Kreuz bezeichnen will, und wie denn dieses Zeichen aus dem Zeichen für die Causalität abzuleiten sei?

Ich will mich hier mit diesen Andeutungen begnügen und nur nochmals versichern, daß das Buch trotzdem inhaltsvoll und lesenswert ist.

Bernhard Wities.

(Nr. 102—103.)

Digitized by Google

Das Zeitalter Elisabeths und Shakespeares.*)

Elisabeth stand Ende des 16. Jahrhunderts auf der Höhe ihrer Macht und Volkstümlichkeit. Es ist üblich geworden, sie jetzt ebenso tief herabzusetzen, wie sie früher in den Himmel erhoben wurde. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Sie blieb auch auf dem Throne eine Frau und behielt alle Schwächen einer solchen. Ihre Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit, ihre Rachsucht und Heuchelei, endlich ihr Mangel an Entschlossenheit sind bekannt. Ihre Günstlinge, von denen einer den anderen an Armseligkeit übertraf, wechselten beständig; während sie schon mit Spanien im erklärten Kriege stand, kokettierte sie noch mit dem Katholizismus. Große Entscheidungen fanden sie schwach, und statt durch zielbewußte Energie hoffte sie in echt weiblicher Weise alles durch kleine Mittel, durch Ränke und Intrigen zu erreichen. Sie ist nur ihrer historischen Stellung nach eine evangelische Glaubensheldin: ihr Charakter stempelt sie zum Gegenteil. Ihre Minister litten schwer unter diesen Fehlern, mehr als einmal trieb sie Burleigh durch ihre Launen zur Verzweiflung, daß er den Staatsrat unter Tränen verließ. Aber trotz alledem dienten ihr diese Männer, die Cecils, Walsingham und Bacon, mit begeisterter Hingabe, dennoch fesselte sie einen Philippe Sidney, Raleigh und Spenser durch ihre Persönlichkeit. Sie besaß die große Kunst des Regenten, in der Oeffentlichkeit zu erscheinen. War einmal der Würfel gefallen, so wußte sie ihr Auftreten nach außen immer der Situation anzupassen und stets das rechte Wort zu finden, sei es, daß sie als gepanzerte Amazone durch das Lager ritt und zum Widerstand gegen den Feind ermutigte, oder daß sie ein hartnäckiges Parlament in ihrer derben Redeweise zur Unterwerfung zwang. In der Not verstand sie es, sich echt königlich zu benehmen. Das gewann ihr die Herzen wieder, die ihr das unentschlossene Zögern vor der Tat entfremdet hatte. Mit Recht sah das Volk in ihr die Verkörperung seiner Macht, Größe und Unabhängigkeit, einen Nimbus,

*) Aus dem in den allernächsten Tagen erscheinenden ersten Bande von „Shakespeare. Der Dichter und sein Werk. Von Dr. Max J. Wolff“ mit Erlaubnis der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) zu München im voraus abgedruckt.

Digitized by Google

den die Fürstin sich geschickt zu erhalten wußte. Ihr Erzieher Roger Asham preist in begeisterten Worten ihre edlen Neigungen und tiefe Bildung, ihren feinen Geschmack und ihr durchdringendes Urteil. Die hohe Stellung der Schülerin und der Stolz auf das eigene Werk mögen den wahrheitsliebenden Mann etwas bestechen, aber wir besitzen andere einwandfreie, gleich günstige Zeugnisse über sie, teilweise sogar aus der Zeit nach ihrem Tode, als es durchaus nicht angebracht war, vorteilhaft über die Verstorbene zu urteilen. Der ehrliche Antiquar Camden rühmt ihre Schönheit, ihre Majestät, ihren Verstand und Witz, ihr gutes Gedächtnis und ihre unermüdliche Arbeitskraft, die sie durchaus würdig machten, eine Krone zu tragen, und Lord Brooke stimmt ihm bei und nennt sie, als Jakob schon längst regierte, eine unvergleichliche Frau und Königin.

In ihrer Jugend war sie schön gewesen und nach der Art der damaligen Zeit liebte sie es, daß ihren Vorzügen gehuldigt wurde. Später artete das zu einer widerlichen Sucht nach Schmeichelei aus. Sie konnte nicht mit Grazie alt werden und wollte nicht darauf verzichten, auch als Weib gefeiert zu werden. Sie mißbrauchte ihre Macht, um die Erfolge der Frau zu sichern. Ihre Unsittlichkeit ist von den einen, ihre Reinheit von den anderen übertrieben worden. Auch darin war sie die echte Tochter der Renaissance, die Zeitgenossin Maria Stuarts, der Maria von Medici und Pietro Aretinos. Entschuldigend kommt hierbei das Bewußtsein ihrer Unfruchtbarkeit in Betracht, das sie von einer rechtmäßigen Ehe ausschloß. Ihr Stolz widersetzte sich dem Eingeständnis, die Hoffnungen der Nation auf einen Erben nicht erfüllen zu können, und verleitete sie, trotz zahlreicher Liebhaber, die Maske und den Titel der „jungfräulichen Königin“ anzunehmen.

Dem Namen nach trug ihre Regierung einen konstitutionellen Charakter. Doch durch die glückliche Beendigung des Bürgerkrieges war die Königsgewalt auf Kosten der Volksrechte erstarkt, und Elisabeth herrschte, abgesehen von dem Geldbewilligungsrecht des Parlamentes, als Autokratin. Ohne Urteilsspruch schickte sie ihre Untertanen in das Gefängnis, und gerade die, die ihr am nächsten standen, hatten am meisten von ihrer Willkür zu fürchten. Es war schwer, sich in ihrer Gunst zu behaupten; der Favorit von heute saß morgen im Tower oder wanderte auf das Schafott. Das Leben am Hofe glich einem rauschen-

Digitized by Google

den Fest, bei dem der Henker immer hinter der Türe stand, in jedem Augenblick bereit, sich ein Opfer aus der lustigen Schar herauszuholen. Ein Menschenleben galt nur wenig in der damaligen Zeit. Die Justiz war hart und machte keine Umstände. Die abgeschlagenen Köpfe der Enthaupteten wurden öffentlich ausgestellt. Daran müssen wir denken, wenn wir uns manchmal schaudernd von den blutigen Szenen Shakespeares abwenden. Seine Menschen hatten solche Greuel täglich vor Augen. In den Straßen irrten die Krüppel umher, denen oft um eines geringen Vergehens die Hand abgehackt, die Zunge herausgerissen oder die Augen ausgestochen waren. Die Folter stand allgemein im Gebrauch: selbst unserem Dichter kommen keine Bedenken bezüglich ihrer Anwendung. Die für Jago bestimmten ausgesuchten Qualen finden die Billigung der edlen Venezianer, obgleich Shakespeare an anderer Stelle (Kaufmann von Venedig) einsichtsvoll erklärt, daß die Gemarterten doch nur „gezwungen sagen, was man hören will". Irrsinnige, soweit sie nicht gemeingefährlich waren, wurden einfach auf die Straße gewiesen und konnten sehen, wie sie sich durch das Land bettelten. So ist das Los Edgars im „Lear", des armen Toms, der, von allen verlassen, auf der Heide umherirrt. Den Aussätzigen erging es nicht besser; auch sie wurden mitleidlos aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen. Der Begriff der Humanität blieb der Renaissance fremd.

Bei aller künstlerischen Verfeinerung war es ein wildes Geschlecht, dem noch viel von der Grausamkeit und Rohheit des Mittelalters anklebte. Selbst in den höchsten Ständen bricht die angeborene Natur leicht durch die elegante äußere Hülle hindurch. „Viel Lärm um nichts" bietet ein treffendes Beispiel. Die übermütige Beatrice will den Schimpf ihrer Cousine rächen, Benedikt verspricht ihr seinen Beistand, sofort verlangt sie den Tod des Beleidigers. „Bring Claudio um!" ist alles, was sie zu sagen hat. So empfindet ein junges Mädchen: wie müssen die Männer sein! Graf Southampton, Shakespeares Gönner, ereifert sich als vierzigjähriger Mann beim Ballspiel mit Lord Montgommery derartig, daß beide sich die Köpfe blutig schlagen; ein andermal greift derselbe Aristokrat zu Pferd Lord Grey auf der Straße an, und es entwickelt sich ein regelrechtes Gefecht zwischen ihnen. Wenn die Geister sich erhitzen, kommt es sofort zu Mord und Todschlag. Die

Digitized by Google

Degen sitzen locker in der Scheide. In „der durch Güte getöteten Frau", einem Drama von Heywood, entsteht ein Streit über die Qualität der Jagdhunde, und der Wortwechsel endet mit dem Tode eines Menschen. Gift und Dolch spielen eine große Rolle in der Politik wie in dem Privatleben jener Zeit. Elisabeth kann das wilde Temperament ihrer Kavaliere oft nur dadurch zügeln, daß sie mit Auspeitschung droht, und bei ihren Hofdamen übernimmt sie die notwendige körperliche Züchtigung zuweilen selber.

Die Stellung des Adels am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts wird durch eine an sich unbedeutende Tatsache gekennzeichnet. Die Ritter vertauschten das lange Schlachtschwert mit dem kurzen Galanteriedegen. Die Zeit der bewaffneten Opposition gegen die Krone war vorüber, die Macht der großen Vasallen gebrochen. Die Aristokratie hat sich in den Bürgerkriegen erschöpft und reibt sich vollends in kleinen Hofhändeln und Intrigen auf. Ihre Zeit ist vorüber, ihr Untergang steht vor der Tür; die letzten Ritter fühlen das wohl, und ein wehmütiger Hauch der Vergangenheit, eine feine Melancholie liegt über ihren Gestalten, wie sie van Dyck einige Jahrzehnte später gemalt hat. Philippe Sidney, „zugleich ein Sänger und ein Held", ist der würdigste Vertreter dieser untergehenden Klasse, und neben ihm stehen, umstrahlt von dem gleichen letzten Schimmer mittelalterlicher Romantik, die Essex, Southampton und Pembroke. Alle zersplittern sich; keiner leistet etwas, das den Vergleich mit den Taten der modern empfindenden Cecils aufnehmen könnte. Aber selbst in ihren Fehlern bleiben sie vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Aristokraten, letzte Sprößlinge des Rittertumes mit dem Ideal einer vergangenen Welt gegenüber der Realistik der aufstrebenden Demokratie. In der Kunst suchen sie, was das Leben nicht mehr gewähren kann: sie sind Shakespeares Gönner und dichten selbst in den vornehmen Formen, die aus Italien herüberkommen, sie bringen ihrer Fürstin eine romantische Huldigung entgegen und fallen fünfzig Jahre später im Kampfe für den angestammten Herrscher. Man muß Philippe Sidneys Gedichte an seine Stella lesen, um zu verstehen, daß trotz aller schmutzigen Liebeshändel die Zeit einer gesunden und reinen Neigung fähig war, selbst wenn die Angebetete dieser Verehrung kaum würdig erscheint.

Wenn es auch in England eine so scharfe Trennung der

Digitized by Google

Stände und eine so geschlossene feudale Gesellschaft wie auf dem Kontinent niemals gegeben hat, so zog doch der Beruf eine bestimmte Grenze zwischen Adel und Bürgertum. So sehr der erstere das Geld zu schätzen wußte, so wenig die Tätigkeit der erwerbenden Klassen. Während aber die Aristokratie verfällt, bewegen diese sich in aufsteigender Linie. Die Kaufherren der City ziehen zunächst den größeten Vorteil von der neuen Zeit. Der aufblühende überseeische Handel, den England den Spaniern und Portugiesen entriß, füllte ihre Kassen. Sie fühlen sich schon als die wichtigste und stärkste Klasse im Staate, und nicht nur die großen Herren, sondern die Königin selbst stand bis zu ihrem Tode bei den Londoner Bankiers in der Kreide. Im Jahre 1579 wird die Börse in der City eingerichtet, um dieselbe Zeit erfolgt die Gründung der ersten Versicherungsanstalt, und dem Ende des Jahrhunderts verdankt die Ostindische Compagnie ihren Ursprung. Der Kaufmann tritt die Herrschgewalt an. Den neuen Ideen der Zeit neigten diese Kreise sonst freilich nur wenig zu. Man war zufrieden, daß dank der Reformation kein Geld mehr aus dem Lande nach Rom floß, daß der spanische Angriff abgeschlagen war und daß man ungestört dem Erwerb nachgehen konnte. Belustigung gewährte das Theater mit seinen spannenden Abenteuern und lächerlichen Schnurren, Erholung das Wirtshaus, wo man etwas darauf gehen ließ und ungeheuere Quantitäten von schweren Getränken vertilgte. Einen Verkehr im Hause gab es in den Bürgerkreisen nicht; schon die mangelhafte Bildung der weiblichen Mitglieder der Familie machte ihn unmöglich. Der Vater führte ein tyrannisches Regiment, die Frau und die Kinder schuldeten ihm einen sklavischen Gehorsam. Noch 1632 führt ein englischer Rechtsgelehrter die Fälle auf, wo es dem Ehemann erlaubt sei, der Gattin eine Tracht Prügel zu verabreichen. Das Buch trägt den charakteristischen Titel: „Gesetzliche Bestimmungen über die Rechte der Frauen"! Auch Shakespeare scheint an der Zweckmäßigkeit dieses ehelichen Zuchtmittels, wo es verdient war, keinen Zweifel zu hegen. Wenigstens läßt der Vergleich im zweiten Teil von „Heinrich IV.":

So daß das Land, ganz wie ein trotzend Weib,
das ihn gereizt, mit Schlägen ihr zu droh'n,
wie er es schlagen will, sein Kind emporhält
und schweben macht beschlossene Züchtigung
im Arm, der schon zur Strafe war erhoben

Digitized by Google

darauf schließen, daß er unter Umständen dies Verfahren zur Erhaltung des ehelichen Friedens für nötig hielt.

Die Sitten sind in den bürgerlichen Kreisen besser als unter dem Adel. Man amüsierte sich gerne in derben ausgelassenen Scherzen, die wohl manchmal in Roheit übergingen. Die Frauen ließen sich, ohne zu erröten, Späße erzählen, die heute kein Stallknecht über die Lippen bringen würde. Desdemona lacht über Jagos schamlose Witze, und die wortgewandte Beatrice in „Viel Lärm um nichts" spricht über Dinge, die heute kein junges Mädchen ahnen soll. Aber die Sitten waren dabei intakt wie in den „Lustigen Weibern". In dieser Gesellschaft kann eine Frau ausgelassen und doch ehrbar sein. Man stand der Natur näher, und das gesunde Empfinden selbst einer hochgebildeten und tief sittlich veranlagten Frau wie Porzia im „Kaufmann von Venedig" scheute sich nicht, die Dinge beim Namen zu nennen. Die komische Seite des Verkehrs zwischen Mann und Weib, die von jedem empfunden wird, wurde gern belacht, ohne daß die Moral zu Schaden kam.

Neben diesen lebensfrohen und heiteren Elementen gab es noch eine Klasse in England, die Shakespeare im Theater zu sehen allerdings keine Gelegenheit hatte, von der er aber desto mehr hörte. Das sind die Puritaner. Eine gewisse Sinnenfeindlichkeit, ein Haß gegen den fröhlichen Genuß liegt in dem englischen Charakter. Neben dem liebenswürdigen Dichter Chaucer steht als Zeitgenosse der starre Langland mit der düstern Vision seines weltabgekehrten Pflügers Peter. Schon ein Anhänger Wicleffs wendet sich zornig gegen die geistlichen Spiele, die die katholische Kirche gestattete. Aber erst durch die Reformation auf der einen, durch die Entwicklung des weltlichen Dramas auf der anderen Seite erhält dieser Gegensatz historische Bedeutung. Die Puritaner geben sich mit dem halben Werk der Staatskirche nicht zufrieden, sie drängen über das „Kompromiß der evangelischen Wahrheit mit dem gesunden Menschenverstand" hinaus und verlangen strengste Durchführung der biblischen Lehre. Nach ihnen ist die Welt an sich sündig, der Mensch ewig verdammt, und nur durch die Gnade Gottes können Auserwählte erlöst werden. Im praktischen Leben führte das zu der Forderung der Abschaffung der Staatskirche mit ihren Glaubensartikeln, Bischöfen und Ritual, zur Unterdrückung jeder heiteren Lebensbetätigung und zur schärfsten Kunst-

Digitized by Google

und Sinnenfeindlichkeit. Diese ging so weit, daß selbst das Geläute der Glocken dem puritanischen Ohr ein unerträglicher Greuel war. Es liegt etwas Großartiges in der starren Konsequenz ihrer Ueberzeugung, sie ist wie ein Hauch von dem Geiste des unbeugsamen Jehova, des Gottes des Alten Testamentes; und seine Worte sind es auch, deren die Puritaner sich mit Vorliebe bedienen. Noch großartiger aber erscheint die Energie, mit der sie für ihre Erkenntnis einstehen. Unter Elisabeth erdulden sie die grausamsten Verfolgungen, schlimmere selbst als die Katholiken. Wenn sie die Staatskirche nicht besuchen, werden sie an den Schandpfahl gebunden oder mit Abschneiden der Ohren bestraft, ja sogar gefoltert und verbrannt. Sie ertragen alles und lassen lieber das Leben, als daß sie um eines Haares Breite von ihrer Ueberzeugung weichen. Sie wissen, Gott ist mit ihnen und wird seine Sache zum Siege führen. In einer Shakespeare-Biographie, für die nur die Kunstfeindschaft der Puritaner in Betracht kommt, ist es schwer, ihrer Größe gerecht zu werden. Wir sehen sie nur im Verhältnis zur Literatur, und da erscheint uns ihr Haß gegen Theater und Dichtung leicht lächerlich. Zumal wenn wir an die puritanischen Typen in den Lustspielen jener Epoche denken, die nur Heuchler und Charlatane mit biblischen Phrasen im Munde sind, geraten wir in Gefahr, zu vergessen, daß bei ihnen die Zukunft Englands lag, daß sie es waren, die die Weltstellung der angelsächsischen Rasse auf beiden Ufern des Ozeans begründeten. Sie erst vollenden den Sieg des nationalen und demokratischen Prinzips über die letzten Widerstände, und in diesem Sinne ist Shakespeare Geist von ihrem Geiste, wenn er auch keine Sympathie mit ihrer Lehre, sie kein Verständnis für seine Dichtung besaßen. Sie sahen in dem Drama nur einen Ueberrest aus der katholischen Vergangenheit, in den Schauspielern nur Parteigänger des feindlich gesinnten Adels, und verfolgten die Theater mit den heftigsten Angriffen. Gerade ihre Schmähungen trieben diesen Kunstzweig immer mehr in das gegnerische Lager. Sie rissen die dramatische Dichtung von ihrer Wurzel, dem nationalen Empfinden der Gesamtheit, ab und führten durch Bestärkung des aristokratischen und höfischen Einflusses ihren Untergang herbei.

Die Puritaner fühlten instinktiv, daß hinter den elenden Brettern der stärkste Gegner verborgen war, der die

Masse des Volkes von der einseitigen streng kirchlichen Anschauung fernhielt. Daher erklärt sich die Erbitterung, mit der die Frommen von Anfang an die Polemik führten. Sie begann im Jahre 1577 mit Northbrookes Schrift gegen „Würfeln, Tanzen und Schauspiele", der kurz darauf Stephan Gossons „Unterhaltender Vorstoß gegen Dichter, Musiker, Schauspieler, Narren und ähnliches Ungeziefer im Staate" folgte. Von da ab ruhte die Agitation nicht. Pamphlet häufte sich auf Pamphlet, Bittschrift auf Bittschrift, worin die Regierung angegangen wurde, diese „Paläste der Venus, Synagogen des Satans, Akademien der Unsittlichkeit, verrufenen Häuser, die das Volk aus der Kirche zu zuchtloser Vorstellung zögen", zu unterdrücken. Ein Drama, das einen biblischen Stoff behandelte, ward als Gotteslästerung, ein profanes als Lüge verschrien.

Geschickt verstanden es die Puritaner, die religiösen Gründe durch moralische, politische und sanitäre zu verstärken. Bald beschwerten sie sich über die Wirtschaften, die sich gern in der Nähe der Theater anbauten, über den Lebenswandel der Schauspieler oder über Ausschreitungen des Publikums; bald wurde ein freies Wort, das von der Bühne fiel, zur Anzeige gebracht oder sie nutzten die allgemeine Angst vor der Pest aus und wiesen auf die Ansteckungsgefahr hin, die durch den Zusammenfluß zahlreicher Menschen im Theater entstand. Aus diesem Grund wurden die Vorstellungen oft monatelang von der Polizei verboten. Sonst aber sah die Regierung, wie es in einer Erklärung Elisabeths heißt, in den Schauspielen nur eine „ehrbare Erholung" und speiste die Beschwerdeführer mit halben Maßregeln oder Versprechungen ab, die nie zur Ausführung kamen. Die Königin und ihr Hof wollten nicht auf das gewohnte Vergnügen verzichten. Es war gut, daß die Staatsgewalt sich der bedrohten Künstler annahm, denn ihre literarische Vertretung zeichnete sich nicht durch Geschicklichkeit aus. Sie suchte den Nutzen der Schauspiele zu beweisen und stützte sich mit Vorliebe auf Zitate der Klassiker, die natürlich von den Gegnern mit Stellen aus der Bibel unschwer totgeschlagen wurden. Am glücklichsten unter den Vorkämpfern der Kunst zeigt sich noch der Dichter und Schauspieler Heywood in seiner „Verteidigung der Schauspieler". Melpomene selbst erscheint ihm und ruft ihn zur Abwehr der hämischen Angriffe auf. Stolz erklärt er:

Digitized by Google

Und wer mir das Theater vorenthält,
der raubt in ihm mir eine ganze Welt!

Im Londoner Magistrat gelangten die Puritaner früh zur Herrschaft. Es war ihnen dadurch möglich, die Schauspieler 1575 aus der Stadt auszuweisen, die sich nun in den Vororten außerhalb der Jurisdiktion der City festsetzten. Der Kampf um die Existenz der Theater spitzte sich zu einer Machtprobe zwischen Stadtrat und Staatsrat zu, wobei die Regierung im ganzen den Sieg behielt, jedoch nicht, ohne wichtige Konzessionen zu machen. Beispielsweise mußte der Sonntag frei von Vorstellungen bleiben, und der Name Gottes durfte auf der Szene nicht ausgesprochen werden. Das Volk und die Staatsverwaltung hielten treu zu den Schauspielern, und selbst die erlassenen Verbote wurden häufig umgangen.

Als Shakespeare nach London kam, drängte die nationale Erhebung gegen den äußeren Feind den häuslichen Zwist zurück. Die Theater hatten sich eine feste Stellung erobert, und die Aussichten der Puritaner, ihr Ziel, die Unterdrückung der Bühne, zu erreichen, war in weite Ferne gerückt. So kommt es, daß die Schilderungen der Gegner in den Stücken jener Zeit mehr spöttisch als gehässig ausfallen. Shakespeare selbst hat, abgesehen von einigen witzigen Seitenbemerkungen, in zwei Dramen gegen die Feinde seiner Kunst Stellung genommen, in „Was Ihr wollt“ und „Maß für Maß“. In dem einen wird der dünkelhafte Malvolio dem Gelächter preisgegeben, in dem zweiten Angelo als Heuchler entlarvt. Beide sind echt puritanische Typen. In ihnen werden die Auswüchse der Bewegung, die in kleinen Geistern überhebende Selbstgenügsamkeit und schamlose Verstellung hervorrufen mußte, scharf getroffen. Aber „die Puritaner zu prügeln, nur weil sie Puritaner sind“, wie die Absicht Christoph Bleichenwangs in „Was Ihr wollt“ ist, das überließ unser Dichter den Leuten vom Schlage dieses geistreichen Junkers.

(Nr. 104.)

Digitized by Google

Goethe-Autographen aus den Akten des kgl. bayerischen Ministeriums.

In dem bescheidenen Bestande von Goethe-Autographen der Münchener kgl. Hof- und Staatsbibliothek, über den im Goethe-Jahrbuch 1903 und 1906 (Bd. 14, S. 56—63 und Bd. 17, S. 97 f.) berichtet worden ist, befinden sich nur wenige Stücke, die von den mancherlei Beziehungen Goethes zu Bayern Zeugnis ablegen. Zwar richten sich die Briefe an Mannlich, Langer und Schäffer an Persönlichkeiten, die in dem neuen Königreich eine bedeutende Stellung einnahmen, aber einzig der Brief an den Großherzog Karl August, worin Goethe als Kurator der Jenaer Bibliothek für den bevorstehenden Besuch des Königs Max I. Joseph ein Faksimile aus der Jenaer Liederhandschrift als Gastgeschenk ankündigt, trägt amtlichen Charakter. Um so erfreulicher und bedeutsamer ist die Zuweisung von vier Schriftstücken Goethes, welche die Staatsbibliothek jetzt einer Entschließung des kgl. Kultusministeriums verdankt. Es handelt sich um die drei Briefe und den Aufsatz, die Ludwig Trost im Jahre 1889 aus den Akten des Ministeriums ans Licht zog (vergl. „Vom Fels zum Meer", Bd. 17, Sp. 64—76), und die jetzt die Zahl der Münchener Goethe-Autographen auf 20 erhöhen. Sie zeigen, wie Goethe schon im Jahre 1808 von der bayerischen Regierung als höchste literarische Autorität angerufen und für ein wichtiges bayerisches Unternehmen gewonnen wurde, das eben durch seine Mitwirkung eine für ganz Deutschland maßgebende Bedeutung erhalten sollte.

Es war ein schöner und treffender Gedanke Friedrich Immanuel Niethammers, bei der Reorganisation des bayerischen Schulwesens nach humanistischen Gesichtspunkten nicht bloß die antiken, sondern auch die nationalen deutschen Klassiker zur Grundlage der erstrebten allgemeinen Bildung zu machen. Diesem Zwecke sollte auch nach seinem, alsbald von dem Ministerialreferenten v. Zentner und dem Minister Grafen Montgelas gebilligten Vorschlage, das von Goethe erbetene deutsche Nationalbuch dienen, „eine Sammlung des Vorzüglichsten unsrer teutschen Klassiker", die in der nationalen Erziehung durch die Aufstellung der höchsten Muster den Kunstsinn aus seiner tief beklagten Barbarei zu erheben vermöchte. Sonach wurde als „die eigentliche Aufgabe" bezeichnet, „eine Sammlung zu erlangen, die a l s S a m m l u n g klassisch sei, um sowohl durch ihren inneren Wert als durch ihre äußere Auctorität vor allen andern willkürlich veranstalteten Sammlungen den Vorrang zu verdienen und zu ge-

Digitized by Google

winnen". Darum sollte auch die Ausführung des Werkes nur einem Klassiker anvertraut werden — Niethammer hatte neben Goethe noch an Voß gedacht, doch entschied sich Montgelas auf Antrag Zentners für Goethe allein —, mit der ausgesprochenen Absicht, nicht nur ein Schulbuch, sondern als das „natürlichste gemeinschaftliche Bildungsmittel" der Nation ein Werk zu veranlassen, das für die Deutschen wäre, was Homer den Griechen; die richtige Anlage festzustellen und die Ausführung zu leiten, darin sollte Goethe völlig nach freiem Ermessen verfahren.

Goethe nahm den ihm gemachten Antrag mit lebhafter Sympathie auf. Der Grundgedanke berührte Ideen, die ihn selbst schon früher beschäftigt hatten, und der Persönlichkeit des damals kgl. bayer. Zentral-Schul- und Studien-Rates Niethammer brachte er volles Vertrauen entgegen, da er mit ihm in der Zeit seiner Jenaer Lehrtätigkeit (1793—1804) vielfach verkehrt, ja sogar ein halbes Jahr lang in täglichen Spaziergängen mit ihm peripatetisch philosophische Studien getrieben hatte. In einem eigenhändigen Briefe aus Karlsbad, d. 8. Aug. 1808 (Weimarer Ausgabe IV, 20 Nr. 5577), sagte er gewissenhafte Prüfung der Sache zu und erfüllte sein Versprechen schon am 19. August mit einem längeren von ihm nur unterschriebenen, Riemer diktierten Briefe (a. a. O. Nr. 5588), dem ein eingehender Aufsatz von Riemers Hand über die wichtigsten Gesichtspunkte des Unternehmens beilag. Auch in einem dritten Briefe (wieder von Riemers Hand; von Goethe unterschrieben, a. a. O. Nr. 5705) vom 7. April 1809 versichert er nochmals, mit teilnehmenden Freunden im stillen an dem Geschäfte fortzuarbeiten, dessen Schwierigkeiten ihm freilich immer mehr zum Bewußtsein kommen. Die Bedenken, die er hier ausspricht, beweisen aber, daß wohl auch bei günstigeren Zeitläuften, als sie nun folgten, der Plan gescheitert wäre; denn schon fällt das Wort unmöglich: „Die Uebersicht der deutschen Poesie, deren früheste Anfänge jetzt wieder aufgeregt und ans Licht gebracht werden, durch ihre mittleren Zustände bis auf die neuesten, ist schwer zu fassen, und je deutlicher man darüber wird, je unmöglicher scheint es aus so widersprechenden Elementen einen Kodex zusammenzubringen, dessen Teile nur einigermaßen nebeneinander bestehen könnten." In der Tat blieb denn auch der großgedachte Plan unausgeführt, und am 26. Juli 1811 schrieb Zentner auf das Konzept von Niethammers letztem Briefe: „Beruht nach der Aeußerung des Herrn Geheimrats v. Goethe auf sich."

Wenn man die Erwägungen Goethes über die von Niethammer gestellte Aufgabe liest, so erkennt man bald, daß die darin

Digitized by Google

enthaltenen Bedenken noch heute vollkommen zu Recht bestehen. Man kann nicht gleichzeitig die Bedürfnisse der Schule und der Volksbildung, die historische Entwicklung und den ästhetischen Genuß als Richtpunkte verfolgen, und ein Blick auf die reiche Anthologien-Literatur des vorigen Jahrhunderts beweist, auch wenn man die rein geschäftliche Buchmacherei außer Betracht läßt, daß immer gerade bei den beachtenswerten Werken ein einzelner Gesichtspunkt überwiegt und die anderen sich ihm unterordnen müssen. Wohl erhielt Bayern in den Jahren 1845—1847 eine stattliche „Mustersammlung für die lateinischen Schulen und Gymnasien", die ungemein reichhaltig und vielseitig auch von Erwachsenen gerne zur Hand genommen wurde; sie entstand unter der Leitung von Döderlein, dem Stiefsohne Niethammers, und so ist ein Zusammenhang mit dem alten Plane Niethammers nicht ausgeschlossen. Aber von einer entwicklungsgeschichtlichen Uebersicht der deutschen Literatur ist darin keine Rede, und ein „klassisches Werk" ist sie gewiß nicht geworden. Diesen höheren Anspruch kann wohl von allen folgenden Versuchen am ehesten Wilhelm Wackernagels „Deutsches Lesebuch" erheben, das aber in seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit der volkstümlichen Verständlichkeit entbehrt und zu der mit Proben bereicherten Literaturgeschichte hinüberleitet, als deren Vertreter neben dem trefflichen Heinrich Kurz hier nur O. F. Gruppe und Friedr. Sehrwald genannt sein mögen. Wo aber ästhetischer Genuß als Zweck der Auswahl erscheint, da kommt immer der subjektive Geschmack des Herausgebers in erster Linie zur Geltung, und mögen auch die Sammlungen von R. Hamerling, Georg Scherer, Hermann Kletke, Wustmann und wie sie alle heißen bis zu Will Vespers „Ernte der deutschen Lyrik" eine Fülle des Schönen und Guten umschließen, ihren besten Reiz haben solche Sammlungen, wenn sie überhaupt einen geschlossenen einheitlichen Eindruck machen, immer von der Persönlichkeit des Herausgebers erhalten, keine hat das hohe Niethammer-Goethesche Ideal objektiver Allgemeingültigkeit zu erreichen versucht und vermocht, selbst nicht Theodor Storms „Hausbuch aus deutschen Dichtern", das übrigens auf die ältere Zeit vor Claudius von vornherein verzichtet. Nichts aber könnte schlagender die Richtigkeit der Auffassung des bayerischen Ministeriums beweisen, die Niethammer an Goethe übermittelte: „Die innere Bedingung der Ausführbarkeit beruht, selbst nach der erklärten Ueberzeugung unseres Gouvernements, auf Eurer Exzellenz Zustimmung zu Uebernahme des nur durch Sie auszuführenden Geschäftes." Da selbst die Universalität Goethes nach reiflicher Prüfung die lockende Aufgabe für un-

Digitized by Google

lösbar erachtete, so muß sie wohl zu den Idealen gerechnet werden, denen immer wieder nachzustreben man schwerlich aufgeben, die aber wirklich zu erreichen kaum jemals gelingen wird.

-tz-

(Nr. 104.)

Bücheranzeigen.

Die Vorstellungen vom Antichrist im späteren Mittelalter, bei Luther und in der konfessionellen Polemik. Von Liz. Dr. Hans Preuß. Mit fünf Tafelbildern. Leipzig, J. C. Hinrich 1906. 295 Seiten. Geheftet 8 M, gebunden 9 M.

Der Antichrist, die dämonische Endfigur des Neuen Testaments, hat in der Theologie und Religion des ausgehenden Mittelalters eine unheimliche Rolle gespielt. Die Theologie hat sein Bild nach dem Geschmack ihrer Zeit ausgemalt, das Volk hat ihre verworrenen und grauenhaften Phantastereien noch weit überboten. Bedenken und Zweifel an der Echtheit des Bildes sind durch die Berufung auf die Tradition zurückgewiesen worden. Schließlich ist die unmittelbar bevorstehende Ankunft des eigentlichen, wahrhaftigen Antichrists und die Gegenwart seiner Vorläufer und Glieder zur festen Glaubensüberzeugung der Kirche geworden Die verzweifeltste Furcht vor dem Ende hat die Welt beherrscht. Einen anderen Weg sind die Gegner der Kirche, die Ketzer und Sekten gegangen. Ihnen hat seit den Tagen Kaiser Friedrichs II. die Kirche selbst, wie sie im Papsttum verkörpert war, als der Antichrist gegolten. Zunächst einzelne, bestimmte Päpste, und auch sie nur als Vorläufer des letzten großen Antichrists. Dann haben sich durch Wiclif und Huß die Anschauungen verdichtet, bis schließlich den Schülern und Nachfolgern des böhmischen Reformators der Antichrist keine Einzelperson mehr war, sondern eine christusfeindliche Richtung, die im Papsttum zur Vollendung gelangt ist. Begründet worden ist die Gleichstellung von Papst und Antichrist hauptsächlich mit der Verweltlichung des Papsttums, also einer an sich nicht notwendigen Begleiterscheinung des päpstlichen Systems; doch sind die Böhmen auch vereinzelt bis zum religiösen Kernpunkt des Problems vorgedrungen. Luther, dessen Person und Werk Preuß in das geistige und örtliche Zentrum seines Buches stellt, hat einerseits die kirchlichen Mythen vom Antichrist auf das Maß der biblischen Aussagen zurückgeführt, andrerseits die Polemik der mittelalterlichen Opposition dadurch noch überboten und vertieft, daß er das Papsttum als solches, ganz unabhängig von der Person des jeweiligen Papstes, und nicht um peripherischer Mißstände des päpstlichen Systems willen, nein, den Papst an sich, auch den sozusagen idealen Papst für den Antichrist erklärt hat. Denn der Papst hat sich „über und wider Christus gesetzt" und hat „fast alle Ketzerei, so wider Christum getobet, angenommen und eine Grundsuppe daraus gesammelt, um alle

Welt zu verführen". Hiermit war die Verwerfung des Papsttums religiös, prinzipiell begründet. Zu der Erkenntnis ist Luther in den Jahren 1519 und 1520 langsam, zögernd, fast wider Willen durch seine persönlichen Bedrängnisse und seine kirchengeschichtlichen Studien geführt worden. Das Eintreffen der Bannbulle hat ihm die letzte Gewißheit verschafft. Bei der ist er dann bis an sein Ende so zäh verharrt, daß er gelegentlich wünschte, daß er „eitel Donnerschläge wider das Papsttum reden könnte und ein jegliches Wort eine Donneraxt wäre". Ja, am jüngsten Tag will er mit dem Papst sprechen und ihn herausfordern zur Rechenschaft! Die Idee des Papst-Antichrists hat ihn so völlig beherrscht, daß er daraus geradezu das Recht seines weltgeschichtlichen Berufes geschöpft hat. Der letzte Akt des antichristlichen Dramas geht vor sich: Gott hat sein Evangelium durch Luther offenbart, daran verblutet sich der Papst; Gott schlägt den König Papst mit dem Daus Luther; Christus kommt und rottet den Antichrist endgültig aus. Der „liebe" jüngste Tag steht vor der Tür, mit Sehnsucht harrt Luther sein wie der Bräutigam seiner Braut. Schon 1522 hat er ihn bestimmt erwartet, dann immer dringender gegen das Ende seines Lebens hin. Doch hat ihn der gleiche Gehorsam gegen das Wort Gottes, der ihn zum ungeduldigsten Stürmer wider den Antichrist gemacht, auch so weit bezwungen, daß er des endlichen Sieges über den Antichrist in Demut gewärtig blieb. In der Folge ist die Gleichstellung des Papstes mit dem Antichrist zum volkstümlichsten Stück der Lehre Luthers geworden. Die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche haben sie 1580 zum amtlichen Glaubensartikel des gesamten Luthertums erhoben. Das 17. Jahrhundert hat die Antichrist-Polemik sogar noch stärker angefacht. Erst der Pietismus und die Aufklärung hat mit vielen anderen Stücken des altprotestantischen Lehrgebäudes auch die Lehre vom Papst-Antichrist erweicht, wenn nicht beseitigt, und die konfessionelle Bewegung des 19. Jahrhunderts hat sie nicht zurückgeführt. Außer den separierten Lutheranern holt nur noch dann und wann ein Rufer im nationalen oder kulturellen Streit seine Waffen aus dem Arsenal des Antichrists. Die zünftige evangelische Theologie verweist den Antichrist entweder in die religionsgeschichtliche Vergangenheit oder in die mehr oder minder phantastisch zurechtgelegte Zukunft. Die katholische Theologie schließt sich der letztgenannten Richtung an. Die Spekulationen des Mittelalters hat sie aufgegeben. Auch hat man gegenüber dem lutherischen Papst-Antichrist katholischerseits Luther nur, neben anderen, als Glied am corpus Antichristi bezeichnet, nicht als den Antichrist selbst. Die gegenteilige Behauptung, die sich noch in der neuen Auflage der protestantischen Realenzyklopädie findet, erklärt Preuß, auf Döllingers Seite tretend, für unbegründet.

München. J. Kübel.

Der deutsche Unterricht an unseren Gymnasien. Erfahrungen, Bekenntnisse, Vorschläge von Joh. Wiesner, Professor am n.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium in Mödling. Wien 1907, Verlag von A. Hölder. 164 S.

Digitized by Google

Wenn der Verfasser auch zunächst die österreichischen Verhältnisse zum Ausgangspunkt seiner Besprechung nimmt, verdient das gediegene Buch doch auch bei den bayerischen Mittelschullehrern ernsteste Beachtung. Spricht hier doch ein Mann zu uns, der auf zwanzigjährige Lehrerfahrung zurückblickt, der auf jeder Seite die eingehendste Kenntnis der einschlägigen Fachliteratur und unbestechliches, nüchternes, selbständiges Urteil zeigt, der endlich auf einer Studienreise nach Deutschland Gelegenheit hatte, „an nicht weniger als 24 höheren Schulen jeder Art gerade die Praxis des deutschen Unterrichtes kennen zu lernen." Sein Buch wurde ihm von der Ueberzeugung diktiert, „daß Gefahr im Verzuge ist, wenn wir uns nicht endlich einmal zu tiefer greifenden Neuerungen aufraffen". Ist bei uns die erschreckende Behauptung so ganz unzutreffend, „daß in keinem Unterrichtsgebiet mehr kostbare Zeit vollkommen nutzlos verschwendet wird als im Deutschen"?[1]) Immerhin sind wir manchmal in der glücklichen Lage, Reformen, die in Oesterreich noch der Erledigung harren, bei uns bereits durchgeführt zu sehen.

In der Einleitung wird festgestellt, daß das Deutsche trotz aller schönklingenden Schlagworte an unseren Gymnasien nicht das Unterrichtszentrum ist. Was über die mangelhafte Vorbildung der Lehrer an der Universität sine ira et studio ausgeführt wird, sei denjenigen Hochschullehrern zur Würdigung empfohlen, die sich der Einsicht nicht verschließen, daß unser heutiger Hochschulbetrieb reformbedürftig ist.

In vier Abschnitten, die der Grammatik, der Lektüre, den freien Vorträgen und den Aufsätzen gewidmet sind, durchmißt nun der Verfasser das ganze Gebiet des deutschen Unterrichts und erörtert zahllose Einzelfragen, auf die einzugehen mir die Rücksicht auf den Leserkreis der Beilage wie auf den mir zur Verfügung stehenden Raum leider verbietet. Nur einige Punkte von allgemeinem Interesse seien gestreift.

Gegenüber den lauten Bekennern des Verekelungsdogmas wird mit erfrischender Deutlichkeit betont, daß wir „auch fernerhin am „Erklären" überall dort festhalten, wo wir es als notwendig erachten. . . . Wir werden endlich auch fernerhin gute Dichtungen memorieren und deklamieren lassen und trotz aller Bannflüche zu Stilarbeiten verwerten und im übrigen an der Künstlernatur derjenigen zweifeln, die sich die Kunst dadurch verekeln lassen." Die so beliebten Angriffe auf das Gymnasium werden teils auf „die überall verbreitete Geneigtheit, Einzelerfahrungen, besonders solche schlimmer Natur, zu verallgemeinern", teils auf Unkenntnis des gegenwärtigen Unterrichtsbetriebes zurückgeführt. Das übertriebene Gerede von Schülerüberbürdung und den Ruf nach Schülerschutz pariert der Verfasser mit dem Gegenruf nach Lehrerschutz, indem er ein Bild von der nicht wegzuleugnenden Lehrerüberbürdung gibt, unter der allerdings die Deutschlehrer Oesterreichs noch in höherem Maße als unsere Ordinarien überfüllter Klassen leiden. Seine Begründung der Notwendigkeit einer Korrekturentlastung deckt sich

[1]) Die Bemerkung ist wohl vor allem auf den systematischen Unterricht in der Orthographie und Formenlehre gemünzt.

vielfach mit Hirmers Ausführungen im 3. und 4. Heft des 43. Bandes der Blätter für das Gymnasial-Schulwesen. Die Ziele der neuesten, an Rousseau anknüpfenden Reformer, „Schonung jeglicher Eigenart, Persönlichkeitskultur, Persönlichkeitserhöhung" werden ihres Nimbus entkleidet; die Unmöglichkeit ihrer allgemeinen Durchführung ist in der nüchternen Wirklichkeit des Massenunterrichts unschwer einzusehen.

Vielleicht haben schon diese knappen Andeutungen gezeigt, daß sich jeder Freund des deutschen Unterrichts in diesem Büchlein vielfache Anregung holen kann.

Würzburg. Karl Bitterauf.

Schriften der Wiener Balkan-Kommission. In den „Schriften der Balkan-Kommission", die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien herausgegeben werden, ist eben das 5. Heft der „Antiquarischen Abteilung" erschienen: „Zur Geschichte und Topographie von Narona" von Karl Patsch. (Wien 1907, in Kommission bei A. Hölder.) Der Verfasser ist bekannt als unermüdlicher Durchforscher der römischen Provinz Dalmatien, an die er von Sarajewo aus heranging; nachdem Bosnien mit der Herzegowina nach allen Richtungen untersucht war, erstreckte Patsch seine Tätigkeit auch über das benachbarte Albanien, über die dalmatinischen Inseln usw. Ebenso wurde das österreichische (früher venetianische oder kroatische) Dalmatien ins Auge gefaßt. Als aber Patsch, der erkannt hatte, daß ein bedeutender Teil der Herzegowina im Altertum zur Einflußsphäre der römischen Kolonie Narona (nicht weit von Metkovich an der Mündung der Narenta) gehörte, die Durchforschung der Ruinenstätte (beim jetzigen Dorfe Vid) vornehmen wollte, traf er auf Widerspruch. Der Direktor des Museums in Spalato, Hr. F. Bulic, erklärte, daß er selbst seit langem den Wunsch hege, dem alten Narona eine größere Pflege zu widmen. O. Benndorf, der hochverdiente Direktor des österreichischen Archäologischen Instituts, suchte zu vermitteln, indem er am 12. April 1904 auf den Trümmern von Narona selbst eine Besprechung veranlaßte. Es wurde beschlossen, zunächst eine einleitende Arbeit vorzunehmen unter besonderer Berücksichtigung des bis zur Station Begiste reichenden Abschnittes der Straße Narona—Salonae. Mit dieser Aufgabe wurde C. Patsch beauftragt, der nunmehr die Resultate seiner Rekognoszierung vorlegt. Es werden die Reste der antiken Stadt beschrieben, wobei es darauf abgesehen ist, durch Fixierung der Umfassungsmauern, Tore, Straßen, der auf Inschriften erwähnten Baulichkeiten eine Topographie von Narona herzustellen. Wichtig ist in dieser Hinsicht auch, die Aenderung der Wasserläufe zu studieren, die seit dem Altertum eingetreten ist. Der Lauf der Narenta hat sich nach Süden verschoben, der zufließende Karstfluß Norilj oder Norino den Namen der Stadt geerbt. Während im Altertum die umliegenden Höhen überall bewaldet waren, sind sie gegenwärtig verkarstet, infolgedessen auch die Flüsse an ihrer Regelmäßigkeit eingebüßt haben und einen großen Teil des Jahres hindurch die Gegend zwischen Vid und Metkovich versumpft ist. Die Untersuchung der Straße von Narona bis Begiste

Digitized by Google

sowie des ersten Segmentes der Straße Narona—Sarajevo ergab mancherlei Aufschlüsse, z. B. daß die Gradlinigkeit auch hier kein charakteristisches Merkmal der Römerstraßen ist. Es fanden sich Gruben längs der Straße, ebenso Meilensteine aus dem 3. Jahrhundert, die von Narona weg zählen. Diese Funde werden eingehend gewürdigt und dann anhangweise die Münzen, die Gemmen, die Keramik besprochen, wodurch für die Geschichte des Verkehrs von Narona im Altertum wertvolle Anhaltspunkte gewonnen sind. Narona ist ein Hauptfundort für die in den Balkanländern weitverbreiteten Münzen von Apollonia und Dyrrhachium, auch Münzen von Scodra, Epirus, Pantalia sowie verschiedenen Städten am Aegeischen Meer werden dahier nachgewiesen. Aus den keramischen Funden folgert Patsch, daß der Verkehr von Narona nach der italienischen Gegenküste, und zwar nicht bloß nach Mittel-, sondern auch nach Nord- und Süditalien, in der Kaiserzeit ein sehr lebhafter gewesen sein muß. Während die fortlaufende Münzreihe noch die Gotenzeit und die restaurierte byzantinische Herrschaft umfaßt, wurden um 600 n. Chr. ganze Schätze vergraben; ein Zeichen, daß Avaren und Slaven heranrückten, denen nur wenige Küstenorte Dalmatiens zu widerstehen vermochten, während das Binnenland sich mit einer neuen Bevölkerung erfüllte, der auch Narona erlag.

Die ganze Untersuchung ist mit jener Umsicht und Sauberkeit durchgeführt, die wir an den Arbeiten von Patsch gewohnt sind. Tafel 1 gibt eine kartographische Skizze der Umgebung von Narona, auf Tafel 2 sind die Mauer- und Straßenreste der Stadt, auf Tafel 3 die Reste der Straße Narona—Bigeste eingetragen. Die zahlreichen (66) Abbildungen sind den einzelnen Bauobjekten, den Gräbern, den Inschriften und Ziegelstempeln gewidmet.

J. J.

Der neue Kurs in der Biologie. Allgemeine Erörterungen zur prinzipiellen Rechtfertigung der Lamarckschen Entwicklungslehre von Dr. Adolf Wagner, Privatdozent an der Universität Innsbruck. Stuttgart 1907. Verlag Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. 96 S. Großoktav.

Der neue Kurs in der Biologie ist natürlich der sogenannte Neo-Vitalismus, richtiger Neo-Teleologie. Diese moderne, allem Anscheine nach bereits sehr im Rückgange begriffene Anschauung will Wagner — in einem wässerigen Stil — „rechtfertigen". Er hat ihr aber mit seiner vorliegenden Schrift einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Wenn schlechte Verteidiger sich einer schlechten Sache annehmen, dann ist es um diese Sache schlecht bestellt. Der Privatdozent Wagner bringt teils bloße Trivialitäten vor, die zur Förderung der behandelten Fragen nichts beitragen, teils operiert er mit angenommenen unverarbeiteten Gedanken, so daß er da am meisten Verwirrung zeigt und schafft, wo er besondere Klarheit zu verbreiten vermeint. Es verlohnt sich nicht, auf Einzelheiten einzugehen und Irrtümer aus einem Buche zu erörtern, welches im ganzen keine Beachtung verdient. Es geschieht nur darum an dieser Stelle seiner Erwähnung, weil es ein bezeich-

Digitized by

nendes Beispiel ist — unter mehreren anderen — für die üblen Folgen, welche derartige extravagante, den Mystizismus berührende Theorien haben. Nämlich die Folgen, daß, wenn ein angesehener Forscher eine solche — im Prinzip immer wissenschaftsfeindliche — Lehre vertritt, alsobald viele Leute, die ihrer Natur nach eine immanente Feindschaft gegen die Wissenschaft hegen, aus ihren Verstecken hervortreten, in denen sie sonst in strengen und klaren Zeiten sich aufhalten, und die neue Strömung nach ihrem Sinne und in ihrer Weise ausnützen. Es ist ein komischer und doch auch nahezu schrecklicher Anblick, der sich während einer solchen trüben, glücklicherweise immer bald vorübergehenden Periode einem unbefangenen Beobachter darbietet. Was wird da nicht alles gelehrt, behauptet und prophezeit! Wie wird da gewühlt und gegraben und zu zerstören versucht! Und wenn sich auch akademische naturwissenschaftliche Lehrer unter solchen seichten Aposteln befinden — die da glauben und hoffen, nun sei ihr Reich, das Reich der Unwissenheit, wo alles für wahr gelten kann, was einem beliebt, gekommen, — dann ist diese bedauernswerte und gewiß auch nicht wenig schädliche Tatsache eben ein neuer Beleg für die auch sonst nicht seltene Erfahrung, daß Gelehrsamkeit und sogenannte Bildung vor Beschränktheit und Gedankenlosigkeit nicht schützt. Dies jedoch ist hier ganz allgemein gesagt.

München. Bernh. Withes.

Correggios Gemälde. Herausg. von Georg Gronau.

Als 10. Band der Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben veröffentlichte die Deutsche Verlagsanstalt in 196 Abbildungen die Tafel- und Freskogemälde von Correggio mit Text von Georg Gronau. Abgesehen von Raffael, hat dieser zugleich liebenswürdige und wahrhaft große Meister wohl die meisten Schwierigkeiten für die Zusammenfassung in solcher Lexikonausgabe gemacht; denn obschon die Wissenschaft sich allmählich über Correggio geeinigt zu haben scheint, ist in der Tat noch ungemein vieles unklar. Wir wissen nicht die genaueren Quellen seiner Kunst anzugeben, sind über seine Jugendzeit noch sehr im unklaren und können nicht einmal die Werke der Blütezeit genau datieren. Da hat es eines so sach- und literaturkundigen Forschers wie Gronau bedurft, um den Leser wenigstens einigermaßen im wirren Chaos zu orientieren und Gronau hat das in der bei diesen Gesamtausgaben üblichen und bewährten Weise der Trennung zwischen Vorwort und Anmerkungen mit voller Beherrschung des Stoffes getan. Einen Uebelstand möchte ich nur anmerken, daß die Reihenfolge der Abbildungen mit der im Text gegebenen Skizze der Entwicklung gar nicht übereinstimmt. Die Lektüre des Vorwortes wird dadurch nicht erleichtert.

Gronau folgt wie die meisten derjenigen, die sich bis jetzt schriftlich über Correggio geäußert haben, den Angaben Morellis, als dessen großes Verdienst es bezeichnet wird, die bis dahin unerkannten Jugendwerke Correggios bestimmt zu haben. Ich muß gestehen, daß mich diese Hypothese niemals überzeugt hat.

Digitized by Google

Morelli und seine Nachfolger haben wohl ein Moment außer acht gelassen, das sehr wichtig ist. Sie sagen zwar mit gutem Grunde, daß das erste datierte und sichere Werk Correggios, die Madonna von 1515 in der Dresdener Galerie, ein so reifes Meisterwerk ist, daß Correggio vorher schon eine nicht geringfügige Tätigkeit entfaltet haben muß. Sie nehmen nun eine Anzahl von Gemälden, die zu dem sogenannten älteren Stil des Künstlers passen, als die Vorläufer der Dresdener Madonna von 1515. Soweit ich sie aus dem Original kenne, habe ich aber stets jenen Zug an ihnen vermißt, der trotz aller Fortschrittlichkeit bei dem Dresdener Bild so auffallend ist: die fast noch quattrocentistische Haltung der Komposition und die außerordentliche Schärfe des Konturs. Die anderen Gemälde stehen gerade in dieser zweiten Hinsicht mehr auf dem Standpunkt der etwas späteren Arbeiten des Künstlers, selbst dann, wenn sie, wie die — mir nicht aus dem Original bekannte Tafel bei Frizzoni — sonst noch mantegneske Anklänge haben. Die Frage nach Correggios Jugendzeit wird wohl noch einmal ganz von vorne zu behandeln sein; im besonderen sind wohl die ohnehin teilweise umstrittenen Bilder der Münchener Pinakothek, der Mailänder Brera und der Sammlung Benson: der kleine Faun, die Anbetung der Könige und Christi Abschied von seiner Mutter aus dem Werke des Meisters auszuscheiden; denn sie haben noch weniger als die anderen sogenannten Frühwerke jenen direkten Anschluß an die frühe Dresdener Madonna, den wir verlangen müssen, wenn mir methodisch arbeiten wollen.

Ein besonderer Vorzug ist es, daß Gronau ausdrücklich und vor allem gegen das Ende des Vorwortes mit Glück und geschickter Ueberzeugungskraft davon spricht, daß die eine Zeitlang übliche Geringschätzung Correggios ganz unverdient ist. Der Meister von Parma war in der Tat einer der allergrößten Maler und es sind nun wirklich auch die modernen Kunstbestrebungen, die uns den sensitiven, farbig so reizvollen und in der Gestaltung oft grandiosen Künstler wieder verstehen gelernt haben. Wenn man gerade jetzt manchmal über ihn wie auch über Murillo ein weniger gutes Urteil hört, so sprechen es nur die Mitläufer aus, das kommt wohl auch daher, daß der Künstler eben doch nur in Parma einem so ganz aufgehen kann, und es sind doch verhältnismäßig wenige unter den Outsiders, die sich die Mühe machen, Correggio an der Stätte seiner großartigen Tätigkeit aufzusuchen. Ich möchte darum die ohnehin allmählich wieder verschwindende Geringschätzung Correggios mehr aus der Unkenntnis seiner Hauptwerke als aus einem prinzipiellen Gegensatz der modernen Kunstanschauung zu der seinigen erklären.

Karl Voll

Das Bildnis des Sebastian Brant von Albrecht Dürer. Von Julius Janitsch. (Heft 74 der Studien zur Deutschen Kunstgeschichte.) Straßburg 1906, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

Janitsch hat bereits im Band XXVII des Jahrbuchs der kgl. preußischen Kunstsammlungen das Silberstiftporträt eines älteren Mannes im Berliner Kupferstichkabinett, das einzig und

Digitized by Google

allein Albrecht Dürer zum Urheber haben kann, als das Bildnis Sebastian Brants bezeichnet und ist meines Wissen mit dieser Benennung nirgends auf eine Ablehnung gestoßen. In der vorliegenden Buchausgabe erweitert der Verfasser seine in allen Teilen stichhaltige Beweisführung. Er nimmt als Entstehungszeit für die Zeichnung die Jahre 1520 bis 1521, d. h. die niederländische Reise des Meisters an und deckt seine Anschauung mit einwandfreien Blättern jener Epoche. Die Frage der Möglichkeit einer persönlichen Zusammenkunft des bedeutendsten deutschen Humanisten und des größten deutschen Künstlers wird dahin beantwortet, daß beide sich im Hause des Magisters Petrus Aegidius, des Sekretärs des Antwerpener Schöffenrates, gegenübersaßen. Dort pflegte Erasmus von Rotterdam, der langjährige Freund Sebastian Brants, abzusteigen, und dort mag auch Sebastian Brant selbst, der Führer seiner Stadtboten, die anläßlich der Bestätigung der alten Privilegien Straßburgs am Hoflager Karls V. in den Niederlanden weilten, eingetreten sein. Erwähnt auch Dürer nichts in seinem Tagebuch von dieser ihn gewiß in hohem Maße fesselnden Begegnung, so erhebt doch der Vergleich der Zeichnung mit dem bekannten Holzschnitt Stimmers die Annahme zur Gewißheit. Janitsch' Schrift ist zwar nur ein kleiner, aber nichtsdestoweniger ein inhaltsreicher Beitrag zur Biographie Dürers.

Ph. M. Halm.

Schatten. Vier Schattenspiele von Oskar Ewald. (Als Manuskript gedruckt.) Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, 1907.

„Totenfeier" lautet der Titel des ersten Schattenspieles. Zwei Geschwister, die im Leben Schiffbruch gelitten, erzählen einander nach längerer Trennung ihre tieftragischen Schicksale. Statt des wirklichen, pulsierenden Lebens wird uns ein bloßer Bericht geboten. Allerdings ein mit wahrhaft dichterischer Beredsamkeit und großer Eindringlichkeit vorgebrachter Bericht über sehr interessante, spannende und höchst sublime Geschehnisse —, aber um so schmerzlicher empfinden wir es, daß wir nicht Zeugen derselben gewesen sind, sie nicht miterlebt haben. Es ist ein gar arger Verstoß gegen die Oekonomie des Dramas, daß sich auf der Bühne zwei Personen befinden, die sich dritthalb Stunden lang — ich habe es mit der Uhr in der Hand gemessen — mit der größten Ausführlichkeit über Dinge verbreiten, die der Vergangenheit angehören.

Trotzdem erweist sich Ewald gerade in der „Totenfeier" als ein Dichter, wenn auch vorläufig noch nicht als ein dramatischer. Die Idee, die seinem „tragischen Dialog" zugrunde liegt, ist nicht ohne Großzügigkeit: Geschwister sind schicksalsverwandt, weil blutsverwandt. Derselbe unerforschliche Weltwille, der Bruder und Schwester einst demselben Mutterschoß entspringen ließ, zwingt sie, auch die Pforte des Todes gemeinsam zu durchschreiten.

Im zweiten Schattenspiel — „Die Befreiung oder Nora von heute" — ist der Philosoph nicht so sehr dem Dichter im Wege,

Digitized by Google

wie in den beiden folgenden. Der Autor tritt hier hinter seinen Geschöpfen ganz zurück. Die dramatische Szene mit ihrem flotten, witzigen Dialog dürfte, wie ich glaube, auch auf der Bühne Beifall finden.

„Des Weibes Leib", vom Verfasser als Burleske bezeichnet, ist in Wirklichkeit eine Art Dissertation in der Form von Rede und Gegenrede. Ein Aesthet und ein Philosoph philosophieren über den Leib des Weibes — frei nach Heine. Beide sind als Träger grundverschiedener Ansichten einander spinnefeind. Jedermann erwartet nun, die beiden Hartköpfe würden aneinander geraten und es würde dabei Funken geben. Aber was geschieht? Der Aesthet ergreift vor seinem Gegner die Flucht, was uns mit bitterer Enttäuschung erfüllt, weil wir gewohnt sind, in jedem regelrechten Drama die Gegensätze aufeinander prallen zu sehen. Wozu sind sie denn da?

Genau denselben Fehler begeht Ewald in der Tragikomödie „Logik und Leben", dem letzten Schattenspiel, in dem tatsächlich alle Ingredienzien zu einem guten, wirksamen Theaterstück enthalten sind. Hier war die Möglichkeit gegeben, zwei verschiedene Weltanschauungen voll Wucht aufeinander stoßen zu lassen, auf daß sich zeige, welche von beiden den Anprall aushält und welche dabei in Trümmer geht. Aber nichts von alledem! Der Vertreter jener Weltanschauung, die schließlich triumphiert, siegt ohne Kampf. Er erscheint gar nicht auf der Bühne. — Und einen zweiten großen Fehler hat unser junger Autor in „Logik und Leben" begangen — den, welchen wir schon an der „Totenfeier" ausgesetzt haben. Dort sind es Geschwister, die stundenlang von der Vergangenheit sprechen; hier sind es Ehegatten, die zwar nicht ebenso lang, aber immerhin fast eine volle Stunde über ihre sechsjährige Ehe Revue halten. Was geht während dieser Zeit bei Shakespeare alles auf der Bühne vor! — — Schade um den dankbaren und dabei aktuellen Stoff. Der Dichter sollte dieses Stück nach den erprobten Regeln der dramatischen Kunst umarbeiten, um es für die Bühne zu retten. Es enthält bereits jetzt mancherlei, das ohne weiteres mit in die neue Fassung hinübergenommen werden könnte.

Sprachgewandt, geistreich, schlagfertig, menschen- und seelenkundig, weiß Oskar Ewald anregend und packend zu schreiben und hinreißend zu schildern. Er schreckt auch davor nicht zurück, Neuland der Seele zu betreten. Nur eines fehlt ihm noch: die Kenntnis der Gesetze des dramatischen Schaffens, kurz die Technik des Dramas. Diese kann leicht nachgeholt werden.

B. M.

Digitized b

Allgemeine Rundschau.

Ludwig Traube †.

Ueber den soeben verstorbenen Gelehrten erhalten wir aus seinem Schüler- und Freundeskreis die beiden folgenden Zuschriften, die sich zu einem Charakterbild des Dahingeschiedenen ergänzen:

*

Am Sonntag, den 19. Mai, ist hier Dr. Ludwig Traube, ordentlicher Professor der lateinischen Philologie des Mittelalters an der Universität München, gestorben. Eine eingehendere Würdigung des hochverdienten Gelehrten uns vorbehaltend, geben wir heute nur die wichtigsten Daten aus seinem Leben und Schaffen.

Am 9. Juni 1861 zu Berlin geboren, ist Traube in seiner wissenschaftlichen Laufbahn ganz Münchener geworden: er habilitierte sich 1888 an unserer Universität und hat hier in reicher literarischer Produktion und aufopfernder Lehrtätigkeit eine neue philologische Disziplin, wenn nicht begründet, so doch jedenfalls erst zu wissenschaftlicher Selbständigkeit erhoben; wir können diese Disziplin ganz allgemein als die Kunde von der mittelalterlich abendländischen Kultur bezeichnen, vornehmlich betrachtet unter dem Gesichtspunkt des Fortlebens der antik römischen Literatur und hauptsächlich gegründet auf das Studium der mittelalterlichen Handschriften. — Als Kenner lateinischer Handschriften, als Paläograph hat Traube Weltruf besessen. Als er 1902 einen Ruf nach Gießen erhielt, hat das Ministerium Crailsheim in der richtigen Erkenntnis, wie sehr Traubes Tätigkeit gerade mit Münchener Verhältnissen verknüpft war, durch Errichtung einer eigenen Professur die Gefahr solchen Verlustes abgewendet; denn für die Universität bedeutete der neue Lehrstuhl die notwendige Ergänzung des bereits bestehenden für byzantinische Philologie. Ausschlaggebend aber war vielleicht der Zusammenhang von Traubes Tätigkeit mit der Münchener Hof- und Staatsbibliothek und ihrer Handschriftensammlung, der größten in Deutschland: wenn für Lehrer und Schüler der Paläographie die Nähe einer solchen Sammlung eine Lebensbedingung ist, so kann das, was Traube seinerseits durch Anregungen, durch Rat und Tat für die Bibliothek geleistet hat, nicht hoch genug angeschlagen werden. Wir dürfen heute sagen, es ist gelungen, hier ein Zentrum für den geschilderten Studienkreis zu schaffen; das noch fehlende Organ ist 1905 durch die von Traube und dem Münchener Verlag C. H. Beck herausgegebenen „Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters" begründet worden, in denen in zwangloser Folge bereits mehrere Arbeiten aus Traubes Schule erschienen sind.

Traube war Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und an mehreren größeren wissenschaftlichen Unternehmungen beteiligt, so in hervorragendem Maße an den Monumenta Germaniae historica. Aus der Fülle seiner Publikationen

Digitized by Google

seien nur einige der bedeutendsten hervorgehoben: 1886—1896 gab er eine imposante Sammlung von lateinischen Dichtungen des Karolingischen Zeitalters heraus und 1894 durfte er seinen Namen neben den Mommsens auf die große Cassiodor-Ausgabe setzen. In der 1898 erschienenen „Textgeschichte der Regula S. Benedicti" werden die Wandlungen dargelegt, die diese wichtigste Klosterregel des Mittelalters im Lauf der Zeiten und an verschiedenen Orten erfahren hat.

In den letzten Jahren ist Traube daran gegangen, seine in langjähriger Arbeit gesammelten paläographischen Materialien und gewonnenen paläographischen Erkenntnisse in zusammenhängender Form zu publizieren. Aber schon das erste größere Werk dieser Art, das — unter dem Titel Nomina sacra — die in letzter Linie von dem jüdischen Gottesnamen ihren Ausgang nehmende christliche Wortkürzung behandelt, mußte unter dem Druck einer schrecklichen und hoffnungslosen Krankheit ausgearbeitet werden und wird, wenn es in wenig Wochen erschienen sein wird, anstatt die erwartete Reihe von Traubes Hauptschriften zu eröffnen, nun sein Lebenswerk krönen.

P. Marc.

*

Ludwig Traube ist gestorben. Denen, die ihn liebten, und denen, die sich seine Freunde nennen durften, bleibt nur der eine Trost übrig, daß das unheilbare Leiden, das ihn seit Jahren das Ende erwarten ließ, noch zu einem viel langsameren, quälenderen Absterben hätte führen können; jetzt zum Ende hat ihn der Tod noch ziemlich rasch erreicht.

Freilich mitten in der Arbeit. Wieviel ihm zu vollenden noch vergönnt war, wieviel an nur Begonnenes mit ihm ins Grab sinkt — darüber müssen andere urteilen. Vielleicht lebt manches von dem, was nur er wußte, weiter in seinen Schülern.

Denn aufs Schenken war seine ganze Natur gerichtet. Das Bedürfnis, anderen zu helfen in jeder Not, ihnen mitzuteilen von dem, was er hatte und wußte, war so groß, daß oft sein ganzes Tagwerk darin aufging. Und dabei verstand er es, mit seltener Kunst, den Hilfsbedürftigen um einen kleinen Dienst zu bitten und diesen so zur Hauptsache zu machen, daß jeder glaubte, er hätte da etwas gegeben, wo er aufs reichste beschenkt hinwegging.

Und der Reichtum, aus dem er schenken konnte, war unermeßlich. Seine Menschlichkeit war so stark und lebendig, daß man nur kurz in seiner Nähe zu verweilen brauchte, um sich nach irgend einer Seite angeregt, erwärmt, begeistert zu fühlen. Es kam weniger von der Weite seines Wissens, seiner Bildung — obwohl sie die größten Gebiete umfaßte —, als von der Lebendigkeit und Reizbarkeit seiner Natur. Man dachte nie daran, daß er von Gewußtem sprach, alles wurde lebendig, unmittelbar. Und so konnte er auch mit Kindern sein, und denen eine ganze Welt von Leben aufbauen.

Traube war der geistigste Mensch. So wie die Energie seines Geistes so weit ging, daß sie kaum Grenzen der Arbeitsfähigkeit, oft kaum das Bedürfnis des Schlafes kannte, so umhüllte er alles

Digitized by Google

mit einem Hauch feinster Geistigkeit. In der Form höchst persönlich, reich an oft sarkastischem Witz, führte sein Gespräch stets in die Höhen des Geistes.

Seine Geistigkeit war die eines nervös höchst reizbaren Menschen; deshalb verwundete die Welt da und dort seine schutzlos-gütige Natur. Unter dem Gewöhnlichen litt er fast körperlich. Und doch konnte er Menschen, deren Nähe ihm fast unerträglich war, bei sich beherbergen, weil irgend ein wissenschaftlicher Zweck es forderte. Jedem Augenblick opferte er sich auf; und dennoch bleibt der Reichtum, die Eigenart, die Stärke seiner Natur unberührt und ungebrochen.

Wenig Menschen sterben, denen eine solche Fülle wärmster Liebe nachfolgt, wie Ludwig Traube.

W. Riezler.

Zum 200. Geburtstag Karl v. Linnés.

Die gesamte Kulturwelt feiert am 23. Mai den 200. Geburtstag des großen schwedischen Botanikers, der die heute noch in der ganzen Zoologie und Botanik geltende Namengebung schuf, indem er den Artbegriff einführte und den Gattungsbegriff begrenzte; der die alte Terminologie total umgestaltete und an die Stelle umständlicher, aber auch vager Beschreibung die denkbar exakteste Bezeichnung setzte. „Als Reformator der ganzen Naturgeschichte seiner Zeit wird Linnés hohes Talent immer bewunderungswürdig und sein Erfolg mit jedem anderen unvergleichlich bleiben," sagt Whewell von ihm in seiner Geschichte der induktiven Wissenschaften. In der Tat beruht auf Linnés Lebenswerk, das man in jüngster Zeit vergeblich herabzusetzen suchte, die gesamte Entwicklung der heutigen deskriptiven Naturkunde. Denn wenn auch das System, das er schuf, nur ein künstliches war, mußte es doch erst geschaffen werden, um der Entdeckung des höheren, des natürlichen Systems, den Weg zu bahnen.

Ueber die Lebensgeschichte des unermüdlichen Forschers, der am 23. Mai 1707 als Sohn eines Predigers in der schwedischen Provinz Smaland geboren wurde und am 10. Januar 1778 als weltberühmter Gelehrter in Upsala starb, soll hier nichts weiter hinzugefügt werden. Sie ist in einer monumentalen Biographie, die Professor Theodor Magnus Fries in Upsala vor kurzem herausgegeben hat, jetzt in allen ihren Einzelheiten klar gelegt. Dieses biographische Werk ist noch rechtzeitig fertig geworden für die große Linné-Feier, die in Schweden in diesen Tagen stattfindet (s. Beilage Nr. 79, S. 31) und über die uns der Münchener Gelehrte, der zu derselben abgeordnet worden ist, Näheres berichten wird.

Digitized by Google

Die armenischen Handschriften der Tübinger Universitätsbibliothek.

Die im vergangenen Jahre in den Besitz der Tübinger Universitätsbibliothek gekommenen armenischen Handschriften verschaffen dieser Bibliothek den ersten Rang hinsichtlich solcher Manuskripte unter allen reichsdeutschen Universitäten. Während nämlich die meisten Universitäten nur vereinzelt armenische Handschriften besitzen (München 22, Berlin 99), ist Tübingen jetzt in den glücklichen Besitz von über 100 Manuskripten gekommen und wird darin nur von Wien mit 500, Venedig und Jerusalem mit je über 1000 und dem berühmten armenischen Zentralkloster Etschmiadzin mit 4000 übertroffen. In das Verdienst, diesen großen orientalischen Sprachschatz einer deutschen Universität erworben zu haben, teilen sich Dr. Finck, Privatdozent der vergleichenden Sprachwissenschaft in Berlin, der die kostbare Sammlung in Tiflis ausfindig machte, dann der Direktor des Mädchengymnasiums in Tiflis v. Hahn, ein geborener Schwabe, der den Verkauf einleitete und hinausführte, vor allem aber einer der ersten württembergischen Großindustriellen, Hofrat Dr. Ernst Sieglin in Stuttgart, der die viele tausend Mark betragende Kaufsumme zur Verfügung stellte, und der Tübinger Oberbibliothekar Dr. Geiger, der die Sammlung für sein Institut zu gewinnen verstand. Hatten in früheren Jahren die katholischen Theologen Welte, Himpel und der im September vorigen Jahres früh verstorbene Professor Vetter, trotz unzulänglichen Materials, teils regelmäßig über armenische Sprache gelesen, teils sich um die Erforschung derselben Verdienste erworben, so steht nun in Tübingen ein Stoff zu Gebot, dessen Bewältigung zu weitgehenden Studien auffordert. Ein außergewöhnlich tüchtiger Anfang ist gemacht, denn bereits sind drei Veröffentlichungen über den Tübinger Besitz erschienen. Einmal ein musterhafter, 280 Seiten umfassender Katalog, die Arbeit Dr. Fincks und eines armenischen Theologen, Dr. Levon Gjandschezian. Die einzelnen Abteilungen des Katalogs sind: Evangelien, Liturgik, Erbauungsliteratur, Dogmatik und Polemik, Dichtung, Geschichte, Philosophie, Philologie, Naturwissenschaft und Medizin. Zu diesem Universitätskatalog tritt nun ein besonderer Atlas in zwei Teilen, der die sprachliche und kunstgeschichtliche Seite des Fundes wissenschaftlich illustriert. Hatte Dr. Sieglin durch seine reichen Mittel die großartigen Ausgrabungen in Alexandria in Aegypten ermöglicht und dafür den Ehrendoktortitel der Philosophie von der Universität Tübingen erhalten, so setzte er durch seine weitere Freigebigkeit die Universitätsbibliothek in Stand, in dem genannten Atlas Proben der armenischen Handschriftenkunde zu bieten. Der Bearbeiter, Dr. Finck, gibt eine Uebersicht über die armenische Schrift, von der er fünf verschiedene Arten unterscheidet, und bietet zahlreiche Proben aus der Zeit von 1117 bis 1722. Mindestens ebenso bedeutsam ist die Abhandlung des bekannten Kunsthistorikers Professor Joseph Strzygowski (Prag) über kleinarmenische Miniaturenmalerei, der dieser Forscher die Bilder und Miniaturen der ältesten Evangelienhandschriften

zugrunde legt. Diese Handschriften stammen aus dem Kloster Drarsak in Cilicien, und der genannte Gelehrte, der auf eine Reihe neu gewonnener Gesichtspunkte über kleinasiatische Kunst zurückblicken darf, findet in den armenischen Miniaturen einen Einfluß persisch-sassanidischer Kunst auf den Westen. Mag diese letztgenannte Annahme noch näherer Begründung bedürfen, so geben doch die Tübinger armenischen Handschriften nach verschiedenen Seiten hin den Anstoß zu wissenschaftlicher Forschung.

R. Sch.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Mai-Sitzungen.

In der philosophisch-philologischen Klasse sprach 1. Herr Furtwängler über einige Fragen, welche die Künstler Kalamis und Pythagoras betreffen. 2. Herr Meiser hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag über Ovids Begnadigungsgesuch. Die Untersuchung weist nach, daß das große Gedicht von 578 Versen, welches das zweite Buch der Tristien umfaßt und Ovids Begnadigungsgesuch enthält, aus zwei zu verschiedener Zeit entstandenen Stücken besteht und demnach mit Vers 207 ein neues Gedicht beginnt. Die Schuld Ovids wird im Gegensatz zu J. J. Hartman in Leiden, der in seiner Commentatio de Ovidio poeta 1905 die Ansicht Georg Schoemanns vertritt, besprochen und der Gedankengang der beiden Begnadigungsgesuche eingehend behandelt. Den Schluß bilden kritische Bemerkungen zu den Klageliedern und zu den Briefen vom Pontus.

In der mathematisch-physikalischen Klasse hielt Hr. Wilhelm Konrad Röntgen einen Vortrag: „Ueber die Leitung der Elektrizität in Kalkspat und über den Einfluß der X-Strahlen darauf.“ Längere Zeit zurückliegende Beobachtungen über den Einfluß von X-Strahlen auf das Verhalten verschiedener sogenannter Isolatoren zwischen anliegenden plattenförmigen Elektroden, denen ein Spannungsunterschied erteilt wurde, veranlaßten den Vortragenden unter Mitwirkung des Herrn Dr. Joffé zu untersuchen, inwieweit von einem elektrischen Leitungsvermögen dieser Körper gesprochen werden kann. — Diese im Jahre 1904 angefangene Untersuchung erstreckte sich zunächst auf Kalkspat, und sie ergab u. a.: 1. Die Gültigkeit des Ohmschen Gesetzes für die Bewegung der Elektrizität in diesem Körper; 2. die Existenz einer unter Umständen nach Tausenden von Volt zählenden Polarisationsspannung; 3. als Sitz dieser Polarisation nicht das ganze Innere, sondern lediglich die Stelle des Kristalls, die unmittelbar unter der Kathode liegt; 4. die Berechtigung, von einem meßbaren Leitungsvermögen einer Kalkspatplatte sprechen zu dürfen; 5. einen sehr großen Einfluß der Temperatur auf dieses Leitungsvermögen; dasselbe steigt zwischen 0° und 100° um nahezu 11 % des jemaligen Betrages, wenn die Temperatur um 1° zunimmt.

Nachdem diese und andere Ergebnisse gewonnen waren, glaubte der Vortragende als Resultat früherer Beobachtungen

Digitized by Google

mitteilen zu dürfen, daß das elektrische Leitungsvermögen des Kalkspats durch Bestrahlung mit X-Strahlen beträchtlich — z. B. auf das 100- bis 200fache des Anfangswertes — erhöht werden kann. Diese Wirkung der X-Strahlen äußert sich aber erst im Laufe der Zeit, so daß bei gewöhnlicher Temperatur manche Tage nach der Bestrahlung vergehen müssen, bis der Kalkspat das Maximum seines Leitungsvermögens erhalten hat, Durch Erwärmen kann dieser Prozeß beschleunigt werden. — Ein Rückgang des Leitungsvermögens auf den Wert vor der Bestrahlung kann rasch durch intensives Erhitzen, langsamer durch mäßiges Erwärmen des Kristalls bewirkt werden und findet auch höchst wahrscheinlich bei gewöhnlicher Temperatur, aber erst im Verlauf von einer sehr langen Zeit (wohl von vielen Jahrhunderten), statt.

Der Vortrag wird an anderer Stelle veröffentlicht werden.

In der historischen Klasse sprach Herr Doeberl 1 über „Bayern und das Frankfurter Kaiserprojekt 1848/49" auf Grund neuer Quellen, die zugleich interessante Stimmungsbilder aus Oesterreich in den bewegten Jahren 1848/49 geben und manchen Beitrag zur Charakteristik König Maximilians II. von Bayern liefern. Die bayerische Regierung kam in der deutschen Frage anfänglich den Wünschen des deutschen Volkes entgegen. Aber König Max II. war doch nur mit halber Seele bei diesen Schritten, sein bayerisches Staatsgefühl war mächtiger als seine Begeisterung für Deutschlands Einheit. Es war bezeichnend, daß in das Märzministerium als Minister des Aeußern Graf Otto v. Bray-Steinburg berufen und neben ihm des besonderen königlichen Vertrauens der Legationsrat Karl Maria v. Aretin gewürdigt wurde, beide Vertreter der alten Richtung. Der König stand sehr bald in latentem Konflikt mit dem Frankfurter Parlament: er war gegen das Reichsverweseramt, gegen einen Teil der Grundrechte der deutschen Nation wie gegen den Anspruch auf unbedingte Gültigkeit derselben ohne Vereinbarung mit den Regierungen und Landtagen der Einzelstaaten, gegen das Verfassungswerk des Frankfurter Parlaments, je mehr dieses auf den Einheitsstaat hinarbeitete, gegen den Ausschluß Oesterreichs, gegen eine Oktroyierung der Verfassung, gegen einen erblichen Kaiser. Er strebte zunächst eine Verständigung mit Preußen an. Als nun die preußische Regierung den bayerischen Vorschlag zwar nicht zurückwies, aber eine Diskussion darüber als zur Zeit verfrüht der Zukunft vorbehielt, suchte er gegen die „Uebergriffe von Frankfurt wie gegen die hegemonischen Bestrebungen Preußens" einen Rückhalt an der Macht, die in einer ähnlichen Krisis die Souveränität Bayerns bereits einmal gerettet hatte, an Oesterreich. Wiederholt ging um die Jahreswende 1848/49 der Legationsrat Aretin in königlichem Auftrage nach Olmütz und Wien, um das österreichische Kabinett von einer Trennung von Deutschland fernzuhalten, eine schleunige Erklärung in diesem Sinne am Frankfurter Parlamente zu erwirken und zugleich den bayerischen Ansichten von Trias und Königskollegium Eingang zu verschaffen. Die Ergebnisse dieser Sendungen waren anfänglich gering: Schwarzenberg wollte in Rücksicht auf die innerösterreichischen Verhältnisse noch

temporisieren, eine Zeit lang — das ergibt sich aus diesen neuen Quellen als unabweisbare Tatsache — befreundete er sich selbst mit dem Gedanken eines engeren und weiteren Bundes. Aber am 28. Dezember hatten die Bemühungen Bayerns und die gleichzeitigen Vorstellungen Schmerlings ihr Ziel erreicht: der österreichische Feldzug gegen Frankfurt und gegen das Programm Gagerns war eingeleitet. Der König von Bayern suchte einen Rückhalt selbst an den auswärtigen Mächten, ließ durch den Legationsrat Aretin eine Denkschrift abfassen, welche die Pflicht und das Interesse der Großmächte an der Aufrechterhaltung der Wiener Verträge nachweisen sollte. Der König bemühte sich persönlich, aus bayerischen Mitgliedern des Frankfurter Parlaments eine Regierungspartei zu bilden, die bayerische Regierung setzte gleichzeitig gegen die Frankfurt freundliche Mehrheit in der bayerischen Abgeordnetenkammer den konstitutionell-monarchischen Verein und einen Adressensturm im ganzen Lande in Bewegung. Gestützt auf Oesterreich und auf den Kammerbeschluß vom 9. Februar, richtete sie dann noch im nämlichen Monat offene Verwahrungen nach Frankfurt. Als Preußen trotz der Abmachungen des bayerischen Königs und des bayerischen Ministeriums einen Teil des Frankfurter Programms aufnahm, war der König entschlossen, nötigenfalls aus dem Verbande mit Deutschland auszuscheiden und einen Zoll- und Handelsverein mit Oesterreich zu schließen.

2. sprach Herr Doeberl über „Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe und seine deutsche Politik als bayerischer Ministerpräsident". Die Sensationsausschnitte, welche die Zeitungen brachten, haben das Ansehen der Hohenloheschen Memoiren in der öffentlichen Meinung herabgedrückt; eine ruhige, sachliche Prüfung ihres Quellenwertes ergibt jedoch, daß der Historiker den Herausgebern zu Dank verpflichtet ist. Zu den wertvollsten Partien zählt das 4. Buch „Das bayerische Ministerium 1867 bis 1870", das sich nicht bloß aus Tagebuchnotizen, sondern auch aus Briefen und selbst amtlichen Aktenstücken zusammensetzt und namentlich die Bemühungen des Fürsten um eine organische Verbindung zwischen dem Süden und Norden zum erstenmal in voller Klarheit erkennen läßt. Der Anspruch Richard Wagners, König Ludwig II. für die Berufung Hohenlohes gewonnen zu haben, findet an einer Stelle eine gewisse äußere Bestätigung; aber eine intensive Prüfung gerade des Hohenloheschen Quellenmaterials ergibt, daß für die Berufung des Fürsten sein deutscher Standpunkt entscheidend war, ganz abgesehen von dem notorischen Mangel an anderen geeigneten Persönlichkeiten. Hohenlohes ursprüngliches Ideal war der außerösterreichische Bundesstaat unter preußischer Führung. Mit dem Beginn seiner Ministerkandidatur modifizierte er sein Programm, erstrebte zunächst ein Verfassungsbündnis zwischen dem norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten auf der Grundlage des alten Bundes, aber — und das ist den älteren Anschauungen gegenüber zu betonen — ohne Südbund. Nach einigen hoffnungsvollen Anläufen sah sich Hohenlohe genötigt, die darauf bezüglichen Verhandlungen ruhen zu lassen, und zwar nicht bloß wegen der drohenden Intervention

Digitized by Google

Oesterreichs und Frankreichs, sondern auch wegen des inneren Widerstrebens gerade der Männer, die im übrigen die Stellung Hohenlohes zu stärken suchten, des Großherzogs von Baden und des Grafen Bismarck, der mit den Zollvereinsverhandlungen dazwischen fuhr. Unmittelbar darauf regte der österreichische Ministerpräsident Graf Beust in Fühlung mit Frankreich und patriotischen Kreisen Bayerns die schon im Prager Frieden vorgesehene Gründung eines Südbundes an. Hohenlohe, der bisher eine ablehnende Stellung dazu genommen hatte, ging jetzt auf den Gedanken einer Gründung des Südbundes ein, aber nicht, um damit eine Barriere gegen Preußen aufzurichten, sondern um auf Umwegen zu dem zu gelangen, was sein eigentliches Ziel war, zu einer organischen Verbindung mit dem Norden. Der Versuch scheiterte an der Ablehnung der bayerischen Hegemonie gleich durch den Staat, der bei der Verfolgung des früheren Projektes am längsten mit Bayern zusammengegangen war, durch Württemberg. Der erste Vortrag wird in den Denkschriften der Akademie, der zweite in den „Forschungen zur Geschichte Bayern" erscheinen.

3. berichtete Herr Simonsfeld über „Einige Urkunden Friedrich Rotbarts in Italien", die er teils im Original teils in Abschriften auf einer neuen Archivreise nach Italien in den Bibliotheken und Archiven von Brescia, Bergamo, Mailand, Crema, Cremona, Borgo San Donnino, Parma, Imola untersucht hat. Das Verzeichnis derselben wird in den Sitzungsberichten veröffentlicht werden.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Gesamtsitzung vom 2. Mai.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Diels las Herr Frobenius Ueber einen Fundamentalsatz der Gruppentheorie. II. Die Summe der Werte, die ein Charakter einer Gruppe für die Wurzeln der Gleichung $R = A$ annimmt, ist durch den größten gemeinsamen Divisor von n und g teilbar, wenn g die Anzahl der mit A vertauschbaren Elemente der Gruppe ist.

Vorgelegt wurde ein Heft der Ergebnisse der Plankton-Expedition der Humboldt-Stiftung: A. Borgert, Die Tripyleen Radiolarien. Medusettidae. Kiel und Leipzig 1906.

Der Einfluß der Temperatur auf die Schwere.

* Eine experimentelle Untersuchung der Frage, ob die Temperatur auf die Schwere von Einfluß sei, hat Herrn L. Southerns seit längerer Zeit beschäftigt, während welcher eine zu einem negativen Ergebnis führende anderweitige Arbeit über dieses Thema von Poynting und Phillips veröffentlicht wurde; da diese aber nach einer ganz anderen Methode ausgeführt war, hat Herr Southerns seine Experimente weiter

fortgesetzt. Der benutzte Apparat war, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau Nr. 20 mitteilt, im wesentlichen eine Wage, die am einen Ende des Balkens ein Kalorimeter, am anderen ein magnetisches Gegengewicht trug, das eine leichte und bequeme Herstellung des Gleichgewichts mittelst einer kleinen Spule gestattete. Das Kalorimeter bestand aus einem leichten Aluminiumgefäß mit raffiniertem Paraffinöl, in welches eine feine Platinspirale zum Erhitzen und zur Messung der Temperatur der Flüssigkeit eingetaucht war. Dieses innere und schnelle Erwärmen einer Flüssigkeit bot, wie leicht ersichtlich, einen wesentlichen Vorzug vor dem Verfahren von Poynting und Phillips, die ein Stück Kanonenmetall äußerlich durch einen Dampfmantel erwärmten. Eine ganze Reihe von Versuchen, in denen 250 Gramm Oel benutzt und die Erwärmung mit einem Strom von 0.2 Amp. jedesmal eine Minute lang fortgesetzt wurde. ergab, daß sehr bald nach dem Erwärmen eine scheinbare große Gewichtszunahme beobachtet wurde, während die Aenderung sehr gering war, solange die Erwärmung dauerte. Die nähere Untersuchung ergab, daß diese scheinbare Gewichtszunahme von der Abnahme des Luftauftriebes infolge der Wärmeabgabe des Kalorimeters veranlaßt sei. Der Apparat wurde daher so verändert, daß das Kalorimeter sich in einem partiellen Vakuum befand. Mit dem so veränderten Apparat wurden 17 definitive Messungen ausgeführt und ergaben, daß eine etwa eintretende Aenderung des Gewichtes bei der Erhöhung der Temperatur um 1° weniger beträgt als der 10^{-7}. Teil des Gewichts. Die früheren Versuche von Poynting und Phillips, die in einem besseren Vakuum arbeiteten und das Verhalten eines soliden Metallstückes mit einem hohlen verglichen, hatten keine Gewichtsänderung innerhalb der Grenzen 1 auf 10^{6} Teile pro 1° C ergeben. Wegen der äußeren Erwärmung der Masse glaubt jedoch Herr Southerns der Arbeit seiner Vorgänger keine größere Genauigkeit als seinen eigenen zuschreiben zu sollen: man darf daher aus beiden Versuchsreihen mit ziemlicher Sicherheit den Schluß ableiten, daß innerhalb der Grenzen der benutzten Temperaturen keine Gewichtsänderung auftritt, die größer ist als ein Teil in 10^{7} bei einer Steigerung der Temperatur um 1° C.

Eine österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Die Kraft der seit einigen Jahren bei uns in die Tat umgesetzten Idee, den Geschlechtskrankheiten gegenüber das bisherige Vertuschungssystem zu verlassen und offen gegen sie anzukämpfen, hat jetzt auch in Oesterreich die entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden. Vor kurzem haben hervorragende Männer und Frauen aus ärztlichen, Beamten-, Künstler-, Schriftsteller-, Lehrer-, juristischen, Parlamentskreisen einen Aufruf erlassen, in dem zur Aufnahme des Kampfes gegen diese Seuche aufgefordert wurde. Während das Auftauchen eines kleinen Seuchenherdes, ja nur die Nachricht von der bevorstehenden Gefahr einer der sonstigen Infektionskrankheiten, wie Typhus, Cholera, Blattern sofort alle Gemüter errege, zur energischsten Bekämpfung derselben anspore, sei man lange genug

Digitized by Google

gleichgültig gegen jene heimischen Seuchen gewesen, die seit Jahrhunderten die Bevölkerung dezimieren, die besten jugendlichen Kräfte vernichten und auf dem Wege der Vererbung die Rasse verderben: gegen Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten. Der erfolgreichen Bekämpfung der letzteren stünden zwei große Hindernisse im Wege: die Unbesonnenheit und die falsche Scham. Gleich jenem könne dieser Kampf nicht allein auf dem Boden der Hygiene erfolgen, nur durch das harmonische Zusammenwirken von hygienischen, erziehlichen und sozialen Maßnahmen könne ein Erfolg erzielt werden. Es solle daher eine Gesellschaft durch Aufklärung der Unbesonnenheit und falschen Scham entgegentreten. Oeffentliche Diskussionen der verschiedenen Fragen vom ethischen, hygienischen, sozialen, pädagogischen Standpunkte aus sollen manche noch dunkle Frage klarstellen, direkte und indirekte Beeinflussung der gesetzgebenden und Verwaltungskörper zur Abhilfe von Uebelständen und Anbahnung von Reformen auf dem Gebiete der öffentlichen Fürsorge den Anstoß geben. Dieser Aufruf hat den erwünschten allgemeinen Widerhall gefunden. Am 28. April fand in Wien die konstituierende Versammlung unter großer Beteiligung aller Gesellschaftsklassen statt. Die bedeutsamen Reden von Professor Ehrmann, Professor Stöhr und Professor Finger fanden allgemeinen Beifall und auch die Versicherung der Mitwirkung der Behörden.

Kleinere Mitteilungen.

—rt— **Erforschung des Erdinneren.** Während die Erforschung der festen Oberfläche und der Ozeane, sowie des Luftmeeres, das beide umgibt, immer weitere Fortschritte macht, während es den Astronomen gelingt, mit Instrumenten von beständig gesteigerter optischer Kraft selbst den Weltenraum bis auf immer größere Tiefen zu durchdringen, sind wir über die Beschaffenheit der festen Erdrinde, sobald Tiefen von mehr als 2000 Meter in Betracht kommen, mehr aber noch über deren Dicke, nach wie vor in fast absoluter Unkenntnis und müssen wir uns in dieser Beziehung mit den verschiedensten, einander nicht selten direkt widersprechenden Hypothesen begnügen. Um diesen in mehr als einer Beziehung fatalen Uebelstand zu beheben, regt der englische Physiker Sir Oliver Lodge in einem an die Londoner Wochenschrift „Nature“ gerichteten Briefe an, es sollten doch endlich Versuche ins Werk gesetzt werden, welche auf die Herstellung von sehr tiefen Bohrlöchern abzielen. Eine einfache Rechnung ergibt, wie Lodge bemerkt, daß eine massive Kugel aus massivem Eisen vom spezifischen Gewicht von 7.0 und einem Radius gleich $^1/_4$ des Erdradius, die ringsum umgeben ist von einer Gesteinsumhüllung vom mittleren spezifischen Gewicht 2.5 und einer durchschnittlichen Dicke von 800 Kilometer (= $^1/_4$ des Erdradius), ein genau ebenso großes mittleres spezifisches Gewicht besitzen würde

wie die wirkliche Erdkugel, nämlich 5.6. Diese Uebereinstimmung schien der in der Tat vielfach gemachten Annahme, daß das Erdinnere, und damit die Erde selbst, in der Hauptsache aus Eisen bestehe, eine nicht unwichtige Stütze zu gewähren. Indessen hat gleichfalls vor nicht langer Zeit Prof. Griffiths überzeugend nachgewiesen, daß die Dicke der Gesteinskruste des Erdkörpers erheblich geringer sein muß als die oben angenommene. Wie dick aber diese Gesteinskruste anzunehmen sei, bleibt nach wie vor unsicher. Eine völlige Beseitigung dieser Unsicherheit darf als in der Tat nur durch die Herstellung von Bohrlöchern erhofft werden. Wird es gelingen, solche von genügender Tiefe, etwa auf einige hundert Kilometer, zustande zu bringen? Gegenwärtig sicher nicht, ob überhaupt und ob in absehbarer Zeit — das sind Fragen, deren Beantwortung billigerweise zunächst den Technikern überlassen bleiben muß.

l. **Kalziumstahl.** Aus Paris kommt die Nachricht von der Erfindung eines neuen Produkts, das als Kalziumstahl bezeichnet wird, obgleich es weder Stahl noch Eisen in irgend welcher Form enthält. Es handelt sich vielmehr um ein keramisches Produkt, das in folgender Weise hergestellt wird: Durch Mischen von fein pulverisiertem Feldspat, Sand und Kalk in bestimmten Verhältnissen wird unter Zugabe von Wasser eine plastische Masse, ein Teig, erhalten, der durch mäßiges Erhitzen höchst merkwürdige Eigenschaften erlangt. Das so gewonnene Material, dessen spezifisches Gewicht nur 3.3 beträgt, besitzt nämlich nicht nur große Härte und Dauerhaftigkeit, sondern ist auch durch Säuren unzerstörbar. Es ist ferner ein schlechter Leiter für Wärme und Elektrizität, obgleich hart, doch sehr zähe, und kann, wie Metalle, mit Maschinen jeder Art bearbeitet, also gedreht, gehobelt, gebohrt, geschnitten und poliert werden. Eine der wichtigsten und wertvollsten Gebrauchsanwendungen des neuen Materials dürfte in dessen Verwendung für Gas- und Wasserleitungsrohre und -Hähne, für die Aufbewahrung von Chemikalien usw., liegen.

-ei- **Das Atoxyl.** Zu der von uns in Nummer 22 gebrachten Mitteilung über das neue Syphilis-Heilmittel ist neuerdings von günstigen Erfolgen dieses Mittels zu berichten. In der letzten Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft zeigte nämlich Professor Lassar eine Reihe von Syphilisfällen, die durch Behandlung mit Atoxyl unverkennbar in günstigster Weise beeinflußt worden sind. Ein abschließendes Urteil über das Mittel läßt sich bei der Kürze der Zeit und bei der vorläufig kleinen Zahl von Fällen immerhin noch nicht abgeben; jedoch gewinnen diese Versuche im Verein mit den aus Paris fortlaufend gemeldeten günstigen Resultaten eine große Bedeutung. Die von Professor Lassar gezeigten Fälle betrafen durchweg das erste und zweite Stadium der Krankheit; doch konnte Professor Hoffmann vom Charité-Krankenhause überraschende Erfolge auch in ganz schweren Fällen von Syphilis mitteilen. Da verschiedene hiesige Kliniken die Versuche mit dem neuen Mittel aufgenommen haben, so wird man in nicht allzu ferner Zeit eine völlige Klärung dieser praktisch außerordentlich wichtigen Frage

Digitized by Google

erwarten dürfen. Man wird dann vielleicht auch erfahren, ob das Atoxyl, dessen Einwirkung auf die Erreger der Schlafkrankheit nachgewiesen ist, auch die neuerdings gefundenen Keime der Syphilis vernichtet. Professor Uhlenhuth berichtete im Anschluß an die Lassarschen Ausführungen über die günstigen Erfolge, die er mit dem Mittel bei syphilitischen Affen erzielt hat. Auf alle Fälle würde es bei der Verbreitung der Syphilis von außerordentlicher Bedeutung sein, wenn man das bisher gebräuchliche Quecksilber durch ein so bequem zu verabreichendes Mittel wie das Atoxyl ersetzen könnte.

* **Bevölkerungsdichte in den Großstädten.** Im Prometheus (Verlag von Rudolf Mückenberger in Berlin W. 10) lesen wir: Die größte Einwohnerzahl pro Hektar beherbergt Paris, dem für seine 2,731,000 Bewohner nur eine Fläche von 7800 Hektar zur Verfügung steht, so daß auf 1 Hektar 330 Einwohner kommen. Nur ganz wenig besser ist Berlin daran, dessen nahezu völlig bebautes Stadtgebiet nur 6300 Hektar umfaßt; auf diesem Raume wohnen 2,034,000 Menschen, das heißt auf einem Hektar 322. Wesentlich günstiger stellt sich das Verhältnis in London, wo auf 30,500 Hektar 4,536,000 Menschen, auf einem Hektar also nur 148, wohnen. Wien zählt nur 97 Bewohner pro Hektar, da das Stadtgebiet 17,200 Hektar umfaßt und die Einwohnerzahl 1,675,000 beträgt. Die geringste Bevölkerungsdichte weist New-York auf, wo bei 3,716,000 Einwohnern und einer Fläche von 82,500 Hektar — New-York ist also bei weitem die „größte" Stadt der Welt — nur 45 Menschen auf einem Hektar wohnen.

-ä- **Astronomische Expedition.** Nächstens wird eine astronomische Forschungsfahrt nach einem hohen Punkte des Andengebirges im nördlichen Südamerika abgesandt werden. Das Unternehmen geht von der bekannten Lowell-Sternwarte in den Vereinigten Staaten aus, wo die Beobachtung von Planeten besonders gepflegt wird. Der Zweck der Reise ist die Untersuchung des Mars während seiner Erdnähe und die Verfolgung einer Sonnenfinsternis, die im Juli in jener Gegend sichtbar sein wird.

---

* **Internationale Assoziation der Akademien.** Die Internationale Assoziation der Akademien tritt in Wien am 29. Mai zu einer Sitzung zusammen, und die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften rüstet sich im Vereine mit allen Behörden, um den Gästen einen würdigen Empfang zu bereiten. Eine große Anzahl von Akademien hat bereits der Wiener Akademie ihre Vertreter beim Kongreß namhaft gemacht. Die hervorragendsten Gelehrten Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Rußlands, Schwedens, der Vereinigten Staaten usw. werden in Wien eintreffen.

Digitized by Go

hc. **Die Geological Society of London.** Die „Geological Society of London", gegründet im Jahre 1807, beabsichtigt am 26., 27. und 28. September 1907 die Feier ihres 100jährigen Bestehens festlich zu begehen. Vor der Versammlung in London sollen Exkursionen nach verschiedenen Orten Großbritanniens, die in geologischer Hinsicht von Interesse sind, veranstaltet werden. Der Präsident der Gesellschaft bittet etwaige Anmeldungen möglichst bald an die Adresse „Geological Society of London, London, W. Burlington House" gelangen zu lassen.

hc. **Die Tuberkuloseärzteversammlung,** welche das Deutsche Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose alljährlich im Anschluß an seine Generalversammlung zur Klärung aktueller wissenschaftlicher und praktischer Fragen einberuft, findet am 24. und 25. Mai in Berlin statt. Nähere Mitteilungen und Einladungen für interessierte Aerzte werden durch die Geschäftsstelle des Komitees, Berlin W., Eichhornstraße 9, ausgegeben.

---

* **Stipendium der Liebig-Stiftung.** Das Kuratorium der Liebig-Stiftung bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften hat dem Professor der Akademie für Landwirtschaft und Brauerei in Weihenstephan Dr. Theodor Henkel für seine wertvollen Arbeiten über Milchproduktion und Ernährung der Kälber die öffentliche Anerkennung durch ein Ehrengeschenk von 1000 M ausgesprochen und ihm zur Fortsetzung seiner Versuche über die Ernährung der Kälber, insbesondere mit Rücksicht auf eine billigere Fleischproduktion, eine Beihilfe von 500 Mark gewährt.

* **Ein Denkmal für Mikulicz.** Zugunsten eines von der Breslauer Chirurgischen Klinik zu errichtenden Denkmals für den verstorbenen berühmten Chirurgen Professor Dr. von Mikulicz-Radecki wurde eine Sammlung veranstaltet, die einen reichen Erfolg namentlich auch im Auslande hatte, so besonders in Amerika, das allein fast 8000 Mark sandte. Die Sammlung ist jetzt abgeschlossen worden. Auch die Vaterstadt des großen Chirurgen, Czernowitz, wo er früher an der Universität dozierte hat, beabsichtigt Mikulicz ein Denkmal zu setzen.

Digitized by Google

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Dr. Kümmell aus Hamburg als Professor nach Breslau; er hat den Ruf abgelehnt. * Professor Dr. Lubarsch in Zwickau als ordentlicher Professor der Pathologie an die Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Dr. Bockenheimer in Berlin, bisheriger zweiter Assistent Ernst v. Bergmanns, zum Professor. * Dr. Ladislaw Celakovsky, Privatdozent der böhmischen Technischen Hochschule in Prag, zum außerordentlichen Professor für Botanik. * Der Prälat Dr. Adolf Franz in Breslau zum ordentlichen Honorarprofessor an der Münchener Universität. * Der außerordentliche Professor der Gynäkologie Dr. Oskar Beuttner in Genf zum ordentlichen Professor und der Privatdozent in Genf Dr. R. Seigneux zum außerordentlichen Professor der dortigen gynäkologischen Poliklinik. * Der Privatdozent Dr. R. Pollak an der juristischen Fakultät in Wien zum außerordentlichen Professor. * Der Privatdozent an der Technischen Hochschule in Berlin Maler Ansgar Schoppmeyer zum Professor.

Habilitationen. Es habilitierten sich: Dr. A. Kutscher mit einer Probevorlesung über die Anakreontiker für neuere Literaturgeschichte in München. * Professor Dr. Julius Morgenroth mit einer Vorlesung über die Stellung der Immunitätslehre in den medizinischen Wissenschaften und Dr. G. F. Nicolai mit einer Vorlesung „Zur Erforschung der Tierpsyche"; beide an der Berliner Universität. * Dr. E. Monnier an der Züricher Universität für das Fach der Chirurgie. * Dr. A. W. v. Wurzbach-Tannenberg für romanische Literaturgeschichte und Dr. S. F. Greß für Dermatologie und Syphilis, beide an der Universität Wien. * Dr. Hans Eppinger für interne Medizin an der Universität Graz. * Dr. Otto Kadner für Philosophie und Pädagogik an der böhmischen Universität in Prag. * Dr. Walter Kulmer für Histologie an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. * Dr. Karl Brabbée für das Lehrfach Heitzung und Lüftung an der Technischen Hochschule in Berlin. * Dr. F. Stähelin für alte Geschichte in Basel.

Sonstige Nachrichten. Geheimer Medizinalrat Professor Rob. Olshausen in Berlin feierte am 20. Mai das 50jährige Doktorjubiläum.

Digitized by Google

Personalien.

Ernennungen. Professor Dr. Karl Anton Ewald in Berlin wurde von der Universität Maryland (Amerika) zum Ehrendoktor ernannt.

Todesfälle. Es sind gestorben: Der Ingenieur Benjamin Buller, der Erbauer der Forth-Brücke, in London. * Der italienische Dichter Luigi Conforti in Neapel. * Dr. H. Jordan, Professor der Gynäkologie in Krakau, am 18. Mai. * Der Professor der Veterinärmedizin Dr. M. F. Röll in Graz, am 19. Mai.

Digitized by Google

Bayeux
Cathedral
Bishop's Palace
Bayeux Museum
Tapestry
Hôtel du Doyenné
Hôtel de Ville
Hôtel Lion d'Or
Hôtel Reine Mathilde
Hôtel Le Luc
Hôtel Le Manoir
Hôtel Le Bessin
Hôtel Le Normandy
Hôtel Le Croix Couverte
Hôtel Le Bayeux
Hôtel Le Lion d'Or
Hôtel Le Reine Mathilde
Hôtel Le Luc
Hôtel Le Manoir
Hôtel Le Bessin
Hôtel Le Normandy
Hôtel Le Croix Couverte
Hôtel Le Bayeux

Digitized by Google

Deutsche Ideale der Gegenwart.

In einem handlichen Bande hat Kuno Francke, der Professor der deutschen Literatur an der Harvard-Universität, jetzt eine Reihe von Essays zusammengefaßt, die er über das literarische und künstlerische Leben Deutschlands in verschiedenen amerikanischen Zeitschriften im Laufe der letzten Jahre veröffentlichte.[1]) Er gesteht selbst in der Vorrede zu diesem Sammelbande zu, daß alle diese Abhandlungen einen ausgesprochen propagandistischen Charakter an sich tragen. Sie sollen den amerikanischen Leser in die Psychologie des heutigen Deutschland einführen, sollen ihm einen Begriff von dem geben, was man das höhere, das moderne geistige Leben in unserem Vaterlande nennen kann. Und diesem Zwecke dienen nach des Verfassers Ausspruch auch diejenigen unter diesen Essays, die sich als rein literarhistorische oder historisch-kritische Untersuchungen darstellen. Auch das deutsche Geistesleben früherer Zeiten ist hier lediglich in seiner Beziehung zu der gegenwärtigen Kultur Deutschlands geschildert worden.

Nun ist es an sich anregend genug, einmal zu verfolgen, welche Methode und Darstellungsmittel ein Schriftsteller, der, selbst von Geburt und Erziehung ein Deutscher, im Geistesleben einer fremden Nation seit langem festgewurzelt ist, anwenden muß, um den gebildeten Kreisen dieser Nation unsere deutsche geistige Eigenart verständlich oder gleichsam mundgerecht zu machen. Aber abgesehen hiervon ist Kuno Franckes Darstellungsweise so geistreich und gewandt, daß auch schon die Persönlichkeit des Verfassers zum Weiterlesen in diesem Buche anregt, sobald man es einmal aufgeschlagen hat. Es kommt in seinen Essays eine uns zunächst seltsam, auf die Dauer aber nicht unsympathisch be-

---

[1]) *German ideals of to-day and other essays on german culture* by *Kuno Francke.* Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Company (The Riverside Press, Cambridge) 1907. 8° 341 S. Preis Doll. 1.25.

Digitized by Google

rührende Mischung von angestammtem deutschen Idealismus und anerworbenem praktischen Amerikanismus zum Ausdruck. Sie sind durchweht von einem durchweg modernen Geiste, der aber von der kritischen Schärfe und der Freude am Negieren, die bei uns daheim nun einmal zur „Moderne" gehören, im großen und ganzen frei ist. Ein freudiger Optimismus beseelt diese Darstellung unserer gegenwärtigen deutschen Geisteskultur. Der von dem Schauplatz der dargestellten Erscheinungen und Strömungen entfernter liegende Standpunkt des Verfassers kommt hierbei zur Geltung. Denn im allgemeinen ergeht es ja allen Deutschen so, die auf längere Zeit dem eigentlichen Strome des heimischen Lebens entrückt sind und nun aus der Ferne auf die vaterländischen Verhältnisse zurückblicken. Sie lernen andere Maßstäbe an diese Verhältnisse anlegen; sie greifen, weil sie aus der Weite sehen, das Allgemeine aus den in der Nähe vielfach nur verwirrenden Erscheinungen schärfer heraus; sie urteilen vielfach milder und unbefangener, weil sie eben nur Zuschauer sind und nicht mehr als unmittelbare Teilnehmer an den Erregungen und Kämpfen in der Heimat sich fühlen. Bei dem an einer amerikanischen Universität wirkenden deutschen Professor mag auch noch die echt amerikanische Eigentümlichkeit, sich nicht in kleinlichen Doktrinarismus zu verlieren, dazu kommen. Der Sinn für das kräftig wirkende Reale in unseren deutschen Verhältnissen ist ihm durch das Leben da drüben geschärft worden; so fühlt er denn auch deutlicher, als es vielleicht einem stets daheim gebliebenen Professor gelingen kann, die eigentlichen Werte unserer geistigen Kultur heraus.

In seiner einleitenden Abhandlung (German ideals of to-day) sucht Kuno Francke diese Werte klar zu erfassen und in aller Schärfe zu bestimmen. Er geht dabei zunächst von einer historischen Betrachtung aus und untersucht, welche von den politischen und geistigen Idealen, die unser Volk in das neunzehnte Jahrhundert hinein geleiteten, am Ausgange dieses Jahrhunderts noch ihre volle Wirkungskraft behalten haben. Viele sind es nicht. Verbrüderung der Völker, Aufklärung, Freiheit — das alles sind heute nur noch Schlagworte ohne eigentliche innere Kraft. Selbst das Nationalitätsprinzip ist, weil es im Deutschen Reiche seine Erfüllung gefunden, nicht mehr zu

Digitized by Google

den das Volksgemüt und den Volkswillen anregenden Faktoren zu rechnen. Auch der Gedanke an industriellen und kommerziellen Fortschritt, der heute vielfach das Selbstgefühl des deutschen Volkes beherrscht, und es zur größten Regsamkeit anstachelt, kann nicht die Würde und Bedeutung eines nationalen Ideals beanspruchen. Die wahren und eigentlich wirksamen Ideale, die heute das deutsche Volk beeinflussen, sind, nach Kuno Francke, lediglich sozialer Art: Soziale Gerechtigkeit als die kontrollierende Kraft bei der Entwicklung der politischen Einrichtungen; Soziale Kraftentfaltung als Ziel der Erziehung; Soziale Lebensbejahung als treibendes Prinzip im literarischen und künstlerischen Schaffen. Nach diesen drei Richtungen hin entfalte sich das gesamte innere Leben im deutschen Volke in der neuesten Zeit, und die Energie, mit der das moderne Deutschland der Erfüllung dieser Ideale nachstrebe, stellt der Verfasser den Amerikanern nicht nur als typisch für das echte Germanentum, sondern auch als vorbildlich für ihre eigene Entwicklung hin.

Für den deutschen Leser hat es zunächst etwas Ueberraschendes, ein so hohes Lob des eigenen nationalen Charakters zu vernehmen. Denn wir sind ja durchaus nicht gewöhnt, von anderen Völkern gerade wegen unserer heutigen Ideale gelobt zu werden; auch fühlen wir selbst uns auf den Gebieten am meisten im Rückstande, auf denen von dem Verfasser dieses Essays den Amerikanern unser unentwegtes Fortschreiten angepriesen wird. Wir müssen uns in der Tat einigermaßen beschämt fühlen — wie der Schüler, der ganz wider sein Erwarten eine glänzende Note erhalten hat — wenn wir unseren in die Neue Welt verpflanzten Landsmann dort von dem frischen und idealen Zug, der durch unser gesamtes öffentliches und geistiges Leben hindurchgehe, erzählen hören. Auch wenn wir an diesem Lobe den Teil abziehen, den das warme Heimatgefühl des Verfassers dazu getan hat, bleibt noch genug des Ueberraschenden an ihm übrig. So sieht also unsere moderne deutsche Kultur aus einer gewissen Distanz gesehen aus! So stellt sie sich, an dem Maßstabe der amerikanischen Verhältnisse gemessen und durch das Medium amerikanischer Anschauungen hindurch betrachtet, dar! Ist das wirklich ein genaues und treues Bild, das wir hier sehen? — so fragen wir uns unwillkürlich.

Digitized by Google

Ein wenig Dialektik mischt sich wohl in die glänzende und geistreiche Darstellung Kuno Franckes mit ein. Durch die Notwendigkeit, die geistigen Erscheinungen, die literarischen und künstlerischen Strömungen im großen zu erfassen und wiederzugeben, ist er zudem gezwungen, über viele Einzelheiten unseres öffentlichen Lebens, an die sich bei uns daheim gerade die schärfste Kritik anheftet, hinwegzugehen. Das Prinzip einer über den Parteien stehenden Regierung (the historic German principle of non-partisan government) erscheint in seiner Darstellung als in Deutschland im großen und ganzen durchgeführt. An amerikanischen Verhältnissen gemessen, ist das wohl der Fall; aber wie sieht es in Wirklichkeit damit aus? Das Streben nach sozialer Gerechtigkeit beherrscht bei uns nicht nur die Gesetzgebung, sondern auch das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Auch das ist, wenn man die amerikanischen Zustände und den sie durchdringenden individualistischen Zug als Gegenstück dabei im Auge hat, im allgemeinen wohl richtig; aber wie viel fehlt noch an der eigentlichen Verwirklichung dieses Strebens. Ebenso steht es mit der unserer modernen Erziehung zugrunde liegenden Forderung (the fundamental demand of the new German education): der Ausbildung zu möglichst großer sozialer Kraftentfaltung (social efficiency). Auch dieses Ideal ist noch bedeutend weiter von seiner Verwirklichung entfernt, als es nach der begeisterten und optimistischen Darstellung unseres Landsmanns erscheinen könnte. Man werfe nur einen Blick auf die Gesamtheit unserer Schulsysteme und auf die großen Schwierigkeiten und Hemmungen, die sich ihrer Reform bis jetzt überall entgegenstellen!

Aber dennoch ist dem Verfasser dieses geistreichen und in die Tiefe gehenden Essays nicht abzustreiten, daß er die Bestrebungen, welche gegenwärtig in unserem Volke vielfach sich vorbereiten und noch in der Entwicklung begriffen sind, scharf erkannt hat. Er versteht es, in der Seele des Volkes zu lesen und auch die noch vielfach unbewußten und leisen Wallungen zu erkennen. So ist denn auch sein Buch für uns sehr lehrreich, obwohl es den Amerikanern vielfach das, was bei uns erst in den Köpfen einer vorgeschrittenen intellektuellen Minderheit zum Leben erwacht ist und eine bestimmte Form gewonnen hat, als bereits in voller Ver-

Digitized by Google

wirklichung begriffen darstellt. Die deutschen Ideale der Gegenwart, soweit Kuno Francke sie präzisiert, beeinflussen unser öffentliches Leben leider noch nicht in dem Maße, wie es die amerikanischen Leser seines Buches glauben könnten. Das Bild, welches hier von dem für die Größe, auch die geistige Größe seines Volkes begeisterten Professor entworfen wird, ist zu lichtvoll; es entbehrt der Andeutung der tiefen Schatten, welche von den mancherlei sozialen und geistigen Hemmungsversuchen her auf unsere Gegenwartskultur fallen. Aber es darf und kann uns als ein Zukunftsbild gelten. Und in diesem Sinne es zu betrachten, sich in seine geistreiche Linienführung zu vertiefen, wird sich auch für den Leser daheim im deutschen Vaterlande verlohnen.

Leider müssen wir es uns versagen, auch auf die anderen, zum Teil literarhistorischen Abhandlungen, die in diesem Bande vereinigt sind, näher einzugehen. Nur einen kurzen kritischen Blick wollen wir noch auf das Schlußwort des Buches werfen, in dem Kuno Francke von den Zukunftsaussichten der deutschen Literatur (the future of German Literature) spricht. Auch in der Darstellung der deutschen dichterischen Produktion der Gegenwart ist der Verfasser überaus optimistisch — wohl auch wieder, weil er die deutsche Literatur an der heutigen amerikanischen mißt. Er findet, daß sowohl unsere neuere dramatische, wie auch die erzählende Dichtung eine Ueberfülle von wirklichen Werten hervorbringt, und ist der Meinung, daß sie in einer kräftigen, gesunden, fortschreitenden Entwicklung begriffen ist. Nicht nur aus der allgemeinen Zunahme der literarischen Produktion, sondern auch aus der relativ großen Anzahl von neueren und neuesten Werken, die ein hohes und ideales Streben der Schaffenden bekunden, glaubt er auf eine kommende Blüte der deutschen Literatur schließen zu können. Die Ueberwindung des Naturalismus durch romantische und zum Teil auch symbolistische Strömungen in der gegenwärtigen Dichtung scheint ihm nicht nur auf einer inneren Notwendigkeit zu beruhen, sondern auch einen inneren Aufschwung unseres Geisteslebens zu bedeuten. Ueber diese Auffassung wollen wir hier nicht mit ihm rechten. Die propagandistische Tendenz seiner Darstellung, die naturgemäß nur auf einige leuchtende Gipfel hindeutet, die Niederungen und das Gestrüpp aber, die zu ihnen dem lesenden Volke den Zugang versperren, unbeachtet läßt, mag

das allzu Lichtvolle auch dieses Bildes entschuldigen. Er selbst schließt übrigens doch auch seinen freudigen Zukunftsausblick mit einer etwas skeptisch klingenden Frage. „Das Wiederaufleben des Naturalismus," so sagt er, „in der gegenwärtigen deutschen Literatur ist ebenso wie die in ihr zutage tretende symbolistische Strömung ein untrügliches Zeichen dafür, daß wir inmitten einer neuen romantischen Bewegung stehen, daß wir von derselben klopfenden (throbbing) Sehnsucht, die Welt in ihrer Totalität zu begreifen und den inneren Sinn des Lebens zu erfassen und auszudrücken, ergriffen sind, welche auch in Novalis, in den Brüdern Schlegel, in Kleist, Uhland und Heine pulsierte. Wird der Lauf der Geschichte noch um einen weiteren Schritt zurückführen? Wird uns der Neu-Romantizismus schließlich zu einem Neu-Klassizismus führen? Lebt ein anderer Goethe, ein anderer Schiller vielleicht gerade jetzt in unserer Mitte? Ich bin nicht so kühn, auf diese Fragen eine Antwort geben zu wollen." Also auch er, der begeisterte Verkünder eines gegenwärtigen literarischen Aufschwunges in Deutschland, gibt doch am Ende zu, daß der Neu-Romantizismus nur eine vorübergehende Erscheinung darstellen kann. Ob diese Erscheinung auf einen Gesundungs- oder einen Krankheitszustand in unserem Geistesleben hindeutet, das ist eine Frage, die eine eingehendere gelegentliche Erörterung erheischt.

O. B.

(Nr. 107.)

Zur Frage der künstlichen Gemeinsprache.

Von Hugo Schuchardt (Graz)

Ueber die Schaffung einer künstlichen Gemeinsprache — ich kürze das im folgenden ab: k. G. — ist neuerdings so viel in dem einen oder dem anderen Sinne geschrieben worden, daß manche finden werden, es sei nun genug. Indessen lohnt es sich noch, den Boden genauer zu untersuchen, auf dem diese reiche Flora emporgeschossen ist; wenn dadurch auch keine eigentliche Uebereinstimmung erzielt wird, so doch mindestens eine klarere Erkenntnis dessen, was uns trennt. Am leichtesten werden sich begreiflicherweise Fachgenossen verständigen können, und so veranlaßt mich ins-

Digitized by Google

besondere Brugmanns Aufsatz „Die neuesten Weltsprachprojekte“,[1]) in dieser Angelegenheit nochmals das Wort zu ergreifen. Nächstdem beziehe ich mich auf Diels' Rede „Internationale Aufgaben der Universitäten“ (Preußische Jahrbücher, September 1906), welche Couturat („Eine Weltsprache oder drei?“ Deutsche Revue, Februar 1907) und Ostwald („Die internationale Hilfssprache und das Esperanto“, 1906) beantwortet haben. Und endlich behalte ich im Auge, was in dieser Beilage erschienen ist: Wities „Die Weltsprache“ (28. Dezember 1903; hierzu lese man meine Zuschrift „Zur Frage einer Gemeinsprache“, 26. Januar 1904), „Der Kampf um die Weltsprache“ (4. März 1907) und „Esperanto und teutonish“ (23. März 1907), sowie Mauthner: „Künstliche Weltsprache (9. Mai 1907); letzterer entfaltet freilich zu viel Witz, um sich im Ernst bekämpfen zu lassen.

Von den beiden Seiten der Frage, der Möglichkeit und dem Bedürfnis einer k. G., beleuchte ich vorderhand nur jene. Für Couturat ist die Möglichkeit der k. G. durch ihre Existenz bewiesen. Wities führt gegen diese „noch sehr bestreitbare These“ nichts an, als daß sonst aller Streit der Meinungen unmöglich wäre. Gewiß ist die Möglichkeit des Streites durch seine Existenz erwiesen, aber nicht seine Berechtigung, so wenig wie die Berechtigung der k. G. durch ihre Existenz. Tatsächlich aber hat man die Möglichkeit einer k. G. gar nicht bestritten, sondern zunächst nur die, daß eine solche dauerhaft wäre; aber auch „Eintagsfliegen“, auch „über Nacht dahin welkende Blüten“ bezeugen das Vorhandensein der Lebensbedingungen im allgemeinen und somit die Möglichkeit langen Lebens. Man hat ferner gesagt, eine k. G. könne nicht unverändert bleiben; das ist richtig, aber Unveränderlichkeit eignet überhaupt keiner von allen menschlichen Einrichtungen, auch denen nicht, die sich nachdrücklichst ihrer berühmen. Es kommt ja nur darauf an, daß in absehbarer Zeit die Veränderungen nicht derart sind, daß sie die Erreichung des Zweckes vereiteln; warum könnte die k. G. nicht eine ähnliche Rolle spielen, wie das Latein mindestens ein Jahrtausend hindurch gespielt hat? Endlich hat man behauptet, die k. G. vermöge den Anforderungen nicht zu genügen, die man an sie stelle.

[1]) In der Broschüre: „Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen“. Von Karl Brugmann und August Leskien. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner 1907.

Digitized by Google

Nun scheinen die Meinungen über das Maß dieser Anforderungen sehr geteilt zu sein; halten wir uns also an das Mindestmaß. Und da zeigt es sich, daß selbst diejenigen, die der k. G. sehr unfreundlich gegenüberstehen, so auch Brugmann, ihr doch einen kleinen Spielraum nicht verweigern wollen, „wo alle anderen Ansprüche an die Sprache als der auf Verstehbarkeit fortfallen"; er sagt: „fiat experimentum!" (S. 28). Dürfen, so frage ich ihn, bei gutem Erfolge die Grenzen weiter gezogen werden? Etwaige Hintergedanken derer, die den Ausdruck „internationale Hilfssprache" aufgebracht haben oder sich seiner bedienen, kommen nicht in Betracht, in solchen Angelegenheiten gibt es keine Gruben und Fallstricke.

So könnte man denn hoffen, daß der Widerstreit, wenigstens in der Hauptsache, auf praktischem Wege gelöst werde; allein im Namen der Wissenschaft wird von vornherein gegen die Zulassung zu Prüfungen Einsprache erhoben, da sie erfolglos bleiben müßten. Mich als Sprachforscher hat in allem Anfang die wissenschaftliche Seite der Frage angezogen und ist mir bis heute die interessantere geblieben. In dem Berichte „über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung" (Almanach der Wiener Akademie der Wissenschaften 1904) habe ich meine Ansicht in möglichster Kürze dargelegt; ich habe keineswegs darauf gerechnet, daß sie bei den Fachgenossen völlige Beistimmung, aber doch, daß sie, den einzelnen aufgestellten Gesichtspunkten nach, Berücksichtigung finden würde. Diels hat von diesem Berichte keine Kenntnis genommen, vielleicht nicht bekommen; Brugmann wohl, aber der Plan seines Aufsatzes verstattete ihm nicht, „auf die Grundfragen alles Sprachlebens näher einzugehen" (S. 23) und so spricht er denn zwar als Fachmann, aber mehr autoritativ zu den Laien, als kritisch zu den Fachgenossen. Ich bedauere das, weil er, der von hoher Warte weite Gebiete überblickt und ihnen immer neue Ernten abzugewinnen weiß, auch über diesen Gegenstand uns gewiß Neues und Besonderes zu sagen gehabt hätte. Im Wesen, nicht im Umfang, decken sich seine Bemerkungen mit denen von Diels; doch tritt das Problem, welches bei diesem von schönem Rankenwerk ziemlich verdeckt ist, bei Brugmann schärfer hervor. Dabei berührt er etwas im Grunde Nebensächliches mit einem Nachdruck, der im Verhältnis zur gedrängten Darstellung des Kernpunktes auf-

Digitized by Google

fällt (S. 26 f.), nämlich den Vergleich der k. G. mit dem Homunkulus, den ich schon 1888 und, nach seiner eifrigen Verteidigung durch G. Meyer, 1894 von neuem bekämpft hatte.[2]) In diesem freundschaftlichen Streit mögen allerdings wie Diels meint, nur Florettstöße gewechselt worden sein; indessen hätte ich mir eingebildet, auch ein solcher würde genügen, um den Homunkulus mausetot zu machen. Ich habe mich arg getäuscht; er erfreut sich einer blühenderen Gesundheit als je. Bevor ich Brugmanns Befürwortung ins Auge fasse, möchte ich meine früheren Einwände etwas verstärken. Um die k. G. als Utopie zu brandmarken, vergleicht man sie mit dem Homunkulus; ebenso nahe liegt die Utopie vom Stein der Weisen oder die vom Perpetuum mobile, auf welche in der Tat Wities zu Beginne seines Aufsatzes von 1903 hinweist. Aber man sollte sich doch ein wenig bedenken, Utopien in dieser Angelegenheit heranzuziehen; es lassen sich ja ebensoviel Konträr-Utopien auf den Kampfplatz rufen. Mir fiel u. a. ein, daß, als die ersten Dampfwagen gebaut wurden, viele Aerzte fest überzeugt waren, die damit Fahrenden müßten an Gehirnerschütterung zugrunde gehen. Solche Vergleiche sind nicht nur zwecklos, sondern auch verwirrend. G. Meyer selbst, und zwar gerade an der Stelle, die Brugmann ausschreibt, vermengt ein Hirngespinst und etwas Wirkliches miteinander, den „Homunkulus“ und „ein lebensschwaches Geschöpf, dem der frühe Tod auf der Stirn geschrieben steht“. Ueber das einmal gebrauchte Bild von Retorte und Homunkulus brauchte man keine Worte zu verlieren; wenn es aber nun als unumgängliches Zubehör in jeder Kritik der k. G. auftritt, so zeigt uns dies, daß es zwar selbstverständlich wie Brugmann sagt, kein Beweis ist, aber doch die Stelle eines solchen vertreten, das heißt, gewisse weitläufige und feine Darlegungen für die Laien verdichten und versinnlichen soll. Brugmann sagt: „In einem Punkte ist der Vergleich jedenfalls zutreffend.“ Ich finde alles, Voraussetzungen, Mittel und Endziele bei der wirklichen und der vermeintlichen Utopie ganz verschiedenartig; die Sprache, eine Tätigkeit des Menschen, läßt sich mit dem

---

[2]) Da Brugmann (S. 15) sagt, G. Meyer habe sich („nach meiner und anderer Ansicht mit Glück“) gegen mich gewandt, so füge ich hinzu, daß meine ausführlichere Schrift von 1894 („Weltsprache und Weltsprachen“), in der ich auf Meyers Bedenken einging, seinerseits unerwidert blieb.

Digitized by Google

Menschen selbst nicht vergleichen oder nur auf eine Weise, die mich hier unerlaubt dünkt, nämlich vermittelst Hypostasierung. Im Gegensatz zur Kunstsprache soll die Natursprache dem wirklichen Menschen gleichen, indem beide auf „geheimnisvollem Werden“ beruhen. Ein solches tertium comparationis, das keine positive Bestimmung enthält, ist unverwendbar, und jedenfalls bedeutet diese Flucht in die Mystik den Abbruch der wissenschaftlichen Verhandlung. Aber mit welchem Rechte reden so viele ausgezeichnete Sprachforscher überhaupt von dem Geheimnisvollen des Sprachlebens? Es sind hier nicht unbekannte und unverkennbare Kräfte im Spiel, sondern nur in Menge, Art und Richtung unübersehbare Betätigungen. Deren Ergebnisse stellen sich in zwei Gruppen dar; die einen laufen allgemeinen Zwecken entgegen: Unregelmäßigkeit, Unklarheit, Unbündigkeit; die anderen dienen besonderen Zwecken: sie bilden den Ausdruck der „Volksseele“. Da nun die k. G. einerseits regelmäßig, klar und bündig, andrerseits unnational sein will, so ist es für sie ein Vorteil, nicht, wie auch Brugmann zu verstehen gibt, ein Nachteil, daß keine Tradition auf ihr lastet. Er sagt: „Sie möchte ebenso aufgenommen, in die Gesellschaft der bestehenden Sprache hineingestellt sein, als wenn sie, wie diese, aus dem tiefsten Hintergrund der Volksgeschichte still und geheimnisvoll hervorgewachsen wäre“ (S. 27). Diese Mißdeutung herrscht auf der ganzen Linie der Gegner, und so vergleicht man die k. G. als „zweite Muttersprache“ mit der Muttersprache selbst oder doch mit einer anderen Kultursprache, die man sich abstrakterweise als der Muttersprache gleichwertig vorstellt, statt vom individualpsychologischen Standpunkt aus als etwas mühsam und unvollkommen Erlerntes.

Wenn der eben besprochene wesentliche Unterschied zwischen Natursprache und k. G. keinen Einwand gegen die Möglichkeit der letzteren bildet, so ist ein anderer Unterschied, der vielleicht einen Einwand bilden könnte, kein wesentlicher. Man hat gemeint, das Leben der Sprache bestehe fast ganz aus unwillkürlichen Vorgängen und die Willkür des einzelnen erweise sich selbst da machtlos gegen die Sprache, wo diese verbesserungsbedürftig sei; wie sollte sie demnach eine ganze bessere und zugleich lebensfähige Sprache zu schaffen vermögen? Es wird zwar jetzt im allgemeinen zugegeben, daß die Sprache *φυσει και θεσει*, auf natürliche Weise und durch Satzung entstehe und sich ent-

Digitized by Google

wickle; aber der zweite Faktor wird in Ausdehnung und Stärke sehr unterschätzt, so auch von Diels und von Brugmann. Ich möchte noch einmal, wie schon vor zwanzig Jahren, an die madjarische Sprachneuerung erinnern, der, soviel ich weiß, bis jetzt kein ausländischer Sprachforscher Beachtung geschenkt hat,[3]) aber auch die neueste Geschichte unserer Sprache bietet in dieser Hinsicht weit mehr als man anzunehmen pflegt, und aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts hätte Diels eher die Preziösen und die Akademie zitieren sollen als Ludwig XIV. Indessen ist die Menge der Tatsachen von geringem Belang gegenüber der Art, wie wir sie aufzufassen haben. Wenn nach Diels „die Sprache keine bloße Funktion des Individuums ist, wie moderne Sprachforscher uns glauben machen wollen“ (S. 406 f.), so besteht doch die Sprache auch nicht außerhalb der Individuen, und die zahllosen zwischen ihnen hin und her laufenden Verbindungsfäden täuschen eine substanzielle Gemeinsamkeit nur vor; mit anderen Worten, das, was wir als Vorgänge in den Sprachen bezeichnen, sind im Grunde nur Vorgänge in und zwischen den Sprechenden. Daher ist der Erfolg irgend einer individuellen Sprachneuerung nie unmittelbar von deren Verhältnis zum Ganzen der Sprache abhängig; sonst würde er nicht so vielem Gleichgültigen, Zweckwidrigen, Törichten beschieden sein, so vielem wirklich Guten versagt. Ich glaube nicht, daß es sich hier wesentlich um ein Assimilieren handelt; dieser von Brugmann gebrauchte Ausdruck ruft leicht die Vorstellung von Kunstblumen hervor, die nur durch die rings sie umgebenden natürlichen zum Leben erwärmt werden. Vielmehr sollte man, wenn man vom Homunkulus spricht, hier von Homunkuliden sprechen und aus deren Vorhandensein schließen, daß Befähigung und Berechtigung zum Leben auch jenem eignet, das heißt einem System von Homunkuliden, die von vornherein in größtem Einklang stehen, also keine innere Reibung zu überwinden haben. Brugmann sagt zwar: „Der Hauptsache nach bleibt die Kunstsprache eine individuelle Schöpfermache, bei der nichts die Probe, ob es sich zum Ganzen organisch fügt, bestanden hat“

---

[3]) In dem großen „Wörterbuch der madjarischen Sprachneuerung“ von Szily Kálmán, Budapest 1902, findet man am Schluß, Seite 389—403, eine Uebersicht der verschiedenen Neuerungsarten.

Digitized by G

(S. 267); aber es ist mir nicht klar, was er hier unter dem „Ganzen" versteht. Man brauchte nun dem φύσει καὶ θέσει der Natursprache nicht einmal das θέσει der Kunstsprachen gegenüberzustellen; denn, wie Brugmann einräumt, auch diese sind „nicht völlig frei ersonnen, sondern sie schöpfen aus der Tradition so und so vieler natürlicher Sprachen". Sogar jene überirdische Sprache, die „Marssprache", welche ein hysterisches Fräulein unbewußtermaßen ersonnen hatte, ist von V. Henry in durchaus irdische Bestandteile zerlegt worden.[4]) Zwischen Natursprache und Kunstsprache besteht gar kein wirklicher Gegensatz. Daher würde jede Kunstsprache sich zu einer Natursprache entwickeln, wenn wir sie als Muttersprache einpflanzten. Man lehre einigen Kindern in irgendwelcher Einsamkeit als erste und einzige Sprache das Esperanto; sie werden es mit der Zeit ihren geistigen und gemütlichen Bedürfnissen gemäß ergänzen und weiter bilden, und wenn sich diese Einsprachigkeit durch mehrere Generationen fortsetzt, so wird sich schließlich dem Esperanto auch eine „Volksseele" zugesellen. Das Experiment wird nun schon aus dem Grunde nicht gemacht werden, weil die k. G. sich im Gegenteil davor hüten soll, zu „verwildern"; aber ganz entsprechende Vorgänge haben sich ungewollt abgespielt, und auch dieses „ungewollt" gilt genau genommen nur hinsichtlich des wissenschaftlichen Zweckes. Es drängt sich z. B. auf einer westindischen Insel eine Sklavenbevölkerung zusammen, die der ganzen Länge der westafrikanischen Küste entstammt und innerhalb deren demzufolge die allerverschiedensten Sprachen herrschen. Um sich mit den Schwarzen über das Notwendigste zu verständigen, werfen ihnen die europäischen Herren Brocken aus ihrer eigenen Sprache hin, ohne daß dabei die Vorgeschichte dieser Sprache oder die Rolle, die sie im Verkehr zwischen den Europäern selbst als Ganzes spielt, irgendwie in Frage käme. Die Empfänger setzen sich aus diesen Wörtern, die für sie von willkürlich ersonnenen sich durchaus nicht unterscheiden, allmählich eine neue Sprache zusammen, welche dann die afrikanische Muttersprache ganz verdrängt, den neuen Lebensbedürfnissen entspricht und das Gefäß für eine neue „Volksseele" abgibt.

---

[4]) *Victor Henry*, Le langage martien, étude analytique de la génèse d'une langue dans un cas de glossolalie somnambulique Paris 1901.

Digitized by Google

Die großen Schwierigkeiten, welche die Durchsetzung einer bestimmten k. G. im Wege stehen, verkenne auch ich nicht; aber um ihretwillen kann man den Plan selbst nicht als Utopie bezeichnen, denn ihre Beseitigung ist denkbar. Wohl aber wäre utopisch die Annahme, daß es eine Idealsprache gebe und zwar nur eine; keine Bewerberin wird über alle berechtigten Ausstellungen erhaben sein und jede muß gleichwertige Nebenbuhlerinnen neben sich dulden. Die Kritik der bestehenden Weltspracheprojekte ist leicht, am allerleichtesten die der betreffenden Lautsysteme. Das Esperanto hat in diesen Tagen ausführlich beurteilt Beermann [5]), kürzer Leskien.[6]) Hier verstumme ich, und auf Brugmanns vorwurfsvolle Frage: „Warum lassen also die Herren, Schuchardt nun schon seit zwei Jahrzehnten, Tausende und Abertausende von Menschen Zeit und Mühe vergeuden, ohne selber praktisch zu helfen?“ (S. 17) antworte ich für meinen Teil; daß ich, auch ohne den Ehrgeiz eines Weltverbesserers zu hegen, glaube, mich mit der Berichtigung sprachwissenschaftlicher Anschauungen befassen zu dürfen. Ich habe nie beabsichtigt, aus der grauen Theorie herauszutreten; ich habe nicht einmal eine einzige der vorgeschlagenen k. G. studiert. Nur mit dem Esperanto habe ich eines Abends flüchtige Bekanntschaft gemacht. Ein kleines Buch in dieser Neusprache mit dem Titel La kontinuo (Uebersetzung von Huntingdons The continuum), das mir zugesendet worden war, erregte mein Interesse, da ich mich gerade ein klein wenig mit der Mengenlehre beschäftigt hatte. So durchblätterte ich ein Lehrbuch des Esperanto und war dann imstande La kontinuo im wesentlichen zu verstehen. Das geschah geraume Zeit bevor ich das Geständnis von Freund Leskien las, er habe das Esperanto schwer gefunden (S. 38). Ich habe mich gefragt, welchen Anteil an dem leichten Verständnis meine Vertrautheit mit den Sprachen habe, aus denen die Wortstämme entnommen sind, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß wenn das Buch in einer mir noch nicht bekannten romanischen oder germanischen Mundart abgefaßt

---

[5]) Ernst Beermann „Die internationale Hilfssprache Novilatin“ L. 1907.

[6]) A. Leskien „Zur Kritik des Esperanto“ zusammen mit dem Brugmannschen Aufsatz erschienen unter dem Titel „Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen“, Straßburg 1907.

Digitized by

gewesen wäre, es mir weit mehr zu schaffen gemacht hätte. Die Regelmäßigkeit der Grammatik gewährte mir nun eine noch größere Erleichterung als ich vorausgesetzt hatte, geradezu ein behagliches Gefühl des Ausruhens von all den Kämpfen mit Deklinationen und Konjugationen.

(Nr. 107.)

Wohin steuert die Musikwissenschaft?

Von Dr. Eugen Schmitz.

Unter dieser Ueberschrift bringt das erste Maiheft des „Kunstwart" einen Artikel von Walter Niemann, der an der Organisation und an den bisherigen Leistungen unserer Musikwissenschaft strenge Kritik zu üben unternimmt, eine Kritik, die so viel schiefe und unrichtige Anschauungen enthält, daß sie nicht ohne Entgegnung seitens der interessierten Fachkreise bleiben darf, um so weniger, da sie durch das Ansehen der Zeitschrift, in der sie Platz fand, bis zu einem gewissen Grade gedeckt wird. So mögen im Anschluß an diesen Artikel einige der wichtigsten Punkte hier kurz in berichtigender Weise besprochen werden.

Kaum ein Vierteljahrhundert ist es her, daß die Musikwissenschaft in den akademischen Kreisen Aufnahme gefunden hat und dadurch verwandten Fächern, wie Literatur- und Kunstgeschichte ebenbürtig an die Seite getreten ist. In dieser kurzen Zeit hat sie sich überraschend schnell entwickelt, und ein Rückblick zeigt heute, daß ein imponierend umfangreiches Arbeitsgebiet bereits bewältigt ist, so groß andrerseits die in Zukunft noch zu lösenden Aufgaben auch sein mögen. Diese Tatsache spricht am besten für die gegenwärtige Organisation der Musikwissenschaft, insbesondere für die die Grundlage derselben bildende Regelung ihrer Universitätsverhältnisse. Mit Recht wird zwar hier der Ruf nach weiterer Verbesserung laut, mit Recht verlangt man, daß der Musikwissenschaft reichere Mittel zur Verwirklichung ihrer Zwecke an den Universitäten zur Verfügung gestellt werden (in welcher Hinsicht sich ja übrigens tagtäglich Fortschritte bereits bemerken lassen), allein der Kernpunkt der ganzen Frage, was und wie gelehrt und gelernt wird, hat seine definitive günstige und richtige Lösung

Digitized by Google

bereits gefunden. Unser Kunstwartartikel freilich ist hier anderer Ansicht; er spöttelt über die Stellung unseres Faches als einer „Universitätswissenschaft", dieses Wort im tadelndem Sinne gebrauchend, rügt die angeblich sehr geringe Bedeutung der Musikwissenschaft für die Praxis und ist mit der ganzen Art des musikwissenschaftlichen Universitätsunterrichtes unzufrieden. Ein Grundirrtum ist bei diesen Anschauungen zunächst aufzudecken und zurückzuweisen: es ist das vollständige Verkennen der selbständigen Bedeutung der Musikwissenschaft. Es ist von vornherein ein ganz unrichtiger Standpunkt, die Bedeutung der Musikwissenschaft für die Musikpraxis derart in den Vordergrund zu rücken, wie dies in jenem Artikel geschehen ist. Allerdings ist diese praktische Bedeutung der Musikwissenschaft etwas sehr Wichtiges und zeichnet unser Fach vor manchem anderen aus, allein das Ausschlaggebende ist sie doch nicht, sondern die Musikwissenschaft ist, wie jedes andere Geistesgebiet, in erster Linie für sich selbst da; „l'art pour l'art", die Wissenschaft für die Wissenschaft! Als ganz in sich selbst abgeschlossenes Fach, ohne Rücksicht auf jedwede praktische oder sonstige Nebenbedeutung, ist die Musikwissenschaft wie all die verschiedenen anderen Gebiete des Geisteslebens, ein Glied unseres Gesamtwissens, ein Faktor unserer geistigen Kultur und trägt damit ihren Wert in sich selbst, gerade so wie die Medizin auch ohne Rücksicht auf praktische Heilerfolge, die Mathematik ohne Rücksicht auf ihre Anwendung in der Technik, gerade so wie die Geschichte der Philosophie, die Keilschriftforschung, Medaillenkunde, aramäische Philologie usw. Deshalb ist auch bei musikwissenschaftlichen Publikationen, wie den Denkmälerbänden, den theoretischen Publikationen der „Internationalen Musikgesellschaft" und dergleichen in erster Linie zu fragen, was sie für das Fach selbst leisten; ihre eventuelle praktische Bedeutung, ihre Fähigkeit zu belehrend erzieherischen Wirkungen auf Nichtfachkreise kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Wenn dieser begründete „l'art pour l'art-Standpunkt" „die praktischen Musiker zu berechtigtem spöttischen Widerspruch" herausfordert, wie unser „Kunstwärter" bemerkt, so ist das allerdings ein schlimmes Zeichen, schlimm nämlich für die geistige Qualifikation der betreffenden „praktischen Musiker"; die Musik-

Digitized by Google

Um aber wieder auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen, auf die Frage des musikwissenschaftlichen Universitätsunterrichts zurückzukommen, muß bemerkt werden, daß auch hier unser „Kunstwärter" vielfach stark daneben urteilt. In erschöpfender und in jeder Hinsicht unanfechtbarer Weise hat Hermann Kretschmar in seinen klassischen „Musikalischen Zeitfragen" die Frage behandelt. In unserem Kunstwartartikel wird zunächst dem Universitätsunterricht der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, der Bevorzugung des Speziellen vor dem Allgemeinen. Ein statistischer Ueberblick bestätigt diesen Vorwurf nicht; eben ist in der neuesten Nummer der Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft das musikwissenschaftliche Vorlesungsverzeichnis der Universitäten für das diesjährige Sommersemester erschienen; neben den für die Vertiefung und den Ausbau der wissenschaftlichen Kenntnisse natürlich unentbehrlichen Spezialkollegien finden fast überall auch allgemein orientierende Vorlesungen statt; so liest z. B. Kretschmar in Berlin „Einführung in die Musikgeschichte", Kroyer in München „Führende Geister der Tonkunst im 16. und 17. Jahrhundert", Adler in Wien „Musikalische Romantik", Ludwig in Straßburg „Geschichte der neueren Musik", um nur diese Beispiele von den größten Universitäten anzuführen. Ebenso wenig ist der Vorwurf berechtigt, daß die Seminarübungen an den Universitäten meist „gelehrte Maulwurfsarbeiten" seien, mit welchem geschmackvollen Ausdruck wahrscheinlich ältere paläographische Studien „getroffen" werden sollen. In unserem Vorlesungsverzeichnis sehen wir aber z. B. folgende Seminarübungen angezeigt: Lektüre von Wagners „Oper und Drama" (Kiel, Mayer-Reinach), „Faust-Kompositionen" (Leipzig, Prüfer), „Wagners Feen" (Marburg, Schiedermaier), außer den an vielen Orten stattfindenden Uebungen im „Erklären und Bestimmen von musikalischen Kunstwerken", die hauptsächlich die neuere Musik berücksichtigen und direkt in die Praxis übergreifen. Man sieht daraus zugleich, daß unsere akademische Musikwissenschaft sehr wohl auch die neuere Musik in ihre Kreise gezogen hat, daß also die Behauptung des Kunstwartartikels, derjenige, der sich mit neuerer Musik beschäftige, sei eben deshalb aus dem Kreise der engeren Historiker ausgeschlossen, durchaus haltlos ist. Daß man in musikwissenschaftlichen Kreisen

allerdings mit einem gewissen Mißtrauen auf Arbeiten über neuere Musikgeschichte blickt, ist ja wahr, allein das hat lediglich seinen Grund darin, daß dieses Gebiet der „neueren Musikgeschichte“ ein bequemer Tummelplatz für Charlatane, für wissenschaftlich durchaus mangelhaft vorgebildete Elemente ist, die hier durch phrasenreiche Schönrednerei über ihr mangelndes Wissen und Können hinwegzutäuschen versuchen. Gewiß ist die Förderung der Erkenntnis der neueren Musik, insbesondere auch der Kunst des 19. Jahrhunderts, eine der hervorragendsten Aufgaben der Musikwissenschaft; aber, weil diese neuere Musik das logische Ergebnis jahrhunderte langer Entwicklung ist, muß derjenige, der sich mit ihr befassen will, zunächst gründlichste Kenntnisse der älteren Epochen besitzen, sonst wird er auf Schritt und Tritt zu falschen Anschauungen und Resultaten kommen, sonst schwebt sein ganzes Lehrgebäude in der Luft. Wer über Berlioz sprechen will, muß nicht nur die „offizielle“ Programmusik früherer Jahrhunderte kennen, er muß auch in der Geschichte des Orgelchorals Bescheid wissen, die Opernpartituren Simon Mayrs und seiner Schule, das Melodram des 18. Jahrhunderts und auch das dramatische Ballett Noverreſcher Richtung (Starzer, Deller, Treschi, u. a.) kennen. Wer über Leitmotiv reden will, muß nicht nur die Geschichte der Oper von Anfang an beherrschen, sondern auch die Behandlung des cantus firmus in der alten Vokalmusik, das Prinzip der Variationensuite und der Frobergerschen Toccate muß ihm vertraut sein. So haben denn unsere bedeutenden Musikwissenschaftler stets auch für die neuere Musik gewirkt. Was hier Kretschmar mit seinem „Führer durch den Konzertsaal“ geleistet hat, ist von nachhaltigerer und ausschlaggebenderer Wirkung als alles, was „Spezialisten“ des 19. Jahrhunderts und der Moderne je zuwege gebracht haben. Der Lasso-Forscher Sandberger hat uns auch eine vortreffliche Biographie von Peter Cornelius geschenkt, der Schein-Forscher Prüfer ist einer der tätigsten Wagnerianer unter den Akademikern, ebenso wie Guido Adler, der Leiter der „Oesterreichischen Denkmäler“, durch sein ausgezeichnetes Wagner-Buch ein Muster für wirklich wissenschaftliche Wagner-Forschung gegeben hat. Ebenso umfassen auch die Vorlesungsgebiete dieser und fast aller anderer Dozenten unserer Universitäten neben der älteren auch die neuere Musikgeschichte; Peter Wagner, der ver-

Digitized by Google

diente Spezialforscher der Neumenkunde, z. B., liest im Sommersemester über Geschichte der Oper im 19. Jahrhundert. Somit wird niemand unserer akademischen Musikwissenschaft den Vorwurf der einseitigen Bevorzugung der alten vor der neuen Kunst im Ernste machen können.

Wir wollen hier abbrechen, ohne auf die verschiedenen sonstigen Vorwürfe des bewußten Kunstwartartikels, die fast alle ebenso haltlos sind wie die hier zurückgewiesenen, einzugehen. Gewiß, viele Verbesserungen sind an der Organisation unserer Musikwissenschaft noch anzubringen, allein die Bahnen, in denen unser Fach sich bewegt, sind die richtigen; und der Erfolg wird durch keinerlei Angriffe gestört und beeinträchtigt werden können.

(Nr. 105.)

Seelenwanderung und Theosophie.

Von Reichsgerichtsrat Dr. Peterjen.

Der Glaube an eine Seelenwanderung, dem jetzt noch der größere Teil der Menschheit huldigt, herrschte schon in alter Zeit bei den Naturvölkern. Als etwas vom Körper Verschiedenes kann die Seele nach dieser primitiven Anschauung getrennt vom Körper bestehen, ja ihn während des Schlafes verlassen und in der Welt umherschweifen, um die im Traum herantretenden Vorgänge zu erleben. Neben der Vorstellung, daß die Seele an einem anderen Orte (im Himmel oder in der Unterwelt oder auf einem anderen Himmelskörper) ihr Leben fortsetze, tritt häufig die Ansicht auf, die Seele könne nach dem Tode in einem anderen menschlichen Körper oder auch in einem Tierkörper oder in einer Pflanze ihren Aufenthalt nehmen.[1])

Diese Auffassung, die den ältesten heiligen Büchern der Inder fremd ist, hat später in Indien eine besondere Ausbildung erhalten, indem sie mit dem Gedanken an eine Vergeltung für die im Leben vorgenommenen (guten oder

[1]) Tylor, Die Anfänge der Kultur, deutsch von Spengel und Poske, Bd. 1 S. 411 ff. bis 434 ff.; Waitz, Anthropologie der Naturvölker Bd. 3 S. 194 ff.; Bd. 5 Abt. 2 S. 142 ff.

Digitized by Google

bösen) Handlungen in Verbindung trat. Nach der schon vor dem sechsten Jahrhundert v. Chr. vollständig ausgebildeten Lehre des Brahmanismus erfährt die Seele nach dem Tode regelmäßig eine nochmalige Verkörperung („Reinkarnation"). In dem darauf folgenden neuen Leben, wie in der zwischen dem Tod und der jeweiligen Wiedergeburt liegenden Zeit, soll der Mensch die Früchte seines erworbenen Verdienstes genießen oder die Folgen früher begangenen Unrechts tragen, die auch in der Verkörperung in einem Tiere oder in einer Pflanze zum Ausdruck kommen können. Das Schicksal der einzelnen Menschen ist nach dem unserem Kausalitätsprinzip entsprechenden Gesetze des „Karma" stets auf die von ihm in einem früheren Leben vorgenommenen Handlungen zurückzuführen. Mit der später hervorgetretenen esoterischen, besonders von Sankara vertretenenen Lehre der indischen Philosophie, nach der die Seele (âtman) mit dem den letzten, unverkennbaren Urgrund aller Dinge bildenden Brahman identisch und die Wirklichkeit der (vielheitlichen) Welt eine Täuschung ist, verträgt sich die Lehre von der Seelenwanderung, die das wirkliche Bestehen einer selbständigen Seele voraussetzt, streng genommen nicht. Sie war aber in Verbindung mit dem Vergeltungsgedanken schon so festgewurzelt, daß sie trotzdem beibehalten wurde.[2])

Auf die phantastischen Anschauungen der Inder über die Art und Weise, in der die zur Wiederverkörperung bestimmte Seele (auf den Sonnenstrahlen) in den Mond hinaufsteigt und nach einem längeren Aufenthalte dort wieder (in der Form des Regens) auf die Erde herabgelangt, kann hier nicht eingegangen werden. Wegen des Zusammenhanges mit der modernen Theosophie ist aber zu erwähnen, daß dem Menschen vom Brahmanismus außer dem physischen Körper noch ein sehr feiner ätherartiger Leib (der sogenannte Astralleib) zugeschrieben wird, der den Samen zu dem später zu erwerbenden neuen Körper bilden und die Seele auf ihren Wanderungen so lange begleiten soll, bis die den Kreislauf der Geburten und Wiedergeburten (und des „Sâmsara") beendigende Erlösung eintritt.

Die Auffassung Buddhas von der Seele verträgt sich mit der Seelenwanderungslehre im Sinne des Brah-

[2]) Vergl. Deussen, System des Vedanta, S. 308 ff., 385, 386.

Digitized by Google

manismus eigentlich nicht, da Buddha das Bestehen einer besonderen, vom Körper getrennten Seelensubstanz, die eine Voraussetzung jener Lehre bildet, leugnete.[3]) Er hielt zwar trotzdem an dieser Lehre und dem damit verknüpften Vergeltungsgedanken fest. Aber bezüglich der angeblichen Vorgänge nach dem Tode kann man sich im einzelnen auf ihn nicht berufen, da „der Erhabene" in dieser Beziehung jede Antwort verweigerte. Mit Rücksicht darauf wird auch von seinen meisten Anhängern angenommen, daß man von den Zuständen nach dem Tode nichts wisse.[4])

In Griechenland ist der Glaube an eine Seelenwanderung (vielleicht unter dem Einflusse indischer Anschauungen) besonders bei den Pythagoräern, bei Empedokles und bei Plato wie bei den Neuplatonisten hervorgetreten. Der in der jüdischen Kabbala auftretende Seelenwanderungsglaube, der auch einzelnen christlichen Sekten, z. B. den Gnostikern, zugeschrieben wird, wird gleichfalls mit den indischen Lehren zusammenhängen. Uebrigens fand er sich, wie Cäsar (de bello gallico, Buch IV, Kap. 14) bezeugt, auch bei den gallischen Druiden.

Daß dieser mit der Annahme einer „Präexistenz" der Seele eng zusammenhängende Glaube im Christentum später nicht mehr hervortrat, hat offenbar darin seinen Grund, daß durch ein Konzil in Konstantinopel im Jahre 538 n. Chr. die Präexistenzlehre verdammt wurde; seitdem wurde in der katholischen Kirche daran festgehalten, die Seele werde durch einen besonderen Schöpfungsakt gleichzeitig mit der Entstehung des Leibes geschaffen. Bei Agrippa von Nettesheim und bei Theophrastus Paracelsus findet sich zwar die wahrscheinlich durch die Kabbala vermittelte Annahme, daß der Mensch außer dem physischen Körper noch einen ätherischen „Astralleib" besitze,[5]) aber nicht der Glaube an eine Seelenwandlung.

---

[3]) Vergl. Köppen, Die Religion des Buddha, Band 1 Seite 299 ff.; Oldenberg, Buddha, Sein Leben, Seine Lehre, Seite 258 ff.; Pfleiderer, Religion und Religionen, Seite 145—150; Pischel, Das Leben und die Lehre Buddhas, S. 272; ferner Chantepie de la Saussaye. Lehrbuch der Religionsgeschichte, Band 1 Seite 414 ff.

[4]) Vergl. Kern, Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, S. 464; Oldenberg a. a. O. S. 278 ff., bes. 283; Max Müller, Theosophie und psychologische Religion S. 230.

[5]) Vergl. Kiesewetter, Geschichte des neueren Okkultismus, Bd. 1 S. 31 ff., 57 ff., 67 ff. und 82 ff.

Digitized by Google

Im 18. Jahrhundert fanden diese Gedanken eine neue Aufnahme. Hume erblickte in der Seelenwanderung das einzige System der Unsterblichkeit der Seele, auf das die Philosophie hinführen könne. Lichtenberg kleidete diese Vorstellung in die paradoxe Wendung: „Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren worden bin." Mit eingehender Begründung traten sodann für eine Art von Seelenwanderung oder Wiedergeburt ein: der schweizerische Naturforscher Bonnet, sowie sein Landsmann und Freund Sulzer, Goethes Schwager Schlosser (in zwei 1781 und 1783 erschienenen Gesprächen), Große in der Schrift „Helim oder über die Seelenwanderung", vor allem aber Lessing in verschiedenen Fragmenten und in seiner Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts (§§ 94 bis 100). Hier waren aber ganz andere Gesichtspunkte, besonders die in einem Leben nicht so gut wie in mehreren zu erreichende Entwicklung und Vervollkommnung der Seele maßgebend. Deshalb war auch von einer Wanderung durch Tierkörper und Pflanzen dabei nicht die Rede.

Fügen wir hinzu, daß Goethe[6]) sich die Seelenharmonie mit Frau v. Stein nur durch die Erinnerung an ein früheres inniges Zusammenleben erklären konnte, und daß der junge Schiller unabhängig von ihm in seinem „Geheimnis der Reminiszenz" denselben Gedanken ausführte, so sehen wir, welche Macht jene Vorstellung damals über die höchsten Geister hatte.

In neuerer Zeit trat Schopenhauer für die indischen Lehren, insbesondere für die buddhistische ein; andere Philosophen[7]) haben sich unabhängig von ihm für die Präexistenzlehre und für die Möglichkeit einer wiederholten Verkörperung ausgesprochen. Eine zahlreiche gläubige Anhängerschaft aber hat die Seelenwanderungslehre in der modernen Theosophie gefunden.

Die theosophische Bewegung wurde durch die

---

[6]) Vergl. außer dem Gedicht vom 14 April 1776 den Brief an Wieland aus derselben Zeit (Weimarer Ausgabe Nr. 437) und später die Gespräche mit Falk (Biedermann, Goethes Gespräche Bd. 3 S. 61 ff., bes. 70, 71).

[7]) So Baumann, Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre, S. 140 ff.; Spitta, Mein Recht auf Leben, S. 252 ff.; Schultze, Vergleichende Seelenkunde, Bd. 1 Kap. 10, bes. S. 190 ff.

Digitized by Google

im Jahre 1875 in New-York erfolgte Begründung der „Theosophischen Gesellschaft“ ins Leben gerufen, die nach ihren Satzungen das Studium der indischen heiligen Schriften fördern und die in den Menschen schlummernden verborgenen Fähigkeiten erforschen soll. Die eigentliche Begründerin dieser Gesellschaft wie der Theosophie überhaupt ist Helene Petrowna Blavatsky, deren abenteuerliche, zum Teil in Dunkel gehüllte, Lebensgeschichte hier nur kurz mitgeteilt werden kann. Diese Russin soll ein sehr nervöses, zur Somnambulie geneigtes Kind gewesen sein und an hysterischen Anfällen und Halluzinationen gelitten haben. Sie ist nach der im Jahre 1851 erfolgten Trennung ihrer kurzen Ehe mit dem General Blavatsky zwölf Jahre lang in Europa, Aegypten und Amerika herumgereist und hat sich damals als spiritistisches Medium ausgebildet. In den Jahren 1863 bis 1870 lebte sie nach ihrer (allerdings vielfach bezweifelten) Angabe in Tibet, und zwar in einer unzugänglichen Gegend am Himalaya. Dort will sie sich bei einer Gesellschaft von weisen, als „Mahatmas“ bezeichneten Männern befunden haben, die durch ihr heiliges Leben und eifrige Erforschung der Naturgeheimnisse wunderbare Fähigkeiten, ja eine beinahe göttliche Einsicht und Macht erlangt haben sollen. Von dieser „Himalaya-Brüderschaft“, deren Mitglieder angeblich die Gedanken der Menschen lesen und diese aus der Ferne zuleiten, sich auch im Astralleib blitzschnell in die entferntesten Gegenden begeben können, will die Blavatsky in einen großen Teil von deren geheimen Kenntnissen eingeweiht worden und so selbst eine „Adeptin“ geworden sein. Auf diese ihre Meister, die sie nach ihrer Angabe oft im Astralleib besucht und ihr (durch die Luft) von ihnen beschriebene Blätter zugeschickt haben, führt sie in der Hauptsache den Inhalt ihrer Schriften, ja ihr ganzes Wissen zurück. Von ihnen will sie zur Mitteilung der ihr überlieferten Geheimnisse und wohl auch zur Gründung der Theosophischen Gesellschaft ermächtigt worden sein.

Im Jahre 1877 ließ die Blavatsky in Boston ein großes Werk „Isis unveiled“ erscheinen, in dem sie einen großen Teil der theosophischen, angeblich den inneren Kern aller älteren Religionen bildenden Lehren mitteilte. Schon hier sind neben älteren indischen auch andere Quellen benützt worden, finden sich aber auch, wie Max Müller festgestellt

Digitized by Google

hat, viele grobe Irrtümer.[8]) Nun bereiste sie mit dem erst vor wenigen Wochen verstorbenen, bei der Gründung der Theosophischen Gesellschaft beteiligten Oberst Olcott Indien, wo sie mit Erfolg die neue Religion predigten. Das Hauptquartier der Gesellschaft wurde nach Adyar bei Madras verlegt; es bildeten sich aber auch in Nordamerika und in Europa, besonders in England, wo Sinnet durch seine Schriften „The occult World" und „Esoteric Buddhism" für die Theosophie wirkte, viele Zweiggesellschaften.

Im Jahre 1885 erfolgte jedoch ein Rückschlag. Die Blavatsky, die in Adyar Handlungen vorgenommen hatte, die auf übernatürliche Kräfte schließen lassen sollten, wurde des Betrugs beschuldigt, worauf die Londoner Gesellschaft für psychische Untersuchungen ein angesehenes Mitglied namens Hodgson zur Ermittlung des Tatbestandes nach Adyar sandte. Dieser stellte in einem Berichte fest, daß in der Tat Betrügereien vorgekommen seien, insbesondere der vorhandene, von den Gläubigen bisher mit Ehrfurcht betrachtete, „heilige Schrein" ein mit verschiebbarer Rückwand versehener Taschenspielerapparat sei. Bezüglich der den „Mahatmas" zugeschriebenen Briefe erklärten die vernommenen Sachverständigen, daß sie von der Blavatsky selbst geschrieben seien.

Dieser Bericht blieb zunächst nicht ohne Einfluß auf die theosophische Bewegung, von der sich manche Anhänger zurückzogen. Trotzdem setzte die Blavatsky, die als eine unschuldig verfolgte Märtyrerin auftrat, ihre Tätigkeit fort, und die große Mehrzahl der hervorragenden Theosophen hielt an ihr, als ihrer in die Geheimnisse der Meister eingeweihten Lehrerin, fest. Das geschah insbesondere, nachdem sie in einem im Jahre 1888 erschienenen, angeblich gleichfalls inspirierten und tiefe Weisheit enthaltenden Buche „The secret doctrine" noch weitere Bestandteile der „Geheimlehre" enthüllt hatte.[9])

---

[8]) Nach Kiesewetter (a. a. O. S. 497) haben die „phantastischen Ausführungen" von Eliphas Levy (eigentlich Alphons Louis Constant), der sich mit den „grands mystères suivant Henoch, Hermes, Trismegistos et Salomon" beschäftigte, großen Einfluß auf das Buch der Blavatsky und auf die ganze Theosophie ausgeübt.

[9]) Vergl. z. B. Annie Besant in der Theosophischen Schriften Nr. 22, 23 und 29; Sinnet, Esoteric Buddhism, Vorwort S. VII, S. 1 ff., 11—14 und 64: Deinhard, Die Geheimlehre nach H. P. Blavatsky; Derselbe in der Sphinx, Bd. 18 S. 200 ff., im

Digitized by Google

Den Hauptinhalt für die „Geheimlehre“ bildet ein schon in der „Entschleierten Isis“ erwähntes, von der Blavatsky erläutertes Buch „Dzyon“, das angeblich im Jahre 4989 v. Chr. in einer geheimen, nur den „Eingeweihten“ verständlichen priesterlichen Sprache „den Söhnen des Lichts“ von göttlichen Wesen diktiert worden ist und aus dem schon die alten Inder und Aegypter, sowie die Verfasser der hebräischen Kabbala ihre Weisheit geschöpft haben sollen. Die darin enthaltenen Lehren über die Entstehung der Erde und der Menschen, die der modernen („westlichen“) Wissenschaft häufig als die „okkulte“ oder „esoterische“ Wissenschaft des Ostens entgegengehalten werden, erleichtert das Urteil über die Persönlichkeit und Bedeutung der Blavatsky.

Die Erde hat danach, wie alle Weltkörper, „sieben Runden“ durchzumachen; erst in der vierten Runde, in der wir uns gegenwärtig befinden, hat sie sich verdichtet und dadurch Festigkeit erlangt; in den folgenden drei Runden soll sie wieder in die frühere ätherische Form zurückkehren. Sie ist von Geistern geschaffen worden und hat einen Schutzgeist, hat sich auch nicht aus der Sonne heraus entwickelt, die nicht die Mutter, sondern die Schwester der Planeten ist. Der Mond ist nicht das Kind, sondern die Mutter der Erde, die seinen Satelliten bildet und seiner Kontrolle unterworfen ist. Der Mensch, oder das, was später Mensch werden sollte, ist nach dieser Entwicklungslehre aus dem Mineralreich und Pflanzenreich hervorgegangen, nicht aus den Säugetieren. Insbesondere hat er keinen gemeinschaftlichen Stammvater mit dem Affen; vielmehr ist der Affe aus einer geschlechtlichen Verbindung des in früheren Zeiten lebenden Menschen mit Tieren entstanden.

Auf der Erde entwickelt sich die Menschheit nach und nach in sieben Wurzelrassen. Die erste Rasse, die ganz ätherisch war und der „Form und Gemüt“ fehlten, bestand aus den Nachkommen der Mondvorväter Die zweite, aus Geschlechtslosen bestehende, Rasse entstand durch „Knospung“. Die dritte Rasse (die „Schweißgeborenen“) war die erste,

---

Vorwort zu Annie Besants „Uralte Weisheit“ und in dem zu Andersons Reinkarnation (S 5 ff.); Göring in der Spinx Bd. 20 S. 176 ff.; Hartmann in den Theosophischen Schriften Nr. 18.

die mit Knochen versehen war; sie entstand aus den Schweißtropfen der zweiten; in ihr entwickelte sich erst die Verschiedenheit zwischen Mann und Weib, und zwar durch eine Art von Sprossungsvorgang, der demjenigen bei den Quallen und Seescheiden ähnlich gewesen sei. Die vierte Rasse wurde von Geistern geschaffen und von diesen mit Gemüt begabt; sie zeichnete sich dadurch aus, daß die Menschen drei Augen hatten, von denen sich eines auf dem Rücken befand; dieses dritte Auge ist später verloren gegangen. Bezüglich des Stammbaumes der fünften Rasse, zu der die jetzt lebenden Menschen gehören sollen, weiß die Blavatsky nicht, ob er ihren Meistern vollständig bekannt sei. Sie glaubt es, meint aber, diese Kenntnis sei nur für die höchsten „Initiierten", nicht für deren Schüler bestimmt. Da sie nur geben könne, was ihr selbst mitgeteilt worden sei, enthält sie sich jeder Aeußerung darüber.

Nach dem im Jahre 1891 erfolgten Tode der Blavatsky ging die theosophische Bewegung weiter. Es entstanden neue Zweigvereine der Gesellschaft, deren Lehren in besonderen Zeitschriften und in einer zahllosen Menge von Schriften verbreitet wurden. Ganz besonders tätig war in England (außer Sinnet, Leadbeater u. a.) Annie Besant, die sich als Schülerin der Blavatsky bezeichnet und unermüdlich für die Verbreitung von deren Lehren tätig war;[10]) in Deutschland sind Deinhard, Hartmann, Hübbe-Schleiden und Steiner wohl die bekanntesten Vertreter der Theosophie. Wie die Blavatsky selbst, stützen sich auch ihre Nachfolger meistens darauf, daß es von jeher Eingeweihte oder „Initiierte" gegeben habe und jetzt noch solche gebe, die sich im Besitze einer auf alten heiligen Büchern und mündlichen Ueberlieferungen beruhenden Geheimwissenschaft befänden. Nach der Blavatsky sind solche Eingeweihte u. a.: Lao-tse, Con-fu-tse, Moses, Henoch, Pythagoras und Plato, vor allem aber Buddha, dessen Reform hauptsächlich in der Bekanntmachung bisher

[10]) Von den neueren Schriften der Annie Besant sind besonders hervorzuheben: Der Stammbaum des Menschen, Leipzig, Max Altmann 1906, brosch. 2 M, geb. 3 M; Theosophie und moderne psychische Forschung, ebenda 1907, brosch. 2 M, geb. 3 M; Der Mensch und seine Körper, ebenda 1907, brosch. 1.40 M, geb. 2.20 M. Außerdem finden sich in den „Theosophischen Schriften" und in den Lotusblüten (bes. in den Jahrgängen 1892 und 1893) verschiedene Abhandlungen von ihr.

Digitized by Google

geheim gehaltener, aber schon den „initiierten Brahminen“ bekannten Lehren bestanden haben soll. Von anderen Seiten werden noch Rama, Krischma, Hermes, Orpheus und Christus als „Initiierte“ bezeichnet.[11])

Besondere Bedeutung haben für die Theosophie die Lehren vom Karma und von der Wiederverkörperung der Seele. Zu deren Verständnis ist aber die Kenntnis der auf die Seele bezüglichen, im wesentlichen auch von der Blavatsky herrührenden Anschauungen erforderlich, die gleichfalls viel Seltsames enthalten. Die Auffassungen stimmen nicht ganz überein. Manchmal wird zwischen Leib, Seele und Geist unterschieden und werden so neun Bestandteile herausgerechnet. Nach der gewöhnlichen Meinung besteht aber der Mensch aus sieben Grundbestandteilen, von denen vier körperlicher, drei geistiger Natur sind. Die ersten vier sind: 1. der physische Körper (Sthula Sharira), 2. der Astralkörper (Linga Sharira), 3. die Lebenskraft (Prâna), 4. die tierische Seele (Kâma). Die drei geistigen Bestandteile heißen: 5. menschliche Seele (Manas), 6. geistige Seele (Buddhi), und 7. der Geist (Atman). Die letzten drei Bestandteile sind unvergänglich; sie kommen allein bei der Wiederverkörperung in Betracht. die ersten vier vergehen nach dem Tode, zum Teil sofort, zum Teil erst nach einiger Zeit.[12]) Von den körperlichen Bestandteilen kommt eine besondere Bedeutung dem ätherischen, unsichtbaren Astralkörper zu, der den physischen Körper überall durchdringen soll. Er gilt als Träger der Lebenskraft und der tierischen Seele. Auch soll er es höher entwickelten Menschen, besonders „Adepten“, ermöglichen, den physischen Körper zu verlassen und sich (als Doppelgänger) in entfernte Gegenden zu begeben. Annie Besant lehrt sogar („Uralte Weisheit“, S. 67 ff.), der Astralkörper schlüpfe nachts aus dem physischen Körper, streife in der

---

[11]) So Schuré, Les grands initiés, Paris 1893.

[12]) Vergl. hierzu H. P. Blavatsky, Schlüssel zur Theosophie, S. 64 ff.; von Annie Besant: „Der Mensch und sein Körper“, „Die sieben Grundteile des Menschen“ (auch in den Lotusblüten J. 1893 I S. 248 ff. abgedruckt) und die „Uralte Weisheit“ S. 162 ff.; Leadbeater, Die Grundlinien der Theosophie, S. 36 ff., 48 ff., 80 ff., sowie dessen Schrift über die Astral-Ebene; Sinnet, Die Esoterische Lehre oder der Geheim-Buddhismus (Deutsch 1889) S. 20 ff.; Steiner, Theosophie, Einführung in die übersinnliche Welterkenntnis, S. 18 ff., bes. 23 ff. und 30 ff., sowie S. 71 ff. und 133 ff.

Digitized by Google

Astralwelt herum und teile dann das Erlebte als Traumgebilde mit. Das erinnert deutlich an die eingangs erwähnten Vorstellungen der Naturvölker.

Mit der Annahme eines ätherischen Astralleibs hängt die Lehre zusammen, der physische Körper sei von einer ätherischen, auf allen Seiten über ihn hinausragenden „Aura", d. h. einer unsichtbaren „Hülle" oder „Wolke", umgeben, von der die merkwürdigsten Dinge erzählt werden. Steiner führt aus, die Größe der „eiförmigen" Aura sei verschieden, doch sei der ganze Mensch etwa doppelt so lang und einmal so breit als der physische; die Aura „flute in den verschiedensten Farbentönen" und gebe dadurch ein getreues Bild des inneren Lebens, das sich in den verschiedenen Farben (blau, gelb, grün usw.) widerspiegle, so daß man die Gedanken, die bald zum Teil rot, zum Teil gelb usw. seien, als Farbenerscheinungen erkenne und die Aura von Denkernaturen einen wohltuenden grünen Grundton habe. Auch Annie Besant erzählt, die Leidenschaften zeigten sich im Astralkörper in verschiedenen Farben; so stellten geschlechtliche Leidenschaften eine Welle von schmutzigem Karmoisinrot dar, bei Menschen von Durchschnittsmoral zeige der Astralkörper ein schönes farbiges Wellenspiel. Von der angeblich ein besonderes Naturreich bildenden „Astralebene" sagt Leadbeater in dem darauf bezüglichen Buche (S. 2), daß deren Gegenstände und Bewohner ebenso realer Natur seien wie unsere eigenen Leiber, unsere Einrichtungsgegenstände, Häuser usw. Er beschreibt sehr genau das zur Astralsphäre gehörende (wohl in der vierten Dimension gelegene) „Land", das in sieben voneinander verschiedenen Abteilungen zerfällt, sowie dessen Bewohner. Zu diesen gehören auch Menschen, die während ihres irdischen Lebens auf der Astralebene erscheinen können, besonders Adepten, „schwarze Magier", ferner „Schattenwesen" und „Gespenster", ja sogar Vampire und Werwölfe, außerdem andere Wesen, besonders Naturgeister, Devas und künstlich erzeugte Wesen.

Bezüglich der Lehre von der „Wiederverkörperung", durch die das Karma erst die ihm zugeschriebene besondere Bedeutung erlangt, gehen die Ansichten weit auseinander. Gewöhnlich wird im Anschluß an den Brahmanismus gelehrt, daß der Mensch im Tode zuerst seinen physischen und dann auch den Astralkörper abwerfe, seine Seele aber dann

Digitized by Google

ihren Aufenthalt im „Devachan“ (Götterland) nehme, dessen Dauer sich nach ihrem früheren Verhalten richtet, aber durchschnittlich etwa 1000—1500 Jahre währte. Nach Beendigung dieses Aufenthaltes, während dessen die Seele nach manchen Darstellungen eine Art Traumleben führt, tritt dann eine Wiederverkörperung ein. Die Seele wird mit einem anderen Körper vereinigt und es beginnt für sie ein neues Erdenleben. Von der indischen Seelenwanderungslehre unterscheidet sich diese Lehre dadurch, daß die Seele, die einmal mit einem menschlichen Körper verbunden war, nur mit einem solchen, nicht mit einem Tierkörper oder einer Pflanze vereinigt werden kann.

Andere Schriftsteller, die in Anlehnung an den wirklichen Buddhismus eine besondere Seelensubstanz leugnen, lehnen folgerichtig auch eine Seelenwanderung ab und haben die Seelenwanderungslehre sogar als „dualistischen „Unverstand“ und als „Aberglauben“ bezeichnet.[13]) Nach dieser Auffassung bleibt allerdings kein Raum für eine wirkliche Wiederverkörperung der (als besondere Substanz nicht existierenden) Seele. Der dagegen vorgebrachte Satz, es handle sich nicht um eine „Wanderung“, sondern um eine „Wandlung“ der Seele, ist eine bloße Redensart, denn auch eine solche findet nicht statt, wenn die Seele mit dem Tode aufhört zu bestehen. Die Ansicht von Friedrichsort, daß die Werke und die Erfahrungen des Menschen als „Same“ übrig blieben, der Anlaß zum Emporschießen einer neuen Form gebe, ist nichtssagend, da es ganz unklar ist, wie aus solchen Werken und Erfahrungen ein neuer Körper hervorgehen soll.

Bei der Annahme einer wirklichen Seelenwanderung (Metempsychose) drängen sich sofort die Fragen auf, wann und wie die Wiederverkörperung erfolgt, was die Seele zum Verlassen des „Devachan“ veranlaßt, wer den Körper

---

[13]) So besonders Hübbe-Schleiden in seiner Schrift „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe“, Vorwort S. VI und S. 60 ff., und in der Sphinx Bd. 18 S. 245 ff Aehnlich Friedrichsort, ebenda, S. 42 ff., der sogar sagt, man habe der indischen Philosophie mit Unrecht die Annahme einer Seelenwanderung untergeschoben, sowie Hartmann im Vorwort zu Annie Besants „Reinkarnation“ und in den Lotusblüten Jahrg. 1899 I S 153. Auch Subhadra Bhikschu sagt im Buddhistischen Katechismus (S. 59), das „Ich“ sei nach dem Buddhismus keine besondere Substanz; auch sei das wiedergeborene Wesen ein anderes als das verstorbene.

Digitized by Google

aussucht, in dem die Seele Wohnung zu nehmen hat, in welchem Land der künftige Mensch wohnen, welche Eltern, welches Geschlecht er haben soll usw. In allen diesen Richtungen bestehen die verschiedensten Möglichkeiten. So können z. B., wie auch in theosophischen Zeitschriften erwähnt wurde, die Seelen von Mann und Frau sich nach der Wiederverkörperung in demselben, oder, da die Seele bei der Wiederverkörperung in einen Körper vom anderen Geschlecht übergehen kann, auch im umgekehrten Verhältnis zusammenfinden, so daß die frühere Frau jetzt zum Mann wird, und der Mann zur Frau. Ebenso kann es sich mit früheren Brüdern und Schwestern verhalten. Die Seele des Vaters einer Person kann sich nach dem Tode mit dem Körper von dessen neugeborenem Kind verbinden. Die Seele kann aber auch in einer anderen Familie, ja in einem anderen Lande verkörpert werden. Wer leitet nun die Seele bei der Wiederverkörperung und verhindert unzweckmäßige Verbindungen? Wer lenkt die Wahl, wenn eine solche überhaupt stattfindet? Wer sorgt ferner dafür, daß für die große Menge von bestehenden Seelen stets die erforderlichen und zugleich auch die für die Weiterbildung und Vervollkommnung der Seele geeigneten Körper vorhanden sind, was bei der unzweifelhaft stattfindenden Zunahme der Bevölkerung auf der Erde nicht so einfach ist? Wer bewirkt, daß die Seele, die durch die Wiederverkörperung weiter entwickelt werden soll, in die hiezu geeigneten Verhältnisse gelangt? Mit diesen Fragen hat man sich in der Theosophie vielfach beschäftigt. Aber eine befriedigende Antwort ist nirgends erfolgt. Den einzelnen Seelen, denen jede Uebersicht über die vorhandenen Möglichkeiten fehlt, kann kaum die Fähigkeit zugeschrieben werden, für sich allein eine angemessene Entscheidung zu treffen und sie gegenüber etwaigen Ansprüchen anderer Seelen durchzusetzen oder sich einen eigenen Leib zu bilden, wie er auch der Umgebung nach für sie paßt. Ebensowenig kann man, wenn die Wiederverkörperung ihren Zweck erreichen soll, den Zufall entscheiden lassen. Ein persönlicher Gott, der die Wiederverkörperung leiten könnte und bei den Hypothesen von Lessing, Bonet usw. überall vorausgesetzt wurde, existiert aber nach den in der Theosophie herrschenden Auffassungen nicht. Ueber alle Schwierigkeiten soll dort das Karma-Gesetz weghelfen, aber dieses Gesetz sagt

Digitized by Google

nur, daß alles, was geschieht, seine Ursache hat, und daß das Schicksal der Menschen die Folge ihrer Handlungen ist. Das Gesetz selbst ist keine Ursache; eine zweckmäßige Gestaltung der Wiederverkörperung in den einzelnen Fällen ist daraus nicht abzuleiten, wenn man nicht einem Mystizismus verfallen will, nach dem die Seelen in ähnlicher Weise getrieben werden, wie es bei der Anziehung und Abstoßung in der chemischen Verbindung geschieht.

Ueber die Geheimlehre der Blavatsky braucht kaum etwas gesagt zu werden; insbesondere kann dahin gestellt bleiben, ob sie selbst an ihre Lehren glaubte und in einer krankhaften Geistesbeschaffenheit zur Vorspiegelung der angeblichen wunderbaren Fähigkeiten, die sie sich selbst und den Mahatmas zuschrieb, nur griff, um leichter Glauben für ihre Lehren zu finden. Diese Annahme hat viel für sich, weil eine Betrügerin von normaler Geistesbeschaffenheit so handgreiflichen Unsinn nicht vorgebracht hätte, sondern darauf bedacht gewesen wäre, ihren Erfindungen mehr Wahrscheinlichkeit zu verschaffen. Auch über die Fabel von den Eingeweihten, denen die „Geheimlehre" anvertraut worden sein soll, und die, sofern sie überhaupt existiert hätten, in ihren Lehren sehr von einander abgewichen wären, braucht man kein Wort zu verlieren.

Die philosophischen Lehren des Brahmanismus, auf die sich die Theosophie beruft, sind für uns ebensowenig eine maßgebende Autorität wie andere mythologische oder philosophische Lehren. Uebrigens erkennen sie auch die Theosophen keineswegs unbedingt an, weichen z. B. hinsichtlich der Frage, ob die Seele auch mit Tierkörpern verbunden werden kann, von den indischen Lehren ab. Daß die Anschauungen der Inder bezüglich der Entstehung der Erde und der Menschen, der Astronomie, Psychologie usw. für uns maßgebend sein und den Ergebnissen unserer Wissenschaft vorgehen sollen, ist eine seltsame, ja schwerbegreifliche Zumutung. Ebensogut könnte man verlangen, daß man die indische Sintflutsage annimmt, nach der der gerettete Mann von einem Fische, dem er das Leben geschenkt hatte, auf den Himalaya gezogen wurde, und dort aus flüssiger Butter, dicker Milch und Wolken ein Weib bildete, mit dem er die Menschen zeugte. Wenn man auf das Alter der Lehren das entscheidende Gewicht legen wollte, was verkehrterweise manchmal geschieht, müßte

Digitized by Google

man sich auch an die ältesten heiligen Bücher der Inder halten, in denen von einer Seelenwanderung noch nicht die Rede ist, und müßte den Brahmanismus durchweg dem Buddhismus vorziehen, mit dem die Theosophen vielfach liebäugeln. Uebrigens entspricht die aus den verschiedenartigsten Bestandteilen bestehende Mischung der Blavatskyschen Geheimlehre, wie Max Müller unter anderem in der Zukunft (Bd. 7, S. 112 ff., 162 ff. und 214 ff.) dargelegt hat, weder dem Brahmanismus noch dem Buddhismus, der geheime Lehren dieser Art gar nicht kennt.[14]) Die indische Sektion des im Jahre 1894 in Genf tagenden internationalen Orientalistenkongresses hat es denn auch nach den Protokollen (Bd. 1, S. 80ff.) abgelehnt, sich mit dem „von inkompetenten Personen aufgestellten esoterischen Buddhismus" zu befassen, ja die Schriften der Blavatsky geradezu für Schwindel erklärt.

Die Lehre von einer wiederholten Verkörperung der Seele hat nun zwar mit den phantastischen Vorstellungen der Theosophen über die Entstehung der Welt und der Menschen keinen oder doch nur einen losen Zusammenhang. Auch wird sie nicht ohne weiteres hinfällig, wenn man die Anschauungen über die Zustände nach dem Tode, besonders den Aufenthalt im Götterland, über das Bestehen eines Astralkörpers usw. aufgibt. Neue haltbare Gründe für die Seelenwanderung hat ja die Theosophie überhaupt nicht vorgebracht. Die bezüglich der physischen und geistigen Natur der einzelnen Menschen bestehenden Aehnlichkeiten, wie die Verschiedenheiten der Begabung und des Charakters erklären sich durch die Vererbung und die Verschiedenheit der Umgebung mindestens ebensogut, wie durch die Fiktion, daß sie Folgen der in einem früheren Leben begangenen Handlungen seien. Der Wunsch nach einer in einem künftigen Leben erfolgenden Vergeltung, kann aber nur zum Glauben an eine solche bestimmen, nicht die fehlenden Beweise ersetzen.

Die Annahme, daß eine wiederholte Verkörperung der Seele möglich sei und tatsächlich vorkomme, setzt notwendig voraus, daß der Seele eine selbständige, vom Körper unab-

[14]) Hübbe-Schleiden hat zwar in der Sphinx (Band 19 Seite 17 ff.) Max Müller zu widerlegen gesucht. Dies ist ihm aber nicht gelungen. Auch was Deussen, der von den Theosophen manchmal zitiert wird, über die Vedanta-Lehre sagt, lautet ganz anders als die Geheimlehre der Theosophen.

Digitized by Google

hängige Existenz zukommt, sie also (als besondere „Substanz") ohne einen Körper bestehen kann. Deshalb ist sie nicht bloß mit dem Materialismus, sondern auch mit der Annahme, daß die Seele nichts anderes als die Gesamtheit der seelischen Vorgänge sei, und mit der herrschenden Theorie des psycho-physischen Parallelismus unverträglich. Mit der (dualistischen) Auffassung, daß Leib und Seele als zwei nebeneinander bestehende Wesen in Wechselwirkung miteinander stünden, verträgt sie sich sehr wohl, wenn angenommen wird, die Seele sei nicht bloß unvergänglich, sondern habe von jeher bestanden. Auch ist die Annahme einer wiederholten Verkörperung mit der „Emanationstheorie" nach der die Einzelseele einen Bestandteil der „Weltseele" bildet und mit dieser später wieder vereinigt wird, wohl vereinbar. Hat sich die Lehre doch in Indien unter dem Einflusse derartiger Anschauungen ausgebildet. Dagegen ist sie nicht aufrechtzuerhalten, wenn man die Präexistenzlehre und die Emanationstheorie verwirft und die Entstehung der Seele gleichzeitig mit der des Leibes ansetzt.

Daß die Präexistenzlehre, wenn man an eine vom Körper unabhängige, unsterbliche Seele glaubt, manches für sich hat, ist kaum zu bestreiten. Wie Schopenhauer bemerkt hat, ist es unnatürlich, daß die Seele zwar eine endlose, individuelle Fortdauer haben, aber doch aus Nichts entstanden sein soll. Die Tatsache, daß die geistige Tätigkeit notwenig körperliche Organe voraussetzt, bereitet zwar der Lehre von der Seelenwanderung große Schwierigkeiten, ebenso die Frage, wo sich die Seelen in der Zeit zwischen dem Tod und der Wiederverkörperung aufhalten sollen. Doch gilt dies in demselben Maße von der Ansicht, daß jede Seele nur einmal mit einem Körper verbunden werden könne; durch die Annahme, daß eine mehrmalige Wiederverkörperung möglich sei, werden jene Schwierigkeiten nicht vergrößert. Wie man aber auch darüber denke, im günstigsten Falle handelt es sich dabei um eine in das Gebiet des Glaubens gehörige Hypothese, für die eine wissenschaftliche Begründung nicht vorliegt. Die Theosophie hat eine solche nicht geschaffen, überhaupt die Lehre nicht gefördert, sondern sie durch ihre Verquickung mit phantastischen und abergläubischen Vorstellungen aller Art nur in Mißkredit gebracht. (Nr. 105—106.)

Ein merkwürdiger Brief Leopold Rankes.

Mitgeteilt von Hans F. Helmolt.

Aus Alfred Doves schöner Akademie-Festrede vom 15. November 1895 (gedruckt im Verlage der Akademie und in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (vom 18. und 19. November 1895) und in den „Ausgewählten Schriftchen“ von 1898 (S. 110—128), und aus Karl Theodor von Heigels ergänzender Miszelle in der Historischen Vierteljahrschrift II (1899), S. 371—373, kennt man den Versuch des Königs Max, im Januar 1853 Ranke für die Münchener Universität zu gewinnen, nach allen seinen Einzelheiten hin genügend. Der Versuch ist trotz der schmeichelhaften und dringlichen Einladung, trotz des in Aussicht gestellten hohen Einkommens und trotzdem König Friedrich Wilhelm IV. keinen persönlichen Druck im Gegensinn ausübte (was Ranke einigermaßen verschnupfte), noch im März gescheitert. Was aber weniger oder vielleicht noch gar nicht bekannt ist, enthüllt uns einer der frühesten und doch auch schon von reichlichem Selbstbewußtsein zeugenden Briefe des damals noch gänzlich unberühmten Ranke: nämlich seinen Versuch, dem preußischen Staate Valet zu sagen, um nach München zu kommen. Dieser Brief ist in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig. Erstens schon deswegen, weil er, der hiesigen kgl. Hof- und Staatsbibliothek gehörig und von dieser an auffallender und jedem leicht zugänglicher Stelle (im Cimeliensaal) öffentlich ausgestellt, doch noch nirgends gedruckt, ja nicht einmal auszugsweise verwertet worden ist; wenigstens ist mir innerhalb der ausgebreiteten Literatur über Ranke, die ich so ziemlich zu beherrschen glaube, keinerlei Spur davon begegnet. Zweitens ist der Brief aus inneren Gründen höchst wichtig.

Daß Ranke als Oberlehrer in Frankfurt an der Oder und in den ersten Jahren seiner Berliner Professur noch nicht der konservative Preuße gewesen ist, den etwa sein „Hardenberg“, sein „Friedrich Wilhelm IV.“ oder sein Briefwechsel mit Edwin v. Manteuffel atmen, das weiß jeder, der sich mit Rankes Entwicklungsgang nur etwas vertraut gemacht hat. Seine Abkehr vom Liberalismus, die namentlich durch den Abbruch des Verkehrs mit dem Varnhagenschen Kreise greifbar verdeutlicht wird, pflegt man

Digitized by Google

dem Einflusse Friedrichs v. Gentz zuzuschreiben — ob mit Recht oder Unrecht, das braucht hier nicht erörtert zu werden; jedenfalls ist Ranke nach der italienischen Reise ein ganz anderer als vorher. Aber daß er noch als Sieben-undzwanzigjähriger so radikal gedacht hat, wie das die folgenden Zeilen verraten, wird auch den Kenner überraschen.

Gewiß hat Ranke einmal (4. August 1819) an einen unbekannten Präsidenten einen beweglichen Protest gegen die grundlosen Verdächtigungen der Ultras gerichtet; gewiß hatte er sich vorher vorübergehend von Jahn begeistern, nachher von Görres erschüttern lassen; gewiß hätte er „in seiner Jugend (1827) das vorlaute Berlin mit dem behaglichen München vertauscht" (Dove) — aber daß ein Ranke so weit gegangen sein sollte, dem preußischen Staat einen Vertragsbruch vorzuwerfen, es „unerträglich" zu finden, in ihm länger zu wohnen, und daß er sich in dieser „Not" nach Bayern gesehnt habe, das hätte mit mir wohl niemand für möglich gehalten (man vergleiche z. B. Rankes drittes Diktat vom Dezember 1875, S. 47). Demnach bedarf auch Doves Aeußerung (in der A. D. B.): Ranke habe 1818 ohne sonderliche Gemütsbewegung oder irgendwelchen Vorbehalt der sächsischen Erde den Rücken gekehrt, um fortan „für immer" mit dem deutschen Großstaate zu verwachsen, einer entsprechenden kleinen Korrektur. Im übrigen bildet unser Brief im allgemeinen einen schlagenden Beleg für die Freuden der Reaktionszeit, und im besonderen eine willkommene Erläuterung zu dem bisher wenig beachteten Satz: „An (Ludwig) Döderlein habe ich vorm Jahr geschrieben, als ich das geistliche Edict nicht leiden wollte", der uns in Leopolds langem, an seinen Bruder Heinrich gerichteten Schreiben vom 22. Mai 1823 begegnet (S. W., 53/54, S. 114). Adressiert war er an den großen Münchener Philologen Friedrich Thiersch und lautet wörtlich folgendermaßen:

„Wohlgeborner, hochgeehrtester Herr Hofrath, Unsern Scheidingen [so!] an der Unstrut liegt das Städtchen Wiehe. Von daher nenn' ich mich Ihren Landsmann. Schon auf den Pförtnerischen Schulbänken neben Ihrem Bruder Bernhard[1])

[1]) Bernhard Thiersch aus Kirchscheidungen, geb 26. April 1793, gest. 1. September 1855, seit 1809 Schulkamerad Rankes in Schulpforta, bekannt als Dichter des Lieds „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?"

Digitized by Google

hört' ich oft Ihren Namen und begleitete seitdem Ihr Geschick und Ihre Schriften mit wachsendem Vertrauen. In diesem hab' ich schon oft, sey es über meine Ansichten homerischer Grammatik oder über die historischen Manuskripte der Münchner Bibliothek an Sie schreiben wollen: ich erröthete über die Zudringlichkeit und unterließ es: jetzt treibt mich die Noth mit einem größeren Anliegen zu Ihnen. Die Unterdrückung der Lehre und der Lehrer ist in preußischen [2] Landen mit dem Edict vom 12. April*) auf so hohen Punkt gestiegen, daß ein gewissenhafter Mann ihr entfliehen muß. Von meinen Studien in Leipzig hat mich dieser Staat zu einer Oberlehrerstelle an dem Gymnasium in Frankfurt an der Oder, mit 600 Thlr. für wöchentlich 20 Stunden berufen, die ich ins vierte Jahr verwalte. Er bricht aber den Vertrag, den ich mit ihm auf ein früheres Gesetz geschlossen. Wer hätt' es nicht seit 1819 vorausgesehen? Aber ich wollte eine lange, schwere und ernste Arbeit vollenden, die vielleicht in Entfernteren und Glücklicheren mir Freunde und Zutrauen erwecken könnte. Dies ist mir versagt. Nicht als ob ich in Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe verwickelt gewesen wäre, oder abgesetzt zu werden fürchten müßte, aber es ist unerträglich, in einem Staat zu wohnen, der den moralischen Grund, auf dem er ruht, unter seinen Füßen weghebt, und nun erst bestehen zu können meint. Er ist nicht wesentlich mein Vaterland: ich habe keine Verpflichtung gegen ihn. Darum und weil Sachsen mit meines Gleichen erfüllt ist, in anderen Ländern mir aber auch nicht einmal Landsleute wohnen, so hab' ich mein Auge auf eine der protestantischen Städte Bayerns geworfen — unter den übrigen nur auf München um der Bibliothek willen —, ob es möglich wäre, daß ich dort in eine der oberen Klassen eines Gymnasiums als Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte, oder in einem anderen leidlichen Verhältnis ein freyeres Daseyn gewönne. Gäbe es eine solche Möglichkeit, so hätten Sie, mein hochverehrter Herr [3] und Landsmann, um unserer Mutter Thüringens willen, die uns beyde geboren und erzogen, und um Deutschlands willen, das in seiner Zerstückelung den einigen Trost gehabt hat, daß wer hier flieht, dort aufgenommen wird, die große Güte wohl, mir davon eine Anzeige zukommen zu lassen. Das Studium meines Lebens ist die Geschichte der germanischen Nazionen, aber ich hoffe, Professor Lange in Pforta, der Professor Hermann, und vielleicht oder gewiß auch Poppo, durch dessen Bekanntschaft ich an diese Schule kam, würde Ihnen,

*) Preußische Kabinettsorder, das Verfahren bei Absetzung der Geistlichen und Jugendlehrer betreffend.

Digitized by Google

wenn der Fall da wäre und Sie wünschten's, solche Dinge von mir und meiner Alterthumskenntnis sagen, daß Sie es nicht bereuten, einem ganz Unbekannten die Hand gereicht zu haben. Ja wären den Baiern der Alten kundige Männer zur Belehrung ihrer Jugend willkommen, so wüßt' ich Ihnen noch Einen[3]) zu nennen, der jetzt bey uns in den mittleren Classen lehrt, eben so bereit, wie ich, diesen Staat zu verlassen.

Sind Sie wohl über so dringendes Gesuch bös? Ist doch das Vertrauen, das Sie genießen, Ihre eigne Schuld, und die Hauptveranlassung dieser Zeilen.

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener

Frankfurt a. d. O. am 28ten April 1822. Fr. Leopold Ranke, Dr. der Philos. Oberlehrer."

[3]) Gemeint ist ohne Zweifel der Dresdener Ferdinand Heydler.

(Nr. 106.)

Zu Herman Schells Todestage.

Schamröte flammt einem übers Gesicht, wenn man sehen muß, wie aus Kreisen, die sonst von christlicher Liebe triefen, dunkle Gestalten dem Grabe eines edlen Toten nahen, um selbst sein Andenken noch zu verunehren.

Der berühmte Würzburger Apologet Herman Schell, gestorben 31. Mai vorigen Jahres, soll nicht einmal im stillen Friedhof Frieden haben. Oder gleicht die Art, in der der Wiener Universitäts-Dogmatiker Ernst Commer, ein römischer Prälat, Anhänger des Thomas von Aquino, in seinem Pamphlet („Herman Schell und der fortschrittliche Katholizismus;[1]) ein Wort zur Orientierung für gläubige Katholiken") über den so jäh und zu früh hingerafften Würzburger Gelehrten herfällt, nicht durchaus einer frevelhaften Störung der Grabesruhe? Und ist es nicht eine Verunehrung des Andenkens eines teueren Toten, wenn man, wie Commer es tut, in einem Buche von 246 Großoktavseiten an Schells Person und Werk nicht einen guten Faden läßt?

Lediglich zur Orientierung für gläubige katholische Leser sei diese Schrift geschrieben worden, so sagt der Verfasser mit frommem Augenaufschlage; „zwingende Gründe sehr ernster Art"

[1]) Wien, H. Kirsch, 1907.

Digitized by Google

hätten ihn veranlaßt, sie zu veröffentlichen; denn der Name Schells sei dazu benutzt worden, den modernen deutschen Reformbestrebungen innerhalb der katholischen Kirche neuen Aufschwung und weitere Verbreitung zu geben. Ein katholischer Dogmatiker dürfe da nicht teilnahmslos zusehen, besonders in Oesterreich nicht, wo die Los von Rom-Bewegung im Gange sei. Der „Schell-Kultus" müsse auf seinen Wahrheitsgehalt geprüft werden; doch will Commer gütigst „zum voraus bemerken, daß er es nicht mit der Person des verstorbenen Gelehrten zu tun habe, sondern „daß er nur seine Schriften und die darin enthaltenen Lehren so objektiv, wie es der menschlichen Schwäche möglich ist, untersuchen wolle". Trotz dieses echt pharisäischen Vorbehalts spricht der Pamphletist aber die leise Drohung aus, daß er auch „private Mitteilungen", die ihm „sonst" zu Gebote stünden, benutzen könnte, wenn er wollte; aber „zurzeit" liege keine Veranlassung dazu vor. Man sieht, Herr Commer ist ein sehr lieber Herr! Er war, wie er in der Vorrede selber sagt, „ein Universitätsfreund" Schells und stand „bis zur Zensurierung seiner Schriften noch" im brieflichen Verkehr mit ihm. Seitdem aber war Schell für Commer offenbar einem Exkommunizierten gleichzuachten, mit dem er sich nicht mehr zu verkehren getraute — und all die fromme Denkungsart Schell gegenüber hat sich nun in gärend Drachengift verkehrt.

Das Buch umfaßt elf Kapitel. All die Wut, die sich in Commer gegen Schell angesammelt, gibt er in Form einer Widerlegung von sich, welche gegen die in der Universitätskirche gehaltene Trauerrede des Würzburger Kirchenhistorikers Sebastian Merkle vom 11. Juni 1906 Stellung nimmt („Auf den Pfaden des Völkerapostels", Mainz, 1906). Da wird nun mit Aufwand aller möglichen und unmöglichen, dogmatischen und undogmatischen, philosophischen und unphilosophischen Verdrehungskunst nachzuweisen versucht, wie schwer sich Merkle geirrt, indem er zwischen Schell und Paulus eine Parallele zog, wie temerär, ja fast häretisch überhaupt solches Unterfangen sei und daß dem beinahe gänzlich unkatholischen Schell weder „spekulativer Tiefsinn", noch „Ursprünglichkeit und Kühnheit des Gedankens", noch „Höhe des Standpunktes und Weite des Blickes", noch wahrhaft „christliche Begeisterung und apostolischer Freimut" nachzurühmen sei.

Was Commer hier auf 122 Seiten zu bieten wagt, ist in Wirklichkeit keine Widerlegung der Rede Merkles, ist auch keine wissenschaftliche Würdigung des Schellschen Geistesganges — dazu fehlt ja einem so total rückständigen Neuscholastiker jegliche Be-

Digitized by Google

fähigung —; vielmehr stellt sich die Kritik der Schellschen Werke dar als ein jämmerliches, bosheitstrotzendes Zerrbild Schells und seiner Gedankenwelt. Dies wirkt um so greller, als Prälat Commer in seiner Schrift nichts aus eigenem bringt, sondern nur von der Arbeit derer zehrt, die schon früher gegen Schell aufgetreten sind: von dem Dominikaner Albert M. Weiß („Die religiöse Gefahr" 1904) oder von dem unvermeidlichen Oberscholastiker Dr. Gloßner oder von Jesuiten-Zensoren wie Pesch und Stufler und endlich von einem Schotten namens John A. Bain („The New Reformation. Recent Evangelical Movements in the Roman Catholic Church", Edinburgh 1906), welcher ebensowenig imstande ist, die gegenwärtige katholische Bewegung zu würdigen wie Commer selbst.

Commers dogmatische Befangenheit wendet sich in dem genannten Buche nicht bloß gegen Schell, er gießt die volle Schale seines Zornes auch aus über seinen Vorgänger an der Wiener Fakultät, Albert Ehrhard, über den verewigten Kraus und die Spektatorbriefe, über den gesamten „Reformkatholizismus", über die Kraus-Gesellschaft, über das „Zwanzigste Jahrhundert" und die „Renaissance" Dr. Jos. Müllers — niemand und nichts findet bei ihm Gnade, was nicht in das Prokrustesbett der Jahrhunderte zurückliegenden Scholastik sich zwängen läßt. Dabei entpuppt sich Commer als ein verbissener Feind aller modernen Kulturgüter und ganz besonders als unerbittlicher Verächter der deutschen Philosophie seit Kant, der deutschen Bestrebungen innerhalb des religiösen, nichtpolitischen Katholizismus. Diese wirken auf ihn wie das rote Tuch auf den Stier. Commer ist durch und durch undeutsch, vermag die modernen Fragestellungen und religiösen Probleme nicht einmal annähernd zu empfinden und verdammt jeden, in erster Linie den weitblickenden Herman Schell, der sich dem Gedanken hingibt, eine Harmonie herzustellen zwischen Christentum und modernem Denken.

Und da wundert sich Commer noch über die österreichische Los von Rom-Bewegung, und erkennt den Grund derselben immer noch nicht in der geistigen Rückständigkeit und in dem klerikalen Hysterismus weiter Kreise, welche die Führung der Laienwelt und das alte scholastische Leitseil um keinen Preis aus der Hand lassen wollen! Nach solchen literarischen Leistungen eines Universitätsprofessors begreift man den Antrag der Prager Studentenschaft, der die Beseitigung der katholisch-theologischen Fakultät von der Universität forderte. Diese Forderung wird erst dann verstummen, wenn die Theologie sich aufschwingt, eine wirkliche Wissenschaft zu werden und wenn sie die Pfade eines

Digitized by Google

H. Schell, Fr. Xav. Kraus und Ehrhard betritt. Letzterer sagt: „Alle Wissenschaft ist nur so lange eine lebendige Macht, als sie die Fähigkeit besitzt, die an sie herantretenden neuen Probleme wahrzunehmen und an deren Lösung energisch und zielbewußt zu arbeiten.“ Wenn die Theologieprofessoren à la Commer an den katholischen Fakultäten bloß „tradieren“ wollen, was das Mittelalter wußte, dann passen sie überhaupt nicht mehr in einen neuzeitlichen Universitätsorganismus hinein! (Vgl. „Internationale Wochenschrift“, Beigabe zur Allgemeinen Zeitung, 25. Mai 1907, S. 232 ff.)

Herman Schell stand in der ersten Reihe derer, die das längst einsahen. Daß er die neue Zeit verstand und ihr entgegenkam — darin liegt das große Verdienst dieses hervorragenden katholischen Gelehrten. Sein Verdienst wird durch Leute wie Commer um nichts geschmälert. Schells Andenken wird uns unauslöschlich und stets verehrungsvoll bleiben, was auch immer Schmähsucht und Mangel an Verständnis ihm antun mögen. Wer den Mann kannte und jahrelang mit ihm persönlich verkehrte, der muß mit Unwillen das Commersche Pamphlet und dessen undeutsche Insinuationen zurückweisen. Schells Grab im Würzburger Friedhof und sein Denkmal in den Herzen seiner dankbaren Schüler und verständigen Leser soll unversehrt bewahrt sein. Er war treu seiner Kirche bis in den Tod und treu den hohen Zielen echter Wissenschaft: Drum legen wir, da der Tag seines plötzlichen Todes und seines Begräbnisses sich jährt, mit stummer Trauer und lauter Bewunderung den Lorbeer der Ehre und des unzerpflückbaren Ruhmes an seinem stillen Grabe nieder.

Dr. W. W.

(Nr. 107.)

Neue Literatur und Forschung über Henrik Ibsen.

In der Vorrede des 10. Bandes von Ibsens sämtlichen Werken, in dem Briefband, steht folgende Bemerkung (S. XVI): „In einer Beziehung freilich enthalten diese Briefe eine fürs erste unausfüllbare Lücke, in der Frage des Herzenslebens. Dieses Tor zu entriegeln, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen.“

Fräulein Bardach scheint anderer Meinung. Ibsen war kaum gestorben, so ließ sie einige Briefe herausgeben,

Digitized by Google

die er an sie geschrieben, nachdem er sie 1889 in Gossensaß kennen gelernt. Die Allgemeine Zeitung hat von dieser Veröffentlichung schon gesprochen. Hier mag betont sein, daß die Briefe uns über das Werden der Thea Elvsted in Hedda Gabler, die unbekümmert um das, was die Leute sagen, Ejlert Lövborg retten will und vor allem über das der Hilde Wangel in Baumeister Solneß neue Aufschlüsse geben. Es ist spannend, zu sehen, wie das Erlebnis Emilie Bardach in Ibsen nachwirkt, wie er sich das Mädchen in immer neuer Umgebung, unter der Einwirkung neuer Erlebnisse vorstellt, wie es ihm dadurch zu einer eigenen dichterischen Gestalt wird, und er nun, damit dieser dichterischen Gestalt nicht die wirkliche störend und allzu irdisch in den Weg trete, diese bittet, mit den Briefen aufzuhören. Die wenigen Briefe hätte man später unauffällig, zu einer Zeit, in der sie als Sensation nicht wirken konnten, mit gleichartigen anderen und von einem feinfühligen Ibsen-Kenner erklärt, herausgeben sollen. Leider wählte man ein sehr entgegengesetztes Verfahren. Man kündigte sie zuerst überall mit geschwätziger Reklame an und machte dann aus ihnen ein eigenes Büchlein, zusammen mit einem Essay von Georg Brandes über Ibsen; dessen Schwerpunkt sind wieder einige, besonders für das Verständnis von Hedda Gabler wertvolle, aber für mein Gefühl wenigstens indiskrete Miteilungen. Und das Ganze schmückte man dann mit einigen Bildern von Ibsen selbst, seinem Geburtshaus, seinen Wohnungen in München und Christiania, von Gossensaß und zum Schluß — von Fräulein Bardach und Georg Brandes. Von den vielen bitteren Gefühlen, die diese Art des Publizierens weckt, erscheint mir dies als das bitterste, daß Georg Brandes sich dazu hergab, derselbe Mann, den Ibsen durch jahrelange Freundschaft und durch seine schönsten Briefe auszeichnete.

Aber Brandes hat bereits einen Genossen seiner Handlungsweise gefunden: John Paulsen (Erinnerungen an Henrik Ibsen, Berlin, S. Fischer, 1907). Dieser war ein Freund von Ibsens Haus, und der Dichter hat sich, wie die Briefe (X, 252, 277) zeigen, seiner väterlich angenommen, ihm für seine Studien gute Ratschläge erteilt und ihm ein Stipendium erwirkt. Der Dank war dies Erinnerungsbuch; wie es ausfiel, können sich alle die leicht vorstellen, die Paul Heyses Abwehr in diesen Blättern lasen. Ibsen hat

Digitized by Google

Paulsen gewiß manches feine und aufschlußreiche Wort über sich und sein Drama zu kosten gegeben; aber das Gute und Wertvolle glitt an diesem Hörer ab. Was er bringt, sind fast alles Nichtigkeiten, manchmal amüsant und mit hübscher novellistischer Begabung vorgetragen, dann aber haben sie meist mit Ibsen keinen Zusammenhang. Einmal erscheint der Dichter sogar als sentimentaler Held in einer rührsamen Liebesgeschichte. Als solcher ist er, soviel ich weiß, im Leben niemals aufgetreten. Oder wer traut ihm zu, daß er zu einer Frau, die er liebte, als sie und er jung waren und von der er fortlief, als er ihren Vater, mit einem Stock bewaffnet, nahe kommen sah, und die er dann nach langen Jahren wiederfand —, daß er ihr also beim Abschied sagte „Du bist und bleibst die Alte, Mütterchen; Gott segne dich!" S. 121, Paulsen).[1]) Weit öfter aber sind die Mitteilungen überflüssiger Klatsch, mitunter auch die Aeußerungen eines Mannes, der nicht recht verwinden konnte, daß Ibsen ihm gegenüber oft in etwas spöttischer Ueberlegenheit den Schulmeister spielte. Vielleicht hat er aber durch sein Benehmen den Dichter dazu gereizt. — Nur eins kann ich an den Erinnerungen dankbar anerkennen: die Verehrung und Liebe für Frau Ibsen. Was vorher nur wenige Vertraute des Dichters wußten, wird durch Paulsen auch uns bekannt: Gewiß war Frau Ibsen herb und nach außen hart und rauh, sehr schwer zugänglich, in ihren Worten, ohne daß sie es wollte und wußte, leicht verletzend, dem Mann gegenüber ebenso wie anderen. Im Grunde aber besaß niemand ein tieferes Verständnis und tiefere Bewunderung für Ibsen als sie. Ihr hat er all seine Dramen, sobald sie fertig waren, als erster vorgelesen. Paulsens Mitteilungen finden nun die schönste und liebreichste Ergänzung durch den bekannten Ibsen-Herausgeber Julius Elias, dessen „Christiania-Fahrt" (Neue Rundschau, Dezember 1906) nach den unwillkommenen Eindrücken, die wir eben feststellen mußten, eine wohltätige Erholung sind und sich gerade durch ihren Takt und ihre Zurückhaltung auszeichnen. Hier klingt eine reine und schöne Freundschaft auch rein und schön aus.

[1]) Derselbe Paulsen merkt Seite 108 nicht einmal, obwohl Ibsen es ganz deutlich gesagt, daß diese Rikke Holst die Eline in Frau Inger auf Oestraat ist. Einen zuverlässigen Bericht über Ibsen und Rikke Holst gibt Elias' Neue Rundschau, Dezember 1906, S. 1461.

Digitized by Google

Unter der Flut der Nachrufe, die nach Ibsens Tod die Zeitungen und Zeitschriften überschwemmten, sind doch einige, die man der Vergessenheit entreißen möchte. Vor allem der von James Huneker in „Scribner's Magazine (September 1906, S. 351 ff.).[2]) In Amerika muß man freilich über Ibsen manches sagen, was in Deutschland niemand mehr zu sagen braucht. Immerhin betont Herr Huneker in sehr glücklichen und treffenden Worten, daß Ibsen niemals als Prophet gelten und auch niemals Orakel spielen wollte. Er sei dramatischer Dichter und nur das. Der Schöpfer eines Mikrokosmus, eines vielfältigen Lebens, das in sich widerspruchsvoll sein müsse, eben weil es Leben sei. Er zeige die Wahrheit ohne Lachen, ohne göttliche Ueberlegenheit und auch ohne Mitleid, genau wie sie wäre, und so, daß wir nicht gleichgültig bleiben können, sondern zum Mitdenken und Mitfühlen gezwungen werden.

Man solle auch nicht immer über Ibsens Gefährlichkeit Wehe rufen. Der Dichter sei nicht mehr und nicht weniger gefährlich, wie jeder starke Denker, für schwache Menschen nämlich. Und dann müsse man sich jedesmal von neuem hüten, die Ansichten, die Ibsens Menschen äußern, mit den Ansichten des Dichters gleichzusetzen oder gar ihn dafür verantwortlich zu machen. Nora zum Beispiel sei ebenso wenig eine Aufforderung an andere Frauen, Mann und Kinder zu verlassen, wie Othello eine Aufforderung an eifersüchtige Männer, ihre Frauen umzubringen.

Wie notwendig solche Warnungen sind, zeigt sofort ein Büchlein, das kaum eine andere Bedeutung als die eines Nachrufes hat, wenn es auch gerne länger leben möchte und sich uns mit einer ziemlich pomphaften Ankündigung in den Weg stellt: Das Büchlein von Dr. Wilhelm Hans, „Schicksal und Wille“ (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1906). — „Ibsen als Erzieher und

---

[2]) Ich nenne außerdem den Nachruf von Helene Raff in der Täglichen Rundschau vom 26. Juli 1906, Unterhaltungsbeilage Nr. 173. Er enthält sehr hübsche gelegentliche Aeußerungen aus Ibsens Gesprächen. Erwähnt seien auch Collin, Gedächtnisrede auf Henrik Ibsen, Gießen 1906. — Gran, Zukunft vom 16. Februar 1907. — Hermann Bang erzählt in seinen Erinnerungen an Ibsen persönliche Erlebnisse mit dem Dichter in hinreißender Schilderung; seine Mitteilungen über eine Aufführung des Baumeister Solneß in Christiania bleiben ganz unvergeßlich.

Digitized by Google

Befreier der Persönlichkeit darstellend, ist dies Buch zugleich ein wertvolles Ibsen-Brevier," sagt die Ankündigung auf dem Umschlag. Auch also der arme Ibsen wurde zu einem Brevier verarbeitet! Gerade er, dessen Aussprüche niemals absoluten Wert haben, niemals seine unveränderliche Meinung darstellen, niemals Aphorismen sein sollen — die doch eine kleine abgeschlossene und stachelige Welt für sich sind — die Aeußerungen in seinen Briefen und Reden nicht und erst recht nicht, um es zu wiederholen, die Aeußerungen seiner Menschen in seinen Dramen. Natürlich mocht der Verfasser nirgends einen ernsthaften Versuch, gerade den subjektiven Wert dieser Aeußerungen und die Grenzen ihrer Geltung zu bestimmen, er holt aus einer niemals chronologisch geordneten Reihe von Werken, Briefen und Reden eine Anzahl von Aussprüchen über Beruf, Dichtung, Politik, Ehe, Gesellschaft, Ideale, Vorurteile usw. heraus, die er, ohne jemals einer Entwicklung in ihnen nachzuspüren, durch einige Zwischenbemerkungen locker verbindet. — Aber nun will ich anerkennen, was ich anerkennen kann. Diese disjecta membra poetae bleiben immer noch membra poetae und erfreuen uns, so nackt und kahl sie dem auch erscheinen, der ihre Zusammenhänge kennt, trotz allem. Es finden sich auch manche unbekanntere aus Jugendwerken darunter, so daß der, der von Ibsen wenig kennt, hier und da doch einen Gewinn aus dieser Zusammenstellung haben wird, die, wie ich gern zugebe, von dem ehrlichen Willen eingegeben ist, der Sache Ibsens zu dienen.

Denselben ehrlichen Willen muß ich einer anderen kleinen Schrift nachrühmen: Erich Holm, „Henrik Ibsens politisches Vermächtnis" (Wiener Verlag, 1906). Dem hat es der Symbolismus Ibsens angetan, und zwar der Symbolismus der Altersdramen.

Die Symbole bei Ibsen haben auf viele eine verführerische Macht wie alles Rätselhafte. Oft machen sie uns ratlos, weil man sie niemals in allen Einzelheiten deuten kann und es unentscheidbar bleibt, was in ihnen wirkliche und was übertragene Bedeutung haben soll. Dann erscheinen sie wieder bald gar zu ausgeführt, bald zu starr und unbeweglich. Darin ähneln sie den Vergleichen der alten Dichtung der Skalden. Wer nun ihre Bedeutung erspüren will, der muß die Symbole in den einzelnen Dramen behut-

Digitized by Google

sam prüfen und vergleichen, vor allem darf er „Brand“ und „Peer Gynt“ nicht übersehen. Er muß auch die Aeußerungen des Dichters über seine Symbole vorsichtig befragen und deuten, denn Ibsen selbst gibt auch hier über sich die interessantesten Aufschlüsse.

Der Habicht etwa im „Brand“, der die wilde Gerd bis in die höchsten Höhen verfolgt, den sie, obwohl sie immer nach ihm zielt, nie erlegen kann, bis sie ihn zum Schluß, als der todwunde Brand sich zu ihr hinaufschleppt und bei ihr ist, endlich trifft, dabei aber eine Lawine herablöst, die den Brand unter sich begräbt — über die Bedeutung dieses Habichts ist kein Zweifel mehr; es ist die raubgierige Selbstsucht, die den Menschen, wie sehr er auch vor ihr fliehen mag, bis in die abgelegensten Stätten seines Wesens verfolgt und die, wenn er sie endlich überwunden, ein anderes, ungleich kostbareres Opfer fordert. Es fällt nun auf, daß dieses Bild des Raubvogels und des wilden Vogels bei Ibsen auch in manchem anderen Drama erscheint, aber immer anders variiert: die „Wildente“ ist ein angeschossener wilder Vogel, doch hat er seine Herkunft und Freiheit längst vergessen, plätschert gern im Waschtrog, anstatt daß er in Seen schwimmt, frißt sich an der guten Nahrung auf der Bodenkammer satt und ist ein Bild bald Hjalmar Ekdals, bald seines Vaters. John Gabriel Borkman nennt sich einen angeschossenen Auerhahn, Rubek in „Wenn wir Toten erwachen“ ruft seiner Maja, als sie Raubvögel schießen will, höhnisch zu, die Begabung habe sie, anderen eins in die Schwingen zu versetzen, und Solneß nennt Hilde seinen Raubvogel.

Aehnliches wie der Habicht bedeutet der große Krumme in „Peer Gynt“: die menschliche Feigheit, Schwäche und liebloseSelbstsucht, die niemals die Folgen ihrer Taten tragen will, tausend Entschuldigungen für sich weiß und immer um die Dinge und um die Wahrheit, sich vor sich selbst versteckend, herumgeht, niemals mitten hindurch. Anders gesehen, sind diese Eigenschaften ein Gemisch von weibischer Schwäche und tierischer Grausamkeit; darum auch einer Sphinx vergleichbar. Das ist die Lösung des Rätsels, daß die Sphinx den Peer Gynt an den großen Krummen erinnert. Denn es gilt ja für den ganzen vierten Akt dieses Schauspiels — Ibsen selbst sagt es an verschiedenen Stellen deutlich genug —, daß die Welt in der Fremde und ihre Menschen

Digitized by G

auch nicht besser sind als die vielgescholtene Heimat und daß Peer Gyni darum dort viel erleben muß, das seinen Erlebnissen bei seinen Landsleuten sehr ähnlich sieht. In der Heimat kämpft er mit den Trollen, in der Fremde mit den Affen, beides spukhafte Ausgeburten nationaler Unselbständigkeit, Beschränkung und Aberglaubens, und darum auch mit Peer Gynt selbst verwandt. In der Heimat ist der Troll sich selbst genug, in der Fremde suchen die Tollen im Tollhaus einen Inhalt für das eigene Selbst und dessen Nichtigkeit, und weil sie ihn nicht finden können, indem eben nichts da ist, werden sie wahnwitzig.[3])

Ibsen spricht auch darum zu uns in Symbolen, weil manche tiefe Lebens- und Wesens-Bedingung nicht durch Worte ausgedrückt werden kann, sondern höchstens durch Bilder sich erahnen läßt.. Die Symbole hängen mit der tiefsten Art seiner Menschen innerlich zusammen, sind nicht etwa, wie Otto Erich Hartleben in seiner gelungenen Parodie Der Frosch es behauptet, erst von ihnen künstlich geschaffen worden, nicht ein Netz, das sie sich selber verfertigen und dann über sich zusammenziehen. Dann darf man wieder nicht vergessen, daß Ibsens Menschen manchmal dadurch, daß sie nicht natürlich, sondern in Bildern sprechen, sich selbst charakterisieren sollen. Zum Beispiel ist es nicht ohne Bedeutung, daß gerade Gregers Werle immer wieder von der Wildente spricht und nicht aufhören kann, diesen Vergleich auszuführen und Hjalmars Existenz mit der der Wildente zu vergleichen. Hier spricht wieder nicht der Dichter, sondern die sonderbare, sich so klug dünkende, im Grunde so traurig weltfremde Art von Gregers Werle soll sich durch solche sonderbaren Reden manifestieren.

Mit Erwägungen dieser Art beschwert aber Erich Holm sein Büchlein nicht. Er deutet munter nach seinem Geschmack darauf los, und das Ergebnis wird denn auch danach. Im „Baumeister Soneß" ist Hilde das Kind der französischen Revolution, Ragnar Brovik, der von Solneß Niedergehaltene, ist der Sohn des vierten Standes.

---

[3]) Ich möchte hier doch auf das Buch von Dr. Otto Weininger, „Ueber die letzten Dinge", Wien und Leipzig 1904, hinweisen, das durch eine Arbeit über Henrik Ibsen und seine Dichtung „Peer Gynt" eingeleitet wird: Ein seltsames Durcheinander überraschend richtiger Erkenntnisse und ganz abstruser Ideen.

Digitized by Google

In „Klein Eyolf" sind die Krücken des untergegangenen Kindes die Krücken der Moral. Allmers Höhengang in der Einsamkeit der Berge ist nichts anderes als die Entwicklung des Geisteslebens im 19. Jahrhundert. Der Streit zwischen Allmers und Rita ist der Weltstreit zwischen beiden Geschlechtern, und so sprudeln die Deutungen erbaulich weiter. Das Ganze ist nur ein Kuriosum der Ibsen-Literatur. [1])

[1]) Auch ein wohlmeinendes Büchlein, aber ganz überflüssig, ist das von Hanns Albrecht, „Frauencharaktere in Ibsens Dramen", Leipzig 1907, Otto Wigand. — Im Wollen tiefer und nicht ohne das Bemühen, die Probleme zu erfassen, ist die Studie von Kurt Singer „Ist Ibsen theatralisch?" (Dresden, E. Pierjons Verlag). Aber es scheint mir, als sei diese Studie durchaus unfertig und warum sie gedruckt wurde, weiß ich erst recht nicht. Ich gebe einige Proben vom Deutsch des Verfassers: „Weit mehr Menschenentwicklung bringt das Bild der freigedeckten Psyche, als etwa das Drum und Dran äußerlicher Vorgänge im Erlebnisgange eines Menschenpaares." — „Wer sich aber nicht zu der Einsicht durchringen kann, daß die Gesetzmäßigkeit in der Psychologie der Ibsen-Bühnenmenschen ein Bild widerspiegelt, das gerade im Brennpunkt aller außertheatralischen, rein menschlichen Ausstrahlungen des modernsten Lebens steht, der kann sich entweder nicht in die geistige Größe jener Menschen hineindenken, oder versucht seine Unfähigkeit, in die dichterische Sphäre zu rücken, mit einer billigen Ablehnung zu decken." — Die Aehnlichkeit zwischen Hilde in Baumeister Solneß und der Rebekka West in Rosmersholm, die entdeckt zu haben der Verfasser so stolz ist, hat Reich in seinen Vorlesungen über Ibsens Dramen längst gesehen.

München. Friedrich von der Leyen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nr. 106.)

Ein Besuch in der Wiener Ausstellung „Das Kind".

Von Dr. Anna Schapire.

Wien hat im März einen Kinderschutzkongreß gehabt, der in wissenschaftlicher Weise die einschlägigen Fragen behandelte Schon damals war auch von einer Ausstellung die Rede, die sich mit „dem Kinde" beschäftigen sollte, in der zweiten Plenarversammlung bat ein Redner bereits um Unterstützung und Zuspruch. Harmlose Leute fragten allerdings, warum beide Ver-

anstaltungen nicht gleichzeitig stattfanden. Was sollte man sich unter einer Ausstellung „Das Kind" vorstellen, graphische Darstellungen, statistische Tabellen. Dergleichen Dinge hätte man in einem Nebenraum des Kongresses prächtig unterbringen können und sie hätten Interesse gefunden. Oder, nun ja, eben oder.

Man wollte eine große Ausstellung; man machte ein Ehrenpräsidium, ein Ehrenkomitee, ein Damenkomitee, ein Junge Damenkomitee, Gruppenkomitees, ein artistisch-technisches Komitee, ein Preßkomitee, ein Direktionskomitee, einen Festausschuß und, man stellte endlich eine Gruppe offizieller Delegierter zusammen, die Behörden und Vereine schickten. Die Namen nehmen im offiziellen Katalog der Ausstellung 60 Seiten ein. Und dann wählte man die Rotunde als Ausstellungslokal. Die Rotunde ist ein Riesenbau, der im Prater von der österreichischen Weltausstellung zurückblieb, um ihn zu füllen, muß ein Massenaufgebot gemacht werden. Auch dafür wurde gesorgt.

In der Mitte wurde ein Jugendspielplatz errichtet, auf dem die verschiedenen Schulen an freien Nachmittagen Turn- und Musikübungen aufführen, ringsherum Cafés und Restaurants dicht aneinander gedrängt in bunter Reihe. Auch eine große Musikkapelle ist da. Natürlich, wenn man das Publikum eine halbe Stunde hinter die Stadt hinauslockt, muß man auch für Speise und Trank und Zerstreuung sorgen. Ob diese Dinge gerade im Mittelpunkte liegen müßten, so daß das Auge des Besuchers sofort von ihnen abgelenkt wird, ist wohl eine andere Frage.

Die eigentliche Ausstellung zerfällt in einen inneren und äußeren Rundgang. Das Publikum beginnt selbstverständlich mit dem inneren, man macht überhaupt erst ziemlich spät, nachdem Augen und Füße bereits ermüdet sind, die Entdeckung, daß der äußere existiert. Was bietet der innere? Im Eingang die üblichen Schreib- und Auskunftsräume, dann zwei riesige Nischen, dessen Wände in künstlerischem Schmuck prangen. Man hat zu diesem Zwecke sämtliche Kinder-Genrebilder, die in Europa um 70 und 80 herum gemalt wurden und die das süßlichste Zeug jener süßlichen Zeit sind, zusammengerafft, und sie wahllos in Reproduktionen an die Wand gehängt. Sie sind verkäuflich.

Wir suchen weiter. In diesem inneren Rundgang sind die Glaskästen dreier Schulen ausgestellt. Die eine, eine Fachschule für Stenographie und Schreibmaschine für Mädchen, stellt einige Prüfungsarbeiten von Schülerinnen aus, sehr saubere Schreib-

Digitized by Google

maſchinen- und Stenographiehefte, die über Methode uſw. natürlich gar nichts ausſagen, einige Dankſagungen ſehr dankbarer Eltern und ſechs- oder achtmal eine Anſichtskarte mit dem Bilde der Direktorin. Ein Mädchenlyzeum gibt überhaupt nur ein paar Abbildungen von Schul- und Eßräumen, eine Haushaltungsſchule gibt Programme, Photographien und in einem Kaſten Näh- und Modiſtinnenarbeiten der Schülerinnen. Weiter ein paar Tiſche des öſterreichiſchen Schulmuſeums: ausgeſtopfte Tiere, Abbildungen von Tieren, lebende Tiere in kleinen Aquarien, alles ſehr hübſch, aber für den Teil des Publikums, der weder lehrt noch belehrt wird, offenbar nicht von großem Intereſſe. Dazwiſchen hat der Wiener Tierſchutzverein ſeinen Pavillon aufgeſchlagen. Eine große Menge friſcher Blattpflanzen und in der Mitte der Mauer ein erbaulicher Spruch:

Erbarmen ſei ins Herz geſchrieben
Ihr Eltern, früh ſchon eurem Kind.
O! lehret es die Tiere lieben
Die ja wie Kinder hilflos ſind.

Davor ein großer Tiſch mit roter Decke, deſſen Zweck nicht einzuſehen iſt, da er vom Publikum durch eine dicke Plüſchſchnur abgetrennt iſt. Auf dem Tiſch liegt ein Terrakottahändchen mit dito Knaben, zu beiden Seiten der Blattpflanzen ſind an den Wänden die Plakate des Vereins angebracht. In den Blattpflanzen iſt überdies noch ein Futterhäuschen angebracht. Schlicht, aber eindringlich.

Im Katalog ſteht dazu „Darſtellung des Verhältniſſes des Kindes zum Tiere“.

Auch der Verband der Poſtkarten-Intereſſenten in Oeſterreich hat zwei lange Wände belegt, „die Anſichtskarte als Erziehungsmittel für das Kind“ prangt über jeder in goldenen Lettern. Man hat hier die Anſichtskarten in Gruppen geteilt und jede in einen flachen Glaskaſten geſteckt: Landeskunde, Trachten, Heerweſen, Wappenkunde, Pflanzen, berühmte Perſönlichkeiten, das Kind! Den Reſt, und es ſind etwa fünf Sechſtel des gewaltigen Rundgangs, hat man Firmen überlaſſen. Dabei waltete offenbar das Prinzip: erlaubt iſt, was bezahlt wird. Neben Kindermilch, Kindermehl und Kinderpuder, Schönheitsmittel, Hutnadeln und Friſierlocken für Damen, bosniſche Stickereien und Patentſchlafmöbel. Freilich fehlen auch Patent-Kinderſtühle und Gehſchulen nicht. Auch einige eingerichtete Kinderzimmer ſind zu ſehen; in einem ſehr hübſchen, mit Möbeln aus weißlackiertem Holz, ſteht in der Mitte ein kleiner runder

Digitized by Google

Tisch und auf ihm ein Anker-Steinbaukasten, der fast die ganze Fläche einnimmt. Preisfrage: wo baut das Kind? Ein Knaben-Studierzimmer unterscheidet sich nur durch die Kleinheit der Möbel von einem eleganten Herrenzimmer. Dazwischen hat eine große Wiener Firma einen gedeckten Eßtisch aufgestellt, vielleicht soll er das Arrangement einer Kindergesellschaft darbieten, und eine andere hat eine Damengruppe in Frühjahrskleidern zwischen grünen Pappelbäumen placiert. Hier ist der Zusammenhang weniger klar.

Dabei scheint man hier nach dem modernen Anschauungsunterricht vorzugehen. Eine Firma von Weltruf, deren Kindernährmittel allbekannt ist, hat eine ganze zärtliche Familiengruppe in Wachs aufgestellt. Eine elegante Mama im weißen Negligee reicht einem strahlenden, strampelnden Bébé in einer ebenso eleganten Wiege sein Fläschchen, und in einem Kinderstühlchen sitzt ein gleichfalls strahlendes größeres Kind und ißt seinen Brei. Eine andere Firma, die Lebertranschokolade ausstellt, zeigt in zwei Bildern, wie die Kinder früher zum Lebertran gezwungen wurden und wie sie jetzt darum betteln.

Knusperhäuschen, Bonbon- und Pfefferkuchentische, ein fünfzig Heller-Basar fehlen auch nicht. Vorüber, vorüber.

Wir kommen in den äußeren Rundgang. Der Anschauungsunterricht wird fortgesetzt.

Einige Wohltätigkeitsvereine haben an dem Eingang ihrer Pavillons Puppen aufgestellt: „Vor und nach der Aufnahme", das heißt man hat eine Puppe mit sauberen Kleidchen geschmückt und ihre Perücke glatt gestrichen, einer zweiten machte man die Backen schwarz und steckte sie in zerrissene Röckchen. Ein Verein zur Speisung armer Schulkinder hat ein paar Puppenstuben ausgestellt; auf kleinen Schulbänkchen hocken kleine Kinder und essen mit zinnernen Löffelchen aus kleinen Holztellerchen. Ein Herr Lehrer paßt auf, eine Dame steht in der Mitte mit einem Zwicker auf der Nase und paßt gleichfalls auf, eine zweite bringt das Markenbuch, ein kleines Mädchen in hellem Kleidchen hilft bei der Speisenverteilung, offenbar eine Verkörperung der edlen Humanitas. Rückwärts in beträchtlicher Höhe hängen Tabellen, die das Wachstum des Vereins beleuchten, sie sind ungeschickt angebracht und niemand beachtet sie.

Sehen wir einmal von allen Puppen und Puppenstuben ab, was bringen die Vereine sonst, und es sind vorwiegend Vereine, die ausstellen, Vereine zur Erziehung, Speisung, Beaufsichtigung usw. von Kindern, bald aus freier Wohltätigkeit wirkend, bald

Digitized by Google

gegen entsprechendes Entgelt. Modelle von Gebäuden, Photographien und Schülerarbeiten.

Wenn man diese Abteilung betrachtet und ebenso die daran anschließende Ausstellung Wiener Schulen durchgeht, könnte man auf den Gedanken kommen, Zeichnen und Handarbeiten seien die wichtigsten Unterrichtsfächer für unsere Kleinen, daneben etwa noch Buchbinderei und Laubsägearbeiten. Viel anderes ist an Arbeiten nicht zu sehen. Mitunter dazwischen ein sauberes Paket Rechen- oder Deutschhefte, das man nicht immer öffnen kann. Andrerseits findet man einige Räume voller Lehrmittel, sie sind vom österreichischen Schulmuseum ausgestellt, vom k. k. Schulbücherverlag und der österreichischen Lehrmittelanstalt.

In der Abteilung für Jugendschriften liegen ein paar zugeklappte Bücher in geschlossenen Glaskästen, man sieht höchstens die Titel, und die merken sich die Leute nicht. In einer Glasvitrine, die wir sahen, war übrigens die ganze untere Hälfte mit verschiedenen Nummern der „Wiener Mode" ausgefüllt.

Dann kommen die Vereine und Spitäler für kranke Kinder, Abgüsse in Gips von verkrüppelten Füßen, Photographien lupuskranker Kinder, Apparate für verkrüppelte Kinder, Spitalbettchen. Dem Publikum gruselts und es geht weiter. In einem geschmackvoll lila und weiß dekorierten Pavillon findet es die photographischen Abbildungen sämtlicher österreichischer Besserungsanstalten, wohlgemerkt Abbildungen der Gebäude. Mitunter steht auch auf so einem Bilde eine Gruppe von Knaben in militärischer Haltung.

Das Land Niederösterreich hat übrigens auch in einem eigenen Pavillon Modelle seiner Anstalten für kranke Kinder, Waisenanstalten, Tageserholungsstätten usw. ausgestellt, und die Stadt Wien hat gleichfalls in einem eigenen Pavillon ein Musterschulzimmer und ein ebensolches für Kinderkrippen aufgestellt und in einem Seitenflügel des gleichen Pavillons hat die Zentral-Sparkasse ihren Sitz aufgeschlagen. Ob der Zusammenhang ein sehr enger ist, bezweifeln wir. Vielleicht finden wir die Kausalreihe eher, wenn wir an die eifrige Propaganda denken, die der Wiener Magistrat jetzt für sein Heimsparkassensystem macht. An einer Außenwand des gleichen Pavillons an einer recht dunklen Stelle hat der Magistrat graphische Darstellungen über Kindersterblichkeit, Ehelichkeit und Unehelichkeit angebracht. Man würde sie gern näher ins Auge fassen, wenn ein Stuhl in der Nähe wäre. Aber der Stuhl fehlt.

Das gleiche gilt von allen übrigen Veranstaltungen, die an das wissenschaftliche Interesse appellieren. Die Vereinigung

Digitized by Google

Wiener Waisenräte hat einen großen Stadtplan ausgestellt und darauf die Sitze der Waisenräte und -rätinnen mit Fähnchen markiert. Stünden ein paar Sessel zur Verfügung, so würde man länger dabei verweilen; aber da der Plan an der Wand angebracht ist und auf einem mit weißem Mull dekorierten Postment steht, muß man sich bald den Hals ausrecken, bald den Rücken bücken.

Der Verein Säuglingsschutz bringt interessante Tabellen über Kindersterblichkeit bei künstlicher und natürlicher Ernährung, der Verein für Säuglingsmilchverteilung gibt Erklärungen seiner sehr wichtigen Milchversicherung, aber auf beide Gruppen stößt man, nachdem man sich an angezogenen Puppen, Puppenstuben, Handarbeiten, Zeichnungen und Photographien stumpf gesehen und müde gelaufen hat, und wieder fehlen alle äußeren Behelfe, um die Besichtigung zu erleichtern.

An den äußeren Rundgang schließt sich ein Vortragssaal mit Bühne. Es werden Vorträge über einschlägige hygienische und pädagogische Fragen gehalten, die großen Pausen füllt eine Singhalesentruppe aus, auch ein Puppentheater ist da.

Wir sehen die Theateraufführung einer Privat-Mädchenschule. Gespielt wurde erst ein französisches Stück, dann ein deutsches, das zwei Schülerinnen aus dem Französischen übersetzt hatten. „Du kennst meine Anschauung", sagte darin ein Dienstmädchen zum anderen; ob wirklich keine Lehrerin ihre Zöglinge darüber aufklären konnte, daß das französische opinion anders klingt, als unsere gespreizte „Anschauung". Im übrigen waren beide Stücke ungemein geistreich. Eine Duchesse, die verkleidet an einem Dorffest teilnimmt und das ärmste, aber bravste Mädchen beschenkt usw. Nach dem innigen Kontakt, der in den Pausen zwischen Publikum und Kulissen bestand, konnte man auf verwandtschaftliche Beziehungen engster Art schließen. Ist es wirklich nötig, den Kindern mit einer öffentlichen Schaustellung gegen Entree die Köpfe heiß zu machen, statt sich mit einer Schülervorstellung für die Eltern in der Schule zu begnügen, die von den Kindern harmloser genommen wird. Das gleiche gilt wohl für die Jugendspiele der Schulen und Vereine, die wir nicht beobachten konnten.

Wir sind mit innerem und äußerem Rundgang fertig und suchen unsere Eindrücke zu ordnen. Was haben wir eigentlich gesehen?

Man appellierte dort offenbar an den Pädagogen, den Hygieniker, den Volkswirt und schließlich an das Publikum überhaupt. Für die drei ersten Kategorien hätten kleine Fach-

Digitized by Google

ausstellungen ohne großen Lärm genügt, und die Interessenten hätten aus ihrem Besuch wirklichen Nutzen ziehen können. Aber man wollte populär sein, wir leben ja im Jahrhundert des Kindes, und das Publikum dürstet nach Aufklärung und Belehrung. Um sie ihm in möglichst anheimelnder Form zu reichen, inaugurierte man ein großes Jahrmarktstreiben. Ohne Jahrmarktstreiben wurde zwar noch nie eine Ausstellung gemacht, aber wir sahen noch keine, wo es sich derart in den Vordergrund schob.

Das Resultat ist, daß das Publikum die Reklamekästen der Firmen im inneren Rundgang und die gekämmten und ungekämmten Puppen samt Handarbeiten und Zeichnungen im äußeren Rundgang bald satt bekommt, und sich um das, was es vielleicht wirklich lernen könnte, nicht kümmert. Bei den wissenschaftlichen Führungen, die zweimal wöchentlich stattfinden, macht es keinen sonderlich interessierten Eindruck. Gewöhnlich steht ein Herr in der Mitte und redet eifrig, die ersten zehn Menschen um ihn herum hören halb zu, die anderen, die hinter ihnen stehen, können's nicht mehr und wollen's auch nicht. Dazu brüllen irgendwo im Hintergrund die Singhalesen, eine Musikkapelle in der Mitte der Rotunde sendet auch vereinzelte Töne hinüber und die Wachspuppen in Ferien- und anderer Ausrüstung grinsen. Das alles zieht das bißchen Aufmerksamkeit ab, das vielleicht noch vorhanden wäre. Ueberdies handelt es sich meist um Dinge, die nur in Funktion wirklich zu beobachten sind. Wenn man in der Abteilung für Lehrmittel die Anschauungsbilder für den Religions- und Geographieunterricht sieht, weiß man herzlich wenig davon, wie mit diesen Dingen unterrichtet wird. Es hat etwas unendlich Komisches, wenn man immer wieder auf die Handarbeiten und Zeichnungen der Lehranstalten stößt, aber nie sollten sie Unterricht ausstellen.

Der Fachmann aber geht umher und findet weder Stimmung, noch äußere Behelfe, um das zu studieren, was wirklich zu studieren wäre. Es ist alles zu planlos, zu wirr, zu jahrmarktsmäßig.

Und schließlich ist alle Welt unzufrieden, die große Menge, die sich amüsieren wollte und nicht zu sehr viel Amüsement kam, und die kleine Schar, die wirklich lernen wollte und auch nicht dazu kam, weil wir heute ungemein populär sind und alles gleich im großen Stil machen.

(Nr. 105.)

Digitized by Google

Bücheranzeigen.

Wir Pfarrer. Von Hermann Kutter. Leipzig. H. Hässel 1907. 176 S. 2 M.

Der Züricher Pfarrer Kutter ist ein Sozialdemokrat. Aber nicht einer, der im Christentum ein Hindernis für die erwünschte Umgestaltung der Dinge sieht, das recht verkündigte Evangelium ist nach seiner Ansicht vielmehr ein Hauptmotiv dieser Umgestaltung. Würden „wir Pfarrer" unsere heilige Aufgabe verstehen, so müßte es anders auf Erden sein. Aber Kirchengeschichte, Kirche, Theologie und kirchliches Amt haben uns den „lebendigen Gott" geraubt. „Wir Pfarrer" sollten helfen, einen „neuen Geist", eine „neue Zeit" heraufzuführen, da der „lebendige Gott" alles in allem sei. Der lebendige Gott will die Ueberwindung der „Macht des Mammons". Darum soll der Pfarrer offen eintreten für „eine radikale Umgestaltung der Dinge" auch für „Abschaffung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln und am Boden". Der Pfarrer soll Sozialdemokrat sein — im Namen des „Evangeliums". Jesus hat „bedingungslos den Armen das Evangelium" verheißen.

Diese Gedanken sind ja nicht neu. Und ihre Mächtigkeit ist schon oft nachgewiesen worden. Wer mit offenen Augen ins Evangelium blickt, der sieht, daß Jesus kein Proletarierfürst gewesen, daß er den Armen das Himmelreich zuspricht, nicht weil sie arm sind, daß er auch Reichen Anteil an ihm gewährt und überhaupt durch keinerlei Gesetz das Maß irdischen Besitzes regeln will. Die an einigen Stellen ebionitischer Herkunft besonders im Lukas-Evangelium hervortretende Schätzung des Reichtums und der Armut ist historisch bedingt hauptsächlich durch die eschatologische Spannung. Ebenso scheitert Kutters Behauptung, daß „Inneres und Aeußeres" gleichermaßen vom Evangelium gefordert werde, an der Tatsache, daß das Evangelium in erster Linie das Heil der Seele im Auge hat.

Ungerecht und verletzend aber wird Kutter, wenn er die Reichen und das Verhalten von Staat und Kirche zu ihnen schildert und den Pfarrern vorwirft, sie seien „hart gegen die Armen" und augendienerisch gegen die Reichen. In diesen Partien sinkt der edle Verfasser fast auf das Niveau sozialdemokratischer Agitatoren herab.

Alles in allem: ein herzlich gut gemeintes Buch. Ein gewaltiger Geist, der bisweilen an Kierkegaard erinnert, tut darin Hammerschläge gegen unser Gewissen. Die Sprache ist glühend-leidenschaftlich. Der Wert des Buches scheint uns darin zu liegen, daß es die Trägen aufrütteln und alle, die es lesen, zur Revision ihres Standpunktes veranlassen kann, aber der Einseitigkeiten, Uebertreibungen und Irrtümer sind das zu viele, als daß es neue Bahnen weisen könnte.

Tailfingen. Scheurlen.

Alkohol und Kriminalität. Von Dr. Hugo Hoppe. VI und 208 Seiten gr. 8°. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden 1906. (42. Heft der „Grenzfragen des Nerven- und

Digitized by Google

Seelenlebens", herausgegeben von Dr. L. Loewenfeld in München.)

Ueber das Thema „Trunksucht und Verbrechen" sind bereits zahlreiche Vorarbeiten vorhanden; auch ist diese Frage in jedem bedeutenderen modernen Werke über Verbrechenätiologie mitberücksichtigt worden. Hoppes Absicht ging nun bei Abfassung seines Werkes dahin, alle Beziehungen zwischen Alkohol und Kriminalität in einer Monographie nach jeder Richtung hin erschöpfend zu behandeln. Er benützte zu diesem Zwecke eine gewaltige Fülle statistischen Materials und hofft dadurch zugleich einen Ueberblick über die moderne Kriminalstatistik geben zu können. In dieser übermäßigen Verwendung großenteils schlecht fundierten statistischen Materials bei sozialpathologischen Untersuchungen beruht aber gerade die Hauptschwäche der Hoppeschen Arbeit.

Statistiker von hervorragender Bedeutung, darunter namentlich v. Mayr, betonen seit langem immer und immer wieder, daß nach dem heutigen Stande der Statistik und speziell der Alkoholstatistik (ich denke dabei sowohl an die Statistik des Alkoholkonsums wie an die der „Trinker") eine genaue Untersuchung des Einflusses der Trunksucht auf die Bewegung der Verbrechen sich unmöglich auf statistischer Basis durchführen lasse. Trinker, Gewohnheitstrinker, Gelegenheitstrinker sind Begriffe, die man vom praktischen Standpunkt als technisch-vage und statistisch-unfaßbar bezeichnen muß, nicht zuletzt aus dem Grunde, weil selbst die einzelnen Vertreter der Psychiatrie in dieser Frage noch nicht einmütig vorgehen. Aber wenn wir selbst von der ungenauen Terminologie ganz absehen, muß eine statistische Untersuchung dieser Frage als unzuverlässig bezeichnet werden, solange wir über die korrespondierenden Verhältnisse der nichtkriminellen Bevölkerung (also der weit überwiegenden Mehrheit) nicht genau unterrichtet sind. Diesen Standpunkt vertritt auch Friedrich Prinzing (ein Fachgenosse Hoppes, der sich als Statistiker eines angesehenen Namens erfreut) in seinem erst kürzlich erschienenen „Handbuch der medizinischen Statistik" (Jena 1906); selbst Jean Signorel, auf den sich Hoppe wiederholt bezieht, sagt in seinem Aufsatz „La criminalité en France au XIXe siècle" über den Alkoholismus: „... ce fléau désastreux exerce sur l'ensemble de la criminalité une action indirecte qu'il est impossible de préciser" (vergl. Revue politique et parlementaire, tome XXXII, p. 268.) Dazu kommt noch ein anderer wesentlicher Mangel. Wie in vielen Grenzarbeiten der Medizin und Statistik, wird auch in Hoppes Werk mit so niedrigen Zahlen operiert, daß jede statistische Nutzbarmachung vom Standpunkt exakter Forschung zumindest als gewagt erscheint. Aus diesem anfechtbaren Material sehen wir nun den Autor ein Gebäude errichten, das nach mancher Richtung hin den Anforderungen der Solidität nur wenig entspricht. Daß der Alkoholismus eine der Hauptursachen des Verbrechens ist, daran zu rütteln wird keinem ernsten Kriminologen einfallen; ebenso ungeteilt wird auch die Ansicht sein, daß durch die Bekämpfung der Trunksucht auch das Verbrechen mitbekämpft wird und daß demgemäß hier dem Staate eine Aufgabe erwächst, der

er sich auf die Dauer nicht wird entziehen können. Gänzlich verfehlt ist es aber, den Alkoholismus, wie Hoppe dies tut, geradezu als die einzige und wichtigste Ursache der Kriminalität darzustellen, hinter der alle übrigen Momente, in ihrer sekundären Bedeutung, zurücktreten. Es zeugt dies von einer einseitigen Uebertreibung und von einer Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, die selbst im Interesse der Bekämpfung der Trunksucht nicht wünschenswert ist. Hoppe selbst scheint dies zu fühlen; denn sein Werk enthält zahlreiche krasse Widersprüche, aus denen hervorgeht, daß der Autor sich der Unsicherheit seiner Beweisführung teilweise selbst bewußt ist und manche Behauptung wieder modifizieren möchte. Hoffentlich wird eine Neuauflage des Buches — die in Anbetracht der Wichtigkeit der Frage zu wünschen ist — eine gründliche Revision (namentlich des 2. und 3. Abschnittes) bringen.

München. Arnold Wadler.

Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. Von O. Apelt. Zweite verbesserte Auflage. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1907.

Dieses Werk erschien zuerst im Jahre 1882 und enthielt eine gesichtete Sammlung aller im Schuljahre 1878/79 auf 276 deutschen Gymnasien gestellten Aufsatzthemen in Prima. Es wollte den Kampf gegen das Unjugendliche und Verstiegene durch offene Aufdeckung der Schäden aufnehmen. In der neuen Auflage ist das Mark des Werkes, die Sammlung der Themen, unverändert geblieben. Trotzdem wird das Buch auch heute willkommen sein, denn die Verhältnisse haben sich in den letzten 30 Jahren nicht allzusehr verschoben.

Der Verfasser gibt zuerst einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des deutschen Aufsatzes, der sich allmählich aus dem lateinischen rhetorischen Unterricht ablöste, um im Verlauf der Entwicklung aus einem stilistischen Uebungsmittel zu einem Gradmesser der geistigen Reife zu werden.

Hieck hat das Verdienst, durch sein 1842 erschienenes grundlegendes Werk „Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien" zuerst die Werke unserer Dichter für den deutschen Aufsatz fruchtbar gemacht zu haben. Wenn im Jahre 1878/79 von 3183 gestellten Themen bereits 1187 deutsche Literaturwerke behandelten, so ist das ein Erfolg, der sich heute sicherlich noch vermehrt hat. Denn die „allgemeinen" Aufgaben, deren es 1878 noch 734 gab, sind allseitiger Abneigung verfallen. Apelt redet ihnen, vielleicht nicht ganz unberechtigt, das Wort. Zweifellos berechtigt ist seine Feindschaft gegen die Themen über die Literaturgeschichte. Aber es ist kaum anzunehmen, daß die heutige Statistik noch 123 solcher Aufgaben vorfinden würde, gegen die sich selbst die Schulbehörden zu wiederholten Malen ausgesprochen haben, weil sie die jungen Leute mehr zu einem Geschwätz über die Dinge verführen als sie zu einer Vertiefung in die Dinge erziehen. Oder darf man etwas anderes von einem Thema erwarten wie: „Die deutsche Nationalliteratur eine Frucht des Christentums"?

Digitized by Google

In übersichtlicher Ordnung behandelt Apelt erst die Themen aus der Literatur, dann die aus der Geschichte und endlich die allgemeinen Themen. Was er für oder gegen sie sagt, entspringt reicher Erfahrung, gediegener Bildung und einem gesunden Verständnis der jugendlichen Seelen.

Vor zwei oder drei Jahren hat Schwartz im Geheimen Staatsarchiv die ältesten preußischen Abiturienten-Aufsätze aus den Jahren 1789 bis 1806 aufgefunden. Man hat dann in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft lebhaft über diese Arbeiten diskutiert, die die heutigen nach Inhalt und Form weit in den Schatten stellten. Münch behauptete sogar, die Lernkraft unseres Volkes sei zurückgegangen. Apelt teilt diese schwarzseherische Anschauung nicht. Er führt an, daß vor 100 Jahren sich im Gymnasium eine strengere Auslese der Geister zusammenfand; daß der Unterricht seine Hauptkraft auf wenige Fächer vereinigte und daß endlich unser ganzes Leben heute mannigfaltiger und deshalb zerstreuender geworden sei. Aber, sagt er, „ich glaube nicht, daß die geistige Fähigkeit der Nation im ganzen geradezu zurückgegangen ist". Zu einem solchen Glauben liegt auch wahrlich kein Grund vor!

Berlin. Dr. Adalbert Silbermann.

Dramaturgische Probleme im Sturm und Drang von Dr. Gustav Keckeis. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte; herausgegeben von Professor Dr. O. F. Walzel. 11. Heft.) Bern 1907, A. Francke. Preis: 2.80 M.

Dr. Keckeis leitet sein Buch mit einem Kapitel „Zur Psychologie der Sturm- und Drangperiode" ein, das zwar ziemlich ausgedehnt ist, aber nichts Neues sagt. Im übrigen beschränkt er sich auf die Beschäftigung mit Lenz. Lenzens Schrift „Anmerkungen übers Theater" bildet den Mittelpunkt seiner Untersuchungen. Bezüglich der Entstehungszeit der „Anmerkungen" meint Keckeis, sie müßten zum mindesten vor Lenzens Kenntnis von Goethes „Götz" gesetzt werden, da vom „Götz", der auf Lenz tief wirkte, nicht in den „Anmerkungen" die Rede ist. Auf das Verhältnis zwischen Goethe und Lenz kommt der Verfasser in einem eigenen Kapitel zu sprechen. Den Grund, warum Lenz an Goethe zugrunde ging, sieht er nicht in der Begrenzung von Lenzens Begabung, sondern in der Schwäche seines Charakters. In näherem Zusammenhang mit dem im Titel genannten Thema des Buches stehen die Kapitel, die Lenzens Standpunkt zu Shakespeare, Diderot, Mercier und Aristoteles behandeln Von größerer Bedeutung ist die Darlegung, daß Lenz in Deutschland zum erstenmal das Problem der inneren Form beim Drama mit aller Entschiedenheit ausgesprochen habe. Freilich sei nicht Lenz der eigentliche Erfinder dieses Problems, sondern der englische Aesthetiker Shaftesbury. Auch von Diderot nahm Lenz manches in seine Kunstanschauungen herüber, ebenso von Mercier. Im Kapitel über Lenz und Aristoteles kommt Keckeis zu dem Resultat, daß Lenz sich nicht ganz über Aristoteles hinwegsetzen konnte, obwohl sonst die Stürmer und Dränger grundsätzlich die Lehre des Griechen verwarfen. Lenz zeigte in seinen dramaturgischen Schriften, daß er reichlich Instinkt für das Rechte besaß.

Was Lenz wollte und ahnte, war groß. Nur seine künstlerische Kraft war zu schwach, seine dichterischen Produkte in die Höhe seines Wollens zu heben. Seine Ideen haben sich nach Keckeis bis in die Periode des jüngsten deutschen Naturalismus herein als fruchtbar erwiesen. Im Gegensatz zu anderen hat Keckeis Lenz einmal als Theoretiker betrachtet. Einen dankenswerten Beitrag zur Erweiterung der Kenntnis vom Wesen und von der Bedeutung des unglücklichen Poeten hat er damit geliefert.

München. Dr. Arnulf Sonntag.

* **Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde.** Die Gesellschaft, über deren rührige und erfolgreiche Tätigkeit schon oft in dieser Beilage berichtet worden ist, konnte im vorigen Jahre ihren zehnten Geburtstag feiern und dabei mit Befriedigung und Genugtuung auf ihre bisherigen Leistungen zurückblicken. Die wichtigste von diesen ist zweifellos die von ihr herausgegebene Zeitschrift, das „Schweizerische Archiv für Volkskunde", das nicht nur eine vortreffliche Sammelstätte aller möglichen Volksüberlieferungen der gesamten Schweiz, sondern auch für jeden Volkskundenforscher ein unentbehrliches Hilfsmittel mit reichem und vielseitigem Quellenmaterial geworden. Der zehnte Jahrgang, wiederum ein stattlicher Band von 288 Seiten und mit zahlreichen guten und höchst lehrreichen Bildern geschmückt, liegt nunmehr vor und kommt an Reichhaltigkeit und Gediegenheit seinen Vorgängern mindestens gleich. Aus dem mannigfaltigen Inhalt, der noch einige Fortsetzungen aus früheren Jahrgängen und viel Neues bringt, seien diesmal nur der halb volkskundliche, halb forsttechnische Aufsatz Freulers über „Die Holz- und Kohlentransportmittel im südlichen Tessin" und der des Juristen A. Hellwig über „Die Beziehungen zwischen Aberglauben und Strafrecht" hervorgehoben. Von demselben Forscher rührt auch eine in diesem Bande veröffentlichte „Umfrage über kriminellen Aberglauben" her, der man nur weiteste Verbreitung und reichliche Beantwortung wünschen kann.

Neben dem „Archiv" gibt die Gesellschaft aber auch noch in zwangloser Reihenfolge erscheinende „Schriften" heraus, von denen jetzt der vierte Band vorliegt, A. L. Gaßmann, „Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland" (Basel, Verlag der Gesellschaft, 1906, 215 S.). Diese tüchtige Leistung ist eine Vorarbeit zu einem groß angelegten Unternehmen, das die Gesellschaft unter Leitung des Professors John Meier durchführen will, das ist eine umfassende, möglichst vollständige Sammlung deutsch-schweizerischer Volkslieder überhaupt. In dem Bande Gaßmanns ist ein räumlich eng begrenztes, im Titel bezeichnetes Gebiet gründlich ausgebeutet. Der Sammler ist geschickt und mit reichem Erfolg zu Werke gegangen, und auch die Art der Veröffentlichung ist gut und praktisch. Im ganzen sind 256 Nummern vorhanden, und beinahe alle sind — das ist von sehr großem Wert — auch von den Weisen begleitet. Natürlich ist bei dieser Fülle nicht alles echt und ausschließlich schweizerisches Gut, sondern viele volkstümlichen Lieder aus allen möglichen Gebieten deutschen Sprachgebietes sind mit darunter. Daß solche Lieder

Digitized by Google

auch mit abgedruckt sind, ist aber nur von Vorteil; denn nur so ließ sich ein wirklich treues Bild von dem gegenwärtigen Bestande des Volksgesanges jener Gegend entwerfen. Die Texte sind teils mundartlich, teils hochdeutsch, nur selten sind allzu derbe Stellen weggelassen. Anmerkungen unterrichten des näheren über anderweites Vorkommen der betreffenden Lieder in der Schweiz oder sonst. Hoffmann-Prahls „Volkstümliche Lieder" hätten dabei aber ständig mit zu Rate gezogen werden sollen. Ein sehr ausführliches Verzeichnis der Lieder- und Strophenanfänge ermöglicht die Uebersicht über den reichen Inhalt, die sonst, da die Lieder gar nicht gruppiert sind, etwas erschwert ist.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß der Gesellschaft im zweiten Jahrzehnte ihres Bestehens ebenso schöne und erfreuliche Erfolge beschieden sein mögen, wie sie sie im ersten errungen hat.

Königsberg i. Pr. Hermann Jantzen.

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie in vier Bänden. Zehnte, umgearbeitete und vermehrte Auflage, herausgegeben von Hofrat L. Pfaundler in Graz. Mit über 3000 Abbildungen und Tafeln, zum Teil in Farbendruck. Zweiter Band, erste Abteilung: Die Lehre von der strahlenden Energie (Optik), bearbeitet von Prof. O. Lummer in Breslau. XXII u. 880 S. Groß Oktav. Braunschweig 1907, bei F. Vieweg u. Sohn. Preis geh. 15 M.

Von der nach Inhalt wie Umfang groß angelegten Neuauflage des Müller-Pouilletschen Lehrbuches der Physik ist soeben der erste Teil des zweiten Bandes erschienen, dessen Bearbeitung auch diesmal wieder Professor O. Lummer in mustergültiger Weise besorgt hat. Wie schon die beiden vorausgegangenen Bücher, so ist auch das vorliegende dritte Buch, das bis auf einige später erscheinende Kapitel die gesamte Optik und das wichtigste aus der Lehre von der Wärmestrahlung enthält, einer durchgreifenden Umarbeitung und Modernisierung unterzogen worden. Dabei ist der Umstand, daß Professor Lummer diesmal den ganzen zweiten Band bearbeitete, einer zweckmäßigen Anordnung des Stoffes sehr zustatten gekommen. In 16 Kapiteln werden u. a. behandelt: Die Bestimmung der Helligkeit des Lichtes (Photometrie), die Reflexion und Brechung, die prismatische Farbenzerstreuung (Dispersion), die Lehre von der Abbildung im Sinne der Wellenlehre, das Auge, die optischen Instrumente, die Spektralanalyse, die Umwandlungen der strahlenden Energie in sichtbare Energie (Fluoreszenz, Phosphoreszenz, Photographie), die Interferenz und Beugung des Lichtes, endlich die Polarisation und Doppelbrechung; der Rest, namentlich die Polarimetrie, die Kristalloptik und ein Abriß der Grundlagen der elektromagnetischen Lichttheorie, wird den Inhalt des demnächst erscheinenden vierten Buches bilden. Einzelne neuere Gegenstände wie die Lehre vom Strahlungsdruck, die neuen Sonnentheorien von Schmidt und Julius, die hiermit im Zusammenhang stehende anomale Dispersion, die Spektroskopie, das Stereotelemeter (Ent-

fernungsmesser) und der Stereokomparator der Zeiß-Werke usw. sind dem Ganzen an passender Stelle eingefügt. Schwierigere mathematische Entwicklungen sind auch im vorliegenden Bande durchaus vermieden, so daß — von wenigen Ausnahmen abgesehen — das Maß der auf den Gymnasien erworbenen mathematischen Kenntnisse zum Studium und Verständnis seines Inhaltes vollkommen ausreicht. Ein etwas tieferes Eingehen auf die Probleme der Photometrie sowie auf einzelne in das Gebiet der physiologischen und der meteorologischen Optik gehörige Erscheinungen — optische Täuschungen, Strahlenbrechung und Absorption („Extinktion") des Lichtes in der Atmosphäre, Dämmerung, Nebensonnen, Höfe der Sonne und des Mondes u. a. m. — wären die einzigen Wünsche, die der Referent bezüglich des vorliegenden Bandes etwa zu äußern wüßte. Einige kleine Versehen sind dem Referenten beim Durchblättern des Buches aufgefallen Der Bielasche Komet ist nicht, wie Seite 636 zu lesen ist, 1856, sondern 1852 zuletzt beobachtet worden; „die reichlichen Sternschnuppenfälle am Ende des Monats November" sind seit mehreren Jahren äußerst spärlich geworden. Eine Reihe von „Unstimmigkeiten" findet sich auf Seite 683 und 684. Unrichtig ist zunächst, daß wir bei totalen Sonnenfinsternissen „Kenntnis . . . von der Photosphäre" erhalten; nicht „vom Mondschatten", sondern vom Monde selbst wird die Sonne bei Sonnenfinsternissen abgeblendet, — ersteres würde bedeuten, daß eine Lichtquelle durch den Schatten eines von ihr beleuchteten Körpers verdunkelt werden kann!; die Strahlen des die schwarze Mondscheibe umgebenden Koronalichtes erstrecken sich nicht bloß auf ein Zehntel des Sonnendurchmessers, sondern sind in Form von einzelnen Strahlenbüscheln nicht selten bis zu Entfernungen von 7 Grad und mehr vom Sonnenrand (also bis zu etwa 15 Sonnendurchmessern) wahrzunehmen. Nicht a l l e Protuberanzen zeigen ferner das helle Linienspektrum des glühenden Wasserstoffes, es gibt vielmehr auch „metallische" Protuberanzen, deren Spektrum aus den hellen Linien glühender Metalldämpfe besteht. Ganz unrichtig ist endlich die Seite 683/84 zu findende Angabe, daß die Protuberanzen „nichts anderes als besonders hervorragende Teile einer die Sonnenscheibe umgebenden Gashülle, der Korona, sind" und daß die Korona, die der Verfasser selbst weiter oben ganz richtig als leuchtenden, blaßweißen oder perlfarbenen R i n g beschreibt (für letzteres Wort stünde besser: Hülle), „wegen ihrer starken Färbung . . . als „C h r o m o s p h ä r e" bezeichnet" wird. — Die Protuberanzen sind nicht Hervorragungen der Korona, sondern vielmehr solche der Chromosphäre, d. i. der unmittelbar über der Photosphäre liegenden, aus glühenden Metalldämpfen und glühendem Wasserstoff bestehenden Sonnenatmosphäre, über welcher sich dann schließlich die aus Gasen, die noch erheblich leichter sind als Wasserstoff, bestehende Korona erhebt. Auch die auf Seite 685 zu findende Bemerkung, daß das „Flash"-Spektrum . . . „von jeher als glänzende Bestätigung der aus den spektralanalytischen Beobachtungen folgenden Kirchhoffschen Anschauung von der Konstitution der Sonne angesehen" wurde, dürfte nicht ganz stichhaltig sein, da das Flash-Spektrum (das der untersten, als „umkehrende Schicht" bezeichneten Chromosphären-

igitized by Google

schicht angehört) seit kaum mehr als anderthalb Jahrzehnten einigermaßen bekannt ist. Endlich dürfte die einen Kometen darstellende, ganz unwahrscheinliche Figur 580 in Zukunft durch eine bessere zu ersetzen sein.

Im übrigen verdient die durchaus klare, auch in stilistischer Hinsicht befriedigende Darstellung des umfangreichen Stoffes ebenso wie die ganz vortreffliche äußere Ausstattung auch bei dem vorliegenden Bande rückhaltlose Anerkennung; die Ueberzeugung, daß wir in der Neuauflage des Müller-Pouilletschen Werkes eines der besten Lehrbücher der Physik besitzen werden, wird mit jedem neu erscheinenden Bande desselben mehr gefestigt. Eine etwas raschere Aufeinanderfolge der einzelnen Bände würde aber nach der Meinung des Referenten der Einheitlichkeit des ganzen Werkes ebenso wie seinem Erfolge gewiß nur zuträglich sein!

München. Professor Dr. K. Oertel.

Regina. Volks-Erzählung aus dem Passauer Walde. Von Maximilian Schmidt. Leipzig 1907 bei H. Haessel. 458 S. 8° (mit Illustrationen von R. A. Jaumann).

‡ Wie in seinem vorhergehenden Romane „Ein blinder Musiker" der Dichter die Entwicklung eines „Tönemeisters" schildert, so wird hier ein Stukkateur und Plastiker vorgeführt, der auf schweren Wegen zum Durchbruch gelangt und nicht nur seine eigene Existenz gründet, sondern auch eine selbstlose treue Gattin erringt. Ihr Bild, das dem Buche den Namen gibt, ist mit wahrhafter Schönheit und frischduftiger Empfindung herausgearbeitet. In tiefem Leid erfahren, übernimmt sie freiwillig die Pflege der Kranken und Heilbedürftigen, schult sich bei den „Schwestern des Roten Kreuzes", deren segensreiches Walten hier einen begeisterten Redner findet. Dazu erhält das Ganze durch die nachklingenden Erinnerungen an den deutschen Krieg einen wohlig fühlbaren Hintergrund. Im Autor pocht überhaupt echtes Soldatenblut und die Veteranen-Feste mit den energischen Charaktergestalten, in ihrem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit im gleichen Dienste der erfüllten Pflicht, wird auch in späterer Zeit noch maßgebend wirken. Dieselbe große, einträchtig verbindende Idee beseelt den Träger des Eisernen Kreuzes wie den prächtig gezeichneten Kommandeur der Passauer Festung, dessen edle Gattin durch ihre im Kriege geübte Heilpflege der dankbarsten Verehrung genießt. Daneben tauchen andere, teilweise humoristische Figuren und Statisten auf, wie der gefräßige Nachtwächter und Krautschneider, der buckelige Musikant, der offizielle echte Dorflump, allerlei Bauunternehmer und Fabrikanten. Ueberhaupt ist der blühende Handel mit all den industriellen Unternehmungen der Weber, Hafner und Porzellan-Manufakturen, der Graphitlagerbesitzer, beispielsweise zu Obernzell und die Donau hinab, in brillantem Kolorit gemalt. Dazwischen sind stimmungsvolle Landschaftsbilder eingeschaltet, besonders das der „Keindlmühle", Sommer- und Winternacht-

Szenen: alles im steten, nie ermüdenden Wechsel mit stets erfrischendem Humor und zartester Farbengebung. So reiht sich das neue Buch ebenbürtig an die in 32 Bänden gesammelten Werke des gefeierten Autors, welchem demnächst eine neue Huldigung bevorsteht durch Errichtung eines Denkmals auf dem schönsten Aussichtspunkt des Riedelsteins am Arber, wozu ein Komitee aus allen Berufsklassen zusammentrat; Ritter v. Hauberrisser spendete dazu den architektonischen Entwurf und die Erzgießerei Rupp lieferte das Porträt-Medaillon, dessen Enthüllung durch ein großes echtes Berg- und Volksfest im kommenden August inauguriert werden soll.

Im Vorüberreiten. Stimmungen eines fahrenden Gesellen. Von Alfred Söhnstorff. Wien 1907. Verlag von J. M. Seidl u. Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler. 116 Seiten. Preis: 2 M 50 Pfg.

Bei uns in Deutschland noch wenig bekannt, in unserem freundnachbarlichen Oesterreich jedoch schon seit längerer Zeit ein beliebter Erzähler, hat Alfred Söhnstorff im vorliegenden Büchlein ein von fröhlichem Reitergeist durchtränktes Werkchen geliefert, das Reitern und solchen, die seinerzeit flott geritten sind, gewiß eine angenehme Stunde verschaffen wird.

Mit einem sehr hübschen Titelbild ausgestattet, hat uns der altrenommierte Verlag von Seidl u. Sohn neben seinen vielen ernsten kriegsgeschichtlichen Werken hier ein Büchlein beschert, das in seiner abwechslungsreichen Mischung von Poesie und Prosa verwiegend heitere, aber auch fein empfundene, stimmungsvolle ernste Episoden aus des Verfassers und seiner Kameraden Garnisons- und Manöverleben den berittenen Offizieren aller Waffen und ihren Damen vorführt und sicher in all diesen Kreisen viel Anklang finden wird. Tragen auch viele der Gedichte den Charakter von Gelegenheitsversen, so mutet doch gerade die Natürlichkeit und Frische der geschilderten Szenen in ihrem schalkhaften Humor so angenehm an, daß man sehr gerne ein oder das andere der Geschichtchen wiederholt lesen wird.

Bösmiller.

Allgemeine Rundschau.

Ein Gedenktag der Wettiner.

Lt. Am 31. Mai begeht das altenburgische Städtchen Lucka das Fest der 600. Wiederkehr des Jahrestages der glorreichen Schlacht bei Lucka. Damals siegten der Wettiner Friedrich der Freidige („mit der gebissenen Wange"), Markgraf von Meißen, Thüringen und Osterland, und sein Bruder Dietrich (Diezmann), unterstützt durch den Herzog von Braunschweig, die Grafen von Gleichen, Orlamünde und Lobde-

Digitized by Google

burg, über das von dem Burgrafen Friedrich IV. von Nürnberg (einem Hohenzollern), dem Truchseß Heinrich von Rortenberg und dem Grafen Philipp von Nassau geführte Reichsheer König Albrechts I. Oder, abstrakt gefaßt: es siegte der Gedanke unveräußerlichen Erbrechtes über ein veraltetes Lehnsrecht, das nur noch zu unverblümt selbstsüchtiger Hausmachtpolitik angewandt wurde. Es ist erfreulich, daß trotz gewisser Leisetreter in Dresden, die es nicht für „opportun" hielten, den Sieg eines Wettiners über einen Zollern zu feiern, Lucka sich entschlossen hat, das Andenken an jenen entscheidenden Tag nicht sang- und klanglos vorübergehen zu lassen. Sachsen und das Haus Wettin verfügen nicht über allzuviele Lichtpunkte in ihrer Geschichte; warum sollte man ihm die stolze Erinnerung an eines der wichtigsten Ereignisse aus seiner früheren Entwicklung mißgönnen oder vergällen? Zum bleibenden Gedächtnis aber an das Jubelfest hat auf höheren Wunsch der Eisenberger Professor Dr. Adolf Schirmer soeben eine reich illustrierte Jubiläumsgabe (in 50,000 Exemplaren) erscheinen lassen, betitelt: „Die Schlacht bei Lucka, ein Wendepunkt in der Geschichte der Wettiner" (dargeboten von Herm. Schroedel auf Friedrichstanneck, S.-A.), die das Wesentliche der Ursachen jenes Länderstreites und die Entscheidung selbst auf Grund der jüngsten Forschungsergebnisse im schönsten Sinne populär erzählt.

Der Fackelträger.

m. So wird ein kleines Bildwerk römischen Ursprungs aus Bronze genannt, das vor kurzem zu Mainz im dortigen Römisch-Germanischen Zentralmuseum abgeformt wurde. Gefunden wurde die Bronzestatuette zu Anfang der 80er Jahre bei Knittelsheim, einem Orte der Vorderpfalz, der zwischen Germersheim und Landau auf dem südlichen Hochufer der Queich gelegen ist. Der Finder war Professor Hermann Schott; sein Sohn, Professor Richard Schott zu Breslau, ist der gegenwärtige Besitzer des Kunstwerkes. Dieses stellt einen Knaben von weichlicher Amoretten-Gestaltung dar, der auf einem niederen Sessel sitzt. Der linke Arm ist hochgehalten und trägt den Stumpf einer abgebrochenen Fackel. Der rechte Arm ist leicht gesenkt, die Hand leider abgebrochen. Die beiden Füße sind anmutig auf ein 7 Zentimeter langes, 5 Zentimeter breites Podium gestemmt. Dieses endigt nach vorn in Platte und Hohlkehle, die nach rückwärts in einen Halbzylinder übergeht. In seinen Seitenwänden sind je zwei runde Lochungen eingebohrt, durch die zwei metallene Stäbe zur Befestigung geführt waren. Der Rücken des Knaben zeigt einen 8 Zentimeter langen, 2 Zentimeter breiten und tiefen Kanal auf, in den ein Metallstab eingelegt war. Aus der Gestalt des Podestes und obigen Vorrichtungen geht hervor, daß die Statuette an einem größeren Gegenstand befestigt war, wohl in einem Dreifuß, der nach Art eines pompejanischen Dreifußtisches konstruiert war (vgl. Max Borbon, IX, 13; abgebildet bei Bacmeister: Denkmäler des klassischen Altertums [1. Aufl.], S. 463, Fig. 509). Dort sind es geflügelte Sphinxe, welche die Tischplatte bezw. den Verbindungsteil zwischen dem unteren Dreifuß und der Platte tragen; hier war es eine Putte mit

Fackel. Nach den Formen und dem auf der Vorderwand des Podestes angebrachten Ornament — verbundene Spiralen — gehört diese Pfälzer Bronze der besten Periode der römischen Kaiserzeit an.

Es sei bemerkt, daß nach der Niederschrift dieser Zeilen die Ansicht der Direktion des Römisch-Germanischen Zentralmuseums über den sogenannten „Fackelträger" verlautete. Danach war die Figur „wohl als Beschläge eines Möbels oder als Verzierung von einem Beleuchtungskörper zu betrachten". Diese Auffassung stimmt mit der unserigen überein, wobei wir jedoch „Möbel" und „Beleuchtungskörper" zu einem Gegenstand vereinigen, eben zu einem Dreifußtisch. — Ueber die Frage, ob noch weitere Reste an Ort und Stelle des Fundplatzes verborgen sind, muß der Spaten entscheiden.

Die Zuverlässigkeit der Wetterprognosen.

Ueber die Zuverlässigkeit der gewiß sehr bescheidenen staatlichen Vorhersage des Wetters für den nächsten Tag hat sich in der Fachliteratur ein Streit entsponnen. Professor Dr. H. J. Klein in Köln sucht nachzuweisen, daß die staatlichen Wetterprognosen in bezug auf Trefferzahl nur ganz unbedeutend über der naiven Prognose: „Wetter morgen wie heute" stehen. Demgegenüber ist ein Mitarbeiter der Zeitschrift Himmel und Erde (Heft 8, 1907) bestrebt, jene Prognose in Schutz zu nehmen. Nun kann er freilich der Berechnung Professor Kleins keinen Irrtum nachweisen. Er behauptet aber, daß Klein nur wegen „einer zu rigorosen Auffassung bezüglich des Nichteintreffens der Prognosen" zu so ungünstigen Resultaten gelangen konnte. Er selbst stellt eine andere Berechnung auf, die eine viel größere Treffsicherheit der üblichen Prognosen ergibt. Aber das gelingt ihm eben nur, weil er nicht so rigoros ist, d. h. weil er der Ungenauigkeit der Vorhersage die gar nicht geringen Grenzen, welche die amtliche Mitteilung beansprucht, zugesteht. Wenn also eine Differenz zwischen der Prognose und der Wirklichkeit drei Grad bei der Temperatur beträgt, dann wird das noch als ein Treffer angesehen. Dazu gehört schon viel Bescheidenheit! Es geht also aus allem hervor, daß man besser tut, sich auf die Prognose nicht zu verlassen. Das weiß übrigens das Publikum schon längst!

Internationale Kriminalistische Vereinigung.

(Landesgruppe Deutsches Reich.)

-y- **Würzburg**, 22. Mai. Heute fand hier unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs z. D. Professor v. Mayr (München) eine Sitzung des Vorstandes der deutschen Landesgruppe statt, in welcher die Verhandlungsgegenstände für die am 13. und 14. September d. J. in Posen abzuhaltende Landesversammlung festgestellt wurden. Am ersten Verhandlungstag wird nach den üblichen Begrüßungen zunächst der Generalbericht der von der Landesversammlung in Frankfurt eingesetzten Strafprozeßkommission erstattet werden (Berichterstatter Landgerichtsdirektor a. D. Dr. Aschrott). Alsdann soll über den „Entwurf eines

Digitized by Google

jetzt seit zwei Jahren arbeitenden Einrichtung zu einer Zentrale des gesamten deutschen Bibliothekwesens, deren Wirksamkeit die Bücherschätze Deutschlands erst ganz erschließen wird, ohne dabei irgend in die Selbständigkeit der einzelnen Bibliotheken einzugreifen. Ueber Mißstände im Dissertationswesen referierte Oberbibliothekar Dr. Geiger (Tübingen) und fand in der ausgedehnten Diskussion lebhafte Zustimmung; freilich kann eine wirksame Abhilfe wohl nur von den Universitäten selbst ausgehen, deren Pflicht es bei den allgemein unzureichenden Vermehrungsetats ihrer Bibliotheken in erster Linie wäre, wenigstens in ihrem Machtbereich Vorsorge gegen unnötige Ausgaben für Bücheranschaffungen zu treffen. Technische Fragen besprachen Stadtbibliothekar Dr. Jäschke (Elberfeld), Professor Dr. Brunn (München) und Professor Dr. Wiedemann (Erlangen). Auch diese Mitteilungen wurden von den Teilnehmern, unter denen sich neben Fachgenossen aus allen Teilen Deutschlands auch Vertreter Oesterreichs, der Schweiz, Schwedens, Rußlands und der Vereinigten Staaten von Amerika (der Vorstand der Kongreß-Bibliothek in Washington Mr. Putnam) befanden, mit lebhaftem Interesse und Beifall aufgenommen.

-tz-

Kleinere Mitteilungen.

-o- **Eine Handschrift-Fälschung.** In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Inschriften machte Delisle Mitteilung von einer Handschrift aus der Bibliothek Karls V., die aus dem Louvre stammen soll und demnächst in London zur Versteigerung kommen wird. Er wies das Stück als Fälschung nach. Der Band sei von sehr gewöhnlicher Herkunft, aber in geschickter Weise bearbeitet worden, so daß die Täuschung fast vollkommen sei.

* **Archäologische Expedition.** Nach den Times hat das archäologische Institut der Universität zu Liverpool eine Expedition nach Kleinasien entsandt, um das Gebiet der ehemaligen Chetiter zu erforschen und um Ausgrabungen an einigen in der Nähe einer alten Handelsstraße gelegenen Trümmerstätten zu veranstalten, wo jüngst mehrere chetitische Inschriften gefunden worden sind. Die Gesellschaft brach auf von Angora am 11. Mai und zieht nach Süden zum Taurusgebirge hin.

Kf. **Die arktische Station in Grönland.** Von dem Leiter der dänischen arktischen Station in Grönland, Magister Morten P. Porsild, ist soeben der erste Bericht erstattet worden. Er gibt Auskunft über die Arbeiten zur Anlage der Station und die zweckmäßige Unterbringung des Materials und ist im März

Digitized by Google

geschrieben. Der Platz dieser Station liegt östlich von Godhavn, ungefähr einen Marsch von 112 Stunden von diesem Orte entfernt; er ist teilweise mit Heide bestanden und wird gegen die Nordwinde durch steile Klippen geschützt, aus denen eine warme Quelle entspringt. Auch sonst ist der Platz gut geschützt. Der verflossene Winter war auch in diesen hohen Breiten ungewöhnlich streng. Der Schneefall war außerordentlich stark und die Temperatur ging bis auf 30 Grad Celsius nieder. Noch bleibt eine ganze Anzahl von Stationsbauten auszuführen, es ist aber wahrscheinlich, daß in der laufenden Jahreszeit die ganze Anlage fertig wird. Eine große Wohltat sind die Bauarbeiten für die armen Bewohner von Godhavn geworden.

klf. **Komprimierte Luft als Beruhigungsmittel der Meereswellen.** Bis jetzt kannte man zur Beruhigung der Meereswellen nur ein Mittel — Oel. Vor kurzem ist nun durch einen Zufall ein bei weitem besseres Reagens gefunden worden, die komprimierte Luft. Der amerikanische Ingenieur Ph. Brasher machte bei Gelegenheit der Untertunnelierung des East River bei New-York die Beobachtung, daß in der Umgebung der Kästen, die komprimierte Luft enthielten, das Wasser vollkommen ruhig wurde. Er untersuchte die Ursache der auffälligen Glättung der Wellen und fand, daß die komprimierte Luft, die in kleinen Mengen aus schadhaften Stellen des Tanks und nicht festschließenden Verschlüssen entwich, diese Wirkung hervorbrachte. Längs der Hafendünen und Molen usw. brachte er unter Wasser ein System von Röhren an, die mit kleinen Oeffnungen versehen waren, durch die die komprimierte Luft ausströmen konnte. Nach seinen Mitteilungen war der Erfolg zufriedenstellend. Selbst „beim heftigsten Sturm" soll die Umgebung der Röhrenleitung, die vorher stark brandenden Wassermassen, ruhig geworden sein. Brasher macht den Vorschlag, Schiffe an ihren Bordwänden mit einem derartigen Röhrennetz auszurüsten, das dem Schiff auch in der heftigsten Brandung vollkommen ruhiges Wasser und Sicherheit gewährt. Nach der schrecklichen Katastrophe der Berlin, die noch in lebhafter Erinnerung ist, dürfte dieser Prozeß nicht nur das fachmännische, sondern auch das allgemeine Interesse erregen.

---

* **Deutsche Schiller-Stiftung.** Gleichzeitig mit der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft fand zu Weimar die diesjährige Konferenz des Verwaltungsrates der Deutschen Schiller-Stiftung statt. Anwesend waren aus Weimar: Staatsminister Dr. Rothe als Vorsitzender, Geh. Hofrat v. Bojanowski und der Generalsekretär der Stiftung Dr. Hans Hoffmann; aus Karlsruhe als Vertreter der Badischen Zweigstiftung Geh. Hofrat Dr. Löhlein; aus Wien Hofrat Professor Dr. Minor; aus Berlin Schriftsteller Waldeck Manasse; aus München Professor Dr. Weltrich; aus Dresden Gemäldegalerie-Direktor Geh. Hofrat Dr. Wörmann. Das Andenken eines kürzlich verstorbenen hochverdienten Kollegen, des Geh. Hofrates Professor Adolf Stern,

Digitized by Google

ehrte die Versammlung durch Erheben von den Sitzen. An die Erstattung des Finanzberichtes — demzufolge die Gesamtstiftung im Jahre 1906 für Pensionen 74,808 M verausgabte — schloß sich eine Revision der Kassa und des Archivs, worauf eine Reihe neuer Unterstützungsgesuche zur Beratung gelangte, für die von Dr. Göhler in Dresden geplante umfangreiche Geschichte der Schiller-Stiftung die Benützung der Archivalien prinzipiell geregelt wurde und sonstige interne Angelegenheiten zur Debatte kamen. Am 23. d. M. waren die Mitglieder des Verwaltungsrates nebst mehreren hervorragenden Gästen der Festwoche zu Staatsminister Dr. Rothe geladen, am 24. zur Hoftafel, die ihnen im Namen und Auftrag des in Heinrichsau weilenden Großherzogs der Oberhofmarschall im Wittum-Palais gab.

O. M. **Japan in der Assoziation der Akademien.** Infolge des im vorjährigen Kongresse der Internationalen Assoziation der Akademien einhellig gefaßten Beschlusses, die japanische Akademie der Wissenschaften in diese Assoziation aufzunehmen, entsendet die genannte Akademie heuer zum erstenmal Vertreter in diesen Kongreß nach Wien. Der eine dieser Vertreter ist Professor A. Shigeno, der hervorragendste Gelehrte Japans, der insbesondere auf dem Gebiete der chinesischen Wissenschaften sowie auf dem der Geschichte Japans die erste Autorität seines Landes ist. Trotz seinem hohen Alter — er hat das 81. Jahr erreicht — leistete er dem von der Akademie der Wissenschaften kundgegebenen Wunsche, ihre Vertretung im genannten Kongresse zu übernehmen, Folge. Als Nebendelegierter ist ihm sein Sohn beigegeben, der Professor am Institute für fremde Sprachen in Tokio ist. Als zweiter Vertreter der Akademie in Tokio wird im Kongresse der ehemalige japanische Unterrichtsminister Exzellenz Baron Kikuchi erscheinen. Baron Kikuchi, der seine Studien an der Universität Cambridge gemacht und den Grad eines Masters of Arts erreicht hat, ist ein Kenner des europäischen Unterrichts- und Erziehungswesens.

-m. **Die Académie Française** hat eine der drei Lücken, die durch den Tod Berthelots, Thouriots und Brunetières in ihre Reihen gerissen wurden, mit einem großmächtigen Redner des Advokatenstandes ausgefüllt; Maitre Barboux, wennschon ergraut, ist noch einer der schlagfertigsten und geistreichsten Verteidiger im Justizpalast; der Redner so mancher „Affäre", Sarah Bernhardt—Comédie Française bis Panama, war lange der „bâtonnier" der Advokaten, die nach alter Tradition immer einen Vertreter unter den Vierzig Unsterblichen hatten. Publiziert hat Barboux nur seine ausgewählten Plaidoyers und eine Sammlung der berühmtesten von Waldeck-Rousseau.

× **Studentenhäuser in Frankreich.** In Paris hat sich, wie wir „The Nation" entnehmen, eine Gesellschaft zur Errichtung von Studentenhäusern organisiert, die ihre Tätigkeit nicht auf die Hauptstadt beschränken wird, sondern auch andere größere Universitätszentren Frankreichs in Betracht ziehen will. Der Pariser Conseil Municipal ist für das Projekt sehr eingenommen und hat sich mit der Association vereinigt, um das erste derartige

Digitized by Google

Gebäude in Paris zu errichten. Das Universitätshaus soll Studenten Wohn- und Schlafzimmer gewähren und mit Badezimmern und Handbibliotheken ausgestattet werden. Auf diese Weise hofft man, das studentische Leben in Paris von den schädlichen Einflüssen, die es speziell im Quartier Latin umgeben, etwas zu befreien.

⊙ **Mädchenschulen in China.** Die Errichtung von Mädchenschulen ist das letzte Stadium in der Entwicklung des chinesischen Erziehungswesens. Ein vom 11. April datiertes kaiserliches Dekret bestimmt, daß Normalschulen (höhere Schulen) zunächst in den Provinzhauptstädten, dann in den Bezirkshauptstädten, zuletzt in den Landstädten errichtet werden. Primärschulen für Mädchen sind aber überall zu errichten. Alle Mädchenschulen sollen von Staats wegen als Staatsschulen ins Leben gerufen werden; nichtsdestoweniger soll privaten Unternehmungen für Mädchenunterricht, die aber der Staatsaufsicht unterliegen, nichts in den Weg gelegt, sie dürfen sogar gefördert werden. Es dürfen zum Unterricht neben eingeborenen auch ausländische weibliche Lehrer herangezogen werden. Augenscheinlich in Nachahmung japanischer Vorschriften sind bereits Regulative erlassen worden, die den Schülerinnen verbieten, Seide und glänzende Stoffe zu tragen, Schminken und Pomaden zu gebrauchen und mit kostbarem Schmuck in die Schule zu kommen. Einfachheit in Gewandung wird anbefohlen. Zugleich verlangt das Regulativ, daß die „grausame und verletzende" Sitte der Fußeinschnürung aufgegeben wird; Turnhallen und Spielplätze zur körperlichen Ausbildung der chinesischen Mädchen sind ebenfalls vorgesehen. — Weiter hat die Regierung im gleichen Dekrete bestimmt, daß fünfzehn chinesische Kadetten auf Staatskosten zur militärischen Ausbildung für 5 Jahre nach Frankreich geschickt werden.

---

* **Kongresse.** Die 48. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure wird vom 17. bis 19. Juni dieses Jahres in Koblenz stattfinden. Folgende Vorträge werden gehalten werden: Professor Dr. Kaiser in Gießen: Die geologischen Verhältnisse des Mittelrheingebietes und die darauf begründeten Industrien. Dipl.-Ing. Matschoß in Berlin: Hundert Jahre Dampfschiffahrt. Oberingenieur Dieterich in Leipzig: Die Aufschließung der Nickelerzlagerstätten in Neukaledonien. (Vorkommen und Gewinnung der Erze im Gebirge, Beförderung nach dem Hafen, Seeverladung und Verschiffung.)

* **Architektur-Stipendium.** Das Stipendium der an der Berliner Technischen Hochschule bestehenden Louis Boissonnet-Stiftung für Architekten und Bauingenieure für das Jahr 1907 ist dem Privatdozenten für Baugeschichte und Stillehre an der Technischen Hochschule zu Darmstadt Regierungs-Baumeister Adolf Zeller verliehen worden. Als fachwissenschaftliche Aufgabe für die mit dem Stipendium auszu-

Digitized by Google

führende Studienreise wurde die Untersuchung und Aufnahme der romanischen Denkmäler der Burg mit dem Servatiusstift, der Baureste des Wiperti-Klosters zu Quedlinburg sowie der Stiftskirche zu Gernrode mitsamt den Resten der zugehörigen Kloseranlage festgesetzt.

hc. **Preiszuerkennung.** Der jedes dritte Jahr zur Verleihung gelangende Bamberger-Preis wurde von der medizinischen Fakultät der Universität Wien dem Assistenten am Kaiser Franz Joseph-Spital in Wien Dr. med. Joseph Wiesel für seine grundlegenden Arbeiten über „Die Erkrankungen der Arterien im Verlaufe akuter Infektionen" zuerkannt.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Der ordentliche Professor für Nationalökonomie in Zürich Dr. Heinrich Herkner an die Technische Hochschule in Berlin; er hat den Ruf angenommen. * Professor Dr. Hermann Küttner, Direktor der Chirurgischen Klinik in Marburg, nach Breslau als Nachfolger Garrés; er wird dem Rufe Folge leisten.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der Privatdozent für pharmazeutische Chemie in Marburg Dr. Erwin Rupp zum außerordentlichen Professor. * Der Privatdozent Dr. Simon Askenazy zum ordentlichen Professor für Geschichte der Neuzeit, und der Privatdozent Dr. St. Zakrzewski zum außerordentlichen Professor der polnischen Geschichte an der Universität Lemberg. * Der außerordentliche Professor für Augenheilkunde an der deutschen Universität in Prag Dr. Adolf Schenkl zum ordentlichen Professor.

Habilitationen. Es habilitierten sich: Dr. F. Strecker in Breslau für Anatomie und Botanik und Dr. H. Anders in Greifswald an der philosophischen Fakultät.

Sonstige Nachrichten. Der Gynäkologe Professor Dr. R. Chrobak in Wien wird mit Ende des Semesters in den Ruhestand treten. * Der Hochschule für Bodenkultur in Wien ist das Promotionsrecht verliehen worden; ihr Doktorgelöbnis ist in deutscher Sprache gehalten und lautet: „Ich gelobe feierlich, daß ich mich des akademischen Grades eines Doktors der Bodenkultur stets würdig erweisen, das Ansehen dieser Hochschule immer hochhalten und bestrebt sein werde, die Wissenschaft nach meinen besten Kräften zu fördern." * Der Chemiker Professor Erich Beckmann in Leipzig kann auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer zurückblicken. * Professor Dr. jur. Bernhard Hübler an der Universität Berlin ist auf seinen Antrag von den amtlichen Verpflich-

Digitized by Google

tungen entbunden worden. * An der Universität Tübingen ist ein Extraordinariat für Statistik neu errichtet worden. * In Genf ist zwischen dem Staatsrat und der Universität ein Konflikt ausgebrochen. Die Regierung hatte zum Professor der Gynäkologie und Ostetrik an der Universität Herrn Dr. Oskar Beumer, einen gebürtigen Thurgauer, und zum außerordentlichen Professor der gynäkologischen Klinik Dr. Raoul Seigner als Ersatz für den verstorbenen Dr. Jentzer, der beide Lehrstühle inne hatte, gewählt. Diese Wahlen haben das Mißfallen weiter Interessentenkreise hervorgerufen und der Staatsrat wurde offen des Nepotismus beschuldigt. Und infolge dieser Stellungnahme der Wahlbehörde haben Dr. René König, der seit vier Jahren die geburtshilfliche Klinik provisorisch besorgte, sowie der Dekan der medizinischen Fakultät Professor A. Mayor ihr Amt niedergelegt, weil die Behörde bei Besetzung des gynäkologischen Lehrstuhles die Anträge der Fakultät außer acht ließ. Zugunsten der demissionierenden Professoren fanden Kundgebungen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit statt, während dem Vorsteher des Erziehungsdepartements, Herrn Rosier, von der Studentenschaft Katzenmusiken zugedacht waren, die jedoch noch rechtzeitig polizeilich abgewendet werden konnten.

Personalien.

* **Todesfälle.** Es sind gestorben: Der Professor der Botanik in Bern Dr. Eduard Fischer im Alter von 79 Jahren. * Professor Jan Gebauer in Prag im 69. Lebensjahre am 25. Mai. * Der Psychiater Dr. H. Wildermuth in Tübingen am 22. Mai im 55. Lebensjahre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der neue Nationalverein.

Von Dr. Wilhelm Ohr.

Am 15. März dieses Jahres ist in München ein neuer Nationalverein gegründet worden. Der Aufruf, mit dem diese politische Neubildung vor das deutsche Volk trat, sagt über die Anknüpfung an den alten Nationalverein folgendes: „Der alte Nationalverein war eine Organisation des deutschen Liberalismus, er hat die Einigung Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage erstrebt und mächtig gefördert. Der neue Nationalverein soll auf der heute gewonnenen nationalen Grundlage die Einigung des deutschen Liberalismus organisieren, des Liberalismus der sozialen und Erziehungsarbeit." Gerade wie der alte Nationalverein lehnt auch der neue jede eingehende Programmbildung ab, sucht möglichst alle bestehenden liberalen Schattierungen zu umfassen und ist bestrebt, wenn man so sagen darf, einen Großbetrieb zur Liberalisierung des deutschen Volkes herzustellen, der allen liberalen Parteien zugute kommt und als positives Endziel die Einigung des Liberalismus propagiert.

Um die Stimmung, von der die Gründung getragen war, genau zu verstehen, ist es erforderlich, sich die politische Lage des Liberalismus vor der letzten Reichstagsauflösung ins Gedächtnis zurückzurufen. Damals wurde Deutschland in einer Art und Weise regiert, die vom liberalen Gesichtspunkte aus die denkbar unerfreulichste zu nennen war. „Zentrum und Reaktion" — das war die Devise, unter der Gesetzgebung und Parlament standen. Nicht nur in materieller Hinsicht war der Liberalismus im großen ganzen matt gelegt, sondern auch formell war der liberale Volkswille nahezu ausgeschaltet. Wie wurde doch die Gesetzgebung gemacht? Fast ausschließlich so, daß außerhalb des Reichstages sich die Regierung mit den Parteiführern der Ultramontanen und Konservativen verständigte, so daß die Verhandlungen selbst mehr und mehr dekorative Bedeutung

Digitized by Google

erhielten. In einer Zeit, in der das Wachstum der deutschen Volkskraft in immer größerem Umfange liberale Politik erforderte, in einer Zeit, in der deutsche Intelligenz auf dem Gebiete der Technik, des Handels und des Gewerbes ungeheure Fortschritte erzielte, in einer Zeit, in der der deutsche Name und die Produkte der deutschen Arbeit in allen Erdteilen sich Achtung erzwang, wurde die deutsche Politik in steigendem Maße in unliberalem Sinne erledigt.

Man sollte meinen, daß eine solche Tatsache nur darin ihre Erklärung finden könne, daß der Liberalismus als Weltauffassung abgewirtschaftet habe in deutschen Landen. Das ist aber keineswegs der Fall. Man wird es aussprechen dürfen, daß die deutsche Kultur in weitem Umfange liberal geblieben ist und daß sich dieser Kulturliberalismus mit den schweren Problemen, die die moderne Zeit auf den Gebieten des geistigen und ökonomischen Lebens stellt, auseinanderzusetzen bemüht war. Wo immer deutsche Erfolge errungen worden sind innerhalb der letzten Jahrzehnte, da waren es liberale Gedanken und liberale Männer, die im Vordergrunde standen. Die hauptsächlichsten Vertreter der Wissenschaft, der Kunst, des Handels und der Industrie, der überwiegende Teil der deutschen Presse und der deutschen Lehrerschaft, sie alle gehörten und gehören in den Rahmen der großen liberalen Strömung, die von den Tagen der Aufklärung an bis zur Gegenwart in allen Phasen der deutschen Entwicklung die treibende Kraft gewesen ist.

Welch ein Mißverhältnis zwischen Kultur und politischem Einfluß! Hat man dies nicht gespürt? O doch, man hat es zuweilen aufs empfindlichste gespürt. Wir erinnern nur an die gewaltige Erregung, die in weiten Kreisen des deutschen Volkes platzgriff, als Gesetzesbestimmungen wie die berüchtigte Zuchthausvorlage oder die lex Heinze drohten. Damals durchzuckte das deutsche Volk blitzartig die Erkenntnis, daß es im Begriffe stand, die höchsten Güter der liberalen Aera zu verlieren, wenn der Zustand der politischen Einflußlosigkeit nicht überwunden werden könnte. In elementarer Gegenbewegung gab sich der Volkswille kund, und so wurde das Aeußerste vermieden.

Es liegt nun auf der Hand, daß ein derartiges Mißverhältnis so oder so im Laufe der Zeit behoben werden

Digitized by Google

muß. Was hilft es, wenn in Fällen der äußersten Not gerade noch das Schlimmste vermieden werden kann, wenn es dahin gekommen ist, daß der Liberalismus lediglich eine defensive Politik treibt? Ist es nicht vielmehr so, daß unsere ganze Zukunft in Frage steht, wenn es nicht gelingt, wieder aggressive Politik im liberalen Sinne zu treiben? Wohin sollen wir kommen, wenn der politische Fortschritt der Nation aus den Kompromißverhandlungen zwischen Regierung und Zentrum erwachsen soll?

Das waren die Gedanken und Besorgnisse, die die Liberalen aller Schattierungen vor der Reichstagsauflösung erfüllten. Sie sind durch die Neuwahlen nicht wesentlich verschoben. Wer immer klare Gedanken dem öffentlichen Leben entgegenbringt, der muß einsehen, daß der Liberalismus entweder von neuem zu politischem Einfluß kommen muß, oder — der noch vorhandene Kulturliberalismus wird allmählich durch die politisch stärkeren Gewalten des Ultramontanismus und der Reaktion niedergerungen. Dann ist der Freiheitstraum zu Ende geträumt, der die besten Geister des deutschen Volkes, von Kant und Humboldt bis hin zu den freiheitlich gesinnten Führern unserer Tage, in gemeinsamer Weltanschauung verbindet. Dann war der Liberalismus nichts weiter als eine unvollkommene Zwischenerscheinung zwischen zwei großen Perioden politischer und geistiger Bevormundung.

Woran aber liegt in erster Linie die Ohnmacht der liberalen Parteien? Wie war's zu erklären, daß die deutsche Kultur, durchsetzt und getragen von liberalen Gedanken, dennoch in Gefahr stand, entliberalisiert zu werden? Wer auf diese Frage Antwort haben wollte, der brauchte nur jene Tausende zu fragen, die liberal gesinnt waren und doch politisch unbeteiligt blieben. Die Antwort lautete in den meisten Fällen: „Wir können uns mit den Fraktionen nicht befreunden, wir sind liberal, aber wir können den Zank der Parteien nicht mitmachen." Das war's! Der Liberalismus war zersplittert, und nur ein einiger großer Körper kann heutzutage im öffentlichen Leben jene Anziehungskraft ausüben, ohne die Volkspolitik großen Stils nicht zu betreiben ist. Man sehe sich um im Leben der Parteien. Was hält die großen Parteien zusammen? Was ist die Ursache, daß sie trotz aller inneren Gegensätze, trotz aller Unterschiede in Fragen wirtschaftlicher oder politischer

Digitized by Google

Art doch immer nach außen hin einig bleiben? An der gemeinsamen Gesinnung liegt es! Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß in der Politik die praktischen Einzelfragen das eigentlich Parteibildende seien. Im Gegenteil! Die praktischen Einzelfragen sind sehr oft nur Zersetzungsmomente der politischen Körper.

Was ergibt sich daraus für den Liberalismus? Die absolute Notwendigkeit, wieder zur Gesinnungspflege großen Stils überzugehen, wieder dafür zu sorgen, daß in den breiten Massen des Volkes das Bewußtsein wächst, daß der Liberalismus eine politische Weltanschauung ist, die mindestens so stark und einigend wirken kann, wie es die Weltanschauung der Ultramontanen und Sozialisten tut.

Darum ist der Nationalverein gegründet worden, damit eine Zentrale für alle diejenigen Bestrebungen da sei, welche wir in das Schlagwort Liberalisierung der deutschen Kultur zusammenfassen können. Wir gehen von der Ueberzeugung aus, daß der Liberalismus die einzige politische Weltanschauung ist, die den Bedürfnissen der modernen Zeit wirklich gerecht zu werden vermag, da er weder auf einseitiger wirtschaftlicher noch einseitig konfessioneller Basis gegründet, lediglich das Wohl des deutschen Volkes in allen seinen Gliedern anzustreben bemüht ist. Wir sind auch überzeugt, daß der Liberalismus wieder die führende Rolle im Volksleben erringen wird, die ihm von Rechts wegen zukommt, freilich nur dann, wenn jetzt alle Kräfte aufs höchste angespannt werden, wenn der Wille zur Macht über alle kleinlichen Parteizänkereien triumphiert, wenn es uns gelingt, an die Stelle der jetzigen Parteizersplitterung eine einzige große deutsche liberale Partei zu setzen.

Der Nationalverein will die Sehnsucht der liberalen Wählermassen nach Einigung des Liberalismus insoweit erfüllen, als es zurzeit möglich ist. Wenn er eine große liberale Einheitspartei erstrebt, so weiß er doch, daß eine Verschmelzung der jetzigen vier liberalen Parteien für absehbare Zukunft nicht zu erreichen ist. Er wird auch keinerlei Bestrebungen billigen, die den jetzigen Leitungen der Fraktionen ein übereiltes Vorgehen in der Richtung liberaler Einigung aufnötigen möchte. Nicht übereilt und er-

Digitized by Google

zwungen kann die Einigung werden, aber vorbereitet und propagiert muß sie werden, sonst kommt sie nie.

Der Nationalverein will jetzt schon den neutralen Boden darstellen, auf dem Angehörige der verschiedenen liberalen Parteien zusammenwirken können, in der Ueberzeugung, daß der erhofften künftigen Einigung am besten vorgearbeitet wird, wenn wieder einmal Liberale aus allen Lagern für eine gemeinsame politische Aufgabe sich zusammenfinden.

Wie weit der Nationalverein im Rahmen dieser seiner großen Aufgabe für die liberalen Organisationen aller Schattierungen Einzelarbeit zu leisten in der Lage ist, das hängt freilich davon ab, wie groß das Vertrauen ist, das ihm entgegengebracht wird. Es ist die Absicht der jetzigen Leitung keineswegs, sich mit der Propaganda des Einigungsgedankens zu begnügen. Der Verein will darüber hinaus für den Liberalismus möglichst alles das leisten, was der Volksverein für das katholische Deutschland für den Ultramontanismus tut. Der Vergleich mit diesem Organ, dem die deutsche Zentrumspartei nach dem Urteil aller Kenner in erster Linie ihren ungeheuren Einfluß verdankt, möge das Mißtrauen derer entwaffnen, die in unserer Neuschöpfung eine Störung der liberalen Parteiarbeit befürchten zu müssen glauben. Wir wollen versuchen, einen Großbetrieb zur Liberalisierung Deutschlands herzustellen. Das soll in erster Linie durch Schaffung einer umfangreichen Literatur von Flugschriften und Flugblättern geschehen, mit denen ganz analog der Tätigkeit des katholischen Volksvereins ununterbrochen das Publikum überschwemmt werden muß. Diese Literatur würde ganz spezialisiert zu halten sein. In besonderen Flugblättern würden den einzelnen Berufsschichten, den Kaufleuten, Technikern, Arbeitern, Handwerkern usw. die Grundlagen liberaler Weltanschauung und die Notwendigkeit, sich politisch zu organisieren, dargelegt werden. Wer draußen im Volk sich umgesehen hat, der weiß, daß die Schwäche des Liberalismus vielfach in Untätigkeit und organisatorischer Fehlerhaftigkeit liegt, darum müßte der Nationalverein alle liberalen Organisationen durch die beständige Ausfolgung politischen Materials aller Art unterstützen. Schriften über die Technik der Versammlungs- und Vereinsleitung, über das Zusammenstellen von Winterprogrammen libe-

Digitized by Google

raler Vereine und dergleichen, durchaus politisch-pädagogisch gehaltene Broschüren würden zweifellos besondere Dienste tun. Soweit es die speziellen Verhältnisse zulassen, würde der Nationalverein gemeinsame Redeschulen aller liberalen Gruppen, interfraktionell zusammengesetzte Aktionsausschüsse und dergleichen ins Leben rufen helfen. Das Generalsekretariat würde systematisch das ganze polemische Material für unsere Parteikämpfe bearbeiten, damit wir 1912 in allen nur irgendwie in Betracht kommenden Reichstagswahlkreisen den liberalen Organisationen erschöpfende Wahlhandbücher zur Verfügung stellen können.

Wir sind der Ueberzeugung, daß ein derartiges Organ in kurzer Zeit sich innerhalb des Parteilebens als absolute Notwendigkeit herausstellen wird. Die Erkenntnis, daß Deutschlands Zukunft auf dem Spiel steht, wenn der Liberalismus nicht wieder zur führenden Partei wird, greift in weiten Kreisen des deutschen Volkes immer mehr Platz. Die Jugend insbesondere hat diesen Gedanken verstanden und hält ihn mit Zähigkeit fest. Wir dürfen bei aller Verehrung für die älteren Vorkämpfer des Liberalismus dennoch verlangen, daß die Politik der Gegenwart auch den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend geführt wird. Wir verkennen keinen Augenblick, daß es für viele Vorkämpfer unserer Parteien, die teilweise ein Menschenalter hindurch in Kampfesstellung zueinander standen, außerordentlich schwer sein wird, mit denen zusammenzugehen, die man bisher in bester Absicht bekämpft hat. Wir verkennen auch ferner keinen Augenblick, daß die sachlichen Differenzen innerhalb des Liberalismus außerordentlich groß sind, daß über das, was eigentlich liberal sei, keineswegs eine einmütige Auffassung zu finden ist. Wir leugnen aber, daß diese Gegensätze größer und schwerer zu überbrücken sind als die Gegensätze innerhalb anderer großer Parteien. Wenn es möglich ist, daß im Zentrum neben dem Frhrn. v. Hertling der Arbeiter Giesberts, neben dem Grafen Ballestrem ein Mann wie Dr. Heim miteinander auskommen, dann müssen auch die rechts- und linksstehenden Elemente im Liberalismus einander vertragen können, in der nüchternen Erkenntnis der Tatsache, daß nur ein geeinigter Liberalismus in der Lage ist, eine führende Partei zu werden.

Eins freilich muß man uns zugeben: den Glauben an

Digitized by Google

die Zukunft des liberalen Gedankens! Wer diesen nicht hat, gehört nicht zu uns. Viele ehrenwerte deutsche Männer leben heute, die durch die zerrissenen Parteiverhältnisse und durch den Niedergang des parlamentarischen Liberalismus nicht nur Skeptiker geworden sind, sondern den Glauben an die Zukunft verloren haben. Schon mancher unter uns wird aus dem Munde älterer Politiker den traurigen Satz gehört haben, daß in unserer Zeit der Klassen- und Rassengegensätze kein Platz mehr sei für eine Partei der Gerechtigkeit und des Friedens. Was wir von diesen Zweiflern und Verzweiflern verlangen, ist einzig und allein dieses: Stört unsere Arbeit nicht! Wenn ihr nicht mittun könnt, so wartet und sehet zu, was wir schaffen werden, vielleicht kommt doch die Zeit, in der ihr wieder eintreten könnt in unsere Reihen!

Der Liberalismus ist die Weltanschauung der Kraft, so wie der Konservatismus die Weltanschauung der Schwäche ist. Wir glauben an die eigene Kraft! Wir glauben, daß die starke Anspannung politischen Denkens, die heute wieder im Liberalismus herrscht, auch zu einer Ueberwindung der sachlichen Gegensätze führen wird! Wer da fürchtet, daß in dem großen Rahmen eines allgemeinen liberalen Organs ein Ueberwuchern pseudoliberaler Elemente eintreten könne, der hat jenen Liberalismus der Kraft nicht, der hat in diesem einen Punkt eine zweifellos konservative Anwandlung, denn er traut seinen eigenen Gedanken nicht zu, daß sie sich durchsetzen müssen. Von Hunderttausenden im deutschen Volke aber wissen wir, daß sie allen Zweiflern und Nörglern zum Trotz mit uns eintreten werden in die Arbeit der nächsten Jahre. Wir wollen ein freiheitlich regiertes Deutsches Reich! Wir wollen, daß unsere Söhne und Enkel in gesünderen Zuständen leben, als wir! Das erste aber, was wir dazu tun müssen, ist die Herstellung eines parlamentarischen Uebergewichts des Liberalismus. Nur der Schwache weicht vor den sich auftürmenden Schwierigkeiten zurück, der Starke kämpft sich durch.

Es steht zu hoffen, daß die erste Tagung des neuen Nationalvereins, die vom 22. bis 24. Juni in Heidelberg stattfinden soll, zu einem großen Erfolg des neuen Gedankens führen möge.

(Nr. 109.)

Digitized by Google

und in alle Schichten und Alterskreise der Bevölkerung nach und nach verbreitet werden muß, ist wohl selbstverständlich. Denn wenn diese Lust nicht schon in früher Jugend geweckt worden ist, wird sie im späteren Leben, sobald die Glieder schon anfangen steifer zu werden und neben dem Beruf ein Schwall von anderen Zerstreuungen den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, schwerlich noch in lebhafter Weise rege werden. Bis vor kurzem hat nun die Schule die physische Ausbildung lediglich durch den schulmäßigen Unterricht im Turnen, d. h. durch zwei bis drei Turnstunden in der Woche, zu denen die Schüler in vielen Fällen nur höchst widerwillig oder wenigstens unlustig kommen, zu pflegen versucht. Daß dieses schulmäßige Turnen gegenüber den großen und immer wachsenden Anforderungen, die in den höheren Schulen an die geistige Arbeitskraft eines Knaben oder Jünglings gestellt werden, ein durchaus ungenügendes Gegengewicht bildet, war schon seit langem erkannt und in der Oeffentlichkeit, besonders von Aerzten, immer wieder betont worden. Aber in dem Schulbetrieb selbst zeigte sich im allgemeinen wenig Neigung, dem Bedürfnis der heranwachsenden Jugend nach frischerer körperlicher Betätigung irgendwie entgegenzukommen. Die Stunden- und Arbeitspläne wurden immer wieder, so oft sie auch aus anderen Gründen Aenderungen oder völlige Umgestaltung erfuhren, so ausgearbeitet und eingeführt, daß der Tag des Schülers mit geistiger Beschäftigung aller Art vollauf ausgefüllt, man kann sagen: vollgepfropft war, und daß es eigentlich nur dem holden Leichtsinn der Jugend zu verdanken ist, wenn sie neben diesem Arbeitsprogramm oder innerhalb desselben noch dem Drang nach Bewegung in freier Luft, nach Spiel und frischem Umhertummeln nachkommen konnte. Der brave und gewissenhafte Normalschüler, der allen Arbeitsvorschriften der Schule zu genügen bestrebt war, fand zu solchen Dingen sicherlich nicht die Zeit. Die verhängnisvollen Folgen dieser geistigen Uebernährung der letzten heranwachsenden Generationen und dieser Vernachlässigung ihrer körperlichen Ausbildung zeigten sich denn auch immer deutlicher, und das traurige Ergebnis, daß von der gebildeten Jugend nicht einmal mehr die Hälfte zum Heeresdienst tauglich ist, öffnete schließlich auch den zuständigen Behörden die Augen.

Heute ist es in dieser Beziehung in der Tat schon wesentlich besser geworden. Der von Schulstunden freie

Digitized by Google

Nachmittag ist an manchen Anstalten schon gänzlich eingeführt worden und wird an vielen anderen wenigstens teilweise angestrebt. Daß der Anstoß zu dieser für die körperliche Auffrischung unserer Jugend so überaus wohltätigen, ja vielfach notwendigen Einrichtung nicht von der Schule selbst ausging, darf nicht wundernehmen. Zu allen gesunden Neuerungen und Reformen muß ja die deutsche Schule in allen ihren Verzweigungen heute erst von außen her, durch die Einwirkung einsichtsvoller und maßgebender Persönlichkeiten und durch den Druck der öffentlichen Meinung förmlich gezwungen werden. Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig Initiative dieser große Organismus doch aus sich selbst heraus entwickelt, trotz der großen Zahl fortschrittlicher Geister, die in seinem Dienste stehen. Auch in der Frage der freien Nachmittage und der von ihnen abhängigen Einrichtung regelmäßiger Jugendspiele mußte erst auf die Notwendigkeit erhöhter körperlicher Betätigung der Jugend durch zahllose Schriften, Zeitungsartikel und Versammlungsbeschlüsse jahrzehntelang in der Oeffentlichkeit immer wieder hingewiesen werden, ehe die Schule durch einige Aenderungen in ihrer Stundeneinteilung der dringlichen Forderung nach etwas mehr Bewegungsfreiheit nachkam. Die ersten Versuche, die Knabenschar eines Gymnasiums wieder zum Spiel heranzuziehen und ihr die Lust an voller ungeregelter Bewegung in freier Luft einzuflößen, wurden zunächst gegen den Willen oder wenigstens ohne die Förderung der Schulleiter von einigen Lehrern (u. a. in Braunschweig) unternommen und fanden erst nachträglich, als die öffentliche Meinung sich immer dringlicher für die Betonung der körperlichen Ausbildung, besonders auch an den höheren Schulen, aussprach, die gebührende Berücksichtigung von seiten der oberen Schulbehörden. Und auch jetzt noch begegnen die sehr allgemeinen Anordnungen, die in fast allen deutschen Bundesstaaten von den Unterrichtsministerien hinsichtlich der Einführung von Jugendspielen getroffen worden sind, so vielfachen Hemmungen in der Durchführung, daß man vorerst nur von Versuchen, nicht schon von einer im vollen Fortschreiten befindlichen Bewegung reden darf.

Aber schon diese Versuche sind so lehrreich und so vielversprechend für eine gedeihliche, fröhliche Zukunft unserer Schuljugend, daß es sich lohnt, sie in ihrer ganzen Ausdeh-

Digitized by Google

nung kennen zu lernen. Und hierzu gibt das Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele die schönste Gelegenheit. Es geht einem das Herz auf, wenn man die aus reinster Begeisterung heraus geborenen praktischen Vorschläge zur körperlichen „Ertüchtigung" der deutschen Jugend, wie sie u. a. E. v. Schenckendorff in dem Abschnitt über die Einrichtung von „Spielnachmittagen" an allen Unterrichtsanstalten, den Volksschulen wie den höheren Schulen, vorbringt, aufmerksam verfolgt. Der Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele in Deutschland hat schon vor einigen Jahren das Ziel aufgestellt, für das einzelne Schulkind aller Altersklassen, ob Knabe oder Mädchen, in jeder Woche, das ganze Jahr hindurch, von seiten der Schule neben dem Turnunterricht, und zwar als Erweiterung desselben, einen Nachmittag für Leibesübungen in freier Luft einzuführen und ihn auch von häuslichen Schularbeiten frei zu halten. Eine Reihe deutscher Staaten und viele Gemeinden sind dieser Frage praktisch näher getreten, und überall, im ganzen Deutschen Reiche, ist jetzt ein reges Leben auf diesem Gebiete erwacht. Daß die allgemeine Durchführung dieses Gedankens, die in ganz mächtiger Weise das Bewegungsspiel wieder in unserem Volke heimisch machen würde, zunächst noch mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat — unzureichende Spielplätze und Lehrkräfte in erster Linie, dann auch die Freimachung der Spielnachmittage vom Schulunterricht kommen in Betracht —, verhehlt sich der Berichterstatter nicht, aber alle diese Schwierigkeiten werden überwunden werden wenn es gelingt, den Spielnachmittag auf dem Wege einer vollkommen freien Entwicklung, also nicht von vornherein durch das Mittel des obligatorischen Schulzwanges, zur allgemeinen Geltung zu bringen.

Eine solche freie Entwicklung wird aber nur stattfinden können, wenn der allgemeine Spielnachmittag zunächst nur auf freiwilliger Beteiligung der Schüler und Schülerinnen aufgebaut wird und die obligatorische Einführung durch die Gemeinden und Schulunterhaltungspflichtigen erst dann erfolgt, wenn die freiwillige Beteiligung groß genug geworden ist, um die Ausdehnung auf alle Schüler zu rechtfertigen. Also eine allmähliche Durchführung der Frage des obligatorischen Spielnachmittags ist

Digitized by Google

von dem Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele ins Auge gefaßt, und die Schulbehörden sollen zunächst nur soweit diese Durchführung fördern, daß sie die Unterrichtsfreiheit an solchen Nachmittagen ermöglichen und Spielplätze wie Lehrkräfte tunlichst zur Verfügung stellen.

Auf diese Weise würde von vornherein das Bedenken beseitigt werden, das mit Recht gegen das Spiel als einen der Jugend auferlegten neuen Zwang erhoben werden kann und vielfach erhoben wird. Wenn nur zunächst den Schülern und Schülerinnen aller Schulen die Möglichkeit zum geregelten Spiel im Freien geboten wird, ist auch zu hoffen, daß ihnen allmählich diese Möglichkeit von selbst zu einer Notwendigkeit wird. Freilich müßte dabei auch in der ausgedehntesten Weise auf die Eltern und Angehörigen der Schuljugend hingewirkt werden, damit sie die Kinder zur Ausnützung jener Möglichkeit anhalten. Es handelt sich also auch um eine Frage der Volkserziehung im großen Stile. Der Gedanke an die Nützlichkeit und an die schließlich sich ergebende Annehmlichkeit der Bewegungsspiele im Freien muß propagiert werden; die Lust an durchgreifender körperlicher Betätigung in den freien und schönen Formen, wie sie durch das Bewegungsspiel in seinen verschiedenen Arten geschaffen werden, muß dem Volke in allen seinen Schichten eingeimpft werden. Dann erst wird die Einführung der Spielnachmittage in den Schulen auf dem Wege einer vollkommen freien Entwicklung von selbst möglich werden.

Auf wie mannigfache Weise an dieser Volkserziehung im großen Stil gearbeitet werden muß, können wir aus den vielen interessanten Darbietungen des Jahrbuchs für Volks- und Jugendspiele lernen. Es gibt ja schon so viele Punkte in unserem Volksleben, an denen jene freie Entwicklung ansetzen kann. Unsere Turn- und Sportvereine könnten eine vortreffliche Grundlage für die Pflege der Freude an Bewegungsspielen in freier Luft in weiteren Kreisen abgeben. Das Wandern, das Schwimmen, der Eislauf, die Kriegsspiele auf Schulen u. a. m. gehören ja auch zu den vielfachen Betätigungen des Dranges nach Körperkultur. Das alles muß unter den großen und einheitlichen Gesichtspunkten aufgefaßt werden, die wir in jenem Jahrbuche aufgestellt finden, und alles muß zu einer Volksangelegenheit im höheren Sinne werden, wie ja auch die

Digitized by Google

geistige Kultur zu einer solchen geworden ist. Freilich wird das nur langsam, nur Schritt für Schritt vor sich gehen können, aber es scheint doch, daß wir auf dem Wege dazu sind. Wenigstens geben die Berichte aus allen Teilen Deutschlands und aus allen möglichen Gebieten der Körperkultur, wie sie in dem Jahrbuch enthalten sind, ein freudig überraschendes und höchst anregendes Bild von der vielfachen Tätigkeit, die doch auch in unserem Volke nach dieser Richtung hin sich regt. Nun gilt es, diese Tätigkeit ebenso von oben her, durch die Regierungen, durch die Parlamente, durch die Gemeinden, wie von seiten der Bevölkerung selbst, durch aktive Beteiligung an den schon bestehenden Einrichtungen, tunlichst zu fördern. Und ferner gilt es, die Bildung und Aufklärung auch nach dieser Richtung hin zu verbreiten. Deshalb ist einem Werke, wie diesem Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele, die Einführung in die weitesten Kreise zu wünschen. Es müßte in den öffentlichen Lesesälen, in Schulen, in Vereinen usw. aufgelegt werden, denn vielfach hängt die relativ geringe Beteiligung unserer Bevölkerung und unserer Behörden, der staatlichen wie der gemeindlichen, an der auf Förderung der Körperkultur hinzielenden Bewegung doch nur von der Unkenntnis dessen ab, worauf es hier in erster Linie ankommt.

Wenn diese Unkenntnis soviel wie möglich durch Verbreitung ähnlicher Schriften bekämpft und beseitigt wird, wird die Freude unseres Volkes an Bewegungsspielen im Freien und überhaupt an lebhafter körperlicher Betätigung nach und nach ganz von selbst wieder erwachen. Dann wird auch der Ehrgeiz der einzelnen Gemeinden, auf diesem Gebiete der Volkserziehung sich hervorzutun, sich regen und aus dem Wettstreit, der bis jetzt nur in kümmerlicher Weise zwischen einzelnen Turn- und Sportvereinen sich kund tat, wird ein Wettstreit zwischen ganzen Volksgebieten werden.

In einer bemerkenswerten Abhandlung von J. F. Stoy (Jena-London) über Volks- und Jugendspiele in England, die in dem Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele enthalten ist, lesen wir die Aeußerung, daß die englische Jugend ihre Schule vor allem deshalb liebgewonnen hat, weil sie ihr durch die Bewegungsspiele einen Sporn zur Arbeit und zum Streben nach Erfolg darbietet. „Dem English Boy ist seine Welt der Spielplatz und in diesem steht die Schule. Deshalb liebt er sie bis an sein Lebensende. Die groß-

artigen und unendlich vielen kleinen Schulstiftungen geben davon beredtes Zeugnis.“ Bei uns hört man heute nur noch von dem Haß der Jugend gegen die Schule sprechen. Sollte nicht das einseitige Uebertreiben der Geisteskultur und die Vernachlässigung der Körperkultur an diesem Hasse in erster Linie schuld sein? Versuchen wir es doch einmal, unseren Schülern zunächst wenigstens die Möglichkeit zu geben, auch ihre Schule zu einem Spielplatz zu machen. Vielleicht wandelt die Abneigung sich dann rasch in Liebe um. „Die Spiele sind so beliebt,“ sagt Stoy an einer anderen Stelle seiner Abhandlung, „daß sie nur in seltenen Fällen obligatorisch gemacht werden müssen.“ Vielleicht gelingt es auch bei uns, auf dem Wege solcher freien Entwicklung unsere Jugend auf die Spielplätze zu treiben. Die wohltätigen Folgen für unsere gesamte Kultur, besonders auch für unsere gesellschaftliche Gesittung würden sicher nicht ausbleiben. Auch in Amerika ist es in erster Linie einer großen Spielplatz-Vereinigung (der Playground Association of America) gelungen, die weitesten Kreise des Volkes zum Spiele heranzuziehen, dadurch Tausende von verderblichen Zerstreuungen abzuhalten und eine gesunde Generation zu züchten. Der freien Entwicklung sind dann die großen Gemeinden nachgefolgt, und New-York hat heute ein richtiges System von Spielplätzen, Kindergärten und Freizeitschulen, auf denen sich täglich 39,000 Kinder tummeln und erholen. Für die Leiter und Leiterinnen dieser Spiel-, Erholungs- und Beschäftigungsstätten belaufen sich die von der dieser Stadt gezahlten Gehälter auf die Gesamtsumme von 228,000 Dollars (etwa 960,000 M) im Jahre, während in Berlin insgesamt für die Zwecke des Spielens der Jugend nur 43,000 M ausgegeben werden. Solche Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Wieviel gibt es auf diesem Gebiete noch bei uns zu tun! Aber wir scheinen doch allmählich auf den richtigen Weg gekommen zu sein und alles kommt nun darauf an, daß wir rüstig auf ihm fortschreiten.

O. B.

(Nr. 111.)

Digitized by Google

Die Weihe des Ranke-Museums in Wiehe.

Rede am 27. Mai gehalten von Professor Theodor Lindner (Halle a. S.).

Heute vor elf Jahren wurde das Denkmal enthüllt, das dem größten Sohne der Stadt Wiehe an der Stätte seiner Geburt errichtet ist, und jetzt sind wir abermals versammelt, um das Haus, in dem Leopold Ranke das Licht der Welt erblickte, zu weihen zur dauernden Erinnerung und zum Zeugnis seines Schaffens.

Auch bei jener Gelegenheit hatte ich die Ehre, das Wort führen zu dürfen, als einer der letzten unmittelbaren Schüler des Meisters, dem es noch vergönnt war, ihm näher zu treten.[1]) War es damals meine Aufgabe, zu schildern, was Ranke uns war, so liegt mir jetzt eine andere ob, zu zeigen, was er uns noch ist, und was er der Nachwelt bleiben wird.

Einundzwanzig Jahre sind seit Rankes Scheiden verstrichen, fast ein Menschenalter, und ein Zeitraum, der ausreicht, um ein Urteil zu gewinnen über seinen dauernden Wert. Denn nicht alle Männer, die im Leben hohen Ruhm genossen, bewahren ihm auch darüber hinaus. Die Anerkennung der Zeitgenossen, die Auszeichnungen, die sie empfingen, sinken mit ins Grab, und fortan gilt von ihnen nur, was im fortschreitenden Leben von ihrem Schaffen wirksam bleibt. So mancher gefeierte Gelehrte und Künstler starb nicht bloß den leiblichen Tod, auch seine Werke fielen rasch der Vergessenheit anheim; er gehörte nur noch der Vergangenheit, nicht mehr der Gegenwart und Zukunft an. Der Tod ist der harte Prüfstein, der das ewige Echte von dem flüchtigen Flitter sondert. Die Menschen sterben, aber die Menschheit lebt ewig, und nur wer sich zu ihrem dauernden Bestandteil gemacht hat, behält auch teil an dieser Unvergänglichkeit. Daher kann es wohl auch geschehen, daß erst die Nachwelt einen Dahingegangenen würdigt, dem die Mitlebenden keine Kränze flochten.

Ranke hat das Glück genossen, von seinen Zeitgenossen durch ganz Europa bewundert zu werden, und er gehört zu denen, die nicht vergangen sind, sondern weiter leben. Solange

---

[1]) Die damals gehaltene Rede ist veröffentlicht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 28. Mai 1896 Nr. 122.

es ein Geschichtsstudium geben wird, werden seine Werke unentbehrlich bleiben, weil sie mit tiefgreifender Erstlingsforschung aus bisher kaum benutzten Quellen neue Kenntnis und neue Anschauung großer und wichtiger Perioden darboten, ein eherner Schatzbestand der Wissenschaft, das feste Fundament jeder Weiterarbeit. Aber über diese an Zahl und Umfang gewaltigen Schriften brauche ich hier nicht zu sprechen, jedes weitere Wort über sie wäre überflüssig.

Doch nicht der Inhalt jener Werke allein begründete Rankes Ruhm; die Weise, in der sie gearbeitet sind, ihre Methode wird immer ein Vorbild bleiben. Ranke ist aber trotz mancher Angriffe unantastbarer Meister der Objektivität, er gibt die Dinge, wie sie sich ihm zeigten, oder wie er sie erkannte auf Grund eigenster Forschung. Die ruhige, sachliche Beobachtung, die historische Erfahrung ist sein eigentliches Wesen, das er auch durch seine persönliche religiöse und politische Ueberzeugung nicht beschränken ließ. Er nimmt seinen Standpunkt gewissermaßen außerhalb der Dinge, um sie sicherer zu erschauen, seine Darstellung soll nur der Spiegel sein, der die Wirklichkeit wiedergibt.

Diese Objektivität war ihm möglich, weil er die Geschichte betrachtete als einen einheitlichen sich ununterbrochen abspinnenden Hergang, in dessen Verlauf alle Ereignisse nur den Wert behalten, den sie für das Ganze besitzen. Dieses Ganze umfaßt die gesamte Welt, und so sprach Ranke es selber aus, alle Geschichte müsse in letzter Stelle Universalgeschichte sein, und folgerichtig schloß er seine Tätigkeit mit einer Weltgeschichte. In dem Bewußtsein einer Entwicklung ohne Ende, in der auch die gegenwärtige Zeit nur ein vorübergehender Abschnitt ist, gelangte er dazu, die Einzelheiten im Zusammenhange zu beurteilen; der kausale Entwicklungsgedanke durchdrang seine gesamte Auffassung. Da jedoch die Geschichte sich vollzieht in einzelnen Personen und einzelnen Handlungen, so ist für Ranke Universalgeschichte das Verhältnis des einzelnen im allgemeinen. Daher ist die Einzelforschung, die er selbst in großartiger Ausdehnung trieb, unentbehrlich, weil sie erst dem Urteil die sicheren Maßstäbe gibt, aber sie darf nicht vergessen, daß sie nur Mittel zum Erkennen, nicht Selbstzweck ist.

Diese Grundzüge, die Objektivität und die Notwendig-

Digitized by Google

keit universaler Anschauung, werden aus Rankes Werken als stete Leitsterne der Wissenschaften hervorleuchten.

Freilich, die Wissenschaft schreitet fort, dank eben solchen Führern, wie Ranke einer war, und er selbst erwartete Großes von ihrer Zukunft. In all seiner Größe war er bescheiden und es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, zu behaupten, daß er der Welt die alleinige geschichtliche Wahrheit geschenkt habe. Jede Wissenschaft und besonders die Geschichte wird beeinflußt von den Bedürfnissen ihrer Zeit, und die Rankes war eine durch und durch politische. Daher war es vorwiegend das Staatliche in der Geschichte, das ihn anzog und beschäftigte. Heute stehen die sozialen und nationalen Fragen in dem Vordergrund. Aber Ranke war keineswegs bloßer politischer Geschichtschreiber, wie oft behauptet wird. Er wußte als Universalhistoriker auch die übrigen Tätigkeiten und Formen des Lebens und ihr stetes Ineinandergreifen und gegenseitiges Bedingen zu würdigen. Wenn man seine Werke genauer durchforscht, erstaunt man, zu sehen, wie sehr er ihnen allen Aufmerksamkeit gewidmet hat. Er kommt mir vor, wie die großen Maler der Vorzeit: die Probleme, welche die heutige Kunst beschäftigen, finden sich auch bei ihnen, aber sie drängen sich nicht vor.

Auch Ranke faßte die Nationen in ihrem eigenen Wesen und namentlich in ihrem geschichtlichen Werdegange. Aber er übte universalhistorische und internationale Gerechtigkeit; er weist jedem Volke den ihm gebührenden Platz in der allgemeinen Entwicklung an und ist durchdrungen von dem gleichfalls universalen Gedanken, daß die Berührung der Völker und ihr gegenseitiger Austausch eine der wichtigsten Bedingungen des Fortschritts seien. Von solchen Gesichtspunkten aus begann er bereits seine große Laufbahn, indem er die romanisch-germanischen Völker als geschichtliche Einheit behandelte.

Er berücksichtigt oft eingehend die wirtschaftlichen Verhältnisse; der Kunst, noch mehr der Literatur, trug er geistvolles Verständnis entgegen. Ranke war ein feiner Psycholog und seine Charakteristiken sind berühmt, wie er überhaupt die Bedeutung des Individuums betonte und in ihnen die vornehmlichen Träger der geschichtlichen Entwicklung sah. Doch er überschätzte nicht die psychischen Faktoren in der Geschichte, sondern trug auch den realen und materiellen Bedingungen voll Rechnung.

Digitized by Google

So lehrte Ranke in der geschichtlichen Beurteilung umsichtiges Maß halten, und zwängte sie nicht in eine einzelne Formel ein. Er hat überhaupt kein geschichtsphilosophisches System geschaffen und wollte es auch nicht schaffen. Nur gelegentlich bricht bei ihm die innerste Teilnahme an den Geschehnissen in allgemeinen Urteilen hervor, gleichsam stoßweise, unaufhaltsam; der Stoff reißt ihn fort. Aber in dieser scheinbaren Systemlosigkeit lag doch wieder System. Er bettete seine Geschichtsauffassung am liebsten in die Darstellung ein, um nur die Dinge wirken zu lassen. Bezeichnend für seine Weise ist eine Aeußerung, die er Ottokar Lorenz gegenüber getan hat, als ihm dieser seine Generationstheorie vortrug. „Man muß es aber machen." Die Theorie sollte in der Durchführung am Stoff ihre Richtigkeit erweisen.

So wird Ranke leben und fortwirken in weite Zukunft, weil er sich in ihr seine Stätte bereitet hat.

Ich will zugleich nicht unterlassen, auf eine andere lebensvolle Schöpfung von ihm hinzuweisen, auf die historische Kommission an der Akademie der Wissenschaften in München. Die Schüler, die ihn von Aug' und Ohr kannten, werden bald dem Lehrer gefolgt sein, aber zahllose neue werden sich an seinen Werken heranbilden. Wohl mögen zeitweilig andere Strömungen Ranke zurückdrängen, aber immer wird man zu seinem Werke zurückgreifen. In ihrer erhabenen Klarheit und Einfachheit bleiben sie ruhende Pole der Wissenschaft, gleichsam Erholungsstätten, die nach dem Ueberreiz neuer Ideen wieder Frische geben.

So behält auch Rankes irdisches Leben vollen Wert, als Einzelnes im allgemeinen. In die Weiterwirkung geht nur über die geistige Tat, aber da sie ausstrahlte von einem Menschen, so ist auch dieser denkwürdig und sein Dasein, soweit möglich, zu erhalten. Die Person wird selber Geschichte und an ihr erkennt man Geschichte. Es ist daher nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir Rankes Geburtshaus zur Stätte seines Gedächtnisses weihen. Wenn wir hier sammeln, was sich auf sein Leben bezieht, bewahren wir zugleich Erinerungen an seine Zeit. Der größte Teil seines Lebens hat sich abgesponnen in der Werdezeit des neuen Deutschlands. Ranke wurde geboren in dem Jahre, in dem Preußen den Baseler Frieden schloß, welcher dem revolutionären Frankreich die Möglichkeit gab,

Digitized by Google

seine Kräfte zu sammeln und zu entfalten; er durchlebte als Knabe und heranreifender Jüngling die Folgen, den Zusammenbruch des alten Reiches und dann die erste Hoffnungszeit des deutschen Volkes in den Befreiungskriegen. Als Mann war er dann aufs engste verknüpft mit Preußen, und es war kein Zufall, daß das Heranwachsen des brandenburgisch-preußischen Staates sein geschichtliches Interesse in Anspruch nahm. Er stand dem Könige Friedrich Wilhelm IV. nahe, dessen geistvolles, merkwürdiges Wesen ihn fesselte; ebenso fand er hohe Anerkennung bei König Max II. von Bayern. So ist es die Zeit der Vorbereitung, die trotz des Trüben, das sich einschloß, nicht auch hohen Reizes entbehrt, welche den Kern von Rankes Leben bildete und in sie fallen auch seine größten Werke. Er hat dann die glückliche Lösung noch lange überlebt und sie mit hoher Freude genossen, auch wissenschaftlich sich bemüht, die Vergangenheit mit ihr in Beziehung zu setzen, aber seine Lieblingsideen wurzelten weit in der Vorzeit.

So scheint nun dieses Museum berechtigt, auch über Rankes Person hinaus seine Aufgabe auszudehnen auf die deutsche Geschichte im Anfang und in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, und den sie erläuternden und veranschaulichenden Stoff zu bergen. In der Zeit der Ernte soll auch die der Saat nicht vergessen werden.

So möge es diesen Räumen beschieden sein, sich mit reichem Inhalt zu füllen, als Zierde für Rankes Heimatsort, als Zeichen der Dankbarkeit für einen großen Deutschen, als Zeugnis deutscher Wissenschaft und Geistesarbeit, als Zukunftspfand für die Fortdauer deutschen idealen Geistes, dessen vornehmster Träger einer Ranke war.

(Nr. 108.)

Die Linné-Feier in Schweden.

Wohl kaum jemals sonst ist das Andenken an einen großen Naturforscher von dem Volk, welchem er angehört, so allgemein und so festlich gefeiert worden wie in der vorigen Woche das Linnés in Schweden. Bei uns würde sich eine solche Feier beschränken auf einzelne Gelehrtenkorporationen, und außerhalb dieser kaum merkliche Wellen werfen; in Schweden nahm das ganze Volk daran teil. Es gab wohl keine Zeitung oder Zeit-

schrift, die nicht eine Reihe von meist sehr eingehenden Artikeln über Linné, Bilder von ihm, seinen Eltern, seinem Geburtsort, seinem Landsitz usw. gebracht hätte, keinen Laden, in dem nicht Büsten, Bilder oder wenigstens Postkarten, die sich auf die Linné-Feier bezogen, ausgestellt gewesen wären, und in den Hotels wurde man unwillkürlich an jenes Märchen von Andersen erinnert, in welchem erzählt wird, daß zum Zeichen der Landestrauer selbst die alten Weiber, die Schnaps tranken, diesen schwarz färbten, „denn mehr konnten sie nicht tun". In den Hotels nämlich gab es Linné-Suppen und „gâteau à la roi des fleurs". Aber wirklich „mehr konnten sie nicht tun", und es war für die fremden Gäste ein erhebender Anblick, zu sehen, wie stolz ein ganzes Volk auf seinen großen Sohn ist, und wie sehr es friedliche Geistesarbeit zu ehren und zu schätzen weiß.

Den Einladungen, welche an auswärtige Akademien, Universitäten, gelehrte Gesellschaften usw. ergangen waren, waren eine große Anzahl von Vertretern gefolgt. Am stärksten war England repräsentiert, das u. a. einen Sohn Darwins, den bekannten Botaniker Francis Darwin, entsandt hatte. Darauf folgte an Zahl Deutschland, aus welchem Berlin, München, Göttingen, Halle, Breslau und Jena vertreten waren.

Die Reihe der Feiern begann in der südschwedischen Universität Lund, in dessen Nähe Linnés Geburtsort Rashult liegt.

Den fremden Gästen wurden zunächst Lunds schön eingerichtete Universitätsinstitute gezeigt, in denen ein reges wissenschaftliches Leben herrschte. Am Nachmittag des 21. Mai begab man sich dann mit Extrazug nach Elmhult. Hier kann man schon vom Eisenbahnzug aus die Granitsäule sehen, die zu Ehren Linnés vor längerer Zeit errichtet worden ist. Hinter diesem Denkmal liegt Linnés Geburtshaus: ein sehr einfaches einstöckiges Haus mit dem in Schweden üblichen roten Anstrich, das alte „Kommunistenhaus", in welchem Linnés Vater als Pfarrer lebte. Es enthält eine Erinnerung an die Linné-Feier im Jahre 1807 und ein Medaillon mit der Unterschrift: „Carolus v. Linné, botanicorum princeps." Tausende von Landleuten vereinigten sich mit den von Lund und anderen Städten Gekommenen zu der einfachen, aber würdigen Feier, die mit Gesang und Reden begangen wurde. Die auswärtigen Teilnehmer fuhren dann meist mit dem Nachtzug nach Stockholm.

Von dort ging am 24. morgens ein Extrazug nach Upsala, der altberühmten Hochschule, an der Linné über 30 Jahre als Professor wirkte. Dort ist er auch — in dem ehrwürdigen Dome — begraben. Am Bahnhof hatten sich zur Begrüßung die

Digitized by Google

Studenten aufgestellt. Sie empfingen die Gäste mit Gesang und defilierten dann mit ihren Fahnen vorüber, alle mit der weißen Studentenmütze, die auch die zahlreichen im Zuge wacker mitmarschierenden Studentinnen trugen.

Der Musik wird in Schweden ganz besondere Pflege gewidmet; namentlich die englischen Gäste waren über den breiten Raum, den musikalische Darbietungen bei den Feiern einnahmen, erstaunt, aber da vortrefflich gesungen und gespielt wurde, so trug dies zur Erhöhung der Feierlichkeit wesentlich bei. Wer die sang- und klanglose Art kennt, mit der z. B. in München Universitätsfeierlichkeiten in der nichts weniger als schönen Aula der Universität sich abspielen, mußte doppelt erfreut sein über die ungemein eindrucksvolle Weise, in der in der herrlichen Aula der Upsalaer Universität das Hauptfest vor sich ging. Der Kronprinz von Schweden nahm an dieser mit anderen Prinzen des königlichen Hauses in Vertretung des seit längerer Zeit leidenden Königs Oskar II. teil. Der Rektor feierte in eingehender Rede Linnés Bedeutung. Dann defilierten in langem Zuge an ihm die Delegierten vorbei und übergaben mit einer Ansprache je eines Vertreters für jedes Land ihre Glückwunschdiplome, deren Verlesung Stunden beansprucht hätte und deshalb unterblieb. Nach der Feier wurden die fremden Delegierten dem Kronprinzen vorgestellt, der an jeden huldvolle Worte richtete und namentlich auch seine Freude über die starke Beteiligung Deutschlands an der Feier aussprach; er überreichte sodann einigen der Vertreter persönlich Ordensauszeichnungen, den „Nordstern", mit dem geschmückt Linné in den späteren Jahren seines Lebens stets abgebildet ist.

An die Universitätsfeier anschließend fand eine Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften statt, in welcher der Erzbischof von Upsala eine längere lateinische Rede hielt. Der Erzbischof ist von Amts wegen Vizekanzler der Universität, eine Kombination, die von schwedischen Zeitungen gelegentlich der Berichterstattung über die Feier lebhaft angegriffen wurde. Der Kronprinz überreichte dann als „praeses illustris" der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften einem jungen schwedischen Gelehrten den zum Andenken an Linné gestifteten Linné-Preis. Nachmittags fand im Botanischen Garten ein von den Studenten veranstaltetes Frühlingsfest statt, wobei wir wieder die treffliche musikalische Schulung der Studenten bewundern konnten, an welche der Kronprinz eine mit großem Beifall aufgenommene Ansprache richtete.

Für den Abend hatten der Erzbischof und der Rektor die

Gäste der Universität zu einem großen Diner eingeladen, bei welchem Ernst Häckel von Jena im Namen der fremden Gäste auf den auf diese ausgebrachten Trinkspruch erwiderte, und später war ein großer Empfang in der Universität, deren prachtvolles Treppenhaus ein ungemein malerisches Bild darbot.

Der nächste Tag wurde um 7 Uhr (eine für Schweden unerhört frühe Stunde!) durch 21 Kanonenschüsse („Svensk löjen") eingeleitet und um 8 Uhr meldete ein viertelstündiges Läuten der großen Glocke des Domes, daß in diesem eine weitere Feier bevorstehe. Es handelte sich um die Promotionen, die hier vorgenommen wurden. In langem festlichen Zuge, in welchem namentlich die Talare der fremden Vertreter auffielen, bewegte sich die Festversammlung in den alten berühmten gotischen Dom, alle Doktoren geschmückt mit einem kleinen Lorbeerkranz, der im Universitätsgebäude von zarter Hand den Teilnehmern angeheftet wurde. Die Ehrendoktoren waren in einem besonderen Zug angeordnet; sie hatten vorher schon ihr Kopfmaß einsenden müssen. Denn in Schweden wird auch die Doktorwürde noch feierlicher verliehen als bei uns. In der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät wird das Haupt des Doktoranden mit dem Doktorhut geschmückt, einem Zylinder von nicht gerade sehr anmutender Gestalt, die philosophische Fakultät setzt ihren Doktoranden einen Lorbeerkranz auf das Haupt und steckt ihnen einen Ring an den Finger. Die Feier im Dom wurde mit Musik eingeleitet, durch Musik unterbrochen und musikalisch beendigt. Für jede der vier Fakultäten hielt ein „Promotor" eine Ansprache, — die längste auch hier der Erzbischof. Unter der langen Reihe der zu Ehrendoktoren Ernannten wurden mit besonderem Beifall begrüßt Selma Lagerlöfv, die berühmte Dichterin, Ernst Häckel und Prinz Eugen von Schweden, der als ausgezeichneter Maler berühmt ist. Bei der Auswahl der auswärtigen Ehrendoktoren mußten die Vertreter der verschiedenen Nationen berücksichtigt werden, so daß eine, was die wissenschaftliche Stellung anbelangt, sehr verschiedenartige Schar von Ehrendoktoren sich ergab.

Nach der Promotion brachte die Studentenkorporation vor dem Universitätsgebäude den neuen Doktoren eine Huldigung dar.

Für den Abend war die Aula der Universität zu einem großen Bankettsaal eingerichtet worden, in welchem die Universität ihre Gäste bewirtete. Später fand im selben Raume ein Ball statt. Der Samstag war für die Feierlichkeiten in Stockholm bestimmt. Erst folgten die Botaniker einer Einladung

Digitized by Google

von Professor Wittrock, der in der Nähe Stockholms in wundervoller landschaftlicher Lage einen sehr interessanten botanischen Garten geschaffen hat, in dem zahlreiche Versuche über das neuerdings besonders auf der Tagesordnung stehende Problem der „Mutation“ ausgeführt werden. Nachmittags hielt dann die Kgl. Akademie der Wissenschaften in der „musikalischen Akademie“ eine Festsitzung, an der der Hof, das diplomatische Korps und viele Notabilitäten Stockholms teilnahmen.

Nach einer Festrede des Akademiepräsidenten Grafen Mörner brachten auch hier die fremden Delegierten der Akademie, deren Gründer und erster Präsident Linné war, ihre Glückwünsche dar. Die Akademie hatte zu Ehren des Tages eine große goldene Medaille prägen lassen, welche dem Nestor der Botaniker, Sir Joseph Hooker, der demnächst seinen 90. Geburtstag feiert und noch unermüdlich wissenschaftlich tätig ist, verliehen wurde.

Abends war ein Bankett, dem Ihr Berichterstatter — da ihn seine amtlichen Pflichten zurückriefen — ebensowenig anwohnen konnte, als der auf Sonntag geplanten Exkursion nach Hammarby, dem Landsitz Linnés, und der Soiree, zu welcher der Kronprinz von Schweden die Delegierten geladen hatte.

Die ganze Feier hat wohl bei jedem Teilnehmer einen großen Eindruck hinterlassen. Sie hatte nichts Künstliches und Gemachtes an sich, sondern war getragen von der echten Begeisterung eines geistig hochstehenden Volkes für einen Mann, der dem Namen Schwedens hohe Ehre gebracht hat. Und die Schweden verstehen offenbar, großzügige Feste zu feier, Feste, an denen hoch und nieder gleich warmen Anteil nahmen — selbst das Militär feierte teilweise Linné-Feste!

Die auswärtigen Teilnehmer haben in ihre Heimat nicht nur das Gefühl der Dankbarkeit für die ihnen gewährte Gastfreundschaft, sondern auch die Freude darüber mitgenommen, daß man in Schweden einen Mann der Wissenschaft in einer Weise zu ehren verstanden hat, wie es bisher wohl noch in keinem anderen Lande der Fall war.

München. K. Goebel.

(Nr. 108.)

Die Geheimlehre des Veda.*)

Gerade vor zehn Jahren, im Jahre 1897, hatte Prof. Deussen in Kiel bei Brockhaus sein größtes Uebersetzungswerk, die „Sechzig Upanishad's des Veda“ mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben. Zwei Jahre vorher hatte Max Müller in seinen Gifford-Vorlesungen über psychologische Religion Deussen „die beste Autorität über diesen Gegenstand“ genannt. Er selbst war der erste gewesen, der eine vollständige Uebersetzung der zwölf wichtigsten Upanishads ins Englische herausgegeben hat. Aus der fließenden, unabgeschlossenen und unabzuschließenden Masse der Upanishad-Literatur hat Deussen damals die größte, kompakteste und wichtigste — eine wahre imposante Auswahl getroffen, die ihn auch bei den Engländern, die uns bekanntlich in der Erforschung des indischen Altertums um fast hundert Jahre voraus sind, bekannt gemacht hat, denn erst unlängst ist der zweite Band seiner, die Upanishads behandelnden Geschichte der Philosophie englisch unter dem Titel „The philosophy of the Upanishads. Authorized English Translation by Rev. A. S. Geden (Edinburgh T. & T. Clark)“ erschienen. Dieses wichtigste und berühmteste Uebersetzungswerk des Kieler Professors wendete sich natürlich in erster Linie an den Fachmann. Wir wissen nicht, ob es der Einfall Professor Deussens oder der seines Verlegers war, aus dieser umfangreichsten Sammlung der Upanishads, die in einer europäischen Sprache erschienen ist, eine Auswahl der schönsten und wichtigsten Texte zu veranstalten, die auch dem gebildeten Laien zugänglich und genußreich sein kann; jedenfalls aber war es ein sehr glücklicher Gedanke. Deussen hat zu diesem Zwecke auch den Namen Upanishad kurz und gut mit Geheimlehre übersetzt und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen, einen etwas sensationell klingenden Titel geschaffen, der in Verbindung mit der vom Verleger dem Buche mitgegebenen hübschen Ausstattung seine lockende Wirkung nicht verfehlen wird. Jedenfalls führt das Buch diesen Titel mit mehr Berechtigung als der vor zwanzig Jahren auch in Deutschland ein gewisses Aufsehen machende „Geheimbuddhismus“ A. P. Sinnetts.

---

*) Die Geheimlehre des Veda. Ausgewählte Texte der Upanishad's. Aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. Paul Deussen. Leipzig 1907, F. A. Brockhaus. 8. XXIV+221 Seiten. Geb. 4 Mark.

Digitized by Google

Professor Deussen hat seine populäre Auswahl äußerst geschickt für ihren Zweck zusammengestellt und er brauchte kaum ein neues Wort zu schreiben. Das trefflich orientierende Vorwort ist aus der Vorrede, die Einleitung eben aus der Einleitung zum großen älteren Buche hervorgegangen. Philologische, textkritische und philosophische Einleitungen zu den einzelnen Upanishads sind weggelassen und durch einige kurze sachliche Anmerkungen ersetzt und das dankenswerte Register ist auf die nötigen Schlagworte hin redigiert. Den schönen Zweck seines jüngsten Buches hat Professor Deussen aber besonders dadurch gefördert, daß er seiner Auswahl aus den Upanishads einige der philosophisch bedeutendsten Hymnen und Brâhmanas aus dem Rigveda und dem Atharvaveda vorausschickte, die eine vortreffliche Vorbereitung und den Uebergang zu den Lehren der Upanishads bilden. Namentlich finden wir da die prachtvollen kosmologischen Hymnen aus dem zehnten Buche des Rigveda, die er mit den anderen nur aus dem ersten Bande (1894) seiner Geschichte der Philosophie herüberzunehmen brauchte. Wie gelungen Deussens Uebersetzung auch nach der poetischen Seite hin ist, kann man leicht beurteilen, wenn man sie z. B. mit der wörtlichen, darum etwas trockenen, fast wie eine Interlinear-Uebersetzung anmutenden Uebertragung des Rigveda von Alfred Ludwig (Prag, F. Tempsky 1876) vergleicht.

Deussen hat Stücke aus vierzehn Upanishads in vorliegendem Buche gesammelt und betitelt: die gemeinverständlichsten, wichtigsten und schönsten Texte unter Beseitigung allen gelehrten Ballastes. Die in dieser „Geheimlehre" niedergelegten Ideen berühren in kühnem Fluge die höchsten Höhen philosophischer Spekulation und geben Aufschluß über das Wesen der Gottheit, des Atman und Brâhman, die unerforschlichen Tiefen der menschlichen Seele und die innere Uebereinstimmung beider. Im Vorwort weist der Verfasser darauf hin, wie die in den Upanishads, diesem „Neuen Testamente des Veda", gebotenen Gedanken zur Klärung, Vertiefung und Berichtigung der religiösen Grundanschauungen auch des Christentums dienen können, wie von ihnen eine sichtbare Brücke zum kategorischen Imperativ Kants und zur Philosophie Schopenhauers hinüberführt. Vor allem durften nicht die Gespräche Yâjñavalkyas mit Maitreyi, der Redekampf am Hofe des Königs Janaka aus der Brihâdaranyaka-Upanishad, aus der Chândogya-Upanishad nicht die Lehren Uddâlakas für seinen Schüler Çvetaketu (über Tat tvam asi) aus der Kâthaka-Upanishad des schwarzen Yajurveda nicht die Gespräche zwischen Naciketas und dem Todesgott und aus den reinen

Digitized by Google

Vedânta-Upanishads nicht die großartigen Mundaka- und Mândûkya-Upanishads fehlen. Alle diese Stücke, die uns schon in Deussens „Sechzig Upanishad's des Veda“ am tiefsten ergriffen, am höchsten erhoben haben, finden sich hier höchst wirksam und zweckmäßig zusammengestellt.

Der intimere Kenner und Verehrer der Deussenschen Schriften kann jetzt Paul Deussens ungeheueres Lebenswerk klar überschauen: so wie sein System des Vedânta (1883 und 1906) und die Sûtra's des Vedânta (1887) den ersten Band seiner groß angelegten Geschichte der Philosophie (1894 und 1906) vorbereiteten, so ging die Uebertragung der Sechzig Upanishad's dem zweiten, eben die Upanishads behandelnden Bande (1899 und 1907) voraus. Dem nun hoffentlich in nicht zu ferner Zeit bevorstehenden dritten Bande hat Deussen unlängst seine von uns (s. Beil. vom 8. März d. J.) besprochene große Uebersetzung der „Vier philosophischen Texte des Mahâbhâratam“ (1906, alle im Verlage von F. A. Brockhaus) vorausgeschickt. Sein größtes Verdienst wird vielleicht für immer seine geniale Vermittlung der Upanishads bleiben Von der vorliegenden Auswahl kann ich nicht minder als damals (s. Beil. v. 2. Juli 1897) vom größeren Werke sagen, daß die größte Freude daran Schopenhauer gehabt haben würde, dessen Manen Deussen dieses gewidmet hatte und der, obwohl er die Upanishads nur aus dem Oupnek'hat, der schwerfälligen persisch-lateinischen Uebersetzung der Upanishads, kannte, doch (im 2. Bande seiner Parerga) begeistert ausrufen konnte: „Denn wie atmet doch der Oupnek'hat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch der, dem durch fleißiges Lesen das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll fester, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles atmet hier indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Dasein. . . . Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die — den Urtext ausgenommen — auf der Welt möglich ist; sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein.“

Alfred v. Mensi.

(Nr. 109.)

Digitized by Google

Goethe über seine Dichtungen.

Als ich zum erstenmal an dieser Stelle[1]) Nachricht gab von Hans Gerhard Gräfs großem Unternehmen, Goethes Aeußerungen über seine Dichtungen vollständig zu sammeln, war es mir nicht zweifelhaft, daß dieses Ergebnis unermüdlichen Strebens und bewundernswerter Arbeitskraft den verdientesten Erfolg haben würde bei Forschenden wie bei Liebhabern. Kann es in der Tat einen wertvolleren, wichtigeren Kommentar geben als des Genius eigene Gedanken über sein Werk — zumal eines Genius, der fast mit jedem Worte zugleich ein Allgemeingültiges, Höchstes ausspricht, und immerdar schöpferisch sich selbst und Kunst und Welt in stets anderen, stets neuen Zusammenhängen vor Augen stellt? Anerkennung und Dank mußte ja dem Herausgeber zuteil werden, der das zerstreute Kostbare nicht nur klug bedacht ordnete, sondern aus der Fülle seiner Kenntnisse noch mit allen Hilfs- und Erleichterungsmitteln versah für jeglichen Gebrauch des gelehrten wie des bloß genießenden Benützers. Anerkennung und Dank — in Worten sind denn auch nicht ausgeblieben. Aber schon nach Vollendung des 4. Bandes erfuhr man, es fehle dem Unternehmen derart am nötigen Entgegenkommen und an tatkräftiger Unterstützung, daß, wir zunächst wenigstens, keine Fortsetzung zu erwarten hätten. Das war im Sommer 1904, und ich nahm mir in meiner Besprechung[2]) die Freiheit, zu sagen, es würde eine Schande sein vor dem In- und Auslande, wenn ein solches Denkmal nicht ausgebaut werden könnte, wo doch der marmornen täglich neue errichtet werden. Es müsse sich eine gelehrte Gesellschaft, eine Akademie, ein Goethe-Bund finden, die es für ihre Pflicht und zugleich für eine schöne, würdige Aufgabe hielten, uns vor einem so beschämenden Verlust zu bewahren.

Nun liegt endlich der 5. Band vor,[3]) und was meldet der einleitende Bericht? Die Ursache der langen Pause ist einzig und allein der Umstand gewesen, daß der bisherige

---

[1]) Beilage 1902, Nr. 240.
[2]) Beilage 1905, Nr. 133.
[3]) Goethe über seine Dichtungen von Dr. Hans Gerhard Gräf. II. Teil: Die dramatischen Dichtungen. 3. Band (des ganzen Werkes 5. Band). Frankfurt a. M., Rütten u. Löning, 1906.

Digitized by Google

Absatz in zu großem Mißverhältnis steht zu den sehr beträchtlichen Kosten der Herstellung. Und weiter: das jetzige Erscheinen von Band 5 ist nur der Opferwilligkeit der Literarischen Anstalt Rütten und Löning in Frankfurt a. M. zu danken. Und abermal: von dem künftigen Verkauf wird es abhängen, ob die beiden letzten Bände, der 6., der die dramatischen Dichtungen zu Ende führt, und der 7., der die lyrischen behandelt, wird erscheinen können. „Es war mir ein bitteres und wehmütiges Geschäft," schreibt der Herausgeber, „länger als ein Jahr hindurch mit der Verlagsanstalt brieflich und mündlich zu beraten: wie es zu ermöglichen wäre, ein zwar seiner Natur nach etwas umfangreiches, an sich aber lebensfähiges Werk fortzuführen und zum Abschluß zu bringen."

Nun, es ist auch ein bitteres und wehmütiges Gefühl, das den Leser des Vorworts überkommt bei der Erwägung, in dem jetzt doch mächtig aufblühenden Lande der Dichter und Denker sollten nicht ein paar Tausende aufzubringen sein, wo man in dem „materiellen" Amerika Millionen über Millionen geistigen Bestrebungen jeder Art zur Verfügung stellt!

Der vorliegende 5. Band enthält in alphabetischer Folge die Dramen und dramatischen Satiren (einschließlich der geplanten, der Skizzen und Entwürfe) von „Götter, Helden und Wieland" an bis zum „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel". Die Hauptstücke sind demnach Götz, Iphigenie und die Natürliche Tochter.

Davon nun, daß bisher selbst der Forscher nicht sämtliche Aeußerungen des Dichters auch nur über jedes seiner größeren Werke so vollzählig und übersichtlich und gewiß nicht mit all den Anmerkungen und Verweisen zur Hand hatte, wie Gräfs mustergültige Arbeit sie ihm aufs bequemste und förderlichste zu augenblicklicher Verwertung darreicht — davon soll nicht weiter die Rede sein. Jeder auf diesem Gebiet Tätige, der sich des Werkes bedient — und ich könnte mir keinen vorstellen, der es entbehren wollte —, wird der Wohltat solcher Vorarbeit Dank wissen. Aber auch dem nichtzünftigen Jünger Goethes, jedem Mitglied der großen unsichtbaren Goethe-Gemeinde wird hier ein schön geordnetes Schatzhaus aufgetan zu mannigfachfaltigstem Gebrauche und Genusse. Er schrecke nicht beim ersten Anblick zurück vor der Fülle des Gebotenen, als

Digitized by Google

wäre das alles nur für gelehrten Betrieb nützlich und ihm eine überflüssige Last. Wandert doch jeder heute durch die Räume großer Sammlungen und gewinnt köstliche Anregung, wenn er nur ganz nach Lust und Laune da und dort einen bedeutenden Gegenstand ins Auge faßt und ihn unbefangen auf sich wirken läßt. Das gleiche Lustwandeln von einer bedeutenden Aeußerung Goethes zur anderen ist hier möglich. Verschiedener Druck macht es leicht, über das wissenschaftliche Beiwerk hinwegzusehen und nur bei dem Fesselnden zu verweilen. Regt sich dann, wie im Museum, mit der Zeit und der wachsenden Vertrautheit das Bedürfnis, langsamer vorzuschreiten, nichts zu übersehen und die Zusammenhänge zu erkennen: so ist, was vorerst nicht gebraucht wurde, aber auch nicht störte, willkommene Zugabe.

Nehmen wir als Beispiel Iphigenie auf Tauris. „14. Februar 1779, Weimar, Gartenhäuschen" ist die erste Aeußerung Goethes überschrieben — ein Briefchen an Frau v. Stein. „Den ganzen Tag brüte ich über Iphigenien ... den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs ... Musik habe ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden." Die letzte ist vom 2. Dezember 1831 — ein Brief an Deinhardstein, der beginnt: „Auf verehrliche Anfrage unterm 16. XI. des Jahres habe schuldigst zu erwidern . . ." Dazwischen auf 97 Seiten 260 Stellen aus Briefen und Gesprächen, herstammend aus 52 Jahren, die uns nicht nur die Entwicklung des Gedichtes, nein, in der Tat fast die ganze Entwicklung eines überreichen Lebens zu veranschaulichen die Kraft haben.

Zu veranschaulichen! — Wie oft erblicken wir den strebenden, arbeitenden, gestörten Dichter und seine Umgebung. Er sitzt im grünen Zimmer und ruft die fernen Gestalten leise herüber. Oder den ganzen Abend machen ihn ein paar Hunde toll, die er mit Befehlen und Trinkgeldern nicht stillen kann (1779). Das war die erste Iphigenie in Prosa, die da entstand. Wiederum 1786 in Italien wird die Iphigenie in Versen reif unter einem Himmel, wo man den ganzen Tag nicht an seinen Körper denkt, sondern wo es einem gleich wohl ist. Da geht der Dichter den 24. September zu Vicenza mit dem Stück in der Tasche auf den Campo Marzio und sieht am Berg gegenüber ein paar artige Gegenstände und zeichnet sie geschwind auf das vordere und hintere Blatt des Stückes, und die Freun-

Digitized by Google

din erhält sie mit diesem. 41 Jahre später lesen wir in einem Briefe an Zelter, den 23. März 1827: „Mittwoch spielt Krüger den Orest in meiner Iphigenie, aber es ist mir unmöglich, hineinzugehen. Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich alles das fühlte, dachte und schrieb!“ Und an diese Iphigenie-Aufführung, vor der er sich fürchtet, knüpft sich dann ein längeres Gespräch mit Eckermann, das uns glücklich erhalten ist: wertvollste Betrachtungen über das Stück und die Kunst des Dramatikers wie des Schauspielers. Und wieder sehen wir den Dichter vor uns — er schildert das dem Schauspieler Genast — wie ihm um jene Zeit auf einem Spaziergang durch die Felder ein langer Mann im Militärrock begegnet, dicht vor ihm mit verschränkten Armen stehen bleibt und statt der üblichen Begrüßung eine Strophe aus dem Liede der Parzen rezitiert. „Das ist unter allen Schöpfungen die schönste, womit Exzellenz die Welt beglückt haben. Weder Tasso und Ariost haben Aehnliches geschrieben, noch Schiller. . . .“ Schließlich stellt er sich als Baron Ferdinand von L. vor, und Goethe wandelt längere Zeit mit ihm in der schattigen Lindenallee auf und ab, sich an seinem Urteil über die alten und neuen Dichter ergötzend.

Steigt hier nicht überall aus der Vergangenheit empor das äußere zugleich mit dem inneren Leben und vergegenwärtigt jedem Empfänglichen unmittelbar die unsterbliche Gestalt und ihr nie auszuschöpfendes Dasein? —

Zum drittenmal: es muß sich eine gelehrte Gesellschaft, eine Akademie, ein Goethe-Bund finden, die es für ihre Pflicht und zugleich für eine schöne, würdige Aufgabe halten, uns vor einem so beschämenden Verluste zu bewahren.

Freiburg i. B. R. Woerner.

(Nr. 110.)

Digitized by Google

Neue Literatur und Forschung über Henrik Ibsen.

(Fortsetzung.)*)

Ein erfreulicher Ertrag des vorigen Jahres sind die zweite Auflage von Lou Andreas-Salomé, Henrik Ibsens Frauengestalten (Jena u. Leipzig 1906, Eugen Diederichs) und die 5. Auflage von Emil Reich „Henrik Ibsens Dramen" (E. Piersons Verlag, Dresden 1906).

Das Buch der Frau Andreas-Salomé hat alle Reize, die eine Unterhaltung mit einer immer geistreichen und doch taktvollen Frau haben kann. Sie erzählt uns im leisen Ton und anmutiger Gebärde, was sie Merkwürdiges bei Ibsen gefunden, und will uns ihre Meinung niemals aufdrängen; wir mögen darüber denken, wie es uns gefällt. Es überrascht uns, wie ihr feiner weiblicher Spürsinn den Weg in die Seelen der Rebekka und Ellida und Hedda findet. Wir stimmen dankbar zu, wenn sie die beiden Frauen vom Meer, Rebekka und Ellida, vergleicht und die gewalttätige Raubtiernatur des Fräuleins in Rosmersholm gegenüberstellt der sanften träumenden Ellida. Die eine, die in der Jugend unter brutale und verwildernde Einflüsse geriet und die andere, die nur die Kraft des hindämmernden Wünschens, niemals die des Handelns besitzt und immer eines Mannes bedarf, der sie lenkt. Das Wesen der Hedda, ihr Leben ohne eigentliche Aufgabe und Beruf, in Sensationen, die sich abstumpfen und den Reiz verlieren müssen, ihre Lust am Verbotenen, die aber sofort aufhört, wenn ein Skandal im Hintergrund sichtbar wird, die niemals den Mut finden kann, das Verbotene wirklich zu tun, ist wunderhübsch aus Heddas Wort: „Ich stehe nur so da und schieße in die blaue Luft hinein", abgeleitet. Frau Salomé hat auch erraten, warum das Puppenheim gerade in den Weihnachtstagen spielt, weil das die Zeit ist, in der gerade alle Kinder und darum auch Nora am sehnlichsten auf das Wunderbare hoffen. Liebevoll und zärtlich sind in diesem Büchlein die Frauengestalten Ibsens von Nora bis zur Hedda betrachtet, und es ist schade, daß die Verfasserin ihre Fürsorge nicht auch noch der Hilde in Baumeister Solneß und der Rita in Klein-Eyolf geschenkt hat. Doch man sollte von solchen Büchern nicht verlangen,

*) S. Nr. 106 der Beilage d. J.

Digitized by Google

daß sie noch mehr geben und sich erst recht nicht die Freude daran dadurch verleiden, daß man ihre Mängel zeigt — ich will darum mich nur wundern, wenn Frau Salomé sofort in die Irre gerät oder hilflos wird, sobald sie uns eine der Ibsenschen Männergestalten zu schildern versucht.

Emil Reichs Vorlesungen erschienen zum erstenmale 1893; jetzt, in der fünften Auflage, haben sie sich zu einem dicken Wälzer von 528 Seiten entwickelt. Für die sechste Auflage möchte ich vorschlagen, daß die vielerlei Breiten, die höchstens in gesprochenen, aber nicht in gedruckten Vorträgen ein Daseinsrecht haben, gemildert oder beseitigt würden, und daß außerdem allerhand kleinere Geschmacklosigkeiten und verfehlte Vergleiche fortfielen. Ich kann es z. B. weder zutreffend, noch geistvoll finden, wenn Reich Hedda Gabler mit einem „Lazarettgaul" vergleicht (358), mit einem Pferd nämlich, „an dessen Leib sämtliche Leiden, von denen es befallen werden kann, zugleich dargestellt werden". Noch schlimmer ist eine Bemerkung, die dem Verfasser entschlüpft, als er über die berühmte Szene in „Kaiser und Galiläer" spricht, in der der schimmernde Apollozug des Kaisers und der gefesselte Zug der christlichen Gefangenen, die Kerker und Martern ersehnen, aufeinanderstoßen. Dazu sagt Reich (171): „Merkwürdig erinnert dies an die Szene in Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" (1870), wo der Hochzeitszug und die Prozession aufeinandertreffen, und durch welche diese fast wie ein Protest anmutende, entgegengesetzte Darstellung desselben Konflikts vielleicht beeinflußt wurde." [5]) Noch eine Bitte hätte ich: Reich möge die Jugenddramen ausführlicher und Peer Gynt eindringlicher und liebevoller behandeln. Das ist auch nach Roman Woerners Buch Henrik Ibsen (München 1900) nicht überflüssig; so vielfachen Dank wir Woerner schulden, für seine reichlichen, freilich erweiterungsfähigen [6]) Nachweise von Quellen und Vorlagen Ibsens, seine Auffassung von Ibsens Dramen, von Brand und Peer Gynt

---

[5]) Seite 182 vergleicht Reich die Umwandlung des Konsuls Bernik in den Stützen der Gesellschaft und die der Nora mit der Todesfurcht des Prinzen von Homburg und charakterisiert sie als Inkonsequenzen, die Grillparzer das Höchste der dramatischen Kunst genannt habe. (!!)

[6]) Vergl. z. B. Artur Bonus, „Henrik Ibsen und die Isländergeschichte", Preuß. Jahrbücher (1906), Bd. 126, 424 f.

Digitized by Google

besonders, fordern oft zum Widerspruch heraus und sollen wohl kaum abschließend sein.

Die Vorzüge von Reich haben sich ja durch Jahre bewährt: seine gründliche Bekanntschaft mit dem Original von Ibsens Dramen — sie befähigen ihn zu sehr treffenden Bemerkungen über Stilloses und über Fehler in den deutschen Ausgaben [7]) — seine besonnene und nüchterne Auffassung, die ihn von allem Verschrobenen und Verstiegenen der Erklärung glücklich fernhält und seine, einer genauen Vertrautheit mit Ibsens gesamtem Schaffen entspringende Gabe, auch verborgene Beziehungen und Aehnlichkeiten zwischen den Werken Ibsens zu entdecken. Leider begnügt sich Reich meist mit den bloßen, allerdings sehr wertvollen und oft überraschenden Hinweisen. Eine umfassende und eindringende Betrachtung dieser Aehnlichkeiten würde Ibsens Art zu dichten ganz anders erhellen.

Die umfänglichste Veröffentlichung seit Ibsens Tod ist das Buch von Anathon Aall: „Henrik Ibsen als Dichter und Denker" (Halle a. S. Max Niemeyer, 1906.)

Es beruht auf Vorlesungen und Aall tritt auf als Philosoph und Psycholog von Fach, methodisch und systematisch. Er spricht nicht von den einzelnen Dramen, sondern schildert zuerst Ibsens äußeres und inneres Leben, danach die Entstehung und Entwicklung seiner Werke, ihre stofflichen Grundlagen, Ibsens Typen, seine Psychologie, sein Verhältnis zur Religion und seine Ethik. Diese neue Anordnung erzeugt sofort eine Reihe von neuen und fruchtbaren Gesichtspunkten und ist die Quelle manchen glücklichen Hinweises und mancher treffenden Bemerkung. [8])

---

[7]) Bernik sagt z. B. zu seinem Sohn „Du sollst du selbst werden" nicht „Du sollst selber was werden" (S. 195).

[8]) Ich hebe hervor S. 115 die freilich nur kurz resümierenden Bemerkungen über die Stände (Aerzte, Pastoren, Beamte, Kaufleute usw.) bei Ibsen. S. 121 die Andeutung über das Familienleben bei Ibsen, besonders über das Verhältnis von Mutter und Sohn. S. 135 die Charakteristik von Rosmer. S. 158: über die unfreiwilligen Nachäffereien bei Ibsen (im Bund der Jugend schilt Stensgaard den jungen Monsen, der ihn nachahme, und er selbst ahmt andere immer nach, das sei aber, sagt er, etwas anders, — Aehnliches leistet sich Hjalmar Ekdal). S. 161 über die suggestive Gewalt von Ibsens Persönlichkeiten über andere. S. 185 über die Mängel in Ibsens religiöser Belesenheit und S. 207 über die unzureichenden geschichtlichen und philosophischen Studien für Kaiser und Galiläer. S. 234 über die Aehnlichkeiten zwischen Peer Gynt und Borkmann. S. 238 über

Digitized by Google

Außerdem hat der Verfaſſer noch einen nicht einzuholenden Vorſprung; er iſt Norweger. Er ſchildert uns ſeine Landsleute u. a. ſo (S. 50): „Die große politiſche Beweglichkeit des demokratiſch regierten Volkes, die an gegenſätzlichen Zuſtänden und Ueberraſchungen reiche Lebensweiſe (daher auch beobachten wir bei Ibſens Menſchen, daß ſie bald in angeſpannteſter Tätigkeit, bald in gänzlichſter Abſpannung leben), die ſtete Vergegenwärtigung der ſchrankenloſen elementaren Naturgewalt, das ſtark entwickelte Individualitätsbewußtſein, die ziemliche Unkenntnis deſſen, was Ueberlieferung und Maſſe, erprobtes Zuſammengehen und autoritative Hemmniſſe bedeuten, alles dies hat zuſammengewirkt, eine weitere Eigentümlichkeit des norwegiſchen Genius hervorzurufen. Das iſt eine gewiſſe Vorliebe für die große Geſte, die Freude am Pathos, der Geſchmack an Zielen und Idealen, die weit über alle Grenzen hinausführen und jenſeits des bisher Wahrgenommenen liegen."

Aber die Betrachtungsweiſe des Verfaſſers erzeugt auch manche Fehler: vor allem fehlt ihm der Blick für die Bedingungen, den Wert und die Grenzen des Einzelnen. Er neigt ſehr zu Verallgemeinerung und Uebertreibung, und man muß ſich gegenüber recht vielen von ſeinen Behauptungen ſehr vorſichtig verhalten. Zum Beiſpiel hat Ibſen, wie man weiß, der norwegiſchen Geſamtausgabe ſeiner Dramen ſtatt des Vorwortes einen Brief vorangeſtellt, in dem er auffordert, die Werke in der Reihenfolge ihrer Entſtehung zu leſen. Man könne nur dann ſeine eigene Entwicklung und deren organiſche Notwendigkeit begreifen, und ein Werk würde immer das andere ergänzen, berichtigen und erklären. Wie ſegensreich dieſe Aufforderung iſt, ja, daß wer ihr nicht folgt, niemals Ibſen recht erfaſſen wird, muß jeder zugeben, der ſie beherzigte, ich verſtehe daher nicht, wie Aall ſagen kann, Ibſen hätte ſich das Urteil über die Einheitlichkeit und Kontinuität ſeiner Dichtungen ſelbſt ſuggeriert. (S. 84.) — Auch die Einteilung von Ibſens Werken, die Aall verſucht, halte ich für verfehlt. Ich möchte ſo zuſammenfaſſen:

---

die Lebensanſchauung in Rosmersholm. Aall erinnert an ein Gedicht Ibſens an Brandes, die Menſchheit komme ihm vor wie eine von geheimer Todesangſt ergriffene Mannſchaft, die erfährt, daß ſich an Bord eine Leiche befindet. S. 254: Nora habe kein Recht, ſich als Märtyrerin zu betrachten und anderen die Schuld zu geben, daß aus ihr nichts geworden ſei uſw.

Als erste Gruppe Catilina und die romantischen Jugenddramen. Als zweite die Helden auf Helgeland, die Komödie der Liebe und die Kronprätendenten. Alle drei Dramen stammen aus der ernstesten und entbehrungsreichsten Zeit des Dichters, und aus der Behandlung des Stoffes tauchen nun seine Probleme überragend hervor, das Problem der Ehe und das Problem des Berufes. Nur wer alles opfert, seine ganzen Hoffnungen, sein ganzes Glück, taugt zum Dichter. Es hat daher in den „Helden auf Helgeland" eine tiefe persönliche Bedeutung, daß der alte Dernulf sein schönstes Lied singt, nachdem er alle seine Söhne und alles, was ihn früher an das Leben band, verlor. — Die dritte Gruppe sind Brand, Peer Gynt und Kaiser und Galiläer: die Dichtungen der italienischen Zeit und der unendlich bereicherten und erweiterten Lebens- und Weltanschauung. — Die modernen Dramen zerfallen wieder deutlich in drei Gruppen: die erste kann man die gesellschaftlichen Dramen nennen; sie reicht vom Bund der Jugend bis zum Volksfeind, und diese beiden hängen als Auftakt und Abschluß besonders eng zusammen; der Dichter deutet das auch zu verschiedenen Malen an. Aslaksen, aus dem Bund der Jugend, tritt im Volksfeind wieder auf, Stensgaard wird im Volksfeind erwähnt, und er und der Dr. Stockmann haben auch gewisse Aehnlichkeiten: das Mitteilungsbedürfnis, die Glückseligkeit, wenn die Menge ihnen zujubelt, die Art, immer neue Ideen zu finden und zu verkünden, von denen die neueste jedesmal die schönste ist — und wir wissen, daß beide diese Eigenschaften teilen mit dem Freund und Rivalen Ibsens, mit Björnson.*)

Weiter ist den beiden Dramen gemeinsam, daß Männer und nicht Frauen in ihrem Mittelpunkt stehen und daß sie beide von Volksversammlung zu Volksversammlung in das aufgeregteste und lärmreichste Treiben hineinführen. — Die nächste Gruppe reicht von der Wildente bis zur Hedda Gabler (von der Wildente hat Ibsen selbst gesagt, daß mit ihr eine neue Art seiner Dramen beginne). Diese Dramen dürfen wir wohl „die psychologischen" taufen; die Menschenschilderung ist in ihnen dem Dichter

*) Der Ingenieur Borgheim in Klein-Eyolf, der immer neue Aufgaben will, und seine Freude immer mit anderen teilen muß, der die eigene Glückseligkeit kaum bändigen kann, ist auch im Wesen mit Stensgaard und Stockmann etwas verwandt.

das Wesentliche und Entscheidende, so sehr, daß er die äußere Technik und das theatralisch Wirksame oft mit Bewußtsein vernachlässigt. Alle Spannungen und Ueberraschungen werden innerer, seelischer Art, der Dialog will in die verborgensten Regungen und Gänge der menschlichen Seele hineinbohren und zu gleicher Zeit den elementarischen Zusammenhängen von Mensch und Himmel und Meer und Wind und Wetter und Landschaft nachspüren. Die letzte Gruppe hebt an mit dem Baumeister Solneß, das hat Ibsen wieder selbst zugegeben, und er hat ja dann auch gesagt, daß „Wenn wir Toten erwachen" nur der dramatische Epilog dieser Gruppe, nicht etwa sein allerletztes Werk und Wort sein sollte. Diese letzten Dramen sind eher lyrisch als dramatisch, und sie tragen viele Kennzeichen des Alters, eine gewisse Hoffnungslosigkeit, das Aufhören jeder Illusion, eine gewisse Grausamkeit, und doch wieder sind sie verklärt von träumerischem Schwelgen in Erinnerungen an das unwiderbringlich Verlorene. Man kann sie manchmal mit den späteren unter den Edda-Liedern vergleichen und sie auch, wie jene als „elegische Rückblicksgedichte" bezeichnen.

Aall nun rechnet die erste Gruppe bis zu den Helden auf Helgeland, die zweite Gruppe von der Komödie der Liebe bis zu Peer Gynt, die dritte vom Bund der Jugend bis zu Rosmersholm, die vierte von der Frau vom Meer bis zum dramatischen Epilog. Dabei kann er verschiedene Dramen, z. B. die Kronprätendenten und Kaiser und Galiläer, überhaupt nicht unterbringen, und es ist doch auch ganz verkehrt, gerade die vierte, letzte Gruppe „Frauendramen" zu nennen.

Nun verweise ich noch auf andere falsche Verallgemeinerungen: „Wo ist bei Ibsen der Mann, der mit dem jungen Bewußtsein der kräftigeren Individualität oder mit dem Recht des im Leben mehr Bewanderten die Frau beherrscht, sie in eine bestimmte Grundbetrachtung einführt, kurz sie geistig bildet und anleitet?" (S. 58.) Dieser Mann ist z. B. König Haakon, Brand, Rosmer, Dr. Stockmann, Wangel usw., sind das nicht gerade genug? — Eine andere Bemerkung: „Die ganze Ibsensche Literatur enthält keinen einzigen Fall von warmem oder liebevollem Verhältnis zwischen Mutter und Tochter." (S. 126.) Das trifft doch nicht immer so unbedingt zu. In den Kron-

Digitized by Google

prätendenten haben sich Mutter und Tochter manches zu sagen, und gerade am Schluß der Wildente zeigt Frau Gina eine rührende und so bescheidene Liebe für die kleine Hedwig. Dann wäre noch ein Merkwürdiges hinzuzufügen: die ungestüme Liebe des Backfisches Hilde zu ihrer Stiefmutter, der Frau Ellida. — „Die Freundschaft erreicht — so scheint die bittere Lehre Ibsens zu sein — in dem wirklichen Leben keinen höheren Wert als eine Bequemlichkeit, die man an dem Tage kündigt, wo sie einem nicht mehr paßt." (S. 129.) — John Gabriel Borkmann sagt sogar: „Wir haben uns also gegenseitig betrogen und am Ende uns selber betrogen, einer wie der andere. Und Foldal antwortet: „Aber ist denn das im Grunde nicht Freundschaft?" — Nur in einem Falle, in den Helden auf Helgeland, fügt Aall hinzu, erscheine die Freundschaft mit der vollen Gewalt menschlicher Treue und männlicher Gediegenheit. Ich kenne noch andere Fälle: die Aufopferung des Kapitän Harster im Volksfeind für Doktor Stockmann, weiter die Aufopferung Johanns für den Konsul Bernik, der sich der Größe dieses Opfers auch endlich bewußt wird, und tut denn nicht im Bund der Jugend auch Fjeldbo für Stensgaard alles, was ein Freund für den anderen tun kann?[10])

[10]) Auch eine Fülle einzelner Aeußerungen von Ibsens Personen hat Aall mißverstanden und gar nicht die Stimmung bedacht, aus der sie zu verstehen sind. Er findet die Worte der Rita in Klein Eyolf, in denen sie ihren Widerwillen gegen ihr Kind äußert, „pervers" (S. 122). Aber Rita fühlt nur, daß ihr Mann ihr entgleitet; das bringt sie zur Verzweiflung, und in der Verzweiflung sagt sie Worte, die sie selbst nicht bedenkt. Nora, sagt Aall, könne mit bedenklicher Virtuosität lügen (S. 142). Aber Nora lügt, ohne sich viel dabei zu denken, weil es immer so gut hilft, und niemand hat ihr ernsthaft klar gemacht, was sie Schlechtes tut, wenn sie lügt. In den „Stützen der Gesellschaft" wünscht Dina, die Menschen in Amerika möchten nicht so sehr anständig und moralisch sein. Auch das faßt Aall falsch auf (S. 176). Der Anstand und die Moral ist Dina Dorf bisher doch nur als Heuchelei entgegengetreten, und dieser wünscht sie in Amerika nicht zu begegnen usw.

München. Friedrich von der Leyen.

(Ein Schlußartikel folgt in nächster Woche.)

Der Schlußband von Taines Briefen.*)

Der vierte Band von Taines Briefen steht auf gleicher Höhe mit den vorangegangenen, in der Beilage kurz angezeigten; das Jahr 1870 sah Taine kurz vor Ausbruch des Krieges in Deutschland, an Ort und Stelle mit Vorarbeiten zu einer Geschichte der deutschen Literatur als Gegenstück zu seiner Histoire de la littérature anglaise beschäftigt; unsere Lyrik, zumal Goethe und Heine, liebte er; in Briefen an seine Tochter und einen Neffen huldigt er diesen Dichtern wiederholt auch in seinen letzten Lebensjahren. Die Härte (angesichts der Prosa von Lessing, Jakob Grimm, Schopenhauer muß man wohl sagen, die Verständnislosigkeit), mit der Taine vor und nach dem Jahre 1870 alles Deutsche, das nicht in gebundener Rede sich äußerte, als schülerhaft, unzulänglich, unvergleichbar mit französischen Meistern ablehnte, steht in offenbarem Widerspruch nicht nur mit der Wirklichkeit, auch mit der Ansicht seines engeren Freundeskreises, dem Preis deutscher Art und Kunst, den Sainte-Beuve, Renan und ihre Anhänger anstimmten. Großen Geistern muß man nach einem berühmten Ausspruch ihre Idiotismen lassen. Persönliche Gehässigkeit spielte bei diesen Urteilen Taines nicht mit. Eher eine gewisse Starrheit, die auch das Hauptwerk dieser letzten Lebensjahre: Les origines de la France contemporaine in den Grundgedanken nicht verleugnet.

Die staunenswerte Zähigkeit, mit der Taine als Denker, getreu seiner philosophischen Auffassung der Geschichte, die zeitgenössischen Urkunden über Anfang und Fortschritte der revolutionären Propaganda in den französischen Archiven nach bestimmten Prinzipien durchforschte, die Redlichkeit, mit der er suchte, von Vorurteilen sich zu befreien, seine Feder nur vom Ergebnis der Tatsachen leiten zu lassen, hat ihn — so Wesentliches, Unverlierbares er im einzelnen festgestellt hat —, im ganzen gleichwohl nicht die abschließende Wahrheit über die heilsamen Folgen der ungeheuren Bewegung, die weltgeschichtliche Leistung des ersten Napoleon erkennen und aussprechen lassen. Ein Buch nach dem anderen, seit dem (schon in Band III des Briefwechsels zur Sprache gebrachten) Ancien regime sieht man in Band IV der Correspondance, zumeist in der ländlichen

*) *H. Taine.* Sa vie et sa correspondance. Tome IV. L'Historien (suite) — Les dernières années. 1876—1883.

Digitized by Google

Abgeschiedenheit von Taines savoyischem Landsitz, keimen, wachsen, sich entfalten. Die Tapferkeit und Rechtschaffenheit des Forschers flößt in diesen unbefangenen, nicht für die Nachwelt gedachten und gemachten Bekenntnissen des Briefstellers unbedingten Anteil, unbegrenzte Achtung ein; daß er in der Conquête jacobine sich sachlich und künstlerisch vergriffen hatte, deuten ihm seine mit am höchsten geschätzten Freunde Gaston Paris und Ernest Havet schonungsvoll an. Taine ist nicht so töricht, Meinungen solcher Meister wissenschaftlicher Methode zu mißachten; der Stil der Conquête jacobine mißfällt ihm selbst; von seinem Endurteil über die französische Revolution läßt er sich indessen durch keine Gegenmeinung beirren.

Am allerwenigsten durch die Hetzen der Berufspolitiker und Tagesschriftsteller, die Taine als Rückschrittsmann verschrien und (in Band IV mit Recht aufbehaltenen offiziösen Zeitungs-Waschzetteln) unwürdig herabsetzten, auch in seiner sonstigen Bedeutung. Sein Name wurde selbst in den Kämpfen der Akademie zur Losung. Der jüngere Dumas wurde Taines feuriger Anwalt, der zuletzt seine Wahl unter die auf Lebenszeit Unsterblichen auch durchsetzte. Taine ließ Dumas gewähren, obwohl er „jede Genugtuung der Eigenliebe völlig für eine neue Idee oder für den unwiderleglichen Beweis seiner älteren Ideen hingegeben hätte". Die Wechselfälle jeder Kandidatur für die Académie Française blieben freilich auch Taine nicht erspart. Er bewarb sich um die Nachfolge von Thiers. Gegen den Geschichtschreiber der napoleonischen und revolutionären Legende hätte er so viel vorbringen müssen, daß er als sein heftigster und kräftigster Widersacher in der Historie über diese fragwürdigen Leistungen hätte hinweghuschen müssen. Die Verdienste des Staatsmannes, vor allem Thiers' Einspruch gegen die Kriegserklärung im Jahre 1870, Thiers' Fahrten an die Höfe während des Krieges, seinen Anteil am Friedensschluß war er dagegen aus voller Ueberzeugung zu rühmen bereit. Die Republikaner in und außerhalb der Akademie verhinderten jedoch mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln Taines Wahl an Stelle von Thiers, dessen Ersatzmann ein Kompilator, Henri Martin, wurde. Taine wurde durch die eifrigen Bemühungen von Dumas und dessen Getreuen die Nachfolge des Biographen von Beaumarchais und Mirabeau, Louis de Loménie, zuteil; die Denkrede, die er dem tüchtigen Manne hielt, war ein Meisterwerk, wenn auch Taine in einem seiner Briefe klagen mußte, daß er sich lieber vor eine größere Aufgabe gestellt gesehen hätte. Renan war

ized by Google

gleichzeitig als Nachfolger von Claude Bernard in die Académie Française gewählt worden.

Die Gesellschaft der „Unsterblichen" behagte Taine bei seinen winterlichen Besuchen von Paris durch die feinen Umgangsformen, die edlere Geselligkeit, die im Verkehr dieser Künstler und Forscher, Weltmänner und Kirchenfürsten sich herausgebildet hatte. Ueberarbeitung und Pünktlichkeit hinderten Taine sonst mehr und mehr, aus seiner Arbeitszelle sich in die Oeffentlichkeit zu wagen; er schlug deshalb sogar die Auszeichnung einer feierlichen Krönung zum Ehrendoktor von Oxford aus und begnügte sich mit der Zusendung des Diploms.

Die Tugenden und Gaben des Privatmannes zeigen sich in den Blättern dieses Schlußbandes seiner Korrespondenz ebenso gewinnend, wie in seinen Anfängen. In aller Artigkeit, Hilfsbereitschaft und Güte vermag Taine gleichwohl niemals, seine Ueberzeugung zu verdunkeln. Eines der lehrreichsten Beispiele dafür ist sein Briefwechsel mit Paul Bourget. Schon aus den ersten Zeitungsaufsätzen des jungen Schriftstellers merkt er, daß sich hier eine neue Kraft rührt: „Sie wissen oder Sie wissen vielleicht nicht, wie gern ich Sie an einem Buch arbeiten sähe; in Ihren Artikeln ist zu viel Talent; man wirft seine Perlen nicht auf die Straße; reihen Sie die Ihrigen an einem Goldfaden auf" (Brief vom 10. Juni 1881). In der Folge hat er ehrliche Freude an Bourgets Fortschritten, dessen (vom Referenten zuerst in der deutschen Presse, und zwar 1885 in dieser Beilage gewürdigte) Essais de psychologie contemporaine die Studien über Flaubert, Taine, Renan, Dumas fils, Stendhal usw. angewandte Tainesche Theorie sind. Der letzte Brief, den Taine am 29. September 1889 richtet, gibt aber dessen (wenn ich nicht irre, Taine gewidmeten) Tendenz-Roman Le disciple eine Zensur, die in höflicherer Form ebenso scharf wie Spinozas gewaltiger Zornbrief an den Neu-Katholiken Albert Burgh, Bourgets Versuch, den Unglauben als Nährboden des Verbrechens zu bezeichnen, als Uebereifer des Bekehrten in seine Schranken weist. Der „Disciple" ist der Jünger eines Philosophen, Adrien Sixte, in dem manche Kritiker ein lebenstreues Bild Taines erkennen wollten; dieser weltunkundige Sixte lehrte die volle Willensunfreiheit und dessen Schüler mordet deshalb ungescheut, um sich in den Besitz der zu seiner Ausbildung nötigen Mittel zu setzen; dick aufgestrichen, wie in der billigsten Traktätlein-Literatur, predigt Bourget in dieser Anklageschrift gegen die vermeintlichen Irrlehren des (Tainescheu und anderweitigen angeblichen) Materialismus Umkehr der

Digitized by Google

Wissenschaft, die alleinseligmachende Kirche als rettende Insel für alle Schiffbrüchigen der Philosophie, für alle Bankbrüchigen im Lebenskampf. Taines Antwort ist ein Muster von Feinheit und Festigkeit. Er beginnt mit einem Löbelein der formellen Anlage und Ausführung: „Die Gesamtwirkung war peinlich und fast schmerzhaft (douloureux) für mich." Greslous, des Jüngers Rechtfertigung stützt sich auf Sixtes, des modernen Spinoza, Irrlehre: „Für den Philosophen gibt es weder Verbrechen, noch Tugend. Die Theorie von Gut und Böse hat keinen anderen Sinn, als ein Inbegriff von bisweilen nützlichen, bisweilen kindlichen Konventionen zu sein." Bourget wolle gleichzeitig die Moral und die Wissenschaft diskreditieren. Bourget und sein Sixte haben keine Ahnung von der Sprache wahrer Gelehrter; aus den Aeußerungen von Stuart Mill und Herbert Spencer zu derselben Frage hätten sich beide eines besseren belehren können. „Die Namen gut und böse, Laster und Tugend, sind nicht konventionelle Ausdrücke, willkürliche Bezeichnungen, sie drücken die Essenz der Handlungen und Persönlichkeiten aus." Nicht Verzicht auf den psychologischen Determinismus, im Gegenteil die Unmöglichkeit ergebe sich, ohne Determinismus das Strafrecht zu begründen: zum Beweis dessen möge Bourget Mills bewunderungswürdige Examination of Sir W. Hamilton's Philosophy lesen. Genau so habe Taine selbst in den Origines die moralische Qualifikation der psychologischen Erklärung geplant in den Porträts von Robespiere, den Jakobinern, Napoleon. „Ueber die Versöhnung, ja recht eigentlich über die grundmäßige Identität von Verantwortlichkeit und Determinismus sind die höchsten Autoritäten einig, Hume, Stuart Mill, Herbert Spencer, Leibniz, Spinoza, der heilige Thomas und Calvin; die können sogar feststellen, daß, je deterministischer eine Schule ist, desto strenger ist ihre Moral. Durch 300 Jahre waren die Puritaner, durch 500 Jahre die Stoiker die durchdringendsten Beobachter, die kundigsten Aerzte, die strengsten Heilkünstler der Seele; noch mehr, sie haben die schönsten Beispiele der Entsagung, der Tugend, der moralischen Energie gegeben, und jene bekannten sich zur Prädestination, diese zum Pantheismus und Fatalismus. Meines Erachtens schließt eine vollständige Philosophie nicht wie (Bourgets) Sixte, sondern wie Mac Aurel" und, wie wir hinzufügen, Taine. Wohin Bourget schon dazumal steuerte, sah Taine wie viele weitaus unbedeutendere Kritiker dieses „Kreuzzuges" gegen die freie Forschung: **Peut être la voie que vous prenez, votre idée de l'inconnaissable, d'un au delà, d'un**

Digitized by Google

noumène, vous conduira-t-elle vers un port mystique, vers une forme du christianisme. Wenn Sie dort Ruhe und Gesundheit der Seele finden, werde ich Sie nicht weniger freundschaftlich willkommen heißen als heute." Echte Freidenker sind duldsam.

Daß Taine trotz dieser Milde gegen die Halben und Schwachen die Verirrungen des Zeitgeschmackes in seinem engsten Familienkreis nicht einwurzeln lassen mochte, zeigt einer seiner letzten Briefe vom August 1891 (er starb 5. März 1893) an seine Tochter: er bittet sie, Verlaine und Elisabeth Browning nicht zu lesen. „All das, Rossetti und Swinburne in England, die Brüder Goncourt, Daudet, Bourget und die Dekadenten in Frankreich sind entschieden krankhaft. All diese Lesereien wirken auf den Geist wie Haschisch oder Morphium. Sie lassen die halbe Kunst beiseite und sind wie Hinkende, die, da eines ihrer Beine verkümmert ist, stolz auf dem anderen hüpfen. Es gibt immer zwei Teile in einem Werk: der eine, in die Augen springende, besteht in lebendigem, heftigem Ausdruck der persönlichen augenblicklichen Empfindung; der andere geistige besteht in einer allgemeinen Gesamtidee, in einem strengen Plan, in der logischen Anordnung aller Elemente, aller Wirkungen im Hinblick auf einen Gesamt- und Schlußeindruck. Diese Herren, obenan Daudet, achten und begreifen nur das Erste, sie leugnen das Zweite, das sie nicht erreichen können. Sie sind impressionistische Maler, die Anatomie, Perspektive, Modellierung leugnen. Sie werden vorübergehen wie eine Mode. Nur durch die Vereinigung beider Fähigkeiten haben sich Künstler dauernd behauptet und die zweite ist noch wesentlicher als die erste, wenn man verstanden werden und in aller Folgezeit sich durchsetzen will." Zu der in und außerhalb Frankreich landläufigen Modekunst und Kunstlehre stimmen diese schlichten Forderungen nicht; ihrer Gültigkeit schadet das weiter nicht. Taine selbst wird heute schon fleißiger gelesen als Daudet, Bourget und Goncourt und er wird noch von Geschlechtern gelesen werden, die von Bourget und den Dekadenten nicht einmal mehr die Namen kennen werden.

Wien. Anton Bettelheim.

(Nr. 110.)

Digitized by Google

Clara Viebigs neuer Roman.

Schrankenloser Edelmut, im Guten bis zur höchsten Potenz gesteigerte Menschen, wie wir sie in den Romanen einer früheren Zeit kennen lernten, gibt es wohl auch in Wirklichkeit. Aber sie bilden nicht die Regel. Auch die häßlichen, widerwärtigen, verbrecherischen Naturen, in deren Darstellung sich die neuzeitlichen Romandichter gütlich tun, kommen glücklicherweise nur als Ausnahmen vor. Clara Viebig hat die Menschen immer so dargestellt, wie sie sie in der Wirklichkeit sah, ohne sie zu verschönern oder zu verzerren. In ihrem neuen Roman[1]) hat die Verfasserin sich einen recht abstoßenden Stoff gewählt, und wenn man sagt, sie habe ein recht unerquickliches Buch geschrieben, so wird sie das nicht sehr anfechten, sie wollte kein erquickliches Buch schreiben, sondern gerade die Menschen und die Situationen schildern, die sie geistig geschaut hat.

Die schöne Frau Tiralla, die vor fünfzehn Jahren als halbes Kind von der Mutter, der deutschen Lehrerswitwe, gezwungen worden war, den Witwer Anton Tiralla zu heiraten, hat sich in steigenden Widerwillen und Haß gegen den ungeschlachten Gatten hineingelebt. Bei Beginn des Buches sehen wir sie mit der polnischen Magd im Keller. Sie geberdet sich, als ob sie große Angst und Abscheu vor den vielen Ratten im Keller habe, von denen die Magd gar keine sieht. Aber dummpfiffig erkennt sie, daß, wenn die Pani Ratten vorhanden sehen will, sie da sein müssen. Sophie Tiralla, die ihrem Mann, da sie zu ihm ins Zimmer kommt, zuerst schroff und heftig begegnet, so daß er ganz verstört und traurig fragt, was er ihr denn getan habe, umschmeichelt ihn dann und ringt ihm das Versprechen ab, daß er ihr aus der Stadt Rattengift mitbringen werde. Nachdem sie das Gift hat, fühlt sie sich beruhigt und sicher, und nun geht sie mit einer ganz naiven Sebstverständlichkeit an die Ausführung ihres Vorhabens, den Gatten zu vergiften, wobei sie die Heiligen um ihren Beistand anfleht. Erst mischt sie ihm das Gift in den Kaffee, aber die Magd läßt das Gebräu auf die Erde fallen. Es hat also nicht sein sollen, die Heiligen haben es nicht gewollt. Aber der Gedanke, sich von dem Mann zu befreien, der ihr so zuwider geworden ist, hat sich ihrer mit unüberwindlicher Kraft bemächtigt, und fast das ganze Buch durch sehen wir, wie sie Versuche macht,

---

[1]) Absolvo te. Roman von C. Viebig. Berlin. Egon Fleischel u. Co.

Digitized by Google

ihn aus dem Weg zu räumen, ohne daß indessen diese Wiederholung ermüdend wirkte. Auch mit den giftigen Pilzen, die sie für ihn sucht, gelingt es nicht. Zuletzt versucht sie es mit einem minder strafbaren, aber geradezu teuflischen und sicher wirkenden Mitel. Herr Tiralla, der seine schöne Frau in seiner Art lieb hatte, und stolz auf sie war, hatte sich allmählich das Saufen angewöhnt. Ihr erregte das unüberwindlichen Ekel, bis sie auf den Gedanken kam, daß der Alkohol ihn völlig zugrunde richten müsse. Nun muntert sie ihn immer zum Trinken auf, sie überwindet sogar ihre Sprödigkeit dem sie begehrenden Lehrer gegenüber, damit dieser sich zum Trinkgenossen für ihren immer mehr verblödenden Gatten hergibt. Herr Tiralla war argwöhnisch geworden und fürchtete sich vor seiner Frau. Eines Abends sieht er im Halbdunkel, wie diese Brust an Brust eng verschlungen mit seinem „Lehrerchen", seinem letzten Freunde, dasteht. Das macht den wirren Kopf wieder hellsichtig. In Verzweiflung greift er zum Strick, wird aber wieder abgeschnitten und zum Leben zurückgebracht. Aber nur für kurze Zeit. Da auch seine Tochter Rosia sich im Groll von ihm gewendet, fühlt er in tiefer Trauer, wie er niemand mehr hat, wie er „alles auf der Welt versoffen" hat, und nun geht er in einer Art Dämmerzustand in den Stall, wo er die totbringenden Pulver vor seiner Frau in Sicherheit gebracht hat, und mit einem dieser Pulver nimmt er sich das Leben. Die schöne, an den so viel älteren Mann verheiratete Frau Tiralla war in der ganzen Gegend von den Polen wie von den Deutschen vielbegehrt, aber sie hatte sich brav gehalten, da sie an der Seite des Gatten müde und temperamentlos geworden war und ihre Sinne lange schwiegen. Da kommt mit dem Sohne aus der ersten Ehe ihres Mannes dessen Freund, ein jüngerer, stattlicher Mensch auf den Gutshof, und zu diesem Jüngling fühlt sie sich in mächtig erwachender Jugendlust hingezogen. Sie reißt ihn an sich und zerstört der zarten, jungen Tochter das für sie aufkeimende Glück. Da sie einmal seine Geliebte geworden, glaubt sie das Glücksgefühl, das erste in ihrem Leben, als dauernden Besitz genießen zu können. Er aber stößt sie von sich. Er hat gebeichtet, und so sind ihm die Augen über die Schwere seiner Sünde aufgegangen. Vielleicht auch empfindet er, wie er an der jungen Seele gefehlt, die sich in gläubigem Vertrauen ihm zugeneigt hatte. Die schöne Frau flößt ihm Grauen ein, und er verläßt sie in wilder Flucht. Nun ist sie der Verzweiflung nahe, ihre Sünden kommen ihr zum Bewußtsein, und das Gebet vermag ihr keine Beruhigung zu spenden. Da legt sich die Hand ihrer Tochter Rosia auf ihre Stirne, das Mäd-

Digitized by Google

chen, das für den himmlischen Bräutigam bestimmt ist, betet für sie.

Das war nicht mehr Rosia, die junge Tochter, das zarte Mädchen, das sich jetzt reckt, erhobenen Hauptes, und wuchs und wuchs vor den Augen der hilfesuchenden Sünderin. Das war auch nicht mehr Rosias Stimme. Es war eine gewaltige Stimme, die das Wehen des sausenden Morgenwindes übertrieb. Das war die Braut Christi. Aber nicht die demütig sehnsüchtige Jungfrau; es war die Braut Christi, die gebietende Kirche selber, deren Stimme über die weiten Felder schallt bis hin zum Turm von Stacawies, und weiter, noch viel weiter, mächtig über die ganze Welt: Ego te absolvo a peccatis tuis!

So schließt das Buch mit dem erbarmenden Verzeihen für begangene große Schuld.

In den beiden weiblichen Hauptfiguren hat die Verfasserin Meisterstücke der Charakteristik geschaffen. Die schöne Frau Tiralla ist im Grunde eine gemeine, tückische Verbrecherin. Denn nicht auf das Gelingen der Tat kommt es an, sondern auf die Absicht. Aber was sie unternimmt, tut sie ohne Ueberlegung, ohne an die ihr daraus drohenden Folgen zu denken, wie ein täppisches Kind, wie ein instinktiv zuschnappendes Tier. Sie hat sich durch Gebet des Beistandes der Heiligen versichern wollen und sie hat keine Vorstellung davon, daß sie mit der Absicht den ihr lästigen Gatten zu beseitigen, ein Verbrechen begeht. Sie ist also in einem Zustand von moral insanity. Auch wenn sie der mächtig in ihr erwachten Leidenschaft nachgibt, handelt sie mit dem Instinkt eines von Gesetz und Sitte nichts wissenden Naturmenschen. Die Verfasserin will uns gleichwohl in ihr nicht einen verabscheuungswürdigen Menschen zeigen, sie sucht uns begreiflich und darum verzeihlich zu machen, was in der Frau vorgeht, die ohne ihren Willen in früher Jugend an den rohen und plumpen Mann gefesselt worden, und das Gefühl des Mitleids, auf das der Titel schon von Anfang an vorbereitet, entsteht auch in dem Leser.

Mit voller Plastik ist Herr Tiralla gestaltet, der, im Grunde gutmütig, doch die tiefste Erbitterung seines Weibes hervorrufen muß, wenn er unter fröhlichen Weingenossen ihre verborgenen Reize rühmt. Eine schwierige Aufgabe war es, die schwärmerisch verzückte Rosia so darzustellen, daß wir in ihr einen Menschen von Fleisch und Blut vor uns sehen. Ob der Verfasserin das restlos gelungen ist, möchten wir nicht ohne weiteres sagen. Sehr fein aber ist in dem Buch das Unausgesprochene behandelt, die scheue, ihrer selbst kaum bewußte Liebe, die in Rosias Herzen.

Digitized by Google

für den jungen Mann entsteht, den die Mutter ihr raubt, und die erst heftig bekämpfte, dann aber unabweisbare Erkenntnis, was die Mutter dem Vater, was sie ihr ihr selbst getan. Und doch findet sie in ihrem großen liebreichen Herzen, in ihrem starken religiösen Empfinden die Kraft der Verzeihung.

Das polnische Gebiet, das gleiche, in dem der große politische Roman der Verfasserin „Das schlafende Heer" spielt, ist offenbar mit großer Treue und Echtheit dargestellt; von nationalen Gegensätzen, wie in jenem Buche, ist aber in dem neuen nicht die Rede. Jeder neue Roman von Clara Viebig kann von vornherein auf ein anteilvolles, großes Publikum rechnen. Wenn die Verfasserin sich in dem vorliegenden Buche im Stoffe vergriffen haben mag, so zeigt doch die künstlerische Ausführung die ungeschwächte Meisterhand.

Frankfurt a. M. Sigmund Schott.

(Nr. 110.)

Der 16. Deutsche Geographentag.

(Nürnberg, 21.—23. Mai.)

s. Seit Gründung des Deutschen Geographentages zum zweitenmal auf bayerischem Boden, versammelten sich am Morgen des Tages, an dem vor 436 Jahren Albrecht Dürer in der altehrwürdigen Norimberga das Licht der Welt erblickte, in der Stadt, wo Behaim und Regiomontanus gewirkt, die Vertreter der erdkundlichen Wissenschaft zu ernstem Tun. Von Deutschlands hohen Schulen wie von den Studienanstalten, die unsere Jugend zu selbständigem wissenschaftlichen Denken heranbilden, waren Vertreter der Geographie in die kongreßfreundliche alte Reichsstadt geeilt, um in dreitägiger ernster Arbeit die neuesten Ergebnisse geographischen Forschens auszutauschen und die Wege und Ziele ihrer Verwendbarkeit im Rahmen der Mittelschulen zu besprechen. Am Ehrenplatz in dem von Dürers Hand geschmückten großen Rathaussaale inmitten der Vorstände des Zentralausschusses und des Ortsausschusses, der Herren Professor Dr. Günther (München) und Dr. Rackl (Nürnberg) hatte der rüstige Nestor der erdkundlichen Disziplin und Ehrenpräsident des 10. Deutschen Geographentages inne, Exzellenz Dr. v. Neumayer, der verdiente langjährige Leiter der Deutschen

Digitized by Google

Seewarte, auf deſſen Einladung der Vorſitzende des Ortsausſchuſſes die Verſammlung eröffnete. Profeſſor Dr. Rackl lenkte zunächſt den Blick zurück auf die Gründer des Geographentages und auf die erſte Verſammlung auf ſüddeutſchem Boden — 1884 in München — und erinnert ſodann an die mannigfaltige Förderung der erdkundlichen Wiſſenſchaft durch die von handelsgeographiſchen Beſtrebungen erfüllte alte Noris. In dankenswerter Weiſe ſeien die ſtädtiſchen Behörden und Sammlungen und die Direktion des Germaniſchen Muſeums dem Ortsausſchuſſe entgegengekommen, und dank anerkennenswerter Arbeit ſei durch Profeſſor Müller eine Ausſtellung zuſtande gebracht worden, die ein prächtiges Bild von der Entwicklung der Hilfsmittel der geographiſchen Wiſſenſchaft und dieſer letzteren ſelbſt gebe. Staats- und Kreisregierung aber hätten ebenſo wie die Univerſität Erlangen durch Entſendung eines Vertreters beſonderes Intereſſe an der Tagung bekundet. Rackls warmer Begrüßung der offiziellen Gäſte und ſämtlicher Teilnehmer folgten die Anſprachen des kgl. Regierungsrates Gießel (Ansbach) im Namen der Staats- und Kreisregierung, der die immer höher ſteigenden Ziele und die immer tiefer gehenden Reſultate geographiſchen Forſchens betonte und mit der Verſicherung wärmſter Anteilnahme ſeitens der Regierung den Wunſch für reichlichen Erfolg der Tagung zum Ausdruck brachte. Geh. Hofrat Bürgermeiſter Dr. v. Schuh hob die Beziehungen des Ortes der Tagung zu der beſonders hinſichtlich des Umfanges des Wiſſensgebietes als Kind der Neuzeit zu bezeichnenden Wiſſenſchaft der Geographie hervor, unter Hinweis auf Behaim, Pirkheimer und Regiomontanus, deren praktiſche Arbeiten dem Geographen die Hilfsmittel an die Hand gegeben. Auch die Stadt Nürnberg nehme lebhafteſten Anteil an der Tagung und in ihrem Namen heiße er den Kongreß herzlichſt willkommen. Das gleiche verſicherten im Namen der Univerſität Erlangen Profeſſor Dr. Ewald, welcher auf gemeinſame Intereſſen und Berührungspunkte zwiſchen den ſämtlichen Fakultäten einerſeits und der erſt ſpät ſelbſtändig gewordenen Geographie hinwies. Oberlandesgerichtsrat Engerer überbrachte die Grüße der Naturhiſtoriſchen Geſellſchaft in Nürnberg, und Handelsrichter Scheckenbach ſprach als Vertreter der in der Handels- und Gewerbekammer vereinigten Kreiſe Mittelfrankens, die nur dann ſich ſelbſt und der Allgemeinheit gerecht werden könnten, wenn ſie ſich den raſtlos fortſchreitenden Ausbau der geographiſchen Wiſſenſchaft zunutze machten. Profeſſor Dr. Günther (ſelbſt Nürnberger Kind) dankte namens des Zen-

tralausschusses allen Rednern aufs wärmste und gab der Zuversicht Ausdruck, daß das unter so günstigen Auspizien eingeleitete Werk beste Früchte zeitigen werde. Er erinnerte ferner an die kleinen Anfänge des Geographentages vor 26 Jahren in Berlin und gedachte mit ehrenden Worten der dahingegangenen Forscher, besonders eines Ferd. v. Richthofen, des großen Chinaforschers, und A. Kirchhoff, der in den schulgeographischen Abteilungen stets eine so rühmliche Wirksamkeit entfaltet habe. Damit erklärte Professor Dr. Günther den 16 Deutschen Geographentag für eröffnet. Auf seinen Vorschlag bestimmte die Versammlung zu Vorsitzenden der Tagung Professor Dr Ratzel und Fabrikbesitzer Seiler, zu Schriftführern die Herren Dr. Reicke und Dr. Kugler.

Den Reigen der Vorträge des ersten Beratungsgegenstandes, Berichte über Forschungsreisen, eröffnete ein Bericht des Leiters der durch die Hofbuchhändler Winter-Stiftung ermöglichten Deutsch-ostafrikanischen Expedition, Professor Dr. Uhlig (Heidelberg), über den sogenannten großen ostafrikanischen Graben zwischen Magad (Natron-See) und Lauana Mueri (Mangara-See). Der durch eine am Ende der nachmittägigen Sitzung angeschlossene Lichtbilder-Vorführung auch nach der Seite der Landschafts- bezw. Vegetationsverhältnisse illustrierte Vortrag bot zunächst eine geologische Darstellung des britisch-ostafrikanischen und deutsch-afrikanischen Grenzgebietes vulkanischer Natur zwischen der Küste und dem Viktoria Nyansa-See, zu dessen Durchquerung bis zum Jahre 1897 noch 45 Tage erforderlich waren, während dieses in morphologischer Beziehung so interessante Gebiet heute von der britischen Ugandabahn in ebenso viel Stunden durchmessen wird. Sodann erfolgte eine Darstellung des Grabens, der innerhalb zweier etwa 30 Kilometer voneinander entfernten bis 1000 Meter und mehr ansteigenden Mauern von Norden nach Süden verläuft und das an Großartigkeit der Kraterbildung hinter dem des Kilimandscharo oder Hawai nicht zurück stehenden Gebietes. Nach des Vortragenden Hypothese werde der Graben besser als „ostafrikanische Bruchstufe" bezeichnet, wie des näheren dargelegt wurde, nachdem das Gebiet nicht als das Produkt normaler Verwerfung, sondern im Hinblick auf eine beträchtliche Ueberwölbung am Rande als das einer Verschiebung anzusehen sei.

Der zweite Redner der ersten Sitzung, der durch seinen kühnen Vorstoß nach Nordost-Tibet und durch seine bisherigen Publikationen, „Das Kloster Kumbum" und das „Rätsel des

Digitized by Google

Matschu“ (= Hoangho in seinem Oberlauf), bekannt gewordenen bayer. Leutnant Filchner, zurzeit kommandiert zur Landesaufnahme in Berlin, berichtete zunächst über den Zweck seiner in den Jahren 1903—1905 unternommenen Expedition in das Quellgebiet des Hoangho und sodann über System und Herstellung seines Kartenwerks über Nordost-Tibet. Dieses im Maßstab 1 : 50,000 angelegte Werk soll die kartographischen Ergebnisse der Expedition darbieten. Dem bisher fertiggestellten 1. Teile (34 Blätter) werden noch 4 Teile folgen; bis zum Internationalen Geographentage in Genf (1908) dürften sie vollendet sein. Der kleine Maßstab ist nach Filchners Angabe hauptsächlich deshalb gewählt, damit dem künftigen Forscher die Arbeit und den Karawanen das Vordringen erleichtert werde. Besondere Sorgfalt sei der Fixierung der geographischen Längen gewidmet. Als Schichtlinien sind Abstände von 50 : 50 Meter angenommen (mit Hilfslinien von 5 Meter). Das mit Gradnetzen (nach dem Meridian von Scharakuti) angefertigte Werk erfreute sich der Unterstützung des preußischen Generalstabes, welcher die Summe von 10,000 M beisteuerte, der Zentraldirektion der Verwaltung der Vermessungen, der kgl. preuß. Landesaufnahme, welchen Behörden der Vortragende gebührenden Dank sagte. Die Ausführungen des kühnen Offiziers, der bekanntlich als erster Europäer in das Bereich der räuberischen Ngolok am s-förmigen Knie des Hoangho eingedrungen ist, wohin weder Przewalski noch dessen Nachfolger gelangten, erregte das Interesse der Anwesenden in hohem Grade.

Geh. Reg.-Rat Wagner (Göttingen) zollte der dem deutschen Namen Ehre einbringenden Arbeit Filchners Worte vollster Anerkennung und kündigte den Vorschlag einer Resolution an, in welcher der Deutsche Geographentag seine besondere Anerkennung der verdienstlichen Tätigkeit Filchners zum Ausdruck bringen möge. Hier sei alle Veranlassung gegeben, daß auch der Reichstag interessiert werde. Zum Schlusse der Sitzung erstattete Dr. Brennecke (Hamburg) „vorläufigen Bericht über die Expedition des Planet“, die am 21. Januar 1906 beginnend und in Hongkong endend, interessante Ergebnisse in Tiefen- (bis 5120 Meter), Temperatur-, Salzgehalt- und Sauerstoffmessung an den afrikanischen Küsten und im Indischen Ozean zeitigte und manche Irrtümer der Tiefenkarten korrigierte. Profile des Steilabfalls an der Küste Madagaskars, des Sunda-Grabens, des Philippinen-Grabens und des Liukiu-Grabens unterstützten die Ausführungen; ins-

besondere tat dies ein Diagrammbild der Feststellungen der typischen Station Nr. 149 0° 16,5' S. B. 139° 5' ö. L.), welche Temperatur, Dichte und Sauerstoffgehalt nebeneinander aufwies. Eingehendere Besprechung fanden die Untersuchungen des Walfischrückens, wo der Zusammenhang der Valdiviabank mit dem afrikanischen Kontinent ermittelt wurde. S. M. S. Möve wird bekanntlich die ozeanographischen Arbeiten des Planet fortsetzen.

In der unter dem Vorsitze von Professor Partsch (Leipzig) stattfindenden Nachmittagssitzung — sie fand in dem von Straßenlärm weniger berührten Saale der Gesellschaft „Museum" statt —, welche der Geschichte der Erdkunde gewidmet war, kam zunächst Dr. Thiessen (Berlin) zu Wort, um in ausführlicher Weise über die Entwicklung der beobachtenden Geographie und Länderkunde von der geographia generalis des Bernh. Varenius, des Vaters der modernen Wissenschaft, über Ritter und Richthofen, den großen Systembildner und Beobachter in vier Weltteilen, zum heutigen Stande zu sprechen. In der umfangreichen Debatte über verschiedene Wünsche des Vortragenden in bezug auf bessere Berücksichtigung der Landeskunde bezeichnete zunächst Professor Dr. Hahn (Königsberg) manche derselben als bereits erfüllt. Die Veröffentlichung der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde werde dies erweisen. Professor Dr. Penk (Wien) betont die notwendige Verbindung von konstatierender und beobachtender Methode. Professor Dr. v. Drygalski (München) vertritt die Anschauung, daß eine zusammenfassende Darstellung eines Landes auch von einem Fachmanne, der das Land nicht kenne, gegeben werden könne und exemplifiziert besonders auf Supan, der durch seine konstruktive Behandlung ferner, von ihm nie bereister Länder allgemein gültige Normen aufgestellt. Professor Dr. Sapper (Tübingen) glaubt, daß im Vortrage Dr. Thiessens die Arbeit des Forschers doch etwas zu gering eingeschätzt sei. Trotzdem die Zeit bereits weit vorgeschritten, schwillt der Debattenstrom noch mächtig fort. Professor Dr. Palocky (Prag), Dr. Thiessen, Landesgeologe, Professor Dr. Jentsch (Berlin) äußern sich in teilweise divergierendem Sinne. Zum Schlusse redet Professor Dr. Günther (München) der Vereinigung der Gegensätze zwischen Beobachten und Konstruieren im Sinne Penks unter der Zustimmung der Versammlung das Wort.

Ueber „Die Entwicklung und die geographische Bedeutung des Stadtplans" sprach in. später Nach-

Digitized by Google

mittagsstunde Professor Dr. Oberhummer (Wien). Die großen Städte des europäischen und asiatischen Kontingents könnten für die Geographie ebenso als Individuen gelten wie scharf abgegrenzte Länder. Meist aber werden die Stadtpläne zu wenig vom geographischen Standpunkte aus behandelt. Vielmehr seien es die Architekten und Feldmesser gewesen, welche die Stadtpläne in alter Zeit geliefert. (Daß alle alten Stadtpläne perspektivisch gewesen, sei ein Irrtum.) Auch in der Folge hält der Plan nicht Schritt mit der Karte, weil er der dritten Dimension nicht gerecht wird. Um aber die morphologischen Verhältnisse einer Stelle zu kennzeichnen, wo sich eine Stadt entwickelt hat, müssen vor allem die früheren hydrographischen Verhältnisse sichtbar gemacht werden. Angesichts der späten Stunde beschränkte sich der letzte Redner, der im weiteren Verlauf unter Professor Dr. Hettners (Heidelberg) Vorsitz stattfindenden Sitzung, Professor Dr. Müller (Nürnberg), der einen Vortrag über „Den Nürnberger Reichswald, seine Bodenbeschaffenheit und seine Bewirtschaftung vom 13.—16. Jahrhundert" angekündigt, auf den zweiten Teil seines Themas und gab in diesem eine nach der Seite der Wirtschaftsgeographie und der nordbayerischen Landeskunde interessante Darstellung. Abends 6 Uhr folgte in einem kleineren Saale, in dem tagsüber reichliches historisches Kartenmaterial ausgestellt war, ein mit Lichtbildervorführung verbundener fesselnder Vortrag von Dr. Wolkenhauer (Göttingen) über den halb vergessenen Nürnberger Kartographen Etzlaub (1460—1532). Beginnend mit Etzlaubs Umgebungskarte von Nürnberg (auf 16 Meilen), der ältesten Umgebungskarte von Nürnberg überhaupt, aus dem Jahre 1492, welche der Vortragende in einem Folianten der Münchener Hof- und Staatsbibliothek entdeckte, projiziert Dr. Wolkenhauer eine Reihe von kartographischen Arbeiten des gleichen Autors und anderer, und gibt so ein interessantes Bild der Entwicklung der Kartographie bis Merkator. Hieran reihte sich die bereits obenerwähnte Lichtbildervorführung zum Vortrage Uhligs über den großen ostafrikanischen Graben. Den Schluß des arbeitsreichen Tages bildete ein ebenfalls mit Bildern unterstützter Vortrag Dr. Oestreichs (Marburg) über „Die Entwicklung der Flußtäler im westlichen Himalaya" mit besonders eingehender Besprechung der rückläufigen Talverlängerung des Sind.

Noch war diese lanx satura des in Wort und Bild Gebotenen nicht beschlossen, als sich bereits die pompösen Räume des Kultur-

vereinsgebäudes mit den Scharen von Gästen zum Festabende der Tagung füllten, der hauptsächlich dank freundlicher Mitwirkung des „Nürnberger Männergesangvereins“ willkommenen Ausgleich bot für die anstrengenden Verhandlungen des langen Tages. Der Grundstimmung des Kongresses aber wurde ein passendes Festspiel aus der Feder der Frau Hofrat v. Forster, „Im Hause Martin Behaims“, gerecht, das auch in Broschürenform den Gästen zum Andenken eingehändigt wurde.

Gegenstand der unter dem Vorsitze des Geh. Reg.-Rates Professor Dr. Wagner (Göttingen) stattfindenden 3. Sitzung am Morgen des zweiten Kongreßtages war nach Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten der geographische Unterricht. Geh. Reg.-Rat Dr. Theobald Fischer (Marburg) unterbreitet der Versammlung zwei Anträge.

„1. Der Deutsche Geographentag wendet sich an die Unterrichtsverwaltung aller deutschen Staaten mit der Bitte, es möchten, wo es nicht bereits geschehen, den Fachvertretern der Erdkunde an den Universitäten Mittel zur Erleichterung von geographischen Ausflügen und Reisen, vorzugsweise zur Ausbildung der Studierenden im Gelände, zur Verfügung gestellt werden.

2. Der Deutsche Geographentag macht es zu einer seiner Hauptaufgaben, der Geographie an unseren Mittelschulen zu der ihr gebührenden Stellung als Unterrichtsgegenstand zu verhelfen.“

Außer diesen liegt eine Anregung des Professors Dr. Halbfaß (Neuhaldensleben) vor, welche die Einsetzung einer Kommission befürwortet, die dem nächsten Deutschen Geographentag Vorschläge über Aenderungen in der Organisation des Deutschen Geographentages und dementsprechende Aenderungen der Satzungen zu machen hat. Nachdem die Anträge von den Antragstellern begründet und der Vorsitzende, der, wie er sagt, zwar zu den Alten gehöre, trotzdem aber der Meinung Professor Fischers (Marburg) beipflichte, daß neue Männer neue Ideen brächten, für die Kommission nicht mehr als 9 Herren in Aussicht zu nehmen beantragt, wird in die Tagesordnung eingetreten. Vorher aber widmete der Vorsitzende noch demjenigen, der für die Pflege des Geographie-Unterrichts so oft und so warm eingetreten, Kirchhoff, Worte dankbarster Erinnerung. Sodann erstattet Professor Dr. Fischer (Berlin) den Bericht der ständigen Kommission für den erdkundlichen Schulunterricht über die Jahre 1905 bis 1907. Vieles liegt noch im argen, besonders hinsichtlich der Unterrichtserteilung durch nicht genügend vorgebildete

Digitized by Google

Lehrer, hinsichtlich der Zersplitterung des Unterrichts in der Erdkunde und der zu geringen Fühlungnahme zwischen Hoch- und Mittelschule. Vor 8 Jahren in Breslau habe man gehofft, durch eine Organisation, ähnlich jener der Philologenvereine u. a., eine Zusammenfassung der Erdkundelehrer herbeizuführen. Diese Hoffnung habe sich bis heute nicht erfüllt. Die Kommission habe bisher als Auskunftei gedient und solle auch in Zukunft als solche bestehen. Eine rechte Verbindung mit Oesterreich sei bis dato leider nicht gelungen, Die erwartete Anweisung über die billige Abgabe von Karten großen Maßstabes an die Schulen durch die preußische Landesaufnahme stehe bevor. Bei der Mädchenschulreform in Preußen habe man durchgesetzt, daß auch Fachlehrer der Geographie ihre Meinung zum Ausdruck bringen konnten. In der lebhaften Diskussion fordert Professor Dr. Fischer (Marburg) auf Grund der (irrtümlichen) Annahme, daß in Preußen bereits eine Bestimmung bestehe, wonach an den höheren Schulen nur solche Lehrer die Geographie vertreten dürfen, welche hierzu vorgebildet sind, eine möglichst sorgfältige Ueberwachung der Ausführung dieser Bestimmung. Vorsitzender Professor Wagner ist der Anschauung, daß der Geographentag in dieser Sache nicht mehr tun könne als Resolutionen fassen, in gleichem Sinne äußert sich Professor Fischer (Berlin), dagegen sei es wünschenswert, eine Statistik über die Erteilung des Geographie-Unterrichtes stets evident zu halten um so mehr, als seines Wissens eine solche Bestimmung nicht bestehe, nur die Forderung tunlichster Rücksichtnahme. Geh. Rat Professor v. Duncker (Großlichterfelde) bedauert es, daß wir in Deutschland lange nicht so wie in anderen Staaten zum Staatsbürger erziehen, und wünscht unter dankenswertem Hinweis auf die Worte des Vertreters der mittelfränkischen Handelskammer, Handelsrichter Scheckenbach, bei der gestrigen Begrüßungsfeier, daß von der Kommission auch zu den Vertretern der Handelswelt Fäden gesponnen werden. Professor Thorbecke (Mannheim) schildert die Verhältnisse des erdkundlichen Unterrichtes in Baden. Sie lägen nicht zum besten. Auch in Baden herrsche bedauerlicherweise an manchen Stellen noch die Anschauung, als ob Geographie keine Wissenschaft sei. Nur die höhere Mädchenschule habe entsprechenden Lehrplan, im Knaben-Unterricht höre die Geographie gerade auf der Stufe auf, wo der Knabe besonderes Interesse bekomme. Professor Dr. Köhler (Nürnberg) stellt sich als Altphilologe vor und verweist auf eine These der letzten bayerischen Gymnasiallehrer-Versammlung von München (Ostern dieses Jahres), in welcher die Fachvorbildung aller Geographie-

Digitized by Google

lehrer gefordert wird. Nach Hofrat Professor Dr. Pent (Wien) ist die Stellung des Geographieunterrichtes in Oesterreich wesentlich erfreulicher als im Deutschen Reiche. Früher sei freilich der Geograph lediglich Historiker gewesen, die Erziehung des Geographen zum Beobachter sei aber nachgefolgt. Professor Dr. Regel (Würzburg) schildert die Verhältnisse an den bayerischen Realschulen, wo der Geographie-Unterricht nur von solchen Lehrern erteilt werde, die für Deutsch, Geschichte und Geographie geprüft sind. Hiergegen lasse sich nichts einwenden. Anders liege es am Gymnasium, wo der dominierende Altphilologe in Deutsch, Latein, Griechisch, Geschichte und — hierfür nicht geprüft — auch in Geographie unterrichte. Besonders energisch aber müsse dagegen protestiert werden, daß nach den Forderungen der Altphilologen die erdkundliche Fachprüfung, welche in der von Professor Köhler erwähnten These verlangt werde, in Zukunft wieder von Altphilologen abgelegt werden solle. (Diese Mitteilung erregt lebhafte Bewegung im Saal.) Professor Dr. Günther betont, daß hierin heute wohl nicht mehr gesagt werden könne, es gelte der Grundsatz „Quieta non movere! Quieta jam mota sunt!" Der Deutsche Geographentag sei der richtige Resonanzboden für die Besserung der Verhältnisse. Sollte die von Professor Regel angenommene kaum glaubliche Forderung existieren, dann sei allerdings laut Verwahrung einzulegen. Bisher allerdings sei in Bayern den Geographen bei Verfügungen in geographischen Fragen kein entscheidendes Wort eingeräumt worden. Ein von ihm geplanter Antrag solle hierin eine Besserung herbeiführen. Im übrigen müsse das Streben der Mehrzahl, besonders der jüngeren Gymnasiallehrer nach Weiterbildung rühmend anerkannt werden; diese Generation sei selbst für eine durchgreifende Reform in dieser wichtigen Frage. Professor Günthers Darlegungen fanden reichen Beifall. Nachdem Professor Sapper über die Sachlage in Württemberg kurz berichtet, weist Gymnasiallehrer Dr. Büttner (Nürnberg) als Vertreter des Bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins die von Professor Regel dem Altphilologenstande gemachten Vorwürfe unter Zustimmung der vorhandenen Altphilologen auf das entschiedenste zurück. Die Altphilologen hätten eine so absurde Forderung nie gestellt.

Dr. Büttners Ausführungen werden von Professor v. Drygalski (München) bestätigt, der mit Günther das große Interesse, das in den Kreisen der Altphilologen und Mathematiker Bayerns für naturwissenschaftliche Dinge herrsche, konstatiert und es als wünschenswert bezeichnet, auf Grundlage der

Digitized by Google

naturwissenschaftlichen Methode der Geographie bestehende Verhältnisse zu bessern, um gerade von der humanistischen Bildung durch die Geographie eine Brücke zum praktischen Leben zu schlagen. Professor Dr. Regel erklärt, er habe nicht den Altphilologenstand als solchen treffen wollen, sondern nur diejenigen Altphilologen, die sich berufen und befähigt fühlten, ein geographisches Examen der Altphilologen abzunehmen. Treffe seine Annahme bezüglich der These nicht zu, so freue es ihn von Herzen. Nunmehr brachte Professor Dr. Günther seine u. a. auch von Professor Dr. Götz, Professor Dr. M. Geistbeck und Professor Dr. A. Geistbeck unterzeichnete Resolution ein, welche folgenden Wortlaut hat: „Der 16. Deutsche Geographentag spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß in ganz anderem Ausmaße als bisher in sämtlichen deutschen Staaten den Fachvertretern der Erdkunde bei allen Unterrichtsfragen ihres Gegenstandes eine maßgebende Einwirkung zu gewähren sei." Die Versammlung bekundet ihre einmütige Zustimmung zu dieser Forderung. Professor Dr. Geistbeck (Kitzingen) verzichtet mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Zeit und die Breite der vorausgegangenen Diskussion — die erste Nachmittagsstunde war schon angebrochen — darauf, zur Frage der „Einrichtung und Methode des geographischen Unterrichtes an höheren Schulen" eingehender sich zu verbreiten. In Zusammenhang seiner Anschauungen formuliert er die folgenden vier Leitsätze:

1. Die Geographie ist in ihren grundlegenden Aufgaben Naturwissenschaft. 2. Die Geographie ist als Lehrgegenstand so zu betreiben, wie im Bereiche der Erfahrungswissenschaften Erkenntnisse gewonnen werden. 3. Für die geographische Ausbildung der Schüler sind planmäßig angelegte Geländeübungen erforderlich. Diese dienen zur Schulung im selbständigen geographischen Beobachten, zur Entwicklung des geographischen Sinnes und zur Förderung des Kartenverständnisses und Kartengebrauches. Sie sind den Lehrplänen der Geographie in allen Klassen einzufügen. 4. Im Wesen der Länderkunde liegt, die enge Verknüpfung der physischen Geographie mit der Geographie des Menschen. Die Betonung der letzteren empfiehlt sich namentlich auf den abschließenden Stufen, denn sie bildet im Verein mit der Geschichte ein Hauptmittel zum tieferen Verständnis des eigenen Volkstums und seiner Aufgabe in der Gegenwart, des Lebens und Wirtschaftens der fremden Kulturvölker, dann der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen der Staaten untereinander und dient dadurch den höchsten Kulturaufgaben des Unterrichtes."

Zum Schlusse der langen Verhandlungen gab Privatdozent Dr. Eckert (Kiel) in einem instruktiven Vortrag über „Die wissenschaftliche Kartographie im Universi-

Digitized by Google

tätsunterricht" eine Skizze des Betriebes des kartographischen Unterrichtes in Kiel und an anderen Universitäten in einem viersemestrigen Kursus, wobei die Kapitel Kartenästhetik und -logik besondere Betrachtung erfuhren, zu denen Professor Dr. Hahn (Königsberg) einige Bemerkungen über den Gedanken eines Musteratlasses machte, in dem Kunst und Logik verbunden sein müsse.

In der am Donnerstag, den 23. Mai, vormittags 9 Uhr beginnenden vierten Sitzung (Beratungsgegenstand: Anthropogeographie und historische Geographie) sprach zunächst Professor Dr. Götz (München) über „Klimatische Verhältnisse am Beginne des neolithischen Zeitalters". Die Forschung ergebe die Berechtigung einer Gleichstellung der Anfänge der neolithischen und der rezenten Zeit besonders hinsichtlich der Länder im Osten des Mittelmeeres, dagegen eine Verschiedenheit der neolithischen und paläolitischen Periode durch Ausgrabungen im gleichen Forschungsgebiete und in Frankreich. Ein nasses Anfangsklima unserer Aera und damit des Neolithicums sei vor allem aus Bodenformen herzuleiten. Neben anderen Symptomen sei es besonders die Ausräumung von Tälern in Südengland, im Rheinischen Schiefergebirge, Frankenwald und Jura, die eine Durchflutung erst nach dem Diluvium nachweise. Die Denudation durch diese Regenzeit ist unverkennbar auf bestimmten Lagen im nordwestlichen Rußland. Sodann zeugen dem Vortragenden Forschungen in französischen Höhlen unter Bestätigung erster Autoritäten für eine zweifellos nachdiluviale Durchflutung von den Flußtälern her, was auch für fränkische Höhlen vorauszusetzen sei.

Die klimatologische Folgerung aus der Beendigung der Eiszeit sei die, daß aus der enormen Vermehrung des Wasserdampfes in der Atmosphäre mindestens in der Zone der streitenden Winde eine ausgiebige Kondensierung angenommen werde, welche die Länder weithin stark benetzen mußte. Die Tatsache, daß der neolithische Mensch stets mit Tieren der „Waldzeit", einer feuchten Periode, nie mit Steppentieren, vergesellschaftet nachgewiesen worden, spricht zugunsten der rezenten Regenzeit. In der Diskussion äußern sich Geh. Regierungsrat Professor Dr. Fischer (Marburg) und Landesgeologe Professor Dr. Jentsch in zustimmendem Sinne.

Hierauf folgte ein Vortrag Professor Dr. Siegers (Graz) „Zur Geographie der zeitweise bewohnten Siedelungen in den Alpen". Aufnahmen von Alpenweiden und ihrer Siedelungen bestehen in der Schweiz, in ge-

Digitized by Google

ringerem Umfange auch in österreichischen Alpenländern. Sie sind dem Geographen ein schätzbares Hilfsmittel, machen aber seine eigenen Beobachtungen durchaus nicht überflüssig. Der Vortragende legt der Versammlung zum Schlusse seiner Ausführungen folgende Anträge vor: 1. Der Geographentag hält die geographische Untersuchung der zeitweise bewohnten Siedelungen in europäischen Gebirgen für eine Aufgabe von hervorragender Wichtigkeit. 2. Als eine wertvolle und dankenswerte Hilfsarbeit dazu begrüßt er die bisherigen Versuche einer statistischen Aufnahme der Almen in einzelnen Teilen der Alpen. Er erachtet es für wünschenswert, daß solche Aufnahmen in sämtlichen Alpenländern durchgeführt und daß das Urmaterial dieser Erhebungen in möglichst weitem Umfange veröffentlicht werde."

Das Kapitel der „Geographie des Menschen" behandelte Professor Dr. Hettner (Heidelberg) in fesselnder Weise. Vortragender erinnerte zunächst an Montesquieu (Einfluß des Klimas), Herder („Ideen zur Geschichte der Menschheit") u. a., Autoren, bei denen zuerst die Abhängigkeit des Menschen aus der Natur zugrunde gelegt ist, ferner an Reinhold Forster, Alexander v. Humboldt, Ritter und Kirchhoff, die schon in der Mitte der 70er Jahre die Geographie des Menschen eingehend behandelt, Reclus und Richthofen. Von einer Begründung der Geographie des Menschen durch Ratzel, der wohl den Namen geschaffen und sich besonders hinsichtlich der Methoden große Verdienste erworben, könne daher kaum gesprochen werden. Heute herrsche auf diesem Gebiete frisch pulsierendes Leben. Wie die Beziehungen des Menschen zur Natur aufzufassen seien, darüber bestehe freilich eine Verschiedenheit der Meinungen. der Vortrag enthält des weiteren eine instruktive Exemplifikation auf Berlin, das keine willkürliche Stadtanlage sei; ursprünglich den Bedingungen eines Fährortes, sodann des Hauptortes der Mark Brandenburg vollauf entsprochen, und über die Wanderung des Verkehrs vom Mittelländischen zum Atlantischen Ozean und in der Neuzeit zurück zum Kontinent, war die genetische Betrachtung als die unbedingt erforderliche hinzustellen und fünf allgemeine Gesetze über die Stellung des Menschen zur Natur und für deren Erforschung aufzustellen. Als eine Ergänzung des Hettnerschen Vortrages sind die daran sich schließenden Ausführungen des Privatdozenten Dr. Schlüter (Charlottenburg) zu bezeichnen, der sich auf das Abstrakte, auf die Theorie der Anthropologie auf Grund der Ratzelschen Axiome beschränkte.

Als letzter Redner des Vormittags sprach Seminarlehrer Dinges (Amberg) über das „Relief in der geographi-

schen Unterrichtspraxis". Seine Ausführungen — sie sind zum großen Teil in der ebenso betitelten Schrift (Leipzig, Scheffer) niedergelegt — fanden trotz der späten Stunde noch eine ansehnliche Gruppe von Zuhörern, die auch mit Interesse seine vorzüglichen geoplastischen Arbeiten im Nebensaale betrachtete. (Es liegen bereits vor: Großes Spezialrelief der nördlichen Kalkalpen von Lindau bis Salzburg in 13 Sektionen — 60 × 80 cm — im Maßstab in Fläche und Höhe von 1:50,000, ferner Spezialreliefs des Walchen-, des Tegern-, des Königsees, Uebersichtsreliefs von Europa, der Gesamtalpen usw.) Gleiches Interesse erregte ein ungemein einfaches, dabei ebenso instruktives, bereits in vielen Kulturstaaten patentiertes Verfahren, auf Grund der Schichtlinien mittels Sägespänen und Nadeln verschiedener Länge und Farbe des Nadelkopfes sozusagen im Handumdrehen eine Kartenfläche plastisch darzustellen, das der Erfinder, Lehrer Greubel (Rimpar bei Würzburg) demonstrierte.

In der fünften Sitzung (nachmittags ab 3 Uhr), Vorsitz Professor Dr. Brückner (Wien), wurden in erster Linie geschäftliche Fragen erledigt und zunächst Geh. Regierungsrat Professor Dr. Bartsch (Leipzig) in den Zentralausschuß gewählt anstatt Professor Dr. Günther (München). Bei der Wahl des nächsten Tagungsortes — Pfingsten 1909 — siegt Lübeck; Innsbruck soll auf der Lübecker Tagung für 1911 vorgeschlagen werden.

Nach dem von Professor Hahn (Königsberg) erstatteten Bericht der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, der eine Würdigung der Verdienste Kirchhoffs einschloß und den Dank des Vorsitzenden erntete, sprach Privatdozent Dr. Gasser (Darmstadt) über die Technik der Apianschen Karte von Bayern, ein technisches Unikum, das erstmals 1563 im Maßstabe 1:4500 erschien und den sämtlichen Karten bis 1800 als Grundlage diente. Daß diese Karte auf Basismessung mit Winkelaufnahmen beruht, haben neuerliche Funde in der Hof- und Staatsbibliothek zu München bewiesen, wie auch kein Zweifel besteht, daß ihr die astronomische Berechnung zugrunde liegt.

Zum letzten Beratungsgegenstande, Seen- und Flußkunde, sprachen zwei Spezialforscher, die in ihren bereits veröffentlichten Beiträgen zur Limnologie wertvolles Material geliefert zu haben. Prof. Dr. Halbfaß (Neuhaldensleben) erörterte die Frage, „Inwieweit kann die Seenkunde die Lösung klimatologischer Probleme fördern?", indem er besonders die Notwendigkeit der Beobachtung der morphologischen Verhältnisse eines Seebeckens, der Beschaffenheit

Digitized by Google

seines Einzugsgebietes, seiner Höhenlage, das Verhältnis zum Flächenareal des Sees betonte und zeigte wie Wasserstandmessungen das noch ungelöste Problem der Verdunstung lösen können und noch mehr fortgesetzte Temperaturmessungen. Verkennung der notwendigen Voraussetzungen habe hierin freilich schon große Irrtümer gezeitigt. Adjunkt Breu (München) gab in Ergänzung der in den Deutsch-geographischen Blättern 1907, Heft 1, unter dem Titel „Neue Gewitterstudien an oberbayerischen Seen" veröffentlichten Seestudien in Bayern die Ergebnisse mehrjähriger, mit eigenen Mitteln ausgeführter Beobachtungen hinsichtlich der Gewitter fördernden und verzögernden Wirkung der bayerischen Seen, der eine erschöpfende Zusammenstellung der in historischer Zeit erloschenen Seen Bayerns folgen soll. Mit diesem Vortrage, schloß die lange Reihe der Verhandlungen.

(Nr. 108—109.)

3. Kongreß der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

(Mannheim, 24. und 25. Mai 1907.)

Seit der Begründung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sind eine Fülle von sozialhygienischen, aber auch sozialethischen Problemen aufgetaucht, die für lange Zeit hindurch wohl noch das Volksbewußtsein zu beschäftigen berufen sind. Eines der brennendsten war und bleibt die Frage, wenn die Kenntnis über sexuelle Vorgänge verbreitet, wenn sie zu einem Gegenstand der Jugenderziehung gemacht werden soll, wer soll berufen sein, sie zu lehren, in welchem Alter soll dies geschehen, und wie soll es erfolgen. All diese Fragen zur Klärung und zur Entscheidung zu bringen, war die Aufgabe dieses dritten, in Mannheim tagenden Kongresses, dessen einzige Tagesordnung lautete: „Sexuelle Aufklärung, sexuelle Diätetik und Erziehung". Die Teilnahme an den Verhandlungen war eine außerordentlich zahlreiche, die meisten Bundesstaaten hatten offizielle Vertreter entsandt — Preußen war allein durch drei Ministerialreferenten vertreten —, Kommunen und gemeinnützige Organisationen waren durch Delegierte, das Ausland, und zwar Schweden, Dänemark, Ungarn, die Schweiz usw., desgleichen durch Abgesandte repräsentiert, alles in allem ein Beweis, welch unge-

Digitized by Google

heueres Intereſſe gerade dieſer zur Verhandlung ſtehenden Frage, die ja wohl als grundlegende der ganzen Bewegung anzuſehen iſt, entgegengebracht wurde.

Eröffnet wurden die Verhandlungen durch ein einleitendes Referat des Geſchäftsführers der Geſellſchaft Dr. Blaſchko (Berlin), der auch in Vertretung des abweſenden Vorſitzenden Profeſſor Neißer (Breslau) die Verhandlungen leitete, über die Aufgaben der Deutſchen Geſellſchaft auf dem Gebiete der Sexualpädagogik. In glücklicher Betonung der beiden Ziele der Geſellſchaft — der Sexualhygiene in erſter Reihe, der Sexualethik in zweiter — verſtand er es, die eigentlichen Aufgaben der Vereinigung dahin zu präziſieren, daß die hygieniſchen Beſtrebungen diejenigen ſeien, die als Ausgangspunkt der ganzen Frage zu betrachten und nach denen Verhalten und Plan der anzuwendenden Mittel zu richten ſeien. Dabei muß natürlich auch die Ethik, ſoweit ſie mit den Forderungen der Hygiene übereinſtimmt, herangezogen und im Volksbewußtſein nutzbar gemacht werden. Der Geſchlechtsverkehr iſt nicht als etwas Schmutziges und den Menſchen Beſudelndes hinzuſtellen, wie es Sittlichkeitseiferer und natürlichen Anſchauungen abholde und weltfremde Menſchen unternommen, ſondern als eine natürliche, geſunde Erſcheinung, die nur Schranken zu erfahren hätte durch Sitte und Moral, durch die ſoziale Gemeinſchaft der Menſchen und die hieraus entſpringenden Pflichten, durch die Beachtung der für das Individuum geltenden Normbeſtimmungen ſeiner Entwicklung und Geſundheit. Die Aufklärung findet Hinderniſſe in dem natürlichen Schamgefühl und in den ſeit Jahrhunderten genährten Vorurteilen, und ſchließlich nicht zum mindeſten darin, daß der Geſchlechtstrieb oft ſo mächtig iſt, daß er nicht durch Aufklärung gezügelt werden kann. In allen dieſen Punkten den richtigen Weg und die richtigen Bahnen zu finden, ſoll den Verhandlungen vorbehalten ſein.

Als erſte Referentin behandelte Frau Prof. Krukenberg (Kreuznach) das Thema Die Aufgabe der Mutter, des Hauſes in der ſexuellen Aufklärung. Die ſehr ſympathiſche und gewandte Rednerin führte etwa folgendes aus: Unbedingte Pflicht des Elternhauſes iſt es, und zwar vor allem der Mutter, dem Kinde klare Vorſtellungen über ſexuelle Dinge zu verſchaffen, und dieſe Aufklärung hat von den erſten Kindesjahren an zu beginnen, auf daß nicht falſche Begriffe in das Kind hineingepflanzt werden und ſich feſtwurzeln. Wo dies nicht erfolgt, lernt das Kind durch Fremde in ſchädlichſter Geſtalt und Form die ihm ſcheu vorenthaltenen Dinge kennen, das Ver-

Digitized by Google

treuensverhältnis zwischen Mutter und Kind wird dadurch zerstört, das unbefangene reine Gefühl für alles natürliche Geschehen wird getrübt. Wie soll die Aufklärung nun geschehen? Wie soll vor allem die Frage beantwortet werden, woher kommen die Kinder? Man braucht nicht allzu radikal vorzugehen, man kann ruhig auch vom Storch, vom Engel reden, der die Kinder bringt, aber stets wie von einem Märchen. Deutlich aber soll geschieden werden zwischen solchen Märchenerzählungen und der Wirklichkeit, die an Beobachtungen im Pflanzen- und im Tierleben anknüpfend nun allmählich zur Schilderung natürlicher Entwicklung und Fortpflanzung organischer Wesen übergehen soll. Je unbefangener man von allem spricht, desto weniger wird das Kind grübeln und forschen. Auch bei der Warnung vor heimlichen Lastern ist frühes Eintreten notwendig. Ohne viel daraus zu machen (ohne von Sünde und dergl. zu sprechen) ist von klein auf die Vorstellung beizubringen, daß ein Berühren der Geschlechtsteile geradeso gesundheitsschädlich ist wie z. B. ein Reiben des Auges, ist schon zu Beginn der Schulzeit, also vor der Verführung, ein Widerwillen, ein verächtliches Gefühl gegen Kinder mit häßlichen Gewohnheiten zu erwecken. Zu ausführliches Warnen aber würde leicht die Unbefangenheit stören und die Neugierde des Kindes reizen. Wo das Elternhaus nicht vorbaut, bleibt alles Aufklären Stückwerk, Selbstzucht und Selbstläuterung aller in Betracht kommenden Erziehungsfaktoren ist hierfür erforderlich. Da aber die Elterngeneration der Gegenwart in den wenigsten Fällen diese Erforderungen zu erfüllen vermag, ist zurzeit kein anderer Weg, als daß die Schule die Aufklärung der Kinder in die Hand nimmt. Im einzelnen führt Rednerin die hieraus erwachsenden Pflichten, die Art des Eingehens auf kindliche Fragen und vieles andere mehr noch näher aus.

Das nun folgende Thema: Aufgaben und Pflichten der Schule in der Sexualpädagogik, wurde von einer großen Reihe von Schulmännern und Aerzten erörtert, und zwar erstreckten sich die Ausführungen auf sämtliche Arten und Formen unseres so stark differenzierten Schulwesens. Es sprachen Hauptlehrer Enderlin (Mannheim) und Lehrer Höller (Hamburg) über sexuelle Aufklärung in der Volksschule, Gymnasialdirektor Prof. Kemsies (Berlin) und Prof. Schäfenacker (Mannheim) über sexuelle Aufklärung in den höheren Schulen, Dr. von den Steinen (Düsseldorf) und Dr. Fürstenheim (Berlin) über sexuelle Aufklärung für Abiturienten, Hauptlehrer Lacroix (Mannheim) sexuelle Aufklärung für Seminaristen, Regierungs- und Gewerbeschulrat Beckert (Schleswig) sexuelle

Aufklärung für die schulentlassene Jugend, und Lehrer Köster (Hamburg) über Jugendliteratur. Aus sämtlichen Referaten, die eine außerordentliche Fülle des Belehrenden boten, ergab sich fast ausnahmslos die übereinstimmende Anschauung von der Pflicht und den Aufgaben der Schule, auch in dieser Frage erzieherisch einzutreten, nur differierten noch die Ansichten, wie weit dies schon in den unteren Klassen oder erst in den höheren zu erfolgen hätte. Die Normen für die Volksschule wären nach den Leitsätzen der betreffenden Referenten etwa folgende: Im Unterricht für Naturkunde, der bisherigen Verhältnissen gegenüber einer dringenden Reform unterzogen werden muß, soll am zweckmäßigsten mit der Pflanze begonnen werden, um an ihr zu demonstrieren, daß es zwei Geschlechter gibt und um die Gewöhnung an die Ausdrücke Befruchtung, Samen usw. zu erreichen. Von hier aus wird zu den Fischen und hernach zu den Vögeln und Säugetieren fortgeschritten. Dadurch findet die Lehre von den natürlichen Verrichtungen des Menschen einen wohlvorbereiteten Boden. Auf die Beschreibung der Geschlechtsorgane des Menschen selbst, ihrer Anatomie und Physiologie, sowie auf Zeugung wird man in der Volksschule dagegen nicht eingehen dürfen. In der Gesundheitslehre sollen jedoch dem Schüler hygienische Verhaltungsmaßregeln, insbesondere was die Berührung der Organe und die Gefahren ihrer frühzeitigen Reizung betrifft, nicht vorenthalten werden. Als Normen des Unterrichts in den höheren Schulen stellte Prof. Kemsies (Berlin) folgende hin: Während der Kinder- und Entwicklungsjahre soll durch das Vorstellungs-, Gemüts- und Willensleben der Sexualtrieb idealisiert werden. In der höheren Lehranstalt sind die wichtigsten Entwicklungsvorgänge der Pflanzen und Tiere bis hinauf zu den Säugern in exakter Weise auf allen Stufen zu behandeln, Begattungsvorgänge indessen grundsätzlich auszuschließen. In den unteren Klassen sind die Begriffe: männliches, weibliches Geschlecht, Eltern, Vaterschaft, Mutterschaft, Bestäubung, Befruchtung, Zeugung und Außenbefruchtung aus den Tatsachen, der Begriff der Innenbefruchtung durch Folgerung abzuleiten. Die tierischen Fortpflanzungsorgane werden nicht beschrieben, jedoch werden sexuell-prophylaktische Weisungen in geeigneter Form und in geigneten Momenten angebracht. In den Mittelklassen ist gleichzeitig auf die Gefahren sexueller Verfehlungen hinzuweisen. In den oberen Klassen werden die mikroskopischen Vorgänge der Zell- und Kernteilung, der Eibefruchtung und ihre Bedeutung für Vererbung, natürliche und künstliche Auslese ausführlich dargelegt, für Abiturienten werden Belehrungen über

Digitized by Google

Begattungsvorgänge bei den Säugetieren, über die Gefahren sexueller Verfehlungen und Ausschweifungen, sowie über die intrauterine Entwicklung des Fötus empfohlen.

Sehr eingehende Besprechung fanden weiterhin die Art der Durchführung des sexualpädagogischen Unterrichtes in den Volksschullehrerseminarien, sowie die der Belehrung für Abiturienten. Mit vollem Recht wurde allerseits die ungeheuere Wichtigkeit einer richtigen Erziehung der heranreifenden Lehrer gerade in diesen Fragen betont, andrerseits auf die Bedeutung der Belehrungsform für die Aufklärung der Abiturienten von verschiedenen Aerzten hingewiesen. Welch ein Stück Arbeit aber schon heute auf diesem Gebiete geleistet und wie viel schon hier und da erreicht worden, das konnte man aus den einschlägigen Referaten wie nicht minder aus den zahlreichen in der Diskussion niedergelegten Mitteilungen heimischer wie außerdeutscher Länder entnehmen. Sehr erfreulich war es, daß Geh. Regierungsrat Dr. Mathias (Berlin) im Auftrage des Kultusministers Studt der Versammlung mitteilte, daß das aufsehenerregende Verbot von Vorträgen über sexuelle Hygiene in Steglitz bei Berlin, von dem seinerzeit die gesamte Presse berichtete, nicht etwa vom Ministerium ausgegangen war, sondern, so kann man daraus schließen, auf den Uebereifer des Regierungspräsidenten von Potsdam zurückzuführen ist.

Der zweite Hauptteil der Verhandlungen des diesjährigen Kongresses umfaßte das Kapitel „Sexuelle Diätetik und Erziehung“. Referenten hierfür waren Geh. Medizinalrat Prof. Eulenburg (Berlin), Dr. Fr. W. Förster (Zürich) und Frau Henriette Fürth (Frankfurt a. M.). Die Wahl dieser drei Referenten ist als eine durchaus glückliche zu bezeichnen, repräsentierten sie doch sämtliche zur Lösung der Frage in Betracht kommenden Faktoren: den Arzt, den Ethiker und Pädagogen, die Mutter und Volkswirtschaftlerin. Prof. Eulenburg stellte an die Spitze seiner Forderungen den Satz: Charakterbildung, Erweckung und Festigung des sittlichen Wollens auch auf sexuellem Gebiete und zur Erfüllung dieser Postulate folgende Dinge: in der Schule eine erweiterte Pflege körperlicher Ausbildung und Betätigung in Volks- und Jugendspielen, in jeder Art gymnastischen und sportlichen Betriebes, in Ausflügen und Ferienwanderungen, überhaupt durch Hinleitung zum Naturgenuß, ferner auch durch Begünstigung der Abstinenzbestrebungen, vielleicht auch durch Förderung der konduktorischen Tendenzen mit ihren nicht zu verkennenden Vorteilen. In Haus und

Familie als der pflichtvollsten Instanz in diesen Fragen eine rationelle Hygiene der Wohnräume, der Ernährung und Kleidung, des Schlafens und Wachens, der Ruhe und Bewegung, der körperlichen und geistigen Arbeit aller Altersstufen. Vor allem ist die Ernährungsfrage von einschneidender Wichtigkeit, hier ist neben der Einschränkung des Fleischgenusses im Kindesalter vor allem die Fernhaltung aller schädigenden Genußgifte (Alkohol, Kaffee, Tabake usw.) zu vollführen. In mannigfacher Weise wurden diese beachtenswerten Merkpunkte noch ergänzt durch die zweite Referentin Frau Fürth (Frankfurt a. M.), die insbesondere das soziale Milieu der unteren Volksklassen in ihren Beziehungen und Wechselwirkungen näher beleuchtete.

Als letzter sprach in formvollendeter und gedankentiefer Art Dr. Förster (Zürich) über „Sexuelle Pädagogik". Er legt den Hauptwert auf die Erzielung des Willens. Weder die ethische noch die hygienische Aufklärung gewinnt nach ihm irgendwelchen zuverlässigen Einfluß auf das Handeln, wenn der Wille nicht die Kraft hat, den höheren Einsichten gegenüber den Impulsen und Illusionen der Triebe die Treue zu bewahren. Also muß Willenskultur und Willensübung im Vordergrund aller Sexualpädagogik stehen. Man benutze vor allem das Gebiet des Nahrungstriebes, sowie die Neigungen zur Faulheit, Nervosität, zum Zorn und zur Ungeduld, um es schon in früher Jugend zu einer vornehmen Tradition des ganzen Organismus zu machen, daß der Geist sich dem Körper unterwirft. Wollen muß gelernt werden! Auch der Turn- und Handfertigkeitsunterricht und die Arbeit im Haushalt, gerade weil dadurch eine wachsame geistige Kontrolle körperlichen Tuns geübt wird, haben eine große sexualpädagogische Bedeutung. Die Sexualpädagogik darf nicht isoliert im Leben der Jugend stehen. Es entsteht dadurch die Gefahr, daß der jugendliche Geist zu sehr auf die sexuelle Sphäre gelenkt wird. Vielmehr ist die Willensschwäche, die Entartung der Phantasie und die Verwahrlosung des Denkens auf diesem Gebiete nur dadurch wirksam zu bekämpfen, daß an Stelle der intellektuellen Ueberernährung überhaupt die Charakterbildung wieder in den Vordergrund des ganzen Schullebens und der häuslichen Einwirkung tritt. Es ist dann nicht mehr nötig, allzu ausführlich über sexuelle Dinge zu dozieren — es genügt zu zeigen, daß gewisse allgemeine festbegründete Ueberzeugungen und Gewohnheiten des Denkens, Fühlens und Wollens gerade gegenüber dieser Sphäre ihre stärkste Anwendung und Erprobung finden können.

Den tiefsittlichen Ausführungen folgte eine außerordentliche lebhafte Diskussion, in der sich wohl nahezu sämtliche Redner mit

Digitized by Google

den oben des näheren beleuchteten Gedankenreihen durchaus einverstanden erklärten, einzelne nur gegen die weiteren Schlüsse des Vortragenden entschieden Front machten, der an Stelle der intellektuellen Aufklärung, der naturwissenschaftlichen Erkenntnis die Religion und christliche Weltanschauung gesetzt und sie vor allem auch in der Frage der Sexualethik als Grundgedanken betrachtet wissen will. Mit diesem letzten und in seiner Bedeutung wertvollsten Abschluß der Tagesordnung fanden die Verhandlungen des diesjährigen Kongresses ihr Ende.

Dr. Julian Marcuse.

(Nr. 111.)

Der gestirnte Himmel im Monat Juni

(gültig für die Mitte des Monats um 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht in leicht geschwungenem Bogen vom südöstlichen zum nördlichen Horizont; sie steigt am östlichen Himmel nunmehr wieder zu größerer Höhe empor und ist in dunklen Nächten dort gut sichtbar. Am nordwestlichen Himmel sind die Sternbilder des Krebses und der Zwillinge im Untergang begriffen; Kastor und Pollux, die hellsten Sterne im letztgenannten Sternbild, sind noch in geringer Höhe über dem Horizont sichtbar. Im Westen neigen sich ferner dem Untergange zu die Sternbilder des Raben, des Bechers und der Wasserschlange, wogegen das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus und dem gleichfalls sehr hellen Stern Denebola dort noch einen etwas höheren Stand einnimmt. Das bekannte Sternbild des Großen Bären steht zwar noch immer hoch am Himmel, ist aber nunmehr vom Scheitelpunkt weg- und schon beträchtlich gegen Nordwesten vorgerückt. Unterhalb vom Großen Bären bemerken wir noch das Sternbild des Kleinen Löwen.

Den südwestlichen Himmel beherrschen gegenwärtig die Sternbilder des Bootes mit dem hellen, rötlich glänzenden Stern Arkturus, die Jagdhunde mit einem schönen Spiralnebel (nahe bei dem Stern η Ursae majoris, dem äußersten Schwanzstern im Großen Bären) und noch tiefer das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spika (Kornähre) und der hellen Vindemiatrix. Nur wenig östlich vom Bootes geht das prägnante Sternbild der nördlichen

Krone eben durch den Meridian; etwas tiefer kulminiert das Sternbild der Schlange und in noch geringerer Höhe über dem südlichen Horizont das Sternbild der Wage. Zwischen dem Löwen und dem Bootes ist noch ein aus zahlreichen schwächeren Sternen gebildetes Sternbild zu bemerken: das Haupthaar der Berenike.

Eine Reihe der glänzendsten Konstellationen belebt den östlichen und südöstlichen Teil des Himmels. Im Osten fesseln unseren Blick die drei innerhalb, bezw. zu beiden Seiten der Milchstraße gelegenen reichen Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und dem bekannten, in dunklen Nächten schon in mittleren Fernrohren gut sichtbaren Ringnebel, des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und des Adlers mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Atair, die dort schon ziemlich hoch stehen; die genannten drei Sterne erster Größe bilden ein leicht in die Augen fallendes, gleichschenkeliges Dreieck mit dem am tiefsten stehenden Atair als Spitze. Nur wenig östlich von der Krone erblicken wir das durch einen prachtvollen Sternhaufen ausgezeichnete Sternbild des Herkules. Tief im Südosten, dem Meridian schon ziemlich nahe, steht das Sternbild des Skorpions mit dem rotfunkelnden Stern erster Größe Antares (= Gegenmars), etwas weiter östlich bemerken wir das Sternbild des Schlangenträgers (Ophiuchus) und jenseits der Milchstraße die Sternbilder des Schützen, des Steinbocks und des Wassermannes.

Tief im Nordosten stehen, gleichfalls jenseits der Milchstraße, die kleineren Sternbilder des Delphins, der Eidechse und des Füllens; tief am nordöstlichen Horizont ist das Sternbild des Pegasus eben im Aufgehen begriffen. Im Norden gewahren wir noch das lange, vielfach gewundene Sternbild des Drachen, darüber den Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern und die Giraffe, ferner — nahe oder innerhalb der Milchstraße — die Sternbilder der Cassiopeja, des Perseus, des Cepheus und, tief am nördlichen Horizont, das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Capella.

*

Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand über dem Himmelsäquator mit 23° 27′ am 22. Juni, nachmittags 3 Uhr; gleichzeitig tritt sie (nach älterer Bezeichnungsweise) in das Tierkreiszeichen des Krebses ein. Der Moment, in welchem sie die größte nördliche Deklination (Abstand vom Himmelsäquator) erreicht, entspricht bekanntlich dem Eintritt des Sommer-

Digitized by Google

solstitiums (der Sommersonnenwende) oder nach astronomischer Zählung, dem Anfang des Sommers. Die Entfernung der Sonne von der Erde wächst noch bis zum Schluß des Monats, sie nimmt im Laufe des letzteren im ganzen um 52,000 Meilen zu; der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt dementsprechend von 31' 32.6" auf 31' 27.7".

Die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juni	Aufgang	Untergang
1.	4h 21m früh	8h 1m abends
8.	4 18 „	8 7 „
15.	4 16 „	8 11 „
22.	4 16 „	8 14 „
30.	4 19 „	8 14 „

Tageslänge. Der 22. Juni ist der längste Tag des Jahres. An diesem Tage steht die Sonne bei einer Kulminationshöhe von 65.3 Grad (Maximum für München) während der Dauer von 15 Stunden 58 Minuten über dem Horizont gegen 15 Stunden 40 Min. am Anfang und 15 Stunden 55 Min. am Schluß des Monats. Die Morgen- und Abenddämmerung dauert im Juni je 1 Stunde, so daß also die gesamte Tageslänge am 22. Juni in unseren Breiten fast genau 18 Stunden beträgt. Dabei ist der „Vormittag" im Juni durchschnittlich ½ Stunde kürzer, als der „Nachmittag".

Die Tätigkeit auf der Sonnenoberfläche hat nunmehr zwar schon beträchtlich nachgelassen, doch sind einzelne Gruppen von Sonnenflecken und -fackeln, die infolge der Rotation der Sonne langsam über ihre Scheibe hinziehen, noch immer wahrzunehmen.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juni sind folgende:

3. Juni	6h	früh	Letztes Viertel
11. „	1	nachts	Neumond
12. „	8	abends	Erdferne (54,760 Meilen)
19. „	4	früh	Erstes Viertel
25. „	10	abends	Vollmond
26. „	3	früh	Erdnähe (48,140 Meilen)

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juni	Aufgang	Untergang
1.	12h 4m nachts	9h 27m vormittags
8.	3 15 früh	5 31 nachmittags
15.	8 6 vormittags	11 23 nachts
22.	4 3 nachmittags	1 58 „
30.	11 44 nachts	9 39 vormittags

Digitized by Google

Bedeckungen. In den frühen Morgenstunden des 13. Juni wird der Planet Jupiter vom Monde bedeckt. Leider ist dieses interessante Phänomen in unseren Breiten nicht sichtbar, es kann vielmehr nur an Orten, die zwischen 28 und 68 Grad südlicher Breite liegen, beobachtet werden.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich allmählich wieder günstiger.

Merkur erreicht am 27. Juni seine größte östliche Elongation (Winkelabstand) von der Sonne mit 25° 28', am 29. Juni geht er durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn; am 12. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, am 13. Juni geht er im Abstand von 2° 51' nördlich am Planeten Neptun, am 15. Juni endlich in Abstand von 1° 41' (drei Vollmondsbreiten) nördlich am Planeten Jupiter vorüber. Merkur geht zu Anfang des Monats 1 Stunde, Mitte Juni sogar erst um 10 Uhr abends, also 1¾ Stunden nach der Sonne, unter und ist somit während des ganzen Monats am westlichen Himmel als Abendstern unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen sichtbar.

Venus geht im Juni durchschnittlich um 3 Uhr früh über dem östlichen Horizont auf und ist daher während des ganzen Monats bis in die Morgendämmerung hinein, also immerhin einige Stunden lang, als hellglänzender Morgenstern sichtbar. Ihre Scheibe ist gegenwärtig rund zu 90 Proz. beleuchtet. Am 8. Juni steht Venus in Konjunktion mit dem Monde.

Mars ist bis zum 6. Juni rechtläufig, dann rückläufig im Sternbild des Schützen. Er geht im Monatsdurchschnitt um 10 Uhr abends über dem südöstlichen Horizont auf und um 5 Uhr früh unter, bleibt somit die ganze Nacht hindurch sichtbar. Wenn auch tief am südöstlichen, bezw. südlichen Himmel stehend, bildet er infolge seines sehr hellen, dabei stark rot gefärbten Lichtes ein um so auffallenderes Objekt, als seine Umgebung in größerem Umkreis ziemlich sternarm ist. Am 26. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter ist noch immer rechtläufig im Sternbild der Zwillinge. Er geht im Juni durchschnittlich um 9¾ Uhr abends unter, ist also bei Einbruch der Dunkelheit tief am nordwestlichen Himmel als hellglänzendes Gestirn noch für kurze Zeit sichtbar. Am 13. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, wobei, wie schon weiter oben bemerkt wurde, für Gegenden zwischen 28° und 68° südlicher Breite eine Bedeckung des Planeten durch den Mond stattfindet.

Digitized by Google

Saturn, der zunächst noch geringe rechtläufige Bewegung im Sternbild der Fische besitzt, kommt am 19. Juni in Quadratur zur Sonne zu stehen. Er geht im Monatsdurchschnitt ¾ Stunden nach Mitternacht auf, steigt dann, da er nur mehr wenige Grad südlich vom Himmelsäquator steht, bald zu größerer Höhe über dem Horizont empor und kann daher während der zweiten Hälfte der Nacht bequem beobachtet werden. Von dem elliptischen Ringsystem, das diesen Planeten umgibt, ist auch im Juni noch nichts wahrzunehmen, weil nach wie vor die von der Sonne nicht beleuchtete Seite der Ringebene der Erde zugekehrt ist. Saturn bietet vorläufig also im Fernrohr immer noch den seltenen Anblick einer an den Polen stark abgeplatteten Kugel dar. Am 4. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus nähert sich allmählich der Oppositionsstellung und steht jetzt schon für seine Beobachtung sehr günstig. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 9½ Uhr abends, also eben nach Eintritt der Dunkelheit, auf und ist während der ganzen Nacht (im Sternbild des Schützen) als Sternchen sechster Größe — dem bloßen Auge also gerade noch sichtbar — am Himmel wahrzunehmen.

Neptun geht im Monatsdurchschnitt schon um 9½ Uhr abends, also am Schluß der Abenddämmerung, unter und bleibt daher — auch für größere Fernrohre — vorläufig unsichtbar.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats finden ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle statt, deren Ausstrahlungspunkte in den Sternbildern des Cepheus (Cepheiden) und des Schwans (Cygniden) liegen.

-rt-

(Nr. 108.)

Bücheranzeigen.

Haeckels „Welträtsel" und Herders Weltanschauung. Von Dr. Adolph Hansen, Professor der Botanik an der Universität Gießen. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), Gießen 1907. 40 Seiten, groß 8°. Preis 1.20 M.

Auf Seite 34 der vorliegenden Schrift findet sich die zutreffende Bemerkung: „Bei Haeckel läßt sich ebenfalls nur glauben oder mit ihm streiten, und er ist daher auch stets nur von zwei Parteien, von Gläubigen und Widersachern umgeben. Der kritische Denker dagegen geht ihm aus dem Wege, denn dessen Sache ist weder Glaube noch Streit, sondern Erkenntnis." Mit dieser

Aeußerung hat der Verfasser auch seine eigene Schrift richtig charakterisiert: sie ist nichts als eben nur die Streitschrift eines Widersachers, eine unter mehreren anderen. Eigentlich hat Hansens Bemühen im ganzen etwas Widersprechendes an sich: er will erstens nachweisen, daß Haeckels Anschauungen bereits von Herder ebenso klar oder noch klarer und schöner ausgesprochen wurden, und zweitens, daß Haeckels Anschauungen grundlose Behauptungen sind, während doch Hansen selbst als Bewunderer von Herders Weltanschauung sich gibt. Nun kann man freilich sagen, daß Hansen Haeckels Meinungen in zwei Teile zerlegt: der eine Teil wäre zwar richtig, den hätte aber bereits Herder deutlich vertreten, der andere Teil dagegen wäre wohl Haeckels Eigentum, dafür aber auch falsch und gefährlich. Ein solches Zerlegen der Lehre Haeckels tritt jedoch in Hansens Ausführungen nirgends hervor, sondern es haftet ihnen wirklich ein Widerspruch an. Hansen ist bestrebt nachzuweisen, daß Herder die modernsten Gedanken von Entwicklung und Anpassung der Organismen deutlich gedacht und ausgesprochen hat, daß er also mit mehr Recht wie Goethe als der Vorläufer der modernen Deszendenztheorie und so auch Haeckels gelten muß. Für diese Behauptung bringt Hansen zahlreiche und ausführliche Belege herbei aus Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Ich muß gestehen: die Beweisführung ist nicht überzeugend. Man möchte ihr vielmehr Kants Ausspruch entgegenhalten: „— da der menschliche Verstand über unzählige Gegenstände viele Jahrhunderte hindurch auf mancherlei Weise geschwärmt hat, so kann es nicht leicht fehlen, daß nicht zu jedem Neuen etwas Altes gefunden werden sollte, was damit einige Aehnlichkeit hätte." Auch Schopenhauers Aeußerungen über den gleichen Gegenstand im ersten Band seiner „Parerga und Paralipomena", im Abschnitt „Fragmente zur Geschichte der Philosophie", § 14, könnten mit Recht gegen die ganze Tendenz angeführt werden. Daß Hansen trotz alledem einige schwache Stellen in Haeckels Anschauungen trifft und verwundet, ist fast selbstverständlich, da jene Anschauungen eben sehr viel schwache Stellen haben. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß derartige Polemiken, anstatt dem Gegner zu schaden, ihm vielmehr von Vorteil, daß sie mithin zweckwidrig sind. Ueberzeugen können sie höchstens nur den, der die gleiche Ansicht schon hegt, der also nicht erst überzeugt zu werden braucht. wen sie dagegen nicht überzeugen, den bestärken sie nur in seinem entgegengesetzten Standpunkt.

—ies.

Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder Die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein. Von Charles Darwin. Nach der Uebersetzung von J. V. Carus und der letzten englischen Ausgabe bearbeitet von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Volksausgabe. Stuttgart, Alfred Kröner, Verlag. IV und 297 S. gr. 8°. Preis kartoniert 1 Mark.

Seit ein paar Jahren hören wir von Zeit zu Zeit die Botschaft verkünden: der Darwinismus ist tot! Jeder Unbefangene muß aber gestehen, selten einen so rüstigen Toten gesehen zu

Digitized by Google

haben, wie den gestorbenen Darwinismus. In der Tat ist jene Botschaft nicht wahr, der Darwinismus kann gar nicht tot sein, weil er unsterblich ist. Er enthält in der Hauptsache eine selbstverständliche Wahrheit in sich, und Wahrheiten können nicht sterben. Der beste Interpret und Verteidiger des Darwinismus ist aber noch immer Darwin selbst. Seine Nachfolger sind nicht immer frei von starken Einseitigkeiten und allzu gewagten Hypothesen geblieben. Bei Darwin findet man dagegen im allgemeinen viel kritische Besonnenheit und Berücksichtigung aller Gesichtspunkte und Ansichten. Es ist darum eine sehr dankenswerte Tat der obengenannten Buchhandlung, daß sie Darwins Hauptwerk, das zugleich das Hauptwerk des Darwinismus ist, in einer vorzüglichen Ausgabe und zu einem ungewöhnlich niedrigen Preise auf den Büchermarkt brachte und so den weitesten Kreisen zugänglich machte. Eine so wohlfeile Ausgabe von Darwins Entstehung der Arten war bisher nicht vorhanden. Dabei ist die Ausstattung, sowohl Papier wie Druck verhältnismäßig sehr gut. Die Uebersetzung stimmt im großen und ganzen mit der von Carus hergestellten überein. Die kleinen Veränderungen des jetzigen Herausgebers zeigen sich bei einer näheren Vergleichung nicht immer als Verbesserungen. Die Zerlegung der von Carus stammenden Perioden in kleinere Sätze vereinfacht zwar den Stil, verwischt aber auch zuweilen ein bischen die Schärfe des Gedankens, meist allerdings kaum merkbar. Ferner vermißt man ein, ganz allgemein über Verfasser und Werk orientierendes Vorwort, das für das große Publikum gewiß sehr dienlich wäre. Jedoch trage ich beinahe Scheu, diese Aussetzungen zu machen und noch mehr zu verlangen, wo doch schon so viel für weniges Geld geboten wird. Wir hätten Grund, für das Gebotene allein dankbar zu sein.

Bernh. Wities.

Die Philosophie des Krieges. Von S. Rud. Steinmetz. (Band VI der „Natur- und kulturphilosophischen Bibliothek".) Leipzig 1907. J. A. Barth. XVI u. 352 S. Geb. M 7.80.

In Schriften politisch-soziologischen Inhalts pflegen die Verfasser besonders häufig mit derselben Einseitigkeit für ihre Anschauungen zu plädieren, mit der ein Rechtsanwalt die Sache seiner Partei verficht. Anstatt erst nach dem Weg zu suchen, der zu einer richtigen wissenschaftlichen Auffassung der behandelten Probleme führen könnte, gehen sie nur darauf aus, ihre vielleicht durch suggerierte Vorurteile u. dgl. zustande gekommene Stellungnahme nachträglich wissenschaftlich zu verteidigen, indem sie möglichst viele Argumente lediglich zu deren Gunsten zusammentragen. So haben es wohl die meisten von den Autoren gehalten, die für oder gegen den Krieg geschrieben haben.

Von solcher Methode ist der Verfasser des genannten Werkes, der bekannte holländische Soziologe, seinem ganzen wissenschaftlichen Charakter entsprechend, weit entfernt. Er will nicht eine Verteidigungsrede für den Krieg oder für die Friedensbestrebungen bieten, sondern es ist ihm um allseitige und tiefste Erfassung des Problems zu tun. Er gibt sich ebensoviele Mühe, die üblen Folgen der Kriege und des bewaffneten Friedens auf-

Digitized by

zuspüren, darzustellen und möglichst richtig abzuschätzen, wie die nützlichen Funktionen dieser alten Geißel der Menschheit zu erkennen.

Diese Bilanzierung fällt nun bei Steinmetz entschieden zugunsten des Krieges in Vergangenheit und Zukunft aus. Das Entscheidende ist ihm, daß der Krieg die einzige wirkliche Staatenkonkurrenz ist, und daß, wie zwischen den Einzelpersonen Konkurrenz unerläßlich ist, um Erstarrung zu verhüten, so die Ausschaltung der Kriege aus der künftigen Menschheitsgeschichte zur Erstarrung der Staaten führen müßte. Der Krieg vernichtet die am schlechtesten organisierten Staatengebilde zugunsten der besser organisierten und stiftet noch mehr dadurch Nutzen, daß er die Völker oder deren Leiter zwingt, auf die in Form des Krieges stets drohende Gefahr einer sozialen Kraftprobe fortwährend Rücksicht zu nehmen. Hierdurch werden alle die Tendenzen der sozialen und kulturellen Entwicklung, deren Auswüchse die Kollektivkraft der von Kriegen bedrohten Staaten allzusehr schwächen würden, in Schranken gehalten, insbesondere die Tendenz zu übermäßigem Individualismus, der ohne Kriege und Kriegsgefahr den Gemeinsinn völlig überwuchern würde. Auch bei den Machthabern hemmt jene gebieterisch notwendige Rücksicht die Tendenz zu exzessiv egoistischer Ausnützung ihrer Macht gegen die Glieder ihres Gemeinwesens. Der Krieg ist ein unentbehrlicher, heilsamer Regulator der sozialen, kulturellen und physischen Entwicklung der Völker und der Menschheit. In diesem Grundgedanken des Buches stimmt Referent mit dem Autor völlig überein, wenn auch manche Einzelheiten anfechtbar erscheinen.

Das Thema des Buches ist ja für jeden denkenden Menschen interessant, und jetzt, da die Haager Friedenskonferenz wieder vor der Tür steht — deren Ziele in den Kreis der in diesem Werk behandelten Probleme selbstverständlich miteinbezogen sind — ist das Buch außerdem auch aktuell. Doch ist diese Aktualität nur von untergeordneter Bedeutung für den Wert des Buches. Dessen Grundgedanken hatte Steinmetz schon vor acht Jahren unter anderm in der vortrefflichen kleinen Schrift „Der Krieg als soziologisches Problem", Amsterdam 1899, veröffentlicht. Das vorliegende Werk zeichnet sich bei klarer Darstellung durch eine Fülle anregender Gedanken aus, die sich überall auf reichlich vorgeführtes Tatsachenmaterial stützen. Wertvoll sind auch die zahlreichen, von ausnehmend umfangreicher Literaturkenntnis des Verfassers zeugenden Literaturangaben.

München-Solln. W. Schallmayer.

Anlage von Fabriken. Von H. Haberstroh, Bauingenieur in Holzminden, E. Görts, Regierungsbaumeister in Remscheid, E. Weidlich, Stadtbaurat und Regierungsbaumeister a. D. in Holzminden, Dr. R. Stegemann, Regierungsrat in Braunschweig. (Teubners Handbücher für Handel und Gewerbe. Herausgeber Prof. Dr. van der Borght (Berlin) u. a.) XIII und 528 S. gr. 8, geh. 12 M.

Digitized by Google

Die Anleitung zum Studium der Staatswissenschaften, die im Jahre 1900 von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München herausgegeben wurde, enthält unter anderem folgenden bemerkenswerten Satz: „Es wird außerdem darauf aufmerksam gemacht, daß angesichts der großen Bedeutung der Technik für das Wirtschaftsleben gewisse nationalökonomische, statistische und finanzwissenschaftliche Probleme ohne ein bestimmtes Maß mathematischer, chemischer und physikalischer Kenntnisse weder voll verstanden, noch wissenschaftlich gefördert werden können."

Dem ist in der Tat so und der Rat der Fakultät mußte bisher auch deshalb als besonders beherzigenswert bezeichnet werden, weil es an Werken fehlte, welche technische Erscheinungen in einer dem Vertreter der Nationalökonomie verständlichen Form vortrugen.

Diese empfindliche Lücke auszufüllen, hat sich der Teubnersche Verlag als Ziel gesetzt und das zu besprechende Handbuch stellt ein Glied an der großen Kette dar, durch die eine enge Verbindung von Technik und Wirtschaftsleben geschaffen werden soll.

Entsprechend der Zahl der Verfasser zerfällt das Werk in vier Teile, in denen I. Das Fabrikgebäude (Haberstroh); II. Heizung, Lüftung und Beleuchtung, Wasserversorgung, Abwässerbeseitigung und Reinigung der Abwässer (Weidlich); III. Die innere Einrichtung (Görts) und IV. Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen (Stegemann) in anschaulicher Weise mit Beigabe zahlreicher Beispiele und Illustrationen vorgeführt werden.

Was das letzte Kapitel betrifft, so hat es Stegemann glücklicherweise vermieden, jene Pseudowohlfahrtseinrichtungen in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, die lediglich der Aufrechterhaltung des Betriebes wegen geschaffen werden müssen, so daß also die allerdings vielleicht stellenweise allzu scharfe Kritik, die Günther und Privôt an diesen Erscheinungen in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik geübt haben, hier gute Früchte gezeitigt hat.

So wird das Handbuch vor allem dem jungen Theoretiker, der sich in die Praxis auch systematisch einarbeiten will, gute Dienste leisten und den Praktiker befähigen, auf Grund wissenschaftlicher Erforschung zu neuen Reformen vorwärts zu schreiten.

Erlangen. Dr. Rudolf Wassermann.

Kriegsgeschichte. Ein Versuch von Thilo v. Trotha, Oberstleutnant a. D. In drei Teilen. Erster Teil: Die Kriegsgeschichte und der Krieg. Berlin 1907 Richard Schröder, Verlag für Militär- und Kriegswissenschaft. 63 Seiten. Preis 1.50 M.

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis und die Kenntnisnahme der einzelnen Abschnitte mit ihren Unterabteilungen läßt erkennen, daß wir es hier mit einem sehr interessanten und auch wohlgelungenen Versuch zu tun haben, der zweifellos allgemeine Aufmerksamkeit verdient.

Es kann nicht oft und dringlich genug auf den Wert des eingehenden Studiums der Kriegsgeschichte hingewiesen werden. Für den jungen Offizier ist zwar zunächst die genaue Kenntnis der für die Armee gültigen Vorschriften über Exerzie-

ren, Schießen, formelle und angewandte Taktik und Felddienst mit seinen Verzweigungen die Hauptsache. Er sieht in ihnen meist nur mehr oder weniger willkürlich festgesetzte Aeußerlichkeiten; erst der ältere diensterfahrene Offizier erkennt in ihnen den Niederschlag praktischer Notwendigkeiten. Die Dienstfahrung verschafft dem Offizier einen gewissen Grad gewohnheitsmäßiger Geschicklichkeit in der Handhabung der generell vorgeschriebenen Formen; aber erst die Kriegserfahrung entwickelt die Fähigkeit, die erlernten Formen zu individualisieren, das heißt dem jedesmaligen Bedarfsfalle sachgemäß anzupassen. Wie nun ein Mangel an Kriegserfahrung durch intensive kriegsgeschichtliche Studien ersetzt werden muß, das führt in geistvoller Weise Herr v. Trotha näher aus.

Selbstverständlich kann ein abschließendes Urteil erst nach Erscheinen des ganzen Werkes gefällt werden; es darf daher wohl der Hoffnung auf baldiges Erscheinen des zweiten und dritten Teiles Ausdruck verliehen werden, besonders da der auf dem Umschlage des ersten Teiles vorgeführt Inhalt des 2. Teiles ganz besonders interessante Abhandlungen in Aussicht stellt.

München. Bösmiller.

Ueber die Psychologie der Dementia praecox. Ein Versuch von Dr. C. G. Jung, Privatdozenten der Psychiatrie in Zürich. Halle a. S. Verlag von Karl Marhold. 179 S. Preis 2.50 M.

Die Arbeit ist von außerordentlich hohem fachwissenschaftlichem Interesse. Nach kurzer Darstellung der älteren Ansichten über das Wesen der Dementia praecox erörtert Verfasser zunächst den Begriff des gefühlsbetonten Komplexes und seine allgemeine Wirkung auf die normale Psyche. Diese Lehre knüpft sich bekanntlich vor allem an die Namen Freuds und seiner Schüler, die in ihrer Hysterielehre zuerst auf seine Bedeutung hingewiesen haben. Verfasser, der außerdem durch seine eigenen psychoanalytischen Arbeiten unsere Kenntnis davon wesentlich gefördert hat, erblickt nun das Wesen der Dementia praecox vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet darin, daß ein gewisser stark gefühlsbetonter Komplex bei schwerer Schädigung des Ichkomplexes fortbesteht. Das Subjekt kommt von diesem Komplex psychologisch nicht mehr los, assoziiert immer nur an diesen Komplex und läßt alle seine Handlungen vom Komplex konstellieren, wodurch eine gewisse Verödung der Persönlichkeit eintreten muß. Somit hat diese Lehre manches mit der Hysterielehre gemeinsam. Auch bei der Hysterie finden sich ja Komplexe, die nie ganz überwunden werden können. Während aber bei der Hysterie der Zusammenhang zwischen Komplex und Krankheit unverkennbar ist, muß bei der Dementia praecox außerdem noch das Vorhandensein eines zerstörenden Agens, vielleicht eines Toxins, für die fortschreitende Degeneration angenommen werden. Dieses zerstörende Agens kann aus nicht psychologischen Ursachen und Anlässen entstehen.

Näher auf die geistreichen und hochinteressanten Ausführungen des Autors einzugehen, ist im Rahmen eines kurzen Referats nicht möglich. Es soll daher zum Schluß nur noch jedem

Digitized by Google

Interessenten das Studium des außerordentlich gedankenreichen und fesselnd und fließend geschriebenen Werkes auf das angelegentlichste empfohlen werden.

Heilanstalt Döfen. Max Liebers.

Franz Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund. Von A. Dreyer. Mit zahlreichen (200) Illustrationen. München und Leipzig 1907, bei Georg Müller. 215 S. Gr. 8°.

A. Dreyer, welcher durch seine biographischen Arbeiten über Franz v. Kobell (1904) und Karl Stieler (1905) einen guten Namen als Literarhistoriker sich erwarb, bringt nun ein größeres, ebenso umsichtiges wie durch wohltuende Wärme höchst ansprechendes Buch über „Franz Pocci" in Wort und Bild, worin Dreyer dieser „komplizierten Natur" vollständig gerecht wird. (Vgl. Zu Poccis Zentenar-Feier i. Beil. 55 der Allg. Ztg., 6. März 1907.) Er schildert seine Jugendjahre, die frühe Freundschaft mit Ludwig Schwanthaler, die fröhliche Landshuter Studentenzeit, wo sich treue Genossen zusammenfanden, die sich bald darauf in München zu der eine neue Werktätigkeit in Kunst und Wissenschaft schaffenden „Gesellschaft der drei Schilde" vereinten und frische Lebenswege bahnten. Die Verbindung von Poesie und Musik, Plastik, Baukunst, Malerei und historische Forschung in Kulturhistorie und streng-urkundlicher Quellenforschung zeitigte erhebliche Resultate, an welchen die ahnungsvoll tastende Jugend mit treuer Beharrlichkeit zu ernster Mannestätigkeit auf allen Gebieten ausreifte. Pocci blieb immerdar diesen Idealen getreu, als dilettierender Komponist, als lyrischer Dichter und Zeichner, als Gründer einer neuen Jugendliteratur. Alle diese Bestrebungen vereinten sich in seinen späteren dramatischen Versuchen und gipfelten in den volkstümlichen Puppenspielen, die trotz des übersprudelnden Humors, der in den mutwilligsten Karikaturen sich ergoß, doch eines tieferen Ernstes und einer ethischen Folie nicht entbehren. Die furchtbaren Zyklen seiner Totentänze klärten sich in den späteren „Herbstblättern", Namenbildern und Maximen zu einer einheitlich ausklingenden Lebensphilsophie, die hinter der Maske der humoristischen Laune ernst hervorblickt. Das alles erörtert sein Biograph in gut gruppierten Abschnitten. Tiefergreifend und rührend rundet das rückblickende Schlußkapitel das ganze Leben und Schaffen in ein zutreffendes Porträtbild. Als selbstsprechende „demonstratio ad oculos" dienen über zweihundert Reproduktionen von häufig bisher noch unbekannten Zeichnungen, unter welchen die Karikaturen eine besondere Rolle spielen. Beigegeben ist eine historisch geordnete Bibliographie von Poccis Schriften und Bildwerken, ein Verzeichnis aller Nekrologe, Biographien und Neudrucke seiner Werke. Die Dedikation trägt den Namen Sr. kgl. Hoh. des Herzogs Dr. Karl Theodor in Bayern, dessen Vater, der am 15. November 1888 verstorbene Herzog Maximilian, zu den ältesten und innigsten Freunden der unzertrennlichen Dioskuren Kobell und Pocci zählte.

München. H. Holland.

Digitized by Google

Neue Menschen. Ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols. Von Knud Rasmussen, deutsch von Elsb. Rohr. Bern. Francke. M 3.60.

Ein wunderbares Buch. Es ist, als ob eine Stimme aus fernferner Zeit zu uns redete. Und doch sind es nicht Erzählungen aus alten Tagen: wir hören von Menschen, die noch heute leben. — Da hat ein Däne, dem von seiner Mutter her Eskimoblut in den Adern fließt, der in Grönland aufgewachsen ist, an der „dänisch-literarischen Grönland-Expedition" teilgenommen, die nach der Nordwestküste von Grönland und dort unter den „Polar-Eskimos" am Bay York und Smith-Sund, gegenüber dem nördlichsten Rand von Amerika, den Winter 1903/4 zubrachte. Eine alte Sehnsucht hat Rasmussen, wie er sagt, unwiderstehlich getrieben, sobald sich Gelegenheit bot, dorthin zu gehen und sich die „neuen Menschen" anzusehen, „die am Ende der Erde wohnen, die sich in Bärenhäute kleiden und von rohem Fleische leben", die schon seine Kinderphantasie beschäftigt hatten. Und nun sind seine Träume zur Wirklichkeit geworden. Er hat dort oben in Agpat gewohnt, hat mit den Eskimos in ihren Schneehütten gesessen „mit langem Gang und einem Eingang von unten"; er hat mit ihnen gegessen: frisches und gefrorenes Walroß- und Renntier- und Robbenfleisch, und hat an Festtagen auch von ihren Leckerbissen bekommen, vom faulen, rohgefrorenen Walroßfleisch, „das man wirklich als sehr angenehme Abwechslung nach alle den frischen Fleischspeisen empfindet", und vom gefrorenen Lachs, der schmeckt, „als ob man Eiszapfen in Tran getunkt hätte". Er hat ihre Musik mit angehört und ihre Zauberer bei ihrem anstrengenden Beruf beobachtet. Er ist mit ihnen zur Jagd gegangen und hat mit ihnen gemeinsam auf solchen Fahrten alle die Gefahren des Schneesturms und des Frostes und der Einsamkeit überstanden, und ist dabei ihr Freund geworden, der Alten, die die Weisheit der Väter bewahren, und der Jungen, die „nichts glauben und vor nichts Ehrfurcht haben, solange sie munter sind und genug zu essen haben". Er hat ihren Geschichten gelauscht, wenn sie einander die Zeit des langen Dunkels durch Erzählungen von der Schöpfung der Erde bis zur letzten großen Völkerwanderung und bis zu ihren eigenen Erlebnissen verkürzten.

Und nun erzählt er von alldem, nicht wie ein kühl beobachtender und registrierender Forscher, sondern mit der ganzen Liebe des Künstlers. Und er erzählt, wie er es dort oben in Apyat gehört und gelrent hat: im Eskimostil, in jenem Stil der liebenden Verwunderung, mit dem bei uns heute nur die Kinder erzählen. Nur ganz selten einmal kommt der europäisch empfindende Mensch bei ihm zum Wort, wenn er etwa das Land in seiner eigenartigen Schönheit preist, und dann denkt man freilich: solche Partien seien einem Nansen zum Beispiel doch noch plastischer und wirksamer gelungen. Aber das ist ganz nebensächlich. Die Hauptsache sind ihm die Menschen, an denen sein Herz hängt, wie sie an ihm gehangen haben. Ich setze die Abschiedsworte her, die Sokrark, der alte Bärenjäger, ihm auf die Heimreise in den Süden mitgab. Er strich ihm mit der Hand über die Brust und sagte: „Ich bin ein alter Mann geworden. Aber

Digitized by Google

alles, was die Kraft hat, alt zu werden, ist stark; und nun streiche ich dir über die Brust, um dich stark zu machen zu einem langen Leben." — Gerade diese Herzenswärme, die aus jedem Kapitel zu uns spricht, macht die „Neuen Menschen" zu einer nicht nur interessanten, sondern überaus genußreichen Lektüre.

Ein anderer Teilnehmer der Expedition hat das Buch mit fünf Zeichnungen, charakteristischen Eskimoköpfen, geschmückt. Die Uebersetzung ist gut. Zu bedauern ist freilich, daß die Uebersetzerin, wie sie im Vorwort sagt, einen Anhang von Eskimosagen und -fabeln aus dem Original fortgelassen hat, „um den an solch fette Talgkost noch zu wenig gewöhnten Magen des deutschen Lesers nicht zu übersättigen". Ich glaube, niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne zu empfinden: schade, daß es schon zu Ende ist.

München. Friedr. Ranke.

C. K. **Ein neues Buch von Gobineau.** Die Freiburger Gobineau-Vereinigung, die vor mehreren Jahren unter dem Vorsitz von Professor Schemann ins Leben gerufen wurde, hat soeben eine höchst interessante Publikation unter den Freunden Gobineaus verteilt, die in kurzem auch in einem französischen Verlage in Paris erscheinen wird. Es handelt sich um ein bisher unveröffentlichtes Werk, das den Titel „La troisième République Française et ce qu'elle veut" führt. In dem Werke untersucht Gobineau die Gefahren der geistigen Zentralisation Frankreichs und die Mittel, dem entgegenzuarbeiten, er gibt dabei eine Fülle treffender und tiefgründiger Bemerkungen über die Kulturverhältnisse seines Vaterlandes. Eines der interessantesten Kapitel beschäftigt sich mit der Stellung Napoleons III. zur Zentralisierung Frankreichs, der die Gefahren dieser Erscheinung klar vorausgesehen und auch gegen das Wachsen der Bureaukratie erfolglos angekämpft hat.

i. **Eine Schrift für den Reformkatholizismus.** In italienischen kirchlichen Kreisen wird eine angeblich von einer Gruppe katholischer Geistlicher ausgehende Publikation lebhaft besprochen, die einen Protest gegen die Verurteilung der modernen Richtung im Katholizismus enthält und in der für die Priester das Recht der Gewissensfreiheit gefordert wird. Die Verfasser verteidigen den Abbé Murri und betonen, daß die Reformkatholiken für eine politische und intellektuelle Entwicklung eintreten, durch welche eine Annäherung der katholischen Kirche an die Demokratie und Wissenschaft vollzogen werden würde.

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau.

Ein Freund der deutschen Jugend.

Der verdienstvolle Vorsitzende des „Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit", Abgeordneter Frhr. v. Schenkendorff, ein Großneffe des Freiheitsdichters, feierte dieser Tage sein 70. Geburtsfest. Schon Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begann Herr v. Schenkendorff als Stadtrat von Görlitz sein eifriges Wirken auf dem Gebiete der werktätigen Erziehung. 1881 gründete er den „Deutschen Verein für Knabenhandarbeit" und hat sich seitdem als erster Vorsitzender um die Entwicklung des Vereins und die Förderung seiner Bestrebungen die größten Verdienste erworben. Die Gesamtvorstandschaft des Vereins beschloß, das Wirken des Jubilars dadurch zu ehren, daß seine Marmorbüste im Handarbeitsseminar zu Leipzig aufgestellt werden soll.

Aber auch auf anderen Gebieten entfaltete Herr v. Schenkendorff eine segensreiche gemeinnützige Tätigkeit. Er erkannte sehr bald die hohe Bedeutung der in den letzten 10 bis 15 Jahren in Fluß gekommenen volkstümlichen Spielbewegung und gründete deshalb den „Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele", der seither sehr erfolgreich wirkte, namentlich durch die Abhaltung von Spielkursen für Lehrer und Spielleiter. Auch seitens dieses Vereins wurde dem Jubilar eine besondere Ehrung bereitet, indem ihm an seinem Geburtstage (21. Mai) eine von Künstlerhand gefertigte Schenkendorff-Plakette überreicht wurde, die ihren vollen Wert erst dadurch erhält, daß Nachbildungen davon als „Schenkendorff-Ehrenpreis" bei Wettspielen gegeben werden sollen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Herr v. Schenkendorff sich auch auf dem Gebiete des Fortbildungsschulwesens Verdienste erwarb, indem er tatkräftig für eine den Forderungen der Gegenwart entsprechende Umgestaltung des Fortbildungsschulunterrichts eintrat und namentlich die Notwendigkeit der staatsbürgerlichen Erziehung der fortbildungsschulpflichtigen Jugend betonte. In Anerkennung dieser Verdienste wurde Herr v. Schenkendorf schon vor Jahren zum „Ehrenvorsitzenden" des „Deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen" ernannt. Als solcher präsidierte er erst im Vorjahre dem 9. Deutschen Fortbildungsschultag in München.

Mögen dem verdienten Manne, der sich einer rüstigen Gesundheit erfreut, noch viele Jahre frohen Schaffens beschieden sein!

L. Roll.

Die innere Staatsverwaltung Bayerns unter dem Ministerium Montgelas.

Ueber dieses Thema hielt in der letzten Monatssitzung des „Historischen Vereins für Oberbayern" Universitätsprofessor Dr. Döberl einen bemerkenswerten Vortrag, dem wir folgendes entnehmen:

Digitized by Google

Der politische Anschluß Bayerns an Napoleon I und damit die Erhebung Bayerns zum Königreich war einer der folgenschwersten Akte in der 1400jährigen Geschichte Bayerns. Die Bedeutung dieser Erhebung besteht weniger in der Rangerhöhung als in der Erwerbung der vollen Souveränität. Fortan übte der bayerische Landesherr seine Hoheitsrechte nicht mehr kraft Uebertragung durch den Kaiser, sondern aus eigenem Rechte; fortan war er von der beschränkenden und kontrollierenden Wirksamkeit der Reichsorgane, des Kaisers, des Reichstags, des Reichskammergerichts, befreit, waren die so dringenden zeitgemäßen Reformen möglich ohne einen Rekurs der Vertreter alter, abgelebter Mächte an die Reichsinstanzen. Mit Hilfe der neuen Souveränität vollzog sich eine tiefgehende Wandlung: es entstand der moderne Staat nach dem Vorbilde des streng zentralisierenden Frankreichs im Gegensatz zu dem reaktionären Kaiserstaat an der Donau, und zwar, wie im einzelnen von dem Vortragenden entwickelt wird, auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem, kirchlichem und geistigem Gebiet. Die Veränderungen, die damit Bayern erfuhr, waren gleichbedeutend mit einer Revolution mitten im Frieden. Die neue Zeit hat wie ein Sturmwind die Geister gerüttelt, sowohl ihre Freunde als ihre Gegner. Die einen, wie Georg v. Aretin, sehen den Staat in verjüngter Schönheit wieder auferstehen, andere, wieder errichten in der „Galerie der merkwürdigsten bayerischen Staatsbeamten" oder in der Schmähschrift des berüchtigten Grafen Reisach „Bayern unter der Regierung des Ministeriums Montgelas" dem Minister und seinen Reformen einen Schandpfahl. Der Kampf entbrannte aufs neue mit besonderer Leidenschaft beim Sturze des Ministers, er setzte sich fort nach seinem Tode bis zum heutigen Tage. Man hat Montgelas einen revolutionären Minister genannt, aber das blieb auch Frhrn. v. Stein nicht erspart. Die Anbahnung des modernen Rechtsstaates ohne Eingriffe in bestehende Rechte war eben unmöglich. Allerdings ist bei Montgelas öfters mangelndes Verständnis für die historische Entwicklung zu konstatieren; er sucht den Fortschritt nicht immer in bedächtigem Anknüpfen an das Bestehende, er will, daß etwas sein solle, einfach weil er es für richtig und nützlich hält.

Aber das war der Standpunkt der Aufklärung überhaupt. Man klagte vielfach über die zu große Beweglichkeit und Veränderlichkeit des Verwaltungssystems, das mit seinem Füllhorn von Verordnungen Bayern nicht zur Ruhe kommen ließ. Dazu kam, daß die Ausführung mancher Maßnahmen zu gewaltsam, zu wenig rücksichtsvoll, zum Teil selbst geradezu brutal war, namentlich gegenüber den Personen und Besitztümern der aufgehobenen Klöster und gegenüber den kirchlichen Neigungen und Gewohnheiten der Tiroler. Aber die Schuld fällt weniger dem Minister als vielmehr den ausführenden Organen zu, schlechtem Beamtenmaterial, das Montgelas nicht schuf, sondern überkam; da, wo die Ausführung der Säkularisation in bessere Hände gelegt war, zum Beispiel in der Fürstabtei Kempten oder in manchen Gegenden Frankens, vollzog sich der Uebergang von der alten in die neue Zeit viel ruhiger und schonender. Die

Digitized by Google

Zentralisation, die sich selbst auf das Stiftungs- und Gemeindevermögen und die Armenpflege erstreckte, und die Staatsomnipotenz gingen zu weit; die politische Freiheit kannte der Staat Montgelas ebenso wenig, wie das vorbildliche Frankreich. Andrerseits konnte eben auch nur eine unbeschränkte Staatsgewalt mit den altererbten Mißständen aufräumen. Die Gesetzgebung Montgelas' brachte dem bayerischen Bauern- und Bürgertum die Entfesselung auf wirtschaftlichem, sozialem und kirchlichem Gebiet, riß den Schutzwall nieder, den die alten Mächte um sich aufgetürmt hatten. Der weitere Ausbau mußte bei der staatsrechtlichen Anschauung des Ministers und der politischen Unreife des Volkes einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Montgelas hat nach seinem Sturze selbst einen bis jetzt ungedruckten Rechenschaftsbericht über seine innere Staatsverwaltung geschrieben. Hier führt er als Errungenschaften seines Ministeriums an: die Begründung der Gleichheit vor dem Gesetze, die Verbesserung des Strafrechts, die gleichmäßige Besteuerung, die Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter, die Sorge für die Staatsdiener und ihre Familien, die Beseitigung der Leibeigenschaft, das Recht des Bauern, seine Güter zu veräußern, die kirchliche Toleranz, die maßvolle Preßfreiheit, die Beschränkung der kirchlichen Jurisdiktion, die Säkularisation, die gleichmäßig dem Fiskus, der Bevölkerung und der wirtschaftlichen Entwicklung Bayerns zugute gekommen sei, die Einführung des Pfarrkonkurses im Interesse der Würdigkeit der kirchlichen Pfründeninhaber, die Vervollkommnung des Volksunterrichts, die Vervielfältigung der Schulen auf dem Lande, die Förderung der Künste, die staatlichen Sammlungen. Diese Errungenschaften waren nach der Ansicht Montgelas' groß genug, um über gewisse Mängel hinwegzusehen, die einmal von der menschlichen Natur nicht zu trennen seien. Selbst Fürst Metternich äußerte sich über das von Montgelas Geleistete dem bayerischen Gesandten in sehr anerkennenden Worten: „Man muß zugestehen, daß Bayern während der letzten zehn Jahre eine religiöse, politische, bürgerliche und militärische Revolution erlebt und glücklich überstanden hat; das ist die einzige Nation, welche Mut und Ausdauer gezeigt hat; alle Welt muß sie achten und sollte ihrem Beispiele folgen."

Der Neubau der Prager deutschen Universität.

W. K. Die alma mater Carolo-Ferdinandea, die älteste von Deutschlands hohen Schulen, steht wieder an einem wichtigen Wendepunkt ihrer Entwicklung. Begründet von Kaiser Karl IV. in einer Zeit kultureller Barbarei, an einer Stätte, die bald darauf der nationale Fanatismus der Hussitenkriege verwüsten sollte, hat diese stolze Hochburg deutscher Wissenschaft die Flucht der Jahrhunderte überdauert. Denn so sehr auch äußere und innere Wirren den Bestand der Universität oft bedrohten, die jeweiligen Landesfürsten hielten an ihr mit Zähigkeit fest. Immer und immer wieder erhob sich die bald verlassene, bald verloren geglaubte Hochschule zu neuer Blüte. Gewaltige Stürme konnten wohl zu Zeiten ihre Krone knicken, die Wurzeln blieben trotzig und fest im Erdreich haften, und der alte Stamm

Digitized by Google

fing stets von neuem an zu grünen. Noch ist der Vernichtungskrieg, der 1897 von tschechischer Seite gegen die Deutschen Prags und ihr geistiges Bollwerk geführt wurde, in lebendiger Erinnerung. Damals beschloß ein Teil der Studentenschaft, mißmutig über die steten Angriffe, die Verlegung der Prager Universität in eine deutschböhmische Stadt zu verlangen. Die Professoren aber lehnten ab und behielten Recht. Die deutsche Universität Prag muß in Prag bleiben, wo sie naturgemäß hingehört, um die große deutsche Vergangenheit dieser Stadt fortzupflanzen für alle Zeit. Die maßgebenden Regierungskreise haben dies auch endlich eingesehen und sich bereit erklärt, den längst und dringend gefühlten Bedürfnissen nach einer räumlichen Umgestaltung nachzukommen.

Im Jahre 1383 bestimmte Wenzel III. ein Haus in der heutigen Eisengasse als Kollegiengebäude, es wurde nach dem ersten Stifter der Universität Karolinum genannt. Im 17. Jahrhundert kam unter Ferdinand II. das Klementinum, ein wenig geschmackvolles Gebäude im Inundationsgebiet der Moldau hinzu. Es beherbergte die Jesuitenhochschule, die dann in der Universität aufging. Das Karolinum mußte wegen Baufälligkeit 1718 abgebrochen und erneuert werden. In diesem Zustand dient es bis jetzt in gesonderten Trakten hauptsächlich der deutschen und der tschechischen juristischen Fakultät, während im Klementinum, das keinen Umbau erfuhr, die philosophische untergebracht ist. Mit der Spezialisierung und dem Fortschritt der einzelnen Wissenschaften hielt die räumliche Entwicklung der Prager Hochschule leider niemals Schritt Zwar wurden auf dem Obstmarkt zwei nunmehr baufällige Häuser für Universitätszwecke notdürftig eingerichtet, aber die medizinischen, chemischen Institute, dann die zahlreichen Seminare mußten großenteils in Privatgebäuden untergebracht werden. Mit kleinen Aushilfen war dem sich beständig steigernden räumlichen Notstand nicht mehr abzuhelfen, und so beschloß der akademische Senat der deutschen Universität 1903 eine Denkschrift „Ueber die Notwendigkeit eines neuen Universitätsgebäudes" der Regierung zu unterbreiten. Nach eingehenden Unterhandlungen wurde das angestrebte Ziel erreicht. Heute ist nicht bloß der Bau eines die ganze Universität umfassenden Zentralgebäudes gesichert; der Plan ist vielmehr schon so weit der Ausführung nahe, daß anläßlich des letzten Kaiserbesuchs in Prag die feierliche Grundsteinlegung erfolgen konnte. Auf dem Baublock III des Assanierungsgebietes am Ausgang der vom Altstädter Ring zum Moldauufer führenden Niklasstraße gegenüber der Strakaschen Adelsakademie wird sich der stattliche Neubau erheben. Daneben soll aus geschichtlichen Gründen ein Teil des Karolinums als Aula erhalten bleiben, auch das Klementinum, allerdings in erster Linie zur Ausgestaltung der Universitäts-Bibliothek, benutzt werden.

Damit hebt für die vielgeprüfte deutsche Universität Prag eine neue Zeit an. Getreu der ruhmreichen Tradition wird sie nunmehr auch äußerlich eine leuchtende Stätte der Wissenschaft sein. Und in Zukunft wird wohl auch der wanderlustige, reichsdeutsche Student gern und freudig seine Schritte nach Böhmen

Digitized by Google

lenken. In der uralten Musenstadt, im Angesicht der hochragenden Residenz deutscher Kaiser und Könige, beim Klang der berauschenden Lieder, die einst Eichendorff und Wilhelm Müller zum Preis der Prager Romantik sangen, mag er sich dann doppelt wohl fühlen, wenn er sehen wird, daß auch die deutsche Universität mit ihren ausgezeichneten Lehrern eine ihrer in jeder Hinsicht würdige Heimstatt gefunden hat. In diesem Sinn ist kürzlich von dem um das geistige Leben der Deutschen in Böhmen hochverdienten Herausgeber der „Deutschen Arbeit" Professor August Sauer ein Aufruf ausgegangen: „Deutsche Studenten — nach Prag!" Möge dieser Ruf trotz tschechischer Einsprache sein Echo finden, möge die alte Hochschule im neuen Hause wachsen, blühen und gedeihen!

Prähistorische Studien in Frankreich.

In Frankreich, wo die prähistorischen Studien in besonderer Blüte stehen, wird unter den Auspizien der „Société préhistorique de France" ein dritter prähistorischer Kongreß vom 13.—18. August zu Autun in Burgund abgehalten werden. Die vorhergehenden Kongresse hatten zu Périguex (1903) und Vannes (1906) stattgefunden. Autun ist das alte Augustodunum, das unter Augustus an Stelle des von Cäsar und Strabo als älteste und bedeutendste Stadt der Aeduer in Gallia Lugudenensis genannten Bibracte als Hauptstadt der Aeduer gerückt ist. Autun ist das wichtigste Zentrum Frankreichs für das Studium primitiver Lager und Befestigungen; dieses Thema wird daher auch den ersten und Hauptgegenstand der Kongreßverhandlungen bilden. Die Museen und Denkmäler von Autun, dessen frührömische Tore — Porte d'Arroux und Porte S. André —, sowie sein sogenannter Janus-Tempel besonders wichtig sind, werden unter Führung von Spezialisten betrachtet werden. Ferner sind drei Tage für Ausflüge nach den zwei historisch und durch die Stärke ihrer natürlichen Befestigungen interessanten gallischen Stätten Alesia und Bibracte bestimmt. Alesia (Mont Auxois), für das jetzt durch ein besonderes Organ, „Pro Alesia", und nicht minder durch Ansichtspostkarten bedeutende Propaganda in Frankreich gemacht wird, damit endlich einmal Ausgrabungen in großem Maßstabe und durchaus systematisch daselbst vorgenommen werden können, ist auf dem besten Wege, ein französischer Teutoburger Wald zu werden, da Vercingetorix der Gallier hier zuletzt dem Römer Stand hielt. Bibracte (Mont Beuvray) gilt als der beste Platz, um den Plan einer alten gallischen Stadt und die Industrie alter städtischer Einwohner Galliens zu studieren. Abgesehen von dem Museum von Autun, ist das Musée national von St. Germain Hauptbewahrungsort der dort gefundenen Altertümer. Man hofft, dem Kongreß die Aufdeckung eines charakteristischen gallischen Hauses bieten zu können und in seiner Gegenwart einen Teil der Befestigungen von Bibracte auszugraben. Für den Kongreß in Autun ist Dr. Marcel Baudouin als Sekretär des Organisations-

Digitized by Google

komitees (21, Rue Linné in Paris) zu Auskünften bereit. Für die Teilnahme am Kongreß sind 12 Fr. an M. Giraux (9bis, Avenue Victor Hugo, Saint-Mandé, Seine) zu entrichten, wofür die Mitglieder auch den Band der Comptes-Rendus später erhalten.

-ss.

Eine aufgefundene unbekannte Handschrift des Archimedes.

* Ein wundervoller literarischer Fund, der dem dänischen Altertumsforscher Heiberg gelungen ist, verdient, so lesen wir in der Neuen Freien Presse, sofort auch weiteren Kreisen bekanntgegeben zu werden. Als der große Mathematiker Gauß befragt wurde, welche seiner Vorgänger er für die hervorragendsten halte, nannte er Archimedes, Newton und Eisenstein. Des erstgenannten Werke haben nun einen höchst bemerkenswerten Zuwachs erfahren. Der dänische, um die Geschichte der exakten Wissenschaften bereits hochverdiente Gelehrte, hat in einem aus Jerusalem stammenden, derzeit in Konstantinopel verwahrten Palimpsest eine bisher völlig unbekannte Schrift des größten Syrakusaners entdeckt: einen wahren Leckerbissen für die Freunde der griechischen Literatur und der Wissenschaftsgeschichte! Es ist eine Art von „Methodenlehre„ („Ephodion“ genannt), die uns genauer als die altbekannten Werke des Archimedes erkennen läßt, „wie er seine epochemachenden Ergebnisse gewonnen hat“. Eine von ihm beschriebene Methode „ist tatsächlich mit der Integralrechnung identisch“. Auch die enge persönliche Beziehung zu Evatosthenes, dem das Buch gewidmet ist, ein bedeutsames Lob von Demokrits, der zwei von Eudoxos bewiesene Sätze vorher auf intuitivem Wege entdeckt hatte, verleihen der neuen, ansehnlichen Schrift (sie füllt mehr als 50 Seiten der Zeitschrift „Hermes“) ein erhöhtes Interesse.

Die Vulgatarevision.

Die Meldungen aus Rom, daß der Papst dem Benediktinerorden die Vulgatarevision übertragen habe, erweisen sich als nicht ganz richtig. Es handelt sich zunächst nicht um die Uebertragung einer Vulgatarevision, sondern lediglich um die Tatsache, daß, wie aus einem vom Osservatore Romano publizierten Briefe des Kardinals Rampolla an den Abtprimas des Benediktinerordens, de Hemptinne, namens der Kommission für biblische Studien zu entnehmen ist, dieser sich bereit erklärte, das von dem gelehrten Barnabiten Vercellone begonnene Werk einer Vergleichung aller Varianten der Vulgata nach dessen Tode durch Mitglieder des Benediktinerordens fortsetzen zu lassen. Nach einer Meldung der Difesa soll die unrichtige Meldung darauf zurückzuführen sein, daß vor kurzem ein Saal der vatikanischen Bibliothek, für die biblische Bibliographie neu eingerichtet wurde.

Ch. Th.

Digitized by Google

Im Luftballon zum Nordpol.

Wie die englische Wochenschrift Nature nach einer Reutermeldung soeben mitteilt, wird Mr. Walter Wellmann im kommenden Sommer neuerdings versuchen, den Nordpol mittelst eines lenkbaren Luftschiffes zu erreichen. Der von ihm gecharterte Dampfer Frithjof, der gegenwärtig im Hafen von Trondheim liegt, hat Order, für die Ausreise der Expedition von Tromsö nach Spitzbergen zum 1. Juni fertig zu sein. An der Expedition werden gegen 35 Personen beteiligt sein. Ihr nächstes Ziel sind die Danes-Inseln an der Nordwestküste von Spitzbergen, wo schon im vergangenen Jahre die entsprechenden baulichen Vorbereitungen für Füllung und Aufstieg des Ballons, sowie für die Unterkunft der Expeditionsteilnehmer getroffen wurden und wo auch drei Personen von der vorjährigen Expedition überwinterten.

Der Ballon des Wellmannschen Luftschiffes „America" ist inzwischen in den Malletschen Werkstätten in Paris umgebaut worden. Er ist 56 Meter lang und hat einen größten Durchmesser von 16 Meter. Sein Volumen beträgt 7500 Kubikmeter, im gefüllten Zustand soll er einen Auftrieb von rund 9000 Kilogramm haben. Die aus Stahl gebaute Gondel ist 35 Meter lang, ihre untere Fläche umschließt ein Stahlreservoir von gleicher Länge, das 5500 Liter Petroleum für die Speisung der Motore aufzunehmen vermag. Der Hauptmotor, ein 60—70 HP. Clement, steht in unmittelbarer Verbindung mit den beiden stählernen Schrauben, die zu beiden Seiten der Gondel angebracht sind und für die Fortbewegung des Luftschiffes dienen. Die Geschwindigkeit des letzteren beträgt 26 bis 29 Kilometer in der Stunde und der mitgeführte Petroleumvorrat ermöglicht eine ununterbrochene Fahrt von 150 Stunden Dauer mit voller Geschwindigkeit. Der Aktionsradius des Luftschiffes beläuft sich somit rund auf 4000 Kilometer, d. i. nahezu die vierfache Distanz des in 79½ Grad Breite gelegenen Aufstiegsortes vom Nordpol. Die ganze mechanische Konstruktion ist praktisch bereits sorgfältig durchgeprüft und auch auf Spitzbergen sollen noch mehrere Proben in freier Fahrt ausgeführt werden, ehe Wellmann seine Luftreise zum Pol antritt. Um für diese Probefahrten die nötige Zeit zu gewinnen, wird die Expedition bereits in der ersten Juniwoche in Spitzbergen eintreffen; die Abreise Wellmanns nach dem Pol ist für Ende Juli oder Anfang August geplant.

l.

Das internationale wissenschaftliche Institut auf dem Monte Rosa.

In der Höhe von 4559 Meter über Meer wurde im vorigen Jahre auf der Punta Gnifetta, nahe der höchsten Spitze der Monte Rosa-Gruppe, die von der Königin-Mutter von Italien gestiftete und nach ihr Regina Margherita benannte Hütte eröffnet, in welcher besondere Räume und Einrichtungen wissenschaftlichen Studien gewidmet sind. Auf derselben italienischen Seite, auf dem Colle d'Olen, 2871 Meter über Meer, ist

Digitized by Google

jetzt ein anderes, größeres Gebäude fertig geworden, zu dessen Erstellungskosten die Regierungen von Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, der italienische Alpenklub, die Königin-Mutter von Italien und private Gönner aus Europa und Amerika beigesteuert haben. Der Bau hat mehrere Jahre in Anspruch genommen, da er in dieser unwirtlichen Region nur während der kurzen Sommermonate weitergeführt werden konnte und mit Ausnahme der Steine das gesamte Material von weit unten aus dem Tale heraufgeschafft werden mußte. Er wird das internationale wissenschaftliche Institut für physiologische Studien in den Hochalpen beherbergen, für dessen Nutzen namentlich der Turiner Gelehrte Angelo Mosso mit großem Eifer eingetreten ist. Das Gebäude, sehr stark aus rohem Felsgestein aufgeführt, ist 25½ Meter lang, mit einem Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln. Es hat zwei Stockwerke, das untere enthält 17 Studienräume, das obere 16 Wohnzimmer. Mit dem nächsten italienischen Dorfe ist es durch Telephon verbunden. Die Lage ist lawinensicher und wasserreich. Die Laboratorien enthalten Einrichtungen für Botanik, Bakteriologie usw. Für Studien in größeren Höhen dient das Laboratorium auf der Gnifettaspitze. Von den Studienplätzen sind 5 für Italien, 2 für Belgien, 2 für England, 2 für Deutschland, 2 für Frankreich, 2 für Oesterreich-Ungarn, 2 für die Schweiz und einer für Amerika. Außer einem Wohnzimmer für jeden, stehen den Gelehrten je ein Arbeitstisch und die gemeinsamen Geräte und Arbeitsräume zur Verfügung.

K.

Auktion antiker Münzen.

Die Auktion mehrerer Sammlungen griechischer und römischer Münzen, die in der Woche vom 27. Mai bis 1. Juni bei Dr. J. Hirsch in München stattfand, ging unter lebhaftester Beteiligung von Sammlern, Fachleuten und staatlichen Kabinetten vor sich; besonders das Ausland war gut vertreten.

Es kam zuerst die hervorragende Sammlung römischer Münzen aus dem Besitze des schweizerischen Gelehrten Dr. Fr. Imhoof-Blumer in Winterthur, auf die in Beilage Nr. 92 hingewiesen wurde, zur Versteigerung. Die durchwegs sehr schön erhaltenen Münzen dieser Sammlung waren eifrig begehrt; die bedeutenderen Stücke erzielten hohe Preise: je ein Goldstück der Triumvirn Marc Anton und Lepidus mit den trefflich geschnittenen Porträtköpfen dieser historisch wichtigen Persönlichkeiten 2000 M und 2425 M; ein Bronzemedaillon des Kaisers Lucius Verus von künstlerisch ausgezeichneter Arbeit und von schönster Erhaltung 1550 M; ein Bronzemedaillon des Kaisers Caracalla mit einem vorzüglichen Porträt dieses Kaisers und interessanter, figurenreicher Darstellung auf der Rückseite 1450 M; ein höchst seltenes Goldstück des Uranius Antoninus, einen Prätendenten auf den römischen Kaiserthron zurzeit des Kaisers Alexander Severus 3725 M usw.

Digitized by Google

Von der im Anschluß daran versteigerten Sammlung ausgewählter griechischer Münzen aus dem Besitze eines auswärtigen Diplomaten u. a. wurden einige durch künstlerische Schönheit und große Seltenheit bemerkenswerte Exemplare ebenfalls mit erheblichen Preisen bezahlt: eine Silbermünze der sizilischen Stadt Agrigent (Girgenti), mit der herrlichen Darstellung zweier Adler und des Seeungeheuers, der Skylla, unter einem Krebs, ein Meisterwerk aus der Blütezeit griechischer Kunst und ausnehmend schön erhalten, 8225 M; eine Silbermünze der sizilischen Catana (Catania) aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr. mit dem sehr originellen Motiv eines Silens, der auf dem Rücken eines Stieres mit spitzbärtigem Menschenkopf kniet, 7325 M; eine Silbermünze der unteritalischen Stadt Thurium mit einem Athenakopf von herrlichem Stil und schönster Erhaltung, 2125 M; eine große Silbermünze (Zehndrachmenstück) des alten Syracus aus der besten Zeit griechischer Kunst mit der Signatur des Künstlers Kimon, 2825 M; zwei Silbermünzen der thracischen Stadt Aenus (5. und 4. Jahrhundert v. Chr.) mit schönen Köpfen des Gottes Hermes — die eine bisher nur in einem Exemplar des Berliner Münzkabinetts bekannt — 2700 M und 3150 M; eine Silbermünze, um die Wende des 5. Jahrhunderts v. Chr. auf der Insel Euboea geprägt, einen schönen Göttinnenkopf und das Bild einer Kuh aufweisend, von edlem Stil und trefflicher Erhaltung, 3775 M usw.

Kleinere Mitteilungen.

* **Neue Bücherfunde.** Eine Reihe von Bücherfunden beschäftigt nach einer Meldung der Vossischen Zeitung aus London die Bibliophilen. Dieser Tage hat ein Büchertrödler, der unter einem Eisenbahngewölbe in New Cut bei Lambeth seine Waren auf einem Schiebkarren feilbietet, unter seinen Schmökern ein gut erhaltenes Exemplar von Gabriel Thomas „Historical and geographical account of the Province and country of Pensilvannia and of West New Jersey in America“ entdeckt. Dieses im Jahre 1698 gedruckte Werk, von dem nur zehn Stück bekannt sind, enthält außer Abhandlungen noch Kartenskizzen der amerikanischen Plantations. Der Trödler bot es für 5 Pfd. St. mehreren Bücherliebhabern an, ohne einen Käufer zu finden; da hörte er zufällig, daß beim Verkauf der Ashburton-Bücherei dasselbe Werk 56 Pfd. St. kostete. Vor einer Woche ist ein anderes Exemplar in Sothebys Geschäftsstube für 160 Pfd. St. verkauft worden Das neu entdeckte Exemplar kommt nächste Woche unter den Hammer. — Vor etwa zwei Monaten fand ein Bücherfreund in der Auslage eines Trödlers in der Mile Endroad einen Band von Molière, der die Namenszüge der Lady Hamilton auf dem Vorlegeblatt trug. Das Buch war für 2½ Pence zu haben und fand einige Wochen später unter dem

Digitized by Google

Hammer in Sothebys Verkaufslokal einen Liebhaber, welcher 31 Pfd. St. dafür gab. Und kürzlich hat ein Antiquar für die bescheidene Summe von 4 Schilling eine Menge alter Monatsschriften und Bücher gekauft, unter denen sich zwei Stück der Erstausgabe des Romans „Waverley" von Sir Walter Scott befanden. Einer dieser Bände hat bereits einen Käufer für 35 Pfd. St. gefunden. Und für den zweiten Band ist dem Antiquar dieselbe Summe geboten worden.

* **Eine Leibniz-Ausgabe.** Die Vollversammlung der Internationalen Assoziation der Akademien hat eine interakademische Herausgabe der Werke des Philosophen Leibniz beschlossen. Die Ausgabe soll unter Leitung und Verantwortung der beiden Pariser Akademien und der Berliner Akademie, die die erforderlichen Vorarbeiten bereits abgeschlossen haben, erfolgen.

Bü. **Altertumsgrabungen am Theseion von Athen.** Oestlich am Theseion, einem der am besten erhaltenen Tempel des Altertums, hat die Griechische Archäologische Gesellschaft Grabungen angestellt, um die alte Agora von Athen aufzudecken. Man stieß auf Grundmauern, die vermutlich zum Peribolos des Tempels gehörten, der ähnlich dem des Tempels des olympischen Zeus in Athen gewesen zu sein scheint. Die Grabungen werden, wenn das anstoßende Terrain dem jetzigen Besitzer abgekauft ist, fortgesetzt werden. Dr Dörpfeld vermutet in der Nähe die Reste der Königshalle.

* **Funde von archäologischen Toilette-Gegenständen.** In der Nähe des Athenischen Polytechnikums wurde, nach einer Meldung der Vossischen Zeitung, bei zufälligen Grabungen ein altes Grab freigelegt, in dem sich vier kleine Tonbüchsen, eine kleine Lekythos von roter Farbe, ein Bronzespiegel und sieben Salbfläschchen (Alabastra) fanden. In zwei Büchsen waren noch ziemlich viel Stücke weißer Schminke in Form runder Plättchen von 2 bis 3 Zentimeter Durchmesser erhalten. Diese Schminke zerrieben die Athener Damen zu Pulver und benutzten sie zur Verschönerung ihres Gesichtes. Aus einer chemischen Analyse der Schminkplatten ergab sich, daß sie die auch heute noch gebräuchlichen Substanzen enthalten.

---

* **Die Zahl der Juden auf der Erde.** Dr. Ferruccio Servi hat vor kurzem einen jüdischen Kalender für das Jahr der Schöpfung 5667 veröffentlicht und darin, nach einer Angabe der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (9. Heft), interessante Angaben über die jüdische Bevölkerung der Erde gemacht. Es gibt im ganzen 11 Millionen Juden; von diesen leben 9 Millionen in Europa, 1,500,000 in Amerika, 100,000 in Asien, 350,000 in Afrika und 50,000 in Australien. Oesterreich hat eine jüdische Bevölkerung von 1,224,890 Seelen; Belgien von 12,000;

Bosnien von 8215; England von 235,000; Bulgarien von 33,660; Dänemark von 5000; Frankreich von 86,885; Deutschland von 586,960; Griechenland von 8350; Holland von 103,985; Polen von 1,316,775; Portugal von 1200; Rumänien von 269,015; Rußland von 3,872,625; Serbien von 5100; Spanien von 5000; Schweden und Norwegen von 5000; die Schweiz von 12,550; die Türkei von 282,285; Ungarn von 851,380. Die jüdische Bevölkerung Italiens beläuft sich auf 52,115 Seelen. Die größten jüdischen Gemeinden sind hier: Rom (10,000), Turin (5100), Livorno (4200), Mailand (3600), Venedig (2850), Florenz (2000), Ferrara (1730), Bologna (1500), Ancona (1285), Neapel (1030), Mantua (1000).

* **Neuer Komet.** Ein neuer Komet, 1907 c, ist am 1. Juni auf der Sternwarte Nizza von dem Astronomen Giacobini entdeckt worden. Der Komet, der dritte in diesem Jahre aufgefundene, stellt bisher nur ein sehr lichtschwaches, bloß im Fernrohr sichtbares Himmelsobjekt 13. Größenklasse dar. Bei der Entdeckung stand der neue Komet im Sternbilde des Löwen; seine Bewegung ist stark nach Südosten gerichtet, und gegenwärtig beträgt seine Position in Rectaszension 10 h 23 m, in Deklination 22 Grad 53' nördlich vom Himmelsäquator. Erst weitere Beobachtungen werden zeigen, ob der neue Komet sich der Sonne nähert und lichtstärker wird.

Aluminium gegen Quecksilbervergiftung. Die Arbeiter, die in Bergwerken oder Industriezweigen mit Quecksilber oder chemischen Verbindungen dieses Metalls zu tun haben, sind einer besonderen Art von Vergiftung ausgesetzt, die in ihren Folgen recht gefährlich ist. Die Merkmale der Vergiftung bestehen in Entzündungen des Mundes, Störungen der Atmungsorgane und Nervenbeben, und es ist große Vorsicht nötig, wenn nicht ein schneller körperlicher Verfall eintreten soll. Unter den Gewerbszweigen sind dieser Vergiftung am meisten ausgesetzt die Fabriken für Quecksilbersalze, Spiegel, farbige Papiere, Anilinfarben, Werkstätten für Damaszieren von Waffen usw. Jetzt hat, wie die Allgemeine Chemiker-Zeitung meldet, der Italiener Torrugi herausgefunden, daß im Aluminium ein Schutzmittel gegen die akute wie gegen die chronische Quecksilbervergiftung gegeben ist, da das Aluminium das Quecksilber gewissermaßen anzieht. Aus diesem Grunde wird empfohlen, daß die Arbeiter in den Quecksilberbergwerken oder in einer der genannten Industrien Masken aus Aluminium tragen sollen, an der auch die Oeffnungen für die Atmung mit einem feinen Netz aus Aluminium verschlossen sein müssen.

* **Die Erhöhung des Nildammes bei Assuan** und damit die Vergrößerung des dortigen Stauwerkes ist nunmehr beschlossene Sache, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Einrichtung eines neuen Stauwerkes oberhalb des Schablukatarakts nicht ausführbar ist. Gegen jene Erhöhung war im Interesse der Ruinen auf Philae lebhaft Einspruch erhoben worden; man hatte sie bereits bei der Erbauung des jetzigen Reservoirs durch Schutz-

Digitized by Google

maßregeln vor der Unterspülung und Vernichtung sichern müssen, und künftig wird die Gefahr für den Bestand jener schönen ägyptischen Denkmäler noch weit größer sein. Der Damm soll, wie wir dem Globus Nummer 19 entnehmen, so weit erhöht werden, daß das Reservoir bis 7 Meter über den jetzigen Maximalstand gefüllt werden kann und dann zweieinhalbmal so viel Wasser enthält wie jetzt. 385,000 Hektar neuen Kulturlandes sollen dadurch gewonnen werden, das für 75 Millionen M Baumwolle hervorbringen kann. Die Kosten der Erhöhung des Dammes werden auf gegen 31 Millionen M geschätzt, und die Arbeiten dürften sechs Jahre beanspruchen. Die gefährdeten Bauwerke von Philae und die teilweise ebenfalls bedrohten Nilruinen aufwärts bis Wadi Halfa will die ägyptische Regierung durch Verstärkung des Unterbaues gegen die zeitweilig vollständige Ueberflutung nach Möglichkeit zu schützen versuchen; sie will ferner, bevor es vielleicht zu spät ist, im Einvernehmen mit den wissenschaftlichen Wünschen ganz Nubien archäologisch gründlich durchforschen lassen

---

hc. **Gründung einer wissenschaftlichen Körperschaft.** Nach dem Vorbilde der British Association wird beabsichtigt, auch in Italien eine „Società per il Progresso delle Scienze" zu gründen. Die neue Gesellschaft, die zum erstenmal im September dieses Jahres in Parma tagen wird, soll neben der Mathematik, den Naturwissenschaften und der wissenschaftlichen Medizin auch die Ingenieurwissenschaften, sowie Statistik und Nationalökonomie umfassen. Nähere Auskunft erteilt das Organisationskomitee, das in Rom (Via del Collegio Romano, 26) seinen Sitz hat.

C. K. **Eine jüdische Universität.** In New-York plant man die Errichtung einer großen hebräischen Universität, in der alle jüdischen Unterrichts-Anstalten, unter ihnen auch das jüdische theologische Seminar von New-York zusammengefaßt werden sollen. Als Gründungsfonds sollen 40 Millionen Mark aufgebracht werden. In der neuen Universität sollen die deutschen Lehrprinzipien angewandt werden. Als Zweck der Anstalt wird die Stärkung des religiösen Empfindens unter der jüdischen Jugend und die Förderung der jüdischen Religionsforschung bezeichnet.

hc. **Preisverleihungen der Wiener Akademie.** Der Baumgartner-Preis im Betrage von 2000 Kronen wurde dem außerordentlichen Professor für Physik an der Wiener Universität Dr. phil. Egon Ritter v. Schweidler für seine Arbeit: „Studien über die Anomalien der Dialektrika" verliehen. — Den Lieben-Preis (2000 Kronen) erhielt der Grazer Universitäts-Professor Dr. Hans Benndorf für seine Arbeit: „Ueber die Art der Fortpflanzung der Erdbebenwellen im Erdinnern". — Der Haitinger-Preis (2500 Kronen) wurde dem Chemiker, Privatdozenten an der Grazer Universität Dr. Robert Kremann für seine Abhandlung „Ueber die Vorgänge bei der Verseifung der Ester" zuerkannt.

Digitized by Google

Stipendium-Stiftung in Gießen. Aus Anlaß der Dreijahrhundertfeier der Universität Gießen wird die Gießener Kaufmannschaft ein Stipendium stiften, zu dem bereits 20,000 Mark gezeichnet sind. Die Zinsen des Kapitals sollen studierenden Söhnen von Kaufleuten gegeben werden.

* **Deutsche Lehrer fürs Ausland gesucht.** Die deutsche Schule in Barcelona sucht wegen Urlaubsverlängerung zum 1. Oktober 1907 einen akademisch gebildeten Lehrer. Bewerber mit Lehrbefähigung für Deutsch, Geschichte oder Georgraphie erhalten den Vorzug. (Aber nicht Bedingung.) Gehalt 4000 Pesetas. Verpflichtung auf zwei Jahre. Freie Reise, nach drei Jahren freie Rückreise. — Für die im August 1907 zu eröffnende Landesschule (Oberrealschule) in Mitau wird ein unverheirateter evangelischer Altphilologe für die oberen Gymnasialklassen gesucht. Anfangsgehalt 2000 Rubel, steigend nach fünf Jahren um 300 Rubel. Altphilologen, die bereits fünf Jahre im Amt sind, bekommen 2300 Rubel. 24 Pflichtstunden wöchentlich. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind nur zu richten an die Lehrervermittlungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/3.

* **Kongresse.** Die Gesellschaft für Deutsche Philologie versammelt sich Mittwoch, 5. Juni, in Steglitz, Logengarten. Es spricht Herr Löschhorn über: Der Wikinger Weiber.

Der vierte internationale Mathematiker-Kongreß, zu dessen Sitz Rom gewählt ist, soll dort in der Zeit vom 6. bis zum 11. April 1908 abgehalten werden.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Dr. Bruno Keil, ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Straßburg, nach Halle. * Professor Dr. Otto Lubarsch aus Zwickau an die Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf; er hat die Berufung angenommen. * Der Zahnarzt Privatdozent Dr. Theodor Dependorf in Jena als Professor der Zahnheilkunde nach Leipzig; er wird dem Rufe Folge leisten. * Der Privatdozent Dr. Max Eckert als Professor für Geographie an die Technische Hochschule zu Aachen. * Der ordentliche Professor der Mathematik in Czernowitz Dr. R. Daublebsky v Sterneck in gleicher Eigenschaft nach Graz. * Der ordentliche Professor an der deutschen Universität in Prag, Dr. Alois Höfler als Professor der Pädagogik nach Wien. * Dr. med. Otto Schirmer, ordentlicher Professor der Augenheilkunde an

Digitized by Google

der Universität Kiel in gleicher Eigenschaft nach Straßburg, als Nachfolger Laqueurs. * Professor Dr. W. Koch als Extraordinarius für Apologetik und Dogmatik an der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen. * Der Professor der Mineralogie in Graz Dr. Cornelius Doelter an die Wiener Universität. * Der Nationalökonom Professor Dr. K. Rathgen in Heidelberg an die wissenschaftlichen Anstalten in Hamburg; er hat die Berufung angenommen. Einen gleichen Ruf hat Professor Dr. E. Gothein in Heidelberg abgelehnt. * Der Professor der Pharmakologie an der Universität Würzburg, Dr. Straub nach Freiburg i. B.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der Laryngologe Privatdozent Dr. Felix Klemperer in Berlin zum Professor. * Die Privatdozenten an der Münchener Universität Dr. Theodor Kroyer und Dr. Ernst Lindl, ferner die Privatdozenten an der dortigen Technischen Hochschule Dr. A. Eibner, Dr. R. Emden, Dr. J. Hofer, Dr. M. Kutta und Dr. H. Stadler zu außerordentlichen Professoren. * Die Privatdozenten an der Universität Erlangen Dr. O. Schulz und Dr. A. Gutbier zu außerordentlichen Professoren. * Die Privatdozenten an der Würzburger Universität Dr. Aug. Gürber, Dr. O. Rostoski und Dr. L. Burkhardt zu außerordentlichen Professoren.

Habilitationen. Es habilitierten sich: In der philosophischen Fakultät der Berliner Universität Dr. Erich Ladenburg; seine Antrittsrede über den Einfluß der in der Atmosphäre vorhandenen Gase auf die Erdtemperatur. * Dr. Alfons Dierschke, an der Universität Breslau für Verwaltungsrecht. * Dr. Hubert Wimbersky für Statistik in Graz. * Dr. Oskar Fischer für Psychiatrie an der deutschen, und Dr. Anton Hobza für Kirchenrecht an der tschechischen Universität in Prag. * Dr. Viktor Hahn für polnische Literaturgeschichte in Lemberg.

Sonstige Nachrichten. Dr. Friedrich Ahlfeld, Professor der Gynäkologie in Marburg ist auf seinen Antrag zum Herbst 1907 von den amtlichen Verpflichtungen entbunden worden. * Der Geh. Justizrat Professor Dr. Leonhard in Breslau ist von der Columbia-Universität in New-York für das Studienjahr 1907/08 zum Professor der staatswissenschaftlichen Fakultät mit dem Titel „Kaiser Wilhelm-Professor" ernannt worden. * Der Philologe Professor Dr. Franz Bücheler in Bonn feierte am 3. Juni den 70. Geburtstag. * Oberbaurat Dr. A. v. Ernst, ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart, wurde seinem Ansuchen gemäß in den Ruhestand versetzt. * Der Staats- und Kirchenrechtslehrer an der Berliner Universität Professor Dr. B. Hübler ist nicht, wie gemeldet wurde, aller seiner Verpflichtungen entbunden worden, sondern bloß von der Verpflichtung, in jedem Semester Vorlesungen zu halten.

Personalien.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Zu Ehrenmitgliedern der Akademie der Wissenschaften in Wien die Professoren Leskien in Leipzig, Noeldeke in Straßburg und v. Bueyer in München; zu korrespondierenden Mitgliedern derselben Körperschaft die Professoren Erman, Schmoller und Waldeyer, sowie der Archivdirektor Koser in Berlin, ferner die Professoren Förster in Bonn, Kielhorn in Göttingen, Steinmeyer in Erlangen, Ehlers in Göttingen und Arrhenius in Stockholm. * Zum Officier de l'instruction publique (1. Klasse der akademischen Palmen) der Professor der alten Geschichte in Erlangen Dr. A. Schulten.

Todesfälle. Es sind gestorben: Am 29. Mai der Professor der österreichischen Geschichte an der Prager tschechischen Universität Dr. Bohuslav v. Rieger im 50. Lebensjahr. * Der französische Altphilologe G. Cousin, Professor in Nancy, im Alter von 46 Jahren. * Karl Rupert Nyblom, früher Professor für Aesthetik und Kunstgeschichte in Upsala. * Der Verleger Kommerzienrat Dr. Karl J. Trübner in Straßburg am 2. Juni. * Der außerordentliche Professor für innere Medizin in Berlin Dr. Moritz Litten im 62. Lebensjahre. * Der ordentliche Professor der Philosophie an der Universität Breslau Dr. Jakob Freudenthal im Alter von 68 Jahren.

Büchereinlauf.

Theologie und Kirchenwesen.

Albert Kalthoff: Das Zeitalter der Reformation. Nachgelassene Predigten mit Vorwort von Friedrich Steudel. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 282 S. (4 M, geb. 5 M.)

Gustav Krüger: Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. IV. Reihe. 3./4. Heft.) Tübingen 1907. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 160 S. (1 M, kart. 1.25 M.)

Friedrich Daal: Jesus von Nazaret, wie wir ihn heute sehen. Mit den neu übersetzten und einheitlich zusammengefaßten Urkunden seines Lebens: Markus, Matthäus, Lukas; auch Johannes. Düsseldorf 1907. Verlag von Karl Robert Langewiesche. 224 S. (1.80 M.)

Digitized by Google

Geschichte und Politik.

Max Bauer: Die deutsche Frau in der Vergangenheit. Mit zahlreichen Bildern. Berlin. Verlagsbuchhandlung Alfred Schall. 435 S. (6 M.)

E. Daenell: Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 147. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 170 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Wilhelm Bauer: Die Anfänge Ferdinands I Wien und Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller 264 S. (6 M.)

W. Kiesch k a: Die Vertagung, Schließung und Auflösung des Reichstags in ihren rechtlichen Voraussetzungen und Wirkungen. Berlin 1907. Puttkammer u. Mühlbrecht. 54 S. (1.20 M.)

Geographie und Völkerkunde.

Otto Krümmel: Handbuch der Ozeanographie. Band 1: Die räumlichen, chemischen und physikalischen Verhältnisse des Meeres. Mit 69 Abbildungen im Text. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. (Bibliothek geographischer Handbücher. Neue Folge.) Stuttgart 1907. Verlag von J. Engelhorn. 327 S. (22 M.)

Alfred Forke: Die Völker Chinas. Vorträge. (Berliner Vorträge. 1.) Berlin 1907. Verlag von Karl Curtius. 90 S. (1.50 M.)

R. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomoinseln. Herausgegeben von B. Ankermann. Mit zahlreichen Tafeln, Textbildern und Uebersichtskarten. 28 zehntägige Lieferungen à 50 Pfg. Lieferung 1. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder.

Erich Ziebarth: Kulturbilder aus griechischen Städten. 22 Abbildungen im Text und auf einer Tafel. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 131. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 120 S. (1 M. geb 1.25 M.)

Mathematik und Naturwissenschaft.

Sitzungsberichte der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften. 1907. XVII., XVIII., XIX. Mit Tafel III, IV u. V. Berlin 1907. Verlag der Kgl. Akademie der Wissenschaften.

Heinrich Simroth: Abriß der Biologie der Tiere. 2. Auflage. (Samml. Göschen 131.) Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 158 S. (geb. 80 Pfg.)

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1906—1907. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie; Botanik; Mineralogie und Geologie; Forst- und Landwirtschaft; Anthropologie; Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; angewandte Mechanik; Industrie

Digitized by Google

und industrielle Technik. 22. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 42 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg 1907. Herdersche Verlagshandlung. 484 S. (6 M, geb. 7 M.)

Charles Darwin: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein. Nach der Uebersetzung von J. V. Carus und der letzten englischen Ausgabe, bearbeitet von Dr. Heinrich Schmidt. Volksausgabe. Stuttgart. Alfred Kröner Verlag. 297 S. (1 M.)

Wulfhart Gustavsson: Mensch, Tier und Pflanze. Ein Parallelismus. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder. 144 S. (1 M, geb. 1.80 M.)

Wilhelm Lorey: Leonhard Euler. Vortrag. (Sonderabdruck aus den Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz. Band 25, Heft 2.) Leipzig 1907 bei B. G. Teubner. 20 S.

Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik und Meteorologie. In vier Bänden. Zehnte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Leopold Pfaundler. Zweiter Band. Erste Abteilung. Drittes Buch. Die Lehre von der strahlenden Energie (Optik) von Otto Lummer. Braunschweig 1907. Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 880 S. (15 M.)

B. Gigalski: Nikolaus Coppernicus und Allenstein. Sein Studium, seine Tätigkeit als Statthalter in Allenstein, sein Entwicklungsgang zum Entdecker des neuen Weltsystems. Allenstein 1907. Karl Danehl. 91 S. (1.20 M.)

Philosophie und Aesthetik.

O. Külpe: Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Mit einem Bildnisse Kants. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 146. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 152 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Elisàr v. Kupffer: Klima und Dichtung. Ein Beitrag zur Psychophysik. (Grenzfragen der Literatur und Medizin. 4. Heft.) München 1907. Ernst Reinhardt Verlagsbuchhandlung. 67 S. (1.50 M.)

O. Kästner: Sozialpädagogik und Neuidealismus. Grundlagen und Grundzüge einer echten Volksbildung mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Rudolf Eukens. Leipzig 1907. Verlag von Roth u. Schunke. 201 S. (3.60 M, geb. 4.50 M.)

Systematische Philosophie. (Die Kultur der Gegenwart. Herausgegeben von Prof. Paul Hinneberg. Teil 1, Abt. 6.) Berlin und Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 432 S. (10 M, geb. 12 M.)

Ernst Untermann: Dialektisches. Volkstümliche Vorträge aus dem Gebiete des proletarischen Monismus. Stuttgart 1907. Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. 142 S. (geb. 1 M.)

Digitized by Google

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Joseph Braun S. J.: Die belgischen Jesuitenkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Gotik und Renaissance. Mit 73 Abbildungen. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria Laach". 95.) Freiburg i. Br. 1907. Herdersche Verlagshandlung. 208 S. (4 M.)

Rudolf Sillib: Schloß und Garten in Schwetzingen. Heidelberg 1907. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 88 S.

Eugen v. Ziegler: Richard Strauß in seinen dramatischen Dichtungen. Guntram, Feuersnot, Salome. München 1907. Theodor Ackermann. 96 S.

Ludwig Schiedermair: Beiträge zur Geschichte der Oper um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. 1. Band: Simon Mayr. Leipzig 1907. Verlag von Breitkopf u. Härtel. 264 S. (10 M.)

O. G. Sonneck: Early Concert-Life in America (1731—1800). Leipzig 1907. Breitkopf u. Härtel. 338 S. (10 M.)

Joseph Strzygowski: Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für jedermann. Leipzig 1907. Verlag von Quelle u. Meyer. 279 S. (4 M, geb. 4.80 M.)

Robert Mayrhofer: Psychologie des Klanges und die daraus hervorgehende theoretisch-praktische Harmonielehre nebst den Grundlagen der klanglichen Aesthetik. Handbuch-Ausgabe (mit einer graphischen Beilage). Leipzig 1907. Fritz Schuberth jun. 191 S. (4 M.)

Georg Jacob: Geschichte des Schattentheaters. Erweiterte Neubearbeitung des Vortrags: Das Schattentheater in seiner Wanderung vom Morgenland zum Abendland. Berlin 1907. Mayer u. Müller. 159 S. (4 M.)

Friedrich Spiro: Geschichte der Musik. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 143. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 172 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Adolf Bartels: Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift. Dritte Auflage. Weimar 1907. Hermann Böhlaus Nachfolger. 82 S. (1 M.)

Joseph Schwerdfeger: Die Salvatormedaille der Stadt Wien. Mit einer Tafel in Lichtdruck. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde.) Wien 1907. Selbstverlag des Verfassers. 16 S.

Erziehung und Unterricht.

Hugo Müller: Die Gefahren der Einheitsschule für unsere nationale Erziehung. Gießen 1907. Verlag von Alfred Töpelmann. 142 S. (4.40 M.)

Gustav Krusche: Das Atmen beim Sprechen, Lesen und Singen. Ein Beitrag zu dessen Beachtung, Regelung und Uebung. (Pädagogisches Magazin. 282. Heft.) Langensalza 1906. Hermann Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann). 44 S. (60 Pfg.)

Digitized by Google

Clemens Neißer: Psychiatrische Gesichtspunkte in der Beurteilung und Behandlung der Fürsorgezöglinge. Vortrag. Halle a. S. 1907. Verlag von Carl Marhold. 46 S. (80 Pfg.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Beermann und Doctor: Raschis Leben und Wirken. Zwei Preisschriften. Worms 1906. H. Kräutersche Buchhandlung. 36 und 33 S. (1.20 M.)

Emil Arnoldt. Gesammelte Schriften. Band 1: In der Bahn freigemeindlicher Ansichten. Kritiken und Referate. Berlin 1907. Verlag von Bruno Cassirer. 277 S.

Georg Witkowski: Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt. Mit einem Bildnis Hebbels. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 51. Bändchen.) Leipzig 1906. Verlag von B. G. Teubner. 172 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Franz Grillparzer: La Monahejo ce Sendomir'. El la verkoj de Franz Grillparzer tradukita de L. E. Meier. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 61 S. (1 M.)

Paul Heyse: Edziga festo en „Capri". Novelo. Rajtigita Esperanto traduko de L. E. Meier. Kun ilustrajoj de Fritz Bergen. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 59 S. (1 M.)

Moderne Literatur.

Conan Doyle: Sherlock Holmes-Serie. Detektiv-Geschichten. Heft 1. Stuttgart 1907. Verlag von Robert Lutz. (44 Hefte à 40 Pfg.)

Carl Oscar: Aretin. Trauerspiel in 5 Aufzügen und einem Vorspiel. Leipzig 1907. Verlag von Oswald Mutze. 146 S.

Goswina v. Berlepsch: Befreiung. Roman. Dresden 1907. Max Seyfert, Verlagsbuchhandlung. 366 S.

Georges Ohnet: Der Weg zum Ruhme. Roman. Deutsch von Ludwig Wechsler. Stuttgart und Leipzig 1907. 319 S. (3 M, geb. 4 M.)

Emile Zola: Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman. Neue Ausgabe in einem Bande. Stuttgart und Leipzig 1907. 578 S. (2 M, geb. 3 M.)

Helene Escales: Sigrune. Bühnenspiel. Dresden. E. Piersons Verlag. 24 S. (60 Pfg.)

Seestern „1906". Der Zusammenbruch der alten Welt. Volksausgabe. Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 203 S. (1 M.)

Mephisto: Lieder eines modernen Teufels. Mit Zeichnungen von Arthur Johnson. Berlin. „Harmonie." Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. 64 S. (2 M, geb. 3 M.)

Hans Tschebull: Der Kartner Lei Lei". Is mast lustig und fret. Gedichte in kartnerischer Mundart. Klagenfurt 1906. Verlag von Ferd. v. Kleinmayr. 94 S. (1.40 M.)

Digitized by Google

Entered at Stationers' Hall.

Digitized b

Moderne Amphiktyonen?

Ein Beitrag, dem Haager Kongreß gewidmet.

Alle in den Bereich der Schiedsgerichte einschlagenden Fragen sind Rechtsfragen; der Richter aber sieht sich in neuen und schwierigen Fällen gerne nach Präjudizien, nach vorausgegangenen verwandten Fällen um: gibt es diese in bezug auf das Haager Schiedsgericht?

Die europäische Geschichte kennt nur zwei Versuche dieser Art. Der eine war das enge Verhältnis zwischen Kaiser und Papst seit Karl dem Großen bis auf das Ende der Hohenstaufen. Wenn beide zusammengingen, bestand eine starke Autorität im Weltteile, die sich, in den meisten Fällen kriegslos, Geltung verschaffte. Die Kreuzzüge, die den inneren Frieden verkündeten und Europa gegen Asien wandten, sind der Gipfelpunkt dieser Entwicklung, der viel Großes, Gutes und Edles entsprossen ist.

Weiter zurückliegend, jedoch vielleicht nähere Aehnlichkeiten mit der Gegenwart bietend, ist der altgriechische Amphiktyonen-Bund.

Hellas, dieses tiefgezackte „Maulbeerblatt" (wie die Griechen sagten), dieser Stern von Inseln und Halbinseln, war ein Europa im kleinen, gefüllt mit verschiedenen Stämmen, zu nahe, um sich nicht fortwährend zu beachten, zu reiben, zu verbinden, und dennoch zu selbständig, um zu einer Einheit zu verschmelzen. Bekanntlich ist die freie Einigung der Griechen nicht gelungen. Erst die Eroberung durch Mazedonier und Römer brachte die Stämme mechanisch unter einen Hut — ein Geschick, das auch den europäischen Völkern oft vorausgesagt worden ist! Aber nur das Organische ist für uns von Bedeutung. Und so lenken wir unser Auge auf jene halb religiöse, halb staatsrechtliche Vereinigung, die, um das Apollo-Heiligtum von Delphi geschart, unter dem Namen des Amphiktyonen-Bundes bekannt ist.

Dionys von Halikarnassos berichtet darüber:[1]) „Amphiktyon, Sohn Hellens, gewahrend, daß das Griechenvolk klein sei und von den angrenzenden Barbaren leicht vertilgt werden könne, vereinigte es zu einer sogenannten amphiktyonischen Versammlung. Außer den eigenen Gesetzen, die jede Stadt hat, gab er den Städten noch gemeinsame Gesetze, die man amphiktyonische hieß, und dadurch entstand zwischen ihnen Genossenschaft und Freundschaft. Geeinigt aber waren sie den Barbaren überlegen. Von dort ab nahmen sie ihre Verwandtschaft erst ernst und betrachteten sie als heilig. In Fortsetzung dieses Gedankens verständigten sich Jonier und Dorier über ihre Sitze in Kleinasien und erbauten Tempel auf gemeinschaftliche Kosten — die Jonier der Diana zu Ephesus, die Dorier dem Apoll zu Triopium. Hier kamen sie zu bestimmten Zeiten mit Weibern und Kindern zusammen, opferten den Göttern, trieben Handel, veranstalteten Pferderennen und Turnspiele, erfreuten sich der Musik und brachten gemeinsame Weihgeschenke. Nach den Vorstellungen, Festen und anderen Beweisen der Freundschaft setzten sie, wenn etwa Beschwerden vorlagen, ein Schiedsgericht nieder, sühnten Streitigkeiten und faßten Beschlüsse über ihre gegenseitige Eintracht und etwaige gemeinsame Abwehr."

Da Umfang, Teilhaberschaft, Vorgehen, kurz alles zunächst auf Freiwilligkeit beruhten, so wechselt oft das Bild, das diese Amphiktyonen darbieten. Aber Sinn und Wesen ist in obigen Worten des kundigen Griechen, dem allerdings die kleinasiatischen Verhältnisse am nächsten lagen, klar ausgesprochen.

Ihren Höhepunkt erreichten diese Bestrebungen naturgemäß zurzeit der Perserkriege, wo Delphi der Mittelpunkt des Widerstandes und die Stütze der großen Staatsmänner war — eigentlich der König der griechischen Stämme!

Die griechischen Staaten mit ihren Siedlungen besaßen keinen anderen Mittelpunkt gegen außen als Delphi. Nach Delphi wendeten sich die ausländischen Regierungen und Fürsten, wenn sie mit der griechischen Nation Verbindungen anknüpfen wollten. Von der Pythia erbaten sie sich Schiedssprüche, brachten Weihgeschenke. Phrygien, Lydien, Etrurien, sogar Rom, hatten in Delphi eigene Schatzhäuser, an die sich wohl auch eigene, mehr oder

[1]) Urgeschichte IV, 25.

Digitized by Google

weniger dauernde Vertretungen der auswärtigen Mächte knüpften.

Weit zarter und schwieriger war das Verhältnis von Delphi in der inneren Politik, also zu den griechischen Staaten selber. Solange Delphi bloß der Mittelpunkt des nordgriechischen Bundes von verwandten, durch örtliche Interessen verknüpften Völkerschaften war, ging alles leicht. Als der Einfluß Delphis sich erweiterte und auch andere Bünde, die teilweise schon zu Staaten geworden waren, sich angeschlossen hatten, da regte sich oft die Selbständigkeit der letzteren. Nicht gelang daher die Herbeiführung einer politischen Einigung, die auf religiösem Gebiete so ziemlich geglückt war.

Hier sehen wir deutlich, wie Hellas die Todeswunde empfing. Wäre Delphi, wie in der Religion, so auch in der Politik maßgebend und entscheidend geworden; wären Orakel und Amphiktyonie zusammen gewachsen, so entstand ein griechischer Gesamtstaat, der den Mazedoniern und Römern vollkommen gewachsen war. Da jene Einigung nicht erfolgte, da Sparta, Athen, Böotien auf ihrem Sonderstandpunkt beharrten, war die Pythia mit ihren zarten Mitteln zu schwach, sie mußte vor den tobenden Leidenschaften, die zumal wegen der Siedlungen ausgebrochen waren, erliegen, und mit ihr erlag Hellas.

Immerhin ist es für uns ansprechend zu sehen, daß nicht unbedeutende Ansätze zu einer politischen Einigung vorhanden waren. In allen mit Delphi verbundenen Staaten hatte die Pythia ständige Beamte als Vertreter, so in Sparta, Athen, Matinea u. a. Sie wachen über gewissenhafte Einhaltung der gemeinsamen Satzungen, die wir zwar nicht genau kennen, worunter sich jedoch solches, wie das Verbot des Niederhauens der Oelbäume und des Zerstörens der Wasserleitungen befand. Die Pythia befiehlt Einstellung bürgerlicher Kämpfe, schlichtet Partei- und Nachbarfehden, ja sie übt das Recht der Bestätigung von Gesetzen,[1]) wie man sieht, ein moralischer Faktor neben den Regierungen, deren Egoismus größer gewesen sein mag als ihre Selbstbeherrschung.

Besonders beachtenswert für uns ist jedoch der Einfluß Delphis und des Amphiktyonenbundes auf jene Strömungen, die wir gerne als „öffentliche Meinung" bezeichnen.

[1]) Curtius, Griechische Geschichte I, S. 454.

Digitized by Google

Folgerichtig und nachhaltig war die Wirkung auf den inneren Frieden gerichtet. Unter den so zahlreichen, auf engem Raume zusammengedrängten, sich gleichsam ins Angesicht schauenden Städten und Staaten (welche illyrische, thrakische, ja ägyptische und phönikische Abkömmlinge beherbergten) lagen zahllose Keime zu Zerwürfnissen. Die letzteren abzuschwächen, zu mildern, zu beseitigen, war die Grundbedingung für die allgemeine Wohlfahrt. Und dieser Aufgabe ist Delphi lange Zeit hindurch im besten Sinne gerecht geworden. In diesem Sinne sagt Herder:[8]) „Manchen Tyrannen hat die Götterstimme von Delphi gegeißelt und von Schlimmerem zurückgehalten, manchen Ratlosen beraten, Unglückliche gerettet, gute Dinge gekräftigt, Werke der Kunst und Wissenschaft gefördert, Sittensprüche und Staatsgrundgesetze veredelt, das Recht geheiligt, allem Trefflichen einem Mittelpunkt gegeben.“ In dem inneren Frieden jedoch war die Vorbedingung für alles weitere Gute erkannt. Friedensbewahrung, Friedenstiftung war die innerste Seele der Einrichtung oder vielmehr jenes Bündels von Einrichtungen, die von Delphi und dem Amphiktyonenbunde ausgingen.

Einen bedeutsamen Teil dieses glücklichen Strebens bildeten die Nationalfeste der Griechen und besonders die öffentlichen Wettkämpfe und Spiele. Die überschäumenden Kräfte des lebensvollen Griechenvolkes wurden dadurch in gesetzliche Bahnen geleitet. Zur Zeit der olympischen Spiele — sie waren die vornehmsten und fanden in jedem fünften Jahre in Elis statt — herrschte tiefer Frieden. Das ganze Ländchen war einen Monat lang geheiligt. Strengste Strafen ereilten den Uebertreter. Nach Olympia strömten die verschiedenartigen Stämme der Hellenen. Alle Freien hatten Zutritt. Es war nicht bedeutungslos, daß auch Frauen und Kinder mitkamen. Man lernte sich kennen, verglich, ging in sich, legte Vorurteile ab, knüpfte Verbindungen; es entsprossen Freundschaften, Verlobungen, Verabredungen, auch Handel mancher Art. Unter den Wettkämpfern war die Konkurrenz streng geregelt. Sie lernten, was im menschlichen Leben allezeit höchst wichtig sein wird, ohne Haß kämpfen. Der Konkurrenz ward ein Teil ihres Stachels genommen. Ehrgefühl und Selbstbeherrschung, die vortrefflichsten aller menschlichen Eigenschaften, traten

[8]) Ideen III, S. 155.

Digitized by Google

in helles Licht, gediehen, pflanzten sich der Jugend ein. „Nie hat ein Zweig schönere Früchte getragen, als der kleine Efeu- und Fichtenzweig, der die griechischen Sieger kränzte."

Das gilt nicht nur für die Tugenden des einzelnen, sondern auch der Nation. Der Sand von Olympia war der beste Nährboden für jenes griechische Gesamtgefühl, dem, trotz aller Zersplitterung, jahrhundertelang Hellas seinen Aufschwung und seine Blüte verdankte.

Dieses Gesamtgefühl bewahrte den inneren Frieden. Es verhielt sich, wenn man will, mehr abwehrend als gebietend, eine Erfahrung, die teuer genug erkauft war; denn, als von Delphi — es war im vierten Jahrhundert vor Christus, im Phokäischen Kriege — der Versuch gemacht wurde, sich gewaltsam durchzusetzen und gewisse Maßregeln zu erzwingen, entstand eine heillose Verwirrung, welche die griechischen Verhältnisse auf lange Zeit hinaus vergiftete.

Die Warnung ward damals begriffen. Nicht gewaltsame Erzwingung des Ausspruches, sondern Herbeiführung und Vertiefung von Friedensstimmung mußte das Ziel Delphis sein, worin auch für die Neuzeit eine ernste, einschneidende Lehre zu liegen scheint. Als aber dennoch später die Politik sich Delphis bemächtigte und statt edler Lehren, statt gewissenhafter Schiedssprüche und idealer, selbstloser Förderung des Gesamtinteresses das Interesse der Einzelstaaten Meister ward, fiel Delphi, fiel Hellas . . .

*

Versucht man aus den hellenischen Einrichtungen einige Schlüsse zu ziehen auf den Gang jener Bestrebungen zugunsten des Friedens, die heute Europa bewegen, so gelangt man etwa zu folgenden Sätzen:

1. Unserem neuzeitlichen Vorgehen fehlt das religiöse Gewicht. Ob es an Stelle der Religion eine andere Triebfeder gibt, welche das Gewissen der Fürsten und Völker (und nicht zum wenigsten der Schiedsrichter) über das an sich ja berechtigte Einzelinteresse hinaushebt, wird bald offenbar werden. Es sei noch bemerkt, daß bei den Entscheidungen der Pythia priesterliche Interessen nicht hervortreten; daß auch eine Abneigung zwischen den Klerikern des Delphischen Apoll, des Olympischen Zeus oder der Diana von Ephesus nicht wahrnehmbar ist.

2. Das Vorgehen der Leiter der öffentlichen Meinung von Hellas war eine kluge Umgehungstaktik. Mit Ausnahme eines

Digitized by

kurzen, rasch als verderblich erkannten Zwischenfalls mieden sie jeden gewaltsamen Zwang oder auch nur den Versuch eines solchen und ließen unter sich keine irgendwie feindselige Gesinnung und Parteiung aufkommen. Sie erkannten aber ihre Hauptaufgabe, Friedensstimmung und Freundschaftsgefühle zu verbreiten, Kriegsursachen seltener zu machen, den Krieg, wo er unvermeidlich war, seiner ärgsten Härten zu berauben.

3. Eine ermutigende Uebereinstimmung mit den Erfahrungen der Antike liegt daher in der Genfer Konvention, an welche sich das Verbot von Flugbomben, Regelung des Seeminenwesens u. a., sowie die Schaffung eines Seekriegsrechtes anschließen.

4. Zu den kräftigsten Mitteln, ein Gesamtgefühl der europäischen Völker zu schaffen, gehören nach hellenischem Muster jene Wettkämpfe und Spiele, die auch bei uns seit einem Menschenalter wieder aufzuleben beginnen. Um jedoch in einigendem Sinne zu wirken, bedürfen sie einer genauen Regelung durch internationales Uebereinkommen.

5. In unserer Zeit braucht sich der Wettkampf keineswegs auf athletische Uebungen zu beschränken. Heilsam wird es sein, die Konkurrenz der Völker auch auf moralische und wirtschaftliche Belange auszudehnen. Die Ziffer der wohltätigen Stiftungen oder der Lebensrettungen, auf den Kopf eines Volkes berechnet, ist sicher nicht minder wichtig, als die Weite der gemachten Sprünge. Es empfielt sich also, auf Grund einer ohne Pedanterie angelegten Statistik, im Sinne Nobels den Wetteifer zu richten auf:

a) Lebensrettungen (vielleicht durch ein europäisches Abzeichen zu ehren);
b) jährliche Stiftungen zu wohltätigen Zwecken;
c) Sparkasseneinlagen;
d) Verminderung der Bankrotte;
e) geringste Zahl von Verbrechen;
f) größte Zahl von Erfindungspatenten;
g) höchste Lebensdauer, sonst und jetzt.

Ohne Geldprämien in unserer materiellen Zeit ganz auszuschließen, sollte der Kampfpreis in Ehrenzeichen bestehen.

Es würden durch eine solche Regelung des internationalen Wetteifers neue und dauernde Interessen geschaffen, die Gedanken vom Kriege abgelenkt, dem Ehrgeiz edle Bahnen geöffnet, die Gefühle und Leidenschaften geläutert.

*

Berufene werden vielleicht der Meinung sein, daß eine derartige Ausgestaltung des Haager Amphiktyonenbundes für längere Zeit genug sei; fast mehr, als Europa jetzt schon vertragen könne. In so unendlich wichtigen Dingen muß mit Jahrhunderten gerechnet werden.

Digitized by Google

Bei allen Versuchen dieser Art jedoch — mehr kann es ja nicht sein — könnten als oberste Leitsätze die Sprüche stehen, die auf Delphis Hauptpforte zu lesen waren:

„Erkenne dich selbst. Maßhalten in allem!“

(Nr. 115.) Europaeus.

Modernes deutsches Kurpfuschertum.

Von Dr. Karl Graßmann (München).

Das Gewerbe der Kurpfuscher, Jahrhunderte deutscher Geschichte hindurch in der öffentlichen Meinung als „unehrlich“ dastehend, erlebte seine „Ehrlichsprechung“ in Deutschland vor jetzt 38 Jahren, als für das Gebiet des damaligen Norddeutschen Bundes der jetzige § 29 der Reichs-Gewerbe-Ordnung in Kraft trat. Durch diesen Paragraphen, der in mancher Hinsicht einen Markstein in der deutschen Kulturgeschichte bedeutet, wurde auch das bis dahin in allen deutschen Staaten geltende Kurpfuscherei-Verbot aufgehoben und an seiner Stelle trat — und zwar in voller Ausdehnung erst von 1873 an — die Kurierfreiheit in allen Bundesstaaten des neuen Deutschen Reiches in Kraft. Die seit 1869 geschaffene Situation hinsichtlich der Ausübung der Heilkunde ist nicht so allgemein bekannt, daß sie nicht auch hier in Kürze skizziert werden dürfte. Deutschland ist nämlich der einzige Staat in Europa, in welchem jedermann zu Nutz und Frommen seines Nächsten — und seiner selbst — die Heilkunde in allen ihren Zweigen, gedeckt durch das bestehende Gesetz, ausüben darf und das ohne jedes Körnchen ärztlicher Vorbildung, auf welche jedoch der Arzt sechs bis sieben Jahre akademisches Studium verwenden muß, ja ohne jede Schulbildung überhaupt; jedermann kann als Aeskulapjünger herumgehen und herumfahren, mag er wegen Diebstahl oder Mord im Gefängnis gewesen sein, mag er sich als ein gefährliches Individuum bewiesen haben oder mag es ein harmloses altes Kräuter-Weiblein sein. Nur „Arzt“ darf sich der Heilbeflissene nicht nennen und muß auch auf Beilegung eines persönlichen arztähnlichen Titels verzichten, durch den der Glaube erweckt wird, der Inhaber desselben sei eine geprüfte Medizinalperson. Der Titel „Arzt“

ist das Vorrecht, das durch die §§ 29 und 147 der R.-G.-O. den akademisch gebildeten ärztlichen Personen geschützt werden soll. Eine zweite Schranke für den Kurpfuscher, sich auf die nämliche Sprosse mit dem akademisch gebildeten Arzt zu stellen, ist ferner noch der § 56a der R.-G.-O., der ihm nicht erlaubt, sein Gewerbe im Herumziehen auszuüben. Sonst aber lebt der deutsche Kurpfuscher so frei und fröhlich wie er nur wünschen mag.

Von den übrigen europäischen Staaten hat nur England — nicht einmal das finstere Rußland — die Kurierfreiheit, aber mit der für die Kurpfuscher peinlichen Einrichtung, daß ihre Forderungen nicht eingeklagt werden können; sonst erfreuen sich in Europa nur zwei Schweizer Kantone (Glarus und Appenzell) der Segnungen einer Freigabe der Heilkunde, eigentlich nur Glarus; denn Appenzell hat wenigstens die höhere operative Chirurgie den akademisch gebildeten Personen reserviert. Auch hier wird stark über die eingerissenen Zustände geklagt. Im freien Amerika, speziell in den Vereinigten Staaten, ist die Ausübung der Heilkunde nirgends mehr frei gegeben, auch Japan hat, wie man dem verdienstvollen Buche von Dr. jur. Henry Graack,[1]) das erst jüngst in der Beilage der Allgemeinen Zeitung besprochen wurde, entnehmen kann, in den Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches die Bestrafung der Kurpfuscherei aufgenommen, und sogar in China kann einem gefährlichen Pfuscher von Rechtens das Handwerk gelegt werden. In dieser Frage wenigstens besteht also für unser Vaterland unbestreitbar eine splendid isolation unter allen Kulturvölkern der Erde.

In der französischen Revolutionszeit (1792) wurde mit anderen Freiheiten auch die Kurierfreiheit in Frankreich eingeführt, aber schon 1798 wurde von der Kommission unter Baraiton gefordert, „daß die Republik von der Menge der Mörder gereinigt würde, die unter dem Namen Aerzte das Leben der Bürger in Gefahr setzten" (Graack, a. a. O. p. 31), und 1803, also schon nach 11 Jahren, wurde die Freiheit des Kurierens in Frankreich wieder aufgehoben und seither nicht mehr eingeführt.

Seitdem unter der einflußreichen und — sagen wir

[1]) Kurpfuscherei und Kurpfuschereiverbot, eine rechtsvergleichende, kriminal-politische Studie. Verlag von G. Fischer, Jena 1906.

Digitized by Google

heute — verhängnisvollen Mitwirkung der Berliner Medizinischen Gesellschaft — Tragikomödie der Geschichte! — in den Satzungen der Reichs-Gewerbe-Ordnung die Freigabe oder, besser gesagt, die Preisgabe der Heilkunst festgelegt wurde, sind nahezu vier Dezennien verstrichen, und da verlohnt es sich wirklich der Mühe einer Umschau, wie sich die Dinge seit diesem Menschenalter in Deutschland gestaltet haben. Die Freigabe der Heilkunde erfolgte 1869 unter dem Einfluß eines stark manchesterlichen Geistes. Das Publikum, hieß es damals, dürfe in der Freiheit seiner Wahl, sich von jedem Beliebigen behandeln zu lassen, nicht beschränkt werden, man dürfe ihm nicht Vertrauen zu einer bestimmten Klasse von Personen — den staatlich geprüften Aerzten — anbefehlen. Die Pfuscherei-Verbote seien unwirksam und nicht imstande, die Kurpfuscherei auszurotten. Unter Berufung auf allgemeine Menschenrechte erklärten es Aerzte und Universitätsprofessoren für eine Redensart, daß durch Einführung der Kurierfreiheit die öffentliche Gesundheit gefährdet werden könnte. Organisiere sich aber das Pfuschertum, so werde gerade der ärztliche Stand den größten Nutzen haben, denn dann lerne das Publikum erst einsehen, was es an einem deutschen Arzt hat; das deutsche Volk sei reif genug, um Pfuscher und Arzt zu unterscheiden. Wie ruhmvoll für das Niveau des deutschen Volkes, wäre das alles eingetroffen! Tatsächlich aber ging die Entwicklung der Dinge nach einer ganz anderen Richtung.

Gewiß waren Verbote der Kurpfuscherei zu allen Zeiten unwirksam, wenn man dabei die Absicht hatte, die Kurpfuscherei auszurotten. Eine solche Absicht wäre aber genau so absurd als wenn man durch Gesetze gegen Mord, Diebstahl oder Betrug diese Vergehen und Verbrechen aus der Welt schaffen wollte. Diese wird es eben immer geben und immer wird es auch den Pfuscher in der Heilkunde geben. Haben ja doch auch andere Berufe ihre Pfuscher neben sich, jeder Handwerksmann den „Bastler", der Rechtsanwalt den Winkeladvokaten, der Reichskanzler den Bierbankpolitiker. Dem medizinischen Pfuscher kommen freilich für seine Existenz eine Reihe besonderer Umstände zu Hilfe, die schon zu oft aufgezählt worden sind, um hier nochmal des weiteren darauf einzugehen. Der Glaube der Menschen, und zwar in größtem Umfange auch der gebildeten, an geheimnisvolle Kräfte, welche dem Einfältigen ebenso wie

Digitized by Google

dem Geschulten und Erfahrenen zur Heilung von Krankheit zu Gebote stehen sollten, die leider gegenüber den menschlichen Wünschen viel zu eng gezogenen Grenzen aller ärztlichen Kunst — während andrerseits in den Versprechungen der Kurpfuscher Grenzen fast gar nicht existieren, — mit einem Worte, die menschliche Hilflosigkeit und Schwäche gegenüber den das Leben und die Gesundheit unerbittlich zerstörenden Kräften, dies alles trägt immer Wind in die Segel der Kurpfuscher. Der Trieb der Selbsterhaltung ist ein so gewaltiger, daß auch in Epochen großer geistiger Aufklärung ein Zurückgehen der Kurpfuscherei nicht wahrzunehmen ist — eher das Gegenteil. Auch der Stand der ärztlichen Wissenschaft ist — entgegen einer vielfach verbreiteten Anschauung — nicht von einem so ausschlaggebenden Einfluß auf das Blühen der Kurpfuscherei, wie gerade die Gegenwart in Deutschland beweist. Denn niemals hat die Medizin in allen ihren Zweigen eine solche Summe gewaltigen Fortschrittes zu verzeichnen gehabt, begleitet von den größten praktischen Erfolgen (Bekämpfung der Infektionskrankheiten, speziell des Wochenbettfiebers, der Wundkrankheiten, der Volksseuchen wie der Tuberkulose, der Blattern, Serumtherapie der Diphtherie, Entwicklung der operativen Methoden in der Augenheilkunde, Chirurgie, Gynäkologie) als in den letzten 30 Jahren, und gerade in diese nämliche Zeit fällt eine ganz außerordentliche Zunahme des Kurpfuschertums mit einem ganz neuen Maß von Schäden für die Gesundheit des einzelnen und des ganzen Volkes.

Es ist merkwürdig, daß sich, abgesehen von Mitgliedern des Aerztestandes, so wenig Köpfe mit dieser in unserem Volksleben so bemerkenswerten und interessanten Erscheinung befassen, wenn auch nur theoretisch, und ich muß Graack ganz recht geben, wenn er sich wundert, wie wenig Widerhall die ganze Kurpfuschereifrage bisher in den Kreisen der Juristen und Nationalökonomen gefunden hat. Die erbittertsten Fehden werden über die Frage ausgefochten, ob es eine Prostitution geben müsse oder nicht, — hinsichtlich der Kurpfuscherei aber scheint in der öffentlichen Meinung volle Einigkeit darüber zu bestehen, daß sie da sein muß. Manchmal hört man den Schluß ziehen: Wenn das Pfuschertum trotz aller Leistungen der wissenschaftlichen Medizin nicht nur seinen Platz behauptet, sondern zu immer

Digitized by Google

größerer Blüte gelangt, so muß wohl in seiner Existenz mehr als ein Körnchen Berechtigung stecken; vielleicht bildet es einen ganz notwendigen Faktor für die Entwicklung der wissenschaftlichen Heilkunde und wirkt als Sauerteig im langsamen Fluß des Fortschrittes, vielleicht hat es die heilsamsten Wirkungen, welche die Aerzte nur nicht zugeben. Wir Aerzte können hier allerdings keine Konzessionen machen und wissen, daß man uns in der Diskussion dieser Frage als befangen ablehnt. Allein dem gegenüber muß doch hervorgehoben werden, daß, sobald Angehörige anderer Berufsstände die Kurpfuscherfrage zu studieren anfangen, sie zum genau nämlichen Schluß wie die Aerzte gelangen, nämlich, daß die Pfuscherei in ihrem innersten Wesen schädlich ist und sein muß. Dr. jur. Graack kommt z. B. in seinem schon erwähnten Buche zu der Folgerung, „daß die Kurpfuscher die Gesundheit des einzelnen wie der Gesamtheit fortgesetzt in hohem Maße schädigen und daß ihr unter Umständen gemeingefährliches Handeln die Sicherheit des gesellschaftlichen Zusammenlebens aufs tiefste erschüttert". (A. a. O. S. 72.) Es ist nicht zu bestreiten, daß, wie in anderen Berufszweigen, z. B. den technischen Wissenschaften, auch in der Heilkunde der Anstoß zum Fortschritt in einer bestimmten Richtung natürlich einmal auch von anderer Seite kommen kann als von den berufenen Jüngern der ärztlichen Wissenschaft. Man pflegt da z. B. die Verdienste von Prießnitz und Kneipp um die Hydrotherapie, jene von Thure Brandt um die Massage, in neuester Zeit jene von J. P. Müller um die persönliche Körperpflege anzuführen. Aber man muß dabei doch daran erinnern, daß die schrankenlose Popularisierung irgend einer solchen therapeutischen Idee nie ohne große Schädigungen ganzer Kategorien von Kranken, für die die betreffende Behandlung eben nicht paßt, sich durchsetzt, und daß der maßlose Enthusiasmus solcher Heilapostel sie in hohem Maße von sorgfältiger Auswahl der in Betracht kommenden Kranken und von einer eigentlichen Kritik ihrer Methode und Erfolge abhält. Jede an sich richtige Idee muß durch Kritiklosigkeit in ihrer Ausführung — und darin liegt ein Stigma der Kurpfuscherei — zum Nonsens und zum Schaden führen. Das muß solche Verdienste, die freilich von ihren Anhängern in den Himmel gehoben werden, ungemein schmälern. Betrachtet man aber die auf diese Weise er-

Digitized by Google

zielten Fortschritte im Lichte der Geschichte der Medizin, stellt man sie zusammen mit den großen und sicher fundierten Errungenschaften der modernen Medizin, die sich ebensosehr auf die Einsicht in das Wesen der Krankheit wie auf ihre systematische Bekämpfung beziehen, so bleibt von den angeblich ungeheueren Verdiensten einiger — und zwar sehr weniger — Nichtärzte und Nichtnaturforscher ein nur recht bescheidener Anteil zurück. Es wird, um dem Pfuschertum ein gewisses Recht zur Existenz zuzusprechen, auch angeführt, daß in der massenhaften Literatur, welche es heutzutage hervorbringt, auch große reformatorische Ideen stecken, daß die Probleme der medizinischen Wissenschaft da auch einmal von einer anderen „unbefangenen" Seite angepackt seien. Wer aber die oft dickleibigen Folianten der Großfirmen deutscher Kurpfuscherei durchblättert, der findet in ihnen nur groß die grenzenlose Rückständigkeit in Anschauungen und Ratschlägen und überall den Stempel der Gewinnsucht, die diese Werke entstehen ließ. Sie sind weit entfernt, für das Volk eine reine Quelle hygienischer Belehrung darzustellen, und sind, spekulierend auf niedere Instinkte, zudem voll eines oft fanatischen Hasses gegen die wissenschaftliche Heilkunde und ihre Vertreter. Gegenüber dem Stande der heutigen wissenschaftlichen Medizin kann dem Pfuschertum irgend ein Recht seiner Existenz durchaus nicht zugesprochen werden.

Gegenüber den Meinungen von 1869 ergibt sich als eine ganz unzweifelhafte Tatsache, daß in den letzten Dezennien der Umfang der Kurpfuscherei in ganz Deutschland in einem enormen Maße zugenommen hat, in einem Verhältnis, das über die Zunahme der Bevölkerungsziffer weit hinausgeht. Die Berechnungen aus den letzten Jahren zeigen, daß heute noch keine gleichbleibende Höhe der Kurpfuscherei erreicht ist, sondern daß das Kurpfuschertum in Deutschland immer noch im Ansteigen begriffen ist.

Es gibt aus vielen Gründen keine ganz zutreffende Statistik der deutschen Kurpfuscher, sobald man jenes Kriterium der Zählung zugrunde legt, das wir Aerzte anwenden, nämlich: jedermann für einen Kurpfuscher zu halten, der die Heilkunde gewerbsmäßig ausübt, ohne die durch die staatliche Approbation abgeschlossene ärztliche Vorbildung erworben zu haben. Die Führer der sogenannten Naturheilbewegung pflegen, wenn von der Zahl der deut-

Digitized by Google

schen Kurpfuscher die Rede ist, die Anführung nie zu vergessen, daß die meisten Kurpfuscher sich in den Reihen der Aerzte befinden, ein Verfahren der Umwertung bekannter Werte, das Wahnsinn, aber doch Methode bedeutet.

Eine Anzahl von Schätzungen sprechen vom Vorhandensein von ca. 12,000 bis 15,000 wilden Heilkünstlern in Deutschland, jedenfalls dürfte es durchaus nicht übertrieben sein, wenn mindestens 10,000 deutsche Kurpfuscher in Aktivität gerechnet werden, die Herren „a. D." nicht mit einbezogen. Zu dieser Zahl gelangt neuestens auch Graack, wie auch früher Grill in seiner Statistik. Da wir etwa 30,000 auf den deutschen Universitäten ausgebildete deutsche Aerzte besitzen, so trifft schon auf je drei Aerzte ein Kurpfuscher, ja in einigen Gebieten Deutschlands ist das Verhältnis so geworden, daß in den betr. Gegenden ebensoviele Kurpfuscher wie Aerzte praktizieren, in einigen sächsischen Bezirken übertrifft die Zahl der Pfuscherniederlassungen jene der praktischen Aerzte! Wenn Tschlenoff betr. Bayern meint, daß sich hier jetzt ein Drittel bis zur Hälfte der ganzen Krankenbehandlung in den Händen von Laien befindet, so halte ich das für eine Uebertreibung, sicher ist freilich, daß der Weizen der Pfuscher gerade auch in Bayern in vollster Blüte steht und die Sanitätsberichte des Königreiches von einem außerordentlichen Florieren derselben zu berichten haben. (1200 bis 1500 Pfuscher!) Nach einer vor einigen Jahren veranstalteten Zählung kommen auf 100 approbierte Aerzte in Sachsen 56 „Heilkünstler", in Bayern 30 bis 40, in Württemberg ebensoviele, in Baden 15, in der thüringischen Staatengruppe 32. Von 1874 bis 1903 hat die Zahl der Kurpfuscher im Königreich Sachsen von 323 auf 1001 zugenommen. Seit 1879 hat in Sachsen die Einwohnerzahl um 61 Prozent, die Aerztezahl um 172 Prozent, die Pfuscherzahl um 1600 Prozent zugenommen. In Württemberg nahm die Bevölkerung 1875 bis 1890 um 7.9 Prozent, die Zahl der Aerzte um 28.2 Prozent, jene der Kurpfuscher um 254 Prozent zu. Nach einer neuen Zählung gab es 1904 im Königreich Sachsen 1942 Personen, die sich, ohne approbiert zu sein, gewerbsmäßig mit der Ausübung der Heilkunde befaßten. In Berlin stieg seit 1879 die Bevölkerungszahl um 61 Prozent, jene der Kurpfuscher um 1600 Prozent. Sehr typisch ist das Anwachsen des Kurpfuschertums, soweit es durch Annoncen in den Tagesblät-

tern seine Wirksamkeit verrät, hier in München. Nach einer von Dr. Bergeat geführten Statistik trieben 1903 in München ca. 60 Personen, 1905 schon 150, Anfang 1906 aber ca. 200 Personen beiderlei Geschlechts das Heilgewerbe und boten ihre Dienste in den Tagesblättern dem hilfesuchenden Publikum an. Um die Jahreswende 1906/07 betrug die Zahl der „Heilkünstler" in München ca. 250 und ist in dieser Zahl nur ein Teil der Masse jener enthalten, die den „Heilmittel"-Schwindel betreiben. Die Zahl der in München zurzeit praktizierenden Aerzte beträgt ca. 700. Aehnliche Zunahmen werden aus anderen Großstädten berichtet, die ja einen natürlichen Schlupfwinkel für Leute zweifelhafter Art — und als solche ist ein recht großer Teil der Kurpfuscher anzusehen — darstellen, wo dieselben ein reiches Feld ihrer Tätigkeit finden. Aus diesen Zahlen, die leicht erweitert werden könnten, geht unzweifelhaft auch hervor, daß das Kurpfuschertum in Deutschland nicht nur enorm unter der Sonne der ihm günstigen Gesetzgebung gewachsen ist, sondern auch für die nächste Zeit ein noch üppigeres Wachstum erwarten läßt.

Auf Bildern alter Meister deutscher und anderer Schulen fesselt nicht ganz selten die Darstellung des Charlatans unsere Aufmerksamkeit, ein marktschreierischer Tropf, der mit einem oder mehreren Dienern, die die Trommel für ihn rühren, hier und da zur Anziehung des Publikums mit einem kostümierten Affen auf dem Markt herumzieht, seine Mixturen anpreist und mit allerlei Hokuspokus den guten Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen sucht. Wie sehr haben sich die Zeiten gewandelt! Freilich gibt es bei uns immer noch eine Menge Menschen, die sich den heutigen Kurpfuscher immer noch in dieser relativ harmlosen Form des Marktschreiers vorstellen und nicht begreifen wollen, daß der deutsche Aerztestand nicht aufhören will, davon soviel Aufhebens zu machen. Tatsächlich aber hat sich die Praxis des Kurpfuschertums von Grund aus geändert und sich in seiner Organisation vollkommen dem modernen Fortschritt anzupassen verstanden. Das frühere Kurpfuschertum verhält sich in seinen Mitteln und Wirkungen zum heutigen wie eine alte Korvette zum modernsten Panzerschiff. Wie auch in der Oeffentlichkeit von Zeit zu Zeit sich abspielende Kurpfuscher-Prozesse zeigen — ich erinnere nur an den Nardenkötter-Prozeß in Berlin — herrscht bei manch

Digitized by Google

modernem Kurpfuscher der Großbetrieb im vollendetsten Stil. Tausende werden alljährlich von ihm für die Reklame in einer Unzahl von Tagesblättern aufgewendet, er arbeitet häufig mit Hilfe eines eigenen Bureaus, besonders mit Ausnützung der ganz verwerflichen brieflichen Behandlung, hat, um sich zu decken, mit heruntergekommenen Aerzten Abkommen getroffen, hat Rechtskundige zur Seite, um sich den Gerichten gegenüber keine Blöße zu geben, hält über seine Methoden öffentliche Vorträge und entfaltet die regste „literarische" Tätigkeit in Zeitschriften und in dickleibigen Werken. Die „Lehrbücher" einzelner bekannter Kurpfuscher (Bilz, Platen, Kneipp) sind in Millionen von Exemplaren verbreitet, Kneipps Wasserkur hatte bis 1891 schon 28 Auflagen. Enorm ist die Zahl der Zeitschriften, die der Pfuschereibewegung dienen oder direkt von ihr ins Leben gerufen sind: der „Natur- und Volksarzt" erscheint in einer Auflage von über 15,000, der „Naturarzt" in weit über 100,000, schon 1901 erschienen 24 Blätter für die „Naturheilkunde", jetzt über 50 „medizinische" Pfuscher-Zeitungen. Das Reklamewesen in den Zeitungen erhellt aus der Tatsache, daß binnen wenigen Wochen allein aus der Münchener Tagespresse Hunderte der verschiedenartigsten Pfuscher-Annoncen gesammelt werden können, die zum Teil in Riesenformat erscheinen. Daneben steht der Verschleiß von Broschüren in üppigster Blüte, die Verbreitung von unzähligen Danksagungen Geheilter und Gebesserter, die nicht selten gefälscht oder auf Bestellung und Bezahlung abgefaßt sind. Ist durch dieses Mittel schon das Wirkungsfeld des einzelnen Kurpfuschers ganz außerordentlich erweitert — einzelne beherrschen mehr als einen Kontinent —, so liegt doch eine Hauptwurzel der heutigen Wirkung der deutschen Kurpfuscherei im Zusammenschluß vieler, in der Organisation. Die Verbände und Vereine, die zum Teil viele Tausende von Mitgliedern zählen, die natürlich nicht a l l e Kurpfuscher in unserem Sinne sind, aber Jünger derselben, unterhalten die Zeitschriften, besolden Wanderredner, besorgen die Verbreitung von Hunderttausenden von Flugblättern, die häufig neben den gröbsten Verdächtigungen des Aerztestandes Anschauungen unglaublicher Naivität enthalten und, wie Professor Rubner sagt, „den Blick in einen so bodenlosen Abgrund von Unwissenheit eröffnen, daß man über die Verbreitung und Ver-

teidigung solcher Schriften in Kreisen von guter Schulbildung förmlich erschrickt". Und schon 1869 wurde das deutsche Volk für reif genug gehalten, den Arzt vom Pfuscher zu unterscheiden!

Die Führung der „Naturheilkundigen" Deutschlands, die am straffsten organisiert sind und einen Verband von weit über 100,000 Mitgliedern darstellen, betreibt die Heranziehung einer eigenen Klasse von Laienärzten, die in Kursen von neun Monaten Dauer in allen Zweigen der Medizin ausgebildet werden! Nicht nur das, sogar auch in der Rhetorik. In Berlin besteht für diese Laienärzte eine eigene Prüfungskommission, welche Diplome verteilt und also auf ihre Weise eine Approbation ausspricht. Wir stehen also einer groß organisierten Pfuscherschule im Gewande von Akademien gegenüber und einem großstiligen Unternehmen, um das selbstverständlich enorme Defizit an solidem, nur durch langjähriges Studium auf breiter Vorbildung zu erwerbenden Wissen vor der Oeffentlichkeit zu verschleiern.

Die Stärke der modernen Organisation und neuzeitlichen Hilfsmittel erlaubt auch dem Kurpfuschertum, neue Ziele ins Auge zu fassen und daneben die alten nicht zu vergessen. Der alte Trick, die Leistungen der wissenschaftlichen Medizin möglichst zu verkleinern und ihre Erfolge zu verschweigen, erscheint nur in neuem Gewande und großartig aufgeputzt, eine höhere Verfeinerung wendet das heutige deutsche Pfuschertum der Methode zu, das Vertrauen breiter Bevölkerungsschichten zum gebildeten Aerztestand zu untergraben und seine Bestrebungen in ihren Motiven möglichst herabzuziehen. Daneben läuft der wütende Kampf gegen die Ausführung von Maßregeln für die allgemeine Volksgesundheit (z. B. Impfung, Isolierungsmaßregeln zur Verhütung von Volksseuchen), die Bekämpfung einzelner therapeutischer Methoden, wie der Behandlung mit Serum, jeder operativen Behandlung überhaupt, der Verwendung chemischer Medikamente usw.

Und wer ist es, dem das deutsche Volk mit traditioneller Geduld diese gewiß nicht aufbauende, sondern niederreißende Arbeit seit fast vier Dezennien erlaubt?

Aus der Sammelforschung, welche der deutsche Aerztevereinsbund 1901 veranstaltet hat, ergibt sich auch viel Interessantes über die Berufskreise, aus denen die weitaus

Digitized by Google

größte Mehrzahl der professionellen Kurpfuscher hervorgeht. In den Listen finden sich da: Leichendiener, Bauern, Nachtwächter, Abdecker, Missionare, Pedelle, Gemüsehändler, alle Handwerksarten vom Küfer bis zum Schornsteinfeger, Hausknechte, Hebammen, Reporter, Apotheker und Drogisten, aber auch Offiziere und adelige Damen, ein Stadtrat, ein Salineninspektor usw. Im ganzen konnte von fast 80 Prozent aller zur Eintragung gelangten Pfuscher angenommen werden, daß ihre Vorbildung über die Volksschule nicht hinausreicht; für die Berliner Pfuscher hat Springfeld berechnet, daß von den männlichen Pfuschern etwa 24 Prozent, von den weiblichen 1 Prozent eine bessere Vorbildung genossen haben. Ich will hier nicht weiter in die Breite gehen; jedenfalls ist ohne weiteres zu ersehen, daß Vorbildung von professionellen Pfuschern für das am leichtesten entbehrliche Rüstzeug gehalten wird. Noch schlimmer ist aber die Tatsache, daß die Vergangenheit einer sehr großen Zahl von Kurpfuschern als eine mehr oder minder getrübte bezeichnet werden muß. Nach einer aufgestellten größeren Statistik sind 16.6 Prozent aller wilden Heilkünstler gerichtlich vorbestraft, von den Berliner Pfuschern nach Springfeld 30 Prozent. Die betr. Reate sind nach einer von Graack aufgestellten Uebersicht am häufigsten: Körperverletzung, Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Uebertretungen verschiedener Art der Gewerbeordnung, Kuppelei, Fruchtabtreibung, Urkundenfälschung. Es gibt bis jetzt noch keine Gesetzesmöglichkeit, einen aus dem Zuchthaus entlassenen Mörder zu verhindern, seine schätzbare Kraft im Dienste der Heilkunde weiter zu verwenden — einen derartigen Fall berichtet R. Landau. An einer interessanten Kasuistik über das Vorleben einer großen Zahl der kurpfuschenden Persönlichkeiten wäre kein Mangel, es möge aber dieser Hinweis genügen, um zu zeigen, welches Menschenmaterial sich der durch die R.-G.-O. geschaffenen Kurierfreiheit in Deutschland bemächtigt hat, doch soll nicht verschwiegen werden, daß auch zahlreiche an Bildung und Geburtsadel hochstehende Persönlichkeiten in Deutschland als Pfuscher tätig sind.

Auf alles, was mit den Kuriermethoden der Kurpfuscher zusammenhängt, kann hier nicht eingegangen werden; die wiederholt erwähnte Sammelforschung des deutschen Aerztevereinsbundes hat 56 Spezialitäten in den

Heilmethoden des Kurpfuscherstandes aufgezählt, darunter manche von ehrwürdigem Alter, wie das Besprechen und Heilen durch Gebete und Amulette; aber auch die allermodernsten Heilmethoden, besonders mit Verwendung elektrischer Apparate, sind im Schwange.

Auf der 27. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege (München im September 1902) habe ich ausführlich die Schäden auseinandergesetzt, welche die Tätigkeit der deutschen Kurpfuscher an Gesundheit und Leben der Bevölkerung verursacht.

Die Schädigung des einzelnen findet in der verschiedensten Richtung statt. Sehr häufig wird durch Heranziehung von Pfuschern und durch Befolgung der in den Pfuscherbüchern gegebenen Ratschläge die rechtzeitige Aufsuchung sachverständiger Hilfe hintangehalten (Fälle von bösartigen Geschwülsten, Diphtherie, Tuberkulose, drohende Erblindung von Neugeborenen, Blinddarmentzündung, Bruucheinklemmungen, Entbindungen, Knochenbrüche und Luxationen, Erkrankung am grünen Star, bei welchen rechtzeitige ärztliche Hilfe häufig imstande ist, Tod und dauerndes Siechtum abzuwenden); in anderen großen Gruppen von Fällen handelt es sich um direkt mehr oder minder grobe Gesundheitsschädigungen durch fahrlässige Körperverletzung oder Tod, welche infolge der Pfuscherheilmethode verschuldet werden. Die Kasuistik darüber ist eine erdrückende. Eine Erhebung im Jahre 1899 wies nach, daß binnen sieben Jahren allein von preußischen Gerichten 177 Kurpfuscher wegen fahrlässiger Tötung und Körperverletzung verurteilt wurden, eine Zahl, deren Bedeutung erst dann ins rechte Licht tritt, wenn man weiß, wie selten die Gerichte den Pfuscher auf Grund der derzeitigen Rechtsprechung überhaupt verurteilen! Die einzelnen Fälle zeigen, mit welch krasser Unwissenheit und Frivolität gewisse Kategorien von Kurpfuschern gegen die sich ihnen anvertrauenden Kranken verfahren. Solche Leute tragen direkt die Merkmale der Gemeingefährlichkeit, die aber ihre völlige Aktionsfreiheit nicht hindert. Gegenüber diesen schweren Gesundheitsschädigungen tritt sogar die materielle Ausbeutung durch den Kurpfuscher, die in den meisten Fällen sein eigentlich treibendes Motiv ist, in den Hintergrund, trotzdem diese großartig genug ist. Diesem Zwecke dient ganz vornehmlich die Reklame in allen Stilarten, das Versprechen der Hei-

Digitized by Google

lung in den von den Aerzten angeblich aufgegebenen Fällen, das skrupellose Anlocken von Kranken, und zwar mit Vorliebe der nicht oder nicht mehr zu heilenden schwerkranken Krebskranken, der hochgradig Tuberkulösen, der Rückenmarkkranken, der Epileptiker usw., die um ihren letzten Pfennig gebracht werden. Welche Summen dadurch den Pfuschern zufließen, mögen nur einige Zahlen illustrieren: Nardenkötter verdiente auf seinem Zenith jährlich mindestens 160,000 Mark, der Schäfer Ast brachte es in seiner Blütezeit auf 600 bis 800 Klienten täglich, von denen ihm jeder mindestens 3 M in die Tasche brachte, Volbeding in Düsseldorf verdiente monatlich 10,000 Mark, und welche Unsummen werden durch den Verschleiß der Pfuscherbücher von den Autoren daran erworben! Reissig hat dem Deutschen Aerztetag ein Konto darüber mitgeteilt, aus welchem zu ersehen ist, daß binnen 15 Jahren für die Bücher eines Platen, Bilz, Kuhne, Just, Canitz usw. die Summe von mindestens 14½ Millionen ausgegeben worden ist. Der Großbetrieb dieser Firmen, von dem ich schon oben sprach, wird dadurch weiter gekennzeichnet. Eine Schädigung für den einzelnen liegt auch darin, daß für den Pfuscher ein Berufsgeheimnis nicht existiert.

Es ist keine Frage, daß die Wirkungen der Kurpfuscherei auf das allgemeine Volkswohl heute ganz unvergleichlich größer sind — nicht nur im Verhältnis zur enorm gesteigerten Zahl der Pfuscher — als sie es früher waren. Denn je mehr die Gesetzgebung die Pflege der öffentlichen Gesundheit in die Hand nimmt und je mehr sich durch gesetzgeberische Maßregeln bei voller Durchführung derselben erreichen läßt, desto höher muß auch der Schaden eingeschätzt werden, der durch die Durchkreuzung und Erschwerung solcher sanitätspolizeilicher Einrichtungen entsteht. In früherer Zeit, wo es z. B. noch keine Möglichkeit gab, die Natur einer Krankheit als Pest festzustellen, und wo es infolgedessen auch keine Verhütung für die Ausbreitung einer derartigen Seuche gab, hat ein Kurpfuscher, der etwa einen Pestkranken zu behandeln unternahm, einen viel geringeren Schaden getan als heute, wo bakteriologisch geschulte Aerzte mit vollster Sicherheit schon den ersten derartigen Fall feststellen und die Weiterverbreitung dann verhüten können. In der Zeit vor Semmelweiß, als man noch nicht wußte, wie das Kindbettfieber zustande kommt,

Digitized by Google

und die Aerzte daher auch die Krankheit massenhaft übertragen mußten, hat eine pfuschende Hebamme in dieser Hinsicht auch nicht mehr getan als der die Krankheit übertragende Arzt. Heutzutage, wo bei voller Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln nur ½ Prozent der gebärenden Frauen an Wochenbettfieber erkranken, ist der Schaden einer kenntnislos pfuschenden Persönlichkeit ein viel höherer und absolut unverzeihlicher. Denn er bedeutet einen sehr wohl zu vermeidenden Rückschlag in jene Zeit, wo von den gebärenden Frauen bis 31 Prozent an Fieber starben!

Wiederholt haben Pfuscher mehr oder minder große Epidemien von Infektionskrankheiten (Scharlach, Typhus, Diphtherie) verursacht. Wie soll das wundernehmen, wenn Leute wie Kuhne 'z. B. den Müttern diphtheriekranker Kinder den Rat geben, sie sollten die Kranken zu sich ins Bett nehmen, damit durch die mütterliche Wärme für die Eröffnung der Poren gesorgt werde, wenn ein anderer Groß-Pfuscher die Diphtherie mit Reibesitzbädern und Massage behandeln läßt!

Die Gefährdung der öffentlichen Gesundheit betreffs der Volksseuchen hat dazu geführt, daß durch das Reichs-Seuchengesetz vom Jahre 1900 sogar den Pfuschern die gesetzliche Pflicht auferlegt worden ist, Fälle von asiatischer Cholera, Aussatz, Flecktyphus, Gelbem Fieber, Pest, Blattern zur Anzeige zu bringen. Welche Summe von Kenntnissen wird da von unseren wilden Heilkünstlern verlangt! Betreffs der Volkskrankheiten entsteht durch das Pfuschertum ein enormer Schaden für das öffentliche Gesundheitswesen, ganz speziell auf dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten. Die davon Befallenen, von Pfuschern auf die Art ihres Leidens oft nicht aufmerksam gemacht oder über dessen Gefährlichkeit hinweg gelogen, oder überhaupt nicht erkannt, bilden eine unendliche Quelle für das Anschwellen solcher Krankheiten innerhalb unseres Volkskörpers, ja man kann sagen, der Einfluß und die Tätigkeit des Pfuschertums macht eine Bekämpfung dieser Erkrankung absolut hoffnungslos. Ein Kapitel für sich ist der Kampf, der von Seite der Kurpfuscher mit allen verfügbaren Mitteln und Kräften gegen das zum Wohle des Volkes außerordentlich wirksame allgemeine Impfen geführt wird. Namentlich auch von Seite der Naturheilbewegung wird die Aufhebung dieser Maßregel, welche

Digitized by Google

Deutschland so gut wie völlig von Blattern frei gemacht hat — es ist mir in meinem Leben noch nicht gelungen, auch nur einen Blatternfall zu Gesicht zu bekommen — in zahlosen Vorträgen, Flugblättern, Schriften fanatisch verlangt, oder es werden dem Volke Mittel und Wege angegeben, wie die Wirkung der stattgehabten Impfung aufgehoben werden soll, z. B. durch Aussaugen des Impfstoffes u. dgl. Enormer Schaden entsteht auf dem Gebiete der Krankenfürsorge, nicht nur indirekt, indem die Einrichtungen der Krankenhäuser böswillig kritisiert, ihre Leiter verdächtigt, einzelne Fälle von Verfehlungen generalisiert und dadurch das Vertrauen des Volkes zu diesen Humanitätseinrichtungen auf das schwerste verwirrt und geschädigt wird, sondern auch direkt durch schwere Mißstände für die Kranken, die sich an manchen Orten mit großstieligem Pfuschereibetrieb anhäufen. Auch innerhalb der sozialen Gesetzgebung spielt der Pfuschereieinfluß eine große Rolle, einmal dadurch, daß sich Angehörige von Krankenkassen durch Pfuscher behandeln lassen dürfen (Sachsen 1886), was unter Umständen große Schädigungen nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die Finanzen der Kassen bedeutet, dann besonders auch in der Unfallgesetzgebung, indem, wie auch die bayerischen Sanitätsberichte ausweisen, Unfallverletzte sich Pfuschern überlassen und dadurch dauernde schwere Gesundheitsschädigungen und dauernder Verlust der Arbeitsfähigkeit hervorgerufen werden kann, für welche dann die Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten oft jahrelang große Summen aufzuwenden haben.

Vielfach ist die Tätigkeit des Pfuschertums auch geeignet, der öffentlichen Moral schweren Schaden zu bringen. Namentlich leidet die sexuelle Moral des deutschen Volkes in unseren Tagen unter ihrem Einfluß. Man denke an die massenhaften Anpreisungen von Mitteln zur Verhütung der Konzeption, an die mehr oder minder deutlichen Anerbietungen zur Fruchtabtreibung, die, für den Kundigen leicht erkennbar, täglich massenhaft in der Tagespresse zu finden sind, an die Vorträge mit pikanten Lichtbildern aus dem sexuellen Leben, an die massenhaft vertriebenen Schriftchen über Impotenz, Onanie, Eheleben, mit denen Kolporteure und Pfuscher miteinander die besten Geschäfte machen. Das heutige Pfuschertum zeigt seine destruierende

Tendenz auch in der Art des leidenschaftlich von ihm gegen den Aerztestand geführten Kampfes, dessen Ziel es ist, das Vertrauen des Volkes zum deutschen Aerztestand, der sich unzweifelhaft den besten der Welt an die Seite stellen darf, soviel als möglich zu untergraben und sein altes Ansehen niederzureißen.

Die Bedeutung der Kurpfuscherei kann natürlich in dieser kurzen Skizze auch nicht annähernd erschöpft werden; ihre Wirkungen stellen sich dem, der sich damit beschäftigt, als ungemein vielseitig und in alle möglichen öffentlichen und privaten Verhältnisse hineingreifend dar. Diese Wirkungen sind in der modernen Zeit um so trauriger, als ein sehr großer Teil derselben nur dadurch zustande kommen kann, daß Unbildung und Rückständigkeit geschäftlich ausgebeutet und die Fiktion aufrecht erhalten wird, daß die Heilkunde noch 100 Jahre weiter zurück sei, als sie wirklich ist.

Es ist merkwürdig, ein wie schlecht geschütztes persönliches Gut die Gesundheit ist. Unser sonstiges Eigentum ist durch die stärksten Palisaden von Gesetzen und Vorschriften für unseren ungestörten Besitz beschirmt, aber unsere Gesundheit! Diese ist, sobald sie einmal einer Hilfe bedarf, in Deutschland das Vogelfreieste, was es überhaupt gibt, ein Objekt skrupelloser Ausbeutung!

Diese Meinung haben auch Juristen, nicht bloß Aerzte. So sagt z. B. Graack, daß der Schutz, den die deutsche Rechtsordnung der menschlichen Gesundheit dem Pfuschertum gegenüber gewährt, gleich null ist.

Im allgemeinen gesprochen, ist die gegenwärtige Rechtslage dem Kurpfuschertum gegenüber so, daß infolge der gesetzlich garantierten und beschützten Kurierfreiheit der deutsche Kurpfuscher durch seine Unkenntnis Gesundheitsgefährdungen bewirken kann, soviel er gerade will, ohne daß er von vorneherein daran gehindert wird, daß er gestraft werden kann, wenn er den Schaden schon angerichtet hat, daß jeder Pfuscher, und käme er wegen Mordes ins Zuchthaus, nach seiner Bestrafung seine Tätigkeit wieder ungeschoren aufnehmen kann und daß eine Bestrafung der Kurpfuscher auf Grund unseres heutigen Rechtes in relativ viel zu seltenen Fällen tatsächlich eintritt.

Digitized by Google

Und diesem Teil der deutschen Kurpfuscherfrage müssen wir uns schließlich noch zuwenden.

Trotz der aktiven Mitwirkung eines kleinen, aber einflußreichen Teiles der deutschen Aerzte an der Schaffung der Kurierfreiheit (1869) war es natürlich, daß der Kampf gegen das freigegebene Kurpfuschertum zuerst vom Aerztestand aufgenommen wurde. Ein Bild dieses mit den Jahren immer intensiver aufgenommenen Kampfes spiegelt sich in den Verhandlungen der deutschen Aerztetage wider.

Schon 1880 hat sich der 8. Deutsche Aerztetag (zu Eisenach) wegen „der immer größeren Frechheit im Auftreten der Kurpfuscher" mit unserer Frage beschäftigt. Es machte schon damals Eindruck, daß zwei Kurpfuscher sich an ihre Gemeinde gewandt hatten, dieselbe sollte bei der Regierung darum einkommen, daß ihnen der Doktortitel verliehen werde. Damals lag die Sache noch so, daß von 34 ärztlichen Vereinen, denen eine Umfrage wegen der Wirkungen der Kurpfuscherei auf die Verhältnisse des Aerztestandes zugeschickt worden war, 28 Vereine verneinten, daß für den Aerztestand materielle oder moralische Nachteile infolge der eingeführten Kurierfreiheit zu konstatieren seien. Heute würde eine solche Frage von allen oder nahezu allen deutschen Aerzten bejaht werden. Schon 1880 hatte der Geheimmittelschwindel in besorgniserregender Weise zugenommen und schon damals wurde vom Referenten beklagt, daß die Rechtsprechung bezüglich der Verurteilung von Kurpfuschern wegen Gesundheitsschädigungen auch in ganz eklatanten Fällen versagt habe. Schon damals wurde der Fall angeführt, wo ein Staatsanwalt sich weigerte, ein Verfahren gegen einen Kurpfuscher einzuleiten, weil man ihm sonst nachsagen könnte, er verfolge ein Universalgenie.

Der 15. Deutsche Aerztetag zu Dresden 1887 nahm nach einem ausführlichen Referat, welches besonders die Entstehungsgeschichte der Kurierfreiheit beleuchtete, den Antrag an, welcher sich für die Wiedereinführung des Pfuschereiverbotes aussprach. Zehn Jahre später beantwortete der damalige Referent auf dem Aerztetag zu Eisenach unter eingehenden Darlegungen die Frage, ob sich die Freigabe der Heilkunde für das Publikum bewährt hat, mit dem entschiedensten Nein und kam zum Schlusse, daß die Wiedereinführung des Kur-

Digitized by Google

pfuschereiverbotes in das deutsche Strafgesetzbuch notwendig sei. Auf dem 27. Deutschen Aerztetag zu Dresden (1899) wurde ein Antrag angenommen, eine im größten Stil gedachte Erhebung über die Gemeingefährlichkeit der Pfuscherei im Deutschen Reiche zu veranstalten, und eine Kommission zum Zwecke der Bekämpfung der Kurpfuscherei ins Leben gerufen, die 1900 zu einer ständigen Einrichtung umgewandelt wurde. In Hildesheim erhielt 1901 der 29. Deutsche Aerztetag den großen Bericht, der aus der veranstalteten Umfrage herausgearbeitet wurde, und einen gewaltigen Ueberblick gab über die Schäden der Kurpfuscherei, über die Verteilung der Pfuscher im lieben Deutschland, über die Berufe, aus welchen sich das Pfuschertum rekrutiert, über ihre Heilmethoden und speziellen Gebiete. Immer wieder kehrte dabei die prinzipielle Forderung nach Wiedereinführung des Kurpfuschereiverbotes und nur als eine interimistische Maßregel forderte 1902 der Deutsche Aerztetag in Königsberg gewisse Modifikationen der §§ 35 und 148 der Reichsgewerbeordnung, dahingehend, daß die Ausübung der Heilkunde durch nicht approbierte Personen zu untersagen ist, wenn Tatsachen vorliegen, die die Unzuverlässigkeit des Gewerbetreibenden in bezug auf diesen Gewerbebetrieb dartun, und daß Personen, welche dieses Gewerbe beginnen, hiervon der zuständigen Behörde Anzeige zu machen haben. Auch ein Verbot der brieflichen Behandlung wurde durch Annahme eines entsprechenden Antrages gefordert. Hierzu muß an dieser Stelle bemerkt werden, daß in Deutschland nach der Reichsgewerbeordnung Schauspielunternehmer für die Erlaubnis zu ihrem Betriebe die erforderliche Zuverlässigkeit besitzen müssen (§ 32 der R.-G.-O.), und daß die Erteilung von Tanz-, Schwimm-, Turnunterricht, ja der Trödelhandel mit gebrauchten Kleidern, ja der Viehhandel bei erwiesener Unzuverlässigkeit des Gewerbetreibenden zu untersagen ist — für das Heil-„Gewerbe" ist eine Zuverlässigkeit nicht gefordert!

Es werden noch Generationen kommen, welche diesen Rechtszustand zu den erstaunlichsten Kuriosa der deutschen Rechtsgeschichte rechnen werden — aber vorläufig existiert er.

Eine erschöpfende Uebersicht über jene deutschen Gesetzesparagraphen zu geben, welche für die Bekämpfung der Kurpfuscherei unter Umständen herangezogen werden kön-

Digitized by Google

nen, würde hier viel zu weit führen, und ist auch am wenigsten meines Amtes. Was juristische Autoren über diesen Teil unseres Themas sagen, läßt sich in kurzen Worten dahin zusammmenfassen, daß die Maschen unseres Gesetzes viel zu weit sind, um damit der Kurpfuscherei wirksam den Boden abgraben zu können, ja einer der Autoren meint (Landau), es gehöre schon ein besonderes Ungeschick dazu, sich in diesen weiten Maschen zu verfangen. Das, was der deutsche Arzt durch ein mindestens 6½jähriges Fachstudium und die schließliche Approbation vom Staate erreicht und fernerhin geschützt erhält, das ist sein Titel. Mehr nicht. Denn durch den § 29 der R.-G.-O. und § 147, 3 desselben Gesetzes wird nur der Schutz des ärztlichen Titels gewährleistet, nicht aber der Schutz des Publikums vor der Behandlung durch den absolut ungebildeten Kurpfuscher. Und sogar in dieser Hinsicht stehen die Gerichte vielfach auf einem sehr milden Standpunkte gegenüber den Pfuschern, sogar das Reichsgericht hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß durch den § 147, 3 (R.-G.-O.) nur die Beilegung eines persönlichen Titels, nicht aber die Angabe einer Kurmethode geschützt sei. Der § 56a der R.-G.-O. verbietet zwar den Pfuschern die Ausübung ihres Gewerbes im Herumziehen, doch auch diese Bestimmung ist leicht zu umgehen, da keine Bestrafung eintritt, wenn die Ausübung „bestellt" ist. Wie leicht läßt sich das machen! Auch in der Erreichung von Konzessionen für die Errichtung von Anstalten ist der Kurpfuscher nicht eingeschränkt. Nach einem Urteile des Oberverwaltungsgerichtes genügt sogar der Mangel jeder medizinischen Fachbildung nicht, um eine Konzession für eine der Behandlung gewidmete Anstalt zu verweigern. Die Tätigkeit der Pfuscher hinsichtlich der Abgabe von Medikamenten soll durch § 367 des R.-St.-B. getroffen werden — wie leicht kann dieser Paragraph in praxi umgangen werden! Auch der § 35, 4 der R.-G.-O., der den „Handel" mit Drogen und Präparaten verbietet, welche zu Heilzwecken dienen, verbietet nicht gleichzeitig die „Behandlung" mit solchen Stoffen. Die kaiserliche Verordnung vom 22. Oktober 1901 betreffend den Verkehr mit Arzneimitteln und der Beschluß des Bundesrates vom 23. Mai 1903 betreffend den Verkehr mit Geheimmitteln und ähnlichen Arzneimitteln stellen erfreulicherweise einen Versuch dar, die

enormen Schädigungen des Kurpfuschertums auf dem Gebiete des Geheimmittelschwindels einzudämmen, allein die Praxis zeigt, daß es leicht ist, auch diesen Bestimmungen ein Schnippchen zu schlagen. Wenn schließlich noch die §§ 222—230 des R.-St.-G. (fahrlässige Tötung und Körperverletzung betreffend) als Mittel zur Bekämpfung des Kurpfuschertums ins Feld geführt werden, so ist es richtig, daß auf Grund dieser Gesetzesbestimmungen manchen Pfuscher sein Schicksal ereilt (nach Abbüßung der Strafe kann er ruhig weitermachen!); aber die Chancen der Freisprechung sind ähnlich wie gegenüber dem Betrugsparagraphen (§ 263 des R.-St.-G.) ganz außergewöhnlich groß und manche Richtersprüche zeigen von einem väterlichen Wohlwollen gegenüber dem Pfuschertum. Die Zubilligung einer bona fides findet gegenüber Kurpfuschern in einem Umfange statt, daß der ganzen Rechtspflege der Garaus gemacht würde, wenn andere Angeklagte auch so häufig darauf zählen dürften! Beispiele dieser Art lassen sich zu Dutzenden anführen. In vieler Erinnerung wird es noch sein, daß vor einigen Jahren der Tischler L. Kuhne in Leipzig, der Erfinder der berüchtigten Reibesitzbäder, freigesprochen wurde, weil das Gericht zur Annahme kam, daß er an den Erfolg seiner Prozeduren, deren Natur hier nicht angedeutet werden kann, geglaubt habe. Hier wird eine Pfuscherin freigesprochen, die einen buckeligen Knaben unter dem Versprechen sicherer Heilung mit Zuckerkügelchen behandelt hatte, dort einem Heilmittelschwindler gegenüber Milde von Seite des Gerichtes (Dresden) geübt, „weil wir in der Zeit des Geheimmittelschwindels leben"; hier wird ein Pfuscher, der zum Aderlaß bei einer Frau ein Instrument gebrauchte, das er vorher, um es zu reinigen, durch die Hand gezogen hatte, — die Frau erhielt ein Tabakblatt auf die Wunde und einen Verband mit einer Kinderwindel — vom Gericht freigesprochen mit der Begründung, „daß dem Angeklagten bei seinem Bildungsgrade (es war ein 73jähriger Arbeiter) nicht zuzumuten gewesen sei, daß er die Gefährlichkeit seiner Handlung hat erkennen müssen." Dem gegenüber — diese Fälle von „milden Rechtsprechungen" lassen sich sehr zahlreich anführen — spricht eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofes — aber in Oesterreich! — aus, daß jeder Kurpfuscher fahrlässig handelt, weil er die Arzneikunde ausübt, ohne

Digitized by Google

jene Voraussetzungen erfüllt zu haben, an welche das Gesetz die Ausübung der Heilkunde knüpft. Es ist verständlich, wenn in Aerztekreisen gegenüber der angezogenen deutschen Rechtsprechung ein grenzenloses Befremden über das dem Stande der Kurpfuscher entgegengebrachte Wohlwollen herrscht.

Das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes muß mangels eines Kurpfuschereiverbotes auch als Waffe dienen, um Bestrafungen von Kurpfuschern herbeizuführen. Eine Strömung in Aerztekreisen ging dahin, für dieses Gesetz die Einfügung besonderer auf die Kurpfuscherei bezüglicher Bestimmungen zu erstreben, doch hat der Deutsche Aerztetag in Straßburg 1905 auf ein erstattetes juristisches Gutachten hin diese Bestrebungen nicht gutgeheißen. So wie das genannte Gesetz ist, stellt es durchaus keinen wirksamen Schutz für den Aerztestand gegenüber dem Pfuschertum dar. Es ist auch kein Verlangen an deutsche Aerzte, sich vor Gericht mit einem Pfuscher als Wettbewerber herumstreiten zu sollen! In etwa zehn deutschen Bundesstaaten hat das Beispiel Hamburgs Nachahmung gefunden, welches 1900 ein Gesetz einführte, nach welchem die zu Täuschungen geeignete Reklame der Kurpfuscher verboten wird. Preußen hat seit kurzem die polizeiliche Meldepflicht für die Kurpfuscherei eingeführt, doch geht in den Kreisen der Aerzte und auch mancher Juristen die Anschauung dahin, daß ohne Wiedereinführung des Kurpfuschereiverbotes etwas Erhebliches gegen das fressende Uebel der Kurpfuscherei nicht geleistet werden kann. Allein nach Erklärungen von Regierungsseite bestehen vorläufig keine Aussichten, daß diese ärztliche Forderung erfüllt wird, trotzdem sie von juristischer Seite, z. B. von Graack, sehr lebhaft unterstützt wird. Graack sprach sich in seinem Werke dahin aus, daß nur durch ein Kurpfuschereiverbot der Schutz erreicht werden würde, dessen die Gesundheit — des Einzelnen und der Allgemeinheit — so dringend bedarf.

Was die Aerzte, abgesehen von der schärferen Handhabung der bestehenden Gesetze, aber vorläufig anstreben, ist kurz folgendes: einmal eine Ergänzung des § 35 der R.-G.-O. in der Richtung, daß einem unzuverlässigen Heilkünstler die Ausübung der Heilkunde untersagt werden kann; dann ein reichsgesetzliches Verbot der brieflichen Behandlung und öffentlichen Ankündigung einer solchen; dann

eine schärfere Kontrolle der Geheimmittel, für welche die Schaffung einer zuverlässigen Untersuchungsstelle zu fordern ist und besonders auch Strafbestimmungen für die Ankündigungen von Heilapparaten, mit welchen, wie fast jede Tageszeitung ohne weiteres ersehen läßt, das Publikum gegenwärtig ganz überschwemmt wird (elektrische Gürtel, Kraftspender); ferner eine Regelung des Patentwesens in bezug auf Heilmittel und Heilapparate; ein Kolportageverbot für die gefährlichsten Naturheilbücher und Pfuscherwerke, wie es auch in Oesterreich besteht; endlich auch behördliche öffentliche Warnungen vor bestimmten Pfuschern und deren Unternehmungen. Gerade in letzterer Hinsicht hat sich der Gesundheitsrat von Karlsruhe seit 28 Jahren die größten Verdienste erworben durch den Erlaß von öffentlichen Warnungen, deren Objekte nicht nur Pfuscher, sondern mit Recht auch anrüchige Aerzte sind.

Was aber vor allem nottut, ist eine allmähliche Umwandlung der öffentlichen Meinung gegenüber dem Pfuscherunwesen. Gewiß kann es nie, natürlich auch durch kein gesetzliches Verbot, ausgerottet werden, ebenso wenig wie Rauben und Stehlen, aber es kann sich doch allmählich eine andere Anschauung über die Wirkungen dieses Krebsschadens auf die öffentlichen und privaten Gesundheitsverhältnisse bilden. Warum sollte man da nicht hoffen dürfen, nachdem heuer in China ein Opiumverbot beschlossen worden ist!

Diese Umwandlung kann nicht aus den breiten Massen hervorgehen, sie muß notwendig von den geistigen Führern des Volkes ausgehen. Diese müssen sich überzeugen, daß es so nicht weiter gehen kann und besonders müssen sie sich überzeugen, daß der Kampf gegen das Pfuschertum durchaus kein Kampf ist, der in erster Linie vom Aerztestand ausgefochten werden muß, weil es dessen wirtschaftliche Interessen so tief berührt. Sobald Männer der verschiedensten Berufe angefangen haben werden, die deutsche Kurpfuscherfrage in all ihren tiefgehenden Wirkungen zu studieren, kann es nicht ausbleiben, daß der ärztliche Stand in seinen Bestrebungen eine zahlreiche Bundesgenossenschaft findet, welche einsieht, daß hier keine Frage vorliegt, welche zu Liebe oder zu Leid der 30,000 deutschen Aerzte angefaßt werden muß, sondern eine solche von großem öffentlichen und allgemeinen Interesse. (Nr. 113—114.)

Digitized by Google

Ein Mahnwort an die deutschen Akademien.

Die internationale Vereinigung der Akademien, die jüngst in Wien tagte, hat, wie man erfährt, u. a. die Herausgabe der Werke des Philosophen Leibniz beschlossen. Paris und Berlin werden Leitung und Verantwortung übernehmen; 60 Bände wird die Ausgabe umfassen, vierzig Jahre werden zur Vollendung erforderlich sein. Das ist sehr schön und erfreulich; es ist ja mit eine, und nicht die unwichtigste Aufgabe der Akademien, solche Unternehmungen, an die der private Verlag wegen ihrer Kostspieligkeit und geringen Rentabilität sich nicht wagt, zu fördern oder ganz in die Hand zu nehmen. Darum sei es gestattet, an eine andere Aufgabe zu erinnern, die eine dringende Ehrenpflicht der Deutschen ist, und, da sie an Umfang und Schwierigkeit nicht an die obengenannte heranreicht, recht gut von einer einzelnen unserer Akademien in die Hand genommen und ausgeführt werden könnte und sollte.

Am 9. Dezember 1917 werden es 200 Jahre, daß Johann Joachim Winckelmann geboren wurde. Eine würdigere Feier dieses Gedenktages könnte nicht ersonnen werden, als eine gut ausgestattete, vollständige Ausgabe seiner Werke. Eine solche existiert nämlich bis heutigen Tages nicht. Im Jahre 1880 schrieb Bernh. Stark in seiner „Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst", Seite 194: „Noch ist die deutsche Nationalschuld einer vollständigen, im Originaltext gegebenen kritischen Ausgabe der Werke Winckelmanns nicht getilgt, und zwar einem Manne gegenüber, der so hohen Wert auf würdige äußere Ausstattung seiner Arbeiter legte und dem das Ausland in so vielfachen Uebersetzungen gerecht geworden ist." In der Tat kann keine der beiden bestehenden Gesamtausgaben genügen. Die von Carl Fernow begonnene, die dann H. Meyer, J. Schulze und J. Siebelis zu Ende führten (Dresden, 1808—1820, neu aufgelegt 1829 und 1847), ist unvollständig (es fehlt die Beschreibung der Stoschischen Gemmensammlung und der Text zu den Monumenti inediti); die Ausgabe von Joos Eiselein (Donaueschingen, 1825—1829) ist zwar vollständig, gibt aber die fremdsprachigen Werke in deutscher Uebersetzung und ist zudem in unansehnlichem Duodezformat auf elendes Papier gedruckt. Kritisch lassen beide Ausgaben zu wün-

Digitized by

schen übrig; der briefliche Nachlaß Winckelmanns ist auch in beiden Ausgaben unvollständig, obschon bei Eiselein reichhaltiger als bei Fernow; eine neue Gesamtausgabe könnte hier sicherlich eine reiche Nachlese halten.

Vielleicht findet aber der eine oder andere, bei allen unbestrittenen Verdiensten Winckelmanns um die Erforschung der alten Kunst und um eine methodische kunsthistorische Forschung überhaupt, seien doch seine Schriften heutzutage so antiquiert, d. h. von den neueren Resultaten der Archäologie überholt, daß ein Neudruck derselben sich nicht verlohne, da niemand sie lesen werde. Das ist jedoch ein gewaltiger Irrtum. Freilich, wer sich heute aus Winckelmann sein Wissen über die Kunst der Griechen holen wollte, der würde davon nur sehr ungenügende Kenntnis erhalten; daß diesem ersten Versuche, eine neue Wissenschaft zu begründen und darzustellen, zahlreiche Mängel und Irrtümer anhafteten, erkannten schon die Zeitgenossen, und niemand wußte das besser als Winckelmann selbst. Allein es ist gänzlich verfehlt, sich einem solchen Meisterwerke gegenüber — denn das bleibt Winckelmanns Kunstgeschichte trotz aller Fehler im eminentesten Sinne — auf den reinen Utilitätsstandpunkt zu stellen — etwa wie wenn jemand sagen wollte: Was gehen uns heute, wo wir Gas und Elektrizität haben, die alten Oellampen der Urgroßväter an! — Ein Werk, das von so ungeheurer Wirkung gewesen ist, wie dieses, das die Bewunderung von Lessing, Herder und Goethe, von Diderot und der Staël erregt hat, würde schon um dessen willen verdienen, nicht bloß in den Bibliotheken zu modern, sondern aus historischem Interesse gelesen und studiert zu werden. Aber das ist doch nur die eine Seite, von der aus Winckelmanns Werk heute betrachtet werden kann; daneben bleibt bestehen, daß es trotz aller Mängel das unverrückte Fundament geblieben ist, auf dem unsere ganze heutige Kunstgeschichte, und nicht bloß die antike, sondern auch die moderne, beruht, und daß alle neuen Forschungen und Entdeckungen zwar das Aeußere des Gebäudes wesentlich verändert, aber seinen Grundplan und die Methode seiner Untersuchung lediglich bestätigt und befestigt haben. Wenn Millin vor hundert Jahren die Kunstgeschichte einem Tempel verglich, dessen Fundamente und Hauptteile so gut konstruiert sind, daß er für die Ewigkeit da zu sein scheine, und daß bei aller Verbesserungen und

Digitized by Google

Zusätzen im einzelnen die Genauigkeit und Schönheit des Planes unanfechtbar bleibe; wenn Gervinus 1842 schrieb, von Winckelmanns Geschichte der Kunst müsse die archäologische Anatomie und Mikrologie schweigen, die seitdem unendlich viel Material zusammengetragen habe, ohne daß einer gekommen sei, dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehen, und dem das Herz auf dem Fleck säße, wo es ihm saß, wenn Ed. Gerhard 1856 sagte, dem ersten Gründer der Kunstgeschichte, dem nie verstummenden Herold der Kunst der Hellenen, dem jeder Abschwächung seines Ruhmes früh vorausgeeilten Propheten und Märtyrer für Kunst und Altertum, gebühre mehr als irgend einem der von seinem Haupte unzertrennliche erste Kranz, — so gelten alle diese Urteile heute noch ebenso wie damals, obschon wir es seither „so herrlich weit gebracht". Und ein solches Werk sollte nicht ein jeder Jünger der Kunstgeschichte, ja jeder wahre Kunstfreund in seiner Bibliothek stehen haben und von Zeit zu Zeit zur Hand nehmen, um sich daran „wie an einem köstlichen Trunk aus einer lauteren Quelle zu erquicken"? — Wie viele der heutigen Archäologen, Philologen, Kunsthistoriker das wohl tun mögen? — Ich fürchte, ihre Zahl dürfte nicht sehr groß sein.

Und dabei könnte das Studium Winckelmanns auch dem modernen Forscher nicht bloß Freude und Genuß, sondern in vielen Punkten auch Anregung und Belehrung bieten. Da ist manches zu finden, was man in unseren Handbüchern der Kunstgeschichte vergeblich sucht oder nur flüchtig angedeutet findet. Man lese die Abschnitte über den Einfluß des Himmels (d. h. des Klimas) auf die Kunst; von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor anderen Völkern; von dem Wesentlichen in der Kunst; die Beobachtungen über Körper- und Gesichtsbildung u. a. m., im wesentlichen alle die sieben Bücher, die dem eigentlich historischen Teile vorausgehen: man wird zwar nirgends eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes, auch manches Schiefe und Irrige finden, aber überall eine Fülle feiner Beobachtungen und anziehender, zum Teil heute noch nicht ausreichend behandelter Aufgaben.

Uebrigens ist die Geschichte der Kunst nicht das einzige unter den Werken Winckelmanns, das auch heute noch Beachtung und Neuabdruck verdient. Mag unter seinen Schriften immerhin die eine oder andere sein, wie die anti-

quierten herkulanischen Sendschreiber oder der ganz verfehlte Versuch über die Allegorie, die nur der Pietät und der Vollständigkeit halber in die gesammelten Werke aufgenommen werden müssen, so wird dagegen seine Erstlingsschrift, die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", immer noch mit Interesse gelesen werden, sei es weil sie das ex ungue leonem bestätigt, sei es, weil sie dasjenige Werk Winckelmanns ist, von dem Lessing im Laokoon ausging, in dem die Geschichte der Kunst bekanntlich nur anhangsweise berücksichtigt wird.

Ich würde hier auch auf den unbestrittenen Einfluß hinweisen, den Lessing auf die bildende Kunst seiner und der folgenden Zeit ausgeübt hat. Aber da käme ich bei dem Gros der heutigen Kunstkritiker und Kunsttheoretiker, die ja Lessings Laokoon für ein ganz minderwertiges Buch halten, übel an. Geht doch Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst, wie in seiner Aesthetik von dem Prinzip aus, die Schönheit sei „der höchste Endzweck und der Mittelpunkt der Kunst", und er beurteilt die Kunst eines jeden Volkes unter dem Gesichtspunkt, wie weit es diesem Endzweck nahe gekommen sei. Entsetzlich! Welch fundamentaler Irrtum, dem auch der unglückselige Lessing huldigte, daß die Schönheit in der Kunst irgendwelche Bedeutung oder Berechtigung beanspruchen dürfe! Haben nicht diese beiden Männer, Lessing und Winckelmann auch den Klassizismus in der Kunst auf dem Gewissen, David und Carstens, Canova und Thorwaldsen, Rauch und Schinkel e tutti quanti? — Und die so sprechen, können sich sogar auf das Zeugnis eines kunstbegeisterten Philologen berufen, der ganz kürzlich erst schrieb: „Die Vorstellung von der Antike, wie sie Winckelmann und Lessing gelehrt haben, ist unrichtig." (O. Kern, Goethe, Böcklin, Mommsen, Berlin 1906, S. 14), wo nur der Zusatz fehlt: d. h. sie gilt nur für die Zeit der ersten großen Kunstblüte, des hohen Stils des 5. Jahrhunderts (obschon ich wohl weiß, daß man mir vielerseits auch das bestreiten wird, nur ist hier nicht der Ort, mich darüber zu verbreiten). Aber mag es nun mit jenem Schönheitsprinzip der hellenischen Kunst bestellt sein, wie ihm wolle: auf jeden Fall gibt es immer noch genug Menschen, die heute noch so zurückgeblieben sind, daß sie die Schönheit in der bildenden Kunst (wie in der Musik und

Digitized by Google

in der Poesie) zwar nicht für das alleinige und ausschließliche Ziel, wohl aber für ihren höchsten und idealsten Zweck halten. Für diese ist weder Winckelmann noch Lessing zum alten Eisen zu werfen, — nur werden sie beide mit den Vorbehalten lesen, die sie den Fortschritten der Altertumswissenschaft verdanken.

Endlich aber: Winckelmanns Werke verdienen ihre würdige Neuausgabe auch als wichtiges Denkmal der deutschen Sprache. Auch darin war er schöpferisch. Mutet uns sein Stil heute etwas altväterisch an, lächeln wir vielleicht über den hohen Grad des Pathos, zu dem er sich bisweilen erhebt und das so absticht gegen den nüchtern klaren und scharfgeschliffenen Stil Lessings, — nichtsdestoweniger muß jeder seine Freude haben an seiner Art, zu schildern und zu erzählen, die manchmal einem behaglich Sichgehenlassen gleicht, in naiver Art oft Persönliches hineinbringt, aber immer anziehend, nie, selbst bei breiterer Darlegung, langweilig oder pedantisch ist. Und dabei bedenke man, wie wenig er damals von namhafter deutscher Prosa gab! Darum wird auch der Literarhistoriker es begrüßen müssen, wenn Winckelmanns Werke zu seinem zweihundertjährigen Jubiläum neu erstehen und dem Schicksal, das sie bisher gehabt haben, entzogen werden, nämlich dem, gleich Klopstock, nach dem bekannten Lessingschen Epigramm, zwar gelobt, aber nicht gelesen zu werden.

All das, was ich hier dargelegt habe, ist nicht für die Männer geschrieben, an deren Adressen sich mein Mahnwort als solches richtet: die bedürfen keiner Begründung und wissen das alles so gut und besser, als der Schreiber dieser Zeilen. Nur den weiteren Kreisen, für die Winckelmann nur noch ein bloßer Name ist, vor dem man sein Kompliment macht, dessen nähere Bekanntschaft zu machen man aber kein Verlangen trägt, nur diesen mußte der Plan einer Neuausgabe von Winckelmanns Werken in seiner Bedeutung und seiner Berechtigung etwas näher gebracht werden. Daß hier wirklich eine Ehrenpflicht vorliegt, das hoffe ich dargetan zu haben, und daß zu ihrer Erfüllung der zweihundertjährige Geburtstag des großen Mannes die beste Gelegenheit bieten würde, das bedarf keines Beweises.

Q. F. F. F. Q. S.!

Zürich. Hugo Blümner.

Digitized by Google

Neue römische Skulpturenfunde aus Nassenfels.

In Nassenfels (Bezirksamt Eichstätt, Mittelfranken) wurde im Anfang dieses Jahres eine große Menge zerschlagener römischer Skulpturen auf einem Haufen gefunden.

Sie lagen da, wo höchst wahrscheinlich der westliche Eingang zu dem römischen Erdlager den an dieser Stelle noch erhaltenen Wall durchbricht.

Die seinerzeit schon von Herrn Konrektor Fink in Passau vor der Westseite des Kastells konstatierte römische Wegegabelung liegt genau vor der Fundstelle und das dort von der römischen Hauptheerstraße nach dem Kastell zu abzweigende Sträßchen führt direkt auf unseren Platz zu.

Beim Grundausheben zu einem neuen Stadel stieß man ca. 1½ Meter unterm Terrain auf zahlreiche Steinbrocken, die unmittelbar auf dem dort anstehenden Fels auflagen.

Nachdem schon mehrere Fuhren dieser Steine mit anderem frisch weggebrochenen Fels auf eine nasse Wiese neben dem Schlosse abgefahren waren, wurde man auf einige wohlerhaltene Köpfchen aufmerksam, und der Bürgermeister in Nassenfels, Herr Brauereibesitzer Schweiger, wies in dankenswerter Weise Herrn Gutsbesitzer Winkelmann in Pfünz auf die Funde hin.

Dieser nahm sich der Angelegenheit energisch an und hat die Reste einstweilen bei sich in Sicherheit gebracht. Auch die Wiesen, auf welche schon vorher Steine gefahren waren, wurden genau abgesucht und lieferten noch eine reiche Ausbeute an kleinen Bruchstücken. Was die Skulpturen selbst betrifft, so sind sie offenbar an dem Fundorte selbst kurz und klein geschlagen worden. Den erfolgreichen Bemühungen Winkelmanns ist es gelungen, bis jetzt etwa folgendes zusammenzubringen. Von einer etwa drei Viertel lebensgroßen Rundfigur ist der behelmte Kopf, doch ohne Gesicht, vom zugehörigen Oberkörper die rechte Achsel und der linke Arm fast ganz erhalten. Ob eine in der Größe hierzu passende Hand zu der Figur gehört, erscheint uns zweifelhaft; ebenso, ob man den gabelförmigen Gegenstand, den sie mit gespreizten Fingern hält, für einen Zügel erklären kann. Von einer anderen Figur in derselben Größe ist der Kopf, Bruchstücke zweier Flügel, eines linken Armes mit Palmzweig und Stücke des sehr bewegten Gewandes vorhanden. Höchstwahrscheinlich waren Mars und Victoria dargestellt und möglicherweise standen die Statuen in einem Heiligtum, aus dem auch die seit alters her bekannte Nassenfelser Inschrift Marti et Vic-

Digitized by Google

toriac stammt. Von Pferden, mit denen die „Zügel"führende Hand zusammenzubringen wäre, ist bis jetzt nur ein Vorderbein vorhanden.

Ein anderer weiblicher Kopf von gleicher Größe in schöner, freier Bewegung, scharf nach seiner linken Seite gedreht, ist behelmt und muß einer Minerva zugehören. Die Wangenklappen des Helmes sind volutenförmig aufgerollt.

Ein weiblicher Kopf von ähnlicher Größe mag zu einer Statue der Salus gehört haben, da ein in der Größe zu den Köpfen passendes Arm- und Handfragment vorliegt, um das sich eine Schlange ringelt. Diese ist sehr verschieden von denen, die als Metallarmreife an antiken Statuen häufig dargestellt sind.

Relativ das meiste ist von einem etwa 1.10 Meter hohen und 60 Zentimeter breiten Bacchus-Relief mit Inschrift erhalten, das ebenfalls aus zahlreichen kleinen Splittern zusammengesucht werden mußte. Der Gott ist stehend mit dem Thyrsos dargestellt, rechts und links von ihm zwei kleine Knaben, von denen der eine sicher eine Schale mit Früchten trug. Darunter stand eine dreizeilige Inschrift, deren zweite Zeile iuventutis pientissimo lautet, doch ohne, daß das zu erwartende Wort principi vorausgeht.

Auf eine andere Ringer- oder Kampfgruppe von etwa Lebensgröße läßt das Bruststück eines starken Mannes schließen, gegen das sich der Unterschenkel eines anderen preßt.

Sehr merkwürdig ist ein kleines, nur ca. 10 Zentimeter breites Postament. Es trägt drei kleine Büsten, von denen leider nur die mittlere, ein langbärtiges Köpfchen, erhalten ist. Das Stück verjüngt sich nach unten zu zapfenförmig und ist abgebrochen; vermutlich war es zum Einlassen in einen größeren Stein bestimmt.

Ein anderer kleiner bärtiger Kopf von etwa sieben Zentimeter Höhe könnte etwa einen Kaiser des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts vorstellen. An seiner Rückseite ist viel Stein stehen geblieben, so daß der Kopf vielleicht von einem Hochrelief stammt.

Zwei besonders fein gearbeitete linke Hände von fast Lebensgröße werden von zwei Fruchtbarkeitsgenien herrühren, leider aber können wir uns von deren genauerem Aussehen keine klare Vorstellung machen.

Unter den sehr zahlreichen übrigen Bruchstücken von Gliedern, Gewandfalten, massenhaften Inschriftbröckchen sei nur ein etwas größeres sehr zierliches Fragment vermutlich einer Weihinschrift an einen Genius von nur etwa zwei Zentimeter Buch-

Digitized by Google

stabenhöhe erwähnt. Es hängt vielleicht mit den oben erwähnten Figuren in kleinem Maßstab zusammen.

Das Material besteht in der Hauptsache aus feinem Kalkstein; aber auch aus dem sehr bröckeligen Ellinger Sandstein sind behauene Fragmente, z. B. ein Unterschenkel in Hochrelief, vorhanden. An dem Bruchstück einer nackten Körperpartie aus diesem Material haben sich Spuren von dicker, rötlicher Bemalung erhalten.

Der künstlerische Wert dieser Skulpturen ist natürlich nicht bedeutend; sie sind handwerksmäßig, aber flott und mit großer Sicherheit gearbeitet. Die Proportionen scheinen, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, manchmal verfehlt, so daß besonders einige Hände sehr groß im Verhältnis zu dem übrigen Körper erscheinen. Leider sind an den größeren Skulpturen kaum größere Stücke der Oberfläche unversehrt. Alles ist in handtellergroßen Brocken abgesplittert und auseinandergeschlagen.

Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, stammen alle Statuen aus einem oder mehreren Tempeln; Grabsteine befinden sich nicht darunter. Wir wollen hoffen, daß durch neue Funde an Ort und Stelle, wo noch weitere Nachgrabungen stattfinden müssen, und eine glückliche Zusammensetzung die Figuren sich noch mehr ergänzen lassen werden und noch bessere Resultate ergeben. Aber auch schon jetzt gehört der Fund mit zu den bedeutendsten, die in dieser Art auf bayerischem Boden gemacht worden sind.

München. Johannes Jacobs.

(Nr. 114.)

Feingehaltsbestimmung und Trennungsmethoden der Metalle im Altertum.

In der Chemikerzeitung (vom 11. Mai) hat Dr. F. Strunz (Wien) auf eine vor einigen Jahren (1897) erschienene holländische Abhandlung von Dr. Ch. M. van Deventer aufmerksam gemacht: „Helleen'sche Studien. Het Vraagstuk van den Krans", in der er neue, von der deutschen Wissenschaft noch nicht beachtete Resultate zu der „Spezifischen Gewichtsbestimmung durch Archimedes" gefunden haben will. Es habe sich bei der Gelegenheit, die Archimedes zu der Entdeckung des Gesetzes vom spezifischen Gewicht brachte, nicht um die Untersuchung des Goldgehaltes einer Krone, sondern eines goldenen Votivkranzes gehandelt, die

Digitized by Google

Arbeit habe in opere integro vorgenommen werden müſſen, man habe ſchon andere Trennungsmethoden und den Probierſtein gekannt u. a. m. Dieſe Leitgedanken ſind aber in denjenigen Doktrinen der Altertumskunde, die ſich mit dem Feingehalt von Metallen zu beſchäftigen haben, und auch in der Geſchichte der Chemie, längſt verwertet geweſen. Daß eine Krone in unſerem Sinne von Archimedes auf ihren Feingehalt zu prüfen war, hat wohl niemand angenommen, gerade ſo wenig, wie wir ſelbſt mit Brautkrone oder Totenkrone etwas anderes meinen als eine Art von Kranz. Die Antiquarien, namentlich z. B. München, beſitzen ſolche Kronen-Kränze, wie ſie wohl Archimedes zu prüfen hatte. Ich habe aber auch keine Faſſung der ſcharfſinnigen phyſikaliſchen Erfindung des Archimedes, „den Zuſatz von Silber in einer Krone, welche reines Gold enthalten ſollte, durch Abwägen im Waſſer zu beſtimmen", geſehen, die nicht auf das „unverſehrt zu erhaltende" der Aufgabe Gewicht gelegt hätte (ſo z. B. Pauly-Wiſſowa, „Archimedes, Abſatz 17).

Wer ſich nun überhaupt für die Metall-Trennungs-Methoden des Altertums intereſſiert, der findet eine treffliche ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der Arten der Metallgewinnung, Reinigung, Scheidung, Wertverhältnis in verſchiedenen Perioden und ihre Benützung zur Münzprägung in einer gerade erſchienenen großen Abhandlung von J. Hammer: „Der Feingehalt der griechiſchen und römiſchen Münzen". (Zeitſchrift für Numismatik, 1907, Seite 1 bis 144.) Hier wird zunächſt das Goldauswaſchen und der unterirdiſche Grubenbau beſchrieben, wie die Alten beide betrieben, dann werden auch die verſchiedenen Abbauſtätten des Altertums aufgeführt. Die Reinigung des aus dem Goldſand gewonnenen Goldes muß ſehr unvollkommen geweſen ſein, doch haben die Römer in Spanien ſchon großartige Waſſerwerke dafür angelegt. — Das im eigentlichen Bergbau gewonnene Gold wurde auf umſtändliche Weiſe (Obruſſa-Verfahren) gereinigt; Agatharchides (2. Jahrh. v. Chr.) beſchreibt es und nach ihm Diodor: „Die Golderze wurden zunächſt gewaſchen, dann in einem fünftägigen, ununterbrochenen Feuer verſchmolzen, in dem man nach beſtimmten Verhältniſſen Blei, Salz, ein wenig Zinn und Gerſtenkleie zuſetzte. Die beigemengten Schwefelmetalle und erdigen Beſtandteile ſchieden ſich in Form von Schlacke und Stein ab, die zurückbleibende Goldſilberlegierung aber wurde einem erneuten Feuer ausgeſetzt, wobei das Silber durch das Chlornatrium (Salz) zu Chlorſilber gebunden wurde und mehr oder weniger reines Gold ſich ergab, das den Namen aurum obryzum bekam." Strabo kennt noch ein anderes

Digitized by Google

in Spanien angewandtes Reinigungsverfahren mit Verwendung mineralischer Zusätze, das Sabatier (Production de l'or) als einen großen Fortschritt der Chemie des Altertums bezeichnet. Endlich kennt Plinius (n. h. XXXIII, 32) auch die Amalgamation, d. h. die Scheidung von Gold und Silber durch Quecksilber. Bis zum Jahre 1830 n. Chr. war man in der Kunst zu scheiden nicht sehr viel weiter gelangt als das Altertum; bis dahin enthalten fast alle Silbermünzen kleine Mengen Gold; man verstand oder es lohnte nicht, unter 3 Gramm Gold aus einem Kilo Silber zu scheiden, während man jetzt bis 0.4 Gramm herausholen kann. Zur Prüfung des Feingehaltes standen den Alten folgende Mittel zur Verfügung: Die älteste Prüfung geschah durch das Feuer (obryza oder obrussa). Auch der Probierstein (βασανος, wegen seiner Herkunft aus dem Tmolos „lapis lydius" genannt) war schon im Jahrhundert vor Archimedes in Gebrauch. Theophrast, dem Plinius folgte, spricht davon, daß man die Beschaffenheit des Goldes durch Streichen oder Reiben auf dem Probierstein (schwarzer Basalt) ersehe und daß man zu seiner Zeit (372 bis 287 v. Chr.) glaubte, mittelst des bezeichneten Steines nicht nur den Feingehalt des aus der Raffinierung kommenden Goldes und Silbers, sondern auch den kleinsten Zusatz von Kupfer, mit welchem das Metall etwa legiert sei, bestimmen zu können. — „Die Zementierung" diente im Altertum oft betrügerischen Zwecken. Das Gold färbt sich leicht und nimmt bei Vermischung mit Silber einen Ton ins Weiße, mit Kupfer ins Rote an. Wo daher die Regierung oder Falschmünzer stärker legierte Goldmünzen für echte in den Verkehr bringen wollten, griffen sie zur sogenannten Zementierung: man beizte vielleicht die Stücke, indem man sie in einer Mischung von Kochsalz, entwässertem Eisenvitriol und Ziegelmehl zur schwachen Rotglut erhitzte, wobei das entstandene Chlorsilber schmilzt und sich ins Ziegelmehl zieht, die Oberfläche der Münze aber das Aussehen reinen Goldes erhält. Vielleicht mag man sie auch in einer Lösung aus Kochsalz, Alaun und Salpeter ausgesotten haben.

Eine chemisch reine Ausprägung ihrer Münzen dürfen wir natürlich von den Alten nicht erwarten; aber sie haben doch in ihren guten Zeiten ein bewundernswert reines Korn geprägt, viel reiner als alle modernen Prägungen es vorschreiben, denn sie wollten offenbar in der Hauptsache absolut rein prägen. Auch heutzutage bleibt kein anderes Mittel, um die Zusammensetzung der Münzen zu bestimmen, wenn man seltene und kostbare Münzen nicht schädigen oder gar zerstören will, als das Archimedische Prinzip. Und man hat bei den Münzen gefunden, wenn man bei

Digitized by Google

weniger seltenen Exemplaren später chemisch analysierte, daß die von Archimedes entdeckte Probe aufs spezifische Gewicht ziemlich genaue Resultate ergab. König Kroisos von Lydien muß im 6. Jahrhundert v. Chr. schon ein vervollkommnetes Reinigungsverfahren besessen haben; bei seinen Goldmünzen, bei denen wegen ihrer Kostbarkeit die chemische Analyse noch nicht ausgeübt wurde, fand sich sogar ein überwertiges spezifisches Gewicht von 20.09 beim Goldstater von 8.05 Gramm. Der persische Dareikos, der von Herodot als „reinstes Gold" gerühmt wird, enthält nur 3 Proz. unedle Legierung, Head hat sogar 98.8 Proz. Feingold darin gefunden. Ein Beispiel über das Verhältnis der Resultate aus dem Archimedischen Prinzip und durch chemische Analyse gemäß Hofmanns „Beiträge zur Geschichte der antiken Legierungen" sei angeführt: Bei einer Eletronmünze von Panormos fand Hofmann gemäß der spezifischen Gewichtsprobe 59.07 Proz. Gold und 40.93 Proz. Silber; die Analyse ergab sodann 59.8 Proz. Gold, 38.05 Proz. Silber und 2.06 Proz. Kupfer, differierte also in Beziehung auf das Gold um kaum ¾ Proz. — Der an Literaturangaben sehr reiche Aufsatz von Hammer, auf den nicht allein die Numismatiker und Archäologen, sondern auch die Historiker der alten Technik und Chemie aufmerksam gemacht werden sollen, bringt eine ganz gewaltige Materialzusammenstellung von spezifischen Gewichten von Gold-, Elektron-, Silber- und Kupfermünzen Kleinasiens, Griechenlands und Roms von Beginn der Münzprägungen bis in die byzantinische Zeit, um Feingehalt und Legierungsverhältnisse zu bestimmen. Die bei weniger kostbaren Münzen vorgenommenen Analysen zeigen, daß durchschnittlich nur ein geringer Spielraum bei diesen Goldgehaltsbestimmungen gegenüber dem Archimedischen Verfahren zu berücksichtigen ist. Der neue Weg des Archimedes, den Kranz unversehrt zu lassen und doch auf seinen wirklichen Goldgehalt zu untersuchen, wozu ihm das von Teophrast geschilderte Probiersteinverfahren nicht genügt haben mag, durfte also dem Tyrannen Hieron — nach Proklos war es Gelon — durchaus befriedigen.

Ein wichtiger Archimedes-Fund wird jetzt noch gemeldet: Der bekannteste moderne Archimedes-Forscher und Herausgeber, der dänische Philologe Heiberg, hat eine dem Eratosthenes gewidmete archimedische Schrift über Mechanik in Konstantinopel gefunden.[1]) Es mag auch weitere Kreise interessieren, daß Heiberg

[1]) Ich verweise auf die Abhandlung von J. L. Heiberg „Eine neue Archimedeshandschrift". Hermes 1907, 11, S. 235 bis 304. Trotzdem Heiberg meint, die die von ihm publizierte neue Archimedische Schrift „Ueber mechanische Theorien an

im Finden von Archimedes-Schriften einen der größten Deutschen zum Vorgänger hat: Gotthold Ephraim Lessing fand in der Wolfenbütteler Bibliothek das ebenfalls dem Eratosthenes gewidmete archimedische Epigramm „Vom Rinderproblem“ in 22 Distichen, das die Aufgabe stellt, die Menge der Rinder des Sonnengottes, die auf der sizilischen Insel Thrinakia weideten, zu bestimmen. Lessing, der es 1773 herausgab, hat die Autorschaft des Archimedes bezweifelt, Heiberg sich sowohl in seinen „Quaestiones Archimedeae“ als in seiner Ausgabe für Einheit des Gedichtes und die Autorschaft des Archimedes ausgesprochen. Der wie das Rinderproblem dem Eratosthenes gewidmete Neufund wird auch die Echtheit des Rinderproblems bestätigen. Ueber die mechanischen Erfindungen des Archimedes waren zahlreiche, aber wenig zuverlässige Nachrichten bis jetzt erhalten. Die die griechischen Techniker, Philosophen und Mediziner so fleißig übersetzenden Araber haben uns keine von Archimedes' mechanischen Schriften erhalten, während Herons von Alexandria (arabisch „Iran“ oder „Iron“) Mechanik uns in der arabischen Uebersetzung des Kosta ben Luka in vier Handschriften überliefert ist, vom griechischen Original dagegen nur kurze Auszüge existieren

M.

Eratosthenes“ sei ohne besondere mathematische Kenntnisse leicht verständlich, wollen wir dies doch lieber den Fachleuten überlassen. Außer der jetzt von Heiberg publizierten Schrift enthält die Konstantinopeler, im Kloster zum heiligen Grabe befindliche Handschrift von neuen Stücken das 2. Buch von „Peri ochoumenon“, das sonst nur in der lateinischen Uebersetzung Wilhelms v. Moerbek vorliegt und den Anfang des „Stomachikon“, des Aergerspiels, eine Art chinesischen Spiels, bestehend aus geometrischen Figürchen, die sowohl zu einem Quadrat als zu verschiedenen Bildern zusammengelegt werden konnten. — Was die unpublizierte Schrift über Mechanik betrifft, so sei nur erwähnt, daß die neue Methode des Archimedes nach Heiberg und Zenther tatsächlich mit der Integralrechnung identisch ist. Mechanisch ist die Schrift insoweit, als Archimedes in diesen seinen authentischen mathematischen Aufzeichnungen über seine Methode von der Mechanik ausgegangen ist.

(Nr. 112.)

Digitized by Google

Allegorien, Masken und Lehre bei Michelangelo.

Zum „Geheimnis" der Mediceergräber.

Die Leser der beziehungsschweren kirchlichen Interpretation, die Heinrich Brockhaus von den Mediceerdenkmälern in der Beilage von 1906, Nr. 154, gab, werden etwas erstaunt gewesen sein, in dem kürzlich hier besprochenen Luxusbüchlein von Ernst Steinmann „Das Geheimnis der Mediceergräber Michelangelos" (s. Beilage Nr. 74) eine so gänzlich andersartige anzutreffen. Sie werden es vielleicht dem Literarhistoriker aus inneren Gründen Dank wissen, wenn er den Unterlegungen jenes Büchleins methodisch nachgeht; zumal da er ihnen versprechen kann, daß sein Weg über diese nicht ganz grundsicher scheinenden Stellen zuletzt auf historisch festen Boden führt.

„Das neuentdeckte Geheimnis", daß die Mediceergräber eine karnevalistische Anregung verkörpern, stützt sich mit verblüffender Vorspiegelung von Tatsächlichkeit auf ein literarisches Zeugnis: „Schon im Jahre 1523 wurde eine Sammlung der älteren Karnevalslieder in Florenz gedruckt, und sehr wahrscheinlich befand sich schon in dieser frühesten Ausgabe der „Canti carnascialleschi" jener „Trionfo delle quattro complessioni", den Michelangelo seiner Komposition der Medici-Denkmäler zugrunde gelegt hat."

Einem solchen Positivismus gegenüber sollte man zunächst freilich mehr erwarten als beim Texte dieser Quelle, in einem Drucke des Jahres 1750! die beiläufige Anmerkung: „Ein Freund . . . bemühte sich in Florenz und Rom vergeblich, die Ausgabe von 1523 in den Bibliotheken aufzutreiben." Man könnte fragen, warum der Entdecker dann nicht wenigstens „die spätere Ausgabe, die Lasca schon im Jahre 1559 veranstaltete", zitiert, um den Erweis zu erbringen, daß wirklich „dies Lied da unter den älteren Karnevalsdichtungen aus den Tagen des alten Lorenzo erscheine". Man sollte zum mindesten für die vorgebliche Inszenierung dieses Trionfo — literarisch bezeugt angeblich im Jahre 1559 — „wie ihn Michelangelo schon am Hofe der Medici in glänzendem Gepränge durch die Straßen von Florenz dahinziehen sah" (S. 77), bestimmtere Anhaltspunkte erwarten, als die Beziehung auf die aus Burck-

Digitized by Google

hardt (Kultur d. Ren. II[2] 151) weitbekannten Trionfi in Florenz 1513 zur Feier der Wahl Leos X. Denn es handelt sich ja nicht darum, daß zufällig die beiden in jenen Grabdenkmälern verewigten Mediceer, Giuliano und Lorenzo, damals Ehrenpräsidenten der beiden bei jenem Karnevalsaufzug wetteifernden Gesellschaften waren. Die waren wohl noch bei gar viel anderen Vergnügungen dabei. Vasari, der enthusiastisch jeden möglichen, mitunter wohl auch unmöglichen Bezug auf seinen Meister aufgreifende Jünger Michelangelos, hätte schwerlich unterlassen, in seinem Bericht hierüber (in der Vita di Puntormo) etwas von d i e s e m Bezuge verlauten zu lassen, wenn es — nicht eben Geheimnis geblieben wäre. Allein für den Enthüller dieses Geheimnisses handelt es sich darum, im I n h a l t jener Karnevalsvergnügungen der jungen Mediceer irgend etwas ausfindig zu machen, was zu ihren Grabdenkmälern in Beziehung steht. Dann dürfte er vielleicht vertreten, was S. 78 nun wieder ganz positiv verkündet: „So rief Michelangelo, der mit staunenswertem Gedächtnis jeden Eindruck festhielt und unvermerkt seiner Kunst dienstbar zu machen verstand (hierfür genauer Beleg aus Vasari!), nur eine Jugenderinnerung zurück, als er mit kühnem Griff in das reichbewegte Volksleben seiner Vaterstadt einen Karnevalsgesang zur Grundlage machte für die gedankenreichen Kompositionen seiner Grabkapelle." Nun bieten aber jene Trionfi unter dem Protektorat der beiden Prinzen, die sich danach unlöslich bis zu ihrem Grabmonument in des Künstlers eisernem Gedächtnis mit ihnen verbunden haben sollen, g a r n i c h t s auf die „quattro complessioni" Bezügliches. Sie stellten der eine die drei Lebensalter des Menschen, der andere die Weltalter dar.

Wir wollten diese Sachlage im Gegensatz zu ihrer Einkleidung beim Enthüller nur einmal nackt hinstellen. Allgemeine Beziehungsmöglichkeiten hier vermuten zu wollen, würde gehörig ausgedrückt jedem freistehen. Der Enthüller aber setzt auf sein „positivistisches" Präludieren alsbald den authentischen Schlußakkord: „Der Trionfo, der das Verständnis der Allegorien Michelangelos (an den Mediceergräbern) im ganzen und im einzelnen erschließt, lautet wie folgt" usw. (S. 78).

Nun macht es, ganz abgesehen von der Abhängigkeitstatsache, die für eine so auftretende Behauptung erst nach-

Digitized by Google

zuweisen wäre, einen großen Unterschied, ob ich literarisch-künstlerische Beziehungen ihrer Idee nach, gleichsam im Aether des kombinatorischen Vermögens schwebend, zart andeute; die in ihnen liegende Assoziations- und Entwicklungsreihe aufdecke. Oder ob ich als Faktum, ja gar als ein enthülltes, erst „alles erschließendes" Geheimnis, „mit kühnem Griff" ein unmittelbares, festes Entlehnungsverhältnis aufweise, also in diesem Falle bestimmt und im einzelnsten erkläre: Michelangelo hat die Figuren an seinen Mediceer-Monumenten nach den, die vier Temperamente jeweilig vorführenden, Strophen eines Karnevalsliedes konzipiert und geformt. Ja er hat, um die Spuren dieses tiefsinnigen Geheimnisses nicht völlig den kommenden Geschlechtern zu verwischen — „Masken" dabei angebracht! Alsdann muß meine Behauptung standhalten nicht bloß gegen allgemeine, aus der Disparation der Ideen, sondern auch gegen tatsächliche, aus den besonderen Umständen der Ausführung erhobene Einwürfe.

Bleiben wir zunächst bei der ersten und Hauptsache, den Temperamenten. Wenden wir uns danach erst zu den — „Masken". Welchen Kenner des Rinascimento es da nun zunächst wundernehmen sollte, daß ein so uralt überkommenes, so allverbreitetes, so langdauerndes Motiv aus der Wissenschaftslehre dieser Zeiten, die Grundlage nicht etwa bloß ihrer Psychologie, sondern ihrer Medizin, Politik, ja (astrologischen) Metaphysik: daß die Lehre von den vier Temperamenten von Michelangelo gerade einem Karnevalsliede entnommen werden mußte, den „rufe ich — literarhistorisch — zur Ordnung auf des Tages". Denn solche besondere Anregungen sind nicht sogleich von der Hand zu weisen, wenn auch ein kürzerer Zeitraum zwischen ihnen und der Ausführung dem Historiker für ihre Ueberzeugungskraft erwünscht wäre, als wie in diesem Falle anderthalb Jahrzehnte. Aber uns genügt es schon, wenn eine solche Annahme nicht auf Widerstand in den Akten stößt. Wenn nichts in der nächsten persönlich-geistigen Umgebung des vorgeblich Angeregten auftritt, was dieser seiner behaupteten Anregung geradezu widerspricht.

Ich brauche nach einem derartigen Zeugen alterius partis nicht erst umherzuspähen; nicht im Kleinen und Vorüberrauschenden, in Karnevalsliedern und Straßenaufzügen. Ich finde ihn in einem Grundbuche des Kreises, in dem

Michelangelo persönlich und geistig wurzelte. Seiner Art nach steht es keineswegs für sich allein, aber sein Charakter und der damals nahezu prophetische Ruf seines Verfassers erhebt es zur Heroldsstimme. Es ist des Marsilio Ficino Buch vom Leben (Marsilii Ficini, Florentini Medici atque Philosophi celeberrimi de Vita libri tres: quorum I de Studiosorum sanitate tuenda II de Vita producenda III de Vita caelitus comparanda. Die Prooemia sind datiert X. Julij 1489 Florentiae und XVI. Septembris 1489 in agro Caregio — Careggi! —. Der Name dieser Mediceer-Villa bei Rifredi[1]) kommt von Campus regis und nicht von einer „florentinischen Familie", wie V. Kaiser, Der Platonismus Michelangeles III, 4, angibt. Ich zitiere nach einer kleinen Brevier-Ausgabe: Lugduni apud Guiel. Rovil sub Scuto Veneto 1566). Das Buch enthält die „Diätetik der Seele" jener Zeit (jedoch kein so unbefangenes wörtliches Plagiat, etwa aus dem Plato, wie die von Feuchtersleben es aus dem Spinoza darbietet). Der Verfasser stellt sich in der Widmung ad Magnanimum Laurentium Medicen patriae servatorem mit Berufung auf Apollo als Medicus-Poeta („etsi non bonus") vor. Es ist wie geschaffen, einem Künstler wie Michelangelo zum Brevier zu dienen. Wir stellen ihm mit dieser Hypothese nichts unter — so wenig wir einem Künstler des Weimarischen Kreises, einem Rauch oder Preller, etwas unterschieben, wenn wir ein Goethesches Werk in seiner Hand vermuten. Gehört doch gerade damals die geisterhafte Erscheinung ihres Florentiner Unsterblichkeitslehrers im Zeitpunkt seines Abscheidens — auf schneeweißem Zelter, wie er dem Michele Mercato in Rom zuruft: O Michael, vera sunt illa! — zu den großen Lebenseindrücken der Renaissence, auf die sie ihren Erfahrungsbeweis für die Unsterblichkeit der Seele gründete! (Vergl. den Schluß von Burckhardts Kultur der Renaissance jetzt auch bei Symonds. Life of Michelangelo I, 38.) Wen bannt nicht heute noch in Florenz — zum mindesten in der Badia — die Geisternähe des „Plato der Mediceer" in der ehr- und liebenswürdigen Gestalt seines Denkmals im Dom, seiner prächtigen Medaille! Sogar lateinisch kann Michelangelo das

[1]) Früher lange im Besitz des Grafen Buturlin, ist sie jetzt von Prof. Segrais in Rom erworben worden.

Digitized by Google

Werk des Marsilio gelesen haben. Denn er schrieb ja sogar in der Gelehrtensprache, wie schon aus dem Briefe an den Pfarrer Francesco Fortunato vom Jahre 1504 hervorgeht. Wir denken nun freilich nicht daran, das „Geheimnis" der Mediceergräber jetzt aus Marsilio Ficino zu „enthüllen". Oder aus Lorenzo il Magnifico, der ja auch — „canti carnavaleschi" verfaßt hat! Wir sagen nur, daß Marsilio ihm näher und für ihn bedeutender erscheint als jenes Karnevalslied, und wir beschränken uns vorläufig darauf, eine Stelle (Seite 28 f.) aus Marsilios Buche herauszuheben, die Steinmanns „Enthüllung", die Aurora der Mediceergräber verkörpere das melancholische, der Abend dagegen das phlegmatische Temperament jenes Liedes, schnurstracks entgegensteht.

Neben der unstimmigen Verteilung von vier so zusammengehörigen Allegorien, wie die vier Temperamente, auf männliche und weibliche Figuren hat Kenner an dem wenigen Tatsächlichen in Steinmanns „Enthüllung" nichts mehr verletzt als die Zuweisung von Michelangelos Aurora an die „magri, avari, timidi e sdegnosi, pallidi, solitari, gravi e pensosi" der Melancholikerstrophe des Karnevalsliedes. Wie?! Diese erste Michelangelosche Schönheit in Weibesgestalt, dieses aus einem überweltlichen Traume nicht freudig, aber königlich klar und rein erwachende Götterbild, verkörpert „magere, geizige, furchtsame, aufgebrachte, bleiche, einsame, schwerfällige, grüblerische Leute"?? Eine faschingsmäßige „Verulkung" der Melancholiker mag das sein. Eine Erklärung der Michelangeloschen Aurora ist es nicht, sondern eine grobe Beleidigung. Ich glaube, daß die Stelle aus Marsilio Ficino hinreichen wird, sie auch „quellenmäßig" in ihr Nichts zurückzuweisen: In aurora movetur sanguis et regnat motuque tenuatur et calescit et claret, spiritus vero sanguinem sequi imitarique solent. Verum accedente nocte melancholia illa crassior et frigidior atque pituita dominantur quae spiritus ad speculandum ineptissimos procul dubio reddunt. (Zur Zeit der Morgenröte bewegt sich und herrscht das Blut, wird durch die Bewegung verdünnt, warm und rein, die Lebensgeister aber pflegen dem Blut zu folgen und es nachzuahmen. Aber bei herannahender Nacht herrscht jene dicke, kalte Melancholie und der Schleim, die ohne Zweifel die Geister zur Betrachtung ganz ungeschickt machen.) Also

das gerade Gegenteil! In der Vorstellung jener Florentiner geistigen Kreise der mediceischen Akademie verband sich gerade der Abend mit der Vorstellung der Melancholie — wie das auch einfach der Natur entspricht! — und die Aurora mit dem, was man nach Marsilio und dem gesunden Menschenverstande (der hier auf seiten des Platonikers steht) als sanguinisches Temperament ansprechen müßte. Allein auch dies stimmt nicht zu der „schwer atmenden Aurora" (Wölfflin in der Beilage Nr. 74, S. 585) des Faust unter den Künstlern, der man eher die Worte leihen möchte: „Nur mit Entsetzen wach ich morgens auf — Ich möchte bittre Tränen weinen — Den Tag zu seh'n, der mir in seinem Lauf — Nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen!" Wenn Michelangelos Figuren sich also dieser Deutungsart nicht einordnen, nun! so gebe man die Deutung eben auf und lasse sie weiter für das gelten, was sie sind, nämlich für höchst eigenartige lebensvolle Darstellungen der Tageszeiten. Welches Licht nun aber gerade ihre Eigenart bei Michelangelo aus der Physiologie seiner heimischen Akademiker erhält, das hoffen wir demnächst ausführlich darzulegen — als positive Berichtigung der karnevalistischen Interpretation ihrer Temperamente.

Jedoch Steinmann sieht stumme Zeugen seiner geheimnisschweren karnevalistischen Anregung an den Denkmälern selbst. Es sind die an ihnen angebrachten „Masken": „Man kann angesichts dieser nie gesehenen Art (!), zahllose Masken zur Dekoration von Friesen und Kapitellen zu benutzen, die Vermutung nicht unterdrücken, der Meister habe auf diese Weise den Weg zu seinem Karnevals-Geheimnis weisen wollen." (S. 80.) Ich lasse es zunächst dahingestellt, ob das echt Florentinische Behagen an originellen Fratzen (visacci) als architektonischem Ornament gerade hier an diesen Denkmälern — auf der Kranzleiste des Gesimses — besondere Maskengeheimnisse bewahren solle. Ist es doch die Zeit, in der die Groteske in Kunst und Literatur Mode zu werden begann und bald zur kindischen Sucht ausartete. Von den „Masken" an den Kapitellen bestreite ich es schon entschiedener, daß sie etwas Einzigartiges in diesem Falle darstellen. Von Florenz mag das gelten. Es wird wenigstens durch eine sehr positive Aussage bekräftigt. Aber für das, was uns

Digitized by Google

hier am nächsten liegt, für Michelangelos Julius-Denkmal in Rom, gilt es nicht. Denn da tragen die Säulen an den Kapitellen auch „Masken". Heißt es nun aber nicht die architektonische Bedeutung dieser mascheroni völlig verkennen, wenn man in ihnen einen Hinweis auf den Karneval erblickt? Sind sie doch unmittelbar aus den an den Säulen oben aufgehängten Trophäen (in der Vorzeit wohl Menschenköpfe!) hervorgegangen. Ihre künstlerischen Urformen zeigen die Stierköpfe und Skelette, die Schädel der Opfertiere, die in den dorischen Fries aufgenommen worden sind.

Aber nun die „Masken" an den Figuren selber. Die Tierköpfe des Helmes und Stützkästchens des Lorenzo brauchen wir auf ihre „Maskenzeichen" vor niemandem zu prüfen, der je griechische Münzen betrachtet hat. Denn solchem wird von selbst mindestens der „Herakleskopf in der Löwenhaut" einfallen, nach dem Michelangelo seinen Helm als aufgesperrten Tierrachen gebildet hat. Aus der mediceischen Gemmensammlung spricht eine gewisse Vorliebe für diesen Typus (mehrfach in der pikanten Version der Omphale im Löwenhelm des Herakles!). Michelangelo hat sich wohl gelegentlich selbst in ihm karikiert, und zwar (s. jetzt die Abbildung bei Frey, Dichtungen S. 385) in einer Eberhaut. Denn es handelt sich keineswegs bloß um den Löwenrachen. Der alte Ausdruck κυνέη für Helm (noch bei Sophokles, Ajas 1266) deutet auf den Hund als Lieferer der alten Sturmhauben, wie er sich dann als Symbol der Wachsamkeit später auch in Erz auf römischen Helmen findet. Die Galea pellibus tecta, wie sie Vegetius (Mil. II 16) schreibt, ist genau wie bei Michelangelo, so daß das Gesicht im Rachen des Tieres steckt, sogar auf der Trajans-Säule zu sehen. Geradewegs auf römisches allverbreitetes Muster gehen die „Masken" nach Steinmanns dankenswerter Orientierung hinten und vorn am Panzer des Giuliano zurück. Denn es ist ein römischer Doppelpanzer (aus imprägnierter, vielfach geschichteter Leinwand, lorica linea, θώραξ λινεος, daher den Formen des Körpers eng angeschmiegt), wie ihn die Griechen und Römer nach orientalischem und karthagisch-spanischem Muster trugen. (Gleichfalls häufig auf der Trajans-Säule.) Die „Masken" darauf sind nichts als das bei Feldherren (Kaiserstatuen!) herkömmliche

Gorgoneion, von Michelangelo einfach in eine Teufelsfratze umgewandelt, die er selbst noch ähnlich (z. B. an der Decke der Laurentiana) verwendet hat. Sie bedeutet da nicht mehr als an den zahlreichen Stellen, an denen sie sonst noch in Florenz begegnet.

Aber nun „die Maske, welche das Ruhelager der Nacht schmückt"! „Sollte sie wirklich nur die Träume symbolisieren?" fragt Steinmann (S. 81) nach Herm. Grimm. Eine Maske die Träume? Es läge doch näher, daß sie metaphorisch die Dunkelheit der Nacht, ihre schreckhafte Verhüllung der Gestalten andeute. Aber warum muß denn alles symbolisieren? Kann denn nicht — ausnahmsweise! — einmal etwas auch in der Kunst einen ganz unsymbolischen, praktischen Zweck vertreten? Ich wenigstens suche solchen bei dieser einzigen wirklichen Maske auf Steinmanns „Denkmälern eines karnevalistischen Geheimnisses". Nur hat er mit dem Karneval ganz und gar nichts zu tun, sondern — hier mit dem Tode und seinem Zwillingsbruder, dem Schlafe. Warum fiel Steinmann nicht eher noch die Totenmaske ein, als die Karnevalsmaske? Allein liegt es hier nicht näher, daran zu denken, daß man im Altertum auch wohl darauf verfiel, den Toten eine tragische Maske vorzubinden? Daß es in neuerer Zeit auch einmal Mode war, im Schlafe zum Schutze des Teints Masken zu tragen? Daß es endlich eine in Italien besonders nötige kriminalistische und nicht karnevalistische Maskenordnung früher streng befahl, zur Nachtzeit die Maske abzulegen?

Mit dieser einen wirklichen Maske sei aber nun die Maskierung an den Mediceergräbern abgetan. Ihr Geheimnis führt nach einer ganz anderen Seite als der des Karnevalstrubels und seiner Festaufzüge. Auch ist es kein irgendwie sensationelles Geheimnis, das der Künstler „schweigend" sorgfältig zu hüten hatte und bei dessen „Preisgabe er die Lust zur Arbeit verloren hätte" (Steinmann, S. 57). Nein! Die geheime Lehre, die *νόησις*, wie es die Kunstlehre jener Zeit bezeichnete, bei den Mediceerdenkmälern konnte damals jeder kontrollieren, der Verständnis dafür und zumal Bekanntschaft mit Michelangelo und seinem Kreise hatte. Will man es ein Geheimnis nennen, so nenne man es mit Goethe ein „heilig öffentliches". Niemand sprach darüber, weil es sich von selbst

Digitized by Google

verstand, weil es damals allen Kundigen offen lag. Man verlor seine Spuren nur mit ihrer völligen Verschüttung, zumal in unserer Zeit. Diese quält wie zum Entgelt dafür ein seltsames Verlangen, dahinter zu kommen, was diese überweltlich schweigenden Marmorbilder zu sagen haben.

Rührendes und Hohes zugleich! Rührend sprechen sie in zarter Weise Dankbarkeit aus gegen Wohltäter des Lebens und Lehrer der Jugend. Denn keine andere Lehre verkörpern sie als die hohe der aus den Blütentagen des rinascimento (ca. 1460) noch zu uns hinüberklingenden Camaldulenser Gespräche zwischen Leon Battista Alberti und — Lorenzo und Giuliano von Medici. Ihr Erzieher, der wundersame Greis, der drei Menschenalter und auch noch die Entwicklung Michelangelos sah, der ihm seinen Dante in die Hand gab, dessen Eindruck auf die Künstler Bilder wie das Ghirlandajos in S. Maria Novella (im Leben des Johannes) wiedergeben: Christoforo Landino, hat im Auftrage des Magnifico diese Gespräche festgehalten, ob das aktive oder das kontemplative Leben vorzuziehen sei.[2]) Er hat damit die Lehre, die *νουθεσία*, für die Mediceergruft geliefert.

Federigo von Montefeltro, dem Großen und Guten, dem Krieger und Gelehrten, in dem die Zeit die nur in Aeonen sich wiederholende Vereinigung des sonst Getrennten: des Tätigen und Beschaulichen, bewunderte, dem „Dux literatissimus", sind diese Gespräche gewidmet. Mit welchen Gefühlen mochte der schauende Zeuge, der sie alle noch gekannt hatte, die herrlichen Abgeschiedenen, der vier Jahre seiner empfänglichsten Jugend beim Magnifico am Tische der Götter speisen durfte, jetzt daran gehen, den gesunkenen Hoffnungen des Wohltäterhauses das Opfer am Grabe zu meißeln! Dieses wehmütige Gedenken ist das einzige Geheimnis des Meisters. Angesichts der ihm Hohn sprechenden politischen Entwicklung gerade während dieser Arbeit! Nur auf diesem Hintergrunde versteht man die düstere Drohung in dem unvollendeten „Tag"; versteht man die orakelhafte Beschwörung des „durch unsere Schuld zum Tode geführten" Giuliano, als handle es sich um jenen in

---

[2]) Chr. Landini Florentini libri IV Primus de vita activa et contemplativa etc. Die Münchener Universitätsbibliothek besitzt einen Straßburger Druck in 4° (Math. Schürer) von 1508, auf dessen Druckbeziehungen ich hier nicht eingehe.

Digitized by Google

der Pazzi-Verschwörung gemordeten älteren Giuliano, den Bruder *seines* Lorenzo; versteht man die gewollte Porträtlosigkeit der zunächst für die Jüngeren bestimmten Standbilder! Wieder hießen sie Lorenzo und Giuliano und wieder war es ein Herzog von Urbino! Die Zeit, die „geschäftige", „nagende" Zeit*) —! Alles hatte sie verschlungen, und über ihrem Flusse („iis fluctibus in quibus semper aestuat ...") thronten ernst und schweigend nur die ewigen Ideen, von denen der Lehrer damals gesprochen: der „*wahrhaft Tätige*" und der „*wahrhaft Beschauliche*". Ist ja doch durch Gottschewskis schöne Entdeckung eines Modells zu den geplanten *Flußgöttern* der Mediceer-Denkmale der innere Bezug ihrer Allegorien zum *Fluß der Zeit* wieder ausschließlich in den Vordergrund getreten. Daß diese Heraklitische Idee dem medicei-schen Kreise nicht fernlag, vermag man schon aus der Plato-Uebersetzung seines Philosophen (speziell aus der Einleitung zum Kratylus!) zu ersehen. Dagegen berührt Marsf. Ficino in der Einleitung zum Phaedon mit keinem Worte die von *Jakob Oeri* in Basel in diesen Michelangeloschen Allegorien gesuchte Beziehung zwischen Tod und Leben und Schlaf und Wachen aus diesem Platonischen Dialoge. Landinos Buch vermag uns nun aber den deutlichsten Aufschluß über die geplanten vier Flußgötter zu verschaffen. Sie bedeuten nämlich nichts anderes als die *vier Unterweltsströme*. Ihre dort niedergelegten platonischen Beziehungen verbreiten volles Licht über die eigenartige *Unsterblichkeitslehre der Mediceer-Denkmäler*. Sie geht aus von den — mit Kant zu reden — „praktischen Idealen" der wahrhaften Aktivität und Kontemplation. So mächtig hat den Künstler der Gedanke ergriffen, daß er ihm zweimal, hier und am Julius-Denkmal in Rom, Ausdruck gab. Beidemal hielt er sich treu an des Lehrers Anweisungen. Nicht bloß der Gedankenstoff für das Ehrenmal des Hauses seines fürstlichen Wohltäters, sondern auch für das seines Papstes stammt hierher: Moses, der „Dichterkrieger" — wie er jener Zeit noch als Selbstverfasser seiner Bücher erschien —, der Vereiniger des tätigen und beschaulichen Lebens, von „Lea und Rahel"!

*) D. i. Martha, das Symbol des Säkulum in der Schrift und — die Maus, mit der der Meister die ehrliche Beschränktheit seines Condivi (Kap. 39) abfertigte.

Digitized by Google

Doch diese Ausführungen, die zugleich den sinnigen, aber im Unbestimmten schwebenden Gedanken Viktor Kaisers und Jakob Oeris über „Michelangelos Platonismus“ erst den festen Untergrund verschaffen, seien gesondertem Zusammenhange aufgespart. Genug, wenn die Leser der Beilage hier schon erkennen, daß sie die Auffassung Petersens und Wölfflins von unserer Frage (s. N. 74, S. 585, Sp. 2) quellenmäßig bestätigen.

München. Karl Borinski.

(Nr. 112.)

Neue Literatur und Forschung über Henrik Ibsen.

(Schluß.)*)

Wir sind durch den Berg von Ibsen-Literatur glücklich hindurch und ich habe manchmal meine Leser beneidet, weil sie nun so vieles nicht zu lesen brauchen, was ich für sie las. Dafür kommt nun eine schöne Ueberraschung: „Mitteilungen aus Ibsens Nachlaß“ (Neue Rundschau, Dezember 1906, bes. S. 1468 ff.). Zuerst der Prolog zu einer epischen Dichtung aus dem Jahre 1864, „an die Mitschuldigen“. Die Dichtung blieb unvollendet oder, sagen wir besser: sie verwandelt sich in das Drama „Brand“; sie schleudert die gleichen Anklagen gegen die Norweger, die unwürdigen, schwachen und ruhmredigen Enkel der großen Ahnen, die auch die Briefe jener Tage immer durchtönen. — Dazu erhalten wir einige Briefe an Clemens Petersen aus der früheren und an Julius Hoffory aus der späteren Zeit, aus den Tagen, in denen man in Berlin um die „Gespenster“ kämpfte und „Die Frau vom Meer“ zum erstenmal aufführte. Dann kommen andere Gedichte und Studien; diese fügen sich zum Teil den uns bekannten Gedankenreihen aus „Nora“, dem „Volksfeind“ und „Rosmersholm“ leicht ein. Andere (die über E. L.) scheinen die ersten Einfälle zur „Wildente“ und gelegentliche Notizen ohne spätere dramatische Verwertung. Die folgenden mizuteilen, kann ich mir nicht versagen.

---

*) Siehe Nr. 106 und 110 der Beilage d. J.

Digitized by Google

„Es ist unzulässig, daß Leute der Wissenschaft Tiere zu Tode quälen; mögen die Aerzte mit Journalisten und Politikern experimentieren."

„Wir machen uns über die vierunddreißig Vaterländer Deutschlands lustig; aber die ebensovielen in Europa sind ebenso lächerlich. Nordamerika behilft sich mit einem oder — bis auf weiteres — mit zweien."

„Leider, — unsere besten Gedanken werden von unseren ärgsten Halunken gedacht."

Danach erscheinen wieder Reden: Ein Antrag, einen Bibliothekar betreffend; einen anderen, das Stimmrecht der Frauen betreffend, dieser aus der Nora-Zeit und nicht ohne Bedeutung für das Entstehen dieses Schauspiels. Manchmal glauben wir darin den Dr. Stockmann mit seinen herzbefreienden, wuchtigen Argumenten gegen die Spitzen der Behörden wettern zu hören. Jetzt aber das Wertvollste: die ersten Aufzeichnungen zum „Puppenheim" und zur „Frau vom Meer".

Das „Puppenheim" heißt in diesen Aufzeichnungen „Tragödie unserer Zeit", und die ersten Niederschriften zerfallen in Aufzeichnungen und ein zeitlich davon getrenntes Szenar. Die Aufzeichnungen beginnen: „Es gibt zwei Arten geistiger Gesetze, eines im Mann und ein ganz anderes im Weibe. Sie verstehen einander nicht; aber das Weib wird im praktischen Leben nach dem Gesetz des Mannes beurteilt, als ob sie nicht ein Weib, sondern ein Mann wäre." Sie schließen also unmittelbar an die „Stützen der Gesellschaft", an Lona Hessels Worte zu Bernik: „Ihr seid eine Gesellschaft von Hagestolzen, ihr seht die Frau nicht."

Vergleicht man nun das Szenar mit der späteren Ausführung, so gerät man an eine ganze Reihe kleinerer Abweichungen. Gerade einige ganz delikate Feinheiten und anscheinend unentbehrliche Motive des vollendeten Dramas fehlen diesem Entwurf. Im zweiten Akt sagt der Dichter z. B. noch gar nichts von Noras wildem Tanz, von ihrer fieberhaften Aufregung, von der Anwesenheit Ranks, der, während in Helmer nicht die leiseste Ahnung von Noras Qualen einkehrt, ein Geheimnis ahnt, aber sich falsch deutet. Ibsen hat noch nicht das Motiv der Tarantella und noch nicht den Hintersinn der Maskerade erfunden, die aufhört, nachdem die Fälschung entdeckt ist. Rank sagt nicht Nora allein, sondern Nora und Helmer, daß er sich zurückziehen

Digitized by Google

wolle, um allein zu sterben, da in dem Sterbelager Unschönheit sei. Und seine Karte mit den beiden Kreuzen liegt noch nicht neben Krogstads Brief im Kasten. Schließlich sollte Nora unmittelbar vor der letzten Auseinandersetzung noch einmal eine Szene mit ihren Kindern haben; wie gut, daß diese Szene fortfiel, nach der ihr Abschied von den Kindern nur verletzen konnte.

Den Schluß von „Nora" hat Ibsen anscheinend immer von neuem hin und her erwogen. Anfangs war das Drama eine Tragödie: die letzten Worte der Aufzeichnungen heißen: „Verzweiflung, Kampf und Untergang". Die letzten Worte des Szenars heißen anders: „Scheidung. Nora verläßt das Haus."

Daß Nora von Mann und Kindern geht, nachdem sie weiß, daß ihr Mann nur an sich denkt und keines großen Opfers fähig ist, erscheint heute uns allen notwendig. Ibsen schildert in einem früheren Drama, im „Brand", eine ganz ähnliche Trennung, und damals behauptete niemand, das sei psychologisch unmöglich. Agnes liebte den Ejnar, der mit ihr spielte und ins Leben hineintanzte, wie Helmer mit Nora. Als sie aber von ihm verlangte, er solle zu Brand in das Boot springen und über die empörte See fahren und er bleich und zitternd sich versagte, da war ihre Liebe zu ihm auch erloschen; wie ein Weltenmeer legte es sich zwischen die beiden, und Agnes folgte, ohne zurückzublicken, einem anderen.

In der Abrechnung der beiden Eheleute im „Puppenheim" befremdet uns nur der kühle und überlegene Ton der Frau, ihre unbarmherzig klare Einsicht, ihr ruhiger Ueberblick über die ganze soziale Ordnung und das Unrecht, das der Frau in dieser Ordnung geschehe, und es befremden uns die vernichtenden Anklagen, die sie auf Grund ihrer Einsichten gegen die Gesellschaft richtet. Das alles steht in unlösbarem Widerspruche zu ihren früheren Aeußerungen, die bis ins Letzte frauenhaft waren, mutwillig, graziös, phantastisch, ohne Konsequenz, ohne Ueberlegung, immer nur den einzelnen Fall im Auge und auch den nur, soweit er sie anging.

Es gibt nur eine Lösung des Widerspruchs: daß in den ersten Akten Nora spricht und in der letzten Szene Ibsen selbst; mit seinen Anschauungen und seiner Ausdrucksweise stimmen, wie uns seine Briefe und andere Aeußerungen

Digitized by Google

oft bezeugen, die Abrechnungsworte Noras genau überein. Der Kontrast zwischen den beiden Noras scheint uns auch darum so unheilbar, weil die Nora der ersten Akte nicht geschaffen ist wie die anderen Frauen Ibsens. Diese anderen — ich weiß nur eine Ausnahme, die Hilde in der „Frau vom Meer" — sind eine organische Verbindung aus den Beobachtungen und Studien, die Ibsen an verschiedenen wirklichen Frauen und Mädchen machte. Nora hat nur ein Urbild und ist darum auch lebendiger, süßer, überzeugender, anmutiger, vielfältiger als alle anderen. Nun muß diese lebendigste aller seiner Frauen im letzten Akt die leblosteste werden, sie muß ihr ganzes Selbst aufgeben, damit Ibsen durch sie seine Ansichten über das der Frau geschehende Unrecht in die Welt rufen kann.

Ich glaube nun, die ersten Aufzeichnungen nicht falsch zu deuten, wenn ich behaupte: Ibsen wollte ursprünglich etwas ganz anderes. Verwirrung und Bitterkeit, ratlose Verzweiflung sollten Nora überkommen, weil die Welt und die Gesetze ihre Beweggründe nicht einsehen wollten, weil sie glaubte, nirgends sei ein Mensch, der sie nicht verurteile. Ihr Glaube an ihrem Recht, die Kinder zu erziehen, sollte ins Wanken geraten. Das Gefühl gänzlicher, trostloser Vereinsamung sollte sie überwältigen. Sie sucht es abzuschütteln, ihre Lebensfreude und ihre Liebe zum Mann, zu Haus und Kindern brechen noch einmal durch. Aber sie kann diese Not doch nicht ertragen und geht schließlich in ihren Qualen unter. Mir scheint diese Konzeption viel wahrer und großartiger als die spätere Ausführung.

Der Entwurf zur „Frau vom Meer" stammt aus dem Jahre 1880. Die „Frau vom Meer" war also gedacht als Ergänzungsdrama zum „Puppenheim". Hier verläßt eine Frau Mann und Kinder, dort wird sie zu ihnen zurückgeführt, ihnen innerlich gewonnen, nachdem sie jahrelang nur äußerlich mit ihnen gelebt. Wir wissen, daß Ibsens Dramen sich oft in dieser Art ergänzen, und wenn wir diese Ergänzung bis in alle Einzelheiten verfolgen, so entdecken wir auch die gemeinsame Lichtquelle der anscheinend so verschiedenen Ausstrahlungen in den Dramen. Man vergegenwärtige sich etwa das Verhältnis von „Brand" und „Peer Gynt", von „Volksfeind" und „Wildente", von „Wildente" und „Rosmersholm".

Die Zeit des Entwurfs ist 1880. Also es zog Ibsen bei

Digitized by Google

der „Meerfrau“ vor allem das gesellschaftliche Problem an. Die Zeit der Ausführung ist 1888. Also hier lockte das Problem der Seelenschilderung. Diese Doppelheit des Gesichtspunktes bringt nun, wenn wir genauer zusehen, eine Disharmonie in das Schauspiel. Auch Ellida sagt darin oft Worte, die mit den seelischen Vorgängen in ihr keine Gemeinschaft haben, die Ibsen spricht und nicht sie und die genau ebenso die Nora des letzten Aktes hätte sagen können. Worte wie die, daß Wangel sie g e k a u f t habe, er habe sie v e r s o r g e n wollen, er habe L u s t z u i h r b e k o m m e n u. a. Denkt man sich diese Worte fort, so tritt das seelische Problem rein, ohne störende Zutaten heraus und die Wandlung Ellidas erscheint uns viel überzeugender. Man muß auch bedenken, was Ellida vor der Zeit des Dramas erlebte, daß sie den fremden Mann schon einmal jahrelang wirklich und ganz vergessen hat, erst als ihr Kind starb und als sie glaubte, damit sei auch ihr die Lebensaufgabe entfallen, wurde die Sehnsucht nach dem Meer und dem ersten Bräutigam wieder über sie mächtig. Wenn wir Ellida sehen, so quält sie schon fortwährend das unabweisbare Verlangen zu beichten, wem es auch sei, die Katastrophe steht unmittelbar bevor und damit auch die Möglichkeit der Gesundung. Man soll nicht einwenden, eine Frau, die so lieblos und, ohne an seine Empfindungen zu denken, mit ihrem Manne spreche, die könne sich nicht so rasch wandeln. Ellida äußert sich darum so heftig und rücksichtslos, weil sie das Geständnis jahrelang zurückdrängte, nun kommt es mit leidenschaftlicher, explosiver Kraft zum Vorschein. Und dann: vor der letzten Entscheidung setzt sich in der überreizten Frau die Idee fest, man wolle sie mit Gewalt bei Mann und Kindern festhalten, wolle sie ihrer Freiheit berauben und dagegen muß sich ihr ganzes, Freiheit gewohntes Wesen empören. Sowie diese Idee von ihr genommen, sowie Wangel ihr wirklich die ganze Freiheit läßt, ist die Heilung auch vollendet.

„Die Frau vom Meer“ hat Ibsen also acht Jahre hindurch begleitet. In dem ersten Entwurf sind schon einzelne Szenen, z. B. die Erzählung Lyngstrands von der Meerfrau, ganz ausgeführt. Die Anlage des Dramas war reicher gedacht, als die Ausführung wurde. Die Unterhaltungen über die Schwermut und Traurigkeit des Menschen, seine Sehnsucht aus der Enge nach dem Weiten und nach

dem Meere waren ausführlicher, in manchem tiefsinniger und neben Lyngstrand sollte sein Mäzen und dessen eitle dumme Frau, neben Balleſted ein Kontorist auftreten, der einmal ein Lustspiel schrieb und nun sich aufrecht erhält dadurch, daß er an dessen Erfolg glaubt. Es ist derselbe, der nachher als Foldal in „John Gabriel Borkmann“ erscheint. Dann plante Ibsen noch einen „Schneider Fresvik“, der Geburtshelfer des Radikalismus, der seine „Entjochung“ in lächerlichen Anläufen zu Ausschweifungen — Beziehungen zu Frauen anderer — zeigt, spricht von Scheidung und dergleichen. — Wangel sollte Rechtsanwalt sein, nicht Arzt —, daher wohl auch in dem Stück sein „Bureau“ — und seine Vergangenheit befleckt durch eine unbesonnene Affäre, also ähnlich wie bei Nora und bei Knogstad.

Es war nun den Dramen Ibsens nicht zuträglich, wenn er sie allzulange mit sich herumtrug; er brachte dann zu viel in sie hinein; die Menschen verloren ihre Einheitlichkeit, ihr Wesen verzog und verwirrte sich in eine schwankende Unruhe; es kamen Breiten in den Dialog. Auch die ursprünglichen künstlerischen Absichten veränderten sich, ohne doch ihre eigentliche Herkunft zu vergessen; sie blieben sozusagen auf der Hälfte des Weges stehen, unentschieden, ob sie sich vorwärts oder rückwärts wenden sollten. Am schwersten hat unter dieser allzulangen Werdezeit „Kaiser und Galiläer“ gelitten; Ibsen selbst hat oft vernehmlich unter diesem Ungeheuer geseufzt. Sehr klar zeigen sich auch die widerstrebenden Tendenzen, die allzureiche Ausstattung der Charaktere in den „Helden auf Helgeland“. Zwischen ihrer Konzeption und ihrer Ausführung schob sich, wie uns Ibsen selbst mitgeteilt, das „Fest auf Solhaug“. Die Hjördis in diesem Trauerspiel ist zugleich die Gudrun der alten Laxdoela-Saga, die Hallgerd der Njals-Saga, die Brynhild der Volsunga-Saga: Drei Frauen und nicht eine, und insofern außerdem noch modern, als sie nur von den Grausamkeiten träumt, die sie tun will, während jene Frauen wirklich grausam sind. Auch die ursprüngliche Absicht des Dichters, alte isländische Sagen zu dramatisieren, verschob sich und das höchst moderne Problem der Ehe und das Problem vom Gegensatz zwischen den milden Sitten des Christentums und den rauhen des Heidentums geriet hinein, ohne doch recht Platz zu finden. — In der „Frau vom Meer“ haben wir ebenfalls eine Disharmonie gefunden und Breiten

Digitized by Google

zeigen besonders die Gespräche zwischen Arnholm und Bolette.

Eine zu rasche Vollendung geriet aber den Dramen Ibsens ebensowenig zum Heil. Man besehe sich den „Volksfeind". Er wurde von allen Schauspielen des Dichters am schnellsten fertig; der Zorn über die Aufnahme der „Gespenster" gab ihm ein und der Dichter schrieb in einem Jahre nieder; in der Hälfte der Zeit, die er sonst brauchte. Seine Wirkung ist freilich unmittelbarer und ungestümer als die aller andern modernen Dramen; hier sprach sich sehr oft der Dichter selbst aus, und zwar gründlich; aber wieviel Breiten, Widersprüche, Ungeschicklichkeiten blieben bestehen, wie schmerzlich vermissen wir die feinen künstlerischen Steigerungen und vor allem — das ist mir das Entscheidende —, wo ist denn eine von Ibsens Frauen? Die Frauen, die hier erscheinen, so sympathisch und tapfer sie sind, hätten auch andere Dichter gestalten können.

Die regelmäßigen, uns oft pedantisch regelmäßig scheinenden Zeitabstände, in denen die modernen Dramen Ibsens sich folgten, sind also auch der Ausdruck einer tieferen Notwendigkeit.

Ibsen selbst hatte etwas Aehnliches durchlebt, wie den Bann des fremden Mannes auf Ellida: die seltsame Macht die der Dichter Wergeland über Frau Camilla Collett besaß. Camilla Collett hatte dem Dichter vor Jahren durch ihren Roman „Die Töchter des Amtsmanns" einen Anstoß gegeben zur „Komödie der Liebe". Was sich nun zwischen Bolette und Arnholm und Lyngstrand und Hilde zuträgt, kann man auch eine Komödie der Liebe nennen: die Aehnlichkeiten zwischen beiden Komödien frappieren. Falk im ersten Akt des Jugenddramas glaubt, es sei Swanhilds höchste Aufgabe, ihn zu begeistern, und wenn sie diese erfüllt, so habe sie eben ihre Schuldigkeit getan und er könne sie verlassen. Lyngstrand verlangt von Bolette, sie solle an ihn denken, denn es werde seiner Arbeit sehr förderlich sein, wenn er wisse, ein reines, verschwiegenes, junges Weib sei in ihren Gedanken bei ihm. Swanhild heiratet Goldstad aus nüchternen Erwägungen, weil er ihr jeden Wunsch gewähren will, und sie weiß, er wird sie verstehen. Aus ähnlichen Gründen entschließt sich Bolette zu der Ehe mit Arnholm. Zu der Köstlichkeit der Erfindung, daß Arnholm sich in

Digitized by Google

Volette verliebt, weil er sich nun einmal eingeredet, sie liebe ihn — welche durchaus oberlehrerwürdige Konsequenz, daß er auch in der Liebe an dem festhält, was er sich einmal vornahm! — dazu war freilich der junge Ibsen noch nicht imstande.

Es lassen sich auch sonst eine Fülle von Beziehungen gerade zwischen Ibsens früheren und späteren Dramen entdecken. Sie bestätigen immer aufs neue den organischen Zusammenhang in Ibsens Entwicklung und sie geben auch die entscheidenden Aufklärungen über Ibsens Anschauungen vom Wesen und der Hoheit der Frau. Irgendwelche Einwirkung — sei es von Hebbel, sei es von anderen — hat er hier niemals erfahren.[11]) Hedda Gabler hat sich zur Ehefrau Jürgen Tesmans herabgewürdigt: sie muß einen guten, plumpen Mann um sich leiden, der sie in gar nichts versteht und dessen höchste Freude ist, sie zu bedienen. Als Frau dieses Mannes sieht sie den früher Geliebten wieder. — Der Keim dieser Hedda Gabler ist die Margit im „Fest auf Solhaug". Auch sie um des lieben Lebens willen die Frau eines plumpen, reichen Mannes, der ihr unerträglich ist und doch stolz auf sie und sich ihr mit Freuden unterordnet; als sie ihm für immer angehört, kommt der Geliebte zurück und wendet sich einer andern zu und über sie bricht unendliche Qual herein. — Aehnlich wie Hedda die arme Thea, quält und reizt und peinigt Hjördis in den Helden auf Helgeland die sanfte Dagny, und die begehrliche Sehnsucht der zügellosen, mit Sturm und Meer verwandten Frau, nach dem reinen, edlen Mann, der an eine schwache Frau gebunden, die ihn nur liebt, nicht versteht, schildert uns Ibsen nicht in „Rosmersholm" allein, in den „Helden auf Helgeland" auch. Die weißen todverkündenden Rosse erscheinen in „Rosmersholm", und auf gespenstischen Rossen saust die Hjördis des Jugenddramas durch die Lüfte. — Jarl Skule in den „Thronforderern"

[11]) Dies gegen Alfred Kerr, Das neue Drama (Berlin 1906), 122 f., und seinen Hinweis auf Hebbels „Judith" und „Mariamne". Nur Ibsens gesellschaftliche Dramen sind im gewissen Sinn Fortsetzung von Hebbels „Maria Magdalena". Schon bei Hebbel lädt nicht der einzelne, sondern die Gesellschaft die tragische Schuld auf sich, jene moralischen Ansichten, die unser Leben beherrschen, obwohl sie längst gestorben sein sollten, da sie doch aus ganz anderen gesellschaftlichen Bedingungen hervorgingen.

Digitized by Google

ist ein großer Zweifler; er möchte den Zweifel verbergen und muß doch immer davon sprechen; er weiß, daß bei Haakon Glück und Jugend ist und bekämpft ihn doch; er verlangt nach unbedingtem Glauben an sich und findet ihn, als es zu spät, im eigenen Sohn, der Frucht einer Liebe, die er längst vergaß, und die überschwengliche, fast grauenvolle Verehrung dieses Sohnes erschreckt ihn, stößt ihn ab und bringt ihn schließlich ins Verderben. Eine große Tat gelang diesem Jarl, als er sie wiederholen will, muß er sterben. Die Fülle der Aehnlichkeiten dieser Motive, mit denen des Baumeisters Solneß kann jeder mit den Händen greifen. — Ich fand noch manche andere Aehnlichkeit der Art; vielleicht macht es denen, die meinen Andeutungen folgten, nun Freude, selbst danach zu suchen. Diese Beziehungen alle betone ich so nachdrücklich, weil viele unter unseren Ibsen-Kennern anscheinend es ihrer Würde nicht für angemessen halten, gerade um die ersten Dramen sich zu bekümmern, und hier liegen immer noch die reichsten Aufschlüsse für den Dichter.

Wir haben da und dort beobachtet, wie weit bei Ibsen der Weg ist von der ersten Niederschrift bis zur Ausführung, und wie sich während dieses Weges die Motive fortwährend änderten. Wir haben uns auch durch ein paar Beispiele — sie sind aus einem größeren Reichtum genommen — überzeugt, wie bei Ibsen so oft ähnliche Menschen, Bilder, Szenen, Konzeptionen, Motive erscheinen, aber in unaufhörlicher, man möchte manchmal ausrufen unerbittlicher. Verschiebung der Verhältnisse, Bedingungen, Situationen, Umgebungen. Wer das nachfühlt, wird die Versicherung Ibsens, sein Leben sei eine dauernde Passion, eine dauernde Arbeit gewesen, aus tiefster Ueberzeugung glauben. Auch die Klage Rubeks im dramatischen Epilog wird sich ihm mit einem neuen Inhalt füllen: daß sein großes Werk „Der Auferstehungstag" nicht rein und unberührt sich ihm erhielt; als junges, nacktes Weib, das aus dem Schlummer erwachte, hatte er sich das Werk erträumt, aber der Plan verschob sich und verschob sich, das Weib geriet von der Mitte in den Hintergrund und eine unheimliche Gesellschaft tierisch-menschlicher Gestalten umringte sie.

Die Zeit der Ibsen-Literatur ist eigentlich vorüber, und die Zeit der Ibsen-Forschung sollte beginnen. Das hat auch Otto Brahm vor kurzem betont (Neue Rundschau, Dez.

1906, 1412 f.) und er hat selbst einige Aufgaben dieser Ibsen-Forschung genannt. Ich hoffe, daß sich aus meinen Ausführungen andere von ihren Zielen und Notwendigkeiten deutlich heraushoben: die Verpflichtung etwa, allen Berührungen, die Ibsens Dramen untereinander haben, bis in die letzten Einzelheiten nachzuspüren, die Erkenntnis, daß man bei jeder Aeußerung von Ibsen, ehe man sie beurteilt, sorgfältig erwägen muß, wer sie sagt, in welcher Stimmung, in welchem Zusammenhang sie fiel, welche Bedeutung sie für den Sprechenden und für den Zuhörenden hat — die Einsicht von der Wertlosigkeit, ja von dem Schaden, den voreilige Verallgemeinerungen, flüchtige Sammlungen, indiskrete Mitteilungen haben. Eine solche Ibsen-Forschung könnte sich auch verdienen, daß man ihr für alle Dramen das Material schenkt, das sie jetzt für „Nora“ und die „Frau vom Meer“ besitzt. Sie würde auch bald erkennen, daß kaum ein Dichter uns von den Gesetzen und Bedingungen dichterischen Schaffens so viel enthüllt, als der anscheinend so schweigsame, geheimnisvolle und unzugängliche Ibsen. Auch die Ibsen-Forschung ist sorgfältigste Einzeluntersuchung, geduldiges, hingebendes und nachfühlendes Eingehen auf des Dichters Absichten, und sie ist vergeblich, wenn nicht des Dichters ganzes Werk fortwährend vor dem inneren Auge steht.

München Friedrich von der Leyen.

(Nr. 115.)

Elsässische Poesie.

In einem Lande, welches so tiefgehende politische Umwälzungen durchgemacht hat, wie das Reichsland, ist natürlicherweise auch die Literatur von den politischen Verhältnissen viel abhängiger als anderswo. Man kann sogar sagen, daß die Politik geradezu die Richtung der Literatur bestimmt. Heutzutage gibt es nun im Elsaß zwei literarische Strömungen, welche die verschiedenartige Stimmung des Reichslandes sehr getreu wiedergeben, einerseits die nationaldeutsche, welche durch Lienhard und Christian Schmitt vertreten ist, meistens in der Lyrik ihren Ausdruck findet und an die Poesie anknüpft, welche bereits vor

Digitized by Google

und direkt nach dem Kriege durch Männer, wie Stöber, Mühl, Candidus gepflegt wurde, andrerseits die partikularistisch-elsässische, welche in den neunziger Jahren aufgekommen ist und in den dramatischen Schöpfungen eines Greber und Stoßkopf Werke ins Leben gerufen hat, die dem elsässischen Dialektdrama in der deutschen Literatur einen ruhmreichen Platz anweisen. Bloß diese zweite Richtung ist im Elsaß volkstümlich. Die erste hat im Volke keinen Boden gefunden. Ihre Vertreter sind sogar fortwährenden Anfeindungen und Bespöttelungen zum Opfer gefallen. Das mag die Erklärung abgeben für die trübe, oft pessimistische Stimmung, die sich mancher Dichter dieser Gruppe bemächtigt hat. Das Beste wollen und nicht verstanden werden, das ist eine bittere Erfahrung, die nicht ungestraft an einem gemütvollen und tiefangelegten Dichterherzen vorübergehen kann. Schon in den früheren Gedichten Christian Schmitts konnte man hier und da diese traurige Grundstimmung finden. Noch viel mehr ist dies der Fall in einer kleinen Gedichtsammlung, die der elsässische Poet dieses Jahr dem deutschen Publikum dargeboten hat.[1]) Schon das Motto des Büchleins zeigt, wie der Dichter sich in seinem Stolz beleidigt fühlt durch den Mangel an Verständnis, dem er wohl fortwährend begegnet sein wird: „Wie ich's empfangen, geb' ich's hin; Wer mir verwandt, fühlt, was ich bin. Die meine Worte nicht versteh'n, Mögen nur immer vorübergehn."

Von Politik ist zwar in diesem Büchlein nicht die Rede. Aber wer die Verhältnisse im Elsaß kennt, der weiß, daß die nationalen Gegensätze den meisten Konflikten doch leider zugrunde liegen. Die Traurigkeit, die jeden ferner „nel mezzo del cammin di nostra vita" beschleicht, wenn die Haare anfangen sich weiß zu färben, und man des Herbstes kühleres Wehen bereits um sich fühlt, trägt selbstverständlich auch dazu bei, diese Stimmung zu verstärken. So können wir denn in allen Naturschilderungen des Dichters, mögen sie nun die Heimat oder die Fremde zum Gegenstande haben, diesen traurigen Grundzug wiederfinden:

Auch ich bin mehr nicht als ein Duft,
Aufsteigend schon verloren,
Ein Ton in windbewegter Luft,
Verweht, fast eh' geboren.

---

[1]) Chr. Schmitt: Aus Höhen und Tiefen. Dritte Liedersammlung. Straßburg, Ludolf Beust, Verlagsbuchhandlung 1907. 108 Seiten.

Digitized by Google

Auch in den Frühlingsliedern verscheucht die Herbststimmung die Freude am Wiedererwachen des Lenzes:

O Glanz und Schall, o Duft und Licht,
Kämt ihr nur über Gräber nicht
Gegangen!

Selbst auf der Reise nach dem Welschland vermag die Sonne Italiens nicht die Nebel zu zerreißen, welche des Dichters Seele umhüllen. Die Räder, die ihn durch den Gotthardtunnel tragen, sie tönen ihm durch Herz wie Sargwurf, und auch im Felsengewirre des Maggiatales wird er nicht Herr über seine Melancholie:

Tot, Erd und Himmel überall, wie hier,
Und wo du stehst, ein Abgrund neben dir!

So werden wir uns nicht wundern, daß selbst auf frohen Fahrten mit seinen Freunden in der Umgebung der Heimatstadt der Dichter stets dem Tode zu begegnen glaubt. Eine Kahnfahrt erinnert ihn an Charon, der die Totenscharen zur letzten Ruhe führt, und sogar im Familienkreise, wenn er an seine Kinder denkt, übermannt ihn das Gefühl der Trauer und Entmutigung:

Das Leben ist ein dunkel Spiel,
Voll Täuschung und voll Tücke.

Und so entringt sich der Seufzer seinem Herzen:

In heißem Ringen wider Not und Neid,
Hab ich erkannt: Der Besten Los ist Leid.

Aus diesen Proben wird schon hervorgehen, wie innig und tiefsinnig die Gedichte sind, die wir in dieser dritten Liedersammlung finden. Die Sprache ist kernig und zeigt oft kraftvolle Prägnanz. Ein einziges Beiwort eröffnet oft weite Horizonte. So wenn der Verfasser von den „gepanzerten Scharen der Gletscher“ spricht oder uns den Dorfturm schildert, wie er hoch auf dem Saum des Hügels neugiervoll herüberschaut, oder von der Spitze des Münsters herab die Lande rings umher „schlummersatt“ erblickt.

Manche Bilder freilich kommen einem gesucht vor. So dünkt mir, um nur ein Beispiel anzuführen, das Bild der Kaktuspflanze als „freudenscheue Nonne“ doch etwas merkwürdig. Von der Alliteration macht Verfasser auch vielleicht zu viel Gebrauch So sehr sie zur malerischen Schönheit der Sprache beitragen kann, sie darf doch nicht zur Manie ausarten.

Digitized by Google

Wir wollen mit dem Wunsche schließen, der Dichter, der schon so viel für die elsässische Literatur getan hat, möchte sich nun, nachdem er sich das Leid von der Seele weggedichtet, wie er selbst sagt, „den Mut bewahren, der nimmer erschlafft, den Willen, der siegend das Höchste sich schafft“ und bald mit einer neuen Sammlung seine Freunde beglücken, mit einer zuversichtsvollen Sammlung. Chr. Schmitt möge sich selber sein eigenes Wort zu Herzen nehmen:

„Doch hoffe, ringe, brauche deine Kraft,
So wirst auch du zerbrechen Zwang und Haft!
Auch dir muß wiederkehren Glück und Licht.“

Würzburg. Heinrich Schneegans.

(Nr. 115.)

Latein als Wahlfach an der Oberrealschule.

Der Bundesrat hat den Reifeprüflingen der deutschen Oberrealschulen die Berechtigung gewährt, auf der Hochschule sich der wissenschaftlichen Heilkunde zuzuwenden, aber er verlangt noch den Nachweis von Kenntnissen in der lateinischen Sprache in dem Maße, wie sie auf den Anstalten mit altsprachlicher Grundlage zum Erwerbe des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses für ausreichend erachtet werden. Diese Kenntnisse können durch eine Prüfung an der Hochschule nachgewiesen oder — und diesen Weg werden wohl die meisten Schüler vorziehen — durch Teilnahme an einem für diesen Zweck einzuführenden Lateinunterricht schon auf der Oberrealschule erworben werden.

Wenn nun auch anzunehmen ist, daß diese den Oberrealschülern, die Jünger der Heilkunde werden wollen, gemachte Auflage in absehbarer Zukunft wieder verschwinden wird, so muß doch einstweilen damit gerechnet werden. Demgemäß entsteht die Frage: Wie soll dieser Unterricht gestaltet werden? und die weitere: Wer soll ihn erteilen?

Zu erwägen ist hierbei zunächst der Bildungsbestand und der Grad der geistigen Reife der in Betracht kommenden Schüler. Es ist von vornherein klar, daß jungen Leuten, die schon 6 Jahre lang Französisch und 2 Jahre Englisch getrieben haben — ich nehme als selbstverständlich an, daß der Lateinunterricht im

7. Schuljahre beginnt — die alte Sprache nicht in der Weise beigebracht werden darf wie Zehnjährigen, die noch nicht einmal im Gebrauch der Muttersprache sicher sind. Jeder vernünftige Unterricht hat an das anzuknüpfen, was im Schüler schon an erarbeitetem Wissensstoff und ausgebildeter Auffassungskraft vorhanden ist Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß dieser Lateinunterricht sich dem Lehrbetrieb des Französischen und Englischen anschließen, also hauptsächlich ein Leseunterricht sein muß Es ist sofort mit dem Lesen zu beginnen und aus dem Gelesenen sind allmählich die als nötig erachteten Kenntnisse von der Wortbeugung- und -bildungslehre, sowie vom Satzbau zu schöpfen und ein stets sich mehrender und zu befestigender Wortschatz zu gewinnen. Das schließt natürlich die Heranziehung einer knapp gefaßten, auf das Wesentliche beschränkten Sprachlehre zum Zwecke einordnender Zusammenfassung nicht aus. Die Lesestoffe sollen guten römischen Schriftstellern entnommen sein, in der sprachlichen Form keine unnötigen Schwierigkeiten bieten und inhaltlich die Aufmerksamkeit der Schüler fesseln. Also von Livius etwa die Anfänge Roms und die Kriegführung Hannibals, aus Cäsars gallischem Krieg der Kampf mit Ariovist, die weiteren Nachrichten über die Germanen und vielleicht der Aufstand der Vercingetorix, von Cicero Briefe, von Tacitus die Germania und schließlich sollte mit Rücksicht auf den Zukunftsberuf der Schüler Plinius der ältere wenigstens mit dem 7. Buch vertreten sein. Für die Dichter dürfte sich eine gedrängte Auswahl aus Catull, Tibull, Properz, Ovid, Vergil (Georgica) und Horaz empfehlen. Daß damit den Schülern etwas zu Schweres zugemutet würde, scheint mir nicht zu befürchten. Denn neben der schon gekräftigten Fähigkeit des Sprachverständnisses kann aufs stärkste der treibende Eifer willig einem klar bewußten Ziel zustrebender Geister in Anschlag gebracht werden. Und in 3 Jahren läßt sich so auch bei geringerer Stundenzahl viel erreichen.

Zur Unterrichtserteilung für das Lateinische als Wahlfach an der Oberrealschule dürften sich Lehrer von den altsprachlichen Anstalten weniger eignen, weil sie kaum die von ihnen sonst geübte Art der Sprachunterweisung so ablegen würden, wie das die Rücksicht auf die Kenntnisse und den Bildungsgang des Oberrealschülers fordert. Etwas anderes ist es, wo die Neuanstalten mit Einheitsunterbau bestehen — was in Bayern nicht der Fall ist —; an diesen wird der altsprachliche Unterricht ja auf ähnlicher Grundlage betrieben, wie in Zukunft das Lateinische an der Oberrealschule.

Somit wären an den bayerischen Oberrealschulen die Neu-

Digitized by Google

sprachler die gegebenen Anwärter für das jüngste Lehrfach; denn einmal tritt in dem Unterrichtsbetriebe der neueren Sprachen für die oberen Klassen das Schriftstellerlesen bestimmend in den Vordergrund und andrerseits kann sich die Gewinnung der Wörterkenntnis im Lateinischen mit stützen auf schon bekannte Bestandteile der französischen und englischen Sprache, die aus dem Lateinischen hergeleitet sind. Denkbar wäre aber auch, daß in einzelnen Fällen der Lehrer des Deutschen und der Geschichte den Lateinunterricht übernähme, da nicht nur durch die Umformung des Gelesenen ins Deutsche der Sinn für die gesonderten Eigentümlichkeiten der fremden und der Muttersprache geweckt und geschärft würde, sondern auch ein Hereinziehen der lateinbürtigen Fremdwörter zur Erklärung ihrer Stammväter einen erhellenden Blick in die Sprachentwicklung und Geistesgeschichte gewährte und ferner die Sacherklärung der Schriftwerke zur Vertiefung des geschichtlichen Verständnisses dienen könnte. Darum soll die zum Lesen bestimmte Auswahl aus den römischen Schriftstellern auch mit Rücksicht darauf erfolgen, daß den Schülern die römischen Quellen zur Geschichte der alten Germanen wenigstens einigermaßen zugänglich gemacht werden.

Es wäre erfreulich, wenn meine kurz hingeworfenen Bemerkungen weitere Meinungsäußerungen hervorlockten. Das verdient die berührte Frage nicht nur wegen ihres plötzlichen Auftauchens. Handelt es sich doch vor allem auch darum, dieses zunächst äußerlich zugeführte Anhängsel nach seinem sprachlichen und inhaltlichen Bildungswerte in lebendigen Zusammenhang mit dem übrigen Unterrichtsbetriebe der Oberrealschule zu bringen.

Neustadt a. d. Haardt. Ernst Henschke.

(Nr. 113.)

Aerztliches aus Amerika.

Professor Friedrich Müller ist aus Amerika wieder zurückgekehrt. Er war dorthin eingeladen worden, um in Universitäten und im Kreise verschiedener wissenschaftlicher Vereinigungen Vorträge zu halten. In der letzten Sitzung des Münchener Aerztlichen Vereins gab er nun seine Reiseeindrücke wieder. In der ihm eigenen frischen, vorurteilsfreien und gleichzeitig klaren kritischen Weise hat er die dortigen Verhältnisse

erfaßt, und es wird daher interessieren, einiges von dem hier wiederzugeben, was ihm als wertvolle Anregungen für Verbesserungen bei uns in Deutschland erschienen ist.

Was zunächst den Unterricht an den Universitäten betrifft, so sei es auffallend, wieviele junge Leute diese besuchten, ohne daß sie die Absicht hätten, später eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen. Es bilde sich dadurch eine Geistesaristokratie. In den Fachschulen, auch den medizinischen, die den Studenten von den Universitäten in den Naturwissenschaften, auch in vergleichender Biologie vorgebildet empfangen, sei der wesentliche Unterschied in dem Lehrsystem der, daß von vornherein mehr auf praktische Betätigung gesehen wird. Dazu gehöre in der Medizin eine ausgedehnte Anwendung des Tierexperimentes, und zwar sowohl zur Förderung der biologischen Erkenntnis wie auch der manuellen Geschicklichkeit. Es gebe z. B. als ein Fach die experimentelle Chirurgie, wobei an Hunden alle Arten Operationen eingelernt werden. Dazu gehöre ferner in den klinischen Fächern die Ausbildung am Krankenbett an der Hand von praktischen Fällen, über die genaue Untersuchungen und Krankengeschichten geführt werden müssen und an die sich dann die Erläuterungen anschließen. Durchführbar ist dieses System nur durch Vermittelung eines ganz bedeutend viel zahlreicheren Lehrpersonals, das jeden einzelnen Studenten in der Klinik überwacht, ihm Aufschlüsse gibt, ihn leitet. Diese „außerordentlichen" Professoren und Assistenten, die „tutors", befolgen ein ausgeprägtes Paukſystem. In diesem erblickt Müller für die stets große Zahl der mittelmäßig begabten Studenten einen großen Vorteil. Denn das Wissen wird dadurch gefestigt. Lücken werden erkannt und die Möglichkeit zu ihrer Ausfüllung gegeben. Freilich ein Ersatz für unser auf Selbständigkeit beruhendes und zur Selbständigkeit erziehendes System sei das Paukſystem nicht. Aber man dürfe sich doch darüber keinem Zweifel hingeben, daß dies auch bei uns in Wirklichkeit besteht. Nur hat es extra muros seinen Sitz. Wäre es nicht besser, es mit unserem freien Lehrsystem zu verknüpfen und dadurch dafür zu sorgen, daß wenigstens das Pauken nach bewährtem System und von eingeweihten verantwortlichen Kräften besorgt wird nach den Lehren der Schule des Ordinarius?

Beneidenswert sei die reiche Ausstattung der Universitäten und Fachschulen. Das schon erwähnte wertvolle System der Tierexperimente würde bei uns allein schon an den Kosten scheitern. In Toronto werden von durchschnittlich 160 Studenten etwa 4000 Frösche zu Experimenten im Jahre ver-

Digitized by Google

braucht. Und doch sei das Tierexperiment für ein tiefer gehendes Verständnis der Vorgänge am lebenden Organismus unumgänglich nötig. Wie viele Herzspezialisten wird es bei uns geben, die je ein schlagendes Herz gesehen haben? Und doch hätte er selbst niemals solchen Einblick in die Herztätigkeit erhalten als drüben bei den Versuchen, die vor seinen Augen mit künstlicher Erzeugung von Herzfehlern gemacht wurden. Das sei ein außerordentlich richtiges Prinzip, daß man in Amerika viel mehr Wert auf den Anschauungsunterricht, und zwar im besonderen auf die Kenntnis der normalen und pathologischen Biologie, als auf die Morphologie legt, während bei uns das Studium des toten Materiales den Vorrang hat. Die Arzneimittellehre z. B. wird durchweg so getrieben, daß die Studierenden die Einwirkung der stark wirkenden Medikamente in Gruppen am Tier, z. B. im College von Wallace in New-York an zwölf Hunden verfolgen. Sollen wir uns durch die Angst vor den Antivivisektionisten abhalten lassen, diese wertvolle Erkenntnisquelle nicht zu erstreben? Daß gerade von Leuten, die von unserem Fache nichts verstehen, immer Widerstand geleistet wird, darf niemals ein Hindernis für die Forderungen der Wissenschaft sein. Selbst Verbote strengster Art haben nie den ernsten Forscher an dem ihm Erkenntnis verheißenden Forschungsweg gehindert. Man denke an das Mittelalter und man denke dann, daß, wer heute Tierexperimente lernen will, nach England geht, wo die Polizei die größte Einschränkung in Benutzung von Tieren zu Experimenten der Wissenschaft auferlegt hat!

Ein anderes Feld, wo die reichlich vorhandenen Mittel sich bewähren, sind die ganz vorzüglichen Bibliotheken, die nicht nur die einheimische, sondern z. B. auch die deutsche Literatur in einer überraschenden Vollständigkeit darbieten. Ein besonderer Vorzug sei auch ihre praktische Einrichtung, die das Entlehnen der Bücher sehr erleichtere, und die außerordentlich leichte Zugänglichkeit.

Das Leben der Studierenden weise manche Vorzüge auf. So spiele der Alkohol in ihrem Leben keine Rolle, wohl aber der Sport. In ihren Speisehäusern gibt es nur Tee, Kaffee, kohlensaures Wasser und einfaches Wasser. In sittlicher Beziehung herrschten viel strengere Anschauungen, und zwar nicht nur auf den Universitäten, sondern ganz allgemein. Daraus erkläre sich auch das auffallende Zurücktreten der Geschlechtskrankheiten gegenüber den übrigen Erkrankungen. Abteilungen für Syphilis und Geschlechtskrankheiten seien daher kaum je in den Spitälern zu treffen, weil sie kein Bedürfnis darstellen. Auch

Digitized by Google

die Tabes spiele nicht die Rolle im Straßenleben, wie vielfach in Frankreich und Deutschland. Die Hospitäler, die alle aus Wohltätigkeitsstiftungen und Zuwendungen gegründet und erhalten sind, weisen ebenfalls einen imposanten Betrieb auf. Im Mount Sinai-Hospital in New-York z. B. stehen täglich 4000 M für die Zwecke der Krankenpflege zur Verfügung. Auffallend ist die vielfache Verwendung der Freiluftbehandlung, für die alle verfügbaren offenen Räume, z. B. Balkone, Verbindungsgänge usw. verwendet werden, namentlich auch die Dächer, die zu diesem Zweck vielfach ganz flach gebaut sind.

Das System der Krankenhausärzte ist bis jetzt noch fast überall so, daß eine große Zahl von leitenden Aerzten aufgestellt ist, die dann nur zweimal in der Woche ins Spital kommen und nur die von ihnen aufgenommenen Kranken behandeln. Bleibend im Hospital beschäftigt sind nur die Assistenzärzte. Für letztere hat dieses System den Vorteil größerer Selbständigkeit und ausgedehnterer Erfahrung, aber auch den Nachteil, vielerlei „Schulen" mitmachen zu müssen. Auch sonst ergeben sich noch Nachteile, z. B. verwaltungstechnischer Art, so daß von einzelnen hervorragenden Klinikern, z. B. von Osler bezw. seinem Nachfolger Baker, das „Einmann-System" durchgeführt wird, d. h. es soll wie bei uns ein leitender Arzt für ein Spital oder eine Abteilung aufgestellt werden, der ständig sich mit dem Besuch der Kranken und der Oberaufsicht über den ganzen Betrieb befaßt.

Besonders nachahmenswert erschienen Müller noch drei Einrichtungen: An den Universitäten wird nicht jedes Jahr ein anderer Rektor oder Dekan gewählt, sondern es bleibt der gleiche Mann lebenslänglich. Das ist außerordentlich wichtig für die Entwicklung der Hochschulen. Denn eine mächtige Persönlichkeit ist dadurch in der Lage, dieser ihren Stempel aufzudrücken, neue wertvolle Kräfte heranzuziehen, einen einheitlichen Entwicklungsgang durchzusetzen, wie sich dies an verschiedenen Universitäten deutlich bewährt hat.

Dann die Einrichtungen für weitere ärztliche Ausbildung: Die Ueberfüllung des ärztlichen Berufes ist nicht minder schlimm als bei uns. In New-York gäbe es in schon jedem Hause einen, meist aber zwei Aerzte. Während nun aber früher die deutschen Aerzte entschieden den Vorzug beim Publikum hatten, hat sich dies inzwischen geändert. Die Ausbildung in Amerika sei eben jetzt genau so gut wie bei uns. Ja man könne in bezug auf die Weiterbildung der Aerzte von drüben etwas lernen: Die von der Aerzteschaft New-Yorks aus eigenen Mitteln ausgestattete

Digitized by Google

Akademie und die überall vorhandenen Postgraduate schools — die etwa der in Köln errichteten Akademie entsprechen, die ja auch den Zweck hat, schon praktizierende Aerzte weiter auszubilden — haben nämlich nicht nur Vorträge vorgesehen, sondern auch ausgiebige Uebungskurse. Solche müßte man bei uns einfügen, wenn das jetzige System der Fortbildungskurse für Aerzte das angestrebte Ziel in mehr praktischer Hinsicht erreichen soll. Hier in München würde das Reisingerianum dazu vorzügliche Gelegenheit bieten.

Schließlich sind es die Krankenpflegerinnen, deren Ausbildung und Dienstleistungen einen ganz hervorragend günstigen, zur Nacheiferung anregenden Eindruck gemacht haben. Wie viele Pflegerinnen hat man bei uns, die sich nur durch den Besitz — eines Häubchens als solche charakterisieren. Gelernt haben sie höchstens, wie man die Speisen an die Kranken austeilt. Selbst wenn sie von Orden geschickt werden, beschränkt sich ihre Fähigkeit im wesentlichen auf Zimmeraufräumen, Essenherrichten, und was sie zufällig vielleicht sonst wissen. Hier sei dringend eine Aenderung in der Ausbildung vonnöten und da könnte uns die amerikanische Wärterinnen-Schulung als treffliches Vorbild dienen. Sie müssen einen dreijährigen Kurs in einem der an die größeren medizinischen Schulen angegliederten Wärterinnenheime durchgemacht haben, ehe sie in die Praxis hinaustreten. Aufnahme finden nur Mädchen mit einer höheren Schulbildung und aus besseren Kreisen. Sie brauchen dann allerdings auch nicht grobe Hausarbeit zu verrichten. Im ersten Jahre erhalten sie von eigenen Lehrkräften theoretischen Unterricht in Physiologie, etwas Bakteriologie, soweit es für das Verständnis der Asepsis nötig ist, Ernährungslehre usw. Daneben praktischen Unterricht, indem sie mit der Leiterin der Wärterinnenschule Krankenvisiten machen. Nach einem Jahre werden sie dann Hilfswärterinnen, die den älteren beigegeben sind. Stets werden sie auch in der Küchenarbeit ausgebildet. Die ganze Privatküche liegt in ihren Händen; es wird gelehrt, was man für eine zweckmäßige Ernährung braucht, und vor allem wie man Speisen herrichten muß, damit sie appetitlich aussehen. Im dritten Jahre werden sie dann selbständig in der Krankenwartung und nach dem dritten Jahre treten sie in die Praxis und erhalten dann etwa 25 Dollars in der Woche. In den Spitälern müssen sie während ihrer Lehrzeit umsonst arbeiten, wie auch die Aerzte. Von ihrem Dienste abgesehen — das sei bedeutsam — haben sie jede persönliche Freiheit. Sie wohnen in eigenen Zimmern, können da Besuche empfangen, können frei ausgehen, in Theater,

Digitized by Google

Konzerte usw., können sich kleiden, wie sie wollen. Im Dienste tragen sie Waschkleider, die ebenso appetitlich, den Forderungen der Hygiene entsprechend, wie schmuck anzusehen sind. Der gesamte Eindruck ist ein höchst sympathischer und diese hübschen hellen Kleider tragen viel dazu bei, ebenso wie das Benehmen, das stets die Dame zeigt.

Im großen und ganzen erachtet Müller schon gegenwärtig den Stand der wissenschaftlichen und praktischen Medizin in Amerika gleich hoch wie bei uns. Viel zu den raschen Fortschritten in jeder Beziehung so auch in der Medizin trage es bei, daß Amerika nicht das Schwergewicht der historischen Entwicklung fortzuschleppen hat. Dazu kommt das stolze Nationalbewußtsein, die Tatkraft und Arbeitsfreude der einzelnen. Von der bei uns vielfach vorhandenen Verdrossenheit wird man in Amerika nichts sehen. Vieles können wir daher jetzt schon von unseren Vettern überm Meer lernen. Diese Erkenntnis sei der größte Nutzen seiner Reise.

Man wird die Schilderungen unseres bedeutenden Klinikers, der sich durch vorurteilsfreie Würdigung des Guten, komme es woher es wolle, besonders auszeichnet, begrüßen, und zwar nicht nur als eine an sich schon fesselnde und wertvolle Reiseschilderung, sondern als den Ursprung für hoffentlich zahlreiche und nicht allzu lang sich hinauszögernde Reformen. In diesem Sinne war ja auch der Vortrag gedacht. Daraus erklärt sich auch, daß manche Schattenseiten des amerikanischen Studiums beiseite gelassen wurden, die man hätte erwarten müssen, wenn es sich um eine mehr kulturhistorisch-pragmatische Vergleichung gehandelt hätte.

Dr. O. N.

(Nr. 112.)

Bücheranzeigen.

Deutsche Erhebung im Jahre 1813 von Karl Ritter v. Landmann. (Geschichtliche Jugend- und Volks-Bibliothek, III. Band.) Mit 17 Illustrationen. Verlagsanstalt vormals G. J. Manz. München-Regensburg 1907. 145 Seiten.

Das Glück, in einem einzigen großen starken deutschen Vaterlande zu leben, kann das gegenwärtige Geschlecht nur richtig einschätzen an der Vorführung der großen Schicksalsschläge, die über Deutschland gekommen waren. Darin liegt zugleich eine ernste Mahnung, die Ursachen des tiefsten Falles zu beherzigen

Digitized by Google

und alles aufzubieten, daß ähnliche Zustände nicht mehr entstehen können. Scharnhorst sagte: „Die erste Ursache unserer Niederlage war die Teilnahmlosigkeit des Volkes." Das vorliegende Büchlein wendet sich an die Jugend und an das Volk. Was nützt es, wenn die Schätze der Geschichtsforschung in den Gelehrtenstuben und in den Bibliotheken vergraben sind. Die geschichtlichen Lehren müssen Allgemeingut werden. Die geschichtlichen Vorgänge dem Volke verständlich zu machen, ist nicht so leicht und kann nur bei vollkommener Beherrschung des Gegenstandes so glücklich gelöst werden, wie es hier geschehen ist. Der Verfasser des Charakterbildes von Napoleon I. hat auch hier ein großes geschichtliches Gebiet kurz und übersichtlich zur Darstellung gebracht. Der Inhalt erstreckt sich auf die Zeit der Vorbereitung, Preußens Erhebung, das Eingreifen Oesterreichs, die Auflösung des Rhein-Bundes, der Erfolg der Erhebung und die deutsche Erhebung in der Kunst. Der deutschnationale Geist durchweht die Schrift. Das Streben nach historischer Wahrheit tritt hervor. Es ist nicht bloß die einschlägige Literatur verwertet, sondern es findet sich auch eine selbständige Auffassung der Ereignisse und der handelnden Personen darin, die sich zum Teil auf Archivstudien stützt.

Das Büchlein beschränkt sich nicht bloß auf die politischen und kriegerischen Ereignisse, sondern gibt am Schlusse auch noch ein erhebendes Bild von der Stimmung in ganz Deutschland durch eine kurze Betrachtung der Dichtkunst, der Malerei und der Baukunst, welche die deutsche Erhebung verherrlichten. Der Jugend gehört die Zukunft, sie für unser großes herrliches Vaterland zu begeistern, gehört zu den schönsten Aufgaben der Vaterlandsliebe. Möge das Büchlein seinen Weg finden in alle Volksbibliotheken und in alle deutschen Familien, möge sein Inhalt in alle deutschen Herzen eindringen und mithelfen, deutsches Heldentum nicht untergehen zu lassen.

K. v. Lupin.

Erlebnisse eines bernischen Reisläufers in Neapel und Sizilien 1846—1850. — Nach den Aufzeichnungen von Johann zum Stein, Soldat, Korporal und Fourier im 4. Schweizer Regiment, herausgegeben von Karl Geiser. Bern, Verlag von A. Francke, 1907.

Das schlichte Büchlein verdient mehr Aufmerksamkeit, als es bis jetzt gefunden zu haben scheint. Es bietet die Geschichte einer merkwürdigen Episode im Leben eines — wie der Herausgeber versichert — „durchaus ernsten, ja sogar strengen, aber herzguten Menschen, welchen das Schicksal auf seltsame Weise in der Welt herumgeschlagen hat". Johann zum Stein schilderte seine Erlebnisse „als Reisläufer" in neapolitanischen Diensten erst 50 Jahre nach den Ereignissen, aber seine Erzählung ist so lebendig, daß niemand im Erzähler einen hochbetagten Greis vermuten würde. Von den Straßenkämpfen während des Aufstandes in Neapel im Mai 1848 und von dem gefahrvollen Feldzug in Sizilien vom August 1848 bis zum Mai 1849 erhalten wir eine Reihe von anschaulichen Bildern. Der Verfasser ist nur ein Mann aus dem Hoplitenstande, weiß also nicht über Kriegs-

Digitized by Google

pläne und strategische Bewegungen neue Mitteilungen zu machen oder interessante politische Erörterungen einzuflechten, aber es gewährt gerade einen eigentümlichen Reiz, zu verfolgen, wie sich die Ereignisse eines Bürgerkrieges in solchem Kopfe spiegeln. Aus der kunstlosen Darstellung der Märsche und Kämpfe tritt die ganze Drangsal eines Volkskrieges, des verzweifelten Ringens der Schutztruppen des Königs mit den fanatisch erregten Lazzaroni überzeugend zutage. Ueber die Zuverlässigkeit des Autors kann kein Zweifel bestehen, so daß das Buch den Anspruch auf Quellenwert erheben kann; in denjenigen Punkten, in welchen er von anderen Darstellungen abweicht, trachtet er, seinen Bericht mit einer für den Leser sogar ermüdenden Genauigkeit zu begründen. Die schätzbarsten Aufschlüsse gewährt wohl der Abschnitt über die dienstlichen Verhältnisse der Schweizer Truppen; zum erstenmal sind hier über Dienstesvorschriften, Ausrüstung, Verpflegung, Buchführung der Kompagnien, Strafen usw. zuverlässige Angaben geboten.

Die Reisläuferei ist mit Fug und Recht in Verruf erklärt worden. Trotzdem wird man dem schlichten Mann, der in welschen Landen treu und tapfer seine Pflicht erfüllt hat, zustimmen müssen, wenn er schreibt: „Zu ehrenhaftem Andenken an die Schweizer, die am 10. August 1792 ihr Leben eingesetzt haben bei der Aufrechterhaltung ihrer Ehre und Treue, hat die Nachwelt bei der Stadt Luzern an einem Felsen ein würdiges Denkmal errichtet, das bis jetzt weder von den allerrabiatesten Sozialisten noch von den Franzosen bemäkelt worden ist. Die 4 Regimenter dagegen, die genau unter den nämlichen Verpflichtungen gestanden und ebenfalls ihr Leben eingesetzt haben für ihre Ehre und Treue, wurden dafür von der sogenannten liberalen Partei des Schweizervolkes verhöhnt, verlästert und mit Fleischerhunden verglichen." Gegen Jakob Stämpfli, der diesen Vergleich gebraucht hat, wendet sich der alte Reisläufer mit grimmigem Zorn, und mit stolzem Selbstgefühl erklärt er es für eine hohe Ehre, dem 4. Regiment angehört zu haben, da es in den Kämpfen in Neapel, Messina und Catania die schwersten und blutigsten Aufgaben redlich erfüllt habe. Der Leser wird dem alten Kriegsmann beipflichten. Das Wort aus den Hugenotten: Ich bin Marcel, dien' meinem Herrn mit Leib und Seel'! berührt heutzutage um so sympathischer, je seltener es zu hören ist.

München. K. Th. v. Heigel.

Wirtschaftspolitische Annalen, ein Kalendarium der Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik der Kulturstaaten, ihrer Kolonien und Dependenzen, Erster Jahrgang 1906, herausgegeben von Friedrich Glaser, Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Wie dies der Verfasser im Vorwort schon ankündigt, verfolgen die „Wirtschaftspolitischen Annalen" den Zweck, nicht nur eine Sammlung und Uebersicht der wirtschaftspolitisch wichtigsten gesetzgeberischen Maßnahmen in den einzelnen Ländern

Digitized by Google

der Erde zu geben, sondern auch darzustellen, wie Volksvertretungen, politische Parteien, Interessenvertretungen, Berufsorganisationen und hervorragende Fachleute sich zu diesen einzelnen Fragen stellen.

Das Kerngebiet der Bearbeitung bildet natürlich Deutschland, neben dem auch England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Italien sowie die übrigen Länder Europas eingehender berücksichtigt sind, während die außereuropäischen Gebiete, mit alleiniger Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika, programmgemäß nur kursorisch in Betracht gezogen werden.

Das neue Werk stellt sich als ein sehr brauchbares, allen im öffentlichen Leben Stehenden willkommenes, äußerst handliches Nachschlagebuch dar, welches in seiner Fortsetzung eine rasche und erschöpfende Orientierung über den Wandel und Fortschritt der ökonomisch-politischen Legislatur in den wichtigsten Ländern gestatten wird. Es bildet eine erwünschte Bereicherung der staatswirtschaftlichen Literatur.

München. Arnold Wadler.

Geschichte des deutschen Unterrichts von Dr. Adolf Matthias, Geh. Oberregierungsrat und vortragender Rat im kgl. preußischen Kultusministerium. (1. Band. 1. Heft vom Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen.) München 1907. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. VIII und 446 Seiten. Geb. 10 M.

Es ist bewundernswert, daß ein so hochgestellter und vielbeschäftigter Beamter noch die Zeit zu einem solchen Werk ehrlichen, eigenen Fleißes finden konnte. Indes ist der Verfasser dem hier betretenen Gebiete nicht zum erstenmal genaht; unter den fruchtbaren Deutschlehrern stand schon seit einem Menschenalter Geh. Rat Matthias mit dem gesunden Takt voran, der ihn das Lebensfähige und Lebenswürdige überall erkennen und fördern ließ. Wenn er hier die Leidensgeschichte des deutschen Unterrichts durch die Jahrhunderte begleitet und seine Sonde oft auf den dunklen Grund führen muß, so ist doch zu erkennen, wie er als Optimist und Idealist die positiven Momente mit besonderer Freude darstellt, ein echter laudator temporis acti: die Weimarer Schulordnung von 1619 (nach Ratich), den hohen Aufschwung des Deutschen gerade vor Klopstock und wieder in den ersten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts, die ostpreußische Direktorenkonferenz von 1831, die österreichische Instruktion von 1849 und die neuesten preußischen Lehrpläne. Namentlich eine große Phase wird hier zu hellstem Licht gebracht: wie der Aufschwung des deutschen Unterrichts vor hundert Jahren, ohnehin unterstützt, aber keineswegs hervorgerufen durch die neue Blüte unserer Literatur, dann doch in einer langen Zeit der Stagnation versumpfen mußte, weil der Meltau des Neuhumanismus sich über die Gymnasien legte.

Das Buch sollte ursprünglich dem Zweck des deutschen Unterrichts gelten, es ist aber zu seiner Geschichte geworden: eine echt deutsche Metamorphose! Die Erfahrung der Jahrhunderte wird zur Lehrmeisterin, das Resultat springt aus der gesamten Entwicklung von selbst hervor. Nur von solcher Höhe

Digitized by Google

der Betrachtung war der Verfasser schließlich legitimiert, auszusprechen, daß der Humanismus durch seine Schädigung des deutschen Unterrichts doch auch der deutschen Volksseele Schaden getan habe: aber mehr als eine subjektive Berechtigung, als ἕτερος λόγος, hat der Ausspruch nicht; auch wenn gar geäußert wird, das Uebersetzen aus den alten Sprachen schaffe einen holprigen Stil. Denn niemand weiß andrerseits besser als Matthias, daß Lessings erörternde Prosa, Schillers strömender Stil, Goethes lingider und doch tiefer Fluß ungebundener Rede ohne jeden deutschen Unterricht erwachsen und gerade nur durch Uebersetzungsübungen erschaffen sind. Ich möchte es also in dieser Frage lieber mit unserem alten bayerischen Fr. Thiersch halten.

Die Geschichte der einzelnen Sparten des deutschen Unterrichts — um dieses bayerische Schriftwort zu gebrauchen — wird vorgeführt mit feiner kritischer Abwägung jedes kleinen Fortschritts, und periodenweise wird der Reinertrag aufgezeigt. Auch die trockensten Partien, die Geschichte der Grammatik, werden anziehend belebt, denn „beharrlich ringend unterwerfe der Gedanke sich das Element". Vielleicht konnte hier noch erwähnt werden, wie die Beckersche Grammatik (durch die Hand des Sohnes) der Zeiten Wandlung in ihren späteren Auflagen darstellt. Aber ich müßte den gegebenen Raum weit überschreiten, wollte ich alle die großen Führer zum deutschen Unterricht, wie Matthias sie meisterhaft charakterisiert, auch nur mit Namen nennen; und wie sollte ich gar die kurzen, eindringenden Inhaltsangaben aller seinerzeit belangreichen Bücher, die vergessen sind, beschreiben. Besondere Freude bereitet es ihm, darauf hinzuweisen, daß gegenwärtige Bestrebungen in ferner Vergangenheit nur reiner und kräftiger hervorgetreten sind. Als Beispiel möchte ich anführen, daß der Weimarer Kunsterziehungstag sich viele schöne Reden hätte sparen können, wenn man aus Phil. Wackernagels, R. v. Raumers und Echtermeyers Schriften die Stellen über Behandlung der Lektüre von der Rednertribüne vorgelesen hätte. Für Bayern ist die Geschichte der neuen Orthographie eine stolze Erinnerung, wo es mit „frühem Führertritt" die Bundesstaaten mit sich fortriß, ehe Bismarcks rauhe Faust, sei es aus Ressortstolz, sei es aus Neuerungshaß, den rascheren Sieg des Guten aufhielt. Aber ad vocem! Matthias befürwortet es mit Wärme, daß Bismarcks unsterbliche Reden im Prima-Unterricht fruchtbar gemacht werden; und es ist erfreulich, daß das von dem hochverdienten Aug. Baumeister ausgestreute Saatkorn jetzt auf guten Boden fällt. Und nun eine etwas byzantinische Bemerkung! Der Verfasser meint, der Kaiser habe zu viel gesagt, daß der Aufsatz die gesamte Reife bekunde, aber sowie man darunter nicht den einzelnen der Reifeprüfung, sondern die des Schuljahrs versteht, kann man nicht anders urteilen.

Das Buch zeigt überall eine schöne, reine Sprache, die kein unnötiges Fremdwort entstellt; denn das öftere „hochgestochen" ist nur oberdeutscher Schriftsprache fremd (= hochgesteckt). Sonst fallen die Wendungen auf: „zu Vorwürfen" (S. 387 Plural!), „zu unbefähigte"; nicht unschwer für unschwer (S. 47). Druck-

Digitized by Google

fehler im Lateinischen finden sich S. 25, 47 (2!), 63, 75; 96 muß 1752 statt 1782 stehen. Warm berührt der kerndeutsche Sinn, der sich nicht nur S. 92 zu fast poetischem Schwung erhebt. Für die künftigen Unterrichtsziele ist das Erfreulichste an dem vortrefflichen Buch meines Erachtens doch auch seine Grenze. Mit Nachdruck tritt der Verfasser ein für die Pflege des Mittelhochdeutschen in den Oberklassen und für philosophische Propädeutik und für Benützung prosaischer Chrestomathien und für unsere schöne Literatur (auch) nachromantische) und für ernsthafteren Betrieb der deutschen Grammatik („Ziel der oberen Klassen ist, in das geschichtliche Verständnis der Sprache einzuführen"): aber die Praxis wird verzweifelt fragen, ob diese schönen Dinge in die drei Wochenstunden hineingehen können wie die hunderterlei Ueberraschungen in den Hut eines Zauberkünstlers. Meiner Erfahrung nach kann man nur so helfen, daß „Grammatik" (ja nicht systematische, natürlich!) und Mittelhochdeutsch in II A verbunden werden, in Prima aber das Bedürfnis nach philosophischer Anleitung und Prosalektüre an Lessings und Schillers ästhetischen Schriften zugleich befriedigt wird.

München. Ludwig Schädel.

Leibnizens nachgelassene Schriften physikalischen, mechanischen und technischen Inhalts. Herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Ernst Gerland zu Clausthal. VI und 256 S. Groß-Okt., mit 200 Figuren im Text. Leipzig 1906. Teubners Verlag. Preis geh. 10 M.

Die Entdeckung und Begründung der Differential- und Integralrechnung durch Leibniz. Im Zusammenhang mit seinen Anschauungen in Logik und Erkenntnistheorie. Fragen aus der Funktionentheorie, Monade und Differential bei Leibniz. Von Dr. Moritz Tramer. Bern 1906. VI und 135 S. Oktav. Preis geh. 1.50 M.

Das Interesse an Leibniz ist in neuerer Zeit in erfreulichster Zunahme begriffen. Dies beweist zunächst die beifällige Aufnahme einer Reihe von literarischen Erscheinungen der letzten Zeit, die sich auf Leibniz und einzelne seiner Werke beziehen, noch deutlicher aber der in diesen Tagen von der internationalen Assoziation der Akademien gefaßte Beschluß, unter Leitung der Berliner und der beiden Pariser Akademien eine bis heute noch fehlende Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten. Letzterer Absicht dürfte in wirkungsvollster Weise das erste der beiden obigen Bücher entgegenkommen, in welchem Prof. E. Gerland die Schriften physikalischen, mechanischen und technischen Inhalts aus dem Nachlasse des vielseitigen Gelehrten (gest. 1716) nach den in der kgl. Bibliothek zu Hannover aufbewahrten Originalen zum erstenmal der Oeffentlichkeit übergibt. Der Herausgeber hat diese teils in lateinischer, teils in deutscher, teils endlich in französischer Sprache abgefaßten Schriften in drei Hauptgruppen geteilt, von denen die erste mit 57 Nummern von physikalischen, die zweite mit 4 Nummern von mechanischen, die dritte endlich mit 73 Nummern von technischen Gegen-

ständen handelt. Der Inhalt dieser Nummern verdient unser höchstes Interesse: er zeigt uns Leibniz im Lichte seiner Zeit, er gibt uns Aufschluß über dessen Art zu arbeiten und er läßt uns klar erkennen, wie weit der ausgezeichnete Philosoph in vielen Dingen seiner Zeit vorausgeeilt ist. In letzterer Hinsicht verdient namentlich der in einem Anhang abgedruckte, „Drôle de Pensée, touchant une nouvelle sorte de Représentation" betitelte Entwurf für die Veranstaltung von Schaustellungen wissenschaftlicher und belehrender Art, der uns heute — nach 230 Jahren — in mancher Beziehung ganz modern anmutet, besondere Erwähnung. Bei dem Abdruck der Originalblätter hat Prof. Gerland eine möglichst getreue Wiedergabe des Urtextes im Auge behalten; Konjekturen, welche sich auf die Ergänzung des nicht selten unvollständigen oder unleserlichen Textes, sowie auf die Festsetzung des nicht immer vorhandenen Datums der Abfassung beziehen, sind ebenso wie sonstige Anmerkungen in Noten unter dem Text der einzelnen Nummern gesondert untergebracht. So ist also das vorliegende Buch, das, nebenbei bemerkt, zugleich das 21. Heft der von Moritz Cantor begründeten „Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen" bildet, in mehr als einer Hinsicht geeignet, unsere Kenntnisse über den großen Zeitgenossen eines Newton und Huygens zu bereichern und zu vertiefen.

Auch das zweite Buch gehört einem Sammelwerke an: es bildet den 47. Band der von Professor Ludwig Stein (Bern) herausgegebenen „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte". Die Streitfrage, wem wir die Entdeckung der Infinitesimalrechnung verdanken — ob Newton, ob Leibniz —, ist nicht mehr ganz neu; sie wird gewöhnlich zugunsten Newtons entschieden. Verfasser tritt aber in der vorliegenden Studie mit Wärme dafür ein, daß dem großen deutschen Mathematiker und Philosophen die Palme gebühre. In durchaus klarer, leider nicht auch stilistisch völlig befriedigender Darstellung versucht er, den Zusammenhang darzulegen, in welchem diese Entdeckung zu dem gesamten mathematisch-philosophischen Entwicklungsgang Leibnizens steht. Er geht dabei zunächst auf die Entwicklung des Begriffes des Unendlichkleinen — von Euklid und Archimedes angefangen bis herauf zu Leibniz — des näheren ein und verfolgt dann besonders ausführlich den Gedankengang, der Leibniz aus einem geometrischen Beispiel heraus mit einem Schlag auf die Entdeckung der Differential- und Integralrechnung führte und ihn gleichzeitig auch den einfachen Algorithmus auffinden ließ, der zum Verständnis und zur raschen Verbreitung dieser Entdeckung nicht wenig beitrug. Die vielfach neuen Momente, die Verfasser dem Gegenstand abzugewinnen und für seine Anschauungen ins Feld zu führen weiß, dürften auch seinem Buche die gebührende Beachtung sichern.

Prof. K. Oertel.

Digitized by Google

Goldene Früchte aus dem Märchenland. Von Elisabeth Gnauck-Kühne. Bremen. Verlag G. A. v. Halem.

Elisabeth Gnauck-Kühne hat ein Bändchen Märchen geschrieben und Franz Stassen hat es mit Holzschnitten verziert. Vielleicht ist der Bilderschmuck sogar etwas prätentiös für diese Märchen geraten; mancher Käufer möchte hinterher durch den bei einem Buche doch wohl nicht ganz unwichtigen Text enttäuscht werden. Frau Gnauck-Kühne mag eine feine Seele haben. Schriebe sie Novellen, so würden solche schriftstellerischen Arbeiten vielleicht recht nett sein, in säuberlichem Deutsch eine wohl herkömmliche und etwas blasse, gewiß aber höchst lobenswerte Moral verkündigen. Der Gnauck-Kühne selbst mögen solche Eigenschaften an Novellen nicht genügen. Muß sie aber darum Märchen verfassen? Hält sie ein solches Unternehmen für leichter als die Erzeugung von anderer Literatur? In unseren Volksmärchen haben sich tiefste Dichtungen noch einmal „verdichtet", ganze Welten, ganze Mythologien stehen hinter ihnen und geben der Form wie dem Inhalt allerhöchste Spannkraft. Danach konnte wohl noch Andersen Märchen dichten und in unserer Zeit kann es Selma Lagerlöf. Wer sonst aber hat Liebesfülle und Anschauungskraft und Selbstenttäuschungsvermögen genug dazu? Schon Andersens Märchen sind nur in einer Auslese erfreuend. Aber immerhin ist er ein bedeutender Dichter, dem die Dinge in Wahrheit lebendig werden, und der, wo er sie zu Dolmetschern menschlicher feiner Gefühle macht, auch wirklich Interessantes zu sagen hat. Seiner Art will sich die Gnauck-Kühne nachbilden. Nur sind ihre Gefühle, die da in Märchen umgesetzt werden, nicht so sehr eigenartig. Da handelt es sich um Einsamkeit und um Sehnsucht — Begriffe, die in unserer Zeit nach ungeheuerlichstem Mißbrauch ein ausgewachsener Mensch, jedenfalls einer über 30 Jahre, wirklich nur mit alleräußerster Behutsamkeit handhaben sollte, etwa wie die ihrer Zeit ja auch sehr beliebten von Tugend und Gemüt. Was soll aber ein Kind mit diesen Geschichten von Unbefriedigung und Resignation usw. anfangen? Ein Kind hat sich erst der Welt zu bemächtigen und will das auch — mit Weltüberwindung hat es nichts zu tun. Zum Glück wird es ja nicht merken, welch abgründiger Tiefsinn ihm da vorgesetzt wird, zum Beispiel in der Geschichte von dem merkwürdigen Adler, der sich eine Katze fängt, nicht etwa, um sie aufzufressen, sondern im Gegenteil, um sie an sein liebedurstiges Herz, in sein einsames Nest zu nehmen und ungeheures Gefühl an ihr zu verschwenden. Die Katze hat natürlich keinen Trieb zur Höhe, sondern zur Tiefe und der Adler macht die Erfahrung, über die er sich, wenn er lesen könnte, schon in einem nicht ganz unbekannten Gedicht hätte unterrichten können — wo es sich allerdings um keine Katze handelt —, in den Versen vom Adler und der Taube. Eine ähnliche Schärfe der Naturbeobachtung und Weite der Phantasie wirkt sich in allen diesen Märchen aus. Es lohnte nicht, überhaupt darum Worte zu machen, wenn nicht, wie gesagt, die Ausstattung eine wohl anlockende wäre. Aber es war sicherlich unnötig, die Zahl der sentimentalen, schwächlichen, zu-

letzt unwahren Geschichten noch zu vermehren, die ohnehin den Kindern zugemutet wird.

München. Margarete Siebert

Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? Von Käthe Sturmfels Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart 1907.

Ein prächtiges Buch und ein würdiges Gegenstück zu Wegeners „Wir jungen Männer". Das, was Käthe Sturmfels sagt, wird wohl jedes edler veranlagte junge Mädchen (wenn ich so sagen darf) „von Haus aus" empfinden, aber die ganze Art und Weise, wie sie es sagt, ist so anschaulich und einleuchtend, daß dieses Büchlein, weil es eben nicht in einen superklugen, dozierenden Ton verfällt, vortrefflich geeignet wäre, die Aufmerksamkeit der weiblichen Welt auf sich zu ziehen, damit sie sich mehr und ernster mit den darin aufgerollten Fragen beschäftige, die doch unbedingt auch einmal öffentlich besprochen werden mußten. Was die Verfasserin anstrebt, ist die Loslösung des Weibes von jenen Ideenassoziationen, jenem Vorstellungskomplex des Mannes, der ihm das andere Geschlecht stets nur als einen Sinnenreiz, als ein Genußmittel erscheinen läßt und der daher den gegenseitigen Verkehr immer zu einem unwürdigen, unfreien gestaltet. Sie dringt auf ein harmloseres, ungezwungeneres Zusammenleben, das ohne alle ängstliche Prüderie sicherlich jene Schranken zu wahren wissen wird, die dem natürlichen Taktgefühl entspringen. Käthe Sturmfels betont, daß es hauptsächlich gerade die Aufgabe des Weibes sei, von kleinauf dazu geschult, den Mann zur Reinheit zu erziehen und daß — wo dies nicht gelingen würde — die Schuld fast ausnahmslos der Frau zuzuschreiben wäre. Das kleine Werk, das in sechsundzwanzig Kapitel eingeteilt ist, die sich eingehend mit den Schattenseiten in der Erziehung und im Leben des heutigen Mädchens befassen und die Mittel und Wege zu geben versuchen, um Abhilfe zu schaffen, ist aus einem im allerbesten Sinne „modern" zu nennenden Geiste geschrieben und vertritt schon insofern einen sehr gesunden und richtigen Standpunkt, daß es gegen alle „Reformweiber" und deren Emanzipationsgelüste oft mit ganz treffendem Humor Stellung nimmt. Es wird vielen eine Anregung zu Denken, ja noch mehr zum Leben werden.

München. Ferd. Frhr. v. Paungarten.

„Geschichte des Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen" betitelt sich ein Unternehmen, das der Verlag von Eduard Trewendt in Berlin ankündigt. Es soll in billigen Bänden von etwa je 25 Bogen erscheinen und in 4 bis 5 Jahren vollständig werden. Jeder Teil wird ein abgeschlossenes Ganzes bilden und auch einzeln käuflich sein. Mitarbeiter sind Alfred Biese, Valentin v. Bismarck, Gottlob Egelhaaf, Eduard Heick, Johannes Kreutzer, Geh. Kirchenrat Pank, Johannes Penzler, Heinrich von Poschinger, Georg Schmidt, Leon Zeitlin.

Digitized by Goog

Philipp Zorn u. a.. Herausgeber ist Johannes Penzler in Leipzig. Das Erscheinen des Eröffnungsbandes steht Ende dieses Monats bevor.

* Das 1. Heft des 99. Bandes der 1859 von Heinr. von Sybel gegründeten **„Historischen Zeitschrift“** (3. Folge Band 3) enthält an erster Stelle einen Aufsatz Joh. Hallers über das Papsttum und Byzanz, der kritische Stellung nimmt zu dem neuerdings erschienenen gleichnamigen Werke von Walter Norden; an zweiter Stelle den umfang- und inhaltreichen Aufsatz Warrentrapps über Rankes Historisch-politische Zeitschrift und das Berliner Politische Wochenblatt, der sehr interessante Ausführungen über Rankes politische Stellung, den Mitarbeiterkreis und die Tendenzen der von ihm in den 30er Jahren herausgegebenen Zeitschrift und auf ihr Verhältnis zu dem Organ der Feudalpartei, dem Berliner Politischen Wochenblatt, bringt. Für die Geschichte der vormärzlichen politischen Parteien und Gedanken wird dieser Aufsatz eine reiche Fundgrube sein — In den Miszellen behandelt H. Stern auf Grund österreichischer Archivalien „Die Göttinger Sieben, Metternich und Mazzini“ die charakteristische Tatsache, daß österreichische Diplomaten 1838 es für möglich halten konnten, daß Mazzini eine Revolution im Königreich Hannover zu erregen plane. — Literaturberichte, Notizen und Nachrichten bilden den zweiten Teil des Heftes.

* **Ein historischer Katalog.** Der Historische Verein für Mittelfranken hat eben einen Katalog der in seinem Besitz befindlichen Handschriften herausgegeben. (Kommissionsverlag von Fr. Seybolds Buchhandlung, Ansbach. 1.20 M.) Unter den 658 Nummern finden sich viele Manuskripte aus dem 15. und 16. Jahrhundert, hauptsächlich natürlich auf die Geschichte des Markgrafentums Ansbach bezüglich, doch auch manche aus anderen Gebieten, so über den Landshuter Erbfolgekrieg vom Jahre 1504, Chroniken von Kempten, Rothenburg, Schw.-Hall usw. Gleichzeitig mit diesem Katalog hat der Verein seinen 54. Jahresbericht an seine Mitglieder hinausgehen lassen; er enthält einen größeren Aufsatz des Rückertforschers Fr. Reuter namentlich über den Erlanger Aufenthalt des Dichters mit vielen ungedruckten Belegen; außerdem kleinere Beiträge von P. Reinecke über die prähistorischen Funde auf dem Hesselberg, von Th. Preger über ein Melanchthon-Autograph und eine Malerei von Lukas Cranach, über Spuren einer Parsifal-Handschrift in Ansbach, sowie eine Sammlung von Theologenbriefen der Reformationszeit.

* **Friedrich Theodor Vischers Vorträge.** Zum 100. Geburtstage des großen Aesthetikers (30. Juni) erscheinen im Cottaschen Verlage in Stuttgart neue Auflagen zweier Bände seiner von Professor Dr. Rob. Vischer in Göttingen herausgegebenen Vorträge („Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Aesthetik.“ „Shakespeare-Vorträge“).

* **Friedrich Nietzsche als Philolog** wird der Oeffentlichkeit zum erstenmal bekannt werden durch einige seiner Vorlesungen über griechische Literaturgeschichte, die im Juliheft der Süddeutschen Monatshefte erscheinen.

Allgemeine Rundschau.

Theobald Kerner.

Zu seinem neunzigsten Geburtstag.

(14. Juni 1907.)

Als letzter Zeuge einer großen Vergangenheit begeht Theobald Kerner, der Sohn von Justinus Kerner, heute seinen neunzigsten Geburtstag. Es will fast befremdend erscheinen, daß ein Mann noch unter den Lebenden wandelt, an dessen Wiege der jugendliche Uhland stand und der dem Sänger der Griechenlieder noch ins Auge schaute. Gerne pflegte er von jener fernen Zeit zu erzählen, aber im Mittelpunkte aller seiner Erzählungen stand doch stets sein Vater, seinem Andenken war das Leben des Sohnes pietätvoll geweiht, und die Erinnerungen des Kernerhauses und der Weibertreu haben an ihm allezeit einen sorgsamen und treuen Pfleger gefunden. „Ich bin der alte Burgvogt der Weibertreu," schrieb er mir einmal; „wie viele Ritter des Geistes sah ich einst fröhlich in diesen Mauern! Sie sind längst tot, leben nur noch in ihren Liedern und Sagen. Ich sitze einsam im alten Aeolsharfenturm und träume mich zurück in die lichtvolle Dichterzeit meiner Jugend!" — Ich bin der treue Haushund, dessen guter Herr schon lange gestorben; aber als ob er noch lebte, bewahre ich das alte Kernerhaus. Ich winsle oft in stiller Nacht; ist es Heimweh oder Kälte oder umhuschen mich Gespenster? ...

Als Sohn und Patenkind eines Dichters in einer Zeit geboren, als es im Schwabenlande von allen Bergen und Burgen sang und klang, hat auch Theobald Kerner eine reiche poetische Begabung besessen. Aber keine dickleibigen Bände legen Zeugnis ab von dem, was er geschrieben. „Man kann ein Dichter sein," schreibt er, „sich selbst unbewußt, still für sich in den engen Grenzen des eigenen Herzens, ein Dichter, ohne je ein Gedicht geschrieben zu haben. In den Urwäldern Amerikas, von keinem menschlichen Auge beschaut, blühen die wunderbarsten Blumen, fliegen die schönsten Schmetterlinge." Das Wenige aber, was er veröffentlicht hat, ist von einer Innigkeit erfüllt, die unwillkürlich an die Bilder von Moritz v. Schwind erinnert. Aus seinen Dichtungen spricht der Geist einer vergangenen Zeit, der Geist jener romantischen Naturschwärmerei, wie sie in Eichendorff und Tieck ihre bemerkenswertesten Vertreter gehabt hat.

Nicht nur in seinen Naturbildern, auch in der Art und Weise, wie er das Leben des deutschen Kleinbürgers schildert, erinnert er an Schwind und Spitzweg. In stiller Abendstunde besucht ihn oft sein „liebes Heimweh und schlägt das Album der Erinnerung vor ihm auf" — dann werden die drolligen Typen einer vergangenen Zeit in ihm wieder lebendig, und mit kurzen, humorvollen Strichen, wie es kein Kulturhistoriker besser vermöchte, zeichnet er die Bilder aus einer deutschen Kleinstadt vor siebzig und achtzig Jahren, Bilder aus der eigenen, so fernliegenden Jugend.

Digitized by Google

Die Sehnsucht nach ihr ist auch im Greise noch lebendig. Aber er weiß, daß die Natur nach strengen Gesetzen handelt, und nur ein Tor bittet: Mache aus Herbst und Winter wieder Frühling. Den letzten abendlichen Gang muß ein jeder machen, dem die Sonne des Lebens hell und warm geschienen hat, und mit dieser ernsten Forderung der Natur hat auch Theobald Kerner sich abgefunden, ohne indes die Freude am Dasein zu verneinen. In der Erinnerung an seine Jugend hat er sich das neunzigjährige Herz jung erhalten.

Karl Hauck.

Ein städtisches Amt für Kinderfürsorge.

Zürich. Der Große Stadtrat beschloß bei Anlaß der Beratungen über die Revision der Gemeindeordnung die Schaffung eines städtischen Amtes für Kinderfürsorge als Bestandteil der Schulverwaltung. Nach den Ausführungen des Kommissionsreferenten, Erziehungssekretärs Dr. F. Zollinger, bezweckt das Amt den systematischen Ausbau der Kinderfürsorge im vorschulpflichtigen und schulpflichtigen Alter, und zwar im Sinne der physischen, intellektuellen und moralischen Förderung der hilfsbedürftigen oder in irgend einer Richtung anormalen und gebrechlichen Kinder. Das Amt schließt in sich: die Ausführung des Absenzenwesens, die Versorgung verwahrloster, körperlich oder geistig gebrechlicher Kinder, die Speisung und Kleidung dürftiger Schulkinder. Die Ferienversorgung, die Jugendhorte, Kinderkrippen und Kinderbewahranstalten, die Fürsorge für die schulentlassenen Hilfsschüler, die Lehrlingsfürsorge, sodann in Verbindung mit den Organen des Gesundheitswesens die Säuglings- und die Kostkinderfürsorge, und in Verbindung mit der Amts-(General-)Vormundschaft die Fürsorge für die unehelichen Kinder. Das Amt steht unter der Leitung eines Vorstehers des Amtes für Kinderfürsorge, der direkt unter dem Leiter des städtischen Schulwesens, dem Schulvorstand (Mitglied des Stadtrates) steht und dem teils bezahlte, teils freiwillige Hilfskräfte zur Seite stehen sollen; die Besoldung des Vorstehers ist auf 4500 bis 6300 Fr. in Aussicht genommen. Bemerkenswert ist, daß diese neue Einrichtung nicht dem Armenwesen, sondern dem Schulwesen angegliedert ist. Dies steht im Zusammenhang mit den Bestimmungen des zürcherischen Volksschulgesetzes, das die Fürsorge für die anormalen und hilfsbedürftigen Kinder mit Einschluß der Ernährung armer Schulkinder als Konsequenz des Schulzwanges den Schulbehörden überträgt.

Neues zur Krebsforschung.

* Aus dem Institut für Krebsforschung in Berlin veröffentlichen v. Leyden und Bergell in der letzten Nummer der Deutschen Medizinischen Wochenschrift eine sehr interessante Mitteilung. Wir entnehmen darüber aus der Vossischen Zeitung folgendes: Die hervorstechendste Eigenschaft der bösartigen Geschwülste besteht in der ungeheuren Wachstums-

Digitized by Google

kraft Die Antwort der Geschwulst auf jeden für andere Gewebsarten schädigenden Eingriff, sei er mechanisch, bestehe er in Einwirkung von Hitze oder Kälte, sei er chemischer Natur, ist nicht Zerfall, sondern gesteigertes Wachstum. Wenn wirklich ein chemischer Stoff zunächst Zerstörung hervorruft, so folgt hinterher nur um so schnelleres Wachstum. Gelingt es also Stoffe zu finden, nach deren Einwirkung ein neues Wachstum nicht eintritt, so darf man hoffen, durch sie vielleicht einen Einblick in die rätselhafte Natur der Krebsgeschwulst zu bekommen. Man hatte Versuche mit radioaktiven Stoffen angestellt. Es zeigte sich, daß in einem Falle die Geschwulst gar nicht, im anderen sehr erheblich zerstört wurde, der Erfolg war aber kein dauernder. Man ging zu Stoffen über, die das Eiweiß zu zerlegen imstande sind, nämlich den Säften der Verdauungsdrüsen. Man versuchte es zunächst mit Pepsin, dem Eiweiß zerlegenden Ferment des Magensaftes. Es zeigte weder im Reagenzglas auf totes Krebsmaterial, noch auf lebendes Krebsgewebe einen Einfluß. Man nahm den durch Auspressen gewonnenen Saft von tierischen Bauchspeicheldrüsen. Im Reagenzglas zeigte sich sehr schnell eine verdauende Einwirkung auf Krebseiweiß und auf tote Krebsgeschwulst, auf den lebenden Krebs war die Einwirkung aber viel geringer. Dabei bleibt die zerstörende Wirkung nicht auf die Krebsgeschwulst allein beschränkt, sie erstreckt sich auch auf das umgebende noch gesunde Gewebe. Nun ging man über zu dem Saft, den man durch Auspressen von frischen Tierlebern gewonnen hatte. Dieser Saft zeigte im Reagenzglase eine geringe Wirkung auf totes Material, auf die lebende Geschwulst wirkte er aber in hohem Maße zerstörend; unter Schonung des gesunden Gewebes wird die Krebsmasse erweicht und verflüssigt. So bemerkenswert dieser Erfolg ist, so wenig ist er vorläufig zur Behandlung des Krebses zu verwenden, da der Leberfaft begreiflicherweise keinen einheitlichen chemischen Stoff darstellt, sondern neben dem wirksamen Ferment noch allerlei andere Stoffe, die zum Teil toxische Eigenschaften haben. Es besteht also zum mindesten die Notwendigkeit, die Stoffe unschädlich zu machen. Dagegen gestatten die Versuche, eine Theorie der Krebserkrankung aufzustellen. Von der Ansicht, daß Krebs durch parasitäre Lebewesen hervorgerufen wird, ist man im allgemeinen seit einiger Zeit abgekommen, man glaubt aber, daß der Krebszelle selbst, die aus Drüsenzellen hervorgeht, eine parasitäre Kraft innewohne. Diese Ansicht findet ihre Stütze darin, daß es durch Ueberpflanzung von Krebszellen auf gesunde Tiere bei Mäusen, Ratten und Hunden gelungen ist, Krebs hervorzurufen. Auf Grund der neuen Versuche glauben nun v. Leyden und Bergell annehmen zu dürfen, daß es dem krebskranken Organismus an der nötigen Menge eines fermentartigen Stoffes mangelt, den der Gesunde besitzt. Der Mangel an diesem Stoff oder seine Verminderung würden das unbegrenzte Wachstum begreiflich erscheinen lassen. Mag nun diese Theorie richtig sein oder nicht, und sind auch die Versuche therapeutisch noch nicht zu verwerten, so sind sie doch ein Beweis dafür, daß man endlich dazu kommt neues Licht in das Dunkel der Natur des Krebses zu bringen, und auch das muß angesichts der bisherigen Ungewißheit schon tröstlich erscheinen.

Digitized by Google

Kongreßwesen.

* Ueber die bedenkliche Zunahme der Schattenseiten des Kongreßwesens, über die wir einmal ausführlich gesprochen haben (Vgl. Nr. 233 d. J. 1905), äußert sich jetzt treffend auch die Wiener Medizinische Presse. Der Prozeß, den vor einigen Wochen ein Universitätsprofessor gegen eine deutsche chemische Fabrik angestrengt hat, ist in einer Hinsicht lehrreich und beachtenswert gewesen. Nicht wegen der Personen, die hier vollständig gleichgültig sind, sondern wegen der Aussage eines Sachverständigen in diesem Prozesse und den Schlüssen, die man aus dem Vergleich dieser Aussage und der kurz vorher stattgefundenen Ereignisse ziehen kann. Wie noch allgemein erinnerlich sein dürfte, gab ein Sachverständiger, eine bekannte Autorität in seinem Fache, das Urteil ab, daß kein vernünftiger Mensch heute an die parasitäre Natur der Krebskrankheit glaubt. Es dürfte aber noch nicht gar so lange her sein — kaum sechs Monate —, da wurde auf der internationalen Krebskonferenz mit Pauken und Trompeten der staunenden und von großem Entsetzen ergriffenen Welt verkündet, daß der Krebs ansteckend ist, und es wurden zahlreiche, natürlich exakt klappende Beweise dafür angeführt. Es soll hier nicht auf das Sachliche eingegangen, sondern nur darauf hingewiesen werden, daß, wenn ein so anerkannter Forscher wie der genannte Sachverständige die parasitäre Natur des Krebses leugnet, diese parasitäre Natur jedenfalls keine so unumstößliche Tatsache ist, als man sie mit so viel Emphase, so viel Lärm und so wenig Bescheidenheit auf der internationalen Krebskonferenz hinausschrie. Es war jedenfalls nicht nötig, die Welt mit unbewiesenen Hypothesen so zu beunruhigen.

Man könnte darüber hinweg gehen, wenn das eine vereinzelte Erscheinung wäre, aber es mehren sich in der letzten Zeit die Tatsachen, daß unsere Forschung zu sehr Pose wird, sich zu sehr vor den Augen der Zuschauer in Szene setzt, sehr zu ihrem Schaden, zum Schaden des Publikums und der Aerzte. Es kann für keinen dieser Faktoren ein Gewinn sein, wenn ein Forscher mit viel, mit sehr viel Zeitungslärm den Schreckensruf ausstößt, daß die Ernährung mit abgekochter Milch die Darmtuberkulose der Säuglinge verursacht, dafür allerdings den Beweis schuldig bleibt, hingegen damit die Welt beunruhigt und die Forschung nach Prüfung dieser Behauptung über sie bald zur Tagesordnung übergeht. Es kann diesen Faktoren auch sehr wenig nützen, wenn ein Forscher nach Versuchen von einigen wenigen Jahren eine Schutzimpfung gegen Tuberkulose gefunden haben will (für die ja doch die Beobachtung mindestens eines Menschenalters nötig ist) und ein politisches (!) Blatt den Vortrag früher bringt, als er auf dem Kongresse gehalten wird. Unsere Forschung hat jetzt zu wenig Geduld, zu viel Eitelkeit und denkt zu wenig daran, daß nicht die Priorität des Forschers die Hauptsache ist. Man könnte über das alles stillschweigend hinweggehen, wenn nicht sowohl das Publikum wie auch die Aerzte die Leidtragenden wären. Deshalb muß man darauf hinweisen, daß unsere Kongresse zu viel Schaustellungen sind. Etwas weniger Oeffentlichkeit wäre besser. Vielleicht nicht für die Vortragenden, wohl

aber für die Wissenschaft, wenn sie geirrt hat, wohl für das Publikum und auch für die Aerzte, die bei der Flinkheit. mit der die wechselnden Ansichten heute ins Publikum dringen, noch bevor sie nachgeprüft werden konnten, einen sehr schweren Stand haben.

Haben die Ameisen einen Gesichtssinn?

* Den Gesichtssinn der Ameisen hat Turner, wie die Umschau Nr. 24 meldet, durch Experimente an einem Ameisennest nachgewiesen. Turner steckte ein Stück Pappe in das Nest und befestigte ein ähnliches Stück als schiefe Ebene derart, daß die Ameisen darauf in das Nest herunter spazieren konnten. Diesen Weg benutzten die Tiere auch, und als er dann das Pappstück, das die schiefe Ebene darstellte, mit einem andern vertauschte, wurde der Weg darüber ebenfalls unbedenklich fortgesetzt. Daraus wird der Schluß gezogen, daß die Ameisen sich keineswegs nur durch den Geruchssinn leiten lassen. Schließlich wurde seitlich vom Nest eine elektrische Glühlampe, deren Hitzwirkung ausgeschaltet worden war, angebracht; daraufhin wählten die Ameisen den erleuchteten Ausgang; dies geschah auch, als das Licht auf der entgegengesetzten Seite angebracht wurde. Die Ameisen richteten sich dabei mehr nach der Richtung des Lichtscheines als nach seiner Helligkeit.

Uebersicht der organisatorischen Arbeiten der Internationalen Assoziation der Akademien.

(Wien, 29. Mai bis 2. Juni 1907.)

Die erste Plenarversammlung fand am 29. Mai statt. In dieser wurde zunächst eine Kommission zur Kodifikation der Statuten eingesetzt, bestehend aus den Herren Gomperz (Wien), Darboux (Paris), Diels (Berlin), Schuster (London) und Saleman (St. Petersburg), welchen ein, von dem künftigen Vororte zu wählendes Mitglied beitreten wird. Anträge auf Einführung einer Internationalen Hilfssprache und auf Schaffung einer einheitlichen Nomenklatur der Maschinenbestandteile wurden als wenig erfolgversprechend nicht zur Tagesordnung zugelassen.

In den folgenden Tagen wurde auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete zunächst die von Waldeyer (Berlin) vorgelegte provisorische Organisation der Kommission für Hirnforschung zur Kenntnis genommen. In Betreff der Organisation seismischer Beobachtungen wurde zur Kenntnis genommen, daß das in London von der Assoziation eingesetzte Komitee, bestehend aus Schuster (London), Lapparent (Paris), v. Mojsiovics (Wien), Helmert (Berlin), Agamemnone (Rom) und Tschernischew (St. Petersburg), sich in der Zwischenzeit in Frankfurt a. M. versammelt und dort eine Reihe von Aenderungen an den von Straßburg aus vorgeschlagenen Statuten vorgenommen hat. Diese Beschlüsse wurden seither allseitig gutgeheißen und da-

Digitized by Google

durch die Organisation dieser Gruppe von Beobachtungen ermöglicht. Den Mitgliedern dieser Kommission wurde der Dank votiert.

Ueber die Frage, ob durch Erdbeben nachweisbare Niveauänderungen eintreten, wurden von der internationalen geodätischen Kommission zwei Berichte von Sir George Darwin (Cambridge) und von Herrn Lallemand (Paris) mitgeteilt. Ferner wurden die günstigen Ergebnisse besprochen, die durch einen von Baron Eötvös (Budapest) ersonnenen Apparat zur Messung der Schwere erzielt worden waren; die Nachricht, daß die kgl. ungarische Regierung sich entschlossen habe, diese Studien zu fördern, wurde mit freudiger Befriedigung zur Kenntnis genommen. Die internationale Erforschung der Luftelektrizität wurde über Antrag von F. Exner (Wien) von der Tagesordnung abgesetzt. Nachdem die Kommission zur magnetischen Messung eines Breitengrades ihren Obmann v. Bezold (Berlin) durch den Tod verloren hatte, wurde General Rykatcew (St. Petersburg) ersucht, diese Stelle zu übernehmen. Ueber die Messung des Bogens des 30. Meridians in Afrika erfolgte eine Mitteilung von Sir George Darwin, aus welcher sich ergibt, daß diese Arbeit von seiten Englands mit großer Energie und mit erfreulichem Erfolge betrieben wird. Da sich diese Arbeit der deutschen Grenze nähert, wurde die Berliner Akademie ersucht, die kaiserlich deutsche Regierung auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.

Das Marey-Institut (Paris), welches physiologische Arbeiten verfolgt, ist von der französischen Regierung und der Stadt Paris in freigebiger Weise unterstützt worden; über Antrag von S. Exner (Wien) wird hierfür der Dank ausgesprochen. Zugleich wird in einem Berichte die Anregung gegeben, die Regierungen einzuladen, an diesem Institute Plätze für Studienzwecke mit dem jährlichen Beitrage von 1000 Francs zu belegen. Für die Schaffung einer einheitlichen Nomenklatur des Mondes wurde eine spezielle Kommission eingesetzt, bestehend aus Loewy (Paris), Turner (London), Newcomb (Washington), Franz (Breslau), Weiß (Wien) und Saunders (London). Die internationale Union für Sonnenforschung wurde über ihren Wunsch unter das Patronat der Assoziation der Akademien gestellt; der Vorort wird eines der drei Mitglieder in das Exekutivkomitee wählen. Die österreichische Regierung wird ersucht in Betracht zu ziehen, ob sie im Hinblick auf die große Wichtigkeit von in größeren Höhen ausgeführten Sonnenbeobachtungen und der Anzahl günstig gelegener Stationen in der Nähe von Wien in der Lage wäre, solche Beobachtungen zu unterstützen.

Endlich beschäftigte sich die naturwissenschaftliche Sektion mit der Notwendigkeit, eine tunlichste Gleichmäßigkeit in den Untersuchungsmethoden der meteorologischen Stationen und die gleichmäßige Verteilung dieser Stationen auf der Erdoberfläche zu erzielen. Der Vorort wurde aufgefordert, einer Anzahl von Regierungen die diesbezüglichen Wünsche auszusprechen. Insbesondere handelt es sich um die Errichtung von

Digitized by Google

Stationen auf einer Anzahl vereinzelter Inseln, sowie im nördlichen Sibirien und im nördlichsten Amerika.

Auf philologisch-historischem Gebiete ist die Frage der Internationalen Verleihung von Handschriften der Gegenstand einer längeren Diskussion gewesen, und es wurde der gesamte von Diehls (Berlin) vorgelegte Entwurf der Ausleihebestimmungen mit geringen Abänderungen gutgeheißen. Photographische Aufnahmen der Handschriften sind möglichst zu erleichtern. Für weitere Einzelheiten wurde eine Kommission eingesetzt, bestehend aus: de Goeje (Amsterdam), Diels (Berlin), Heiberg (Kopenhagen), Gollancz (London), Omont (Paris), Guidi (Rom) und v. Karabacek (Wien). Die Frage wurde angeregt, ob solche Sendungen von Handschriften nicht von der Zollrevision befreit werden könnten.

Ferner wurde eine permanente Fachkommission eingesetzt zur Vorbereitung eines Thesaurus der griechischen Sprache, bestehend aus: Diels (Berlin), Leo (Göttingen), Heiberg (Kopenhagen), Bywater und Gollancz (London), Krumbacher (München), Perrot (Paris), Gomperz und Kretschmer (Wien).

Der Bericht über die Vorarbeiten zur Herausgabe des Mahabharata wurde zur Kenntnis genommen und der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen der Dank für die erfolgreiche Förderung ausgesprochen.

Für das beabsichtigte Corpus griechischer (byzantinischer) Urkunden wurde beschlossen, zunächst einen in Regesten abgefaßten Dispositionsplan herstellen zu lassen.

Für die Herausgabe eines Corpus der Aerzte des Altertums wurde eine autonome Kommission eingesetzt, bestehend aus: Diels (Berlin), Leo (Göttingen), Heiberg (Kopenhagen), Ilberg (Leipzig), Bywater (London), Krumbacher (München) und Gomperz (Wien).

In Betreff des bibliographischen Antrages der British Academy ist zunächst eine Verständigung mit Instituten einzuleiten, die ähnliche Projekte vorbereiten.

In der Plenarsitzung am 30. Mai wurde von den Akademien zu Berlin und Paris über die ihnen anvertraute Herausgabe der Werke Leibnizens Bericht erstattet. Auch wurde die Ausgabe der Werke Eulers angeregt. In der Schlußsitzung am 2. Juni wurden die Berichte der beiden Sektionen genehmigt, ferner wurde der Accademia dei Lincei in Rom die Leitung der Assoziationsgeschäfte für die nächsten drei Jahre übergeben. Der kgl. belgischen Akademie in Brüssel, von welcher gleichfalls eine Einladung eingelangt war, wurde für diese Einladung der Dank der Assoziation ausgesprochen.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 16. Mai.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Diels las Herr Roethe über altdeutsche Worte mit langer Wurzel- und kurzer Mittelsilbe. Im Anschluß an

Digitized by Google

die Darlegungen vom 16. Juli 1903 wird namentlich an althochdeutschem Material gezeigt, daß der scheinbare Widerspruch zwischen der metrisch erschlossenen Betonung haúsida, sâ'lida und den westgermanischen Synkopeerscheinungen sich löst, wenn hausida zugrunde gelegt wird. Die Betonungsausgleichung der produktiven Bildungssilben, die schwachen Präterita ohne Bildungsvokal, vor allem die Ekthlipsis (leitita > leitta, hêriro > hêrro) und andere Momente wirkten zu dem sprachlichen Ergebnis zusammen. Ein Exkurs behandelte Ekthlipsis zwischen verschiedenen Worten (mine nâchgebûren, ahte du), die im mittelhochdeutschen Versbau eine große Rolle spielt. Die Betonung êrâ ist wohl erst entstanden, als viele ursprünglich dreisilbige Worte zweisilbig geworden waren, aber den im dreisilbigen Wort berechtigten Nebenton beibehalten hatten.

Herr F. W. K. Müller legte eine Mitteilung über „Die persischen Kalender-Ausdrücke im chinesischen buddhistischen Kanon" vor. Er wies nach, daß diese vor kurzem von Huber aufgefundenen Glossen nicht neupersisch, sondern soghdisch sind. Im Anschlusse daran wurden die authentischen Formen der soghdischen Monats-Namen, die wir bisher nur aus Al-Beruni kannten, aus drei manichäischen Fragmenten mitgeteilt. — Er machte ferner eine vorläufige Mitteilung über die Auffindung buddhistischer Texte in einer neuen, vorläufig proto-uigurisch genannten Schrift und soghdischer Sprache.

Herr Diels legte eine Mitteilung vor über ein antikes Exemplar der „Sprüche der sieben Weisen von Sosiades". Die von F. W. Hasluck in dem Journal of Hellenic Studies XXVII I, 62 veröffentlichte kleinasiatische Inschrift aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. ist die älteste Fassung der „Sprüche der sieben Weisen", die Stobaeus unter dem Namen des Sosiades und andere byzantinische Fassungen anonym vollständiger erhalten haben. Es ergibt sich hieraus eine Anzahl von Verbesserungen und Ergänzungen der erwähnten Veröffentlichung. Die Tafel ist vermutlich im Schulunterrichte verwendet worden.

Latein als Wahlfach an der Oberrealschule.

* Zu dem in Nr. 113 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung unter vorstehendem Titel veröffentlichten Aufsatze wird uns geschrieben, daß diese Frage für Bayern nur theoretisches Interesse hat, da eine Angliederung eines wahlfreien Unterrichts in Latein an die bayerischen Oberrealschulen seitens der zuständigen Organe nicht beabsichtigt ist.

Kleinere Mitteilungen.

Bü. **Archäologisches.** Es besteht Aussicht, daß infolge Ablebens eines französischen Sammlers eine rotfigurige attische Vase des 5. (?) Jahrhunderts mit einem sehr seltenen Sujet der Darstellung in den Kunsthandel kommt. Das Vasenbild stellt eine chirurgische Klinik dar. Der Arzt verbindet, unterstützt von seinen Assistenten, Verwundete.

Neuer Komet 1907 d. Nach einer Zirkulardepesche der Kieler Zentralstelle der Kometentelegramme ist in der Nacht vom 9. auf 10. Juni von Danier, Astronom der Princeton-Sternwarte (Nordamerika, New-Jersey), abermals ein neuer Komet entdeckt worden, der als der vierte dieses Jahres die vorläufige Bezeichnung 1907 d erhielt. Die Positionen der Entdeckung und ihre ungefähren täglichen Aenderungen sind:

Rektaszension = $23^h\ 48^m\ 32^s$; tägl. Aenderung = $+\ 2^m\ 8^s$
Deklination = $-\ 1^0\ 8'$ „ „ = $+\ 0^0\ 14'$.

Der Komet stand also zur Zeit seiner Entdeckung im Sternbild der Fische und geht dort in mäßiger, nach Nordost gerichteter Bewegung vorwärts. Seine Gesamthelligkeit entspricht nach Angabe des Entdeckers derjenigen eines Fixsternes 11. Größe. Er kann also vorläufig nur mit größeren Fernrohren beobachtet werden.

Neue Planetoiden in Jupiters-Entfernung. Während bisher der kleine Planet Eros der einzige ist, dessen Oppositionen noch diesseits der Marsbahn stattfinden, sind dem im vorigen Jahre entdeckten Planetoiden Nr. 588 (1906, TG), dessen mittlere Entfernung von der Sonne (5.25) sogar noch etwas größer ist, als die des Planeten Jupiter (5.20), rasch zwei weitere kleine Planeten gefolgt, die ihren Umlauf in großer Nähe der Jupiterbahn vollziehen. Es sind dies die Planetoiden 1906, V Y und 1907, X M, deren mittlere Abstände von der Sonne bezw. 5.20 und 5.28 Erdbahnhalbmesser betragen. Tres faciunt collegium! Wir haben also jetzt bereits eine Gruppe von jupiternahen Planetoiden, deren Vorhandensein vor allem die Frage nahelegt: reicht der Planetoidengürtel, der bis vor wenigen Jahren auf den Raum zwischen Mars und Jupiter beschränkt zu sein schien (weshalb Littrow die kleinen Planeten als „Zenaroïden" bezeichnet wissen wollte), tatsächlich über die Jupiterbahn hinaus oder haben wir es in diesen bis jetzt äußersten Planetoiden nur mit einer Gruppe von Himmelskörpern zu tun, die durch die Anziehung des massengewaltigen Planeten Jupiter für längere Zeit in der Nähe seiner Bahn zu verweilen gezwungen werden. Professor Charlier (Lund) tritt entschieden für die letztere Annahme ein. Er macht darauf aufmerksam, daß hier ein spezieller Fall des Dreikörperproblems vorliegt, daß nämlich die fraglichen Planetoiden in der Nähe von sogen. Librationspunkten

Digitized by Google

stehen und es unterliegt nach ihm „keinem Zweifel, daß man hier vor Illustrationen zu den von Lagrange gefundenen exakten (periodischen) Lösungen des Problems der drei Körper steht". Eine endgültige Beantwortung dieser interessanten Fragen kann erst auf Grund eines umfangreicheren Beobachtungsmaterials gegeben werden.

-rt-

l. **Aeronautisches.** In seinem vor kurzem erschienenen Handbuch der Luftschiffahrt macht Major Baden-Powell auf einen merkwürdigen, einfachen Versuch aufmerksam, der für den Luftschiffer eine gewisse Wichtigkeit erlangt, wenn es notwendig wird, Ballast auszuwerfen. Ein etwa 1 Quadratfuß großes, viereckiges Stück Zeitungspapier wird flach ausgebreitet und mit zwei Handvoll Sand bestreut. Hierauf wird es sorgfältig an den vier Ecken aufgehoben und vom Ballon aus fallen gelassen. Alsbald beginnen die Ecken des Papiers lebhaft zu flattern, mit zunehmender Geschwindigkeit des Fallens wird auch das Flattern immer heftiger und vernehmbarer, bis es in lautes Klappern übergeht. Ist dann endlich die Geschwindigkeit des Herabfallens sehr groß geworden, so wächst der Gegendruck der Luft unter dem Papier derart an, daß letzteres plötzlich zerplatzt und der in eine Wolke aufgelöste Sand die Erscheinung einer berstenden Schale bietet. Diese Art des Ballastauswerfens ist der gewöhnlich angewendeten deshalb vorzuziehen, weil bei raschem Absteigen der lose ausgeworfene Sand langsamer fällt als der Ballon, so daß die Luftschiffer manchmal im Staube fast ersticken: auf Papier ausgeworfen, fällt der Sand dagegen schneller als der Ballon und wird unter diesem zerstreut. Oft genügt das Auswerfen von nur einer Handvoll Sand, um einen im Fallen begriffenen Ballon wieder zum Steigen zu bringen. Major Baden-Powell warnt schließlich noch vor der Mitnahme von feuchtem Sand als Ballast, weil solcher in größeren Höhen zu Klumpen zusammengefriert, also unbrauchbar wird.

---

hc. **Eine Dr. Karl Güttler-Stiftung.** Der Philosophieprofessor an der Münchener Universität Dr Karl Güttler, hat der preußischen Akademie der Wissenschaften einen Betrag von 50.000 M zugeeignet, um damit eine Stiftung zu gründen, deren Erträgnisse zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke, insbesondere als Beiträge zu wissenschaftlichen Reisen, zu Natur- und Kunststudien, zu Archivforschungen, zur Drucklegung größerer wissenschaftlicher Werke, zur Herausgabe unedierter Quellen und Aehnlichem verwendet werden sollen. Nachdem die Genehmigung zur Annahme dieser Schenkung unter dem 13. Mai 1907 erteilt worden ist, ist die Stiftung unter dem Namen „Dr. Karl Güttler-Stiftung" ins Leben getreten.

* Das Organisationskomitee des XIV. **Internationalen Kongresses für Hygiene und Demographie,** welcher im September in Berlin stattfindet, versendet jetzt das definitive Programm. Es findet eine Plenarsitzung am 26. September statt, in welcher Professor Chantemesse in Paris über „die Serumbehand-

Digitized by Google

lung des Typhus", Dr. Haldane in Oxford über „neuere Forschungen in der Hygiene der Arbeiten unter Terrain und unter Wasser", sowie Professor Schattenfroh in Wien über „die Grundlage der hygienischen Wasserbegutachtung" Vortrag halten werden. Außerdem sind verschiedene Veranstaltungen geplant.

* **Kongreß.** Die 38. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft findet vom 4.—8. August in Straßburg statt. Ausflüge werden nach Achenheim und dem Odilienberge unternommen.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Der ordentliche Professor der Medizin in Gießen Dr. J. Pfannenstiel an die Kieler Universität; er wird dem Rufe Folge leisten. * Der Professor der klassischen Philologie in Straßburg Dr. B. Keil nach Halle; er hat den Ruf abgelehnt. * Der außerordentliche Professor der Theologie in Göttingen Dr. A. Rahlfs nach Berlin; er wird dem Rufe keine Folge leisten. * Der ordentliche Professor der Philologie in Heidelberg Dr. A. Diederich in gleicher Eigenschaft nach Halle; er hat den Ruf abgelehnt. * Der ordentliche Professor der Physik in Kiel Dr. Ph. Lenard nach Heidelberg; er hat den Ruf angenommen. * Der Professor der Gynäkologie an der Heidelberger Universität A. v. Rosthorn nach Wien; er hat den Ruf angenommen. * Professor Dr. med. R. Kretz in Wien an die Prager deutsche Universität als ordentlicher Professor der Medizin; er wird dem Rufe Folge leisten. * Der ordentliche Professor der Physik an der Universität Berlin Dr. M. Planck nach Wien. * Der ordentliche Professor der Archäologie an der Leipziger Universität Dr. F. Studniczka nach Göttingen.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Privatdozent an der philosophischen Fakultät in Berlin Dr. R. Helm zum außerordentlichen Professor. * Der außerordentliche Professor der Laryngologie in Wien Dr. O. Chiari zum ordentlichen Professor. * Die außerordentlichen Professoren an der Budapester Universität Dr. med. J. Bokay und Dr. med. A. Koranyi zu ordentlichen Professoren. * Der Professor der inneren Pathologie in Lyon Dr. J. Theissier zum Professor der dortigen medizinischen Klinik. * Der Professor der medizinischen Pathologie in Paris Dr. Hutinel zum Professor der Kinderklinik und der Professor der Operations- und Instrumentenlehre Dr. Segond in Paris zum Professor der chirurgischen Klinik.

Digitized by Google

Habilitationen. Es habilitierten sich: In der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg Dr. Karl Bühler. * Dr. W. Heubner an der medizinischen Fakultät in Straßburg für Pharmakologie. * Dr. M. Rintelen an der juristischen Fakultät in Leipzig. * Dr. J. Paygert für Strafrecht an der Universität Lemberg. * Dr. K. Mannich an der philosophischen Fakultät in Berlin für Pharmakologie und Dr. Otto Hahn ebendort mit einer Vorlesung über die wichtigsten seltenen Erden.

Sonstige Nachrichten. Der Philologe Professor Dr. Georg Quincke, Ordinarius in Heidelberg, und der Mediziner Professor Dr. P. v. Rokitansky in Innsbruck treten in den Ruhestand. * Professor Dr. B. Rostoski in Würzburg folgt einem Rufe als Oberarzt am Stadtkrankenhause Friedrichstadt zu Dresden. * Der Professor der Mathematik am Polytechnikum in Zürich, Dr. Wilh. Fiedler, tritt vom Lehramt zurück. * Die Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin wird nach der Münchener Medizinischen Wochenschrift Nr. 23 mit dem Beginn des kommenden Wintersemesters nunmehr ins Leben treten. Die allgemeinen städtischen Krankenanstalten, in denen sich die Kliniken und Institute befinden, die den Zwecken der Akademie dienstbar gemacht werden sollen, gehen ihrer Vollendung entgegen. Am 15. Juni wird mit der Belegung begonnen werden; bis Anfang Juli sollen sämtliche Kliniken in Betrieb sein. Die offizielle Eröffnungsfeier ist auf die letzte Juli-Woche festgesetzt. Dieselbe bedeutet einen Markstein in der Geschichte des medizinischen Unterrichts insofern, als hier zum erstenmal ein städtisches Gemeinwesen ganz aus eigenen Mitteln groß angelegte Unterrichtsanstalten ausdrücklich zu dem Zwecke der Ausbildung und Fortbildung von Aerzten errichtet hat. Die architektonische Gestaltung der Düsseldorfer Krankenanstalten macht dieselben nach allgemeinem Urteil zu einem der schönsten Krankenhausbauten, die es gibt. Die innere Einrichtung, speziell für die Zwecke des Unterrichts, und die reich ausgestatteten Laboratorien halten den Vergleich mit den besten klinischen Instituten der Universitäten aus. So sind denn die Auspizien, unter denen die Düsseldorfer Akademie ihre Tätigkeit aufnimmt, die denkbar günstigsten.

Personalien.

Todesfälle. Es sind gestorben: Der Theologe H. Ad. Köstlin, früher in Gießen, in Cannstatt im 71. Lebensjahre. * Der Professor für deutsches und römisches bürgerliches Recht in Freiburg i. B. Dr. Gustav Rümelin, im Alter von 59 Jahren. * Der Professor der Zoologie in Cambridge Alfred Newton, ein bedeutender Ornithologe, im Alter von 78 Jahren. * Der bedeutende Schriftsteller und Romandichter Clovis Hugues in Paris am 11. Juni im 78. Lebensjahre.

Digitized by Google

Büchereinlauf.

Nachschlagewerke, Kalender u. s. w.

Ottomar Piltz: Italienische Reiseführer. Nr. 3. Venedig. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. Wien 1907. Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Moritz Perles. 152 S. (2 Kr.)

Allgemeiner Deutscher Universitäts- und Hochschul-Kalender. Sommer-Semester 1907. Herausgeg. von Otto Schröder. Rostock. G. B. Leopolds Universitätsbuchhandlung. 318 S. (1 M.)

Pensionats-Kalender. Auf das Studienjahr April 1907 bis April 1908. Herausgegeben von „Welt und Haus". Leipzig. Verlag der Wochenschrift „Welt und Haus". 359 S. (geb. 2 M.)

Auto-Taschenkalender 1907—1908. Von Walther Isendahl. (Küsters Autotechnische Bibliothek. Band 1.) Leipzig 1907. Richard Carl Schmidt u. Co. 374 S. (geb. 2.80 M.)

Zweiter Jahresbericht der Gesellschaft für Fränkische Geschichte über das Jahr 1906. Würzburg 1907. 48 S.

38. Jahresbericht des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Vereinsjahr 1906. 13 S.

Emil Jaeschke: Volksbibliotheken (Bücher- und Lesehallen), ihre Einrichtung und Verwaltung. Mit 7 Abbildungen. (Sammlung Göschen. 332.) Leipzig 1907 G. J. Göschensche Verlagshandlung 180 S. (geb. 80 Pfg.)

Geschichte und Politik.

Otto v. Bismarck: Setzen wir Deutschland in den Sattel! Reden aus großer Zeit, herausgegeben von Eugen Kalkschmidt. (Deutsche Taschenbibliothek Band 1.) München u. Leipzig 1907. Einhorn-Verlag. 301 S. (1.75 M, geb. 2.75 M.)

Eduard Goldbeck: Deutschlands Zukunft — die Nationaldemokratie. Leipzig 1907. Friedrich Rothbarth. 80 S. (1 M.)

Franz Segner: Dietrich Kerler. (Separatabdruck aus dem Zentralblatt für Bibliothekswesen.) Leipzig. Otto Harrassowitz.

Adalbert Wahl: Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. Zweiter Band. Tübingen 1907 Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 416 S. (8 M.)

Ludwig Pastor: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive. 4. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X bis zum Tode Klemens' VII. (1513—1534) II. Abteilung: Adrian VI. und Klemens VII. Erste bis vierte Auflage. Freiburg 1907. Herdersche Verlagshandlung. 800 S. (11 M, geb 13 M.)

W Einfeldt. Slaven, speziell Polen, Tschechen, Wenden. München. Verlag von A. Reusch. 94 S. (1.20 M.)

Digitized by Google

Muhammad Adil Schmitz du Moulin: Geheimnisse von 1870 und 1871. Leipzig 1907. Verlag von Rudolf Uhlig. 63 S. (1 M.)

Max Schlagintweit: Die Reformen im Kongostaat. Nach Vorträgen. Mit einer Skizze im Text. München 1907. 43 S.

E. Mensch: Deutsche Geschichte. Volkstümlich dargestellt. Berlin. Verlegt bei Franz Wunder. 232 S. (2 M, geb. 2.60 M.)

Paul Déroulède: Kriegstagebuch 1870. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Budapest 1907. Verlag von G. Grimm. 301 S. (3 M.)

Maurice Barrès: Die Schutzwälle im Osten: In deutschen Heeresdiensten. Autorisierte Uebersetzung von Armin Schwarz. Budapest 1907. Verlag von G. Grimm. 282 S. (3 M.)

Carl Aumüller: 1888. Das Drei Kaiser-Jahr. Ein Rückblick für das deutsche Volk und Heer, insbesondere für die reifere Jugend. Mit 3 Kunstbeilagen. Nach Originalquellen gesammelt und bearbeitet. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer. 118 S.

Eman. Seyler: Der Römerforschung Leistungen und Irrtümer. Nürnberg 1907. Im Selbstverlage des Verfassers. 49 S. (50 Pfg.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

S. Saenger: Die wirtschaftlichen Aussichten des britischen Imperialismus. Vortrag. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Heft 226.) Berlin 1907. Verlag von Leonhard Simion Nachf. 34 S. (1 M.)

H. Engels: Die Not ums Wasser. Vortrag. (Neue Zeit- und Streitfragen. 4. Jahrgang. 8. Heft.) Dresden 1907. v. Zahn u. Jaensch. 25 S. (1 M.)

Otto Hintze: Die Seeherrschaft Englands, ihre Begründung und Bedeutung. (Neue Zeit- und Streitfragen. 4. Jahrgang. 9. Heft.) Dresden 1907. v. Zahn u. Jaensch. 38 S. (1 M.)

G. Oetelshofen: Das Schutzzoll- und Prämienproblem. Eine volkswirtschaftliche Studie. Köln a Rh. Verlag von Paul Neubner. 69 S. (2 M.)

Adolf Weißler: Reichs-Archiv. Sammlung des gesamten Reichsrechts in seiner heute gültigen Gestalt. Dritte Lieferung 1907. Verlag von C. E. M. Pfeffer.

Heinrich Ritter v. Srbik: Der staatliche Exporthandel Oesterreichs von Leopold I. bis Maria Theresia. Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte Oesterreichs im Zeitalter des Merkantilismus. Wien u. Leipzig 1907. Wilhelm Braumüller. 432 S. (8 M.)

Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten im Königreich Württemberg für 1906. Stuttgart 1907. H. Lindemanns Buchhandlung. 308 S.

P F. Aschrott: Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger vom 2. Juli 1900 nebst den Ausführungsbestimmungen. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Guttentagsche Sammlung preußischer Gesetze Nr. 28.) Berlin 1907. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 340 S. (geb. 3 M.)

Digitized by Google

Adolf Thiesing: Die Wirkungen nichtiger Ehen. (Abhandlungen zum Privatrecht und Zivilprozeß des Deutschen Reiches. 16. Band, Heft 1.) München 1907. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung von Oskar Beck 258 S. (12 M.)

Alfred Groß: Kriminalpsychologische Tatbestandsforschung. Mit 7 Tabellen. (Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. 5. Bd. Heft 7.) Halle a. S 1907. Verlag von Karl Marhold. 56 S. (1.60 M.)

Alexander Frhr. Hold v. Ferneck: Die Kriegskonterbande. Ein Beitrag zur Reform des internationalen Seerechts. Wien 1907. Manzsche Hof-Verlagsbuchhandlung. 172 S. (3.60 Kr.)

Hans Kelsen: Kommentar zur österreichischen Reichsratswahlordnung (Gesetz vom 26. Januar 1907). Wien 1907. Manzsche Verlagsbuchhandlung. 217 S.

Fr. Müller: Ferdinand v. Steinbeis. Sein Leben und Wirken 1807—1893. Eine Gedenkschrift. Mit einem biographischen Begleitwort von R. Piloty. Mit 2 Porträten. Tübingen 1907. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung. 215 S. (3 M.)

Mathematik und Naturwissenschaften.

Wilhelm Bölsche: Ernst Haeckel. Ein Lebensbild. Volksausgabe. Berlin u. Leipzig. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. 218 S. (1 M.)

K. Giesenhagen: Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde. 2. Auflage. Mit 38 Figuren im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 10. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 112 S (1 M, geb. 1.25 M.)

O. Janson: Meeresforschung und Meeresleben. Mit 41 Figuren im Text. 2. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 30. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 148 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

P Crantz: Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Erster Teil. Mit 9 Figuren im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 120. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 128 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Otto Maas: Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Mit Karten und Abbildungen. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 139. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 138 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Curt Hennings: Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Mit 34 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 142. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 137 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Friedrich Knauer: Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt. (Dimorphismus.) Mit 37 Abbildungen im Text.

Digitized by Google

(Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 148. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 126 S. (1 M, geb 1.25 M.)

E. Biedermann: Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 144. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 132 S. (1 M, geb 1.25 M.)

Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz 25. Band, 2. Heft. Mit einer Tafel. Görlitz 1907. H. Tzschaschel. 254 S.

Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Autoritäten. Lieferung 22, 23 und 24 Berlin. Deutsches Verlagshaus. Bong u. Co. (120 Lieferungen à 60 Pfg.)

Adolf Wagner: Streifzüge durch das Forschungsgebiet der modernen Pflanzenkunde. Drei Vorträge München 1907. Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung. 92 S. (1.50 M.)

Ed. Müller-Waldeck: Alpensee und Ozean. 1. Band: Alpensee. Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 147 S. (2 M.)

Medizin.

J. Marcinowski: Im Kampf um gesunde Nerven. Ein Wegweiser zum Verständnis und zur Heilung nervöser Zustände. Für Aerzte und Laien. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin 1907. Verlag von Otto Salle. 151 S.

Maximilian Bresgen: Was muß der Arzt von Nasen- und Halskrankheiten wissen? Halle a. S. 1907. Verlag von Carl Marhold. 26 S. (60 Pfg.)

Der Alkoholismus Seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. Dritter Teil. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 145. Bändchen.) Leipzig 1906. Verlag von B. G. Teubner. 109 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Georg Ilberg: Geisteskrankheiten (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 151. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 152 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

B. Leick: Krankenpflege. Vorträge. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 152. Bändchen.) Leipzig 1907. Verlag von B. G. Teubner. 147 S. (1 M, geb. 1.25 M.)

Emil Raimann: Die Behandlung und Unterbringung des geistig Minderwertigen. Leipzig u. Wien 1907. Franz Deuticke. 37 S. (1.25 M.)

Martin Mendelsohn: Kuren und Bäder. (Moderne Zeitfragen. Nr. 16.) Berlin. Pan-Verlag. 63 S. (1 M.)

Digitized

Erziehung und Unterricht.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Bildungsfragen der Gegenwart. Vortrag. Berlin 1907. Verlag von Karl Curtius. 55 S. (1 M.)

Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte.

Albert Kahn: Christen und Juden als Förderer der hebräischen Sprache und Literatur. Berlin 1907. Verlag von M. Poppelbauer. 29 S. (50 Pfg.)

Helene Richter: George Eliot. Fünf Aufsätze. (Wissenschaftliche Frauenarbeiten. 1. Band. Heft 4/5.) Berlin 1907. Verlag von Alexander Duncker. 198 S (5 M.)

E. Menke-Glückert: Goethe als Geschichtsphilosoph und die geschichtphilosophische Bewegung seiner Zeit. Mit einer Einführung zu den Beiträgen von Karl Lamprecht. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. Erstes Heft.) Leipzig 1907. R. Voigtländers Verlag. 146 S. (5.40 M.)

Justus Leo: Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens, nach seinen literarischen Ausdrucksformen. (Psychologisch-historische Untersuchung der Quellen.) (Beiträge usw. 2. Heft.) Leipzig 1907. R. Voigtländers Verlag. 106 S. (3.60 M.)

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Vierten Bandes erste Abteilung. 3. Teil. Siebente Lieferung. Gewerbsamkeit—gewierig. Bearbeitet von Dr. H. Wunderlich. Leipzig 1907. Verlag von S. Hirzel.

Rumänische Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt von Ghita Pop und G. Weigand. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg. (36 Briefe à 1 M mit wertvollen Gratisbeilagen. Bei Vorausbezahlung des Ganzen stellt sich der Preis auf 27 M.)

Wilhelm Dittmer: Te Tohunga. Alte Sagen aus Maoriland. In Bild und Wort. Hamburg. Verlag von Alfred Janssen. (geb. 20 M.)

Emil Ermatinger: Die Weltanschauung des jungen Wieland. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Frauenfeld 1907. Verlag von Huber u. Co. 175 S. (3.20 M.)

Novalis Schriften. Herausgegeben von J. Minor. 4 Bände. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Tagebücher, Fragmente. Dritter Band: Fragmente. Vierter Band: Lehrlinge. Osterdingen. Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. (12 M, geb. 16 M.)

Desiderius Erasmus von Rotterdam: Lob der Heilkunst. Ein Vortrag. Aus dem Lateinischen übertragen und erläutert von Ludwig Enthoven. Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 72 S. (2 M.)

Digitized by Google

Vol. 1. Number 10.

The Weekly Visitor.

Or, Instructive Entertainment for Young People.

Saturday, March 6, 1830.

Natural History.

Elephant.

The Elephant is the largest of all quadrupeds. It is a native of Africa and the East Indies. Its body is very large, and its legs are short and thick. Its head is large, and its eyes are small. Its ears are very large, and hang down. Its nose is long, and is called a trunk. It uses its trunk to take up food and water, and to put them into its mouth. It has two large teeth, called tusks, which are made of ivory. The elephant is a very strong animal, and is used to carry burdens. It is also used in war. It is a very gentle animal, and is easily tamed. It is a very long-lived animal, and may live to be more than a hundred years old.

Digitized by Google

Zur Förderung der körperlichen Ausbildung unserer Gymnaſiaſten.

Die Schulkommiſſion des Münchener Aerztlichen Vereins hat im vorigen Jahre die folgenden Leitſätze bezüglich Förderung der körperlichen Ausbildung unſerer Mittelſchuljugend aufgeſtellt und eingehend motiviert.

Leitſätze für die körperliche Ausbildung unſerer Mittelſchüler.

Abgefaßt von der Schulkommiſſion des Aerztlichen Vereins München.

Durch den Miniſterialerlaß, der die Förderung der Jugendturnſpiele empfiehlt, iſt eine neue Aera in der körperlichen Ausbildung der Mittelſchüler eingeleitet. Damit dieſer Erlaß aber tatſächlich die wünſchenswerte Wirkung erzielt, ſind folgende Forderungen (für beide Geſchlechter) zu erfüllen:

1. Die körperliche Ausbildung unſerer Mittelſchüler ſoll erfolgen durch Turnen, Turnſpiele, Wanderungen, Eislauf, Schwimmen uſw.

2. Der körperlichen Ausbildung iſt als Mindeſtmaß täglich eine Stunde, wenn irgend angängig im Freien, zu widmen. Auch im Winter ſoll keine Unterbrechung ſtattfinden. Für ausreichende Turn- und Spielplätze muß baldigſt von ſeiten des Miniſteriums geſorgt werden.

3. Die körperliche Betätigung ſtellt nur unter gewiſſen Bedingungen eine Erholung und Kräftigung dar. Auch ſie nimmt Körper und Geiſt in Anſpruch. Die Stunden für die körperliche Ausbildung dürfen daher nicht einfach in den bisherigen Stundenplan eingefügt werden. Das würde eine Neubelaſtung der Schüler bedeuten, die abſolut unzuläſſig iſt. Die nötige Zeit muß vielmehr durch Einſchränkung anderweitiger Anforderungen gewonnen werden. Nach dem Turnen und den Turnſpielen dürfen geiſtige Anſtrengungen durch Unterricht oder Hausaufgaben nicht ohne genügende Pauſe verlangt werden.

Digitized by Google

4. Am besten wird der gesamte Unterricht auf den Vormittag verlegt. Jedenfalls müssen die anstrengenden Lehrgegenstände vormittags erledigt werden, den leichteren Fächern und der körperlichen Ausbildung soll der Nachmittag gewidmet sein. Hausaufgaben sollten nach Möglichkeit eingeschränkt werden.

5. Die Beteiligung an den Turnspielen usw. ist obligatorisch zu machen. Die Wahl der Spiele soll den Schülern freigestellt sein.

6. Beaufsichtigung durch Fachlehrer ist nur zur Verhütung gesundheitlicher Schäden, bezw. zur Einführung in die Spiele wünschenswert.

7. Der von obligatorischen Stunden freizuhaltende Sonntag soll ausschließlich der körperlichen und geistigen Erholung gewidmet werden.

Sie trat dann zwecks Anbahnung einer Verständigung über die pädagogische Seite der Frage in Unterhandlungen zunächst mit Professoren der humanistischen Gymnasien, da ja diese die größte Zahl der Mittelschüler umfassen. Zu ihrer großen Befriedigung zeigte sich, daß auch in ihren Kreisen der Wunsch eines Zusammengehens mit der Schulkommission des Aerztlichen Vereins in der vorliegenden Reform bestand. Von seiten der aus den Kreisen der Gymnasialprofessoren gewählten Kommission wurden dann im Anschluß an die ärztlichen Leitsätze schultechnische aufgestellt, die hier mit der ihnen angefügten Begründung wiedergegeben sind.

Schultechnische Leitsätze zu den ärztlichen Reformvorschlägen der Schulkommission des Aerztlichen Vereins (für die humanistischen Gymnasien).

Ausgearbeitet von der Schulkommission des Aerztlichen Vereins München, in Gemeinschaft mit Professoren der humanistischen Gymnasien.

Die körperliche Ausbildung der Schüler an den humanistischen Gymnasien kann in der von den Aerzten als unbedingt notwendig erkannten und von den Schulmännern vollkommen gebilligten Art und Ausdehnung nur betätigt werden, wenn die Inanspruchnahme der Schüler durch Beschränkung der häuslichen Arbeiten und durch ökonomischere Anordnung des Stundenplans vermindert wird. Dies setzt eine den Forderungen der modernen Didaktik und der

Digitized by Google

Hygiene entsprechende Umänderung der Schulordnung und besonders eine Herabsetzung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen voraus.

I. Die häuslichen Arbeiten können beschränkt werden:

a) durch erhebliche Verminderung der deutschen Hausaufgaben und durch deren Einlieferung gegen Ende der Woche (um den Sonntag frei zu halten);

b) durch Einschränkung der täglichen Präparation bei veränderter Behandlung der Klassikerlektüre;

c) durch Beschränkung der häuslichen Uebersetzungen und

d) durch Beschränkung der häuslichen Arbeiten in den mathematischen Fächern.

II. Der Stundenplan ist nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse einzurichten auf der Grundlage des „Vormittagsunterrichtes". Es läßt sich ein Stundenplan aufstellen, bei dem in den fünf ersten Klassen der Unterricht in den obligatorischen wissenschaftlichen Fächern an allen Tagen auf den Vormittag beschränkt bleibt, während in den vier oberen Klassen wenigstens vier Nachmittage von diesen Fächern frei sind und auf die übrigen zwei Nachmittagstunden fallen.

Für die Wahlfächer muß eventuell der Nachmittag herangezogen werden.

III. Dabei sind entsprechende Erholungspausen, und zwar in der Weise, daß im Sommer von 8—8.50, von 9 bis 9.50, von 10.10—11, von 11.15—12 und von 12.15—1 Uhr, im Winter von 8.15—9, von 9.5—10, von 10.15—11, von 11.10—12 und von 12.15—1 Uhr Unterricht erteilt wird. Etwa nötiger Nachmittagsunterricht soll mit einer viertelstündigen Zwischenpause von 3—5 Uhr stattfinden, soweit dies die Lichtverhältnisse zulassen. An Tagen, an welchen der Unterricht morgens bis 1 Uhr dauert, muß der Nachmittag frei sein.

IV. An den freien Nachmittagen sollen Jugendspiele, Turnen usw. stattfinden, in der Weise, wie dies in den Leitsätzen der Schulkommission des Aerztlichen Vereins festgelegt ist. Für das Pflichtturnen und für die Turnspiele müssen geeignete Plätze geschaffen werden. Die Leitung der Spiele soll eigens vorgebildeten Lehrkräften übertragen werden. Die Haftpflicht für den Lehrer muß natürlich der Staat übernehmen auf Grund des § 823 des B. G.-B.

V. Der Sonntag muß von allen obligatorischen Stunden frei bleiben und der körperlichen und geistigen Erholung gewidmet sein.

Digitized by Google

Begründung.

ad Ia.

Die Schulmänner sind darüber einig, daß die Schulordnung den „deutschen Hausaufgaben" eine Bedeutung beimißt, die in gar keinem Verhältnis steht zu dem nur geringen Wert, den sie in pädagogischer und didaktischer Hinsicht besitzen.

Ueber die „deutschen Hausaufgaben", die man nicht verwechseln darf mit alltäglichen häuslichen Uebungen, enthält die bayerische Schulordnung für die humanistischen Gymnasien ausdrückliche Bestimmungen. (Näheres über ihre auffallend hohe Zahl, peinliche Korrektur und Zensur, amtliche Aufbewahrung und Kontrolle usw. siehe in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906 Nr. 80.)

Gerade weil mit dieser Art von Aufgaben zum Leidwesen der Lehrer und zur Qual der Schüler und ihrer Eltern schulordnungsgemäß ein besonderer Kultus getrieben werden muß, unterliegen sehr viele Schüler der recht begreiflichen Versuchung, fremde Hilfe verschiedenster Art in Anspruch zu nehmen (Beihilfe von Angehörigen, Instruktoren, Mitschülern und professionsmäßigen Aufsatzfabrikanten, geschriebene und gedruckte Dispositionen, Materialsammlungen und Aufsatzbücher).

Daß all diese Schüler des an sich fragwürdigen Nutzens der Hausaufgaben verlustig gehen, ist ohne weiteres klar, ebenso auch, daß bei all diesen fremden Arbeiten die Korrektur und Zensur eine undankbare und zwecklose Mühe ist, da den Noten doch kein Wert beigelegt werden kann.

Das Unrationelle der ganzen Einrichtung zeigt sich darin, daß das wirklich Wertvolle bei den „deutschen Hausaufgaben" nicht das ist, was zu Hause angefertigt wird, sondern das, was in der Schule bei der Vorbesprechung und bei der Durchnahme erarbeitet und geleistet wird.

Kann man sich aber vorerst aus mehr formalen Gründen von dem unrationellen Betrieb, der eine bedenkliche Zeit- und Kraftvergeudung für Schüler und Lehrer mit sich bringt, nicht vollständig trennen, so ist wenigstens eine ganz bedeutende Verminderung der „deutschen Hausaufgaben" unerläßlich. Denn bei dem ungerechtfertigten Uebergewicht der „deutschen Hausaufgaben" können andere, recht wertvolle Seiten des Unterrichtes — der eben nicht identisch ist mit Aufsatzlehre — gar nicht zu ihrem Rechte kommen. Es sei hier nur ein wichtiger Punkt herausgegriffen: die Anleitung zur Gewandtheit im mündlichen Ausdruck größerer Gedankenreihen.

Digitized by Google

Dieser Vorschlag entspricht den Grundsätzen, die Autoritäten auf dem Gebiet des deutschen Unterrichtes aufgestellt haben, er deckt sich mit den Wünschen der Lehrerschaft, wie sie auf Generalversammlungen und in Ortsgruppen, in der Tagespresse und in Fachschriften oft genug ausgesprochen wurden, er stimmt überein mit den Ansichten, welche in der bayerischen Abgeordnetenkammer von sachkundigen Rednern geäußert wurden, die es mit dem Gymnasium gut meinen. Mit dem Vorschlag einer Reduzierung um die Hälfte wird noch immer nicht die wesentlich geringere Anzahl von „deutschen Hausaufgaben" erzielt, mit denen man in anderen deutschen Staaten, z. B. in Preußen, seit Jahren auskommt, und als besonders beachtenswert sei erwähnt, daß für andere bayerische Mittelschulen, wie Realgymnasien und Realschule, weit weniger Hausaufgaben vorgeschrieben sind als für das Gymnasium. So hat z. B. ein Realschüler in sechs Jahren 36 Hausaufgaben zu fertigen, dagegen ein Gymnasialschüler in der gleichen Zeit 87.

Die Einlieferung der Hausaufgaben gegen Ende der Woche ist deshalb wünschenswert, damit selbst die Schüler, welche die üble Gewohnheit haben, die Erledigung bis auf den letzten Augenblick hinauszuschieben, nicht gerade den Sonntag dazu hernehmen können.

---

ad 1b.

Das häusliche Präparieren der fremdsprachlichen Klassiker ist völlig zu entbehren:

1. Es erfüllt den Zweck, dem es dienen soll, nämlich die Schüler zur selbständigen Arbeit anzuhalten, nicht, da die meisten Schüler erfahrungsgemäß nicht so präparieren, wie es selbständiger Arbeit entspricht, oft es auch nicht können wegen Mangels an Zeit.

Uebersetzungen, gedruckte Präparationen, Spezialwörterbücher, in denen gleich ganze Stellen übersetzt sind, also den Schülern die geistige Arbeit abgenommen wird, ähnlich gearbeitete Kommentare, diese heute massenhaft verbreiteten Hilfsmittel machen die ganze Vorbereitung illusorisch. Weitaus die meisten Schüler begnügen sich mit dem Aufschlagen (oder auch Abschreiben) der ihnen unbekannten Wörter, ohne sich um das Verständnis des Textes viel zu kümmern.

Diese scheinbare Vorbereitung birgt die größten Gefahren in sich: Scheinwissen, Halbwissen, Interesselosigkeit in der Schule, Gewöhnung an Denkfaulheit. Für diese

Digitized by Google

üble, weit verbreitete Erſcheinung iſt neben den geiſtloſen Ueberſetzungsübungen eben das geſchilderte Präparieren verantwortlich zu machen!

Erſte Aufgabe einer jeden Unterrichtsſtunde iſt aber Geiſt zu wecken und geiſtige Tätigkeit lebendig zu erhalten. Dem widerſpricht aber jedes Präparieren, auch das gewiſſenhafte, ſelbſtändige! Ein Schüler, der richtig präpariert hat, kennt das Penſum ſchon ſo weit, daß für ihn, vor allem, wenn er geiſtig regſam iſt, die Unterrichtsſtunde langweilig, das Gegenteil von dem wird, was ſie ſein ſoll. Nicht Kontrollieren iſt die Hauptaufgabe einer Lehrſtunde, ſondern Lehren und Ueben!

Natürlich muß der Lehrer mit den Schülern gemeinſam die Ueberſetzungen verarbeiten und die Schüler müſſen bis zum nächſten Male gründlich das Geleſene wiederholen: der Text muß mit Verſtändnis geleſen werden, die Ueberſetzung muß flott, aber durchaus nicht gerade mit den Worten des Lehrers gehen.

Auf dieſe Weiſe wird den Schülern ein großer Gewinn bei gleichzeitiger bedeutſamer Erſparnis an Zeit und Mühe erwachſen.

ad I c.

Ohne alle häusliche Arbeit kann eine Mittelſchule nicht auskommen; richtig geſtellte und vom Schüler ſelbſt ausgeführte Hausaufgaben ſind ein weſentliches Hilfsmittel, um zu ſelbſtändigem Arbeiten und Denken zu erziehen. Unter dieſen daheim zu fertigenden Arbeiten nehmen aber die ſchriftlichen Ueberſetzungen in fremde Sprachen gegenwärtig noch einen zu großen Raum ein.

a) In den zwei unteren Klaſſen, wo es ſich hauptſächlich um lateiniſche Formenlehre handelt, kann auf häusliche Ueberſetzungen ganz oder nahezu ganz verzichtet werden. Die wünſchenswerte, auf Verſtändnis gegründete Sicherheit und Raſchheit in der Formenbildung wird in erſter Linie durch mündliche und ſchriftliche Uebung im Unterricht erzielt; daheim ſchriftlich gemachte Ueberſetzungen können dieſe nicht erſetzen, kaum ergänzen, ſelbſt wenn ſie ohne Beihilfe gemacht werden.

b) Das gleiche gilt für die mittleren Klaſſen, welche im Lateiniſchen hauptſächlich die Syntax behandeln. Auch hier wird die raſche Erfaſſung und ſichere Anwendung der Sprachgeſetze am beſten durch reichliche mündliche und ſchriftliche Uebungen an einfachen, klaren und überſichtlichen Beiſpielen im Unterrichte gewonnen. Gedruckt vor-

Digitized by Google

liegende Texte erleichtern beim mündlichen Ueberſetzen eine Ueberſicht bei verwickelteren Satzgefügen; führt dies aber dazu, für häusliche Ueberſetzungen die Schwierigkeiten zu häufen, wie es bei ſehr vielen unſerer Uebungsbücher geſchieht, ſo fördern dieſe erzwungenen Künſteleien nicht die Einſicht in die Sprachgeſetze und nicht die ſichere Anwendung, wohl aber die den Schulmännern bekannten Formen der Selbſthilfe bei den Schülern.

Beim Anfangsunterricht im Griechiſchen mögen ſchriftliche Hausaufgaben beſonders die Schreibtechnik unterſtützen.

c) In den oberen Klaſſen erſcheinen die häuslichen Ueberſetzungen manchen für Gewandtheit in der ſogenannten Stiliſtik und für Befeſtigung des geſamten Wiſſens notwendig. Die ohnehin beſchränkte Arbeitszeit, die dem Schüler daheim zur Verfügung ſteht, iſt jedoch nutzbringender als für die Uebertragung einer gegebenen Unterlage für zuſammenfaſſende, das ſelbſtändige und methodiſche Arbeiten wie das Denken und Urteilen fördernde Arbeiten zu verwenden. Sicherung des Wiſſens erzielen kürzere, in nicht zu langen Abſtänden gegebene Arbeiten, die in der Schule zu machen ſind.

ad 1 d.

Von vornherein muß daran feſtgehalten werden, daß beſonders in den mathematiſchen Fächern häusliche Arbeit teils in mündlicher, teils in ſchriftlicher Form unbedingt nötig iſt. Eine Beurteilung der ganzen Frage muß außerdem auf folgenden Vorausſetzungen fußen, nämlich daß

1. die einſchlägigen Inſtruktionen zur Schulordnung von allen Lehrern gewiſſenhaft befolgt werden,

2. die Schüler ſich bemühen — und darin liegt eine nicht zu unterſchätzende Vorbereitung für das Leben —, die geſamte häusliche Arbeit ökonomiſch einzuteilen, es alſo insbeſondere vermeiden, alles auf den letzten Tag aufzuſchieben,

3. die Schüler die für den Beſuch des Gymnaſiums nötige körperliche und geiſtige Reife beſitzen (ärztliche Unterſuchung bei der Anmeldung, Erhöhung der Vorausſetzungen, namentlich auch im Rechnen, ſchriftliche Aufnahmeprüfung aller und mündliche Nachprüfung der ſchlechten Schüler, mindeſtens achtwöchige Probezeit für alle Schüler ohne Ausnahme).

Für die oberen Klaſſen kann eine auch unter ſonſt normalen Verhältniſſen beſtehende zu ſtarke Belaſtung durch häusliche Arbeit wohl zugegeben werden. Sie erklärt ſich,

Digitized by Google

abgesehen von der auf allen Stufen nachteilig wirkenden Ueberfüllung der Klassen, zum großen Teile aus der besonderen Art unseres Absolutoriums in Verbindung mit der viel zu knapp bemessenen Zahl der Mathematikstunden. (Vom obligatorischen Gesamtunterrichte — Turnen ausgeschlossen — entfallen auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer: in Oesterreich 23 Prozent, Preußen 21 Prozent, Sachsen 20 Prozent, Baden und Württemberg je 19 Prozent, Bayern 17 Prozent.) Mit Rücksicht darauf wäre eine mäßige Vermehrung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrstunden, die natürlich auf Kosten anderer Fächer zu erfolgen hätte, nicht nur keine Ueberbürdung, sondern bei der damit verbundenen Entlastung an häuslicher Arbeit eine Erleichterung des Studiums. Die häusliche Arbeitslast unserer Oberklässer könnte einigermaßen auch dadurch vermindert werden, daß den Schülern bei dem Eintritte in die Oberklasse die ständige Benutzung einer reichhaltigen und praktischen Formelsammlung, insbesondere auch bei den Schulaufgaben und dem Absolutorium, gestattet würde.

Eine noch weitergehende Entlastung an häuslicher Arbeit ohne gleichzeitige Gefährdung der Unterrichtserfolge setzt wohl auch Reformen größeren Stils voraus. Eine solche Reform wäre die Teilung der beiden oberen Klassen in eine sprachlich-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung, wie sie in Sachsen kürzlich probeweise für mehrere Gymnasien angeordnet worden ist.

---

ad II.

Der leitende Gesichtspunkt bei Aufstellung eines solchen Stundenplans war, die Turnstunde tunlichst als Schlußstunde anzusetzen.

Wenn dies bei einzelnen Klassen nicht möglich war, so lag dies an dem Mangel verfügbarer Stunden (resp. Räume). Es wäre daher sehr wünschenswert, an übermaximalen Gymnasien Doppelturnhallen zur Verfügung zu haben, so daß gleichzeitig zwei Klassen turnen könnten. Dann wäre man nicht genötigt, die zweite Stunde des Vormittags oder einzelne Nachmittagsstunden für den Turnunterricht heranzuziehen, und könnte die Nachmittage ausschließlich für Turnspiele reservieren.

In den Klassen, wo die Turnstunden nicht als Schlußstunden angesetzt werden konnten (z. B. dritte, zweite, erste Klasse), empfiehlt es sich, nach den Turnstunden solche Lehrfächer anzusetzen, die weniger abstraktes Denken verlangen

Digitized by Google

oder bei denen die Schüler zum Schreiben nicht veranlaßt werden, z. B. Naturkunde, Geographie, Geschichte.

Für die Wahlfächer bieten die Stundenpläne genügend Raum, ohne daß die Schüler in der Regel genötigt sind. die freien Nachmittage zu Hilfe zu nehmen.

---

ad III.

Die Wiedereinführung der Erholungspausen, wie sie vor 1895 bestanden, ist dringend zu wünschen: 1. aus hygienischen, 2. aus pädagogischen Gründen.

ad 1. Während der Monate Dezember bis Januar ist die Zehnuhrpause von 10 Minuten unzureichend zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse der Schüler (Aufsuchen des Abortes und Einnahme eines auch nur mäßigen Stärkungsimbisses, der besonders für blutarme Schüler und solche, die vor Antritt des Schulweges aus irgendwelchen Gründen kein genügendes Frühstück einnehmen, unentbehrlich ist.)

ad 2. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß die Schüler nach vorausgegangener Pause geistig frischer sind.

---

ad III und IV.

Beginnt der Unterricht zu früh nach dem Mittagessen, so ist er geringwertig. In allen größeren Städten, z. B. München, hat sich die Zeit des Mittagtisches bis gegen 1 Uhr hinausgeschoben; der herkömmliche Beginn des Unterrichtes um 2 Uhr ist dabei zu früh. Abhilfe muß geschaffen werden; sie kann erfolgen:

1. durch Zusammenlegung des Nachmittagsunterrichtes mit dem Vormittagsunterrichte oder

2. durch späteren Beginn des Nachmittagsunterrichtes, etwa um 3 oder 3½ Uhr.

Der geschlossene Vormittagsunterricht dagegen läßt sich leicht durchführen in den unteren drei Klassen, wo die Pflichtstundenzahl in der Woche 25 oder 26 beträgt. Schwieriger gestaltet sich die Durchführung in den fünf Oberklassen, wo die Pflichtstundenzahl 27—29 beträgt und noch 2—6 Wahlfächerunterrichtsstunden dazu kommen.

Die Bedenken, welche gegen den geschlossenen Vormittagsunterricht von verschiedenen Seiten erhoben wurden, wie Ueberanstrengung der Schüler, nachteilige Wirkung in disziplinärer Hinsicht durch die vielen freien Nachmittage usw., sind durch günstige Erfahrungen, welche in verschiedenen Gymnasien übereinstimmend gemacht wurden, widerlegt. Andere Nachteile der geschlossenen Arbeitszeit,

die geringe Beteiligung am Wahlunterricht und bis auf weiteres die Ungleichheit der Arbeitszeit der Söhne mit den übrigen Familienmitgliedern und — dadurch hervorgerufen — Störungen im Familienleben (z. B. Mittagtisch) sind vorübergehender Natur.

Der zweite Ausweg dagegen hätte eine Reihe von Bedenken gegen sich. Schon die Durchführbarkeit im Winter wäre überall da zweifelhaft, wo nicht für genügende Beleuchtung gesorgt ist. Außerdem würde durch die Beibehaltung des gesamten Nachmittagsunterrichtes die von den Aerzten geforderte körperliche Ausbildung wieder durchkreuzen, es würde durch den späten Nachmittagsunterricht die häusliche Arbeitszeit noch ungünstiger zerreißen als bis jetzt, es bliebe die Unbequemlichkeit und die unhygienische Seite des doppelten Schulweges usw. Infolgedessen wäre es angezeigt, auch in den oberen Klassen durch Verlegung von Nachmittagsstunden auf den Vormittag wenigstens noch zwei freie Nachmittage zu schaffen.

Es ist daher die Forderung aufzustellen, da, wo die neue Zeiteinteilung in den unteren Klassen eingeführt ist, soll sie möglichst ausgebaut werden, im übrigen allgemein angestrebt werden.

Zu dem Zwecke muß die generell veraltete Bestimmung der Schulordnung fallen, wonach der Unterricht mit Ausnahme von Mittwoch und Samstag auf Vor- und Nachmittag verteilt werden muß.

---

ad V.

Im Absatz 5 der „Instruktion zur Schulordnung für die humanistischen Gymnasien im Königreich Bayern vom 23. Juli 1891“ heißt es u. a.: „Der Sonntag hat (von häuslichen Arbeiten) frei zu bleiben.“

Der Durchführung dieser vom hygienischen wie vom pädagogischen Standpunkt selbstverständlichen Bestimmung scheinen sich jedoch nicht selten in der Praxis Hindernisse in den Weg zu stellen, die zum Teil in den Anforderungen der Schule, zum Teil in unökonomischer Zeiteinteilung seitens der Schüler begründet sind. Soll der Sonntag für die Schüler wirklich ein Erholungstag sein — und sie haben darauf mindestens ebensoviel Recht wie die Arbeiter —, dann müssen die häuslichen Aufgaben so gestellt werden, daß sie unter Berücksichtigung des für die häusliche Vorbereitung in der „Instruktion“ Abs. 6 festgesetzten täglichen Stundenmaximums (Kl. 1 eine Stunde, Kl. 2—5 zwei Stunden, Kl. 6—9 drei Stunden) an den vorausgehenden Werktagen erledigt werden können. Es dürfte sogar zu

Digitized by Google

erwägen sein, ob die Ordinarien, besonders der untersten Klassen, dem von ihren Schülern im Lauf der Woche betätigten Fleiß nicht eine Anerkennung in der Form zuteil werden lassen könnten, daß sie gerade vom Samstag auf Montag eine etwas reduzierte Arbeitsleistung verlangen würden im Gegensatz zu dem leider in der „guten alten Zeit" vielfach beliebten Usus, „Sonntagsarbeiten" zu geben.

Allerdings nützen die besten Maßnahmen der Schulordnung und der Lehrer nicht, wenn nicht die Schüler von den Eltern, (respektive deren Stellvertretern) zu einer richtigen Zeiteinteilung und Zeitausnützung — eine Tugend, die auch im späteren Berufsleben gute Früchte tragen kann — an den Werktagen ständig angehalten werden. In erster Linie wäre hier zu wünschen, daß die Gelegenheit zu geselligen Vergnügungen, die ja in der Regel eine Ablenkung der Schüler vom Studium bedeuten, wie Besuch von Theatern, Konzerten usw., an den Wochentagen (außer etwa Samstags) schon mit Rücksicht auf die für die körperliche und geistige Entwicklung der Jugend so notwendige ausgiebige Nachtruhe mehr beschränkt werde, als es bei manchen Familien üblich ist. Ferner könnte und sollte durch allgemeinere Einführung der ungeteilten Schulzeit und einheitliche Reduzierung der Schulstunden auf 50 Minuten (besonders in größeren Städten) eine rationellere Tageseinteilung für die Schüler ermöglicht werden, eine Maßregel, die auch indirekt der Freihaltung des Sonntags von Pflichtarbeit zugute kommen würde.

(Nr. 117.)

Ethnische und sprachliche Zusammenhänge zwischen Südamerika und Australien.

Es geht seit einiger Zeit ein recht frischer Zug durch Völkerkunde und Sprachwissenschaft. Und von dem Zuge wackeln ihre stolzesten Stützsäulen schon recht bedenklich: will sagen im Gebäude der Ethnologie die Lehre vom Völkergedanken (Elementargedanken), im Palast der Linguistik die Lehre von der unabhängigen Entstehung der verschiedenen Sprachstämme. Beide Lehren ergänzten einander, beide behaupteten dasselbe: die Möglichkeit der selbständigen Schöpfung identischer Kulturdetails bei zeitlich und räumlich weit auseinanderliegenden Völkern. Andrées Ethnographische Parallelen sind bis zum Ueberdrusse

Digitized by Google

zitiert worden, um zu beweisen, wie bei Hottentotten und Samojeden, bei Annamiten und Isländern, bei Australiern und Patagoniern dieselben Sagen, dieselben Rechtsgebräuche, dieselben Sprichwörter, dieselben mythischen Vorstellungen entstehen konnten, ja mußten. Man hielt den Menschen einerseits für genügend reich an schöpferischer Initiative, um alle möglichen Erfindungen wiederholt gemacht zu haben, und andrerseits doch wieder so sehr für einen Sklaven seiner Lebensbedingungen, daß diese, wenn anders sie gleich waren an verschiedenen Orten, ihn auch wider zu gleichen Betätigungen geistiger und physischer Natur zwingen mußten.

Aber, wie gesagt, die Lehre vom Elementargedanken genügt uns nicht mehr; besser gesagt, sie ist überflüssig geworden. Man hat in der letzten Zeit so viele Zusammenhänge zwischen Kulturen und Sprachfamilien unter sich aufgedeckt, daß wir den „Elementargedanken" kaum mehr brauchen. „Die Ethnologie (und ich füge hinzu: die Sprachwissenschaft) ist doch schließlich keine aprioristische sondern eine exakte Wissenschaft," sagt P. W. Schmidt,[1]) „wo sie einmal genetische Zusammenhänge zwischen Völkern zweifellos festgestellt hat, da hat sie diese auch bei der Beurteilung ihrer sämtlichen Einzelverhältnisse in Rechnung zu stellen — es ist jedenfalls überflüssig, auf die Elementargedanken zu rekurrieren, wo der genetische Zusammenhang schon die Erklärung gibt."

Der genetische Zusammenhang! Nun ist dieser gerade in den letzten Jahren, soweit er die Sprache betrifft, von Trombetti auf ungeheuer breiter Basis und mit wissenschaftlich unanfechtbarer Methode dargelegt worden.[2]) Die Tatsachen aber, die Trombetti zur Aufstellung seiner These vom einheitlichen Ursprung der menschlichen Sprachen geführt haben, sind, der Natur der Sache gemäß, die bei den verschiedensten und entlegensten Völkern vorkommenden identischen Wörter und grammatisch-syntaktischen Elemente. Und diese lassen sich nicht aus der Welt schaffen, was auch wohlfeile Skepsis zu ihrer Erklärung austüfteln möge. Sie sind da; eine unbefangene Betrachtungsweise kann zur Erklärung ihres Daseins aber nur zwei Hypothesen aufstellen: entweder einheitlicher Ursprung der sämtlichen Sprachen (wie Trombetti) oder aber

---

[1]) Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen den Völkern Zentralasiens und Australiens.

[2]) In seiner „Unità d'origine del linguaggio" (Bologna 1905) und in „Come si fa la critica di un libro" (Bologna 1907).

Digitized by Google

Entlehnung, und zwar Entlehnung zu einer Zeit, als noch sämtliche Rassen der Welt auf einem so beschränkten Raume beisammen saßen, daß sie das, was jetzt gemeinsames Gut ist, direkt aus der Quelle schöpfen konnten. Die zweite Hypothese läßt sich aber kaum aufrecht erhalten. Und schließlich wäre es auch gleichgültig, ob einheitlicher Ursprung, ob Entlehnung; das Hauptresultat ist dieses: es saßen sämtliche Hauptrassen einmal nahe genug beieinander, um sich gegenseitig Sprachgut und damit selbstverständlich die Elemente der Kultur zu geben und zu entnehmen.

Ich möchte nun einen Punkt aus den Forschungen Trombettis herausgreifen und ihn, der so in der Luft zu hängen scheint, von anderen Standpunkten aus beleuchten. Trombetti sagt nämlich auf Seite 189 seines zweiten Werkes, es habe ihn die von ihm entdeckte Verwandtschaft zwischen den Sprachen Patagoniens und Feuerlands mit den australischen Sprachen geradezu verblüfft. „Soll ich die Spur weiter verfolgen?" ruft er. „Handelt es sich um allgemeine, eben aus dem einheitlichen Ursprung aller Sprachen resultierende Verwandtschaft oder müssen wir annehmen, es existiere am Südende Amerikas eine eigene Rasse mit eigener Sprache?"

Er bejaht seine letztere Frage und damit auch die erste. Er hatte ja auch die Autorität des Anthropologen Deniker für sich, demzufolge eine besondere Rasse in alten Zeiten ganz Südamerika bis zum Amazonenfluß besiedelte, die heute fast ganz verschwunden sei, in Brasilien und Patagonien Knochenspuren und lebende Zeugen ihres Daseins in den Jagan[3]) Feuerlands und den Botocuden (Tapuya) Brasiliens hinterlassen habe.

Die australisch-südamerikanische Verwandtschaft ist aber uralt; sie geht hinauf bis in jene Zeiten, wo Australien und Südamerika mit den dazwischen liegenden Inseln eine zusammenhängende zoologische und botanische Provinz bildeten. Ich lasse v. Ihering[4]) zu Worte kommen: „Südamerika ist von der Kreide bis zum Ende des Pliocän vollkommen von Nordamerika getrennt gewesen. Ein südamerikanischer Kontinent existiert erst seit dem Oligocän. Er bestand aus zwei nur durch die schmale Landzunge der Anden verbundenen Teilen, die vor dem Oligocän völlig von einander getrennt waren. Diese beiden Teile sind Archiplata, das Gebiet, welches heute von Chile, Argentinien,

[3]) Die Jagan und die Alakaluf Feuerlands stechen in ihrem körperlichen Habitus von den eigentlichen Amerikanern scharf ab.

[4]) H. v. Ihering: Ueber die alten Beziehungen zwischen Neuseeland und Südamerika, Ausland 1891, S. 344 ff.

Uruguay und Südbrasilien eingenommen wird, und Archiguyana, das Hochplateau von Venezuela und Guyana umfassend. Jedes dieser Gebiete besaß eigene Fauna und Flora, die von einander so gänzlich verschieden waren, wie heutigentags jene von Inner-Afrika und Nordamerika. Archiguyana muß durch eine bis zum Oligocän erhaltene Landbrücke, von der St. Helena noch einen Rest darstellt, mit Afrika verbunden gewesen sein, indes Archiplata sich nach Süden in einen südpacifisch-antarktischen Kontinent fortsetzte, welcher während der ganzen mesozoischen Zeit dieses Gebiet mit dem pacifischen Kontinent in Verbindung brachte, von dem sich zuerst eine Anzahl polynesischer Inseln, dann Neuseeland, zuletzt Australien und Neuguinea ablösten."

v. Ihering hatte dabei nur die zoologischen Verhältnisse Ameraustraliens (wenn der Ausdruck erlaubt ist) berücksichtigt. Karl Müller[1]) überträgt das von Ihering Gesagte teilweise auf das botanische Gebiet, das nach ihm „in ganz auffallender Weise mit dem australischen Gebiet übereinstimmt". Ich weiß nun leider nicht, wie lange diese südamerikanisch-australische Brücke bestanden hat. Ist sie noch während der Tertiärperiode oder am Ende derselben unterbrochen worden, so müßten wir dem vielgeleugneten Tertiärmenschen doch eine Existenz zuerkennen. Uebrigens nebenbei: der Tertiärmensch ist doch nur deshalb geleugnet worden, weil man ihn bei uns noch nicht gefunden hat. Das beweist aber nichts gegen seine Existenz.

Klar ist uns aber eines geworden: daß die von Trombetti behauptete Verwandtschaft zwischen südamerikanischen und australischen Sprachen nunmehr nichts so ganz Wildes, Abenteuerliches mehr an sich haben kann.

Ueberhaupt Australien! Die Ethnologen kennen es schon lange als Land der primitivsten gesellschaftlichen Verhältnisse, der ursprünglichsten Organisationen im Zusammenleben. Der Gedanke, daß Australien überhaupt die Wiege des Menschengeschlechtes sein könne — man bedenke, wie tief die Rasse eigentlich steht — der Gedanke ist fast unabweisbar. Er ist auch schon ausgeführt. Von Müller de la Fuente.[2]) Er kommt bei seinen entwicklungsgeschichtlichen Studien zu dem Schlusse, daß der einzige Kontinent, auf dem der Vormensch zum Menschen ausreifen konnte, Australien oder wenigstens der Kontinent sei, dessen Ueberrest eben Australien ist. Zu demselben Schluß kam auch

---

[1]) Ergänzungen und Berichtigungen zu dem v. Iheringschen Aufsatz: Ausland 1891, S. 561 ff.

[2]) Die Vorgeschichte der Menschheit im Lichte unserer entwicklungsgeschichtlichen Kenntnisse. Wiesbaden 1906.

Digitized by Google

Schoetensack[1]) und neuerdings betonte H. Klaatsch, wie ich einem Referat in der Frankfurter Zeitung (1907 Nr. 51) entnehme, in einem Vortrag, wie groß die Bedeutung der australischen Eingeborenen für die gesamte Entwicklung des Menschengeschlechtes wäre. Nach seiner Ansicht läßt sich das Vorhandensein der australischen Eingeborenen nur durch die Annahme erklären, daß einst eine Verbindung zu Land zwischen Australien und Asien bestanden hat, wie er denn zu der Anschauung hinneigt, daß es in prähistorischen Zeiten zwischen Asien und Australien einen Zentralpunkt gegeben hat, von dem ausgehend nach der einen Richtung hin die Verteilung der asiatischen Völkerschaften und nach der anderen Richtung hin die der australischen Schwarzen sich vollzogen habe.

Dazu noch eine sprachliche Bemerkung: Ricc. Gatti hat jüngst den Zusammenhang der andamanesisch-papuanisch-australischen Sprachen aufgedeckt[2]) und für die anderen Zusammenhänge mit Asien verweise ich auf die eingangs erwähnte Arbeit von P. W. Schmidt.

So ist ein ungeheuerer Ring gebildet. Und der Leser wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß die verschiedensten, anscheinend einander ganz fremden Wissenschaften einträchtig zusammengehen im Aufbau der erhabenen Wissenschaft vom Menschen.

A. Dirr.

---

[1]) Nach Müller de la Fuente, S. 96.

[2]) Studi sul gruppo linguistico andamanese-papua-australiano. I. Teil. Bologna 1906.

(Nr. 117.)

Neue Briefe von Friedrich Gentz.

Unter den scharf umrissenen Charakterköpfen, an denen das Zeitalter der französischen Revolution und der Freiheitskriege so reich ist, hat von jeher Friedrich Gentz besonderes Interesse erregt, mag dasselbe auch mehr ein psychologisches, ja beinahe pathologisches gewesen sein und im letzten Grunde der Charakterlosigkeit des so reich begabten Mannes gegolten haben. Zwar wird man heute das bekannte Wort des Freiherrn vom Stein, der Gentz ein „verfaultes Herz“ und ein „vertrocknetes Gehirn“ nachsagte, als übertrieben und ungerecht bezeichnen dürfen, andrerseits aber auch nicht in Abrede stellen können, daß

Digitized by Google

es gerade den Punkt trifft, von dem aus allein es erklärlich wird, wie ein Mann von so außerordentlichen Gaben und mit einer solchen Fülle weitreichender und mächtiger Verbindungen in einer so bewegten Zeit es nicht über eine Stellung hinausgebracht hat, die trotz alles äußeren Glanzes doch nur als eine subalterne bezeichnet werden kann. Gentz ist ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, daß auch das größte formale Talent zur Unbedeutendheit verurteilt und von fruchtbarem geschichtlichen Wirken ausgeschlossen bleibt, wenn es der Form nicht auch aus seinem Eigenen einen in sich berechtigten Inhalt zu geben vermag, sondern sich darauf beschränkt, immer nur den Gedanken anderer zum Gefäß zu dienen.

Zweifellos war Gentz ein Denker von außerordentlicher Schärfe — er hatte nicht umsonst zu den Füßen des großen Königsberger Philosophen gesessen —: aber er wandte seine unerbittliche Logik, so stolz er auf sie war, doch immer nur in der Theorie an. Er besaß einen klaren, Menschen und Dinge durchdringenden und nicht leicht irrenden Blick: auf sich selbst und seine Lebensführung hat er ihn niemals gerichtet. Von hervorragender praktischer Begabung und ungewöhnlicher Fähigkeit, sich auch in ihm zunächst fremden Verhältnissen zurechtzufinden, hat er doch nur vereinzelte Anläufe zu wirklich staatsmännischer Tätigkeit genommen und sich trotz alles Ehrgeizes als ein unverbesserlicher Epikureer auf glänzend belohnte Handlangerdienste beschränkt, wo er bestimmend einzugreifen berufen schien. Ein unübertroffener Meister im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Worts, hat er sich dieser Gabe nur ausnahmsweise bedient, um seine eigenen Gedanken der Welt kund zu tun, seinen Beruf vielmehr darin gefunden, den wechselnden Ansichten der leitenden Männer, denen er sich weit überlegen fühlte, als Sprachrohr zu dienen. Wohl ist ihm gelegentlich ein Bewußtsein dieses Widerspruches aufgedämmert, an dem sein Dasein krankte: selbstgefällig hat er es immer wieder schnell beschwichtigt und sich weiter übe: die Leerheit eines eigentlich verfehlten Daseins hinweggetäuscht. Aber wie er gerade durch diesen Mangel einer fest in sich gegründeten Ueberzeugung den Männern wertvoll und bis zu einem gewissen Grade unentbehrlich wurde, die sich seines Kopfes und seiner Feder bedienten,

Digitized by Google

so beruhen darin auch seine Bedeutung für die Nachwelt und der Wert seiner Aufzeichnungen für die Kenntnis seiner Zeit. Namentlich in seinen Briefen hat Gentz an Ereignissen und Menschen, denen er sich äußerlich dienstwillig anpaßte, eine scharfe Kritik geübt, und all das mit unverblümter Deutlichkeit herausgesagt, was er aus Rücksicht auf seine Stellung öffentlich nicht aussprechen durfte. Da er nun — namentlich als vertrauter Gehilfe Metternichs — einen Platz einnahm, der ihm einen tiefen Blick in die Zeitereignisse zu tun erlaubte und mit fast allen daran beteiligten Persönlichkeiten zum Teil in intime Berührung brachte, so sind namentlich seine Briefe für die Kenntnis der geheimen Geschichte jener Epoche Quellen von unschätzbarem Werte, mögen sie auch bei der Eigenart des Verfassers oft nur mit Vorsicht zu benutzen sein. Denn abgesehen davon, daß Gentz häufig berufen war, amtlich Ansichten zu vertreten, die im Grunde nicht die seinen waren, so hat er auch mit seinen eigenen vielfache und nicht selten weitgehende Wandlungen durchgemacht und daher über dieselben Fragen zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden geurteilt.

Darin offenbart sich zunächst seine ungewöhnliche geistige Beweglichkeit: aber auch seine nie ruhende Selbstgefälligkeit spielt dabei mit. Er gefällt sich nicht bloß darin, seinen Korrespondenten zu imponieren durch die Kenntnis der geheimsten Vorgänge und die Vertrautheit mit den verborgensten An- und Absichten der leitenden Persönlichkeiten, sondern liebt es auch, den nie und durch nichts Ueberraschten zu spielen, der vermöge seiner tieferen Einsicht und seines weiteren Blickes auch die unerwartetsten Wendungen wenn nicht vorausgesehen, so doch als möglich in den Kreis seiner Berechnungen gezogen haben will. So bieten seine Briefe wertvolles Material für die Kenntnis des Unter- und Hintergrundes, auf dem und vor dem sich die Neugestaltung Europas nach den napoleonischen Kriegen abspielte. Dies gilt auch von den Fragmenten, die neuerdings der Wiener Historiker August Fournier aus dem Briefwechsel Gentz' mit dem österreichischen Staatsmann Johann v. Wessenberg veröffentlicht hat.[1])

[1]) Gentz und Wessenberg. Briefe des ersten an den zweiten. Mitgeteilt von August Fournier. Wien und Leipzig 1907, Wilhelm Braumüller.

Digitized by Google

Sie lassen bedauern, daß derselbe nicht vollständig vorliegt, und rechtfertigen den Wunsch, es möchte gelingen, auch die übrigen Briefe aufzufinden.

Johann v. Wessenberg, 1773 als Sprößling einer in dem damals österreichischen Breisgau heimischen Adelsfamilie geboren, hatte sich nach kurzer militärischer Tätigkeit der diplomatischen Laufbahn gewidmet und als Gesandter Oesterreichs in Frankfurt und in Kassel gewirkt, wo er 1806 Zeuge des Zusammenbruchs von Kurhessen war. Im Jahre 1809 wurde er nach Berlin geschickt, um Preußen zum Anschluß an die Erhebung Oesterreichs gegen Napoleon zu bestimmen. Dieser erfolgte bekanntlich nicht, wohl aber gewann Wessenberg vertraute Fühlung mit den patriotischen Kreisen, die schon damals Preußen in den Verzweiflungskampf eintreten zu sehen wünschten. Entgegen der Ableugnung jeder Beziehung der Art in den amtlichen Berichten an seinen Hof bekennt er in einer Bemerkung zu einem der hier veröffentlichten Briefe von Gentz, daß er das Unternehmen Schills im geheimen unterstützt habe. Nach vorübergehender Wirksamkeit in München, wurde er im Frühjahr 1813 nach England geschickt, um die dortige Regierung von dem Ernst der Absicht Oesterreichs zum Krieg gegen Napoleon zu überzeugen. Als zweiter Bevollmächtigter des Kaiserstaates nahm er dann neben Metternich an dem Wiener Kongreß teil, wo er namentlich in den deutschen Angelegenheiten tätig war. Nach längerer Unterbrechung fand er 1830 nochmals diplomatische Verwendung als Gesandter im Haag und Vertreter Oesterreichs auf der Londoner Konferenz, die zur Konstituierung des Königreichs Belgien führte. Daß er dieser zustimmte, war in den Augen des Kaisers Franz eine schwere liberale Verirrung und zog ihm nicht bloß dessen Ungnade, sondern auch die Unzufriedenheit Metternichs zu: außer Dienst gestellt, lebte er längere Zeit in Freiburg i. B. Erst die Ereignisse des Jahres 1848 riefen ihn noch einmal auf den politischen Schauplatz: nach dem Sturz Metternichs wurde er unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen Minister des Auswärtigen. Der Oktoberaufstand, bei dem er beinahe das Schicksal des vom Pöbel ermordeten Kriegsministers Latour geteilt hätte, befreite ihn von einer Last, mit deren Uebernahme der Hochbetagte ein patriotisches Opfer gebracht hatte. In Freiburg hat er sein Leben 1858 beschlossen.

Digitized by Google

In seiner staatsmännischen Tätigkeit sowohl wie in dem, was aus seinen amtlichen Berichten, seinen Denkschriften und seiner umfänglichen Korrespondenz bekannt geworden ist, erscheint Wessenberg als ein feingebildeter Mann, der unbefangen beobachtete und maßvoll urteilte und im Gegensatz zu Metternich nicht bloß ein guter österreichischer Patriot war, sondern auch für die nationalen und liberalen Regungen der neuen Zeit Verständnis besaß. Der Lauterkeit seines Wesens und seiner Ueberzeugungstreue haben auch seine Gegner die Anerkennung nicht versagt. Eben hier entsprang nun aber auch der Gegensatz, der zwischen ihm und Gentz bestand. Er erklärt den Stillstand, der in dem Briefwechsel beider zeitweise eintrat: seit Gentz unter Verleugnung seiner Anfänge ganz in das reaktionäre Lager übergegangen war und in der Vertretung des Metternichschen Systems seine Lebensaufgabe gefunden hatte, ließ er die Verbindung mit dem für liberal geltenden und in Ungnade gefallenen Staatsmann vorsichtigerweise fallen, um ihn freilich wieder aufzusuchen, sobald er seiner persönlich oder politisch bedurfte. Demnach dürften die jetzt veröffentlichten Briefe von Gentz an Wessenberg nur einen kleinen Teil aller derer darstellen, die er an ihn geschrieben hat.

Zeitlich und sachlich zerfallen sie in drei Gruppen, deren erste den Notjahren Oesterreichs 1809 und 1810 angehört. Durch den damaligen Leiter der österreichischen Politik, Graf Philipp Stadion, war Gentz aus seiner nicht ganz freiwilligen Verbannung in Prag nach Wien berufen, um das Manifest abzufassen, in dem Oesterreich seinen Entschluß zum Krieg gegen Napoleon den Fürsten und Völkern Europas kund tat. Anfangs voll kriegerischer Begeisterung und flammendem Eifer für die Niederwerfung des Zwingherrn, will er von dem schließlichen unglücklichen Ausgang doch nicht überrascht sein und ihn auf Grund seiner Beobachtungen auch in bezug auf die militärischen Aktionen vorausgesehen haben, rühmt sich aber auch, „trotzdem keinen Augenblick den Kopf zum Denken und den Mut zum Handeln verloren zu haben“: ja er will bei diesen entsetzlichen Katastrophen durch den Umstand aufrechterhalten sein, daß er „alles bestimmt, deutlich, mit unerschütterlicher Gewißheit vorausgesehen habe“. Wenn er sich auch hier wieder mit seiner Allwissenheit brüstet und den Zusammenhang

Digitized by Google

der Dinge besser erklären zu können behauptet als sonst irgend jemand, so wird das in ein eigentümliches Licht gerückt durch die Tatsache, daß er das Projekt der Heirat der Erzherzogin Marie Luise mit Napoleon noch zu einer Zeit entschieden ableugnet, wo es seiner Verwirklichung bereits ganz nahe war. Um so leichter hat er sich nachher in die vollendete Tatsache gefunden und in Spöttereien gegen diejenigen ergangen, die ihrer patriotischen und moralischen Entrüstung darüber freimütig Ausdruck gaben.

Besonders interessant ist die zweite Gruppe von Briefen aus den Jahren 1813—1819, der Zeit, in der Gentz in raschem Wandel mit den bisher von ihm vertretenen politischen Ansichten brach und zu einem der schneidigsten und konsequentesten Vorkämpfer der siegreichen Reaktion wurde. Die Kriegslust, die ihn in dem Frühjahr 1813 erfüllt, wo er in Napoleon „den ersten Scharlatan der modernen Zeiten" niedergeworfen zu sehen hofft, ist bald verflogen und hat einer hoffnungslosen Friedenssehnsucht Platz gemacht: darin spiegelt er getreu den Gang der österreichischen Politik wider, der es eine schmerzliche Enttäuschung war, daß des französischen Kaisers Starrsinn ihre Vermittelung scheitern ließ und sie zum Ergreifen der Waffen nötigte. Er beschuldigt dementsprechend „die russischen und preußischen Faiseurs. nur nach Krieg und Gegenrevolution zu dürsten und Oesterreich um jeden Preis darein verwickeln zu wollen". Diese Haltung wird nicht bloß aus sachlichen Gründen zu erklären sein. Nach einer gelegentlichen Aeußerung hielt Gentz es nämlich für das Kennzeichen und daher für die Pflicht der wirklich bedeutenden Menschen der allgemein herrschenden Geistesrichtung, die immer auf Unterdrückung des menschlichen Geistes hinauslaufe, sich entgegen zu stellen; wenn Zerstörung des Alten, erklärt er einmal, die herrschende Tendenz sei, müßten „die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden". Danach wird man Gentz' politische Gesinnung feststehen zu sehen freilich nicht erwarten dürfen, vielmehr war sie immer nur eine relative, von den zeitweilig vorherrschenden Strömungen bedingt und ihnen entsprechend bald mehr nach rechts, bald mehr nach links geschoben. So ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn er später die Ausschreitungen der Reaktion in Frankreich verurteilte. In Deutschland machte ihn das

Digitized by Google

Aufwogen der nationalen und liberalen Bestrebungen zum eingefleischten Reaktionär. Von einer festen politischen Ueberzeugung ist bei ihm, so sehr er politische Prinzipien zu verkündigen liebt, niemals die Rede gewesen. Sein politischer Standpunkt wurde vielmehr bestimmt durch den Gegensatz zu der gerade herrschenden politischen Strömung. Das ist psychologisch leicht erklärbar: die ihn vor allen auszeichnenden geistigen Eigenschaften kamen bei einer solchen Stellung leichter und wirksamer zur Geltung, während sonst von ihm positive politische Arbeit gefordert worden wäre. Es spielt also auch hier wieder seine Eitelkeit mit.

Außerdem ist Gentz' politische Haltung wenigstens nebenher nicht selten durch die Rücksicht auf seinen persönlichen Vorteil bestimmt worden. War diese auch nicht ausschlaggebend, so übte sie doch einen Einfluß, insofern sie seine Sympathien und Antipathien bestimmte. So ergriff er in dem Konflikt, in den Wessenberg durch seine Haltung in der belgischen Frage mit Metternich geriet, des ersteren Partei und erging sich in der wieder angeknüpften Korrespondenz mit ihm in einer recht abfälligen Kritik gegen seinen Herrn und Meister und den hinter diesem stehenden Kaiser Franz. Er hoffte nämlich durch Wessenberg finanzielle Hilfe von England auszuwirken. Infolge des russisch-türkischen Krieges hatte die ihm einst durch Metternich verschaffte regelmäßige politische Berichterstattung an den Fürsten der Walachei aufgehört und damit auch die dafür bezogene Jahreseinahme von 4000 Dukaten. Was in Wien zur Besserung seiner Lage geschah, reichte nicht aus, um des verwöhnten Lebemanns Bedürfnisse zu decken, die damals durch sein Verhältnis zu der jugendlichen Tänzerin Fanny Elßler gewaltig gesteigert waren. So wandte er sich um Hilfe an fremde Höfe, unter anderem auch nach Berlin, wohin der preußische Gesandte in Wien, Graf Bernstorff, zur Begutachtung des Gesuchs aufgefordert, berichtete: „Herr von Gentz ist ein sehr vornehmer, vielfach verwöhnter und bedürfnisreicher Bettler", dem man nicht unter 4000 bis 6000 Taler geben dürfe. Durch Wessenberg scheint nun damals Gentz in London einem ähnlichen Gesuch die Wege habe bereiten zu wollen, und es mag daher sein, daß in den Briefen die Zustimmung zu dessen Haltung in der belgischen Frage und die Mißbilligung der ihm deshalb zuteil gewordenen Haltung, sowie die rühmende

Digitized by Google

Anerkennung der englischen Politik wärmer zum Ausdruck gekommen ist, als ohne dies der Fall gewesen wäre. Andrerseits aber liegen doch auch Zeugnisse dafür vor, daß Gentz unter dem Eindruck der Ereignisse der Jahre 1830—1832 an dem Metternichschen System wirklich irre geworden war und sich in der Stille zu allerlei „politischen Ketzereien" bekannte, wie er solchen in den Anfängen seiner publizistischen Laufbahn gehuldigt hatte.

Hans Prutz.

(Nr. 118.)

Römische Forschungen in Westfalen.

Von Archivrat Dr. Georg Tumbült (Donaueschingen).

Es sollte sich als ein außerordentlich fruchtbarer Gedanke erweisen, dem die vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens niedergesetzte Altertums-Kommission Raum gab, als sie am 30. Dezember 1897 den Beschluß faßte, alten Erdbefestigungen und Wällen nachzugehen und zu sehen, welche Bewandtnis es mit diesen bald als römisch, bald als karolingisch oder sonstwie angesprochenen stummen Zeugen der Vorzeit habe. Die Kommission richtete dabei ihr Augenmerk unter anderem auf den St. Annenberg bei Haltern nördlich der Lippe, und zwar weil aus Lokalunterſuchungen, welche in den Jahren 1838 bis 1841 der damalige Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe F. W. Schmidt in der Umgegend von Haltern vorgenommen hatte, bekannt war, daß auf dem St. Annenberg, der urkundlich ehemals Königsberg hieß und jetzt seinen Namen von der im 16. Jahrhundert auf ihm erbauten St. Anna-Kapelle führt, ein römisches Lager gewesen war. Das bezeugten die damals gefundenen Münzen und Waffen, darunter eine große Anzahl bleierner Schleuderkugeln von je 3—3½ Lot Gewicht, Reste von Wällen und Gräbern, sowie auch ein römischer Brunnen und eine Menge von Urnen, die nur Asche und Knochen enthielten.[1])

Hier auf dem St. Annenberg — er liegt etwa ¾ Stunden südwestlich von dem Städtchen Haltern entfernt — wurden die Arbeiten im Jahre 1899 in Angriff genommen und alsbald noch

---

[1]) Tibus, Gründungsgeschichte der Stifte, Pfarrkirchen, Klöster und Kapellen im Bereiche des alten Bistums Münster. Münster 1885 S. 785.

Digitized by Google

auf eine weitere Fundstelle zwischen dem Annaberg und der Stadt Haltern, auf die man durch Zufall geführt worden war, ausgedehnt. Die Nachforschungen mit dem Spaten waren in Bälde von solchem Erfolge begleitet, daß dem Unternehmen zu seiner Fortsetzung nicht allein reichliche Mittel seitens der Landstände der Provinz Westfalen, sondern auch infolge Anregung des Kaiserlichen archäologischen Instituts in Berlin seitens des Reiches zuflossen. Auch Seine Majestät der Deutsche Kaiser nahm ganz persönlichen Anteil an den Arbeiten, ja machte eine Schenkung von 10,000 Mark, die zur Gründung eines städtischen Museums in Haltern, das die Fundstücke aufnehmen soll, bestimmt wurden. Dieses Museum ist inzwischen schon so weit fertiggestellt, daß nur noch die inneren Einrichtungen beschafft werden müssen, um die Sammlungen dorthin überführen zu können, so daß sie für alle Zukunft vor Vernichtung und Verschleuderung gesichert erscheinen.

Was den Grabungen bei Haltern wesentlich zugute kam, war der Umstand, daß man durch die Arbeiten am Limes hatte Erfahrungen sammeln können und geschulte Arbeiter zur Verfügung hatte. Dazu wirkten Vertreter verschiedener Wissenschaftsgebiete, Archäologen, Historiker, Philologen, Bauverständige und militärisch gebildete Kräfte einträchtig zusammen; ich nenne unter anderen den Museumsdirektor Schuchhardt in Hannover, Professor Loeschcke in Bonn, Professor Koepp in Münster, Geh. Archivrat Professor Philippi in Münster, Direktor Dragendorff in Frankfurt a. M., sowie den Oberstleutnant z. D. Dahm. Unter diesen günstigen Umständen ergaben die Grabungen zu Haltern ein überraschendes Resultat: im ganzen wurden vier römische Anlagen aufgedeckt: das erwähnte Kastell auf dem St. Annenberg, dann näher Haltern zu flußaufwärts am alten Lippe-Ufer der sogenannte Anlegeplatz und das sogenannte Uferkastell und nördlich von diesen das große Lager. Getragen von der außerordentlichen Teilnahme, die namentlich in Westfalen die gebildeten Kreise den römischen Forschungen entgegenbrachten, hat sich die Altertumskommission bemüht, die Resultate der Ausgrabungen alsbald der wissenschaftlichen Welt in eingehenden Publikationen zugänglich zu machen (Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, Münster, Aschendorff, bis jetzt vier Hefte, 1899—1905). Hierdurch ist auch der Außenstehende in den Stand gesetzt, den Gang der Forschungen und das Fortschreiten der Erkenntnisse genau zu verfolgen. Daß dabei ohne Hypothesen nicht auszukommen ist, versteht sich

Digitized by Google

von selbst; andrerseits wurde aber die Untersuchung so exakt betrieben, daß eine Reihe gesicherter Ergebnisse vorliegt.

Bei den Halterner Ausgrabungen machte man dieselbe Beobachtung wie bei den gleichzeitigen Römerwerken am Rhein, am Limes und auch in Windisch, daß sich nämlich Steinbauten nicht finden. Als Material zu ihren Bauten verwandten die Römer ausschließlich Erde und Holz, auch Lehm, wie es ja natürlich ist, daß die ersten Verschanzungen in Feindesland rasch hergestellt werden mußten. Um die Erd- und Holzbauten durch solche aus Stein zu ersetzen, dafür war die Zeit der Okkupation Westfalens zu kurz; anderwärts ist das geschehen.

Den Anfang der Arbeiten machte also die Aufdeckung des Kastells auf dem St. Annenberge. Dasselbe stellte sich als ein ungefähr gleichseitiges Dreieck heraus, die Seite etwa 300 Meter lang: die Befestigung bildete Wall und Graben. Der Wall war mannshoch und wurde durch Palisaden, die die Brustwehr bildeten, noch um etwa 1.20 Meter überhöht; ringsum in regelmäßiger Entfernung von 31.20 Meter oder 100 römischen Fuß war er mit Türmen besetzt, die weit vor die Wallpalisaden vorspringen. Wie die reichlichen Scherben zeigen, waren die Türme der gedeckte Aufenthaltsort für die Wallbesatzung. Die Frage nach dem oberen Aufbau und dem Abschluß dieser Türme ist nicht gelöst und wird auch, da der Bau, zum Teil wenigstens, durch Brand vernichtet ist, wohl nicht mehr beantwortet werden können. Ferner hat man auch zwei Tore des Kastells gefunden, ein Tor nach Norden und eines nach Osten, und zwar auf Grund des beobachteten Aufhörens des Grabens, der beim Osttor auf eine Länge von 14.40 Meter, beim Nordtor auf eine ungefähr gleiche Strecke unterbrochen ist; damit ist die Breite der Tore gegeben. Diese selbst waren nach den aufgefundenen Pfostenlöchern und nach Analogien zu schließen Langhäuser, mittendurch ging der Weg, zu beiden Seiten lagen Wachtstuben, obenauf war vielleicht eine Plattform. Das Nordtor übertrifft an Stärke das Osttor Das Innere des Kastells ist noch nicht berührt, es ist auch bei der starken Durchwühlung des Sandbodens sehr fraglich, ob sich überhaupt noch deutbare Spuren finden werden.

Außer diesem Kastell auf dem Annaberge entdeckte man am Ufer des alten Lippe-Bettes den sogenannten Anlege- oder Hafenplatz. Am interessantesten war hier eine Wahrnehmung, die nicht von den Gelehrten, sondern von einem Bauern gemacht wurde. Der Besitzer des Grundstücks, welcher die Ausgrabungsstelle während der Osterfeiertage 1900 überwachte, bemerkte, gelangweilt, wie er sagte, an den Grabenwänden hin-

Digitized by Google

und hergehend, unter der Humusschicht eine Schicht, die ganz durchsetzt war mit Getreidekörnern, die, mehr oder weniger verbrannt, zum Teil allerdings für Kohleteilchen gelten konnten, wofür sie bis dahin von den Gelehrten angesehen worden waren, zum großen Teil aber die Struktur des Korns, und zwar vorwiegend des Weizenkorns, dort, wo sie der Regen reingewaschen hatte, noch deutlich erkennen ließen. Proben dieser Körner wurden an die agrikulturchemische Versuchsstation in Münster gesandt, und die hier vorgenommene Untersuchung gelangte zu dem Resultat, daß man es in der Tat mit verkohlten Weizenkörnern zu tun habe. Direkt dem Feuer ausgesetzt konnten die Körner nicht gewesen sein, weil sie dann nicht die ursprüngliche Form so gut und regelmäßig hätten beibehalten können, wie sie tatsächlich an den vorgefundenen Körnern noch vorhanden war; eine Verkohlung auf kaltem Wege durch Verwesung (Humifikation) war aber auch nicht anzunehmen. Man machte nun interessante Versuche mit Erhitzen von frischen Weizenkörnern im Tiegel und Kohlensäurestrom und erhielt auf diese Weise verkohlte Körner von ähnlicher mikroskopischer Struktur, wie sie die Körner von Haltern aufweisen. Somit ist anzunehmen, daß die Verkohlung der Körner durch Glühhitze stattgefunden hat, und zwar dürften sie nur einer gelinden Glut ausgesetzt gewesen sein. Von einer Probe, die nach Berlin an Geheimrat Wittmack gesandt wurde, stellte dieser Herr fest, daß der größte Teil der übersandten Körner gemeiner Weizen, triticum vulgare, sei. Als Beimengungen fanden sich noch einige Körner Roggen, einige Körner Gerste, einige Trespenkörner, ein Wickenkorn und zwei Körner der Kornrade, an denen man noch die warzigen Höcker sieht. Die Lagerung der massenhaft aufgefundenen Körner läßt den Schluß zu, daß sich auf dem nördlich angrenzenden Platze von 100 Meter Länge und 35 Meter Breite ein Kornmagazin befunden hat. Eingehegt war der Platz auf der West- und Nordseite von einem Palisadenzaun, im Süden und Osten von Gräben. (Mitteilungen II. Tafel VII.) Daß die Anlage römisch ist und noch enger den Jahren um Beginn unserer Zeitrechnung zuzuschreiben ist, dafür liefern den untrüglichen Beweis die hier zutage gekommenen Fundstücke an Münzen, Waffen, Werkzeugen, Geräten und vor allem an Töpfergeschirr.

Nördlich von diesem Anlegeplatz wurde in den Jahren 1901 bis 1904 das sogen. „g r o ß e L a g e r" aufgedeckt, bei dem drei verschiedene Perioden konstatiert wurden. Die älteste und räumlich größte Anlage ist das „Feldlager", das nur von einem Graben

umgeben war. Dann folgt eine stärkere Befestigung, ein Kastell mit Doppelgraben und Wall, dessen Ostfront später etwa 50 Meter vorgeschoben und ebenfalls mit Doppelgraben und Wall versehen wurde. Dieses erweiterte Kastell umfaßt einen Flächeninhalt von rund 20 Hektar. Von den Toren dieses Kastells wurde zuerst das Osttor gefunden (siehe Mitteilungen IV, Tafel II), bei den Nachgrabungen im Herbst 1905 konnten auch das Südtor, das West- und Nordtor festgestellt werden. Der Wall war durch eine von mächtigen Pfosten gehaltene Holzwand versteift, die beiden Spitzgräben maßen jeder in der Breite 6, in der Tiefe 3 Meter, während bei den Limeskastellen die Gräben bei einer Breite von 6 bis 8 Meter durchweg nur 1.50 bis 1.70 Meter tief sind. Die Grabungen von 1906 förderten nach dem Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift (1906, Sp. 145 ff.) namentlich die Kenntnis von dem Straßennetz innerhalb des Lagers und der Lage und Umgrenzung der Hauptinnenbauten, insbesondere des Prätoriums, des für den Gottesdienst und amtliche Verrichtungen des Prätors bestimmten Gebäudes. Als die porta praetoria stellte sich, wie man gleich anfangs vermutet hatte, das Südtor heraus. Die Forschungen von 1907 werden der weiteren und, wie zu hoffen ist, völligen Klarstellung der Gebäulichkeiten gewidmet sein; bis jetzt ist schon so viel geleistet, daß der Grundriß dieses Standlagers augusteischer Zeit vollständig klargelegt ist.

Als eine vierte römische Anlage wurde in den Jahren 1903 und 1904 oberhalb des früher gefundenen Anlegeplatzes, gleichfalls am Rand des unverkennbaren alten Lippebetts, das sog. Uferkastell aufgedeckt, nach dem man schon 1901 darauf aufmerksam geworden war. Die Entwirrung der mehrfach sich kreuzenden Linien stellte an den Scharfsinn der Gelehrten die größten Anforderungen, doch gelang es, nicht weniger als vier Perioden des Baues zu unterscheiden. Zur Befestigung des künstlich erhöhten Ufers diente ein Bretterzaun, wie die im Moor gefundenen Reste von Pfählen und Brettern ausweisen. Auf die Erforschung der Innenbauten dieses Kastells hat man viel Zeit und Mühe verwandt, jedoch verhältnismäßig geringe Erfolge erzielt. Außer zahllosen Gruben, deren Erklärung im einzelnen recht schwer ist, fand man deutliche Einschnitte in den gewachsenen Boden, die von den Fundamentbalken herrührten, auf denen sich die Lager-Baracken erhoben. Selbst in der Photographie treten noch diese Spuren deutlich zutage (Mitteilungen IV Tafel XVI), doch galt es schnell mit der Aufnahme bei der Hand zu sein, da

Digitized by Google

der Boden rasch austrocknete und Sandwehen die Spuren nur zu leicht verwischten.

Daß auch das große Lager und das Uferkastell römisch sind, geht wiederum aus den Funden hervor; es sind deren mehrere Tausend Geschützpfeile, die ganz oder teilweise so vortrefflich konserviert waren, daß eine sichere Rekonstruktion derselben möglich war, dann Werkzeuge und Geräte, Töpfe, Urnen, Trinkgeschirre aus terra sigillata u. a. Im großen Lager fand sich im Sommer 1906 auch das erste vollständig erhaltene, nur in zwei Teile zerbrochene pilum, der römische Wurfspieß. Die Zeit bestimmen am unzweideutigsten die gefundenen Münzen; soweit sie nicht der Republik oder der Triumviratzeit angehören, fallen sie in die Zeit des Augustus. Jüngere Münzen sind nicht gefunden worden.

Bei der Größe und der ganz überragenden Bedeutung dieser zeitlich genau begrenzten römischen Anlagen bei Haltern drängte sich immer mehr die Vermutung auf, daß hier das vielgesuchte, im Jahre 11 v. Chr. von Drusus angelegte Kastell Alison gefunden sei, und namentlich der hannoversche Museumsdirektor Schuchhardt, der sich hervorragend an den Ausgrabungen beteiligte, tritt warm dafür ein.[2]) Schuchhardt stützt sich namentlich auf Tacitus' Annalen II, 7. Hier erzählt Tacitus, daß Germanikus im Jahre 16 n. Chr., als er erfahren habe, daß das Lippe-Kastell von den Germanen belagert werde, mit 6 Legionen aufgebrochen sei, um es zu entsetzen, der Anmarsch aber allein schon die Germanen bewogen habe, von der Belagerung abzulassen. Germanicus habe dann den Drusus-Altar wieder hergestellt und das ganze Gebiet zwischen dem Kastell Alison und dem Rhein mit neuen Wegen und Dämmen befestigt. Ueber Alison hinaus drang Germanicus nicht vor, sondern führte die Legionen an den Rhein zurück, um dann den Versuch zu machen, sie zu Schiffe an die Emsmündung zu bringen und von dort aus an die mittlere Weser zu marschieren. Schuchhardt identifiziert nun das bei Tacitus genannte Kastell Alison mit dem kurz vorher vom selben Schriftsteller erwähnten Lippe-Kastell und kommt so zu dem Schlusse, daß in den Römerwerken bei Haltern Alison gefunden sei; dem Einwand, daß es doch merkwürdig sei, daß Tacitus an der zitierten Stelle von einem Lippe-Kastell rede und es kurz darauf erst mit Alison bezeichne, während er beide Male dasselbe

---

[2]) Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen II, S. 199—216, und wiederum in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Bd. 24.

Kaſtell im Auge gehabt habe, begegnet Schuchhardt mit der Erklärung, daß hier eine ſtiliſtiſche Laune des Autors vorliege.

Den Gegnern der Aliſo-Haltern-Hypotheſe blieb nur noch eine Einwendung! Nach Dio Caſſius hat Druſus Aliſo (der Name wird zwar vom Schriftſteller nicht ausdrücklich genannt) dort angelegt, wo die Lippe und der Eliſon zuſammenfließen. Nun fließt bei Haltern die Stever, in der mittelalterlichen Form Stibara oder Stibarna, plattdeutſch Stiewer, in die Lippe, und da iſt von einem Namensanklang an Eliſon nichts wahrzunehmen. Es hat zwar nun nicht an teilweiſe halsbrecheriſchen Verſuchen gefehlt, eine Brücke zu ſchlagen, ſo daß die ſprachliche Schwierigkeit hinwegfiele, allein damit iſt es nichts. Wer für Aliſo-Haltern eintritt, muß zugeben, daß in dieſem Falle der Name Aliſo für die Ortſchaft wie für den Fluß ſpurlos untergegangen iſt und ein Namenswechſel ſtattgefunden hat: ein Vorgang, der ja nicht ganz vereinzelt ſtände.

Trotz des Umſtandes, daß ein Schriftbeweis nicht geführt war, ſtand die wiſſenſchaftliche Welt ſchon auf dem Punkte, der Aliſo-Haltern-Hypotheſe allgemein zuzuſtimmen, als ſich im Anfange des Jahres 1906 noch eine andere Aliſo-Hypotheſe — es iſt im ganzen die zehnte — hervorwagte. Sie hat zum Urheber keinen zünftigen Gelehrten, ſondern einen Landpfarrer namens Otto Prein.[1]) Dieſer ſucht das Kaſtell Aliſo nicht bei Haltern, ſondern etwa 35 Kilometer davon entfernt, flußaufwärts bei Lünen, genauer geſagt bei dem öſtlich von Lünen gelegenen Oberaden, an einem Platze, der noch jetzt den Namen „Burg“ führt, in dem von der Lippe und Seſeke gebildeten Winkel. Was ihn dazu brachte, waren einmal mehrere Fundſtücke römiſchen Urſprungs, die hier zum Vorſchein kamen, dann aber vor allem der ſprachliche Anklang des bei der ſog. Burg liegenden Hofes namens Elſey an Aliſo.

Iſt der etymologiſche Zuſammenhang von Elſey und Aliſo zu erweiſen, ſo liegt darin, die Kontinuität der Beſiedlung vorausgeſetzt, allerdings ein Moment, das nicht unterſchätzt werden darf, ja in Verbindung mit anderen Indizien das Gewicht eines urkundlichen Beweiſes hat.

Der Hofname Elſey, in der älteſten urkundlichen Form von 1226 Elſeie, ſpäter Elzehe, hat die Bedeutung Elsbach, neuhochdeutſch Erlenbach. Der Hof iſt alſo nach einem Baum, der Erle,

---

[1]) O. Prein, Aliſo bei Oberaden. Neue Forſchungen und Vermutungen. Münſter, Aſchendorff; dazu ein Nachtrag: S. 79 bis 110. Ebenda.

Digitized by Google

genannt, eine Namengebung, die sich häufiger findet; ich erinnere an Elsey an der Lenne, Else bei Paderborn. Nun setzt aber Erle, niederländisch els, ein germanisches alisa voraus (vgl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 4. Aufl. 1889). „Aus einem germanischen Alisо kann sich," so teilt mir Herr Geh. Hofrat Professor Kluge in Freiburg auf Anfrage brieflich mit, „recht gut ein modernes Else oder Elsen entwickeln. Wenn der Name der Römerzeit erhalten geblieben ist, kann er jetzt nur Els — lauten." Bis auf die Endungen ist also die Uebereinstimmung zwischen Elsey und Alisо nicht von der Hand zu weisen. Der Einwand, daß Elsey ein häufiger vorkommender Ortsname sei, tut nichts zur Sache. So viel über den Namensanklang von Elsey und Alisо!

Mit großem Eifer, der aus dem Lokalpatriotismus des Autors seine wesentlichste Nahrung zieht, sucht Prein seine neue Alisо-Hypothese zu stützen, fand aber, und daran war die Art der Beweisführung mit Schuld, in der wissenschaftlichen Welt anfänglich wenig Zustimmung. Die Halterner Ausgrabungen hatten zu überwältigend gewirkt. Immerhin erreichte Prein — und das ist ein großes Verdienst — mit seinen Ausführungen das, daß das Dortmunder Museum den Platz pachtete, um dort Ausgrabungen vornehmen zu lassen. Diese Ausgrabungen sind nun unter Leitung der Herren Dragendorff von Frankfurt a. M. und Baum, Museumsdirektor in Dortmund, im Sommer 1906 begonnen worden und haben jetzt schon zu einem ganz überraschenden Ergebnis geführt. Nicht etwa bloß ein Marschlager, sondern ein unzweifelhaft römisches Standlager aus augusteischer Zeit wurde in Oberaden konstatiert. Es schließt ein Gelände von ungefähr 50 Hektar ein und hat die Gestalt eines unregelmäßigen Vielecks mit abgerundeten Ecken. Befestigt war es durch einen 2.50 bis 3 Meter tiefen und 4 bis 5 Meter breiten Spitzgraben, sowie durch einen von Palisadenreihen eingefaßten Wall. Die Palisadenpfosten haben einen Abstand von 1.20—1.40 Meter. Auf der Nordwestseite, an der niedrigsten Stelle, ist die Palisadenkonstruktion noch erhalten. Bis jetzt sind die Westseite mit dem Westtor, die Nordwestseite mit zwei Entwässerungsanlagen, die Nordseite, die Nordostseite und der nächst anschließende Teil der Ostseite festgestellt. Dazu kommen bedeutende Fundstücke: Zahlreiche Scherben aus terra sigillata, römische Münzen, Speere und Pfeile, sowie Reste von Wurfmaschinen; auch germanische Waffen haben sich gefunden. Von den römischen Holzwaffen zeigen etwa 40 Inschriften von Kohortennamen; nachdem für sachgemäße Konservierung der Funde Sorge getragen ist,

sind sie in der Tuchhalle des alten Rathauses zu Dortmund zur Aufstellung gelangt. — Der Fortsetzung der Ausgrabungen in Oberaden sieht die wissenschaftliche Welt mit nicht geringerer Teilnahme als der der Arbeiten in Haltern entgegen, und sie weiß den Dortmunder Stadtverordneten für die Bereitstellung der Mittel herzlichen Dank.

Die Resultate, welche die römische Forschung in Haltern und Oberaden bis jetzt schon zutage gefördert hat, sind für die Kenntnis der römischen Okkupation Westfalens, die bekanntlich 16 n. Chr. ihr Ende fand, von einer solchen Bedeutung, daß dahinter die Frage, ob Aliso oder nicht Aliso, zurücktritt, so erwünscht ja auch eine endgültige Lösung dieser Frage wäre. Und wer möchte verneinen, daß, nachdem man einmal begonnen hat, der Erde ihre Geheimnisse zu entlocken, nicht noch größere Ergebnisse in Aussicht stehen, zumal wenn sich Kneblinghausen auch als römisch erweisen sollte? Wie würden die längst verewigten Forscher, so der alte ehrliche Hülsenbeck und wie sie alle heißen, die einzig an der Hand des Schriftwortes an die Aliso-Frage herantraten, sich gefreut haben, wenn sie unsere Tage erlebt hätten!

Das Verdienst aber, den Anstoß zu den großen Fortschritten unserer Kenntnisse der Römerzeit in Westfalen gegeben zu haben, gebührt, wie ich hier nochmals hervorheben will, dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, der damit ein neues unverwelkliches Blatt seinem Ruhmeskranze eingefügt hat.

Seit dem 8. Mai haben die Grabungen in Oberaden wieder begonnen.

(Nr. 118.)

Die Meeresforschungen des Fürsten von Monaco.*)

Von Professor Dr. Otto Maas (München).

Mit gewisser Regelmäßigkeit berichten Bemerkungen in den Tagesblättern über die ozeanographischen Forschungen des Fürsten von Monaco. Bald werden Funde von abenteuerlichen Tiefseetieren gemeldet, bald Nachrichten über den Verlauf von Meeresströmungen oder Windrichtungen, die mit besonderen, neu konstruierten Apparaten festgelegt wurden, bald wird vom Bau eines großen Mu-

*) Nach einem in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

seumsgebäudes erzählt, das auf dem Felsen von Monaco meerbeherrschend und imponierend sich erhebt — im Angesicht der Gärten und Spielsäle von Monte Carlo. Die letztere Nachbarschaft mag verschuldet haben, daß durch Unkenntnis oder Uebelwollen dergleichen Notizen oft nicht richtig gedeutet und am Ende gar als Reklame der Spielgesellschaft ausgelegt werden. Auch wohlwollende, aber nicht fachmännische Beurteilung sieht darin vielleicht nur den Sport eines kleinen Souveräns von großer geistiger Regsamkeit, der sich in moderner Weise äußert, sowie es vor Jahrhunderten in einem Mäcenatentum für Kunst und Literatur geschehen wäre, so jetzt vielleicht für die Naturwissenschaft. In Wirklichkeit aber handelt es sich, wie alle wissen, die selbst auf dem Gebiete der Meereskunde arbeiten, um eine ernste Forschertätigkeit, die durch Stellung und Mittel des Ausübenden weit aus dem Rahmen dessen tritt, was sonst der einzelne leisten kann, und die auch die staatlichen Aufwendungen, die anderweitig auf diesem Gebiete gemacht werden, in mancher Weise durch die Durchdringung einer einzigen starken Persönlichkeit überflügelt.

Gerade dadurch, daß die Vorberatung und die Ausführung der Unternehmungen sich in einer Hand und in einem Kopf vereinigen, daß sozusagen Legislative und Exekutive ein und derselbe Körper sind, ist den ozeanographischen Forschungen des Fürsten von vornherein ein gewisser Vorsprung sicher. Es braucht sonst vieler Mühe und Zeit, bis ein privater Forscher die Behörden für seine Unternehmungen zu interessieren weiß, und es muß ein verwickelter Mechanismus aufgewandt werden, bis staatliche Beihilfe dazu eintritt. Mancherlei wird auf diesem Wege verloren oder umgemodelt, und Marine-Expeditionen, die der reinen Forschung dienen, sind darum verhältnismäßig selten. Hier aber führt ein einfacher Instanzenweg von der wissenschaftlichen Ueberlegung zur praktischen Ausführung.

Dadurch ergibt sich unmittelbar ein weiterer Vorteil der Unternehmungen des Fürsten. Er liegt darin, daß es nicht bei einmaligen oder nur gelegentlich wiederholten Expeditionen bleibt, sondern, daß alljährlich und regelmäßig Fahrten unternommen werden. Es wird also die jeweils gewonnene Erfahrung zur ständigen, nicht nur bei der wissenschaftlichen Erkenntnis (denn in dieser Hin-

Digitized by Google

ficht arbeiten ja auch alle anderen Expeditionen stets auf der Grundlage dessen weiter, was von vorangehenden Forschern erreicht wurde), sondern hier ist in erster Reihe die praktische Schulung des Stabes von Gelehrten gemeint, wie auch die der Schiffsmannschaft. Letzteres ist sogar besonders wichtig; denn die Apparate zur Kenntnis der Meerestiefen und zum Fang der Tiere verlangen schon in ihrer bloßen Handhabung eine besondere Uebung, die schweren Kabel und Netze eine routinierte Bedienung. Man hat mit Recht beklagt, daß die auf deutschen und anderen staatlichen Unternehmungen gewonnene praktische Erfahrung in der Handhabung der Apparate und Netze nicht ausgenützt werde und bei jedem neuen Unternehmen von einem neuen Personal mit Opfern an Zeit und an Material neu erlernt werden müsse. Dieser Nachteil ist hier vermieden; eine auserlesene Stammannschaft bretonischer Seeleute verbindet sich mit langjährigen wissenschaftlichen Arbeitern unter der energischen Leitung des Fürsten selbst zu einheitlicher Arbeit.

Nach kurzer Dienstzeit in der französischen Marine hat sich der Fürst seit dem Jahr 1885 dauernd der wissenschaftlichen Erforschung des Ozeans gewidmet und steigende Mittel hierzu aufgewandt; er hat zuerst in einer Segeljacht und dann in einem eigens für diesen Zweck gebauten und ausgerüsteten Dampfschiff von 1400 Tonnen seine Fahrten unternommen. Diese führten ihn zunächst ins Mittelmeer und um die französisch-atlantische Küste, mehrere Male ins Eismeer, auch über den Atlantischen Ozean hinüber nach Neufundland; besonders aber ist der subtropische Atlantik in der Nähe der Azoren sein Arbeitsgebiet geworden, und hier sind auch besondere geographische Fragen über das Relief des Ozeanbodens, über den Verlauf der Strömungen, über das Verhältnis der Tierwelt der Tiefen einer glücklichen Lösung nähergeführt worden. So gliedern sich die gewonnenen Resultate in physikalisch-geographische Beiträge zur Physik und Chemie der Tiefsee, denen sich neuerdings auch Untersuchungen der Luftschichten zugesellen, und zweitens in biologische, die Erforschung der Lebewesen des Meeres, insbesondere der Tiefseefauna, gerade so wie auf dem Schiff selbst die Apparate für diese beiden Richtungen räumlich abgeteilt sind und auch teilweise von verschiede-

Digitized by Google

nen Forschern und speziell geschulter Mannschaft gehandhabt werden.

Es ist eine alte Erfahrung der Naturwissenschaft, daß wesentliche Fortschritte nicht nur von Denkarbeit, sondern ebenso gut von einer Verbesserung der technischen Hilfsmittel bedingt sind. Wenn das schon für die mit dem Mikroskop arbeitende Biologie gilt, so bewahrheitet sich erst recht natürlich für eine Wissenschaft wie die Ozeanographie, die mit großen Raumeinheiten zu rechnen hat. Es werden an Bord alle Errungenschaften moderner Technik, die besten Apparate, die sich auf anderen Expeditionen bewährt haben, angewandt, und in seinem langjährigen Mitarbeiter Dr. R i c h a r d hat der Fürst nicht nur einen kongenialen Forscher, sondern einen äußerst findigen Ingenieur zur Seite.

Von besonderer Wichtigkeit zur Kenntnis des ozeanischen Grundes sind natürlich die T i e f e n l o t u n g e n. Hier sind die Verbesserungen der Amerikaner noch weiter ausgebaut worden. Die Trommel, auf der die 12,000 Meter Drahtseil aufgewunden sind, und die abdrehende Dampfwinde arbeiten automatisch ineinander. Das beschwerende Lotgewicht selbst ist in einzelne Ringe zerlegt, die, am Grund angekommen, selbsttätig abfallen, so daß nur die Achse mit den Grundproben heraufgelangt.

Ein Dynamometer zeigt die Zugwirkung der bereits hinabgelassenen Drahtseilmassen an, sowohl beim Lot wie bei den Fangnetzen, und gibt abnormen Druck durch elektrisches Klingeln kund, so daß das Reißen der Kabel und damit kostspielige und wissenschaftlich manchmal unersetzliche Verluste nach Möglichkeit vermieden werden.

Es wäre natürlich eine große Erleichterung, die Tiefe nicht durch einen komplizierten und schweren Lotapparat von Metallgewichten und Drahtseilen zu ergründen, sondern auf physikalisch-chemische Weise durch den erreichten Druck. Es ist dies auch früher versucht worden durch Röhren, die innen mit chromsaurem Silber belegt sind, einer chemischen Verbindung, die durch Meerwasser gelb gefärbt wird. Mit zunehmendem Druck werden immer mehr, aber entsprechend kleinere Grade einer solchen Röhre von dem darin eindringenden Meerwasser gefärbt, und theoretisch ließe sich danach die erreichte Tiefe auf einfache Weise ablesen und berechnen. Der praktischen Handhabung

Digitized by Google

werden jetzt solche in je 100 Meter Abstand befestigt. An gleicher Stelle befindet sich an der Lotleine je eine Schöpfflasche von Metall, die offen heruntergeht. Durch eine sinnreiche Vorrichtung von Richard ist diese mit dem Umkippthermometer verbunden, so daß sie sich zu gleicher Zeit mit seinem Umkippen schließt und nachher Wasser aus einer bestimmten Tiefe heraufbringt, für die Untersuchung der physikalischen und chemischen Eigenschaften, z. B. des Gasgehaltes. Wenn dann die Lotleine aufgezogen wird, werden Thermometer und Flaschen abgenommen und nebeneinander gehängt als Serie von je 100 Meter Tiefenabstand und dadurch die Arbeit wesentlich vereinfacht. Entsprechend vollkommene Apparate photographischer Konstruktion werden auch für das Eindringen des Lichtes in die Tiefe angewandt.

Von großer Bedeutung sind die Forschungen des Fürsten über das Verhältnis des Wasserdruckes in der Tiefe und der Temperatur in ihrer Einwirkung auf die Organismen. Man hatte früher den Wasserdruck für die einflußreichste Lebensbedingung der Tiefsee angesehen, ohne dabei zu bedenken, daß die meisten Meerestiere derart gebaut sind, daß sie dem Meerwasser auch nach innen Zutritt gewähren; daß sich somit äußerer und innerer Druck ausgleicht und ein wirklicher Tiefseedruck gar nicht vorhanden ist. Man war aber in der irrigen Ansicht bestärkt worden dadurch, daß Tiefseetiere stets tot zur Oberfläche gelangten, und hatte dieses Absterben auf die plötzliche Druckänderung zurückgeführt. Es ist dem Fürsten nun gelungen, aus Mittelmeertiefen von mehreren tausend Meter Tiefseetiere noch lebend an Bord zu bringen und der physiologischen Untersuchung zugänglich zu machen. Im Mittelmeer haben diese großen Tiefen eine gegen die Oberfläche (20 Grad) nur wenig erniedrigte Temperatur, nämlich etwa 13 Grad, während im freien Ozean 0 oder 2 Grad in entsprechender Tiefe gemessen wird. Es ist dies durch die Bodenschwelle bei Gibraltar bedingt, die nur das warme Oberflächenwasser eindringen läßt und die kalten Grundschichten absperrt. In beiden Fällen ist für die Tiere die gleiche Druckdifferenz zu überwinden, in einem Falle aber noch eine Temperaturdifferenz von etwa 20 Grad bis zur Oberfläche, im anderen Fall von nur 7 Grad. Es zeigt sich somit deutlich, daß für Lebenbleiben

Digitized by Google

oder Absterben die Temperatur und nicht der Druck der ausschlaggebende Faktor ist.

Hiermit sind wir bereits bei den biologischen Ergebnissen angelangt. Man kann dabei unterscheiden, ob es sich um den Fang von Oberflächentieren der kleinen und mikroskopischen Organismenwelt des Planktons handelt, oder um die Schichten des zwischenliegenden Wassers oder um Tiere des tiefen Grundes. Je nachdem sind natürlich auch die Apparate verschieden, und um so komplizierter, in je größerer Tiefe sie arbeiten müssen. Für die Oberfläche genügt das Planktonnetz aus feiner Müllergaze, das auch dem gewöhnlichen Einzelforscher dient, ein durchs Wasser gezogener Filter, durch dessen Maschen das Wasser abläuft ,aber Tiere bis zu mikroskopischer Kleinheit zurückbehalten werden. Verbesserungen beziehen sich besonders auf die Sammelbehälter im Netz, um die Tiere möglichst unversehr zu konservieren.

Hier ist eine zuerst belächelte, aber gewiß nützliche Anregung des Fürsten zu erwähnen, nämlich die, den Rettungsbooten solche Planktonnetze mitzugeben, für den Fall, daß die Nahrung ausgeht. Damit könnte dann auf hoher See, sobald ein direkter Fischfang nicht möglich ist, das Meerwasser auf Nahrungssubstanz durchgeseiht werden. Ueber den hohen Nährwert des Plankton kann keine Frage sein; es selbst dient ja Fischen und anderen Tieren als Urnahrung. Es besteht zur großen Masse aus kleinen Krebstieren und, da die großen Angehörigen dieser Tiergruppe: Hummer, Languste, Garneele, Crevette, vom Menschen gegessen werden, so ist von vornherein nicht einzusehen, warum nicht auch die kleinen zur Nahrung dienen könnten. Der Versuch ist auch bereits gemacht worden, als zahlreiche Mitglieder der Englischen Naturforscherversammlung zum Kongreß von England nach Kanada fuhren. Eine solche Plankton-Speise, die durch Ableiten des für das Bad bestimmten Seewassers erhalten war, wurde mehrmals zugleich mit dem Fisch serviert und recht genießbar gefunden. Wie es sich allerdings ohne kulinarische Zutat und als alleinige Nahrung gestalten würde, ist schwerer zu sagen; immerhin wäre die Ausnützung eher angezeigt, bevor es zu dem in Rettungsbooten möglichen Kannibalismus kömmt.

Für die Tiere der intermedären Wasserschichten werden

Digitized by Google

Schließnetze benutzt, d. h. solche, die sich in bestimmter Tiefe öffnen und wieder schließen. Hier ist aber ein wunder Punkt der ozeanographischen Technik; denn manche dieser Netze bleiben, wenn einmal geöffnet, leicht offen, so daß sie noch aus anderen Wasserschichten bis zur Oberfläche mitfangen. Andere wieder schließen zu gut, so daß sie überhaupt nichts fangen. Es sind hier an Bord alle Konstruktionen durchprobiert, die auf den verschiedenen nationalen Expeditionen gedient haben und mit Verbesserungen versehen worden, aber auch nicht ganz befriedigend im Ergebnis. So ist man in den letzten „campagnes scientifiques" des Fürsten zum alten offenen Netz zurückgekehrt, namentlich da, wo es sich nur um Fangen von Tiefseetieren überhaupt und nicht um genauere Bestimmung der Tiefenzone handelt. Ein Vergleich mit den Fängen an der Oberfläche und aus geringeren Tiefen gibt trotzdem genügende Anhaltspunkte über die Herkunft.

Zweier Fangmethoden, die nur auf dem Schiff des Fürsten angewandt werden, muß noch besonders gedacht werden. Zunächst der Reussen, die auf den Grund versenkt werden. Von den gewöhnlichen Netzen haben sie voraus, daß sie vermöge ihrer Größe unversehrte Tiere fangen. Erst auf diese Weise sind die kolossalen Fühler mancher Tiefseekrebse und Fische in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt geworden. Ferner haben sie den Vorteil, daß sie länger liegen bleiben und dadurch größere Chance im Fang haben. Eine Expedition gewöhnlicher Art durchstreift ein bestimmtes Meeresgebiet und fährt dabei beständig, wenn auch langsam, weiter. Hier aber wird die Reusse nachdem sie an einem Kabel in mehrere tausend Meter versenkt ist und den Boden erreicht hat, von der Verbindung mit dem Schiff gelöst und an einer Boje befestigt, die die Lage kenntlich macht. Nach bestimmter Zeit kann dann zurückgekehrt und die Reusse wieder aufgezogen werden. Dies ist leichter beschrieben als getan. Schon das Hinablassen einer solchen umfangreichen Reusse, noch mehr aber das Auswechseln der Kabelbefestigung gegen die an der Boje erfordert eine geschulte Mannschaft, und gerade hier ist ein Prüfstein, was gesteigerte Erfahrung der einzelnen leisten kann.

Ein weiterer, aber lebendiger Fangapparat ist, wie schon oben angedeutet, in den Walen gegeben. Eine Reihe

Digitized by Google

von Tieren, besonders große Tintenfische der Tiefsee von eigentümlichem Bau haben sich bisher hartnäckig den Netzen entzogen. Als einstmals ein vom Fürsten harpunierter Wal an den Azoren noch lebend an Land gebracht wurde und seinen Mageninhalt erbrach, fand man darin von der Verdauung bereits mehr oder minder angefressen eine Reihe dieser interessanten Tiefseebewohner. Es hat dies Grund gegeben, den an Bord bisher mehr sportlich gepflegten Walfang auch wissenschaftlich zu verwerten; es sind einige Arten solcher Tintenfische aus dieser Magenfauna zutage gefördert worden, die sonst noch nicht bekannt waren. Auch hat man über die Physiologie der Wale, Tiere, die ja sonst nicht leicht in ein Laboratorium kommen, interessante Beobachtungen gemacht.

Die Vereinigung aller dieser Fangmethoden in ihrer technischen Vollkommenheit hat natürlich mit der Zeit zur Ansammlung eines ungeheuren Materials geführt. Nach Tiergruppen geordnet, wird dasselbe an Spezialisten verteilt, die ihre Ergebnisse in einer langen Reihe von Bänden, reich illustriert, auf Kosten des Fürsten, teils bereits herausgegeben haben, teils noch bearbeiten. Daß ein solches Material zahlreicher Jahrgänge, namentlich quantitativ, das der einzelnen Expeditionen bei weitem übertrifft, ist leicht einzusehen. Schreiber dieses kann sich durch persönlichen Vergleich ständig davon überzeugen; ihm sind die Medusen oder Quallen zur Ausarbeitung anvertraut, ebenso wie er Gelegenheit hatte, die gleiche Tiergruppe von amerikanischen, holländischen, nordischen und mehreren deutschen Einzel-Expeditionen durchzuprüfen. Namentlich seitdem das große Tiefennetz vom Fürsten in Gebrauch genommen wird, ist die Reichhaltigkeit der Fänge von keiner anderen Expedition auch nur annähernd erreicht worden. Nur die deutsche Tiefsee-Expedition kann sich an Ergiebigkeit der Fänge aus intermediären Tiefen damit messen.

Natürlich sind die Resultate, die in den einzelnen Gruppen gewonnen werden, nicht nur von zoologischer Bedeutung, sondern haben zusammengehalten auch tiergeographischen Wert und werfen manches Licht auf Probleme der Erdgeschichte, die Besiedlung des Ozeans durch Organismen, wie bei späterer Gelegenheit einmal ausgeführt werden mag.

Digitized

Das reiche Material selbst wird nach seiner Bearbeitung und Ordnung in Monaco in einem besonderen Museum vereinigt werden, das auch außer den Organismen alles enthalten soll, was auf die Erforschung des Ozeans Bezug hat, Grundproben, Strömungsmessungen, Karten, Apparate usw. In richtiger Erkenntnis aber, daß besser als totes Material, möge es der Anschauung auch noch so viel bieten, das lebendige Wort belehrend und aufklärend wirkt, sind vom Fürsten in den letzten Jahren in Paris eine Reihe ozeanographischer Vorlesungen eingerichtet worden, für einen weiteren Kreis des Publikums berechnet, die eine Uebersicht über alles geben sollen, was auf diesem Feld von wissenschaftlicher und teilweise auch praktischer Bedeutung ist. Es sind natürlich ausschließlich französische Forscher, die diese Kurse und Vorlesungen abhalten, und wenn etwas zu tadeln wäre, so ist es das, daß in der geschichtlichen Darstellung der Probleme und der erreichten Fortschritte den anderen Nationen nicht immer der gebührende Rang zugewiesen erscheint, insbesondere Deutschland nicht, so sehr auch der Fürst selbst von dieser Einseitigkeit frei ist und Mitarbeiter aller Kulturnationen heranzieht. Doch ist die etwas auffällige Betonung französischen Forscheranteils an der Ozeanographie wohl zu entschuldigen als Reaktion auf die allzu lange Vernachlässigung solcher Studien in Frankreich, das früher einmal auch in dieser Beziehung an der Spitze marschiert war.

In Deutschland, wo ozeanographische Forschungen seit der mächtigen Entwicklung zur See mehr und mehr an Umfang gewonnen haben, hat man allen Grund, sich dieses Wettbewerbs auf friedlichem Gebiete zu freuen und in ihm ein weiteres Pfand für ein erfolgreiches Nebeneinander der Kulturnationen auf dem wirtschaftlich und politisch so umstrittenen Meer zu erblicken.

(Nr. 116.)

Aussterbende Baumarten in Bayern.

Von Dr. Joseph Reindl.

Nicht zu allen Zeiten war das Vegetationsbild so, wie es sich gegenwärtig unseren Blicken darstellt. Als der Mensch Besitz ergriff von den Höhen und Niederungen unseres Vaterlandes, da hatte er einen harten Kampf zu bestehen, um für seine Acker- und Weidegründe Platz zu gewinnen. Im Mittelalter aber arteten diese Waldrodungen fast zu einer Art „Waldvernichtung" aus, so daß die Behörden ihrerseits gezwungen waren, gegen dieses Vorgehen strenge einzuschreiten und eigene Waldschonungsgesetze zu erlassen. Namentlich gegen Ende des Mittelalters war da bereits bei den Fürsten und Bischöfen die Ansicht durchgedrungen, daß das vorhandene Waldareal erhalten bleiben solle und die Rodungen innerhalb desselben nur mehr ausnahmsweise stattfinden dürfen. Diese Ueberzeugung machte sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts noch viel stärker geltend, weshalb überall solche Verordnungen mit größter Strenge und mit den härtesten Strafen durchgeführt wurden.

Nicht aber die Rodungen in diesem Sinne allein verschmälerten unseren Waldbestand, nein, es waren noch andere Ursachen, die das historische Einschrumpfen der Wälder verursachten, so z. B. das starke Verlangen nach manchen Holzarten, wie das der Eiche, der Eibe u. dergl. Dadurch wurde so manche Baumart auf den Aussterbe-Etat gesetzt, und es dürfte gewiß von Interesse sein, von jenen aussterbenden Bäumen Bayerns und den Ursachen ihres starken Zurückganges eine kurze Darstellung zu geben.

Zu jenen höchst seltenen Bäumen Bayerns gehört zunächst die Eibe (Taxus baccata), die zur Römerzeit das dichte Unterholz unter hochragenden Tannen, Eichen und Buchen bildete. Noch im Mittelalter hat der Taxus, wie dieser Baum noch genannt wird, in Südbayern größere Bestände „eybener Wälder" gebildet, so auch im Algäu, wo im Rohrmooser Tal die Bezeichnung „Aibele Wald" heute noch existiert und auf ein geschlossenes Vorkommen dieser Bäume hinweist. In der Freisingschen Herrschaft Waidhofen wurden ferner um das Jahr 1588 allein bei 10,000 Stück Eiben abgeschlagen, deren Holz größtenteils zu Bogenwaffen verwendet wurde.[1]) Heutzutage sind in

[1]) A. Engler: Botanische Jahrbücher für Systematik, Pflanzengeschichte und Pflanzengeographie. Leipzig 1897. Literaturbericht S. 10 von B. Schorler.

Digitized by Google

Bayern in der Rhön nur noch zirka 500 kräftige, zum Teil uralte Stämme von Eiben noch vorhanden[2]), im Bayerischen Wald und in den einzelnen Alpenrevieren stehen ebenfalls nur noch wenige, meist nur den Forstleuten bekannte Exemplare. A. Edelmann fand noch unter dem reichen Waldbestand der zum Walchensee gehörigen Insel Sassau einige Eiben, ferner traf er solche in den versteckten, schwer zugänglichen Winkeln des Eibsees an. Dieser „Ibenbaum" war früher jedenfalls am Eibsee in größeren Gruppen vorhanden, wovon der See auch seinen Namen haben dürfte.[3]) Im Wendelsteingebiet sind gleichfalls im Mischwalde zerstreut einzelne Taxusbäume noch anzutreffen[4]), im Algäu noch in mäßiger Anzahl in der Nähe von Kempten bei Spiesegk (um den Hof Kiesels), ferner an den Abhängen des Konstanzer Tales (im Trieblinger Tobel, am Kapellenbach, am Prodel), im Weißachtal, im Eistobel und auf dem Iberg, der seinen Namen von den Eiben erhalten hat, im Rohrmooser- und im Oytal. Nach Förderreuther steht auch die älteste Eibe im Algäu. Er schreibt darüber:[5]) „Der Ruhm, die älteste Eibe und der älteste Baum Bayerns, ja vielleicht Deutschlands zu sein, gebührt einem Exemplare, das im Hintersteiner Tale nahe der Pointhütte in einer Höhenlage von etwa 1250 Meter steht, nicht weit von der Stelle, wo der Fußpfad ins „Bärgündele" von dem breiten Alpenweg abzweigt. Diese Eibe wird auf etwa zweitausend Jahre geschätzt und gilt seit alters als Wahrzeichen der Gegend. „Auf der Ibe" nennt der Einheimische diese Stätte. Wohl sind die rasch sprossenden Fichten, die am Berghang wurzeln, dem greisen Nachbar weit über den Kopf gewachsen, so daß sein Gezweig sich im fremden Geäste verliert und nicht recht zur Geltung kommt; aber die Höhlungen und Runzeln des mächtigen Stammes, der in Meterhöhe einen Umfang von 3.20 Meter zeigt, dazu die vier Gipfeltriebe, in die der Stamm sich oben verzweigt, geben dem Baume doch ein höchst ehrwürdiges Aussehen, das doppelt wirksam ist durch den Gegensatz, den die noch immer frisch entsprießenden Zweiglein, die zarten, glänzenden Blätter, gewähren. (Ueber noch einige merkwürdige alte Eiben

---

[2]) J. Wimmer: Geschichte des deutschen Bodens. Halle 1905. S. 225.
[3]) A. Edelmann: Die oberbayerischen Seen, München 1906. S. 209 und 247.
[4]) Dingler: Die Pflanzendecke des Wendelsteins. Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Jahrg. 1886, S. 454.
[5]) Förderreuther: Algäuer Alpen. Kempten 1907. S. 140.

Digitized by Google

Bayerns siehe: Fr. Stützer: Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigsten Bäume Bayerns in Wort und Bild Bd. I, II, III. München 1900, 1901, 1902.)

Daß die Eibe in Bayern längst schon ein seltener Baum geworden ist, daran trägt die Schuld das sehr begehrte Schmuckholz des Baumes, sein langsames Wachstum, seine schwierige Verbreitung durch Sämereien und nicht zuletzt die Unmöglichkeit, kahle Flächen zu besiedeln, da die Eibe außerhalb des Waldschutzes gegen strenge Winterfröste empfindlich ist. Endlich soll noch erwähnt werden, daß der Taxus, wie Jaennicke nachweist, wegen seines feinen, unverwüstlichen und elastischen Holzes, das seine Verwendung zu Bogenwaffen ganz besonders geeignet machte, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert ausgerottet worden sei. Jaennicke stützt sich dabei auf Urkunden in dem Germanischen Museum zu Nürnberg, aus denen hervorgeht, daß die Eibenbogen noch lange nach der Erfindung des Schießpulvers, namentlich in England und in den Niederlanden, als Waffe in Gebrauch waren, und daß im 16. Jahrhundert in Süddeutschland ein schwunghafter Handel mit denselben nach England betrieben wurde. Ferner erhellt aus den aufbewahrten Urkunden, daß eine Nürnberger Handlung auch große Posten Eibenbogen nach Frankfurt a. M. (1589: 12,000 Stück), nach Köln usw. sandte, daß aber auch andere Handelshäuser, besonders in Leipzig, Augsburg und der Schweiz, sich mit großen Posten an dem Handel mit Eibenholz nach England beteiligten. Es müssen also zu Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland und in der Schweiz immer noch haubare Bestände vorhanden gewesen sein, und man darf annehmen, daß infolgedessen auch der Eibenholzhandel bis in das 17. Jahrhundert hinein bestanden hat und dann wegen Mangels an Holz wie in Nieder-Oesterreich, langsam zu Ende ging.*)

Ein aussterbender Baum Bayerns ist ferner die Zirbelkiefer, auch Zirbe oder Arve genannt (Pinus cembra). Ueber ihr geringes Vorkommen bei uns berichtete schon Sendtner in seinem grundlegenden Werke „Die Vegetationsverhältnisse Südbayerns". Heutzutage kommt dieser Baum noch seltener vor. Im Algäu ist er besonders spärlich vertreten. Im Gebiet des Ifenstockes stehen, nach Förderreuther, auf der Rohrmooser Seite 40—50, gegen das Walsertal zu etwa 20 Bäume, auch am Gentschelpaß sollen sich einige Exemplare finden. Der einzige Standort, wo sie in größerer Zahl auftreten, ist das Notlender

*) Engler, a. a. O. S. 11, Literaturbericht, oder F. Jaennicke: Ber. Offenbacher Verein für Naturkunde 1891—95. S. 1—24.

Digitized by Google

Gappenfeld am Leilach.[7]) Die Zirbeln sind aber im Algäu größtenteils nicht mehr in schönen, vollkräftigen Stämmen vorhanden, sondern viele hiervon sind bereits absterbend. Bald ist die Krone kahl, bald steht der ganze Baum nackt und zerstört, bald liegen die Leichen zerstückelt und gebleicht auf dem Boden — „ein Bild", sagt Förderreuther, „das zwar zu der großen Wildheit und Einsamkeit der Gegend einen stimmungsvollen Vordergrund abgibt, aber den einstigen völligen Untergang dieses Zirbelbestandes voraussehen läßt." In den bayerischen Alpen findet sich die Zirbe noch im Wettersteingebiet und im Karwendelstock. Im Wettersteingebirge stehen noch merkwürdige Bäume dieser Art von der Schachenalpe bei Partenkirchen bis zum sogenannten Franzosensteig bei Mittenwald. „Am schönsten sieht man sie auf der Schachenalpe, wo die Stämme 3 Fuß Durchmesser erreichen, ferner am Zirmeskopf und am Kämikopf.""[8]) Nach Dingler[9]) findet sich die Arve ferner noch in dem dem Schliersee benachbarten Stocke der Roten Wand, und zwar an verschiedenen Stellen. Vor allem an dem Ostabfall des vom Jägerkamp zur Roten Wand ziehenden Grates, und zwar an einem vom Taubenstein nordöstlich gegen die Krottentaler Alpe vorspringenden Felskopf in einer Meereshöhe von beiläufig 1600 Meter. Auch findet sich die Zirbelkiefer an dem schroffen Felskopf am Soinsee bei der Großtiefentaler Alpe, östlich von der Roten Wand, und ebenso soll sie an den westlichen Abfällen vereinzelt vorkommen. Ein letzter Punkt, wo sie in diesem Bezirk noch existiert, ist der Nordabfall des Miesing. In den Salzburger Alpen findet sie sich noch auf der Reuteralm bei Reichenhall, ferner am Steinernen Meer und am Fundenseeplateau.

Ueber die Ursache des Aussterbens der Zirbel ist man sich noch nicht vollständig klar. Ob der Mensch sie zurückgedrängt hat, „oder ob sie im freien Konkurrenzkampf mit der siegreichen Fichte unterlag, ist kaum zu entscheiden". Wahrscheinlich sind beide Faktoren schuld, daß dieses Gewächs dem Untergange geweiht ist.

Eine weitere Pflanze, die dem Zahne der Zeit und dem Unverstande des Menschen zum Opfer fiel, ist die Zwergbirke. Ihrer Kleinheit wegen muß diese Pflanze mehr zu den Sträuchern als zu den Bäumen gerechnet werden. Sie gelangte

---

[7]) A. a. O. S. 138.

[8]) K. Goebel: Die ältesten Zirbeln Bayerns auf dem Schachen (enthalten im Werke: Stützer, a. a. O., III. Bd., S. 86).

[9]) Dingler: Die Verbreitung der Zirbelkiefer in den bayerischen Voralpen. (Botan. Zentralblatt 1887, Nr. 20, S. 222.)

Digitized

zweifellos mit den Gletschern der Eiszeit in unsere Ebene und fand hier zur Ansiedelung überall einen Standort, wo sie trotz des Klimawechsels, der nach der Glazialperiode eintrat, nicht zugrunde ging. Heutzutage ist sie jedoch stark reduziert worden und kommt nur noch als Seltenheit in ganz wenigen Mooren unserer Hochebene vor, so z. B. in einigen Mooren der Schongauer Gegend. Zu Sendtners Zeiten (1850) kam diese Pflanze noch vereinzelt vor in dem Schönramer Filz bei Reichenhall, in dem Filz bei Eschenlohe, ferner zwischen Steppberg und Eming bei Garmisch, dann bei Rothenbuch, Wiggenbach bei Kempten und in Reichholzried in Oberschwaben. Abgesehen von letzterem Standorte aber, so berichtet uns J. Schuster, ist diese Pflanze seit Sendtners Zeiten den genannten Fundstellen nicht mehr bekannt geworden. Im Schönramer Filz ist sie wohl zugleich mit dem seltenen Moorsteinbrech verschwunden, in der Umgebung von Garmisch konnte sie weder von Arnold noch Schuster wiedergefunden werden. Bei Kolbermoor liegt ihre Verdrängung wohl schon ziemlich weit zurück, da in diesem Gebiet nur mehr subfossile Reste, die in ganz jungen Moorschichten enthalten waren, gefunden wurden.[17]) Zurzeit sind außer in der Gegend von Schongau nur noch Spuren dieser hochinteressanten Pflanze im sogenannten Gallerfilz bei Bernried zu finden.

Die nun genannten Baumarten sind, wie wir eben darlegten, vollständig auf den Aussterbeetat gesetzt, und es ist keine Hoffnung vorhanden, daß diese Gewächse in größeren Beständen wieder angepflanzt werden. Erwähnt soll hier aber noch werden, daß auch andere Baumarten in historischer Zeit, wenn auch zwar nicht auf den Aussterbeetat gebracht, so doch wenigstens bedeutend reduziert wurden, wie zum Beispiel namentlich die Linde und die Eiche. Der Lindenbaum kam früher zweifellos auch in größeren Beständen vor, denn Schrank führt in seiner Bayerischen Flora, II, S. 68, noch an: „Im Demlinger Holze (bei Ingolstadt) besteht ein ganzer Waldort aus dieser Baumart." Zurzeit ist dieser Baum in reinen Beständen nicht mehr zu treffen, leider aber werden auch unsere althistorischen Dorflinden mit ihren mächtig ausgreifenden Aesten von Jahr zu Jahr weniger. Auch die Eiche schwand mit dem historischen Einschrumpfen der Wälder stark dahin. Die Umgebung von Immenstadt soll noch vor fünfzig bis sechzig Jahren umfangreiche Eichenwälder besessen haben, von denen sich noch, nach Förder-

---

[17]) Schuster: Die Zwergbirke als Naturdenkmal aus der Eiszeit (Bayerland.)

Digitized by Google

reuther, zahlreiche schöne Bäume auf den Hügeln von Rotenfels und in der Nähe von Untermaiselstein erhalten haben. Ebenso gab es in der Gegend von Grünenbach im 18. Jahrhundert Eichenwälder, gleichfalls in noch anderen Gegenden Bayerns. Zurzeit sind bei uns namhafte Eichenwaldungen mit Ausnahme in Unterfranken eine Rarität. Aber auch dort verdrängen die Buche und Fichte immer mehr die Eiche.

So fällt mancher herrliche Waldbaum dem Zahne der Zeit und dem Unverstande des Menschen zum Opfer, so daß vernünftiger denkenden Generationen die Pflicht erwächst, wenigstens das zu retten, was noch erhalten werden kann. Hier berührt sich das Interesse des Naturfreundes und Naturforschers innig mit dem des Historikers und Altertumskenners, der für den Schutz wertvoller Reliquien aus alter Zeit, wie Günther[11]) sich ausdrückt, einzutreten verpflichtet ist. Und wie mancher Baum kann, was das Alter betrifft, mit der ehrwürdigsten Ruine wetteifern! Soll also unser Volk nicht der lebendigen Anschauung der Entwicklungsstadien der Natur gänzlich verloren gehen, so ist es an der Zeit, die übrig gebliebenen Zeugen der Vergangenheit und bemerkenswerte Gebilde der Gegenwart im Gelände aufzusuchen, kennen zu lernen und möglichst zu schützen.

Es hat sich nun in den letzten Jahren eine kleine Literatur entwickelt, welche für gegebene Bereiche diese pflanzlichen Raritäten zu katalogisieren, zu beschreiben und allseitig zu würdigen bestrebt ist. Für die Normandie liegt hierüber das treffliche Werk von Kerville vor: Les vieux arbres de la Normandie Etude botanico-historique; vier Bände, Paris 1891—1898 (Libraire J. B. Baillière et Fils), für Schlesien die Arbeit von Schube: Vorarbeiten zu einem Waldbuche von Schlesien (Breslau 1901), für Westpreußen von Conwentz: Forstbotanisches Merkbuch (Berlin 1900), für Bayern endlich das vortreffliche Werk Stützers: „Die größten, ältesten oder sonst merkwürdigsten Bäume Bayerns in Wort und Bild (4 Bände, München 1905). Diese aufmerksame Durchforschung Bayerns in dendrologischer Hinsicht durch den letztgenannten Autor verdient die größte Bewunderung. Der Herausgeber geht dabei von der Ansicht aus, daß auch die Natur ein Anrecht habe, daß ihre lebenden Denkmäler, die alten Bäume, erhalten und respektiert werden, ebenso wie die ehrwürdigen Denkmäler menschlicher Kultur. Sind ja doch die wenigen noch vorhandenen alten Bäume, die sich dem

---

[11]) S. Günther: Baumindividualitäten und Landschaftsbild. (Natur und Schule. 1903, 2. Band. Leipzig.)

Digitized by Google

menschlichen Eigennutz oder rohem Vandalismus zum Trotz bis in unsere Tage erhalten haben, nicht allein in botanischer Hinsicht, sondern auch mit Rücksicht auf die Fülle von geschichtlichen Erinnerungen und Volkssagen, die sich an ihre mächtigen Kronen von verwetterten Stämmen knüpfen, nicht weniger unserer Beachtung wert als irgend eine alte Burg, ein Tempel, eine Statue u. s. f. Mit Recht ruft Stützer aus: „Wehmut und Trauer ergreift das Gemüt, wenn so ein alter, letzter Zeuge der Vergangenheit vom Blitz oder Sturm niedergeschmettert wird: Entrüstung aber, wenn er krachend unter der Axt zu Boden stürzt. Ist es doch selten die Notwendigkeit, meist die Gewinnsucht oder schonungslose Ausnützung jedes Fleckens Erde, die solch einem hehren Naturgebilde das Todesurteil spricht. So wenig indes jemals wieder der Ur und der Eber in unseren Jagdgründen heimisch werden, so wenig wird es dem kommenden Jahrtausend beschieden sein, Bäume von gigantischer Größe in unseren Wäldern und Gauen aufweisen zu können, wenn die letzten Repräsentanten uralten Baumwuchses nicht von sorgender Hand beschützt und behütet werden."

(Nr. 116.)

Die Arbeitslosen im Roman.

„Seelenanalyse" lautet heute das Programmwort für alle Romandichter, die etwas auf sich halten. Das unbefangene Fabulieren gilt nicht mehr als fein genug; man überläßt dies den Erfindern von Sherlock Holmes-Erzählungen oder ähnlichen spannenden Geschichten und strebt nach rein psychologischer Vertiefung, nach möglichster Ueberwindung der äußeren Handlung, nach weitestgehender Abstraktion von der wechselvollen Buntheit menschlicher Erlebnisse. Damit geht selbstverständlich häufig eine übertriebene Nichtwertung der großen Bedeutung solcher Erlebnisse für das Innenleben der Persönlichkeit Hand in Hand. Die sogenannte „innere Handlung" drängt sich gänzlich in den Vordergrund, und die Stützen, auf denen sie im Boden des realen Geschehens ruht, werden unglaublich dünn herausgearbeitet, oft nur in skizzenhafter Linienführung angedeutet. So hängt sie denn auch oft genug förmlich in der Luft, und die Persönlichkeiten, die ihre

Digitized by Google

Trägerinnen sind, schleichen blutleer, schattenhaft durch die Dichtung hin.

Wie rasch dieser Hang nach übertriebener Vergeistigung der Handlung und der einzelnen Gestalten uns wieder in das nebelhafte Gewoge einer falschen Romantik hineinführt, können wir an manchen Beispielen aus der neuesten Erzählungsliteratur deutlich sehen. Es wird nicht lange mehr dauern, so schwimmen wir wieder in einem Meer von überzärtelten Gefühlsergüssen, von überfeinerten Stimmungsschilderungen und jenen preziösen Seelenanalysen, zu denen immer wieder der Roman zurückkehrte, wenn er eben eine Periode übertriebener Realistik überwunden hatte. Solche Rückschläge sind verständlich, ja wohl notwendig. aber wenn auch das eine Extrem, in das der aufs höchste gespannte Subjektivismus verfällt, immer durch das vorhergegangene andere erklärt wird. so ist damit noch nicht gesagt, daß jedes, für sich betrachtet, einen literarischen Höhepunkt darstellte. Dieser liegt immer in der Mitte zwischen den Ausartungen sei es ins primitiv Leidenschaftliche, sei es ins übertrieben Vergeistigte; er wird nur erreicht durch den künstlerischen Ausgleich zwischen kräftigem, realistischem Erfassen der Erscheinungswelt und ihrem idealen Inhalte. Heute strebt die feinere Erzählungskunst wieder einmal lediglich auf die Darstellung des letzteren hin. Sie beginnt sich damit in Regionen zu verlieren, in denen der nach einer gewissen Gegenständlichkeit verlangende Leser nur schwer noch atmen kann, denn die Luft ist zu dünn, die Handlung zu vergeistigt geworden; die Gestalten schweben wie in einem Luftschiff über den Köpfen der Zuschauer dahin und leben, mit der Verwirklichung irgend eines psychologischen Problems beschäftigt, ein rein geistiges Leben, ein Leben über den Wolken.

Es gibt einen, wenn auch nicht auf a l l e höherstehende und höherstrebende Romane anwendbaren, so doch in den meisten Fällen sichere Auskunft gebenden Maßstab für den Zusammenhang der Handlung mit der Lebenswirklichkeit: man schaue sich die Hauptgestalten immer daraufhin an, ob sie irgend etwas zu tun haben, ob sie in irgend einem Berufe stehen, mit irgend einer Arbeit beschäftigt sind, irgend eine andere Lebensaufgabe, als die psychologische, welche ihnen der Dichter überträgt, zu lösen haben; oder ob sie zu dem großen Heere der „Arbeitslosen“ gehören, welches gerade unsere neueren Romane und Novellen wieder

Digitized by Google

einmal wie eine Heuſchreckenſchar überſchwemmt. Selbſtverſtändlich ſoll damit nicht geſagt werden, daß die Frage nach dem bürgerlichen Berufe oder nach der praktiſchen Beſchäftigung der Träger der Handlung ſtets im Vordergrunde ſtehen oder immer eine beſonders wichtige und in die pſychologiſche Entwicklung überall tief eingreifende ſein müſſe; in der Tat haben ja die höchſten dichteriſchen Probleme mit dem Handwerke eines Menſchen zunächſt meiſt wenig zu tun. Aber ſie bildet doch für jede Darſtellung eines Lebensſchickſals, die in einem weiteren Rahmen ſich bewegt, eine ſo bedeutſame Nebenfrage, daß ihre gänzliche Vernachläſſigung ſich faſt immer rächt.

Schon vom rein literaturgeſchichtlichen Standpunkte aus würde es ſich verlohnen, einmal eine Unterſuchung darüber anzuſtellen, wie weit die Verfaſſer bedeutender Romane ihre Hauptgeſtalten im tätigen Leben ſtehen laſſen, und wie weit ſie die innere Entwicklung ihrer Helden mit einem praktiſchen Berufe, überhaupt mit täglicher Arbeit und auf irdiſche Aufgaben gerichteten Bemühungen in Verbindung ſetzen. Nicht allein der Gegenſatz zwiſchen realiſtiſcher und idealiſtiſcher Lebensauffaſſung und Darſtellungsweiſe der einzelnen Dichter würde aus einer ſolchen Unterſuchung klarer hervortreten, ſondern auch das Gefährliche und im Grunde Unkünſtleriſche der übertriebenen Vergeiſtigung der dichteriſchen Handlung, auf die wir jetzt in ſcharfem Schritte wieder zuſteuern, würde in ein helles Licht treten. Man ſtellte unter dieſem Geſichtspunkte einmal Schöpfungen wie etwa Goethes „Werther“ und Friedrich Schlegels „Lucinde“, oder wie Goethes „Wilhelm Meiſter“ und Wielands „Agathon“ einander gegenüber, und man wird ſtets finden, daß alles Lebensfriſche und Lebenskräftige in der einen Art ſolcher Romane ebenſo unmittelbar zuſammenhängt mit dem praktiſchen Beſchäftigtſein der Hauptperſonen nach irgend einer Richtung hin, wie das Ueberſpannte und abſtrakt Uebergeiſtigte in der anderen Art mit der Arbeitsloſigkeit, dem Bummelzuſtande — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — der an der „inneren Handlung“ beteiligten Geſtalten. Das Auskramen von überſpannten Empfindungen, das Subtiliſieren pſychologiſcher Vorgänge wird ſtets im direkten Verhältnis ſtehen zu der Vernachläſſigung aller irdiſchen oder auch alltäglichen Betätigung der geſchilderten Perſönlichkeit, und alle gegenſätzlichen literariſchen Richtungen und Mo-

Digitized by Google

den, die im Laufe des 19. Jahrhunderts auf den Plan traten und einander ablösten, könnten, wenn man sie unter diesem Gesichtspunkte der „arbeitslosen“ oder der irgendwie beschäftigten Figuren in den einzelnen Dichtungen betrachten wollte, auf den Grad ihrer Lebenswirklichkeit hin geprüft werden.

*

An zwei soeben erschienenen umfangreichen Prosadichtungen aus der Feder schon bekannter und sicherlich nicht unbedeutender Autoren wollen wir, um ein Beispiel aus dem Gebiete der modernsten Literatur für unsere Beobachtung beizubringen, eine solche Prüfung unter dem angegebenen Gesichtspunkte heute anstellen. Es sind die Romane: „Zwischen den Rassen“ von Heinrich Mann[1]) und „Sonnensplitter“ von Otto von Leitgeb.[2]) Sie eignen sich besonders gut zu einer Vergleichung, weil sie beide im Grunde dasselbe „psychologische Problem“ behandeln, wenn auch die äußere Handlung und der Gestaltenkreis selbstverständlich durchaus verschieden sind. Beide suchen das Seelenleben einer jungen Frau, die in ihrem Liebesempfinden anfänglich in die Irre gegangen ist, um schließlich sich auf sich selbst zu besinnen und damit zu dem wahren, ihrem Wesen entsprechenden Geliebten zurückzukehren, in der subtilsten Weise zu zergliedern. Es ist eine bis auf die Spitze getriebene Seelenanalyse, die hier wie dort angestellt wird, und doch wirkt sie gänzlich verschieden auf den Leser: gekünstelt, oft recht übertrieben und im entscheidenden Punkte unvermittelt bei Heinrich Mann, dagegen im ganzen folgerichtig, mit innerer Notwendigkeit und deshalb im entscheidenden Punkte versöhnend bei Otto v. Leitgeb. Der Grund für diese verschiedenartige Wirkung liegt nicht in der äußeren Darstellungsweise der beiden Autoren. Im Gegenteil, man kann sagen, daß der glänzendere Schriftsteller Heinrich Mann ist, daß er farbiger schildert als Otto v. Leitgeb und diesem auch in der rein äußerlichen Technik des Romans, in Komposition und Aufbau des Ganzen, in der überraschenden Anordnung der einzelnen Szenen und in der Erfindung lebhafter Situationen

[1]) Verlag von Albert Langen, München. 577 S. Preis geheftet 5 M.
[2]) Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin 467 S. Preis 6 Mark.

voraus ist. Wenn trotzdem der Verfasser der „Sonnensplitter“ den Eindruck von größerer Gegenständlichkeit und Lebenswirklichkeit in dem Leser zurückläßt, so liegt das nur daran, daß wir bei ihm tätigen Menschen begegnen, während in dem Romane von Heinrich Mann jene „Arbeitslosen“, die jede innere Handlung ganz von selbst in das Nebelreich einer falschen Romantik hinüberziehen, die Hauptrolle spielen.

Das springt in dem letztgenannten Werke um so schärfer in die Augen, als die „Arbeitslosen“ nicht nur dazu da sind, um den Weg der Heldin zu kreuzen, sondern zugleich auch, um zwei wesensverschiedene Rassen, die germanische und die romanische, zu repräsentieren. Das Problem ist ja nach dieser Richtung hin recht geschickt gestellt. Die Heldin, Lola, ist die Tochter eines deutschen Vaters und einer brasilianischen Mutter, trägt also in sich selbst schon die verschiedenartigen Rassenelemente, die durch die Annäherung des Deutschen und des Romanen notwendig zur Auslösung kommen müssen. Aber wie unzulänglich ist der Vorgang dieser zwiefachen Auslösung innerlich begründet. Der Deutsche ist, wie üblich, als der bodenlose, ideale Träumer dargestellt, der an einer förmlich „auszehrenden Geistigkeit“ leidet und deshalb nicht einmal die Kraft in sich findet, dem geliebten Weib seine Neigung zu gestehen. Sein Rivale, ein italienischer Graf, dagegen soll einen ganz von verzehrender Leidenschaftlichkeit erfüllten „Tatmenschen“ vorstellen, dessen brutaler sinnlicher Kraft das zwischen Deutschtum und Romanismus hin und her schwankende Mädchen fast widerwillig verfällt. Aber worin beruht eigentlich die „Tatkraft“ dieses romanischen Bezauberers? Man kann wirklich sagen: lediglich in einem unglaublich rohen Lebensgenuß, den der Verfasser zu der philosophischen Höhe einer unbesiegbaren Lebensbejahung hinaufidealisiert oder hinauffabelt. Hierin, sowohl in der blassen, blutlosen Gestalt des Lebensverneiners, des deutschen Träumers, wie in dem romanischen Verkörperer einer geradezu tollen Lebenswut, offenbart sich eine übertriebene und deshalb falsche Vergeistigung der eigentlichen Handlung. Diese Menschen leben nicht wirklich, weil sie mit nichts anderem beschäftigt sind, als mit der Verwirklichung der übrigens sehr merkwürdigen Rassenbegriffe des Verfassers. Das ist aber doch keine eigentliche Tätigkeit; das

Digitized by Google

ist im Grunde nur ein begriffliches Dasein, um welches der erfindungsreiche Romandichter die bunten Fetzen einer sehr äußerlichen Handlung herumgelegt hat. Sie reden dabei unglaublich viel von sich selbst und ihrem Wesen; das müssen sie tun, weil sie eben sonst nichts tun, woraus man dieses Wesen erkennen könnte. Sie leben, wie übrigens die ganze Gesellschaft um sie herum, in einem fortwährenden Bummelzustand, der natürlich nur einige wenige, und zwar recht oberflächliche Seiten ihrer Persönlichkeit zur Entfaltung bringen kann; deshalb muß der Autor das auf andere plastische Weise nicht zur Anschauung Gelangte durch viele Reden, Zwie- und Selbstgespräche, zu ergänzen suchen, und aus all diesen Reden, zugespitzt und erkünstelt, wie sie häufig genug sind, blüht die falsche Vergeistigung des Stoffes, die übertriebene Subtilisierung der sogenannten „inneren Handlung" hervor, die schließlich zur nebelhaften Romantik führen muß.

Auch die Heldin selbst, die durch Geburt und Lebensentwicklung „zwischen die Rassen" gestellt ist, tut den Zwiespalt ihres Wesens im Grunde durch nichts anderes als durch viele Gefühlsergüsse kund. Wie leicht wäre es dem Verfasser gewesen, schon in der Darstellung ihrer Erziehung, die er ja ausführlich genug gibt, das Mädchen in einer wirklich tätigen Existenz und damit in unmittelbarer Anschaulichkeit zu zeigen. Er zieht es vor, schon hier eine „Seelenanalyse" zu versuchen, die trotz aller Reden von Einsamkeitsstimmungen und unklaren Gefühlswallungen doch im Grunde unvollkommen bleibt. Und diese Analyse begleitet nun Lola auf ihrem ganzen ferneren Lebenswege. Auch hier also der Grundfehler, daß zu viel von dem Seelenzustande direkt gesprochen wird, während er sich doch lediglich widerspiegeln müßte in einer planvoll geführten äußeren Handlung, welche die Persönlichkeit nach irgend einer Richtung hin tätig zeigt. Aber die Untätigkeit, das Unbeschäftigtsein, die „Arbeitslosigkeit" der Personen stellen sich überall von selbst als unvermeidliche Begleiterscheinungen ein, wo der Dichter eine „innere Handlung" direkt zu entwickeln und zu lösen sucht.

Daß der Verfasser der „Sonnensplitter" sich von diesem Grundfehler gänzlich freigehalten habe, kann man nun freilich auch nicht behaupten. Aber seine Darstellung bewegt sich doch auf einem kräftigeren Lebensuntergrunde

Digitized by Google

als die Handlung des Heinrich Mannschen Romans. Seine Menschen leben nicht lediglich, wie die Persönlichkeiten jenes Werkes, in Sommerfrischen, Badeorten, Theaterlogen und Five-o'-clock-teas, sondern haben teil an dem tätigen, arbeitsreichen Leben unserer Zeit, welches doch das wirkliche Leben ist und deshalb auch in den Romanen nicht so gänzlich, wie es bei Heinrich Mann geschieht, beiseite gelassen werden dürfte. Gerade die männliche Hauptperson des Leitgebschen Romans, den schließlichen Sieger im Liebeswerben um der Heldin Herz und Hand, sehen wir in einer frischen beruflichen Tätigkeit stehen; der junge Mann muß um seine und seiner altadeligen Familie Existenz kämpfen. Schon das gibt seiner Gestalt eine schöne innere Festigkeit und Einfachheit und erspart wenigstens nach dieser Richtung hin dem Verfasser die allzu subtile Seelenanalyse und jenes Herumtasten an der Innerlichkeit des Menschen, das schließlich zu einer übertriebenen Vergeistigung der Handlung führt. Auch Elinor, das Weib mit dem anfänglich unklaren Liebesempfinden, steht, obwohl sie zunächst zu den „arbeitslosen" Persönlichkeiten gehört, doch mit ihrem ganzen Wesen, ihrer Herkunft und Lebensentwicklung zufolge, in einer von frischer praktischer Tätigkeit erfüllten Umgebung. Ihr Vater ist einer jener Großindustriellen, die durch eigene Kraft sich auf die Lebenshöhe geschwungen haben, und wird durch den ganzen Roman hindurch als wirklich Arbeitender geschildert. Die ganze tragische Verwirklichung in Elinors Liebesleben beruht überhaupt im Grunde darin, daß diese selbständige und schon früh ihre Kraft empfindende Persönlichkeit in ihrer ersten, unbesonnen eingegangenen Ehe an einen „Arbeitslosen" gefesselt wird. Zwar spricht der Dichter es nicht ausdrücklich aus, daß diese Ehe hauptsächlich dadurch unglücklich und unmöglich wird, weil Elinor in dem Hause ihres müßiggängerischen Gatten den Gegensatz zu der von wirklicher Tätigkeit belebten Atmosphäre ihres Vaterhauses als innere Lebensstörung empfindet, aber er läßt den Leser doch unwillkürlich zu diesem Schlusse kommen. Denn die seelische Kleinlichkeit, mit der der „Arbeitslose" hier ein frisch und stark empfindendes Weib schließlich zur Verzweiflung und zu dem resoluten Sich-abwenden bringt, ist eben nur die ganz natürliche Folge des Unbeschäftigseins. Und bezeichnend genug verknüpft der Erzähler dann das Erwachen des

Digitized by Google

neuen, eigentlichen und wahren Liebesempfindens im Herzen der jungen Frau mit ihrer Anteilnahme an dem tätigen Leben ihres Vaters und mit der Uebernahme einer verantwortungsvollen äußeren Lebensaufgabe durch sie und ihren künftigen zweiten Gatten.

Es geht also ein Streben nach lebensvoller Tätigkeit durch diesen Roman, obwohl Otto v. Leitgeb, wie seine Leser sich wohl noch von seinem früheren, ganz vortrefflichen Werke, „Die stumme Mühle", her erinnern werden, im Grunde zu den „Sinnierern" unter den heutigen Romanschriftstellern gehört. Aber er hat künstlerisches Empfinden genug, um sich nicht gänzlich dem Hang nach tiefsinnigen und feinsinnigen Betrachtungen zu überlassen und dadurch seinen Stoff allzu sehr zu vergeistigen. Wie in dem eben genannten Werke stellt er auch in dem jetzt vorliegenden tätige, wirklich handelnde, auch um ihr äußeres Leben praktisch kämpfende Menschen vor den Lesern hin, nicht nur hohle Umrisse aus einem fingierten Gesellschaftsschattenspiel, aber auch nicht nur jene reinen, aller Leiblichkeit entkleideten „Seelen", die sich in ihrer abstrakten Geistigkeit zerfasern und aufzehren. Man spricht in seinem Romane doch auch noch von etwas anderem als nur von Gefühlen und unausgeglichenen Empfindungen; die Hammerschläge eines tätigen Lebens, des eigentlichen Lebens, schallen in den erhöhten seelischen Zustand der Hauptpersonen herein und dadurch gewinnt die Darstellung einen Zug von kräftiger Wirklichkeit.

Nur auf solche Weise kann aber der großen Gefahr, welcher unsere modernste Erzählungskunst entgegengeht, in der sie zum Teil schon befangen ist, vorgebeugt werden. Der Hang nach gesteigerter Vergeistigung der Probleme nach übertrieben subtiler, von den tatsächlichen Grundlagen des praktischen Lebens losgelöster „Seelenanalyse", der sich gerade in den wertvollsten der neuesten Prosadichtungen bemerkbar macht, wird unsere literarische Produktion auf Abwege führen, wenn nicht die Schar der „Arbeitslosen" in den Romanen und Novellen eine Verminderung erfährt, wenn nicht auch das, was dem alltäglichen Leben doch erst einen Inhalt gibt, das Bemühen um das tägliche Brot, wenigstens als bedeutungsvoller Nebenklang den hohen geistigen Problemen zur Seite geht. Aus schönredenden Tagedieben, aus philosophierenden Grüblern und

Digitized by Google

berufslosen Zerfaserern des Empfindungslebens allein setzt sich die wirkliche, das große Leben bestimmende Gesellschaft nicht zusammen; warum soll also das fingierte menschliche Zusammenleben in den Romanen dieser Klasse von Leuten allein das Wort lassen? Lieber noch ein frisches und unbefangenes Drauflos-Fabulieren, als eine solche bis ins Zarteste und Feinste hineingehende Vergeistigung des Lebensinhaltes. Das Wort von Nietzsche: „Ein Beruf ist das Rückgrat des Lebens“ sollten sich auch unsere Romanschreiber im Hinblick auf die äußere Ausstattung ihrer Helden und Heldinnen gesagt sein lassen; die Arbeitslosen verderben uns auch im Roman die Stimmung.

O. B.

(Nr. 119.)

Neue ausländische Zeitschriften für deutsche Literatur.

Von Professor Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika besitzen seit einiger Zeit, freilich noch nicht sehr lange, wissenschaftliche Zeitschriften, die Kunde geben sollen von dem Eifer, der in den genannten Ländern der deutschen Literatur gewidmet wird und die andrerseits dazu bestimmt sind, das Interesse für deutsche Literatur mächtiger zu erregen und tiefer zu gestalten. Jene Organe haben sich als eine Notwendigkeit herausgestellt, da in der Tat eine ziemliche Anzahl von Gelehrten der genannten Länder auf diesem Gebiete als Forscher und Darsteller, als Herausgeber und Uebersetzer tätig sind. Für Amerika braucht man nur daran zu denken daß sich seit einer Reihe von Jahren die Notwendigkeit ergeben hat, in der Bibliographie des Goethe-Jahrbuches eine selbständige Rubrik für die englisch-amerikanischen Erscheinungen einzuführen, für Frankreich würde es genügen, auf die Namen Lichtenberger und Chuquet, als die beiden Hauptrepräsentanten einer weitverzweigten Schar hinzuweisen, wenn man nicht zugleich dankbar anerkennen müßte, welche treffliche Arbeiten, und zwar Werke großen Stils und bedeutenden Umfangs über Kotzebue, Grillparzer, Kleist, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul und vor allem Schiller und Goethe aus diesem Lande stammen. Dabei ist ganz besonders hervorzuheben, daß die Verfasser der angedeuteten Monographien und solcher Werke, die hier

Digitized by Google

übergangen werden müssen, daß ferner die Herausgeber und Uebersetzer zahlreicher Schulausgaben deutscher Klassiker nicht etwa ausschließlich, auch nicht einmal überwiegend Deutsche sind, die in jenen Ländern leben und lehren, sondern mit verschwindenden Ausnahmen den beiden großen Gebieten entstammen, in deren Sprache die Werke geschrieben sind.

Anders steht die Sache in Italien. Gewiß wird dort an manchen Universitäten Deutsch gelehrt, aber der Lehrgegenstand erfreut sich keiner solchen Förderung wie in den früher genannten Ländern, die Stellung der Lehrer ist selten der der Professoren anderer Literaturgebiete vollkommen ebenbürtig und die Vertreter dieser Disziplin sind häufig Deutsche, wenn auch einzelne unter diesen durch den langen Aufenthalt in dem schönen Lande Halb- oder Ganz-Italiener geworden sind. Der wesentlichste Unterschied in der Stellung der deutschen Literatur in den verschiedenen Ländern besteht aber darin, daß gegenüber dem Reichtum der in Amerika und Frankreich die deutsche Literatur betreffenden Publikationen ein außerordentlicher Mangel zu konstatieren ist. Mustert man z. B. die großen italienischen Revuen, so begegnet man allerdings nicht selten Artikeln über aufsehenerregende deutsche Neuerscheinungen: große Philosophen, Naturforscher, Historiker, Dramatiker, Romanschriftsteller werden mitunter kenntnisreich gewürdigt und sympathisch begrüßt; die deutsche Literaturgeschichte indessen bleibt ein Stiefkind. Nimmt man etwa Herrn Zumbini aus, so wüßte ich keinen hervorragenden italienischen Gelehrter zu nennen, der sich ausschließlich der deutschen Literatur zuwendet, und es ist mir jedenfalls im Augenblick kein Werk bekannt, das man als gleichwertig mit den angedeuteten italienischen und amerikanischen Monographien nennen könnte. (Eine größere Arbeit über die Geschichte des deutschen Dramas, das in den letzten Jahren in italienischer Sprache herausgekommen ist, rührt von einem Autor her, der aus Deutschland stammt, in Deutschland seine Ausbildung genossen hat und nun die deutsche Literatur in Italien vertritt.) Ja, es ist sehr auffallend, daß gerade das Werk, das, wie man meinen sollte, unter allen deutschen klassischen Werken dem Italiener am nächsten stehen müßte, daß Goethes Italienische Reise nicht etwa in zahllosen Ausgaben veröffentlicht ist, sondern daß eben jetzt erst der erste Band einer wirklich würdigen Edition dieses Buches erscheint, das eine der größten Huldigungen für Italien genannt werden darf.

Zur Erschütterung der eben vorgetragenen Behauptung darf nicht angeführt werden, daß über Goethes römischen Aufenthalt

eine Anzahl Spezialuntersuchungen existieren und ebenso wenig, daß Uebersetzungen klassischer Werke, wie Burckhardts Kultur der Renaissance in Italien, oder Gregorovius und Reumont über römische Geschichte und viele andere erschienen sind. Eher möchte man in dem Vorhandensein und gerade in der Häufigkeit solcher Uebersetzungen von Werken, die sich auf italienische Kunstgeschichte und Literatur beziehen, einen Beweis für den Satz finden, daß die deutsche Sprache selbst bei Gelehrten und Gebildeten in Italien ziemlich unbekannt ist, denn sonst würden sich ja die, welche jene Werke kennen lernen wollten, an die Originale halten. Noch weniger kann man die mannigfachen kleinen Beiträge, die zur Kenntnis von Goethes Aufenthalt in Italien geliefert worden sind: von Pittré für Sizilien, von Gnoli für Rom, von Anderen für Norditalien, Malcesine u. a. — Untersuchungen, in denen neben Hervorhebung von Unbekannten und reicher Belehrung auch manches recht Fragwürdige sich befindet (man denke nur an die Eruierung der sogenannten römischen Geliebten) —, als Widerlegungen unserer Behauptung anführen. Denn zunächst bekunden alle diese kleineren und größeren Arbeiten doch mehr das gerade in Italien weit verbreitete Lokalinteresse, den Stolz auf die Bedeutung der einzelnen Ortschaften als ein ausgebildetes wissenschaftliches Interesse für deutsche Literatur; sodann aber muß man erwägen, daß das urkundlich Wichtigste gerade für diesen italienischen Aufenthalt Goethes nicht von Italienern, sondern von Deutschen geleistet worden ist: man braucht dafür nur auf die grundlegenden Untersuchungen Friedrich Noacks hinzuweisen

Man darf also wohl behaupten: trotz einzelner tüchtiger Leistungen hat sich Italien gegenüber der deutschen Literatur*geschichte* bisher etwas spröde gezeigt. Wenn nun eine Zeitschrift speziell für dieses Gebiet veröffentlicht wird, so handelt es sich in ihr weniger darum, ein Organ für zahlreiche, bisher zerstreute Arbeiten zu begründen, einen Zufluchtsort einzurichten für viele Forscher, die bisher keine oder keine recht angemessene Stelle fanden, wo sie ihre Arbeiten veröffentlichen konnten, sondern es handelt sich mehr darum, den Eifer zu beleben, die Forscher, namentlich die jüngeren, auf ein Arbeitsgebiet hinzuweisen, das der Mühe lohnt, bisher aber noch nicht die rechte gebührende Teilnahme gefunden hat.[1])

Daß dies wirklich der Fall ist, kann man auch aus manchen

[1]) Rivista mensile di letterature tedesca. Diretta da *Carlo Fasola*, professore el R. Istituto di studj superiori di Firenze. Firenze, B. Seeber, editore 1907.

Digitized by Google

Aeußerlichkeiten des vorliegenden ersten Heftes schließen. Es enthält kein Programm, wenn man von einer ganz kurzen, nur acht Zeilen umfassenden Vorrede des Herausgebers absieht, es bringt weder eine Liste der Mitarbeiter, die ihre Teilnahme zugesagt haben, noch der Aufsätze, die etwa in Aussicht stehen. Wie wenig endlich der Herausgeber über einen festen Stab von Mitarbeitern verfügt, geht aus der eigentümlichen Tatsache, für die ich sonst in der mir bekannten Zeitschriftenliteratur kaum ein Analogon finde, hervor, daß dieses ganze Heft von einem einzigen, nämlich dem Herausgeber selbst geschrieben ist. Es ist gewiß sehr löblich, daß der Herausgeber einer Zeitschrift nicht nur seinen Namen dem Unternehmen leiht, sondern auch selbsttätig mit eingreift. Aber es wäre ein schlimmes Zeichen, wenn er der einzige Verfasser von Beiträgen bliebe, und es ist nicht ganz frei von Seltsamkeit, daß das erste Heft ausschließlich von ihm herrührt

Dieser Herausgeber und bisher einzige Bearbeiter ist ein sehr tüchtiger Mann, im besten Mannesalter stehend, eine ungemein sympathische Erscheinung, durch seine Liebenswürdigkeit und Frische allen denen höchst angenehm, die sich, wie der Referent, seiner persönlichen Bekanntschaft erfreuen. Er vertritt, so weit mir bekannt ist, das Fach der deutschen Literatur an der Universität in Florenz. Von seiner Lehrtätigkeit ist in Deutschland wenig bekannt; größere Werke, die sich auf die neuere deutsche Literaturgeschichte beziehen, sind wenigstens nicht bis zu mir gelangt; vor längeren Jahren konnte ich im Goethe-Jahrbuch eine bibliographische Studie von ihm veröffentlichen, die von seiner gründlichen Kenntnis auf diesem Spezialgebiete ein vollgültiges Zeugnis ablegte.

Einen ähnlichen Beitrag liefert auch das vorliegende erste Heft: eine Bibliographie der italienischen Uebersetzungen von Uhlands Werken 1830—1900: 123 einzelne Nummern und eine Zusammenstellung von 8 Studien, die von 1836—1895 über Uhland erschienen sind. Ich verkenne den Nutzen derartiger bibliographischer Zusammenstellungen gewiß nicht, doch kann ich nicht leugnen, daß es entschieden zu viel ist, wenn von einem Heftchen von 35 Seiten, von denen noch 4 abzurechnen sind, weil sie Titel, Vorwort und Inhaltsverzeichnis enthalten, 13, also mehr als der dritte Teil, der Bibliographie gewidmet sind. Noch viel spezieller als die eben angeführte Arbeit ist die Studie, mit der das Heft anhebt. Sie behandelt einige phonetische Fragen des Dialekts des Heinrich von Freiberg. Gewiß ist es die Aufgabe einer in Italien herauskommenden Zeitschrift, die Schätze der Bibliotheken

Digitized by Google

zu benutzen, und es muß daher sehr dankbar begrüßt werden, daß der Verfasser des angeführten Aufsatzes eine Handschrift der Florentiner Nationalbibliothek benutzt, aber diese kleine Untersuchung, von der ich freilich bekennen muß, daß sie meinen Interessen und meinem Arbeitsgebiete gänzlich fern liegt, ist doch von zu geringer Bedeutung, als daß sie eine neue Zeitschrift zu eröffnen würdig war, die der gesamten deutschen Literaturgeschichte gewidmet werden soll; sie dürfte auch schwerlich geeignet sein, Italiener, die bisher diesem Gebiete fern geblieben waren, zu erwärmen oder zu gewinnen.

Der dritte und letzte Beitrag des Heftes führt den Titel: Das 30. Kapitel des II. Buches des Simplizissimus von Christoph Grimmelshausen. Er bietet aber nicht, wie man etwa erwarten könnte, eine literarische Würdigung des Romans oder des angeführten Abschnittes, auch nicht eine sprachliche Erklärung, ebenso wenig eine Erläuterung des Inhalts, sondern gibt nach einer kurzen Vorbemerkung die italienische Uebersetzung des genannten Kapitels, nebst einer Gegenüberstellung der französischen Quelle. Den Schluß des Heftes machen kurze Besprechungen zweier neuer italienischer, die deutsche Sprache betreffenden Erscheinungen: einer schon 1905 erschienenen Untersuchung und eines kleinen deutschen Wörterbuches in italienischer Sprache.

Reichhaltiger und weitere Kreise interessierend ist das zweite im Mai erschienene Heft. Freilich ist auch hier noch der Herausgeber völlig allein tätig, aber die von ihm behandelten Gegenstände sind geeignet, ein größeres Publikum zu fesseln. Die eine Studie behandelt die von Dietrich v. Werder herrührende Ariost-Uebersetzung und gibt sehr lehrreiche Berichtigungen sprachlicher und sachlicher Art; die Vorführung vieler Proben wird den meisten Lesern ungemein wertvoll sein. Noch größere Beachtung verdient die Studie: „Die deutsche Literatur in den Werken Carduccis". Es ist eine Zusammenstellung nach Zeiten geordnet, wobei das 18. Jahrhundert natürlich den Löwenanteil beanspruchen muß. Die Vorliebe des großen Italieners für Heine war bekannt; hier sei nur darauf hingewiesen, daß Goethe eine ganz hervorragende Rolle spielt. Noch wichtiger als die Darstellung ist dann eine Art Register, in der die deutschen Schriftsteller von Börne bis Winckelmann in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt und bei jedem die über ihn handelnden Stellen aus Carduccis Werken angegeben werden.

Es sei gestattet, dem Herausgeber einige Winke zu geben. Zunächst möge er seine Monatschrift in eine Vierteljahrschrift verwandeln. Bei wissenschaftlichen Unternehmungen kommt man

Digitized by Google

mit so dünnen Heftchen nicht aus. Einer großen Abhandlung muß man zwei oder mehr Druckbogen einräumen; es könnte, ja müßte sich also vielfach der Fall ereignen, daß ein ganzes Heft mit einer einzigen Abhandlung angefüllt ist, ja vielleicht auch diese nicht vollständig bringen kann. Das wäre für eine Zeitschrift aber sehr verfehlt, denn jedes Heft eines periodischen Blattes muß Vielerlei bieten, um den Lesern verschiedener Art genug zu tun. Sodann sorge der Herausgeber für Mitarbeiter. Wäre bei seiner Arbeitskraft es vielleicht denkbar, daß er allein den ganzen Jahrgang füllt, also etwa 25 Druckbogen pro Jahr liefert, so würde dadurch eine Einseitigkeit entstehen, die für ein solches periodisches Unternehmen den Todesstoß bedeutet. Der hauptsächlichste Rat jedoch ist der, daß die Zeitschrift ihren Hauptnachdruck darauf legt, daß sie eben eine italienische ist, daher muß sie, besonders die in Italien befindlichen Handschriften benutzen und ausbeuten und es ferner als ihre vornehmste Aufgabe betrachten, die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Deutschland auseinanderzusetzen. Es wäre außerordentlich froh zu begrüßen, wenn in diesem neuen Organ die Wirkung der großen italienischen Schriftsteller von den Zeiten der Renaissance an bis auf unsere Tage auf die deutsche Literatur und Kultur systematisch dargestellt und andrerseits nach einem in seinen Grundlinien vorher festgestellten Plane, der ja freilich im Laufe der Arbeit mancherlei Veränderung erfahren kann, der Einfluß dargetan würde, den die deutschen Autoren auf Italien in den verschiedensten Perioden geübt haben. Bei solchen Studien genügen bibliographische Zusammenstellungen allein nicht, so dankbar derartige Bruchstücke auch zu begrüßen sind; die eigentliche Aufgabe besteht darin, auseinanderzusetzen, wie etwa die Ideen der deutschen Reformation in der theologischen und philosophischen Literatur Italiens sich bemerkbar gemacht haben, wie Goethes künstlerische, naturwissenschaftliche Anschauungen bestimmend auf einzelne Italiener wirkten, wie Klopstocks, Lessings, Wielands, besonders Schillers und Goethes Beispiel für die italienische Poesie fruchtbar gemacht wurden usw. Ein Hauptaugenmerk dürfte auch darauf zu legen sein, aus handschriftlichem und gedrucktem Material die Reisen deutscher Schriftsteller nach Italien, die Besuche von Italienern in Deutschland, die persönlichen Beziehungen, die zwischen einzelnen deutschen und italienischen Autoren stattfanden, darzulegen.

Die flüchtigen Andeutungen sollen natürlich nicht das Programm geben, das der Herausgeber seinen Lesern schuldig geblieben ist; — ich möchte mich nicht der Anmaßung mancher deutschen

Digitized by Google

gelehrten Rezenſenten ſchuldig machen, die alles viel beſſer zu verſtehen glauben, als der Autor ſelbſt — ſie ſollen vielmehr nur einzelne Wünſche äußern und auf ſolche Punkte hinweiſen, deren Aufklärung ebenſo erwünſcht wie notwendig iſt.

Die Abſicht der vorſtehenden Auseinanderſetzung iſt, das neue Unternehmen zu begrüßen. Es wäre ſehr ſchön, wenn die deutſch-italieniſche Allianz auch in einem wiſſenſchaftlichen Organ zum Ausdruck käme, das der deutſchen Literatur in italieniſcher Sprache gewidmet iſt. An Stoff fehlt es nicht; möge es dem Herausgeber gelingen, ſich mit einem tüchtigen Stabe von Mitarbeitern zu umgeben und, was ja die Lebensfrage derartiger Unternehmungen iſt, einen opfermutigen Verleger an ſich zu feſſeln und allmählich auch das zahlende Publikum in ſeinen Bannkreis zu ziehen.

Faſt zu derſelben Zeit wie das zweite Heft der italieniſchen Zeitſchrift*) ging mir das als Januar- und Februarheft einer ſchwediſchen Monatſchrift bezeichnete Doppelheft zu. Sie iſt, wie ihr Titel ſchon ſagt, nicht ausſchließlich der deutſchen Literatur gewidmet und verfolgt auch nicht rein philologiſche Zwecke, verbindet vielmehr mit dieſem pädagogiſche Abſichten. Daraus erklärt ſich, daß zu einer Aeußerung, ob Deutſch oder Engliſch grundlegende Sprache an ſchwediſchen Mittelſchulen ſein ſoll, aufgefordert wird, ebenſo eine kleine Zuſammenſtellung, welche deutſche Gedichte der Nichtdeutſche kennen ſoll. In der letzteren, die gleichfalls das Reſultat einer Umfrage iſt, werden eine große Anzahl Volkslieder, lyriſche und erzählende Gedichte zuſammengeſtellt, unter den lyriſchen zwei, unter den erzählenden drei von Goethe, was mir etwas wenig vorkommt. Goethe bildet auch ſonſt den Gegenſtand einer Abhandlung von E. Wrangel, die in ſehr lehrreicher Weiſe das allmähliche Eindringen Goethes in Schweden dartut, wegen des kurzen zur Verfügung ſtehenden Raumes auf eine breitere Darſtellung der Uebereinſtimmung zwiſchen Tegnér und Goethe und des Einfluſſes Goethes auf Runeberg verzichtet. Unter den übrigen Arbeiten, die ſich auf deutſche Literatur beziehen, ſei eine Studie Wilhelm Minckerts: „Der Philoſoph des Unbewußten als Pädagoge“ hervorgehoben. Der Herausgeber der Zeitſchrift, Heinz Hungerland, beginnt mit einem kurzen, deutſch geſchriebenen Geleitwort an die Leſer — auch

*) Skandinavisk Manadsrevy för nyare Sprak. Nyfilologisk-Litterär-Pedagogisk Tidskrift. Redigerad af Fil. Dr. *Heinz Hungerland*. Leipzig, Otto Harraſſowitz. In Großquart, 102 Spalten Text, 10 Spalten Annoncenbeilagen. Der Preis des Jahresabonnements iſt 9.50 Kr. = etwa 7.50 M.

Digitized by Google

andere kleine Aufsätze des Genannten und anderer sind deutsch abgefaßt. In dem Geleitwort wird die Tendenz kurz gekennzeichnet, namentlich das Pädagogische mit Entschiedenheit in den Vordergrund gestellt. Die übrigen Beiträge des Herausgebers, die in sehr korrektem Deutsch geschrieben sind, berühren den deutschen Leser ungemein sympathisch, es geht aus ihnen hervor, daß er sich schon mannigfach um deutsche Literatur bemüht, Vorlesungen über diese mit Rezitationen in verschiedenen schwedischen Städten gehalten hat; freilich beklagt er den Mangel an Interesse von seiten der Lehrerschaft. Außer den Abhandlungen, die soweit sie sich auf rein Pädagogisches beziehen, hier nicht durchgenommen werden können, finden sich viele Rezensionen, besonders über schwedisch-deutsche Schulbücher, Miszellen und bibliographische Notizen. Unter den Rezensionen sind auch zwei meiner Veröffentlichungen freundlichst gewürdigt. Sehr instruktiv ist eine Abteilung: „Echo der Zeitschriften", die den Inhalt deutscher und ausländischer Zeitschriften übersichtlich verzeichnet. Die neue Zeitschrift ist freudig zu begrüßen. Der große Stab von Mitarbeitern, der schon in diesem ersten Hefte auftritt, beweist die Teilnahme, die der Herausgeber findet und der Umstand, daß das periodische Unternehmen nicht in Schweden, sondern in Deutschland, bei einem Leipziger Verleger erscheint, sichert ihm von vornherein größere Beachtung, als wenn es im Ausland veröffentlicht würde.

Das Unternehmen sei der Förderung durch die Fachgenossen bestens empfohlen.

(Nr. 119.)

Arzt und Dichter.

Vor einigen Jahren veröffentlichte der Wiener Nervenarzt Professor Sigmund Freud eine neue Theorie der Traumdeutung (1900), die sehr viel Beachtung fand, weil sie für die Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens von Bedeutung ist und in Regionen hineinleuchtet, die sonst nur der Spielplatz metaphysischer Ahnungen und Spekulationen waren. Freud wies nämlich nach, daß die Träume nicht etwa bloß — wie man zumeist annahm — das zufällige und ganz bedeutungslose Spiel der Vorstellungen in uns sind, denen die führende Kraft des Willens und der Logik während des Schlafes fehlt; sie sind vielmehr der Ausdruck von Wünschen, Begierden, Leidenschaften, die in uns schlummern, die wir uns im Wachen nicht eingestehen

wollen oder dürfen, die wir unterdrücken, die sich aber nicht unterdrücken lassen. Die Träume sind höchst indiskret. Erzähle mir deine Träume, und ich kenne dich besser, als du dich selbst kennst; sie verraten mir deine verborgensten Geheimnisse. Als Arzt zog Dr. Freud aus dieser Erkenntnis des Wesens der Träume seine Schlüsse für die Behandlungsweise von solchen Patienten, die ein Leben zwischen Wachen und Träumen führen: von nervösen Männern und hysterischen Frauen, in denen das zielbewußte Handeln schwächer ist als das impulsive Triebleben. Er forschte nach der unbewußten Sehnsucht seiner Kranken, nach ihren uneingestandenen Schmerzen und Wünschen. Als Humanist war er sich des schweren Konfliktes bewußt, in den manches junge Wesen durch die Forderungen der Moral und Sitte mit den Ansprüchen der sensuellen Natur geriet, und wenn es ihm gelang, seine Neurotiker über sich selbst aufzuklären, die vermißte Harmonie in ihrem Innern zu schaffen, so erwies sich der tiefsinnige Neurologe als rechter Seelenarzt, er brachte seinen Patinenten Gesundheit des Leibes und Frieden der Seele.

Nun fügte es sich, daß wenige Jahre nach Erscheinen der Freudschen „Traumdeutung" der bekannte Erzähler Wilhelm Jensen eine schöne Novelle „Gradiva" veröffentlichte, die geradezu als ein klassisches Exempel auf die Freudsche Theorie erscheinen mußte. Darin wird die Geschichte eines jungen Archäologen erzählt, der verliebt ist, ohne es zu wissen und auch ohne zu wissen, in wen; der so vollständig in seiner Wissenschaft aufgeht, daß ihm, ungeachtet seines schönen jugendlichen Alters, jeder Gedanke an andere als archäologische Dinge völlig fernliegt; der ein Traum- und Wahnleben am hellichten Tage mit offenen Augen führt, und der erst spät dahinter kommt, daß ihn die allgewaltige Mutter Natur, der er sich in seinem gelehrten Treiben und Forschen so sehr entfremdete, genasführt hat, indem sie mitten in seine vermeintlich rein wissenschaftliche Sorgen hinein den Schalk Amor trieb, ohne daß Norbert Hanold (so heißt der junge Archäologe) eine Ahnung davon hatte. Norbert fand nämlich eine aus Pompeji stammende kleine Plastik, die ihn entzückte, in die er sich geradezu verliebte. Sie stellte eine schöne Mädchengestalt im Gehen vor, die den einen nachschreitenden Fuß so auffallend steil stellt, daß die Zehen zur Sohle einen rechten Winkel bilden; darum heißt die Gestalt Gradiva, und daher nennt Jensen auch seine Novelle so. Mit all der Kunst traumhafter Stimmungspoesie, die diesem Dichter, wie wir aus so manchem seiner Werke wissen, in hohem Maße eigen ist, und mit eindringlicher Seelenkunde schildert Jensen, wie Norbert Hanold

Digitized by Google

von der Schönheit seiner römischen Plastik dermaßen bezaubert wird, daß er aus seiner deutschen Universitätsstadt nach Pompeji reist, in der Einbildung, dort weitere, wissenschaftliche Aufklärung über die Gradiva zu finden, und wie ihm schließlich eine solche zuteil wird. Freilich ganz anders, als er sie sich gedacht hatte. Denn dort findet Hanold seine junge schöne Nachbarin, ein Professorstöchterlein, wieder, die er schon in seinen Knabenjahren liebte, deren Gespiele er war und deren „gradiver" Schritt ihm unbewußt im Gedächtnis blieb, die er aber im Eifer seiner gelehrten Arbeiten vernachlässigt, ja ganz vergessen hatte. Mit allem Zauber von poetischer Stimmungsmalerei hat Jensen die allmähliche Erkenntnis seines verträumten Helden geschildert, sein Erwachen aus dem Traum, oder, wie es der Arzt Freud nennt: seine Heilung von der Neurose, die durch die eheliche Verbindung des jungen Gelehrten mit dem Professorstöchterlein besiegelt wird.

Als Dr. Freud diese Novelle fand, da — man fühlt es seiner schönen Schrift nach, die er soeben veröffentlicht: „Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva" (Wien, Hugo Heller u. Cie.) — da jubelte er auf. Die Dichter, ja die Dichter! Das sind doch die wahren Menschenkenner, die besten Seelenkünder! Sie verstehen sich aufs Träumen und aufs Traumdeuten, wie kein anderer. Denn ist nicht alle Poesie ein Träumen? Hat nicht — so fügen wir, Freuds Gedankengang ergänzend, hinzu — schon der alte Friedrich Theodor Vischer, der Begründer der psychologischen Aesthetik, vor sechzig Jahren mit Nachdruck auf die innere Verwandtschaft zwischen Dichten und Träumen hingewiesen? Und später sind ihm sein Sohn Robert Vischer und Johannes Volkelt in dieser Forschung mit viel Nutzen für die Kunstpsychologie gefolgt. Im Traum ist jeder Mensch ein Dichter, sagt schon das Sprichwort. Auf unserer Fähigkeit zum Träumen beruht überhaupt alle unsere Empfänglichkeit für Poesie. Aus der Eigentümlichkeit des Traumes erklären sich so manche Gesetze der dramatischen Kunst, wie z. B. ihr Recht, über Zeit und Raum nach Willkür zu verfügen. Träume gut und echt erzählen zu können, ist die Goldprobe poetischer Begabung, die nur wenige Dichter bestanden haben, wie etwa Kleist in seinen Dramen, die Romantiker E. T. A. Hoffmann und Eichendorff, Grillparzer in seinem „Traum ein Leben", Gottfried Keller in seinem „grünen Heinrich", Otto Ludwig in seinen Erzählungen. Von Lyrikern wäre insbesondere Martin Greif bei diesem Anlaß zu nennen. Die Dichter sind ja geradezu Träumer im wachen Zustande: ihre Erfindungen und

Digitized by Google

Geschichten spielen sich vor ihrem geistigen Auge ab, ohne daß sie etwas hinzutun können, mit innerer Notwendigkeit, aus eigener Kraft, nach objektiven Gesetzen; nur daß die Dichter die Träume redigieren können, macht sie zu Künstlern....

In dieses weite Bereich höchst interessanter Untersuchungen der Kunstpsychologie hätte Dr. Freud durch seinen Fund der „Gradiva" und seine Begeisterung für sie geführt werden können. Aber er begnügte sich mit weniger — nicht gerade zum Vorteil seiner sonst so geistreich anregenden Schrift. Zunächst wurde bei Wilhelm Jensen angefragt, ob er vor Abfassung seiner Novelle die Freudsche „Traumdeutung" gelesen hätte. Nein! antwortete der treffliche Dichter, sogar etwas unwirsch. Denn mit Recht durfte er sich — in Unkenntnis der Personen, die diese Frage stellten — ein wenig verletzt darüber fühlen: sie rührte ja an seinen wohlberechtigten Künstlerstolz. Immer sind (was auch Freud weiß) die Gelehrten in der Erkenntnis des menschlichen Herzens den Künstlern nachgehinkt. Was Shakespeare in seinen Dramen alles vom Menschen zu sagen weiß, hat bisher noch keine Wissenschaft ausgeschöpft. Dem intuitiven Genius der Kunst schleicht das induktive Forschen der Wissenschaft mühselig nach. Aber dieses „Nein!" des Dichters war für Dr. Freud durchaus nicht verletzend oder deprimierend. Die Frage war ja nicht aus Eitelkeit gestellt worden. Wenn Jensen in seiner „Gradiva" keine Exemplifizierung der Freudschen Theorie beabsichtigte — dann um so besser für diese! Um so drastischer die Bestätigung ihrer inneren Wahrheit und Berechtigung! Und da setzte sich der Nervenarzt hin und schrieb mit innigster Vertiefung in die leisesten Wendungen der Jensenschen Dichtung eine Analyse der Jensenschen Dichtung mit einer Meisterschaft, um die ihn mancher Philologe und Rezensent von Beruf beneiden mußte; denn Dr. Freud schreibt ein an den besten Meistern gebildetes Deutsch. Diese Analyse der Novelle dient ihm jedoch nicht bloß dazu, dem Dichter Jensen zu huldigen, mit dem er sich in der schweren Sache der Traumdeutung unbewußt begegnete; sondern auch dazu, an einem leichtfaßlichen, durch die Kunst durchsichtig gestalteten Falle seine eigene Theorie zu erläutern und dem großen Publikum verständlich zu machen. Dem geistreichen Arzt ist ein guter Erfolg seiner Bemühungen wärmstens zu wünschen.

Wien. Dr. Moritz Necker.

(Nr. 119.)

Digitized by Google

Bücheranzeigen.

Die Entwicklung des gesetzlichen Schutzes der gewerblich tätigen Kinder und jugendlichen Arbeiter in Deutschland. (Unter besonderer Berücksichtigung des Kinderschutzgesetzes vom 30. März 1903.) Von Dr. Walther Niczky. München 1907 bei A. Reusch.

Aus dem vielseitigen und umfassenden Gebiet unserer deutschen Sozialgesetzgebung hat der Verfasser zu einer Spezialbetrachtung unsere Kinderschutzgesetzgebung herausgeschält und zeigt ihre Entwicklung bis zu deren Abschluß durch das Gesetz vom 30. März 1903 in klarer, historischer Darstellung. Ausgehend von den ersten Erscheinungen des Mißbrauchs kindlicher und jugendlicher Arbeitskräfte in Fabriken und Kleingewerbe gibt Niczky einen kurzen Ueberblick über die Anfänge gesetzlicher Schutzbestimmungen in Preußen und anderen deutschen Staaten bis zur Gründung des Reichs. Im zweiten Abschnitt wird die Gesetzgebung des Deutschen Reiches auf dem Gebiete des Kinder- und Jugendlichen-Schutzes bis zum Kinderschutzgesetz eingehend behandelt, wobei die Entstehungsgeschichte der Novellen zur Gewerbeordnung deutlich hervortritt. Der dritte Abschnitt ist einer ausführlichen Behandlung des Kinderschutzgesetzes vom 30. März 1903, von den ersten Anfängen seines Werdens an, einschließlich einer Betrachtung über die Durchführung und Handhabung des Gesetzes, gewidmet. Im letzten Abschnitt kommt der Verfasser auf die noch ungelöste Frage des Kinderschutzes in der Landwirtschaft zu sprechen, weist auf das zu erwartende Reichsgesetz zur Regelung der landwirtschaftlichen Kinderarbeit hin und schließt mit einem übersichtlich gefaßten Rückblick.

Die Arbeit ist ein beachtenswerter Beitrag zu unserer sozialpolitischen Literatur und hat außerdem das Verdienst, die erste zusammenfassende Darstellung der deutschen Kinderschutzgesetzgebung zu sein.

Das moselländische Volk in seinen Weistümern. Von Lic. theol. Bruno Markgraf. Gotha 1907, Friedrich Andreas Perthes. (Geschichtl. Untersuchungen, herausgegeben von Karl Lamprecht. 4. Bd.) Preis: 8 Mark.

Wie Franz Arens in seiner Arbeit über das Tiroler Volk (Gotha 1904) das in den Weistümern vorhandene reiche Material zu seiner Geschichte der idealen Kultur dieses Volksstammes ausbeutete und einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Volksseele lieferte, so hat es der Verfasser des vorliegenden Werkes weniger auf eine vollständige Materialsammlung oder eine Darlegung der realen Kultur des moselländischen Volkes abgesehen: ihm kam es vielmehr darauf an, hauptsächlich auf Grund der wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse und Zustände, wie sie in den Weistümern zutage treten, das gesamte geistige und gemütliche, das sittliche und soziale Leben des Bauernstandes — denn nur dieser kommt hier in Betracht — in seiner geschichtlichen Entwicklung zur Darstellung zu bringen, so-

Digitized by

weit solches die erwähnten Quellen zulassen. Doch wurde, wo die Weistümer gar keinen oder nicht genügenden Aufschluß gaben, nicht selten auch anderes Material herangezogen, woraus selbstverständlich dem Verfasser keinerlei Vorwurf gemacht werden soll; ebensowenig wird man es tadeln, daß manche Seiten des Volkslebens nicht in größerer Ausführlichkeit behandelt werden: lediglich der Mangel an zuverlässigem Quellenmaterial und andrerseits vorsichtige Zurückhaltung ist schuld daran, daß der Autor nach dieser Richtung hin lieber Entsagung üben als den Boden gesicherter Ueberlieferung verlassen wollte. So konnte er sich nicht dazu entschließen, aus dem reichen Märchenschatz zu schöpfen, da bezüglich der weitaus meisten Stücke deren Bodenständigkeit von sachkundiger Seite angezweifelt wurde, und ebenso mußten die poetischen Erzählungen W. O. v. Horns und Klara Viebigs unberücksichtigt bleiben. — Es waren hauptsächlich zwei Gründe, die den Verfasser bestimmten, das Volkstum des Moselandes zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen. Zunächst bot dies in seiner natürlichen Abgeschlossenheit von moderner Kultur nur wenig berührte Gebiet noch eine reiche Ausbeute an uralten und unverfälschten Ueberlieferungen; dann war aber auch der Umstand maßgebend, daß Karl Lamprecht in seinem großen wirtschaftsgeschichtlichen Werke eine wertvolle Vorarbeit für die in Rede stehenden volkskundlichen Untersuchungen geliefert hatte. Den hier und anderwärts aufgespeicherten Stoff hat der Verfasser allem Anschein nach fleißig zusammengetragen, jedenfalls aber mit feinem Verständnis zu einer gründlichen und ergebnisreichen Darstellung von bleibendem Wert verarbeitet, mag auch die spätere Forschung im einzelnen noch manches zu berichtigen und nachzutragen haben.

Kassel. Julius Pistor.

Die Buchdruckertätigkeit Georg Erlingers in Bamberg von 1522 bis 1541 (1543). Ein Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit. Von Karl Schottenloher. (= Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten Heft 21 [II. Serie, Heft 4].) Leipzig, Rudolf Haupt 1907.

Während die Anfänge des Buchdrucks schon längst eifrigst und gründlichst durchforscht sind und über die ersten Drucker, Druckwerke und Druckorte eine Menge Monographien erschienen sind, Inkunabelnkataloge gegenwärtig sich jagen und die Vorarbeiten zu einem Generalkatalog der Wiegendrucke weit gefördert sind, ist die Buchdruckerkunst in der Reformationszeit, obgleich sie da erst als Kulturfaktor ersten Ranges sich erwiesen und ihre ganze in die Breite und Weite drängende Gewalt geoffenbart hat, bisher nur in beschränktem Maße Gegenstand der Forschung gewesen. Heyer, Heiland, v. Dommer haben die Lutherdrucke der Breslauer Stadtbibliothek, der Erlanger Universitätsbibliothek, der Hamburger Stadtbibliothek genau beschrieben, Frens und Barge haben eine ausgezeichnete Karlstadtbibliographie gegeben, dazu kommen größere und kleinere Arbeiten von O. Clemen, E. Fabian, Joh. Franck, A. Kirchhoff, Joh. Luther, K. Steiff, G. Wustmann u. a. Trotzdem liegen weite Strecken noch ganz brach, und manches Rätsel ist noch nicht

Digitized by Google

gelöst. Im Jahre 1905 machte A. Götze den Versuch, in seinem Buche „Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit" (Straßburg, Karl J. Trübner) einen Ueberblick zu geben über die Drucker der Reformationszeit, über die von ihnen gebrauchten Typen, Titelbordüren und sonstigen Zierstücke, über Dialekt und Charakter der von ihnen gedruckten Bücher — er wollte damit vor allem ein Hilfsmittel zur Bestimmung der zahlreichen „heimatlosen", d. h. ohne Impressum erschienenen Bücher geben. Da jedoch dieser Versuch verfrüht war, konnte er nur unzulänglich ausfallen. Das außerordentlich umfangreiche, weitschichtige, komplizierte Material muß erst auf lange Zeit hinaus noch weiter monographisch verarbeitet werden, ehe an allgemeinere Untersuchungen und zusammenfassenden Darstellungen und Verwertungen zu denken ist. So wird die vorliegende Monographie über den Bamberger Drucker Erlinger aus der Feder eines jungen Gelehrten, der vor einiger Zeit von der Hof- und Staatsbibliothek zu München an die kgl. Bibliothek zu Bamberg versetzt worden ist, mit Freuden begrüßt werden. Dr. Schottenloher hat mit größter Akribie gearbeitet. Wie nötig das auf diesem Gebiete ist, weiß jeder, der sich einmal mit diesen Dingen beschäftigt hat. In unserem Buche zeigen das besonders die scharfsinnigen Untersuchungen über die geschäftlichen Beziehungen zwischen Erlinger und dem Koburger Buchdrucker Aegidius Fellenfürst und den Nürnberger Druckern Joseph Gutknecht und Hieronymus Höltzel. Sehr praktisch ist in dem Verzeichnis der Erlinger-Drucke die Teilung zwischen Flugschriften und fürstbischöflichen Bekanntmachungen — denn das sind die zwei Arten von Druckwerken, die aus Erlingers Presse hervorgegangen sind. Unter ersteren befinden sich beispielsweise die leidenschaftlichen Sermone und Traktate des Predigers von St. Gangolf Joh. Schwanhausen und des ehemaligen Ulmer Franziskaners Heinrich v. Kettenbach; letztere enthalten teils wichtiges Material für die Geschichte der Reformation, des Bauernkrieges, des Schwäbischen Bundes, der Rüstungen gegen die Türken, der verschiedenen Bambergischen Fehden und der Packschen Händel, teils bieten sie, wie die Polizeiverordnungen über den Wirtshausbesuch, das Bier- und Weinschenken, den Marktverkehr, die Münzen u. a., dem Kulturhistoriker reiche Ausbeute. Wir fügen nur noch hinzu, daß das Buch sehr schön gedruckt und mit vielen wertvollen Reproduktionen und Titelblättern, Einblattdrucken und Holzschnitten geschmückt ist.

Zwickau i. S. Lic. Dr. Otto Clemen.

Schweinschädel und Königgrätz. Meine Kriegserlebnisse als Kommandant des 7. Husaren-Regiments. Von Christoph Grafen v. Degenfeld-Schonburg, k. u. k. Wirklichen Geheimen Rat, General der Kavallerie und Oberstinhaber des 83. Infanterie-Regiments. Wien 1907. Verlag von Karl Koneger (Ernst Stülpnagel).

Die vorliegenden Aufzeichnungen wurden schon im März 1899 dem Druck übergeben; die nur 24 Exemplare umfassende Auflage war ausschließlich für die Familie des Verfassers und dessen hervorragendste Waffengefährten bestimmt. Den seit

Digitized by Google

Oktober 1906 in Wien erscheinenden Kavalleristischen Monatshesten verdankt die Neuauflage ihr Dasein und es hat sich die überaus tätige Redaktion dieser Zeitschrift damit ein besonderes Verdienst erworben. — Die Denkwürdigkeiten gipfeln in der Darstellung des ruhmvollen Anteils, welchen der Verfasser und sein tapferes Regiment am Gefecht bei Schweinschädel und an der Schlacht von Königgrätz genommen hat. Durchwärmt von echtem Reitergeist enthalten vorliegende Erinnerungen eine Fülle von merkwürdigen, noch wenig bekannten und von hoher Seite bekräftigten Details, so daß der Broschüre der Wert eines ernst zu nehmenden historischen Dokuments für die besprochenen Ereignisse des Feldzuges von 1866 in Böhmen zuerkannt werden muß. Dem Kavalleristen und dem Geschichtsforscher bestens zu empfehlen.

Bösmiller.

Meine Reise durchs Leben. Eine Selbstbiographie von Julius F. v. Hessinghausen, genannt Schreiber. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Dresden, E. Piersons Verlag. 318 S.

All diejenigen, die sich dem Machtgebot der Mode nicht entziehen wollen oder können, haben neuerdings, wohl oder übel, die Rückkehr zum Biedermeiertum mitmachen müssen. Allerdings lediglich die Rückkehr zu dessen äußeren Erscheinungsformen, zu dem, was in den Tagen, da der Großvater die Großmutter nahm, in bezug auf den Schnitt der Kleidung und die Gestaltung des Mobiliars und des Hausgeräts als das letzte Wort der Eleganz und des guten Geschmacks zu gelten pflegte. Und doch würde man das Zurückgreifen auf die Formen der „guten alten Zeit" mit voller Befriedigung nur dann haben begrüßen können, wenn gleichzeitig etwas von deren Geist, von der ruhigeren, behaglicheren Lebensauffassung der Großväter, unserer unruhigen, nervenzerrüttenden Gegenwart zuteil geworden wäre. Namentlich der Jugend von heute, die vielfach vor der Zeit altert und allzufrüh nervös wird. Die Alten und Aeltesten unter uns, deren Kinderjahre mit dem Ausgange der Biedermeierzeit zusammenfielen, sind jedenfalls warme und überzeugte laudatores temporis acti; sprechen oder schreiben sie von der Vergangenheit, so verweilen sie mit unverkennbarer Vorliebe bei jenen weitest zurückliegenden Tagen, in denen sie im zarteren Alter, vielfach unter recht beschränkten materiellen Verhältnissen, immer aber frisch und froh sich entwickeln konnten. Ein Kind ist ja mit Wenigem zufrieden, wenn man ihm nur die Möglichkeit gewährt, wirklich Kind zu sein und seine Phantasie frei schaffend walten zu lassen. Auch Julius F. v. Hessinghausen, genannt Schreiber, der als Sprößling eines alten ritterbürtigen Geschlechts im Jahre 1833 im Fürstentum Waldeck das Licht der Welt erblickte und gegenwärtig als Eisenbahnbetriebs-Direktor a. D. in Graz lebt, widmet in der nunmehr in zweiter Auflage erschienenen Schilderung seiner „Reise durchs Leben" den Jahren der Kindheit, die er auf dem väterlichen Grundbesitz, im Kreise treu sorgender Angehörigen und Verwandten, verbrachte, den weitaus größten Raum. Weltbewegende Ereignisse oder Vorgänge, die ihrer Eigenart wegen

Digitized by Google

auch das Interesse der ferner Stehenden erregen könnten, berührt er dabei nicht; politisch und wirtschaftlich hatte Europa in der Zeit von 1830 bis 1840 ja so ziemlich Ruhe, und wenn Europa ruhig war, war das waldeckische Ländchen es erst recht. Und wenn von den literarischen und ästhetischen Kontroversen jener Tage überhaupt etwas in jenen stillen Erdenwinkel drang, hatte der kleine Julius Schreiber dessen kaum acht. Es sind ganz alltägliche Dinge, Kindessorgen und Kindesfreuden, von denen er uns erzählt, aber durch liebevolle Kleinmalerei weiß er die Sympathie des Lesers zu gewinnen und durch zahlreich eingestreute philosophische und geschichtliche Betrachtungen, die er übrigens stets in unaufdringlicher Form als reine persönliche Anschauungen bringt, dessen Anteilnahme wach zu halten. Verhältnismäßig breit werden auch noch die Schuljahre behandelt, die der Autor in Schweinfurt, Corbach und Soest verbrachte. Ueber die sehr viel längere und bedeutsamere Periode seiner Berufstätigkeit, zuerst als Offizier in österreichischen Diensten und dann als höherer Beamter bei der österreichischen Südbahn und der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn, der Schöpfung des seinerzeit vielgenannten Unternehmers Ofenheim, des Ritters von Pont-Euxin, geht der Verfasser dagegen ziemlich schnell hinweg, schneller jedenfalls als es den speziell für politische Dinge, also auch für Reminiszenzen aus dem „alten" Oesterreich — dem Oesterreich von 1867 — sich interessierenden Lesern erwünscht sein mag. Und doch zeigen einzelne Schilderungen, daß er auch über die während seiner Dienstzeit gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen fesselnd zu plaudern weiß. Offenbar aber haben die Jugendeindrücke es ihm angetan; freundlicher und „wunderbarer" als jedes andere, klingt dem Greise das Lied aus jenen fernen, stillen Tagen. Da er die Autobiographie seinem Enkel gewidmet hat, erscheint es zudem wohl begreiflich, daß er bei den Erinnerungen aus der Kinderzeit mit besonderer Vorliebe verweilt. Sollte, wie wir hoffen, dem ebenso anspruchslosen wie anregenden Werke eine dritte Auflage beschieden sein, so würde wohl eine nochmalige Durchsicht des Textes zur Beseitigung einzelner Schönheitsfehler, kleiner stilistischer Inkorrektheiten anzuraten sein.

Boppard a. Rh. Hans Tournier.

Gotische Gürtelschnallen von A. Götze. Verlag von Ernst Wachsmut, Berlin 1907. 35 S. und 15 Tafeln.

Aus der Zeit, welche politisch und wirtschaftlich erfüllt ist mit den Kämpfen und Neubildungen der großen Völkerwanderung, liegt dem Archäologen und dem Kunsthistoriker eine fast unübersehbare Menge größerer und kleinerer Kunstwerke vor, zumeist anonyme und undatierte Werke, welche aber ausnahmslos den Stempel innerer zwingender Notwendigkeit, d. i. die Kennzeichen eines bestimmten Stiles, an sich tragen, wie nur irgend ein Werk der echten Antike oder der Renaissance. Hervorragende Kunstforscher — Wickhoff, Riegl u. a. — haben erst unlängst klar gezeigt, daß sich mit diesen spätantiken Werken zwischen die klassisch-antike und die mittelalterliche Kunst eine

Digitized by

Einen bei aller Bescheidenheit in Absicht und Umfang wertvollen Beitrag zum Studium dieser Denkmäler liefert nun A. Götzes Publikation. Der Verfasser beschränkt sich auf die möglichst vollständige Zusammenfassung, Beschreibung und Abbildung einer Klasse von Gürtelschließen mit großer, rechteckiger, meist reich verzierter Platte, welche in Südrußland und Italien der ostgotischen, in Südfrankreich der westgotischen Hinterlassenschaft angehören. Neu und interessant ist der Nachweis einer größeren Anzahl solcher Stücke aus Italien und deren Zuweisung an die Ostgotenzeit (493—554), während man sich sonst „im allgemeinen mit wenigen Ausnahmen scheut, der Frage des Zusammenhanges zwischen den Funden der Völkerwanderungszeit und den deutschen Stämmen näherzutreten."

Auf höhere kunstgeschichtliche Fragen läßt sich Götze nicht ein. Man möchte ja wirklich oft der in philosophische Regionen sich verlierenden Kunstgeschichte etwas Aehnliches zurufen, wie Immermann einem Literarhistoriker seiner Zeit:

. . . . . sag uns ohne Hinterlist,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin gestorben ist.

Wien. Prof. Dr. M. Hoernes.

Handbuch der Ozeanographie. Von Professor Dr. O. Krümmel. Bd. I, Stuttgart (Engelhorn) 1907, 526 S.

Von der durch Friedrich Ratzel begründeten Bibliothek geographischer Handbücher, die jetzt in neuer Folge von Professor Dr. Penck herausgegeben wird, ist soeben der erste Band des Handbuch der Ozeanographie in zweiter Auflage erschienen. 1884 wurde er von G. v. Boguslawski zuerst veröffentlicht. Wie sehr die Ozeanographie, dieser noch junge Zweig am Baum der erdkundlichen Wissenschaft, in den seitdem verflossenen zwei Jahrzehnten fortgeschritten ist, beweist am besten die vorliegende Neuauflage, in der Krümmel den früheren Band zu einem völlig neuen Werke umgeschaffen hat. Er behandelt in sehr eingehender feiner Gliederung „die räumlichen, chemischen und physikalischen Verhältnisse des Meeres".

Schon diese Inhaltsbezeichnung deutet an, daß die Ozeanographie ebenso wie bekanntlich die moderne Geographie überhaupt auf eine Menge einzelner naturwissenschaftlicher Disziplinen als Grund und Hilfswissenschaften sich stützt, deren Ergebnisse sie also auf die Natur des Meeres anzuwenden hat. Groß ist deshalb schon die Spezialliteratur, die aus solchen Nachbarwissenschaften heranzuziehen ist, aus Physik, Chemie, Geologie, Meteorologie, Limnologie, Biologie, Physiologie und technischen Gebieten hat der Verfasser sich Baumaterial und auch Methoden der Verarbeitung herangeholt, und die vielen, selbst jüngsten Errungenschaften dieser Disziplinen — ich erwähne zum Beispiel nur die Gesetze über die physikalischen Erscheinungen des osmotischen Drucks, des Dampfdrucks, der Verdunstung, der inneren Reibung, Zusammendrückbarkeit — haben umfassende Anwendung auf die speziellen Bedingungen des Meeres und eingehende

Digitized by Google

Diskussion ihrer klimatologischen, biologischen oder sonstigen Bedeutung gefunden. Hierzu gesellte sich erst das ungeheuere Material jener tatsächlichen Beobachtungen, das auf eigens ausgerüsteten ozeanographischen Expeditionen wie auch zum Teil auf Handels- und Kriegsschiffen in den letzten zwei Jahrzehnten beigebracht worden war, das zum großen Teil in einer reichen Detailliteratur bereits zur Verarbeitung gelangt war, zum andern Teil aber auch noch unverarbeitet als Rohmaterial dalag. Diese gesamte Fülle von Stoff nun nicht nur zu registrieren und zusammenzufügen, sondern kritisch zu sichten, zu ordnen und wissenschaftlich zu durchdringen und so zu einem Gesamtbild zu gestalten, das gleichzeitig sowohl geschichtlich in großen Zügen die Richtlinien und Bahnen der Forschung skizziert wie auch vor allem mit Schärfe und Klarheit die jetzt im Mittelpunkt der Forschung stehenden Probleme herausschält und beleuchtet, das war eine Aufgabe, die nur von erhabenem Standpunkt und mit völliger Beherrschung des weiten Feldes bewältigt werden konnte und vom Verfasser in der Tat musterhaft gelöst ist.

Und bis ins einzelne ist dabei jener doppelte Gesichtspunkt, der historischen Entwicklung unserer Kenntnis und der sachlichen Analyse der Erscheinungen selbst, klar durchgeführt. Vollständigkeit in der Berücksichtigung der Geschichte zeigt sich so zum Beispiel in der Darstellung der Entwicklung der Tiefenmessung und Tiefenkenntnis, wo von den naiven Vorstellungen der Alten bis zu den heutigen, mit technisch vollendeten Apparaten erworbenen Kenntnissen Herodot und Paulus ebenso zitiert werden wie die jüngsten Erfahrungen und Ergebnisse vom Südpolarschiff „Gauß" und von S. M. S. „Planet"; Vollständigkeit und Belesenheit verrät sich ebenso darin, wie der Verfasser die Begrenzung und Benennung der einzelnen Ozeane durch die Geschichte verfolgt, wie er selbst den alten mythologischen Begriffen vom Weltmeer sowie der Etmyologie des Wortes „Okeanos" und dergleichen bis zu entlegenen Quellen nachgeht. Die scharfe, feine Analysierung des Naturbeobachters andererseits bekundet sich zum Beispiel in der „Einteilung der Meeresräume", die schließlich zu der durchsichtigen, detaillierten Aufstellung eines „natürlichen Systems der Meeresräume" führt, sie bekundet sich ebenso in der erschöpfenden Behandlung der auf den Meeresspiegel deformierend wirkenden Faktoren wie in der Darstellung der komplizierten Wärme- und Schmelzvorgänge und der auf chemisch-physikalischen Grund basierten Erörterung der Salzgehalterscheinungen, die das Kleinste wie das Große zu beachten und nach seiner quantitativen Bedeutung abzuwägen sucht.

Dabei ist trotz aller Exaktheit, die sich in den zahlenmäßigen Belegen, den Formeln, Kurven, Tabellen (in diesen allein steckt zum Teil eine Riesenarbeit) widerspiegelt, die Darstellung so klar und fließend und sind die streng mathematischen, physikalischen usw. Erörterungen so weit auf das Elementare und Notwendige beschränkt, daß auch den in den einzelnen Grundwissenschaften weniger Bewanderten, also den weitesten Kreisen der Geographen und Naturforscher, ein Verständnis der Erscheinungen des Meeres ermöglicht ist.

Daß die resultierenden Erkenntnisse über die einzelnen Ge-

Digitized by Google

biete des Weltmeers noch recht ungleich sind, ist nicht zu verwundern. So sind die Europa umspülenden Gewässer des Atlantischen Ozeans dank der von den meisten europäischen Staaten neuerdings so eifrig betriebenen, zum Teil international organisierten Meeresforschung schon so gründlich untersucht, daß z. B. von der Verteilung des Salzgehaltes nicht nur an der Oberfläche, sondern auch in den Tiefen sich ein leidlich klares Bild, zum Teil sogar getrennt für die einzelnen Jahreszeiten, für diese Meeresbereiche entwerfen ließ, wohingegen z. B. der größte Teil des Pazifischen Ozeans in der Hinsicht noch geradezu unberührt ist.

Auf irgendwelche Einzelheiten des Buches einzugehen oder seinen Inhalt auch nur nach Ueberschriften aufzuzählen, ist im Rahmen dieser kurzen Besprechung unmöglich. Hervorgehoben sei nur wegen des Interesses für ein weites Publikum, daß der Verfasser gegen den namentlich in der Tagesliteratur eingerissenen Gebrauch der Wortbildungen „Atlantik", „Indik", „Pazifik" mit Recht Front macht. Eine kleine Ausstellung möge die bathographische Kurve (S. 87) betreffen; dem Sinn der Kurve würde es wohl besser entsprechen, die Abszissenlinie nicht mit fortlaufenden Zahlen zu versehen, sondern nur unter die ganze Linie zu schreiben „510 Millionen Quadratkilometer". Daß auch in manchem Punkt des reichen Inhalts man die Auffassung des Verfassers nicht notwendig teilen muß, braucht kaum gesagt zu werden, tut aber gewiß keinen Abbruch an diesem grundlegenden, umfassenden, trefflichen Werk.

Berlin. Dr. L. Mecking.

Johann George Sulzer und die Entstehung seiner Allgemeinen Theorie der Schönen Künste. Von Johannes Leo. Ein Beitrag zur Kenntnis der Aufklärungszeit. Frensdorff 1907.

Der Schweizer Sulzer hat einmal in Berlin eine große Rolle als Akademiker und Populärphilosoph gespielt; an dem starken Einfluß, den sein Hauptwerk bis in das Frankreich des 19. Jahrhunderts hinein ausübte, gibt Leo merkwürdige Belege. Der flache Aesthetiker genügte allen Zweitbesten seiner Zeit (den Lessing und Goethe freilich nicht, aber sogar den Herder!): „In Sulzers ästhetischen Bemühungen verschmilzt das psychologisch-wissenschaftliche mit dem literarisch-künstlerischen Interesse, und wenn das letztere in rein persönlichen Beziehungen zu einem entschiedenen Parteistandpunkte wurzelt, so gründet sich das erstere auf ernsthafte pädagogische Beobachtungen und Studien." So konnte es für die Aesthetiker, die Psychologen und die Schriftsteller Autorität werden.

Der Parteistandpunkt war dem Schweizer gegeben. Bodmer blieb ihm der große Dichter, dem er die Belege entnahm, und der maßgebende Kunstrichter. Bodmer und sein ungetreuer Jünger Wieland haben an der Allgemeinen Theorie auch viel gearbeitet. Sie teilten seinen moralisierenden Standpunkt und sein pädagogisches Interesse.

Digitized by Google

Der Professor der Mathematik am Joachimstaler Gymnasium, der „im Ländchen Moab“ (heute dem kasernenmäßigen Stadtteil Moabit) in idyllischer Ruhe für alle ästhetischen Probleme eine brauchbare Definition formuliert und hierdurch einen Weltruf als Weiser erhält — es ist ein charakteristisches Bildchen aus der Aufklärungszeit. Das fleißige Buch gibt freilich auch von diesem Bildchen nur einen Ausschnitt: nur die Entstehungsgeschichte der „Allgemeinen Theorie“, freilich nicht ohne treffende Worte der Charakteristik.

Berlin. Richard M. Meyer.

Im Dienst. Roman von Friedrich Jakobsen. Velhagen u. Klasing. Bielefeld und Leipzig 1907.

Ein Juristenroman! Dichterisch nicht bedeutend, aber ganz interessant, witzig, voll wehmütigen Humors, etwas karikierend und etwas sentimental. Der Amtsrichter Holm wird von dem abgelegenen norddeutschen Gebirgsstädtchen Feldheim als Landrichter in die Provinzialhauptstadt an das Landgericht, an die höhere Instanz, berufen, die ihn manchmal mit ihrer Weisheit geärgert hat. Nur ungern verläßt er den Platz, wo er täglich drei Stunden Dienst hatte und der Großmogul war. Als Feldheimer tut er sich in den neuen Verhältnissen etwas schwer; er ist eben ein Waldmensch, ein Kanadier. Sein Frack schlägt bedenkliche Falten; er trägt unmögliche Krawatten und schüttelt den Leuten die Hände wie Medizinbutteln. Trotzdem wird er mit offenen Armen aufgenommen. Urmenschen sind in der Stadt so selten, daß sie eine Zierde des Salons bilden können. Die Damen der Gesellschaft protegieren ihn; besonders die schöne Frau Lili, die Frau des Landgerichtsrates Dr. Faber, die gerne in den Mohren geht, weil dort wenigstens ein Oberkellner ist, der den Sekt zu frappieren weiß, und die, wie Holm in den ersten Tagen erkennt, das Leben ebenso innig liebt wie ihr Mann die Akten. Die Kollegen Holms sind gut gezeichnet! Der sympathischste ist der Untersuchungsrichter Koch. Ein Junggeselle, der an Diabetes leidet und einen Dachshund hat, der Lump heißt. Er schließt sich von der „Gesellschaft“ etwas aus und verkehrt am liebsten allein in seiner Stammkneipe, einem kleinen Gasthaus in einer Nebengasse. Wenn er nachts nach Hause kommt und keinen Schlaf finden kann, freut er sich, daß große Männer für uns gedacht haben: nichts Juristisches! Er macht gerne bissige Bemerkungen und philosophiert in einer nicht üblen Weise über die verschiedensten Dinge. Als er bedenklich erkrankt, nimmt er die Arbeit mit nach Hause und stirbt in den Sielen. Noch fleißiger als er, aber nicht so bedeutend ist der Landgerichtsrat Dr. Faber; wenn er ein Urteil schreibt, wird es ein Buch. Er soll nach dem Willen seiner Frau, der schönen Frau Lili, Reichsgerichtsrat werden. Das Heiligste, was er kennt, ist seine Studierlampe; der erste Staatsanwalt sagt einmal mit Bezug auf ihn: „Schickt den Menschen an das Oberlandesgericht, für die übrige Welt ist er doch verloren.“ Als er wirklich Oberlandesgerichtsrat wird, trägt er eine Perücke und verdeckt so die Märtyrerkrone der Gelehrsamkeit. — Da ist ferner der Präsident Günther! Er ist Vorsitzender der ersten Zivilkammer, der „aka-

Digitized by Google

demischen" Kammer; er hält etwas auf Eleganz und möchte, daß seine Untergebenen das auch tun. Holms Krawatten mustert er mit besonderer Sorgfalt. Im übrigen verfügt er über ein enormes Wissen und verfaßt die gelehrtesten Urteile. — Da ist auch der Landgerichtsdirektor Corvinus, der sicher früher einmal Staatsanwalt war. Er glaubt an die Unfehlbarkeit jeder Anklage und lehnt nie die Eröffnung des Hauptverfahrens ab, da sonst die obere Instanz auf erhobene Beschwerde das Verfahren doch eröffnet. Er führt einen schneidigen Vorsitz; ihm geht kein Bösewicht aus. Er will Präsident werden. — Holm findet sich schließlich ganz gut in seine neue Stellung und freit am Ende des Romans um des Feldheimer Oberförsters Töchterlein Trude. Der Oberförster war des Mordes angeklagt, weil er einen Wilderer, nach den Tatumständen zu schließen, ohne Notwehr erschossen hatte; vor dem Schwurgericht wurde er freigesprochen, da seine Unschuld sich klar erwies.... Ohne Zweifel könnte ein Dichter über den deutschen Richter und seinen Beruf Bedeutenderes sagen, als Jakobsen es in seinem Buche getan hat. Allein der Verfasser erhebt wohl gar nicht den Anspruch, ein Dichter zu sein. Und wenn man das bedenkt, so ist sein Roman gar nicht so übel und für jeden Juristen sowohl als Laien eine Lektüre, die er nicht bereuen wird.

Dr. K.

Der blinde Klavierstimmer. Von Marcel Prevost. München, Albert Langen.

Welch weiten Weg Marcel Prevost zurücklegen mußte, ehe er den Dichter in sich entdeckte! Wir alle kannten und achteten ihn bisher als glänzenden Schilderer der Pariser demi-monde, der über die Liebe, um die sich ja am Ende alles bei ihm drehte, nicht anders schreiben konnte, als mit dem müden, oft zynischen Lächeln des ausgelebten Lebemannes. In der nun erschienenen Novelle: „Der blinde Klavierstimmer" aber fühlen wir plötzlich, daß Prevost eine Seele besitzt, die singen und klingen kann, wie die eines echten Poeten, und es tut einem beinahe leid, daß er diese nicht früher in sich zu finden vermochte. — In einem stillen, hinter Laubbäumen versteckten Landschlößchen in der Gascogne, am Abend, da das letzte Herbstsonnengold hinter den Bäumen verglüht ist, läßt der Dichter seinen Helden die Tragödie seines Lebens erzählen, mit einfachen, schlichten, ruhig fließenden Worten. Er läßt das tragische Schicksal eines blinden Künstlers vor uns auferstehen, dem sich ein Weg zu Ruhm und Reichtum geöffnet hatte, dem damals als Schicksal eine Frau entgegengetreten war, um deretwillen er alles Glänzende, alle Pracht der Zukunft ausschlug, um allein seiner Geliebten gehören und für sie allein Künstler sein zu dürfen. Schließlich aber, nach dem frühzeitigen Tod der geliebten Frau, kann und will er den Weg zur Kunst und Ruhm nicht mehr finden; sein ganzes übriges Leben will er nur der Erinnerung an jene kurze Zeit der Seligkeit weihen und fristet so als armer Klavierstimmer sein Leben. — Durch die Einfachheit und Schlichtheit der Darstellung gerade erreicht der Dichter jene tiefe Wirkung, die er mit seinem neuen Buche ausübt. Hoffentlich hält Prevost an der Erkenntnis seiner Dichter-

Digitized by Google

den, wenn naturgemäß auch die weitaus größte Zahl dem Rheinland und hier wieder an erster Stelle Köln selbst angehörte. Sehr schwach vertreten waren die süddeutschen Bundesstaaten Baden, Württemberg und Bayern, was wohl darauf zurückgeführt werden darf, daß die Kurse hier noch zu wenig bekannt sind. Hat doch sogar das bayerische Justizministerium mit Entschließung vom 28. Februar 1907 — Justizministerialblatt S. 67 — wohl die Teilnahme an dem gleichzeitig stattgehabten Frühjahrskursus der Berliner Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin den geprüften und ungeprüften Rechtspraktikanten als wertvolles Mittel für ihre Fortbildung nahegelegt, von der Kölner Veranstaltung jedoch nichts erwähnt. Und doch hat die letztere sicher nicht weniger Anregung und Belehrung nach jeder Richtung hin in den sechs Wochen geboten. Dazu kommt, daß Köln von Süddeutschland aus verhältnismäßig leicht zu erreichen ist und gerade den Süddeutschen durch das lebhafte rheinische Leben in seinen Mauern besonders sympathisch sein wird. Abgesehen von der Stadt selbst mit ihren reichen kunstgeschichtlichen Schätzen ist ihre Lage inmitten des gewaltigen rheinischen Industriegebietes besonders geeignet, den Kursteilnehmern einen außerordentlich interessanten Einblick in die Beziehungen der mannigfachsten Art zwischen Industrie und Volkswirtschaft, Welthandel und Verkehrswesen zu vermitteln.

Seitens der Vereinigung war die Auswahl der Vorlesungen in der Weise getroffen worden, daß die zwei Gebiete der Rechtswissenschaften einerseits — einschließlich des Verwaltungsrechtes —, der Staatswissenschaften und Technik andrerseits in nahezu gleicher Weise berücksichtigt wurden. Gegen diese gleichheitliche Abwägung wird sich kein Einwand erheben lassen, entsprach sie doch auch im wesentlichen der beruflichen Gliederung der Kursteilnehmer. Es liegt nicht im Rahmen dieses kurzen Berichtes, in eine kritische Würdigung der einzelnen Vorlesungen einzutreten; in ihrer Gesamtheit gewährten sie eine Fülle von Anregungen der mannigfachsten Art, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß einzelne zu sehr das theoretische Gebiet bevorzugten und in einem Fortbildungskurs für Zuhörer, die zum größten Teil länger oder kürzer in der Praxis stehen, wohl hätten entbehrt werden können. Sehr zeitgemäß war die Behandlung kolonialpolitischer Probleme der neueren Zeit; in die neuesten technischen Fragen führten die Vorträge über drahtlose Telegraphie, elektrische Voll- und Schnellbahnen ein, teilweise unter Benützung des Lichtbilderapparates; über das Problem der Luftschiffahrt sprach der kompetenteste Beurteiler, Graf Zeppelin. Aus dem Gebiet der Kunstgeschichte verdienen Erwähnung die Vorträge über die Geschichte der Glasmalerei durch den Domkapitular Dr. Schnütgen, den feinsinnigen Kenner und Erklärer der kölnischen Kunstdenkmäler, welchem auch eine kunstgeschichtlich sehr anregende Führung durch den Dom zu verdanken war, während die städtischen Sammlungen unter Leitung ihrer Vorstände besichtigt wurden.

Die wertvollste Ergänzung nach der praktischen Seite hin fanden die Kurse durch die Ausflüge zur Besichtigung hervorragender industrieller und wirtschaftlicher Betriebe; hier liegt

valien als Geschenk. Insbesondere hat hierdurch der Bestand des Wiener Zentralarchivs des Deutschen Ordens eine ansehnliche Vermehrung und Vervollständigung erfahren, indem dahin jüngst gegen 1000 Faszikel, darunter 800 wohlerhaltene Pergament-Urkunden, zum Teil Originale, zum Teil authentische Kopien, abgeliefert wurden, darunter eine stattliche Reihe von Kaiser-Urkunden, deren älteste von 1122 datiert und von Kaiser Heinrich V. ausgestellt ist; die jüngsten stammen von Kaiser Leopold I.; als Seltenheiten gelten die der Könige des Interregnums, Wilhelms von Holland und Richards von Cornwallis. Ferner befinden sich unter der Neuerwerbung päpstliche Bullen und Urkunden, so die Bestätigung der Ordensprivilegien durch Innocenz III. aus dem Jahre 1209; die jüngste dieser Papsturkunden rührt von Innocenz XIII. (1721) her. Nicht minder interessant sind die Urkunden geistlicher und weltlicher Fürsten, Gesandtschaftsberichte, diplomatische Korrespondenzen, Berichte über kriegerische Vorgänge im Westen aus den Kämpfen zwischen Deutschland und Frankreich und im Osten aus denen gegen die Türken, letztere besonders aus der Zeit Leopolds I., da der Deutsche Orden vermocht werden sollte, unter eigenem Banner wie einst in den Tagen der Eroberung Preußens die Kriegführung zu übernehmen. Viele Aktenstücke betreffen das innere Leben der Ordensgemeinschaft, so Statuten- und Standesbücher, Protokolle über Großkapital, Aufschwörungsakten usw. Selbst eine Anzahl von Urkunden aus der ältesten Ordensära, und zwar aus Accon vom Jahre 1277 mit den wohlerhaltenen Siegeln der Erzbischöfe von Tyrus und Bethlehem sind vorhanden. Indem dieser Zuwachs dem Deutschordens-Zentralarchiv einverleibt wurde, das vor kurzem auf Anregung des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Eugen vom rührigen Ordensarchivar Dr. V. Schindler nach modernen Grundsätzen gesichtet und geordnet wurde, ist dasselbe zu einer wertvollen Fundgrube historischer Forschung geworden; es erfreut sich der höchstpersönlichen Fürsorge des Hochmeisters. Um das Zustandekommen der gegenwärtigen Schankung, durch welche vorher zerstreutes, für die Wissenschaft wenig ausgebeutetes Quellenmaterial konzentriert wurde, haben sich der kgl. württembergische Archivdirektor Dr. Eugen von Schneider, Archivrat Dr. Giesel und Ordensarchivar Dr. Schindler besondere Verdienste erworben.

K. Fuchs

Vom französischen Autorenrecht.

Das literarische und künstlerische Eigentumsrecht in Frankreich scheint jetzt wieder an der Tagesordnung zu sein. Es wird berichtet, der Minister des öffentlichen Unterrichts sei nicht abgeneigt, den Kammern einen neuen, hierauf bezüglichen Gesetzentwurf vorzulegen. Einige französische Schriftsteller sind mit den aktuellen Gesetzen, die das literarische und künstlerische Eigentumsrecht fünfzig Jahre nach dem Tode des Autors der Allgemeinheit überliefern, unzufrieden und halten sie für ungerecht.

Marcel Prevost, der sich schon seit längerer Zeit mit diesem Thema beschäftigt, soll sich neuerdings folgendermaßen darüber

geäußert haben: „Es handelt sich hierbei um eine offenbare, durchaus unentschuldbare Ungerechtigkeit. Das Eigentumsrecht der Werke eines Autors muß absolut unantastbar sein; folglich können seine Schöpfungen nur allein ihm, der sie geschaffen hat, und seinen Erben gehören. Mit der Theorie vom Allgemeingut, dem Nationaleigentum und von der Notwendigkeit, daß alle Werke, die für die Volksmassen interessant und nützlich sind, dem Volke überliefert werden müssen, soll man uns verschonen — das ist weiter nichts wie Sophistik. Wenn wir auch zugeben, daß es wünschenswert sei, die Werke eines hervorragenden Schriftstellers der großen Menge zugänglich zu machen, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Bücher, in denen diese Werke enthalten sind, von den Verlegern gekauft werden müssen, und daß diese daraus Vorteil ziehen. Weshalb soll nun aber bloß der Verleger berechtigt sein, sich durch den Verkauf dieser Bücher zu bereichern und weshalb sollen nicht auch die Erben des Autors Nutzen daraus ziehen?"

Victor Margueritte, Präsident der Société des gens de lettres, soll sich ebenfalls sehr kategorisch geäußert haben; er sagte: „Ich behaupte, die Erben eines Autors, Künstlers oder Schriftstellers können während eines unbegrenzten Zeitraums diejenigen Werte beanspruchen, welche aus den von ihnen ererbten Werken gelöst werden, wenn beim Antritt der Erbschaft die dafür festgesetzte Steuer bezahlt wurde. Daß der gegenwärtige Zeitpunkt für die Erörterung dieser Frage ungünstig ist, weiß ich, denn es gibt jetzt viele Parlamentarier, die das Erbrecht gänzlich abschaffen wollen. Trotzdem verlange ich, daß die Werke eines Schriftstellers fünfzig Jahre nach seinem Tode nicht nur den Verlegern Nutzen bringen, weil dadurch die lebenden Autoren benachteiligt werden, deren Werke mit denen der verstorbenen konkurrieren müssen. Wir fordern daher, daß die Verleger solcher Werke verpflichtet werden, gewisse Beiträge zugunsten von Schriftsteller-Pensionskassen zu leisten."

Die Genfer Zeitschrift „La Semaine litteraire", der wir den wesentlichen Inhalt dieser Mitteilungen verdanken, fügt noch folgendes hinzu: Man kann das vielleicht als etwas zu weitgehend halten; daß aber den Meisterwerken der Kunst und Literatur eine möglichst unbeschränkte Verbreitung zu wünschen sei, ist zweifellos. Die Verleger müssen die Möglichkeit haben, von allen besseren Werken schöne und billige Volksausgaben zu veranstalten. Das kann aber, meinen wir, nur dann geschehen, wenn nach Ablauf der gesetzlichen Frist keine weiteren Entschädigungen für Autorenrechte zu bezahlen sind. Wie dem nun auch sein mag, Tatsache ist es, daß die französische Schriftsteller- und Künstlerwelt sich jetzt wieder lebhafter mit diesem Thema beschäftigt und daß daher die weiteren Erörterungen darüber mit lebhaftem Interesse verfolgt werden müssen.

W. H.

Aus Kamerun.

Der junge, sehr intelligente König Njoya von Barnum, der vor 8 Jahren mit Hilfe der deutschen Regierung den aufständischen Stamm der Bansso sich unterworfen, dadurch den von denselben abgeschnittenen Kopf seines Vaters, des Königs Nsangu,

Digitized by Google

wieder zurückerhalten und damit erst seine Herrschaft befestigt hat, ist nun der Erfinder einer eigenen Schrift geworden, einer Silbenschrift, die kulturgeschichtlich außerordentlich interessant ist. Um der arabischen, von den Haussas in seinem Reiche importierten Schrift, die er selbst aus Stolz nicht annehmen wollte, den Weg zu versperren, und doch überzeugt von dem Wert der Schreibkunst, auch von der Kunst des Lesens und Schreibens der Europäer überrascht, faßte er den genialen Gedanken, eine eigene Schrift zu schaffen. Er gab jedem seiner Soldaten Wörter auf mit dem Befehl, für jedes einsilbige Wort ein besonderes Zeichen zu erfinden, für mehrsilbige Wörter so viel Zeichen, als das Wort Silben habe. Die eingelaufenen Zeichen prüfte er genau und vereinfachte oder vervielfachte, je nachdem er es für gut fand. Diese vollständige Barnumschrift, die an die Hieroglyphen der alten Aegypter erinnert, und auf deren Erfindung er sehr stolz ist, läßt er nun dadurch seinen Untertanen lernen, daß er selbst seinen Vertrauten Unterricht darin erteilt. Schon jetzt sind etwa 200 Schreibkundige in Barnum, die ihm ihre Kunst verdanken. In einem dreifachen Tagebuch zeichnet er für sich selbst in dieser Schrift alles Wichtige, was er vernimmt, auch seine Einnahmen und Ausgaben, verschiedene Rezepte, biblische Geschichte der Missionare usw. auf. Zwar leuchten ihm die Vorzüge der europäischen Sprache, die er durch Basler Missionare kennen gelernt hat, ebenfalls ein, aber bis jetzt ist er bei seiner eigenen Erfindung geblieben, und es wäre immerhin schade, wenn seine neue, ganz eigenartige Schrift wieder verschwinden würde. Mit Missionar Goetring hat er auch den Kalender verbessert, und sonst noch manche zweckmäßige Neuerungen getroffen. Den gegen 2000 Köpfen zählenden mohammedanischen Haussas hat er außerhalb des inneren Wallgrabens seiner Residenz Barnum ein eigenes Dorf angewiesen. Schon sind sechs Faktoreien in der Stadt, seitdem im Jahre 1903 die ersten Europäer des Gummi- und Elfenbeinhandels halber nach Barnum gekommen sind.

L.

Die Deutsche Orient-Gesellschaft.

* Die Deutsche Orient-Gesellschaft versendet an ihre Mitglieder zusammen mit dem neunten Jahresbericht die Nummer 33 ihrer „Mitteilungen“. Das reich illustrierte Heft handelt in der Hauptsache von dem bei Assur außerhalb der Stadtmauern von W. Andrae entdeckte und ausgegrabene Neujahrsfesthaus, von dem wir wissen, daß es von König Sanherib nach der Zerstörung Babylons (689 v. Chr.) zur Verherrlichung des assyrischen Nationalgottes errichtet worden ist. Das im Altertum hochberühmte Gebäude ist für unsere Kenntnis von der assyrischen Architektur von besonderer Wichtigkeit durch seine eigenartige Gestaltung nicht nur, sondern auch durch seine Lage inmitten ausgedehnter Gartenanlagen mit einem ganzen System z. T. aus dem nackten Fels ausgehobener Pflanzgruben und Bewässerungskanäle. — Auch in Babylon haben die Ausgrabungen unter Professor Kol-

Digitized by Google

dewegs Leitung erfreuliche Fortschritte gemacht, wenngleich dort durch die enorme Höhe der zu bewältigenden Schuttmassen und durch die Kompliziertheit der oft zerstörten und oft erneuerten Mauerzüge sensationelle Funde so gut wie ausgeschlossen sind. Für weitere Kreise dürfte die Entdeckung eines Gebäudes aus der Zeit des Perserkönigs Artaxerxes von Interesse sein, das mit bunten Emailziegeln geschmückt war.

Auf dem zweiten Wirkungsfeld der Deutschen Orient-Gesellschaft, Aegypten, hat die Fortführung der Ausgrabungen auf dem Pyramidenfeld von Abusir er-Rirah bei Kairo gerade in der letzten Zeit über Erwarten gute Resultate ergeben, die in erwünschtester Weise sich denen der früheren Kampagnen anreihen. Eine Anzahl großer, sehr feiner Reliefs der fünften Dynastie werden eine Zierde unserer Museen bilden. Die Ergebnisse der im Jahre 1905 zum Abschluß gekommenen Grabungen an der Pyramide und dem Totentempel des Königs Ne-user-re haben, soweit sie dem Alten Reich angehören, in der kürzlich bei J. C. Hinrichs in Leipzig erschienenen 7. wissenschaftlichen Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft eine erschöpfende Darstellung aus der Feder des Ausgrabungsleiters Prof. Borchardt gefunden. Dieses Werk, das von den Mitgliedern der Deutschen Orient-Gesellschaft zu einem Vorzugspreise erworben werden kann, bietet zum erstenmal eine Gesamtdarstellung aller zu dem Grabdenkmal eines ägyptischen Königs aus dem Alten Reich gehörigen Bauten und Anlagen. Eine der zahlreichen, dem Bande beigegebenen Abbildungen, ein Dreifarbendruck, der Borchardts Rekonstruktion des Pyramidenfeldes von Abusir vorzüglich wiedergibt, ist den Mitgliedern als außerordentliche Vereinsgabe zugestellt worden. — Von den Ergebnissen der in diesem Jahre zu Ende geführten Erforschung des vorgeschichtlichen Gräberfeldes von Abusir el-Meleq im Fayum ist das anthropologische Material in den Besitz der Rudolf Virchow-Stiftung übergegangen; die archäologische Ausbeute, die in einer stattlichen Reihe zusammengehöriger steinzeitlicher Grabfunde (Gefäßen aus Stein und Ton, Feuersteinmessern, Elfenbein- und Holzschnitzereien, Schminkplatten usf.) besteht, soll den deutschen ägyptologischen und besonders auch prähistorisch-ethnologischen Sammlungen überwiesen werden. Aus den bei diesen Grabungen in großer Zahl gefundenen Fayenceperlen der Spätzeit sind Halsketten zusammengestellt worden, die an die Mitglieder der Deutschen Orient-Gesellschaft werden verteilt werden, und von denen eine Auswahl der hübschesten Muster im Säulenhof der ägyptischen Abteilung der königl. Museen zu Berlin zurzeit ausgestellt ist.

„Encheiresin naturae nennt's die Chemie."

* Es ist das ein vielbestrittener Ausdruck in der Schülerszene des „Faust", von welchem Kuno Fischer noch sagt, es sei bei den Worten „Encheiresis Naturae" vielen Auslegern des „Faust" genau so gegangen wie dem Schüler, „kann Euch nicht eben ganz verstehn!" Er

Digitized by Google

versichert, so lesen wir in der Frankfurter Zeitung, Encheiresis Naturae sei kein chemischer Terminus und als solcher nirgends aufzufinden. Fischer wie Loeper und Düntzer erwähnen übrigens, daß Goethe kurz vor seinem Tode das gleiche Wort „Encheiresis" in einem Briefe vom 21. Januar 1832 an den Chemiker Wackernagel gebraucht hat. Der junge Goethe hat nun nach dem Zeugnis seiner Selbstbiographie in Straßburg bei J. R. Spielmann, Dr. med. et phil., „Professor der Poesie, Chemie, der Botanik und anderer Hilfswissenschaften der Medizin", Vorlesungen über Chemie gehört. Und der Altmeister der chemischen Geschichtsforschung H. Kopp, der die fraglichen „Faust"-Verse zum Gegenstand jahrzehntelanger Nachforschungen gemacht hatte, hat natürlich auch an Spielmanns chemische Schriften als Quelle von „Encheiresis naturae" gedacht. Doch kam er zum Resultate: „aus Spielmanns Schriften ist mir nichts in Erinnerung, auf was jenes Diktum Bezug haben könnte." Aber wie eine höchst interessante Abhandlung von Prof. Dr. E. O. v. Lippmann in der Chemikerzeitung nachweist, hat hier den fast unfehlbaren Forscher sein Gedächtnis im Stich gelassen und Spielmanns Hauptschrift „Institutiones Chemiae, praelectionibus academicis adcommodatae" birgt gleich in der Einleitung des Rätsels Lösung. Die Lippmannschen Erörterungen, die das Vorkommen des ursprünglich medizinischen Ausdruckes Encheiresis allein ohne naturae (gleich operatio, Verfahren) durch die Jahrhunderte begleiten, bringen eine ausführliche Erklärung der kritischen Stelle, auf die wir die Interessenten verweisen; der Hauptpunkt ist: „Was die Edukte betrifft, so sind sie allerdings Teile der Substanzen, die schon von vornherein in diesen vorhanden waren und unverändert aus ihnen gewinnbar sind, und deshalb könnte man aus ihnen offenbar die Ausgangsstoffe wieder herstellen, wenn es nur gelänge, sie wiederum so zu verbinden, wie das ursprünglich der Fall war; cum autem Natura plures noverit Encheireses substantias uniendi, aber da die Encheiresen der Natur zur Verbindung der Substanzen mannigfaltig sind und wir sie teils gar nicht kennen, teils nicht nachzuahmen vermögen, so bleibt auch hier Ungewißheit bestehen." Aus dieser und weiteren von Lippmann aus Spielmanns „Institutiones" angeführten Stellen ergibt sich zweifellos, daß den Versen aus „Faust" Reminiszenzen an Spielmanns Schrift oder Kolleg zugrunde liegen: Lippmann findet darin das „Heraustreiben des Geistes aus dem Lebendigen und die Vernichtung des „geistigen Bandes", das Uebrigbleiben der „Teile", die „Eselbohrerei" des leichtfertigen Adepten, hier endlich die „Encheiresis Naturae" im Sinne der ursprünglichen Verknüpfung und Verkettung der Bestandteile. Eine völlige Parallelität besteht außerdem zwischen dem Weber in der Gedankenfabrik, der umsonst zwischen tausend „Verbindungen" aus den logischen Abfällen den Geist des Zerfaserten wieder herzustellen sucht, und dem Famulus im Laboratorium, der vergeblich mit Hilfe der rechten „Verbindungen" aus den chemischen Rückständen das Leben des Zerstörten zu regenerieren sucht. Auch im Briefe von 1832 ist Encheiresis im nämlichen Sinne gebraucht. Beim Suchen nach „Encheiresis Naturae" in älteren chemischen Kompendien hat Lippmann dazu noch anderes gefunden, was auf

Digitized by Google

Goethe dauernden Eindruck gemacht haben mag, z. B. im Paramirum des Paracelsus. Diese 1529 verfaßte Schrift spricht von den Elementen als „Müttern“, erörtert an vielen Stellen „die groß' und kleine Welt“ und verficht endlich den Satz: „Alle Krankheiten der Frauen sind aus der Matrix konditioniert und genaturt“. Schon im Urfaust tritt der Schüler als Mediziner auf, dem Mephistopheles den gleichgearteten Satz vorhält: „Es ist ihr Weh und Ach, So tausendfach. Aus einem Punkte zu kurieren.“

Egon v. Oppolzer †.

Aus Innsbruck kommt die Trauerkunde, daß Dr. Egon Ritter v. Oppolzer, ordentlicher Professor für Astronomie, nach kurzem, aber schwerem Leiden dortselbst am 15. Juni verschieden ist. v. Oppolzer, der Enkel des berühmten Wiener Arztes und Universitätsprofessors, der Sohn des gleichfalls berühmten Astronomen und Geodäten gleichen Namens, ist in Wien 1869 geboren, absolvierte dort seine Gymnasialstudien und bezog hierauf die Universität, wo er hauptsächlich unter Hann meteorologischen Studien oblag und 1893 zum Doktor promoviert wurde. Zur Vervollständigung seiner Studien ging er dann noch nach München, um sich unter Professor Seeliger in der theoretischen und praktischen Astronomie auszubilden. 1896 verließ er, nachdem er sich mit einer Münchenerin verheiratet hatte, München, wurde Assistent an der Prager Sternwarte, ging aber inzwischen zu seiner weiteren Ausbildung an das astrophysikalische Observatorium nach Potsdam, wo er als erster die Helligkeitsänderungen des Planeten Eros beobachtete, mit dem er sich in der Folge dann andauernd beschäftigte. 1899 in Prag habilitiert, wurde v. Oppolzer 1901 zum außerordentlichen Professor der Astronomie in Innsbruck ernannt, 1906 wurde er in Anerkennung seiner durch Errichtung einer Sternwarte auf eigene Kosten der Wissenschaft gebrachten Opfer zum ordentlichen Professor ernannt. In v. Oppolzer hat die Wissenschaft einen reich begabten, jungen Gelehrten, der zu großen Hoffnungen berechtigte, verloren.

—rt—

Kleinere Mitteilungen.

* **Ranke und Preußen.** Zu der Veröffentlichung Helmolts in der Beilage Nummer 106 „Ein merkwürdiger Brief Leopold Rankes“, über welche die Vossische Zeitung referierte, wird diesem Blatt folgendes geschrieben: Mit Bezug auf den Feuilletonartikel vom Sonnabend über „Leopold Ranke und die Reaktion in Preußen“ verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß Leopold Ranke nicht als Preuße geboren war, sondern daß Wiehe, seine Geburtsstadt, zu dem Teile von Sachsen gehörte, der 1815 an

Digitized by Google

Preußen abgetreten werden mußte. Die Empfindung, daß Preußen nicht das angestammte Vaterland sei, hat sich in diesen Gegenden noch lange wach gehalten, ich entsinne mich, daß noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts dort allgemein gesagt wurde, „mit jemand breisch werden" statt böse werden. Erst später ist mir klar geworden, daß unter dem „breisch" das biedere preußisch verborgen war, daß man also, um den höchsten Grad von Zorn, Unwillen usw. zu äußern, dazu den Namen des annektierenden Staates verwendete. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn Ranke von Preußen mit den Worten wie „dieser Staat" usw. redet, er spricht eben wie einer, der noch ganz mit beiden Füßen außerhalb des Staates steht. Wie ist es glücklicherweise seitdem anders geworden!

* **Eine Goethe-Reliquie.** Aus Aussig in Deutschböhmen wird dem Prager Tageblatt über eine Goethe-Reliquie geschrieben: Der Neffe Bertha v. Levetzows, Baron Franz Rauch, hat dem Stadtmuseum in Aussig eine Sammlung von 74 geschliffenen Marmorplättchen in verschiedenen Farben übergeben und über deren Herkunft folgendes mitgeteilt: „Wie bekannt, hat Goethe und Graf Sternberg großen Gefallen daran gefunden, daß meine Tante Bertha v. Levetzow, nachmalige Baronin v. Mladota, sich als Mädchen zu Karlsbad sehr für Mineralogie und Geologie interessierte. Es war Ende der 20er Jahre, als die beiden genannten Herren auch eine kleine Mineraliensammlung für sie anlegten. Einzelne Steine sind noch vorhanden; leider ist der eigenhändig von Goethe angelegte Katalog verloren gegangen. Mein Großvater Graf Uebelsberg schenkte diese Plättchen meiner Tante in Karlsbad; auf diesen ruhte die Hand Goethes. Als meine Tante Bertha 1839 heiratete, trennte sie sich nur ungern von all den Steinen und schenkte sie mir mit dem Bedeuten, dieselben stets hoch in Ehren zu halten. Da liegen sie nun weit mehr als 60 Jahre. Meine Tochter meint, daß diese Sammlung in dem Goethe-Levetzow-Zimmer Ihres Museums den besten Platz finden wird, obwohl sie sich ungern von dem Gestein trennt, das einzelne Bezeichnungen von Goethes Hand herrührend aufweist. Nun bin ich bald 80 Jahre alt, und da ich überzeugt bin, daß alle von mir und meiner Tochter gespendeten Reliquien Goethes und meiner Tante Ulrike v. Levetzow in pietätvoller Weise im Stadtmuseum Aussig ihren Platz finden, so übergebe ich auch diesen Schatz in Ihre Obhut."

Bü. **Archäologisches aus Griechenland.** In den letzten Tagen wurden bei den Grabungen des Britischen Archäologischen Instituts zu Athen auf der Stätte des alten Spartas folgende Elfenbeinsachen gefunden: 1. Eine Platte mit der Darstellung eines bemannten Schiffes und mit der archaischen Inschrift *Vesia*. 2. Ein Sphinxfigürchen. 3. Ein bärtiger Mann, der mit einem Beil eine Frau enthauptet. 4. Ein geflügelter Mann zwischen je zwei Vögeln. 5. Zwölf Kartuschen. 6. Reliefplatte mit einer Frau und zwei Kindern. Außerdem fand man einen Ohrring

mit Amethyst, ein Doppelbeil von Gold, zwei Armspangen. eine Fibel, 18 Porzellanskarabäen, zwei Elektronzieraten und drei Ringkästchen von Silber. — Bei J. de Morgans Ausgrabungen in Susa, einer der Hauptstädte des alten Perserreichs, waren Scherben eines großen ionischen Gefäßes aufgefunden worden, deren Darstellung jetzt näher bekannt wird. Auf den Seiten der Vase ist eine Anzahl kämpfender Krieger abgebildet. Der Stil ist der ionische des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Die Konturen sind eingeritzt. Die tönerne Vase kann durch Handelsbeziehungen zwischen Persien und Jonien, aber auch als Bestandteil einer Kriegsbeute bis nach Susa gekommen sein. — Der sehr begüterte Grieche Theodoros Petsssis hat seine reiche Privatsammlung griechischer Altertümer der Antikensammlung in Athen testamentarisch vermacht.

Das Deutsche Archäologische Institut in Athen veranstaltet Ausgrabungen an der Ruinenstätte beim Dorf Kakowatos im triphylischen Elis. Gefunden wurde bisher: Ein etwa 12 Meter im Durchmesser breites Tholosgrab mit einem Dromoszugang und einem Eingang, der mit kleineren Steinen verschlossen war. Obwohl sich erwies, daß das Grab schon in ziemlich alter Zeit beraubt worden ist, wurden dennoch einige kleine Goldgegenstände — darunter eine Froschfigur — herausgebracht, ferner Gefäße mit aufgemalten Pflanzen und Blumen. Diese Darstellungen ähneln in ihrer Ausführung denen auf den Gefäßen im knosischen Palast. Nahe dem Grab erhebt sich ein Hügel mit Baureſten, deren Wände nicht mit Mörtel beworfen, sondern mit Lehm verstrichen waren, so daß sie hierin den hochaltertümlichen Baureſten der Troas entsprechen. Die Wände in den Palastresten der Argolis und von Kreta sind mit Mörtel verkleidet. An der Westküste der Peloponnes sind uns aus dem Altertum drei Orte namens Pylos bekannt: 1. das elische südlich vom Peneios, 2. das triphylische oder lepreatische oder arkadische, das Strabon, gestützt auf einige Stellen der Ilias, für das homerische ansah, 3. das messenische bei Paläonawarinos, das nach mehreren Stellen der Odyssee bisher als Residenzort des Nestor galt. Jedenfalls sieht die gebildete Welt den Schlüssen, die aus den bisherigen Ergebnissen gezogen werden, mit gespanntem Interesse entgegen.

---

* **Zur Beobachtung des Planeten Mars,** der am 7. Juli in Erdnähe kommen wird, soll eine besondere astronomische Lowell-Sternwarte ausgerüstet und auf einem hohen Berge der Andenkette im nördlichen Südamerika stationiert werden. Unser Nachbarplanet wird diesmal der Erde bis auf weniger als acht Millionen deutsche Meilen nahe kommen und daher eine für Oberflächenuntersuchungen sehr geeignete helleuchtende Scheibe darbieten Für die Sternwarten auf nördlichen Breiten liegen die Marsbeobachtungen diesmal sehr ungünstig, da der Planet stark südlich vom Aequator steht.

* **Die Wirkung von Tabakrauch auf Krankheitskeime.** Dem Tabakrauch ist hinsichtlich seiner Wirkung auf die menschliche Gesundheit so viel Uebles nachgesagt worden, daß es, wie die

Digitized by Google

Frankfurter Zeitung meint, als eine Forderung der Gerechtigkeit erscheint, auch einmal nach seinen guten Eigenschaften zu fragen. Seine Giftstoffe wirken nicht nur auf den Zustand des Menschen im allgemeinen oder einzelner Organe des Körpers sondern auch auf die zum Teil höchst nichtsnutzigen Kleinwesen, die wir in uns beherbergen. Da viele Bakterien zunächst durch die Atmungswege aufgenommen werden, so liegt es nahe, anzunehmen, daß der Tabakrauch mit ihnen in Berührung kommt und sie möglicherweise vernichtet. Um einer Beurteilung dieser Frage näher zu kommen, hat Dr. Arnold Versuche angestellt, deren Ergebnisse er jetzt im Lancet veröffentlicht. Er hat einzelne Röhren mit verschiedenen Bakterien beschickt und dann unter besonderen Vorsichtsmaßregeln der Wirkung von Tabakrauch ausgesetzt. Die Bazillen der Diphtheritis zeigten sich dadurch merklich beeinflußt, indem sie zuweilen ihr Wachstum überhaupt einstellten oder nur in geringem Grade fortzusetzen vermochten. (Uebrigens wirkte der Rauch von trockenem Heu in diesem Fall ebenso wie Tabakrauch.) Etwas geringer wurden Typhusbazillen in ihrer Lebenskraft beeinträchtigt, aber auch sie wurden durch den Rauch in ihrem Wachstum in erheblichem Grade behindert. Bei der ungeheuren Verbreitung und Schädlichkeit der Eiter-Bazillen verdient es besonders hervorgehoben zu werden, so daß sie unter seinem Einfluß fast gar kein Wachstum zeigen. Im ganzen schließt Dr. Arnold aus seinen Beobachtungen, daß Tabakrauch im Munde sehr wahrscheinlich das Wachstum einer ganzen Reihe krankheiterregender Keime verhindere, freilich nicht in höherem Grade als andere Sorten von Rauch.

---

* **Die sechste Preisaufgabe der Bluntschli-Stiftung:** „Kritische Darstellung der völkerrechtlichen Lehren von den nichtkriegerischen Gewaltakten zwischen Staaten" hat drei Bearbeitungen gefunden, eine in deutscher, eine in italienischer und eine in englischer Sprache. Das Preisgericht, bestehend aus den Herren Macdonell in London, Renault in Paris und Geheimrat Dr. Zorn in Bonn, hat unter einstimmiger Ausschaltung der beiden letzteren Arbeiten mit Stimmenmehrheit beschlossen, der in deutscher Sprache abgefaßten Bearbeitung den Preis, 2500 Fr., zu erteilen. Die Eröffnung des Mottozettels ergab als Verfasser Herrn Dr. W. Heinze, großherzoglichen Amtmann am Verwaltungsgerichtshof in Karlsruhe. Dr. Heinze hat sich schon früher durch völkerrechtliche Arbeiten bekannt gemacht, so 1900 durch eine Abhandlung über die Beschlagnahme der deutschen Postdampfer durch die Engländer (Heidelberg bei C. Winter) und 1901 durch eine im gleichen Verlag erschienene umfangreiche Studie über die Belagerung der Pekinger Gesandtschaften.

hc. **Ferienkurse in München.** Ein archäologischer Ferienkurs für Gymnasiallehrer wird in den Tagen vom 15. bis 21. Juli 1907 veranstaltet werden. Zu mitwirkenden Lehrern wurden berufen: der Archäologe, Universitätsprofessor Dr. Furtwängler (zugleich Leiter des Kurses), der Professor für Aegyptologie und orientalische Altertumskunde Dr.

Digitized by Google

Frhr. v. Bissing, Gymnasialrektor Oberstudienrat Dr. Ohlenschlager, der Privatdozent für Geschichte der antiken Baukunst an der Technischen Hochschule Dr. Fiechter, der Kustos am Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke Dr. Sieveking und der wissenschaftliche Hilfsarbeiter an der Vasensammlung Dr. Hackl. — Ein psychiatrischer Volksbildungskurs findet in der Zeit vom 4.—23. November 1907 in der Psychiatrischen Klinik statt. Es sind folgende Vorlesungen in Aussicht genommen: 1. Alzheimer: Normale und pathologische Anatomie der Hirnrinde (27-st.). 2. Gudden: Anatomie des Zentralnervensystems (6-st.). 3. Kattwinkel: Neurologische Demonstrationen (9-st.). 4. Kraepelin: Klinische und forensische Demonstrationen (28-st.). 5. Nitzsche: Methodik der klinischen Krankenuntersuchung (5-st.). 6. Plaut: Serodiagnostische Untersuchungen (3-st.). 7. Rehm: Zytodiagnostik der Zerebrospinalflüssigkeit (3-st.). 8. Rüdin: Tatsachen und Probleme der Entartung (6-st.). 9. Specht: Kriminalpsychologie (8-st.). 10. Specht: Klinische Experimentalpsychologie (8-st.). 11. Weiler: Physikalisch-klinische Untersuchungsmethoden (5-st.). 12. Besichtigungen von Anstalten.

hc. **Stipendienstiftung.** Der von der verstorbenen Privatiere Babette Munzer in Erlangen mit einem Kapitale von 10,000 M errichteten, zur Gewährung von Stipendien an Studierende der Universität Erlangen bestimmten „Babette Munzersche Stipendienstiftung" ist die Genehmigung erteilt worden.

---

* **Zu dem negativen Erfolg des Esperanto.** Zu der von uns in Nummer 91 gebrachten Notiz wird uns von esperanto-freundlicher Seite eine Berichtigung Couturats zugeschickt, aus der hervorgeht, daß die Pariser Académie des Inscriptions nicht einstimmig beschloß, in eine Erörterung der Esperanto-Frage nicht einzutreten, sondern daß die Meinungen geteilt waren, — in wie große Teile, wird nicht gesagt. Ferner werden einige Akademien namhaft gemacht, welche sich dafür aussprachen, das Problem einer Weltsprache auf die Tagesordnung der diesjähriger Wiener Versammlung der Internationalen Assoziation der Akademien zu setzen. Das hatte allerdings wiederum nur negativen Erfolg, da ja jene Versammlung inzwischen eine Diskussion dieses Problems abgelehnt hat.

Digitized by Google

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Professor Dr. A. Denker, Ordinarius für Ohrenheilkunde an der Universität Erlangen, als dirigierender Arzt der Ohrenklinik am städtischen Krankenhause zu Frankfurt a. M.; er hat den Ruf abgelehnt. * Der außerordentliche Professor für praktische Theologie in Halle, Lic. Karl Bornhäuser, als ordentlicher Professor nach Marburg; er hat den Ruf angenommen. * Der ordentliche Professor für Pharmazie in Erlangen Dr. K. Paal in gleicher Eigenschaft nach Graz. * Professor Dr. Fr. Studniczka in Leipzig nach Göttingen; er hat den Ruf abgelehnt. * Der Historiker Professor Dr. H. Oncken in Gießen nach Heidelberg an Stelle Professor Marcks. * Der Professor der italienischen Sprache und Literatur in Innsbruck Arthur Farinelli nach Turin; er wird dem Rufe Folge leisten. * Der ordentliche Professor der klassischen Philologie in Bern Dr. Karl Pruechter nach Halle.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der außerordentliche Professor für indogermanische Sprachwissenschaft an der Bonner Universität, Dr. F. Solmsen, zum ordentlichen Professor. * Der außerordentliche Professor für vergleichende Sprachwissenschaft in Breslau, Dr. O. Hoffmann, zum ordentlichen Professor. * Der außerordentliche Professor für Hydraulik an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Ludwig Tiefenbacher, zum ordentlichen Professor für Eisenbahnunterbau an der Wiener Technischen Hochschule. * Der außerordentliche Professor Dr. A. Soldat zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts an der theologischen Fakultät der tschechischen Universität in Prag. * Der außerordentliche Professor in Innsbruck Dr. med. Alois Lode zum ordentlichen Professor der Hygiene.

Habilitationen. Es habilitierten sich: Dr. Roman Nitsch in Krakau für Hygiene. * Die beiden Assistenten Dr. Paul Albrecht und Dr. Paul Clairmont an der Wiener medizinischen Fakultät. * Dr. Julius Baer in der medizinischen Fakultät der Universität Straßburg. * Dr. W. Felgentraeger für Maß- und Gewichtswesen an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. * Dr. Karl Szladits für ungarisches Privatrecht an der Budapester Universität.

Sonstige Nachrichten. Der ehemalige Professor Dr. med. Edwin Klebs feiert das goldene Doktorjubiläum. * Der Universitäts-Musikdirektor Professor Dr. E. Kauffmann in Tübingen beabsichtigt in den Ruhestand zu treten. * Diesen Sommer sind an den acht deutschen Universitäten, die den Frauen das volle akademische Bürgerrecht gewähren, 302 weibliche Studierende eingeschrieben gegen 254 im Winter 1906/07 und 211 im Sommer 1906. Am meisten sind an der Münchener Universität immatrikuliert, nämlich 100, in Heidelberg 76, in Frei-

Digitized by Google

burg 55, in Leipzig 35, in Jena 14, in Tübingen 10, in Würzburg 8 und in Erlangen 4. Im einzelnen studieren: 134 Medizin, 113 Philosophie, Sprachen oder Geschichte, Mathematik oder Naturwissenschaften 31, Kameralwissenschaft 15, Rechtswissenschaft 4, Zahnheilkunde 3, evangelische Theologie 2. * An der kgl. Ludwigs-Maximilians-Universität in München wurden für das Sommersemester 1907 6009 Studierende immatrikuliert, davon sind 2492 Bayern und 3517 Nichtbayern. Frauen befinden sich unter den Immatrikulierten 100, und zwar 40 aus Bayern und 60 Nichtbayern. Außerdem wird die Universität noch von 269 nichtimmatrikulierten Hörern und 59 nichtimmatrikulierten Hörerinnen besucht. Die Gesamtfrequenz beträgt sonach 6337 Studierende. Darunter sind 446 Angehörige aus den übrigen europäischen Staaten und 66 aus außereuropäischen Staaten. — Die kgl. Technische Hochschule ist von 2726 Studierenden im laufenden Sommersemester besucht. Davon sind 1573 aus Bayern, 651 aus den übrigen deutschen Bundesstaaten und 502 Ausländer. Auf die einzelnen Fächer verteilen sich die Studierenden wie folgt: Allgemeine Abteilung 444, Bauingenieur-Abteilung 613, Architekten-Abteilung 456, Maschineningenieur-Abteilung 783, Chemische Abteilung 287 und landwirtschaftliche Abteilung 143 Studierende. Unter der oben angegebenen Gesamtfrequenzziffer sind inbegriffen 192 Hörer und 315 Hospitanten. * Eine Tagung deutscher Hochschullehrer soll für den September dieses Jahres nach Salzburg einberufen werden, um gegen die weitere staatliche Beeinflussung der Hochschulen Stellung zu nehmen. Unter anderen werden die bekannten Breslauer Hochschullehrer Felix Dahn und Albert Ladenburg als geistige Förderer der neuen Hochschulbewegung genannt. * Vor wenigen Tagen hat ein Chinese, Herr Ma Dou Yun, die Doktorprüfung vor der Berliner juristischen Fakultät bestanden. Seine schriftliche Arbeit entstand aus einer Seminarabhandlung, die er bei Geheimrat Professor Dr. v. Martitz über den Eintritt Chinas in den Völkerrechtsverkehr verfaßte. Die Vorbereitung zur mündlichen Prüfung erhielt Herr Ma bei Assessor Dr. Paul Posener. Herr Ma ist der erste von 400 Chinesen, der den deutschen Doktortitel erlangt hat. In China hat er bereits 13 Prüfungen bestanden. * Professor Dr. v. Leyden in Berlin wird am 1. Oktober von der Leitung der ersten medizinischen Klinik der Charité zurücktreten. * Die aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des historischen Seminars in München in den Tagen des 16. und 17. Juli stattfindende Jubiläumsfeier enthält folgendes Programm: Dienstag, 16. Juli, abends, Restaurant Wittelsbacher Garten, Theresienstraße, Begrüßung der ehemaligen Seminarmitglieder. Mittwoch, 17. Juli, vormittags 10 Uhr, Festakt in der kleinen Aula der Universität. Vormittags 12 Uhr Frühschoppen im Restaurant zum Franziskaner, Dienerstraße. Nachmittags Ausflug (mit Damen) nach Grünwald (Schloßwirtschaft). * Geheimer Medizinalrat Dr. med. Oskar Witzel, ordentlicher Honorarprofessor für Chirurgie in Bern, ist aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausgeschieden, um die Leitung der Düsseldorfer städtischen Krankenanstalten, der chirurgischen Abteilung und der Akademie für praktische Medizin zu über-

Digitized by Google

nehmen. * Der Professor der Chemie am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich Dr. Georg Lunge und der Professor der darstellenden Geometrie und der Geometrie der Lage Dr. W. Fiedler werden in den Ruhestand treten.

Personalien.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der General der Heilsarmee Booth zum Ehrendoktor der Universität Oxford. * Professor Dr. Karl Vollmöller in Dresden zum korrespondierenden Mitglied der spanischen historischen Akademie.

Todesfälle. Es sind gestorben: Dr. Ing. G. Herrmann in Aachen, ehemals Professor an der dortigen Technischen Hochschule. * Der Dozent an der Technischen Hochschule in Charlottenburg Dr. Karl Müller. * Der Professor der Medizin zu Manchester Dr. Julius Dreschfeld am 14. Juni; er war in Bayern geboren. * Der emeritierte ordentliche Professor der Landwirtschaft an der Universität Krakau L. Lubomeski am 8. Juni im Alter von 66 Jahren. * Dr. Egon v. Oppolzer, Universitätsprofessor in Innsbruck, am 16. Juni an den Folgen einer Blutvergiftung im 38. Lebensjahre. * Der Astronom Alexander Herschel ist in Slough gestorben. Er war ehrenhalber Professor der Physik am Durham College und lebte in Slough, dem von Friedr. Wilhelm Herschel, seinem Großvater, erworbenen Landsitz, wo dieser berühmte Astronom sein Riesenteleskop aufgestellt und zahlreiche Entdeckungen ausgeführt hatte.

Büchereinlauf.

Allgemeines, Nachschlagewerke, Kalender usw.

Mittelbachs Streckenblätter für Automobilisten und Radfahrer, mit beschreibendem Texte im Maßstabe von 1 : 400,000. Blatt 31, 37, 38 und 39 Leipzig. Mittelbachs Verlag.

M. Mertens: Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichts und zur Selbstbelehrung. Berlin 1907. Weidmannsche Buchhandlung. 216 S. (geb. 3.40 M.)

J. v. Brun-Barnow: Selbsterziehung. Herzensworte an die deutsche Frau. Gotha 1907. Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft. 148 S. (2.40 M, geb. 3.60 M.)

Digitized by Google

A. Hartranft: Der Höhenluft-Kurort Freudenstadt im Württembergischen Schwarzwald. Vierte vermehrte Auflage. Freudenstadt 1907. Schätzsche Buchhandlung. 167 S.

Alfons Leon: Die erste italienische Weltausstellung, ihr Schauplatz und ihre Vorgeschichte. Wien 1907. Alfred Hölder. 64 Seiten.

Käthe Sturmfels: Was ist der Frau erlaubt, wenn sie liebt? Stuttgart 1907. Verlag von Greiner u. Pfeiffer. 113 S. (1.50 M.)

Bericht über die Industrie, den Handel und die Verkehrsverhältnisse in Niederösterreich während des Jahres 1906. Wien 1907. Verlag der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer. 555 S.

Handelshochschule Berlin. Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden. Sommersemester 1907. (20 Pfennig.)

A. Tänzer: Die Geschichte der Königswarter-Stiftung in Meran 1872—1907. Meran 1907. Im Selbstverlag der Königswarter-Stiftung. 48 S (1.20 Kr.)

Offenbarungen über Monte Carlo. Gewinnsysteme. 1. Teil. Wien. Wallishausersche Hofbuchhandlung. 103 S.

Korporation der Wiener Buch-, Kunst- und Musikalienhändler 1807—1907. Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Korporation von Karl

Zwei Reden, gehalten am ersten Vortragsabend der Katholischen Frauenorganisation Steiermarks in Graz. Graz 1907. Selbstverlag der Organisation. 19 S. (10 Heller.)

Geschichte und Politik.

Adam Perné: Zeitgemäße Betrachtungen über Politik und Armee. Wien 1907. Verlag von Danzers Armee-Zeitung. 14 S. (50 Heller.)

Oberst Gädke: Krieg oder Frieden? Unsere Aussichten in einem künftigen Kriege. Berlin 1907. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock. 53 S. (50 Pfg.)

W. v. Massow: Die Polennot im deutschen Osten. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin 1907. Verlag von Alexander Duncker. 427 S. (3 M, geb. 4 M.)

Hans Plehn: Nach dem englisch-japanischen Bündnis. Berlin 1907. Verlag von Karl Curtius. 214 S.

Eugène Turpin: Dédié à la Conférence de la paix à la Haye (Pays-Bas) et à la Presse. 1907. 16 p.

A. R.: Griechen-Verfolgungen in Bulgarien. Berlin 1907. Verlag Berliner Merkur. 21 S. (50 Pfg.)

Emil Helms: Die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Bewegung in Dänemark. Leipzig 1907. Verlag von C. L. Hirschfeld. 200 S. (4 M.)

Wilhelm Kießling: Der Arbeiter und die Kirche. Ein Vortrag. Berlin-Schöneberg 1907. Buchverlag der Hilfe. 19 S. (30 Pf.)

Aus der Zeit in die Zeit. Selbstverlag des Verfassers. 10 S. (1 M.)

Digitized by Google

Kurt Schottmüller: Der Polenaufstand 1806/07. Urkunden und Aktenstücke aus der Zeit zwischen Jena und Tilsit. (Sonder-Veröffentlichungen der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. IV.) Posen 1907. Eigentum der Gesellschaft. 210 S.

J. Dieffenbacher: Deutsches Leben im 12. und 13. Jahrhundert. Realkommentar zu den Volks- und Kunstepen und zum Minnesang. (Sammlung Göschen Nr. 93 und 328.) Zwei Bändchen. Mit 48 Abbild. Leipzig 1907. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 142 und 162 S. (geb. je 80 Pfg.)

Thomas Fellner: Die österreichische Zentralverwaltung. 1. Abteilung: Von Maximilian I. bis zur Vereinigung der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei (1749). 1. Band: Geschichtliche Uebersicht. 2. Band: Aktenstücke 1491—1681. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet von Heinrich Kretsmayr. (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Oesterreichs. 5. und 6.) Wien 1907. Adolf Holzhauser. 288 und 664 S.

Fritz v. Holzhausen: Die Weltgeschichte in mnemonischen Reimen (Gedächtniskunst. Für seine Enkelkinder verfaßt.) Berlin. Verlag von L. Schwarz u. Co. 32 S. (50 Pfg.)

Ludwig Brunner: Politische Bewegungen in Nürnberg 1848/49. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. 17. Heft.) Heidelberg 1907. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 190 S. (5 M.)

Eman. Seyler: Die Mönchsfabel von der Fossa carolina. Nürnberg 1907. Im Selbstverlage des Verfassers. 20 S. (30 Pfg.)

Kurt Breysig: Die Geschichte der Menschheit. Erster Band: Die Völker ewiger Urzeit I. Die Amerikaner des Nordens und des Nordwestens. Mit einer Völkerkarte. Berlin 1907. Verlag von Georg Bondi. 563 S. (7 M, geb. 8.50 M.)

Geographie und Völkerkunde.

Hübner: Die französische Sahara. Versuch einer geographisch-wirtschaftlichen Studie. Leipzig 1907. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 76 S. (1.60 M.)

E. Graf v. Mülmen: Beiträge zur Kenntnis des Karmels. (Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. Band 30. Heft 3 und 4.) Leipzig 1907. K. Baedecker.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Rochefflamme: Soziale Irrungen. Eine soziologische, philosophische und naturwissenschaftliche Studie. Leipzig. Verlag von Eduard Maerter. 71 S.

Julius Emele: Ein Beispiel über Einführung und Erträgnis der Grundrentensteuer. Karlsruhe 1898. Verlag der G. Braunschen Hofbuchhandlung. 40 S. (1.50 M.)

Siegfried Buff: Der gegenwärtige Stand und die Zukunft des Scheckverkehrs in Deutschland. München 1907. E. Reinhardt, Verlagsbuchhandlung. 106 S. (2.50 M.)

Digitized b

Friedrich Glaser: Wirtschaftspolitische Annalen. Ein Kalendarium der Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik der Kulturstaaten, ihrer Kolonien und Dependenzen. 1. Jahrg. 1906. Stuttgart und Berlin 1907. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 468 S. (geb. 8 M.)

Statistik der württembergischen Einkommensteuer für 1905. Bearbeitet von dem kgl. Steuerkollegium, Abteilung für direkte Steuern. — Hermann v. Zeller: Die Ergebnisse der Veranlagung zur Einkommensteuer auf 1. April 1905. (Sonderabdruck aus den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1906, 2. Heft.) Stuttgart 1907. (75 Pfg.)

Franz Daeschner: Die Kontrollstatistik im modernen Fabrikbetriebe. Praktische Winke für Fabrikanten, Aufsichtsratsmitglieder, Bücherrevisoren usw. zur Erzielung einer genauen Uebersicht über die jeweiligen Geschäftsverhältnisse. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 77 S. (2.50 M, geb. 3.30 M.)

Olive Chr. Malvery: Vom Markte der Seelen. Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau im Lande Armut. Aus dem Englischen von Martha Sommer. Leipzig 1907. R. Voigtländers Verlag. 240 S. (2 M.)

Jakob Zinßmeister: Gedanken über moderne Verwaltungs- und Wirtschaftspolitik unter besonderer Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse. (1. Abteilung.) München 1907. M. Riegersche Universitäts-Buchhandlung. 53 S. (1.60 M.)

Eugen Schirbel: Wie könnte sich die Sozialversicherungs-Reform gestalten? Darstellung nach praktischen Erfahrungen. Berlin-Charlottenburg 1907. Im Selbstverlage des Verfassers. 38 S. (75 Pfg.)

Walter Niczky: Die Entwicklung des gesetzlichen Schutzes der gewerblich tätigen Kinder und jugendlichen Arbeiter in Deutschland. München. August Reusch. 130 S. (2 M.)

Rudolf A. Thallmayer: Oesterreichs Alpenwirtschaft. (Archiv für Landwirtschaft. XLIII.) Wien 1907. Hugo H. Hitschmanns Journalverlag. Im Kommissionsverlag von Carl Gerolds Sohn. 256 S. (5 Kronen.)

Medizin.

F. v. Winckler: 365 Speisezettel für Zuckerkranke und Fettleibige mit 23 Rezepten über Zubereitung von Aleuronatbrot, Mehlspeisen und Getränken. Vierte Auflage, herausgegeben von F. Brozner. Wiesbaden 1907. Verlag von J. F. Bergmann. 132 S. (2 M.)

Albert Plehn: Ueber Beri-Beri und ihre Bedeutung für wirtschaftliche und kriegerische Unternehmungen in den warmen Ländern. (Berliner Vorträge 2.) Berlin 1907. Verlag von Karl Curtius. 22 S. (60 Pfg.)

Technologie.

Ernst Ehrhardt: Hebemaschinen und Transporteinrichtungen im Fabrikbetrieb und bei Montagen. (Bibliothek der

Digitized by Google

gesamten Technik. 23. Band.) Mit 94 Abbildungen, 18 Tabellen, 132 Formeln und mehreren Aufgaben. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 297 S. (3.60 M, geb. 4 M.)

Franz Schäfer: Das Gas im bürgerlichen Hause. Mit 10 Abbildungen. München u. Berlin 1907. Verlag von R. Oldenbourg. 40 S. (50 Pfg.)

Arthur Korn: Elektrische Fernphotographie und Aehnliches. Mit 21 Figuren im Text und 1 Tafel. Zweite Auflage. Leipzig 1907. Verlag von S. Hirzel. 82 S. (2 M.)

Karl Heim: Gas oder Elektrizität? Eine zeitgemäße Betrachtung zur Beleuchtungsfrage. Vortrag. Mit 4 Abbildungen. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke. Verlagsbuchhandlung. 32 S.

Karl Scheel: Das Acetylen. (Bibliothek der gesamten Technik. 44. Band.) Mit 16 Abbildungen im Text. Hannover 1907. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. 74 S. (1 M, geb. 1.40 M.)

Philosophie, Psychologie und Aesthetik.

O. K. Kremer: Reinia. Denkversuche. Wien und Leipzig 1907. Verlag v. Ed. Beyers Buchhandlung. 420 S.

S. Rudolf Steinmetz: Die Philosophie des Krieges. (Natur- und Kulturphilosophische Bibliothek. Band 6.) Leipzig 1907. Verlag von Johann Ambrosius Barth. 352 S. (7 M, geb. 7.80 M.)

Wilhelm v. Humboldt: Universalität. Ausgewählt und eingeleitet von Johannes Schubert. Mit Porträt. (Erzieher zu deutscher Bildung. Achter Band.) Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 206 S. (2 M, geb. 3 M.)

Fr. Wilhelm Schelling: Schöpferisches Handeln. Herausgegeben und eingeleitet von Emil Fuchs. (Erzieher usw. 9. Band.) Jena 1907. Verlegt bei Eugen Diederichs. 334 S. (3 M, geb. 4 M.)

Elisar v. Kupffer: Olympia und Golgatha. Mit 5 Bildern. (Lebenswerte. Illustrierte Essays für reife Menschen. Heft 1.) Jena 1907. Verlegt bei Hermann Costenoble. 44 S. (Jedes Heft kostet 80 Pfg.)

Eduard v. Mayer: Die Märchen der Naturwissenschaft. Mit 2 Bildern. (Lebenswerte usw. Heft 2.) 40 S.

Elisar v. Kupffer: Heiland Kunst. Ein Gespräch in Florenz. Mit 4 Bildern. (Lebenswerte usw. Heft 3.) 39 S.

Eduard v. Mayer: Der Dienst des Goldes. Wie werde ich reich? Mit 2 Bildern. (Lebenswerte usw. Heft 4.) 38 S.

Elisar v. Kupffer u. Eduard v. Mayer: Priesterin Mutter. Mit 4 Bildern. (Lebenswerte usw. Heft 5.) 36 S.

K. W. F. Solger: Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Berlin 1907. Verlag von Wiegand u. Grieben (G. K. Sarasin). 396 S. (10 M, geb. 12 M.)

Bildende Kunst, Theater und Musik.

Walter Pauli: Brahms. (Moderne Geister Nr. 2/3.) Berlin 1907. Pan-Verlag. 136 S. (1.50 M, geb. 2 M.)

Digitized by Google

Emil Jacobsen: Sieneſiſche Meiſter des Trecento in der Gemäldegalerie zu Siena. Mit 55 Abbildungen auf 26 Tafeln. (Zur Kunſtgeſchichte des Auslandes. Heft 51.) Straßburg 1907. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). (8 M.)

Werner v. Hoerſchelmann: Die Entwicklung der altchineſiſchen Ornamentik. Mit 32 Tafeln. (Beiträge zur Kultur- und Univerſalgeſchichte. 4. Heft.) Leipzig 1907. R. Voigtländers Verlag. 48 S. (5.40 M.)

Digitized by Google

Voter's Registration Notice

Voter's Registration Notice

Unsern verehrlichen Abonnenten der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

Ausgabe in Wochenheften

beehren wir uns mitzuteilen, daß der Abonnementspreis dieser Ausgabe mit dem **1. Juli** wie folgt ermäßigt worden ist:

in München, bei allen deutschen Postämtern und durch den Buchhandel bezogen **pro Quartal Mk. 3.**— bei direkter Lieferung unter Kreuzband für

das	Inland	Mk. 4.30
„	Ausland	„ 5.—

Wir bitten unsere verehrlichen Abonnenten bei der Bestellung für das nächste Quartal diese Abonnementspreise zu beachten und falls die Stelle, bei der die Beilage zur Allgemeinen Zeitung abonniert wird, hievon nicht Kenntnis hat, auf diese Mitteilung zu verweisen. Bei bereits im voraus bezahlten Abonnementsgebühren kann der Betrag von der Annahmestelle des Abonnements zurückverlangt werden.

Hochachtungsvoll

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Digitized by Google

Uneheliche Mütter.

Von Rosalie Schoenflies (München).

Das Problem der unehelichen Mutterschaft wurde der Betrachtung in neuerer Zeit auf zwiefachem Wege nahe gerückt. Einmal durch den Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit. Denn eine genauere Sichtung des statistischen Zahlenmaterials erwies eine außerordentlich hohe Mortalitätsquote der unehelichen Kinder im ersten Lebensjahr. Und die Erforschung der besonderen Ursachen dieser Erscheinung führte notwendig zur Untersuchung der Verhältnisse der ledigen Mütter.

Andrerseits hat die junge Bewegung des Mutterschutzes die Aufmerksamkeit in direkter Weise auf die uneheliche Mutterschaft hingelenkt. Als Ruth Bré, als die erste in Deutschland, in Wort und Schrift zum Schutze der Mutterschaft aufrief, da galt es nur den ledigen Müttern. Dieselbe Grenze steckt sich auch der Bund für Mutterschutz (Sitz Berlin), der die Gedanken von Ruth Bré aufnahm und mit der Propaganda für eine Reform der Geschlechtsmoral die sogenannte „Neue Ethik" verband. Eine dritte Richtung repräsentiert der Verein Mutterschutz-München, der zwar nach einer Anregung von seiten des Bundes ins Leben getreten ist, aber als selbständiger Verein besteht. Er sieht seine Aufgabe in der propagandistischen Arbeit für Reformen gesetzgeberischen und sozialen Charakters zugunsten der Mutterschaft und in der praktischen Hilfstätigkeit an bedürftigen Müttern; auch bezieht er eheliche Mütter in den Kreis seiner Fürsorge ein.

Aus den Reihen der Vorkämpfer für Mutterschutz ist nun eine erste Studie hervorgegangen, die die uneheliche Mutterschaft nicht vom Gesichtspunkt des Kinderschutzes aus, sondern in erster Linie als selbständiges Problem behandelt.[1]) Aber freilich, das Schicksal der unehelichen

[1]) Dr. Max Markuse: Uneheliche Mütter. Großstadt-Dokumente. Band 27. Verlag von H. Seemann, Berlin.

Digitized by Google

schafterinnen, Wirtschafterinnen und ähnlichen sozial etwas höheren Schichten wiederum bei weitem die einfachen Dienstmädchen. Ein Umstand, der — dies sei nebenbei bemerkt — diejenigen stutzig machen sollte, die dem „Schutz der Familie", unter dem der weibliche Dienstbote im Gegensatz zur gewerblichen Arbeiterin nach ihrer Ansicht steht, einen besonders hohen Wert beilegen. Es wäre sicher nicht uninteressant und auch nicht unfruchtbar, diesen „Schutz der Familie" einmal etwas genauer zu zergliedern und die Ursachen seiner Unwirksamkeit klar zu legen. Doch dazu ist hier die passende Gelegenheit nicht gegeben.

Nächst den Dienenden stehen in der Reihenfolge der unehelichen Mütter die gewerblichen Arbeiterinnen, sowohl die in Fabriken tätigen, wie mit hohem prozentualen Anteil die im Reinigungs- und Bekleidungsgewerbe Beschäftigten. Gegenüber diesen Kategorien bilden alle anderen Klassen, zu denen Kellnerinnen, Artistinnen, Tänzerinnen, im Handel und in freien Berufen tätige, sowie berufslose Frauen gehören, einen nur geringen Prozentsatz. Es wäre sehr wertvoll, wenn derartige Uebersichten über den Beruf lediger Mütter reichlicher veröffentlicht würden, besonders möchte man sie auch für München wünschen. Wer hier auf dem Gebiete des Mutterschutzes arbeitet oder sonst durch seine Tätigkeit zu ledigen Müttern viel in Beziehung tritt, der ist geneigt, hier ähnliche Zahlenverhältnisse wie die mitgeteilten vorauszusetzen, besonders auch hinsichtlich des Ueberwiegens der Dienstbotenklasse. Aber bloße Erfahrungen täuschen, nur die Wissenschaft der Zahlen kann uns ein sicheres Material an die Hand geben.

Das Schicksal der unehelichen Kinder ist, soweit es sich um Pflege und Erziehung handelt, durch den Beruf der Mütter zum großen Teil bestimmt. Wer in Diensten steht, in Fabriken und Werkstätten arbeitet, ist gezwungen, sein Kind der Fürsorge anderer Leute zu übergeben. Nur die hausindustriell tätige Mutter kann es bei sich behalten. Aber daraus erwächst dem Kinde kein Vorteil, weil diese Kategorie von Müttern die wirtschaftlich schwächste ist. Es hat sich aus den Untersuchungen, die Neumann für Berlin und Spann für Frankfurt a. M. unternommen haben und die auch Dr. Markuse anführt, eine Verschiedenheit bezüglich der Lebensdauer und der physischen und psychischen Entwicklung

Digitized by Google

ergeben, je nach der Unterkunftsstelle, die dem unehelichen Kinde zuteil wird. Die Sterblichkeit unehelicher Säuglinge, insgesamt mit annähernd einem Drittel der Geborenen erschreckend groß,[2]) ist am größten unter Kostkindern. Nicht viel günstiger steht es um die Sterblichkeitsziffern der bei der unverheiratet bleibenden Mutter aufwachsenden Kinder. Je enger das Verhältnis des Kindes zu der Familiengemeinschaft ist, in die es als Glied aufgenommen wird — es werden unterschieden die elterliche Familie der Mutter, die Stiefvaterfamilie durch Heirat der Mutter mit einem anderen Manne als dem Vater des Kindes und die durch baldige Verheiratung von Mutter und Vater gebildete rechte Familie —, um so günstiger werden die Aussichten des Kindes auf Lebensdauer. Das gleiche gilt für die Erziehung im allgemeinen und für die Berufsbildung im besonderen. Die antisozialen Elemente und Schädlinge der Gesellschaft, zu denen ein nicht unerheblicher Teil der unehelichen Kinder sich entwickeln, kommen zumeist aus den Reihen derer, die nicht unter dem Schutze einer der vorgenannten Familiengemeinschaften aufwachsen.

Von einschneidender Bedeutung für Mutter und Kind ist die Verwirklichung der Alimentationspflicht des Vaters des unehelichen Kindes. Wenn die Alimente nicht gezahlt werden, Fälle, die leider zahlreich sind, so ist die Existenz und Entwicklung des Kindes meistens in hohem Grade gefährdet, denn die Mutter ist vielfach nicht in der Lage, genug zu erwerben, um sich und das Kind erhalten zu können. Dann geschehen wohl Taten der Verzweiflung, oder das Kind verkommt und die Mutter sinkt wirtschaftlich und moralisch, bis sie in den Untiefen der Prostitution endigt, zu der die unehelichen Mütter einen beträchtlichen Prozentsatz stellen dürften. Andrerseits bedeutet die uneheliche Mutterschaft für die Proletarierin vielfach nur eine Episode, die keinen tiefen Einfluß auf die fernere Gestaltung ihres Lebens ausübt. Gehört der Vater des Kindes ihrer eigenen Gesellschaftsklasse an, so folgt dem

[2]) Im Deutschen Reich starben im Jahre 1904 von ehelich Geborenen im ersten Lebensjahr 18.6 Proz., von Unehelichen 31.4 Prozent. In Bayern ist die Sterblichkeit der Unehelichen nicht geringer, aber das Verhältnis ein anderes, weil die Sterblichkeit der ehelichen Kinder größer ist. Sie betrug 1903: 23.9 Prozent, die der unehelichen 33.2 Prozent.

Digitized by Google

Verhältnis oftmals die Ehe, sobald die wirtschaftliche Lage dies gestattet, oder das Mädchen wird von einem anderen Manne geheiratet. Allerdings muß Dr. Markuse konstatieren, daß der erstere Fall anfängt, seltener zu werden. Auch in proletarischen Kreisen, wo es im allgemeinen als selbstverständlich gilt, daß der Vater des unehelichen Kindes die Mutter heiratet, sobald er es kann, mehren sich die Anzeichen von einer Wandlung der Gesinnung, was aus den Münchener Erfahrungen leider bestätigt werden muß.

Am härtesten ist das Los der ledigen Mütter aus den besseren und höheren Ständen. Denn sie verfallen fast ausnahmslos, sobald ihre Mutterschaft offenbar wird, der gesellschaftlichen Verfehmung, verlieren den Rückhalt der Familie, die sie von sich stößt, und die Aussicht auf die Ehe, da es in diesen Kreisen als Regel gilt, daß der Mann die Frau nicht heiratet, die er zur Mutter gemacht hat. Die wirtschaftliche Existenz durch eine Berufstätigkeit können diese Frauen sich meist nur sichern, wenn sie ihr Kind von sich geben und sein Dasein verheimlichen. Aber gerade die wertvollsten Elemente unter ihnen wünschen für ihr Kind und zusammen mit ihm zu leben. Und da gelingt es kaum den stärksten Charakteren und wirtschaftlich Tüchtigsten, sich vor dem tiefsten Elend, vor physischem oder sittlichem Untergang zu bewahren. Unter den „Typen", die Dr. Markuse aus den Erfahrungen des Bundes für Mutterschutz mitteilt, finden sich ergreifende Fälle solchen Mutterelendes.

Die rechtliche Stellung der unehelichen Mütter ist dadurch bestimmt, daß ihnen die elterliche Gewalt nicht zusteht, wiewohl sie ihren Kindern gegenüber immer in der Lage sich befinden, die nach dem Gesetz für Ehefrauen durch den Tod des Gatten oder seine Unfähigkeit geschaffen wird. Denn „ein uneheliches Kind und dessen Vater gelten nicht als verwandt" (§ 1989 des Bürgerlichen Gesetzbuches) und so steht das uneheliche Kind väterlicherseits in bezug auf Fürsorge und Erziehung der ehelichen väterlichen Halbwaise gleich. Allerdings kann der Mutter durch Uebertragung der Vormundschaft eine weitgehende Rechtsbefugnis zugestanden werden, und dies geschieht in vielen Fällen. Rein theoretisch betrachtet, erscheint die Vorenthaltung der elterlichen Gewalt als eine Ungerechtigkeit gegen die un-

Digitized by Google

schaffen werden kann. Darauf gibt die Schrift keine Antwort. Der Verfasser beschränkt sich im ganzen auf eine Analyse der bestehenden Zustände, und nur mit einzelnen allgemeinen Hinweisen geht er darüber hinaus. So verlangt auch er die Einrichtung von Berufsvormundschaften, wenigstens vorläufig, bis „die radikale Reform ihrer (d. h. der unehelichen Mütter) wirtschaftlichen Lage, insbesondere auch des gegenwärtigen Standes der Alimentationsfrage" erreicht ist. Ebenso vertritt er die Forderung einer Mutterschaftsversicherung, die allerdings keinen Ersatz für die Alimentationspflicht bilden kann, wie man nach der von Dr. Markuse gebrauchten Wendung annehmen möchte, da Beiträge zu den Erhaltungskosten des Kindes doch höchstens für das Säuglingsalter in den Bereich solcher Versicherung fallen können. Mit besonderem Nachdruck aber wird die Notwendigkeit einer Reform der Ehe betont. In der „Mangelhaftigkeit der Ehe genannten Institution" erkennt Dr. Markuse „den wahren Grund für den gegenwärtigen Umfang des außerehelichen Geschlechtsverkehrs". Darum verlangt er eine grundsätzliche Reform der Ehe, „damit diese so gestaltet werde, daß sie ihrem physiologischen, ökonomischen und ethischen Zwecke zu entsprechen und ihrer ursprünglichen Aufgabe, die Summe der geschlechtlichen Bedürfnisse in sich zu vereinigen und die aus den sexuellen Beziehungen sich ergebenden Pflichten zu erfüllen, gerecht zu werden vermag" (S. 45). Wahrlich, ein vortreffliches Reformprogramm! Es ist nur zu bedauern, daß man nicht erfährt, auf welchem Wege es verwirklicht werden soll, damit die große Mehrzahl der Ehen zu dem Idealzustande gelange, an dem es auch heute nicht ganz fehlen dürfte. Sind hier in erster Linie neue gesetzliche Normen nötig oder hat man das Wichtigste von einer inneren Wandlung der Menschen zu erwarten? Sollen es Veränderungen wirtschaftlicher Art sein, die zum Beispiel die für Mann und Weib gleich erniedrigende Geld- und Versorgungsheirat aus der Welt schaffen? Die Diskussion über die verlangte Reform wäre erst möglich, wenn der Verfasser bestimmte Vorschläge formulierte und positive Bestrebungen zur Erreichung seiner Ziele vorschlüge. Eine bessere Erziehung des weiblichen Geschlechts und Schärfung des Verantwortlichkeitsgefühls beim Manne, die an anderer Stelle gefordert werden, sind gewiß auch in diesem Zusammen-

Digitized by Google

hange anzuführen und würden nicht ohne Wirkung bleiben. Ueberhaupt, der leider langsame Weg der Vertiefung und Verfeinerung der Beziehungen zwischen Mann und Weib wird wohl als das sicherste Mittel auch zur Verfeinerung der Eheverhältnisse angesehen werden müssen.

Aber für die Besserung der Lage der unehelichen Mütter und ihrer Kinder kommen zunächst Reformen sehr realer Natur in Betracht, die als Umgestaltungen äußerer Verhältnisse immerhin schneller, wenn auch nicht leicht, zu erreichen sein werden. Auf eine Aenderung der Vormundschaftsinstitution zum Zwecke wirksamerer Vertretung der Rechte des Kindes an seinen Erzeuger ist schon hingewiesen worden. Es sei hier nur die Bemerkung angeknüpft, daß die vollständige Beseitigung der Einzelvormundschaft, die durch die Möglichkeit individueller erziehlicher Einwirkung von großem Werte sein kann, dabei nicht notwendig Voraussetzung ist.

Ebenso wurde der Forderung nach Einfügung einer Mutterschaftsversicherung in das Versicherungswesen des Deutschen Reiches, die die unehelichen wie die ehelichen Mütter bestimmter Einkommensklassen zu umfassen hätte, schon Erwähnung getan.

Des weiteren aber ist eine Ausdehnung der Pflichten des Vaters des unehelichen Kindes zu verlangen. Ich möchte in dieser Hinsicht den Leitsatz aufstellen: je mehr durch gesetzliche Bestimmungen die Rechte des unehelichen Kindes an seinen Vater denen des ehelichen angenähert werden, um so mehr werden die üblen Umstände einzuschränken sein, die jetzt das Leben und die Entwicklung der Unehelichen bedrohen. Vielleicht liegt auch in dieser Richtung das Mittel zur Einschränkung der unehelichen Geburten überhaupt.

Die Ausführung dieser Gedanken im einzelnen muß für eine andere Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Ein weiterer wichtiger Faktor der Besserung würde durch die Aufhebung der die Alimentationspflicht beschränkenden Bestimmung des § 1717 des Bürgerlichen Gesetzbuches gewonnen werden, oder durch eine Umänderung derselben in dem Sinne, daß dem Kinde ein Anrecht auf Existenzmittel unter allen Umständen gesichert ist. Die Erfahrung lehrt, daß mit der sogenannten „exceptio plurium“ oftmals ein unverzeihlicher Mißbrauch getrieben

Digitized by Google

wird, daß diese Bestimmung nicht eben selten geradezu als Falle dienen muß, um der Alimentationspflicht zu entgehen. In der einschlägigen Vorschrift des gemeinen bayerischen Rechtes, das bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches in Bayern gültig war, liegt ein Beispiel einer gerechteren und weitsichtigeren Fürsorge für das Kind vor.

Daß auch den weitestgehenden Reformen die Kraft nicht innewohnt, alles Elend der unehelichen Mutterschaft zu beseitigen, ist selbstverständlich. Mittellosigkeit der Erzeuger, Vortäuschung eines falschen Namens von seiten des Mannes, ein Trick, der nicht ganz selten vorkommt, oder so manche anderen Schleichwege, um unerkannt und unauffindbar zu bleiben, können auch durch die besten Gesetze und Einrichtungen nicht aus der Welt geschafft werden, ebenso wenig wie die Leichtgläubigkeit und oft leichtsinnige Vertrauensseligkeit des weiblichen Teils. Aber auch gegenüber dieser Gattung menschlicher Leiden und Uebel bleibt es „der Weisheit letzter Schluß", sich nach Kräften tätig zu rühren, damit gemindert werde, was sich nie ganz ausrotten läßt.

Ein besonderes Kapitel widmet Dr. Markuse dem Zusammenhange von unehelicher Mutterschaft und Konfession. Da hierbei die bayerischen und Münchener Verhältnisse stark im Vordergrunde stehen, so muß diesen Ausführungen noch Berücksichtigung zuteil werden. Nach Konstatierung der Tatsache, daß von allen deutschen Ländern die vorwiegend katholischen Staaten Oesterreich und Bayern den höchsten Prozentsatz unehelicher Geburten aufweisen, und daß auch die Prüfung anderer Statistiken ergibt, „daß der Prozentsatz der unehelichen Mütter in den protestantischen Gegenden im Durchschnitt ein wesentlich geringerer ist". äußert sich Dr. Markuse wie folgt: „Hieraus einen Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit ohne weiteres konstruieren zu wollen, wäre schon darum verfehlt, weil eine größere Zahl unehelicher Geburten keineswegs einem größeren Umfang auch des unehelichen Geschlechtsverkehrs zu entsprechen braucht." Indessen meint er, daß eine „unbefangene Kritik" sich doch mit dieser Erscheinung abzufinden habe, und er versucht denn auch eine Erklärung aus der Konfession. Nach meiner Ansicht mit Unrecht. Denn eine Zusammenstellung von Pauschalzahlen beweist hier nichts. Mag die Konfession einen Einfluß ausüben: man

Digitized by Google

kann darüber nichts auch nur einigermaßen Zuverlässiges aussagen, ehe nicht der ganze Komplex der in Betracht kommenden Faktoren, wie Rassenmischung, Volkscharakter, traditionelle Lebensgewohnheiten und Sitten, sowie der Einfluß wirtschaftlicher und gesetzgeberischer Zustände untersucht sind. Und daran fehlt es bisher gänzlich. Vergleicht man die bayerischen Kreise untereinander, so zeigt die zur größeren Hälfte protestantische Pfalz (54.31 Proz. Protestanten, 43.88 Proz. Katholiken) allerdings den niedrigsten Anteil an den unehelichen Geburten mit 5.6 Prozent. Aber die nächstniedrige Zahl von 6.6 Prozent findet sich in Unterfranken mit 79.88 Proz. katholischen und 17.93 Proz. protestantischen Einwohnern. In Oberfranken, wo die Protestanten noch etwas stärker überwiegen als in der Pfalz (57.13 Proz. Protestanten gegen 42.25 Proz. Katholiken), steigen die unehelichen Geburten wieder auf 10.6 Prozent, während die Oberpfalz mit einer fast ganz katholischen Bevölkerung (91.47 Prozent) mit 10.3 Prozent hinter dieser letzteren Zahl noch etwas zurückbleibt. (Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern für 1904.) Die hohe Zahl der unehelichen Geburten (18.9 Prozent) in dem überwiegend katholischen Oberbayern und in dem vorwiegend protestantischen Mittelfranken (15.9 Prozent) fällt zum Teil den Hauptstädten München und Nürnberg zur Last. Nur der fast ganz katholische Landesteil Niederbayern mit 16 Prozent unehelicher Geburten und allenfalls noch Schwaben (11.1 Prozent) könnten etwa für Dr. Markuses These vom Einfluß der katholischen Konfession auf den größeren Umfang der unehelichen Mutterschaft gegenüber dem Protestantismus in Anspruch genommen werden. Indessen beweist die hier zusammengestellte statistische Uebersicht zur Genüge, daß bei Schlüssen aus der Konfession Vorsicht geboten ist.

Die Ehebeschränkungen, die für die rechtsrheinischen Landesteile noch bestehen, nicht aber für die Pfalz, üben sicher auch einen Einfluß auf die Zahl der unehelichen Geburten aus. Auch in der Hinsicht, daß sie, als lästige Unbequemlichkeiten empfunden, von der Eheschließung abseben lassen und dadurch zur Vermehrung der Konkubinate beitragen.

Was nun speziell München betrifft, so steht es mit seinen unehelichen Geburten an der Spitze aller Städte des

Digitized by Google

Deutschen Reiches, obgleich die mehr als 31 und 30 Prozent vom Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts seither nicht wieder erreicht worden sind. Seit 1900 schwanken die Zahlen zwischen 24.7 Prozent als niedrigste und 27.2 Prozent als höchste. Es muß daher eine weit zurückliegende Zeit sein, die Dr. Markuse im Auge hat, wenn er angibt, daß München an unehelichen Geburten „selbst Berlin und Hamburg um 20 Prozent (!) übertrifft". Denn seit 1901 bis 1905 z. B. beträgt die Ueberzahl über Berlin zwischen 10.4—9.5, und über Hamburg 9.5—13 Proz., immerhin ein ganz beträchtlicher Unterschied gegen 20 Proz. Diese 20 Prozent fallen um so mehr auf, als Dr. Markuse an anderen Stellen mit neueren statistischen Zahlen arbeitet. Nun wird es niemandem, der die Münchener Verhältnisse kennt, in den Sinn kommen, die Ursachen für den hohen Prozentsatz der unehelichen Geburten in der Konfession zu suchen. Neben den auch anderswo und besonders in Großstädten wirksamen Gründen wirtschaftlicher Natur, neben den schon erwähnten Ehebeschränkungen und der durch sie genährten Laxheit gegenüber dem gesetzlichen Wege muß doch in erster Linie das größere Quantum an Lebenslust, Genußfreudigkeit und Leichtlebigkeit berücksichtigt werden, das in Temperamentsunterschieden zwischen südlichen und nördlichen Menschen wurzelt und das folgerichtig besonders in einer Großstadt mit ihren mannigfachen Anreizungen zum Vergnügen in Erscheinung tritt. So wird zum Beispiel die Ungebundenheit einer Festzeit, wie der Karneval, ihren Teil der Verantwortung tragen müssen. Denn da wächst sich die Festlust leicht zum Rausch aus und der Kuppler Alkohol besiegt noch schneller als sonst wohl auch die letzten Verschanzungen.

Die Ausführungen des Verfassers über das Verhältnis der Angehörigen der dritten Konfession, der Jüdinnen, zur unehelichen Mutterschaft werden voraussichtlich den Widerspruch finden, den er erwartet. Hier sei nur bemerkt, daß die Eigenschaften, auf die Dr. Markuse seine Deduktionen stützt, nicht sowohl in der Konfession, d. h. einem bestimmten religiösen Bekenntnis, als vielmehr, soweit sie überhaupt zutreffend sind, im Volkscharakter ihre Erklärung finden.

Es ist das große Verdienst des Verfassers des Buches „Uneheliche Mütter", daß er die Verhältnisse der unehelichen Mutterschaft in populärer Form weiten Kreisen

Digitized by

nahe bringt. Denn die Bekämpfung sozialer Uebel setzt mit einiger Kraft immer erst ein, wenn sie zur Angelegenheit vieler wird. So möchte man dem Buch zahlreiche Leser wünschen.

(Nr. 120.)

Tonga.

Einst ein machtvolles Reich der Südsee, beherrschend Samoa und Fidji, ist seine Kraft erblichen und seine Tage sind gezählt.

Nur im Stolze seiner Männer lebt die vergangene Größe. Nirgends in der Südsee ist ein Volk ihm gleich in Gesinnung und Charakter. Wenn überall sonst die Frau der Knecht des Mannes ist und unter der Last der Bürde rasch verblüht und verdirbt, so hat der Tonganer eine höhere Auffassung von ihr und nimmt auf eigene Schultern, was die Kraft und Anmut seiner Frau zu brechen droht. Wer ein Volk mit gutem Rechte nach dem bemißt, wie es das Weib ehrt und schätzt, muß den Tonganern den Preis unter aller den polynesischen und melanesischen Stämmen der Südsee zuerteilen. Es lebt etwas Ritterliches und Edles in dem Volk, das schon aus den feinen Zügen seiner Männer und noch mehr seiner Frauen spricht, sie haben nicht die dicken Lippen der Samoaner, die den Gesichtern etwas Hartes verleihen, und nicht die derben Knochen der melanesischen Fidjianer. Die unzerstörbare Majestät einer ruhmvollen Geschichte spricht noch aus dem Volke des untergehenden letzten Königreichs der Südsee.

Vergeblich hat König Siaosi Georg Tubon, einer der größten Polynesier, die je lebten, gesonnen und gearbeitet, um die Zukunft seines Volkes zu sichern. Siebzig Jahre lang trug er die Krone und suchte all die Zeit Reformen durchzuführen, die ein Volk und Reich ebenbürtig denen der weißen Rasse schaffen sollten. Ihm zur Seite stand ein geistvoller, von Ideen edlen Humanismus getragener Engländer Shirley Baker, der als Hofprediger, Leibarzt, Kanzler und Richter mit seinem Gönner für die Zukunft des liebgewonnenen Inselvolkes denken und wirken half.

Es war umsonst! Vier Jahre nach dem Tode des großen Königs wurde das englische Protektorat über die

Digitized by Google

Inseln erklärt und der König Georg II. konnte seine Schattenkrone nur erhalten, indem er seine Unterwerfung unter englischen Willen erklärte, ein Kriegsschiff drohte ihn, bei Verweigerung dessen seinem angestammten Reiche und Volke zu entführen. Nur die Uneinigkeit der Mächte hatte die Selbständigkeit des Inselreiches so lange bewahrt. Als Samoa zwischen Deutschland und Amerika geteilt wurde, bildete Tonga das Objekt mit dem man England befriedigte. Obwohl die deutschen Interessen bei weitem die vorwiegenden waren und noch heute allüberall die deutsche Flagge vor den Häusern und auf den Jachten weht, glaubte man damals dem Stolze der Nation die Erlangung Samoas schuldig zu sein und gab neben der Abtretung wertvollen Besitzes in den Salomonsinseln mit Tonga Besitzungen für immer an England, die einen teueren, nach manchen zu teueren Kaufpreis für den samoanischen Erwerb bildeten. Wenn bei diesen Völkern der Südsee überhaupt von Sympathien für ihre weißen Bedränger zu sprechen ist, so bestand solche in Tonga für Deutschland. Siaosi selbst hatte für den König und Kaiser Wilhelm I. eine große Verehrung und legte großen Wert auf die ihm gewährte Freundschaft, die in gegenseitigen Geschenken zum Ausdruck kam. Man erzählt sich auch, daß er seinem fernen Vetter im Jahre 1870 die Wahrung strikteſter Neutralität zusicherte.

Obwohl England seit acht Jahren die tatsächliche Macht hat, ließ es die Ausübung der Regierung noch formell in den Händen des Königs und seiner dunkelfarbigen Beamten. Diese sind freilich nichts als Marionetten, deren Fäden in den Händen des britischen Residenten liegen, und deren Machtbefugnis in dessen Willen ihre Beschränkung hat; in der Existenz eines englischen Schatzmeisters liegt aber die empfindlichste Einschränkung der alten königlichen Gewalt.

Abgesehen davon, hat sich aber in dem Reiche wenig geändert: die alten wirtschaftlichen Verhältnisse mit den Reformen Georgs I. und Shirley Bakers bestehen noch fort.

In Tonga, wie überall in der Südsee, herrscht Kommunismus. Dieser wurzelt wohl in der alten Zeit, wo das Bedürfnis des einzelnen sich in der Befriedigung seiner physischen Ansprüche erschöpfte. Für diese aber sorgt die Natur überreich, die Kokosnuß gibt erfrischendes Getränke,

Digitized by Google

die Brotfrucht, Jam und Taro sind nahrhaft wie die Kartoffel, des Obstes gibt es eine große Verschiedenheit; aus der Wurzel der Kava bereitet man einen Trank, der eine gewisse berauschende Wirkung hat; aus der Rinde eines Baumes wird von den emsigen Frauen ein Tuch geschlagen, das Tapa genannt, in alten Zeiten die Blöße deckte; wenn es heute auch europäischem Tuch gewichen ist, so wird dieses Rindentuch doch noch im Hause getragen und dient als Hülle zur Nachtzeit. Die Hütte, der Stolz der Tonganer, ist aus dem Inselholz und -busche gewonnen und starke Stricke aus Kokosnußfasern vertreten den Nagel.

Da die Inseln nie übervölkert waren, so war jedem einzelnen ein sorgenloses Dasein gesichert, und er gab von seinem Ueberfluß jedem, der da kam und bat. Der Kommunismus hat also seine Grundlage in einer verschwenderisch fürsorgenden Natur und in einer primitiven Bedürfnislosigkeit. Das hat sich freilich etwas verändert, indem die Ernährungsweise aus dem vegetarischen Rahmen heraustrat und das europäische Huhn und Schwein auf die Tafel wünscht, die Bekleidungsweise denen der Weißen sich nähert — sogar den nackt so sanft gleitenden Fuß sieht man oft in weiße Tennisschuhe geschmiedet —, und die Liebe zu Schmuck und Tand sich mehr und mehr entwickelt.

Damit tritt selbstverständlich eine Individualisierung des Besitzes ein, und wenn nicht die Sitte der Selbstlosigkeit so tief sich durch Jahrhunderte eingewurzelt hätte, wäre wohl schon heute der Eigentumsbegriff durch die Inseln geschritten. Das einzige, was in den europäischen Ansiedelungen mehr und mehr Sondereigentum wird, ist das gemünzte Geld, hat es ja doch die verlockende Eigenschaft, Blicken Fremder leicht entzogen werden zu können; es nagt an der alten Tugend.

Man hat von jeher eingesehen, daß die Freiheit des einzelnen in der Fürsorge für seine Existenz dem Gesamtwohl gefährlich sein könnte; deshalb besaß das Stammesoberhaupt die Ueberwachung der Wirtschaft seines Gebietes. Er teilte dem einzelnen die Arbeit zu, die er zu tun hat, und verfolgte diese Pflicht mit der Strenge seiner Gerichtshoheit. In diese alte polynesische Sitte haben nun die beiden großen Reformer, der König und sein Kanzler, eine Bresche gebrochen, die ein unendlich kühner Eingriff in alte Rechtsbegriffe war. Es schien beiden angebracht, die

Digitized by Google

Wirtschaft zu individualisieren, um den Ertrag zu erhöhen; daß dabei indessen einer der Hauptgründe die Erhöhung der steuerlichen Belastungsfähigkeit bildete, steht außer allem Zweifel.

Nunmehr steht jedem 16jährigen Tonganer das Recht zu, von seinem Häuptling ½ Acker Dorfland und 8 bis 20 Acker Buschland, je nach der Größe des Stammesbesitzes, zu verlangen. Dieses untersteht seiner individuellen Tätigkeit, und, ein ganzes Leben vor sich, kann er durch Eifer auf seinem Eigenbesitze sein Leben verschieden von dem der Lässigen gestalten. Die Gleichgültigkeit der Stammeswirtschaft oder die Unfähigkeit des Häuptlings als Leiter der Gemeinschaft liegt nicht mehr wie ein Alp auf der Gesamtheit.

Doch wird dieses Land nicht Eigentum, es ist nur lebenslanger Besitz; wenn der Tonganer stirbt, haben seine Söhne dem Alter nach die Wahl, des Vaters Lehen zu übernehmen, und dafür auf das eigene zu verzichten, nie kann aber einer zwei solcher Landparzellen zu gleicher Zeit haben. Das freiwerdende Lehen fällt wieder dem Stammesbesitze zu.

Wie auf dem Gebiete der Volkswirtschaft hat auch auf dem Gebiete der Staatsverfassung der weise König eine neue Zeit vorbereitet. Die alte Autokratie des von göttlicher Abkunft entsprungenen Herrschers wich einem Parlamente, das aus 31 erblichen Häuptlingssitzen und 31 gewählten Mitgliedern besteht, alle drei Jahre tritt es zusammen, über Wohl und Wehe des Volkes zu entscheiden.

Vermochte der König sein Volk den Anforderungen europäischer Kultur zuzuleiten, die polynesische Eigenart mit jener in glücklicher Weise zu verschmelzen, so stand er weit schwierigeren Aufgaben gegenüber, als die europäischen Kaufleute und Pflanzer immer ungestümer Anteil an den Reichtümern des Inselreiches verlangten.

Shirley Baker wußte, wie in englischen Kolonien die Eingeborenen um ein Linsengericht um ihr Besitz betrogen wurden, wie im nahen Neuseeland oft ein Trunk europäischen Berauschungsmittels Stämme verarmen ließ, und schlug dem König vor, das Pachtsystem einzuführen. Jeder Fremde ist in Tonga vom Eigentum ausgeschlossen und kann nur auf 21 Jahre von einem Stamme Grundbesitz

Digitized by Google

pachten; um Uebervorteilungen hierin zu vermeiden, bedürfen solche Verträge obendrein behördlicher Genehmigung.

Einem anderen alten Begehren der Kolonisten ist die Regierung aber bis heute taub geblieben, so oft es auch an sie gestellt wurde: die Einführung chinesischer oder indischer Kulis, die in Samoa, Fidji und anderwärts den europäischen Pionieren zur Seite gegeben wurden, ist in Tonga unterblieben.

Noch bestimmt in Tonga der einheimische Arbeiter den Preis seiner Arbeitskraft. Die reiche Natur zwingt ihn nicht, zu arbeiten und, wenn er es tut, so wägt er die Genüsse ab, die ihm der Lohn bringen kann, mit den Unannehmlichkeiten, die ihm körperliche Dienstleistung auferlegen. Was Wunder, daß wir Löhne bis zu 4 Schillinge finden und eine Arbeitszeit von 8 bis 9 Stunden ein Tagwerk ist. Lohnbedingungen, um die Millionen von Arbeitern mit dem übermäßigen Kapital kämpfen, sind hier von selbst gegeben, wo Unternehmer und Arbeiter in gleicher Macht sich gegenüberstehen.

Würden jene asiatischen Gesellen hereinkommen, so wäre damit ein Ende gesetzt: die Löhne würden sich senken und der Insulaner müßte auf jene ethischen Anforderungen, die er in Achtung seiner Person auch als Diener und in Berücksichtigung seines Rechtsgefühls heute stellt, verzichten.

Wer Kuliwirtschaft kennt, weiß, welche Schmach die Europäer in ihr ihrem Namen als Kulturträger aufstempeln. Wo immer sie ist, bedeutet sie den Verzicht auf alle Rechte eines freien Menschen seitens des im Vertrag gebundenen Arbeiters und die von jedem Altruismus oder menschlichen Mitgefühl losgelöste Ausbeutung des Kulis durch den Herrn. Je verschiedener die Rassen sind, wie z. B. Europäer und Chinesen, desto unpersönlicher ist das gegenseitige Verhältnis. Die Erzwingung der im Kulivertrag festgesetzten Pflicht erfolgt durch die Peitsche, deren Schläge im günstigsten Fall, so in Deutsch-Samoa, von einem Arzte nach der körperlichen Beschaffenheit des Unglücklichen bemessen werden.

Von diesem Jammer ist Tonga bis heute bewahrt geblieben, und die Europäer, die darüber klagen, daß die Eingeborenen regelmäßiger Arbeit abhold sind und damit den Plantagenbau erschweren und mit ihren Lohnforde-

Digitized by Google

rungen seine Rentabilität gefährden, müssen warten, bis Tonga ganz in die Hände der europäischen Kulturmacht übergeht, die ihnen den Kuli gewähren wird.

Tonga den Tonganesen, heißt der Grundton der Stellungnahme der polynesischen Regierung gegenüber der Habsucht der fremden Gäste, und dieser Satz hat eine seltsame Verwirklichung auch auf dem Gebiete der Religion erfahren. Seit 70 Jahren sind Wesleyaner als Missionare in der Südsee tätig und haben mit anderen Konfessionen die Christianisierung der polynesischen und melanesischen Völkerschaften durchgeführt, einen besonders großen Anteil hieran hatten sie in Tonga. Die Nachfolger Wesleys waren indessen immer neben eifrigen Christen auch gute Geschäftsleute und manche Kopraladung, die sich aus zahlreichen Einzelgaben schlichter einfältiger Christen zusammensetzte, ging über die Meere. Da dachte der König und sein Hofprediger und Kanzler, daß jene Gaben besser im Lande bleiben und gründete eine eigene „freie Kirche" (free church), die nach der Lehre Wesleys sich richtet, aber statt fremdländische Religionsgemeinschaften zu fördern, schöne Kirchen baut, eingeborene Priester besoldet und ein stattliches Erziehungsinstitut unterhält.

Alls das geschah vor der Protektoratserklärung Englands, heute bleibt dem König wenig anderes mehr zu tun, als auf der Altane seines schlichten Palastes zu Nukualofa zu sitzen und mit seinem sieben Jahre alten Töchterchen, der geliebten Gabe seiner früh verstorbenen Gattin, sich zu unterhalten.

Gerade, als ich in Tongatabu weilte, war große Landestrauer: die Frauen gingen in Schwarz, die Männer hatten Flor um den Arm, beide trugen aber neben diesen europäischen Trauerzeichen noch nach alter Tonganer Sitte eine Kokusmatte um den Leib gebunden.

Die 85 Jahre alte Königin Lavinia Mahaga lag vor dem Palaste in einem Pavillon aufgebahrt: sie war die letzte der alten, auf göttliche Herkunft zurückgehenden Königsfamilie und stand im Range höher als der König. Im Tongareich gab es immer neben dem weltlichen König einen geistigen König und die letzte von jenem spiritualen Königsgeschlechte war zu ihren Ahnen versammelt worden.

Wie ein Todesschatten über ihr eigenes Geschick lag es auf dem Volke: die Straßen waren dicht besetzt, als

Digitized by Google

der Trauerzug sich nach dem Hafen zu bewegte, der Sarg im dunklen Katafalk ruhte auf der tonganischen Flagge, ihm voran schritt die in rote englische Uniformen gekleidete Garde im gemessenen Stechschritte, der König folgte dem Sarge in goldgestickter Generalsuniform, die Hofkapelle spielte die ernste Weise des Trauermarsches aus Händels Saul und aus sechs Kanonen erdröhnten die Salutschüsse.

An dem Landungssteg wurde der Katafalk auf ein Boot gebracht, um nach der uralten Ruhestätte der alten göttlichen Könige, nach Mua, das in einer entfernten Meeresbucht liegt, übergeführt zu werden.

Viele Europäer, auch der deutsche Konsul, folgten dem Sarge, die Flaggen waren auf Halbmast, nur der Unionjack vor dem Hause des englischen Ministerresidenten wehte lustig an der Spitze. Die Diplomatie hat für solche altertümliche loyale Begriffe, wie sie hier ein Volk trauern ließen, keine Wertschätzung — es war aber wohl die letzte Person aus tonganischem Geschlechte, die mit königlichen Ehren und Gepränge bestattet wurde.

Heidelberg. Dr. Robert Schachner.

Todesgedanken.*)

Von Hermann Graf Keyserling.

I.

Wenn wir zu einer über- oder außerzeitlichen Welt gehören, muß dies unabhängig von allem zeitlichen Geschehen der Fall sein: dieser Satz ist philosophisch unbestreitbar, bedarf keiner näheren Begründung. Doch pflegen erkenntniskritische Erwägungen nur in den seltensten Fällen das menschliche Denken zu leiten. So finden wir das Ewigkeitsproblem überall mit einem anderen assoziiert, das mit ihm dem Wesen nach nicht das geringste

*) Aus dem im Herbst bei J. F. Lehmann in München erscheinenden Werke: Unsterblichkeit, eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt.

Digitized by Google

gemein hat: mit dem Probleme des Sterbens. Der Tod ist eine schlechthin empirische Tatsache, ein zeitliches Ereignis. Als solches kann es zur Ewigkeit in keiner direkteren Beziehung stehen, als die Geburt, der Stoffwechsel oder das Altern. Sind wir von Grund aus unvergänglich, so kann uns der Tod nichts anhaben. Aber zu dieser Einsicht gehört sich eben kritische Besinnung. Ja, die wenigsten sind sich auch nur des einen bewußt, daß der Tod ein empirisches, natürliches Phänomen bedeutet: dem unphilosophischen Menschen erscheint er vielmehr als etwas Unnatürliches, Willkürliches; als etwas, das ebenso gut nicht da sein könnte und jedenfalls besser nicht da wäre.

Das hängt zunächst damit zusammen, daß der Begriff des Notwendigen in seiner kritischen Bedeutung dem primitiven Denken kaum überhaupt verständlich ist. Wo eine Erscheinung für uns den Charakter gesetzlicher Notwendigkeit trägt, bedeutet sie dem Primitiven ebenso gewiß Willkür. Am allerwenigsten eignet diesem der Begriff des Natürlichen: er kennt nur das Selbstverständliche, d. h. das, worüber er gar nicht nachdenkt, und dann gleich das Wunder. So denkt nicht nur der Wilde, sondern (unbewußt) wohl jeder Naive und überaus häufig das Weib. Der Naive zieht angesichts schwerverständlicher Erscheinungen am liebsten sofort das Mirakel zur Begründung herbei: denn damit besitzt er doch eine präzise, verständliche, erschöpfende und letztmögliche Erklärung, die durch nichts widerlegt werden kann, während naturgemäße Interpretationen immer zweifelhaft bleiben. Beim Phänomen des Todes ist nun eine solche wirklich unmöglich, solange das Sterben aus Vernunftgründen „erklärt", nicht aus dem Gegebenen heraus begriffen werden soll. Denke ich a priori, ohne Berücksichtigung der Erfahrung, rein logisch über den Tod nach, so ist seine Notwendigkeit schlechterdings nicht einzusehen. Es wäre entschieden „vernünftiger", wenn es keinen Tod gebe. So müssen denn die abenteuerlichsten Mythen über das Irrationelle hinweghelfen: der Mensch sei ursprünglich unsterblich gewesen, heißt es, und der Tod sei der Sünde Sold. Gott habe ihn als Strafe der Menschheit auferlegt. Wie der Psalmist sich großartig ausdrückt: „Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen." (Psalm 90, 7.) Ja die Mythologie verstieg sich gelegentlich so weit, eine Erlösung

Digitized by Google

vom Tode zu verkündigen, die durch die Tat eines einzelnen Helden bewirkt werden würde. Das Natürliche muß eben, da kein Vernunftgrund zureicht, wenigstens moralisch gerechtfertigt werden. Und moralische Begründungen auch des Schlimmsten sind, da des Menschen Gewissen gemeinhin ein schlechtes ist, verhältnismäßig leicht.

Das philosophische Denken verfährt vorsichtiger. Es weiß aus bitterer Erfahrung, daß die Natur aus Vernunftgründen nicht „erklärt", sondern nur aus den Bedingungen ihrer Erfahrbarkeit heraus „begriffen" werden kann. Die Frage, warum die Welt so und nicht anders sei, ist schlechterdings transzendent. Der kritische Philosoph ist wesentlich bescheiden. Er sucht das Phänomen gar nicht zu rechtfertigen, sondern erkennt es rückhaltlos an. Er macht sich mit dem Faktischen vertraut und forscht fortan nach dem Sinn des Geschehens, den Gesetzen, die es lenken. Mehr vermag er nicht. Und wer von diesem Standpunkte aus an das Todesproblem herantritt, der könnte, weit entfernt davon, sich über den Tod zu wundern oder sein Dasein zu mißbilligen, eher geneigt sein, ein bekanntes Voltairesches Witzwort für den Fall umzuprägen: si la mort n'existait pas, il faudrait l'inventer. Wie wäre in der Tat eine todlose Weltordnung denkbar, einmal gesetzt, daß es stetig neu entstehende Individuen gibt? In einer endlichen Welt, ohne das Regulativ des Todes, hätten Adam und Eva kinderlos bleiben müssen. So ist es der Biologie leicht genug gefallen, im Tode ein Hilfsmittel des Lebens nachzuweisen, anstatt seinen erbitterten Feind. Doch ist es nicht einmal nötig, biologisch gebildet zu sein, um die unbedingte Zweckmäßigkeit des Sterbens einzusehen: es genügt, die Augen zu öffnen, sich auf sich selbst zu besinnen. Kinder und Eltern mißverstehen einander unentrinnbar, geraten gewöhnlich in Gegensatz; alte Künstler finden kein Verhältnis zu den jungen, und umgekehrt; die Sitten und Anschauungen veralten so eigentümlich schnell, daß wir uns schon die Jugendzeit unserer Großeltern kaum ohne gerührtes Lächeln zu vergegenwärtigen vermögen; in die Denkweise verflossener Jahrhunderte können wir uns nicht zurückversetzen, und keine Koryphäe der Aufklärungszeit hielte das Leben unserer Epoche aus; die meisten Greise sind mißvergnügt, fühlen sich fremd in einer neuen Zeit, die grausame Jugend aber, ob sie sich's eingesteht oder nicht,

Digitized by Google

wartet mit wachsender Ungeduld darauf, daß die Alten das Feld räumen, fühlt sich im tiefsten Sinne berechtigt dazu, ihre Stelle einzunehmen, empfindet es instinktiv als Unrecht, wenn jene zu lange säumen: schon diese rein objektiven, jedem zugänglichen Erwägungen beweisen, wie streng alles Leben an die Zeit gebunden ist; und wer Zeit sagt, meint zeitliche Grenzen. Aber besinnen wir uns auf uns selbst, auf unsere instinktive Lebensauffassung: scheint dieser das Sterben wirklich ein Unnatürliches? Freilich: dem kritischen Augenblick selbst jauchzt wohl keiner entgegen; auch möchte mancher seine mutmaßliche Dauer beträchtlich verlängert wissen. Doch ein Ende „überhaupt" wünscht jeder, der sich nicht absichtlich täuscht. Rein abstrakt betrachtet oder nach astronomischem Maße gemessen, bedeuten siebzig Jahre gewiß nicht viel. Aber wie lang kann uns schon ein einziges scheinen! Ich selbst — im Augenblicke, da ich dieses schreibe, kaum dem ersten Vierteljahrhundert entwachsen — habe das Gefühl, schon unendlich lange dagewesen zu sein; und oft schaudert mir bei der Möglichkeit, mein Leben könne noch vierzig Jahre währen. Jedenfalls käme mir schon jetzt, wenn der Tod mich überraschte, gewiß nicht der Gedanke, ich müßte zu früh von hinnen. Und doch lebe ich so gern, als nur irgend einer. Die Endlichkeit liegt uns eben im Blute; sie ist die Voraussetzung auch des Unsterblichkeitsbedürfnisses. Unser Zeitgefühl ist nicht mathematischen, sondern lebendigen Ursprungs; es richtet sich nach dem Charakter des Lebensprozesses, nicht nach objektiven Normen. Wer schnell lebt, dem können vierzig Jahre eine Ewigkeit dünken; wessen Blut langsam rinnt, der hat an achtzig kaum genug. Aber einmal schlägt jedem die Stunde, da er sich nach dem Ende sehnt. Seine Plastizität ist erschöpft; er kann sich den neuen Verhältnissen nicht mehr anpassen; im ewig Menschlichen sieht er nur Wiederholungen, eine sterile Tautologie — nun, dann kommt der Tod als Erlöser. Auch das vollkommenste Schauspiel muß ein Ende haben; sonst wäre es eben schlecht. — So wünschen wir alle denn instinktiv den Tod, ob das Bewußtsein auch anders urteilen mag. Genau besehen, wäre die Erde unbewohnbar, gäbe es das Sterben nicht. Der Tod ist, wie die Dinge einmal liegen, eine der Hauptbedingungen des Lebens.

Digitized by Google

Doch zu dieser Vorstellung, welche als unmittelbare Folge die Erkenntnis bedingt, daß der Sinn des Lebens sich im einzig konkret Gegebenen, nämlich im Individuum, unmöglich erschöpfen kann, gehört sich eine Abstraktionskraft und eine Vorurteilslosigkeit, die das naive Denken nicht besitzt. Und die σωφροσυνη gar, die darin liegt, die Frage: Wie entsteht Erfahrung? in die bescheidenere: Was enthält sie? umzuwandeln, ist stets nur das reifste Produkt einer reifsten Kultur. Das germanische Europa ist erst mit Kant dahin gelangt. Nur von diesem zweiten Standpunkte aus ist Wissenschaft möglich. Die erste Fragestellung muß, da sie auf Unergründliches geht, notwendig zu mythischen Vorstellungen und Erklärungen führen.

II.

Doch gibt es noch manche andere Erwägungen, die geeignet sind, den Tod als unnatürlich erscheinen zu lassen. Einige davon sind kritischen Charakters: es ist in der Tat schwer einzusehen, wie etwas, das je war, plötzlich nicht mehr sein oder wie das Leben, dessen Wesen Bewegung ist, auf einmal stillestehen kann. Diese Bedenken sind gewiß triftig; wir werden uns späterhin eingehend mit ihnen zu befassen haben. Zunächst aber möchte ich noch einige psychologische Verhältnisse berühren, vor allem das folgende: daß der Mensch im allgemeinen geneigt ist, nur das Erwünschte für natürlich zu halten. Trifft das Ersehnte ein, so findet der Naive das durchaus in der Ordnung. Wogegen das Unangenehme stets rätselhaft erscheint und am liebsten gleich durch die maliziöse Einmischung böser Geister oder Zauberer erklärt wird. Wenige Menschen und Völker sind ganz frei von diesem Glauben. Am drastischsten aber tritt er bei den Kamtschadalen zutage, welche, wenn ich recht berichtet bin, jeden Unglücksfall unbedenklich durch die — Torheit ihrer Götter erklären. Der Tod ist nun freilich ein Unglück; und wirklich gibt es Stämme, welche — im übertriebenen Bewußtsein der Unzulänglichkeit aller bloßen Empirie — in jedem Todesfall (offiziell wenigstens) etwas Unerwartetes beklagen.

Wir glauben nämlich zumeist, nur Frauen sei die naive Kausalformel eigen, wonach etwas bloß deswegen sein müsse, weil man es hofft, oder umgekehrt unmöglich stattfinden könne, weil es allen Wünschen zuwiderläuft; oder

Digitized by Google

Männern höchstens im Stadium der Verliebtheit, jener hohen Schule des Aberglaubens und der wunderbaren Zusammenhänge. Tatsächlich ist diese Denkart außerordentlich verbreitet. Le grand dérèglement de l'esprit c'est de croire les choses, parcequ'on veut qu'elles soient, seufzt Bossuet; dieses dérèglement ist beinahe die Regel. Und zwar entsteht es leicht genug aus der falschen Deutung und Anwendung eines tatsächlichen Verhältnisses: jede Gewißheit beruht subjektiv zuletzt auf Glauben. Daher kann das, was aus emotiven Gründen nicht geglaubt wird, leicht für unwirklich und unmöglich gelten. Ferner liegt im Glauben an eine Sache schon die Garantie des Erfolges; geglaubt wird in dieser Hinsicht natürlich bloß das Willkommene: deswegen kann — die Verzerrung ist logisch durchaus verständlich — das, was nicht gewünscht wird, eigentlich nicht wahr sein. Endlich wird jedes Geschehen von primitiven Völkern, nach allzu kurzsichtiger Analogie, als Folge willkürlichen Tuns gedeutet. Daß ich etwas will, und zwar, was mir gefällt, scheint nun leicht verständlich; darüber brauche ich mir den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Daß andere dasselbe wollen, wie ich, oder daß sie mir gelegentlich opponieren, ist schließlich auch begreiflich. Aber daß jemand konsequent und stetig das wollen sollte, was allen meinen Wünschen strikt zuwiderläuft: das kann nicht mit rechten Dingen zugehen.

Diese psychologischen Erwägungen mögen manchen als unnötige Haarspaltereien anmuten: sie sind gleichwohl von enormer Wichtigkeit. Denn nur dank solcher Verzerrungen bringt es ein an und für sich ganz gleichgültiger oder leicht verstandlicher Tatbestand im allgemeinen zuwege, dem Menschen zum rätselhaften Probleme zu werden. Ist der Wunsch das Kriterium der Wahrheit, so kann man leicht dazu gelangen, einen spannenden Mythos zur Erklärung dessen heranzuziehen, warum zweimal zwei nicht fünf machen. Dergestalt ist in der Tat die Psychologie der Todeserklärungen. Der Mensch, der wenig oder gar nicht denkt, sondern tätig dem Augenblicke lebt, der sich von der Natur noch nicht entfernt hat und von metaphysischen Velleitäten nicht weiß, sollte doch — so scheint es der Theorie — im Tode etwas Selbstverständliches erblicken; wenigstens nichts Unwahrscheinlicheres als das Leben, das ihm niemals zum Probleme wird. Schließlich lebt er doch

Digitized by Google

vom Tode des anderen, seien es Menschen oder Tiere! Tatsächlich ist das aber nirgends der Fall. Die Gewohnheit verkehrter Fragestellungen hat die Menschheit nicht selten sogar dazu verführt, im Sterben den Gegensatz des Lebens zu erblicken. So dachte jahrhundertelang die Christenheit. Das Verhältnis von Leben und Tod gestaltete sich zur Antinomie, so wurde auch der Tod zum metaphysischen Problem. Nun ist aber der Tod einer transzendenten Erklärung unfähig; wer eine solche unternimmt, entfernt sich von allem Faktischen und Rationellen und schwebt haltlos im Zwischengebiete wüster Phantasmen. Das Sterben bedeutet eine physiologische Regulation wie das Essen und das Trinken, kann also nur empirisch begriffen und ebensowenig transzendent erklärt werden wie die Chemie der Aldehyde. Der Tod ist nicht Gegensatz, sondern vielmehr Hilfsmittel des Lebens, gleich allen zweckmäßigen vitalen Reaktionen — wenn auch das Verständnis dieser Zweckmäßigkeit einen Standpunkt voraussetzt, der den Zusammenhang des Lebens überschaut, und, gleich der Natur, im Individuum nur eine Etappe im Fortschritte der Gestalt erblickt. Aber der Mensch hat, eitel und anmaßend genug, stets in der Person das Letzte erkennen wollen; der Sinn der Welt läge in seiner kurzatmigen persönlichen Existenz. Und da diese nur zu schnell von der Hippe des Todes niedergemäht wird, läßt sich der absolute Sinn der Individualität dem Faktischen gegenüber allerdings nur dadurch behaupten, daß auch der Tod einen absoluten metaphysischen Sinn erhält. An Stelle der einfachen Tatsache stehen nunmehr zwei transzendente Probleme: der unendliche Wert der Menschenseele und der Tod als metaphysische Essenz. Fortan ist alles Naturverständnis unmöglich, die wahrhaft kosmische Bedeutung des Sterbens nicht mehr zu erfassen; die Perspektive ist unrettbar gefälscht. Und auch das eschatologische Problem erscheint durch die falsche Wertung des Todes verbogen und verkehrt: denn die Unsterblichkeit ist prinzipiell unabhängig von allem Sinne des Sterbens. Verketten wir ihren Gedanken mit irgend einer möglichen Todesinterpretation, so entspringt dieser Ehe gewiß eine nützliche Theologie. Doch mißverstehen wir zugleich aufs betrübendste das dunkle Ahnen unserer Seele, das ohne Rücksicht auf diese oder jene Tatsache, unaufhaltsam über uns hinausweist.

(Nr. 121.)

Digitized by Google

Zum gegenwärtigen Stand der pflanzlichen Sinnesphysiologie.

Seit der Naturforscherversammlung im Jahre 1901, auf welcher der Grazer Botaniker G. Haberlandt zum erstenmal seine Lehre von den Sinnesorganen im Pflanzenreich vortrug, hat die Forschung nicht nachgelassen, den Organismus der Pflanze auf seine Sinnestätigkeit hin zu prüfen und aus den Ergebnissen solcher Experimente die notwendigen Schlüsse zu ziehen.

Heute kann man, auf diese Bestrebungen zurückblickend, sagen, daß sich Haberlandt die Zustimmung seiner Wissenschaft eigentlich im Sturme erobert hat. In raschem Nacheinander folgte der Entdeckung von Fühlpapillen, Fühltüpfeln und Fühlhaaren die Feststellung, daß die Pflanzen auch Sinnesorgane zur Wahrnehmung von Schwerkraftreizen besitzen, indem sie in gewissen, dazu geeigneten Zellen und Zellgruppen über frei bewegliche Stärkekörner verfügen, die, dem Zuge der Schwerkraft folgend, die Pflanze stets über ihre Stellung zur Erdachse orientieren. Dann erfolgte auch die Entdeckung von Lichtsinnesorganen. Den unermüdlichen Bestrebungen von Haberlandt gelang es, nachzuweisen, daß bei sehr vielen Blättern die obere Epidermis zur Perzeption von Lichtreizen befähigt ist und zu diesem Zwecke sich oft auch besondere Einrichtungen schafft in Gestalt geeigneter Vorwölbungen oder im extremen Fall sogar durch Ausbildung von besonderen Kieselsäure-, also Glaslinsen, zu denen sich Haare der Blattoberfläche umwandeln.

Wenn sich nun auch sowohl gegen die Deutung der geotropischen als auch der heliotropischen Sinnesorgane einige Einwände geltend machten, so hat sich dennoch in dem kurzen Zeitraume von sechs Jahren gerade der Kern der Haberlandtschen Lehren, nämlich daß die Pflanze über Sinnesorgane verfügt, in der zeitgenössischen Botanik durchgesetzt, was angesichts einer so großen Umwälzung der wichtigsten physiologischen Grundanschauungen, wie sie in dieser Lehre beschlossen ist, im höchsten Grade verwunderlich erscheint.

Doch die Verwunderung hält nicht an, wenn man, tiefer eindringend in die Geschichte der Pflanzenphysiologie, es sich vor Augen rückt, daß die Haberlandtschen Entdeckungen nur den notwendigen, lange erwarteten Schluß-

Digitized by Google

stein in einer Entwicklung der Anschauungen bilden, welche sich folgerichtig aus der Entdeckung der plasmatischen Natur der Pflanze ergeben mußte. Die Scheidewand zwischen Tier und Pflanze war an dem Tage gefallen, da man sich von der Wahrheit der Schleiden-Schwannschen Behauptung von dem plasmatisch-zellulären Bau beider überzeugte. Und der glänzende Aufschwung, den die Pflanzenphysiologie, Darwins Spuren folgend, in der Sachs-Pfefferschen Aera nahm, ist im Lichte der heutigen Erkenntnis betrachtet, nicht anderes als die empirische Bestätigung dessen, was die Logik schon aus Schwanns Entdeckung zu folgern berechtigt war. Der Weg, den die Pflanzenphysiologie nehmen mußte, konnte daher zu nichts anderem führen, als zum Wiederfinden der Grundgesetze der tierischen Physiologie im inneren Leben der Pflanze. Das geistvolle Wort, das einst Huxley zu Beginn der großen Zeit der Pflanzenphysiologie prägte, daß die Pflanze ein Tier sei, das sich in eine Holzbüchse sperrte, hat durch diese Entwicklung der Kenntnisse seine buchstäbliche Bestätigung erfahren.

Die dreißig Jahre nach 1860 sind damit ausgefüllt. Die Botanik hat keinen Moment geruht, um ihrem schon damals so offen ausgesprochenen Endziele näher zu kommen. Eigentlich war stets diese letzte Fragestellung, die Uebereinstimmung mit dem tierischen Leben im Hintergrunde, wenn die Physiologie die Ernährung der Pflanzen prüfte, dann an die Feststellung der Gesetzmäßigkeiten ihrer Atmung und des mit beiden verknüpften Stoffwechsels ging. Hierauf folgte die Analyse der pflanzlichen Bewegungen, mit deren Hauptresultat (daß ein großer Teil von ihnen Reizbewegungen entspricht) das Endziel eigentlich bereits erreicht war. Indem man aufdeckte, daß die Pflanze sich den Einwirkungen des Lichtes, der Schwerkraft, der Wärme, der chemischen Substanzen usw. gegenüber ebenso verhielt wie die Tiere, daß die Umwelt auf sie auch als Reiz wirkt, auf den sie in ebenso gesetzmäßiger Weise reagiert wie der tierische Organismus, war schon vor Jahren der letzte Wesensunterschied zwischen den beiden Entwicklungsreihen lebender Körper gefallen und die Pflanzenphysiologie konnte daran gehen, aus dem festen Boden der für die Erkenntnis gewonnenen Tatsachen neue Schlüsse zu ziehen. Auch das blieb nicht aus. Schon im Jahre 1890 folgerten Haberlandt und Hansgirg voneinander unabhängig, daß der prompt funktionierende Zusammenhang zwischen Reiz und Reaktion, auch im pflanzlichen Organismus das physiologische Analogon der tierischen Nerven, in Form einer Reizleitung bedinge, und die darauf ge-

Digitized

richteten Untersuchungen (bei Mimosa, Mimulus und Sparmannia) blieben nicht ohne Erfolg.[1])

Was aber damit nur angedeutet war, wurde alsbald von der Vertiefung der Anatomie in umfassendster Weise zur Wirklichkeit erhoben durch die Entdeckung, daß alle lebenden Zellen der Pflanze durch feinste Fibrillen in tausendfältiger Kommunikation stehen, also einem allgemeinen Stoff- und Energiewechsel zugänglich sind. Seit 1879, da Tangl zum erstenmal diese Plasmodesmen entdeckte, bis heute ist durch die Untersuchungen von Russow, A. Meyer, Kohl, Kienitz, Haberlandt u. a. diese Tatsache immer gewisser in ihrer weitesten Verbreitung festgestellt worden. Damit ist jede Folgerung, die sich als Ausgangspunkt auf die Reizleitung in der Pflanze stützen muß, eigentlich unabhängig geworden von der Bestätigung der Angaben des Prager Forschers B. Nemec,[2]) der in der Wurzelspitze ein System reizleitender Fibrillen nach Art der Nervenfibrillen im tierischen Organismus nachweisen zu können glaubte.

Die Tatsache der Reiztransmission selbst ist eine für den Pflanzenkenner zu wohlbekannte Erscheinung, als daß über sie Zweifel noch möglich sein können.

Nun erübrigte es, auch die Reizaufnahme selbst mit dem tierischen Organismus in Analogie zu bringen und auch hierin hat die Pflanzenphysiologie lange vor Haberlandt das Wichtigste und Wesentliche vorgearbeitet und dem Grazer Forscher, dessen Auftreten immer ein Markstein in der Geschichte der Pflanzenphysiologie sein wird, den Weg geebnet.

Der Berliner Physiologe Engelmann[3]) hat schon im Jahre 1882 durch Experimente festgestellt, daß die seit langem bekannten roten, sogenannten Augenflecke einer Reihe von Einzellern diesen Namen mit Recht führen, indem die Lichtperzeption dieser Organismen an die Umgebung des genannten Organs gebunden ist. Im Jahre 1892 habe ich[4]) dann nachgewiesen, daß diese Augenflecke auch in morphologischer Beziehung durch ein- und aufgelagerte linsenförmige Körper mit dem Auge niederer

---

[1]) A. Hansgirg, Physiologische und phykophytologische Untersuchungen. 1893.

[2]) B. Nemec, Die Reizleitung und die reizleitenden Strukturen bei den Pflanzen. Jena 1901.

[3]) Th. W. Engelmann, Ueber Licht- und Farbenrezeption niederster Organismen. (Pflügers Archiv f. Physiol. Bd. XXIX.)

[4]) R. Francé, Zur Morphologie und Physiologie der Stigmata bei einigen Mastigophoren. (Zeitschrift f. wiss. Zoologie 1892.)

Digitized by Google

Tiere Uebereinstimmung aufweisen — eine Behauptung, die viel und lange angezweifelt wurde, aber neuerdings durch die Nachprüfungen von H. Wager und E. Straßburger[5]) ihre volle Bestätigung erfahren hat. Heute wissen wir, daß es Pflanzenzellen (Euglena, Schwärmsporen, Spermatozoiden) gibt, die auf Lichtreize reagieren mit Hilfe eines augenartigen Organs, das im wesentlichen aus einer Farbstoffschicht und damit verbundenen linsenartig geformten und wirkenden Körpern besteht. Es ist dies die höchste Uebereinstimmung, die auf sinnesphysiologischem Gebiete bisher zwischen Pflanze und Tier besteht und die in ihrem theoretischen Werte noch bei weitem nicht so verwertet ist, wie es ihr zukommt.

Im Jahre 1885 findet der Leipziger Physiologe W. Pfeffer[6]) an den Ranken der Kürbisgewächse besondere Einrichtungen, die er angesichts ihrer Funktion als Fühltüpfel ansprechen mußte, 1896 führt der Odessaer Botaniker Rothert[7]) ältere Beobachtungen zu einem vorläufig befriedigenden Abschluß, wonach die Keimblattscheiden verschiedener Graskeimlinge an ihrer Spitze als wahres Lichtsinnesorgan fungieren, Lichtstrahlen, welche diese Spitze treffen, wirken als Reiz, der eine erhebliche trecke, oft bis in das hypokotyle Glied, immer aber bis zur Blattbasis geleitet wird, weil er erst dort die bekannte heliotropische Krümmung bewirkt.

Bei solchem Stande der Kenntnisse konnte es also Noll schon vor elf Jahren wagen, von einem Sinnesleben der Pflanze zu sprechen,[8]) und in seinem so betitelten Vortrage in der Senckenbergischen Gesellschaft zu Frankfurt am Main eigentlich schon fast alle die Schlüsse vorwegzunehmen, welche Haberlandt nach seinen eigenen Entdeckungen verfocht.

Damit liegt nun der Zweck dieses kleinen geschichtlichen Abrisses klar vor Augen. Haberlandt gibt nur den Schlußstein der älteren Pflanzenphysiologie. Er hat nur einfach das ergänzt, was Sachs und Darwin forderten;

---

[5]) E. Strasburger, Ueber Reduktionsteilung, Spindelbildung, Zentrosomen und Zilienbildner im Pflanzenreich. Jena 1900.

[6]) W. Pfeffer, Zur Kenntnis der Kontaktreize. (Untersuchungen a. d. botan. Institut zu Tübingen. 1885.)

[7]) Wl. Rothert, Ueber Heliotropismus. (Cohns Beiträge zur Biologie der Pflanzen. Bd. VII, 1896.)

[8]) Fr. Noll, Das Sinnesleben der Pflanzen. Frankfurt a. M. 1896.

Digitized by Google

seine Anschauungen enthalten nichts prinzipiell Neues, nichts, was nicht ohnedies im geistigen Horizont seiner Kollegen eingefangen war. Daher sein rascher Sieg.

Aber die Entwicklung, deren Träger er ist, schließt mit ihm durchaus nicht ab, sondern nach dem großen morphologischen Fortschritt erweist es sich nun erst nötig, durch Experimente gelenkt und kontrolliert, von dem Bau auf die Funktionen zu schließen, das heißt, wieder einmal einen jener Schritte zu machen, durch welche sich die Physiologie stets vorwärts gebracht hat. Da durch vielhundertfältige Erfahrung festgestellt ist, daß die Funktion der pflanzlichen Sinnesorgane mit Hilfe der Reizleitung mit Bewegungen und sonstigen Handlungen der Pflanze in ursächlichem Zusammenhang stehen, die sich für die Erhaltung des Individuums als geeignet, also als erhaltungs- oder zweckgemäß erweisen, so blieb der Pflanzen-Physiologie nichts übrig, als den Weg zu betreten, den auch die Tierphysiologie im analog gelagerten Fall eingeschlagen hat, und der von der Physiologie zur Psychologie führt. Ihre neue Problemsetzung lautet, auf ein konkretes (und zugleich auf das klassische) Beispiel angewendet: Auf welchen Fähigkeiten der lebenden Substanz beruht es, wenn ein Laubblatt, das einfallende Lichtstrahlen mit Hilfe seiner Lichtsinnesorgane perzipiert, infolgedessen eine erhebliche Strecke weiter, in seinem Blattstiel Zellteilung in solcher Weise einleitet, daß dadurch die Blattspreite zu voller Ausnützung der einfallenden Lichtmenge gelangt?

Die Antwort hierauf kann nicht anders lauten, als sie von der neueren Pflanzenphysiologie auch gegeben wird und bereits in dem Begriff eines „Sinnesorgans" eingeschlossen ist. Denn ein Sinnesorgan wäre funktionslos und damit sinnlos, wenn es nicht zur Wahrnehmung von Zustandsänderungen diente, und der Organismus hätte keinen Nutzen von den Sinnesorganen, würde sie also auch nicht aufrechterhalten, wenn er nicht die Fähigkeit besitzen würde, aus diesen Wahrnehmungen durch Urteil zweckentsprechende und zielstrebige Handlungen einzuleiten. So gelagert ist auch der Zusammenhang zwischen den Sinneswahrnehmungen und Bewegungen des Menschen und der Tiere und genau so hat ihn die Wissenschaft auch bei den Pflanzen festgestellt. Und sie hat uns damit das Recht gegeben per analogiam auch bei den Pflanzen aus den gleichen Beobachtungstatsachen den Schluß auf eine psychische Fähigkeit zu ziehen, den wir bei Mensch und Tier im gleichgelagerten Fall unbedenklich wagen.

Im näheren habe ich die Berechtigung und Notwendigkeit dieses Analogieschlusses als Ergänzung der Empirie in

Digitized by Google

meinem „Leben der Pflanze“ auf das ausführlichste, in meinem „Grundriß der Pflanzenpsychologie“ in knapper Form nachgewiesen,*) damit jedoch durchaus keinen unerhörten oder prinzipiell neuen Schritt gewagt, da in dem neueren Schrifttum der Biologie, die gleiche Konsequenz auch von den Botanikern A. Wagner, F. Höck, H. Müller, E. Delpino und F. Ludwig, also teilweise gerade von den bedeutendsten Vertretern der Pflanzenbiologie, wie auch von seiten der Naturphilosophie und Psychologie von A. Pauly, F. Schultze. K. Gräser, E. v. Hartmann, E. Rignano u. a. schon längst gezogen wurde.

Nun bleibt allerdings dieser Schluß in den Regionen bloßer logischer Möglichkeit und einer Arbeitshypothese, solange er nicht auf empirische Weise, namentlich durch experimentelle Analyse der Reizreaktion und des Reizleitungsvorganges kontrolliert werden kann.

Nun ist zum Glück für diese Hypothese schon lange bevor sie formuliert wurde, von der Pflanzenphysiologie eine treffliche Stütze für sie beigebracht worden, indem im Jahre 1888 der Brüsseler Botaniker Massart an der Lichtempfindlichkeit des Pilzes Phycomyces zuerst nachwies, daß auch bei den Pflanzen die Beziehung zwischen Reizgröße und Empfindung nach dem Weber-Fechnerschen psycho-physischen Gesetz geregelt wird, was seitdem namentlich durch Pfeffer, Errera u. a. sowohl für die Reaktionen auf chemische wie auf osmotische Reizungen experimentell erwiesen wurde. Indem Errera zeigte, daß die osmotische Reaktion der Pflanzenzellen in arithmetischer Progression wächst, wenn der osmotische Reiz in geometrischer Progression ansteigt, hat er damit für die Pflanze die Gültigkeit einer aus dem menschlichen Empfindungsleben abgelauschten Gesetzmäßigkeit erwiesen und damit einen direkten Beweis für das Recht erbracht, die Gesetze der Psychologie auch auf die Pflanze anzuwenden.

Und gewissermaßen, wie um der Beweise Maß voll zu machen und die Pflanzenphysiologie aus ihrem Zaudern vor dem letzten Schritt aufzurütteln, erscheint soeben in der angesehensten botanischen Zeitschrift, den Jahrbüchern für

---

*) R. H. France, Das Leben der Pflanze. Bd. II. Stuttgart 1907. R. H. France, Grundriß einer Pflanzenpsychologie, als einer neuen Disziplin induktiv forschender Naturwissenschaft (Zeitschrift f. d. Ausbau d. Entwicklungslehre. Bd. I, 1907.)

Digitized by Google

wissenschaftliche Botanik,[10]) die erste experimentelle Analyse des Reizleitungsvorganges in der Pflanze, die, wie nicht anders zu erwarten war, vollständig im Sinne der pflanzenpsychologischen Hypothese ausfiel.

H. Fitting, dem sie zu verdanken ist, hat sich besonders dadurch den Dank seiner Wissenschaft verdient, indem er mit seiner umsichtigen Versuchsanordnung gerade jene Zurechtlegungen in ihrer Unhaltbarkeit aufdeckte, durch welche sich die ältere Physiologenschule künstlich von der richtigen psychologistischen Problemstellung abgehalten hat.

Sein Versuchsmaterial sind die Keimlinge des Hafers (Avena sativa), welche die schon erwähnte Besonderheit aufweisen, in der Spitze ihres ersten scheidenförmigen Blattes (Koleoptile) ein Lichtsinnesorgan zu besitzen, dessen Reizung die Krümmung des darunter befindlichen hypokotylen Stengelgliedes zur Folge hat. Dieses schon seit langem bekannte Verhalten beweist also die Existenz einer Reiztransmission und einer interessanten Arbeitsteilung, da nur die Koleoptile imstande ist, den Reiz aufzunehmen, und nur das Hypokotyl, die Krümmung auszuführen. Dies macht das Material besonders geeignet zur Analyse von Reiztransmissionen, die Fitting mit folgender Fragestellung durchführte: In welcher Weise ist bei phototropischen Vorgängen das Perzeptionsorgan mit der Reaktionszone so verkettert, daß der äußere Reizanlaß indirekt die Richtung der Krümmung bestimmen kann?

Durch eine große Zahl von Verwundungsexperimenten in Form von Quereinschnitten in die Koleoptile oder Spaltung ihrer Spitze ließ sich alsbald feststellen, daß die Reaktionszone unabhängig von der Richtung und den Bahnen der Reiztransmission Kunde davon erhält, in welcher Richtung sie sich krümmen soll. Diese Bestimmung muß schon in dem Sinnesorgan festgelegt sein, womit die chemisch-physikalischen Erklärungen, deren sich die Physiologie bisher zur Aufhellung der Bewirkung von Bewegungen durch induzierte Reize bedienen wollte, nach des Verfassers eigenem Eingeständnis völlig versagen. Die beliebte Annahme, eines „von vornherein bestehenden polaren Baues" solcher tropistisch reagierender Pflanzenteile oder gar die neuerdings aufgestellte Theorie von Diffusionsvorgängen können — wie er sich ausdrückt — nicht widerspruchslos die bei diesen Versuchen zutage getretenen Erscheinungen beschreiben. Und so hat hier die mechanistische Schule der Pflanzenphysiologie sich selbst

---

[10]) H. Fitting, Die Leitung tropistischer Reize in paralleltropen Pflanzenteilen (Jahrbücher f. wiss. Bot., 44. Bd., 1907).

Digitized by Google

widerlegt und alle die künstlich errichteten Hindernisse einer psychologischen Erklärung hinweggeräumt.

Die Beobachtungsresultate zwangen Fitting vielmehr folgende Zugeständnisse auf: Die Besonderheiten der Reizleitung zwingen zur Annahme, daß dieser polare Gegensatz (von dem die Ausführung der Reaktion abhängt) in der Perzeptionszone, und zwar in allen Zellen, von Fall zu Fall erst geschaffen wird. Schon in den Perzeptionszellen entsteht die Reizstimmung, die als Befehl durch alle Parenchymzellen, im Notfall auch „um die Ecke", mit Hilfe der Plasmodesmen weitergegeben wird und in den reagierenden Zellen über die Richtung ihrer Zellteilungen (beziehungsweise der Krümmung des aus den Zellen bestehenden Organs) entscheidet.

Daß dieser Vorgang durch Wärmestarre (Temperatur über 37°) oder durch Aethylalkohol oder Chloroform gehemmt und ganz aufgehoben wird, ist nur ein, zwar nebensächlicher, aber sehr gut illustrierender Beweis dafür, daß das eigentlich Tätige hierbei die lebende Substanz, das Protoplasma sei, und so lassen Fittings Versuche nur mehr den einzigen Erklärungsweg offen, der durch die Gültigkeit des psychophysischen Gesetzes für die phototropischen Vorgänge auch dem Bedenklichsten gangbar und durch die Analogieargumente schon längst eröffnet wurde: den der psychologischen Erklärung.

Fitting selbst beschränkt sich nur auf die Konstatierung der Tatsachen und vermeidet es, seiner mühevollen Arbeit ihren eigentlichen Gebrauchswert für die Wissenschaft zu geben. Er begnügt sich damit, festzustellen, daß die mechanische Lebenserklärung mit solchen Beobachtungsresultaten nichts anzufangen weiß, und meint schließlich nur bescheiden, hier liege eine ganz besondere Gruppe duktorischer Vorgänge vor, die weder mit der Reizleitung der Tiere noch den sonst üblichen Leitungsvorgängen in den Pflanzen verglichen werden könne. Damit hat er unzweifelhaft recht, denn Wasser- und Säfteleitung im Pflanzenkörper sind eben nicht psychischer Natur, und indem nun Anhaltspunkte vorhanden sind, daß die Perzeptionszellen zugleich auch die urteilenden Zellen, also Sinnes- und Ganglienzellen zugleich sind, ergibt sich daraus auch wirklich ein Unterschied zu den Reizleitungsvorgängen, die sich bei den Tieren abspielen. Die tropistische Reiztransmission der Pflanzen ist vielmehr den „Impulsen" zu vergleichen, die im Körper der höheren Tiere, vom Gehirn aus an die Muskeln und

Digitized by Google

sonstigen Organe ergehen. Bei niederen, hirnlosen Tieren (z. B. Schwämmen) müssen die Verhältnisse allerdings pflanzenähnlich liegen.

Dies zu konstatieren ist für die Pflanzenpsychologie von großem Wert und befreit sie von einer Sorge. Denn es erklärt sich nun, wieso es kommt, daß die Pflanze keine Nerven, keine Ganglien und kein Gehirn hat und dennoch in der Reizverkettung zwischen Sinnesorganfunktion und zweckmäßiger Handlung Analogie zum tierischen Handeln aufweist.

Man braucht in Fittings Versuchsergebnisse nur den psychischen Faktor: die Empfindung des Lichtes und das daraus folgende Urteil einzusetzen, und sie sind widerspruchslos klar und fördern unsere Einsicht — indem ihr Verfasser es versäumt hat, dies zu tun, verdunkelt er sich alles und muß in der Ratlosigkeit stehen bleiben, der er zum Schluß Ausdruck gibt. Aber auch so ist seine Arbeit eine wertvolle Etappe auf dem Wege, den die Pflanzenphysiologie — wie ich gezeigt zu haben glaube — mit innerer Notwendigkeit und unaufhaltsam beschreitet, indem sie im Begriffe ist, sich mit einer Pflanzenpsychologie zu erklären.

R. H. Francé.

(Nr. 121.)

Das Lebenswerk Friedrich Theodor Vischers.

(Zum 100. Geburtstage.)

„Beide sind eins und gleichzeitig, die Empfindung und der Gedanke, Anschauung und Begriff, das Einzelne und das Allgemeine. Das ist die Gabe des Genius, und daran war Schwaben immer reich. Je nachdem auf diese oder jene Seite der Ton fiel, brachte es uns Dichter wie Schiller oder Denker wie Schelling; immer aber beruhte die Größe dieser Geister auf der glücklichen Identität einer vollen Menschennatur, in der nichts zerfällt, wie bei uns übrigen."

Im Hinblick auf Friedrich Vischer hat einst Viktor Hehn diese Worte niedergeschrieben; in der Tat kennzeichnen sie prägnant den Kern seines Wesens und seiner Bedeutung, wie er sinnigen Beobachtern von jeher eindrucksvoll entgegengetreten ist, wie er namentlich auch dem großen

Digitized by Google

Aesthetiker selber sich zeitlebens als schwerlastendes Problem aufgedrängt hat. Denn nicht als mühelos ihm zugefallenes Gnadengeschenk ist diesem die „Gabe des Genius“ erschienen: eben weil der Accent bei ihm nicht mit vorherrschender Bestimmtheit auf die eine oder die andere Seite fiel, sondern der Zug zum prüfenden Denken und der Zug des Phantasielebens mit gleicher Energie ihre oft gegensätzlichen Ansprüche geltend machten, bedurfte es nachhaltigen Ringens und unerbittlicher Selbstzucht, bis ihm der Ausgleich der Gaben gelang, in dem sie sich gegenseitig ergänzten und hoben. Wenn wir heute mit Recht in der Aesthetik das Schaffensgebiet erblicken, für das Vischer durch die Einheit von Gedankentiefe und Anschauungskraft prädestiniert war, so durchziehen doch ein beträchtliches Stück seiner Lebensarbeit in überaus lehrreicher und reizvoller Weise die Spuren dieses steten Kämpfens und Ueberwindens. Manches Schwerflüssige, Grüblerisch-Reflektierte in seinen Schriften hat hier seinen Ursprung. Doch was will das besagen gegenüber der erstaunlichen Tatsache, daß er vor unseren Augen ein anscheinend Unmögliches wirklich macht: bei voller Objektivität ganz individuell zu bleiben, dem abstrakten Denken selbst die Farbe unmittelbarer sinnlicher Frische zu verleihen? Sein Stil empfängt hieraus seine eigentümliche Schönheit: die Sprache streng theoretischer Wissenschaft hat bei ihm sprühendes Leben gewonnen, ist durchaus bildmäßig-anschaulich geworden.

Daß seine Ausführungen den Charakter des Selbsterlebten, Selbstgeschauten tragen, auf Eindrücken aus erster Hand beruhen, daß er im eigenen Innern den Schlüssel zum Verständnis der Welt des Schönen trägt — dies ist der eine Grundzug, dem die Theorien seiner Aesthetik ihre eindringliche, einleuchtende Wirkung verdanken. „Schauen“ heißt seine stets wiederholte Mahnung: wie nur der ein wahrer Künstler ist, der uns etwas zu schauen gibt, so bedarf es auch zum Auffassen der Kunst zunächst nicht des Denkens, sondern des Versenkens. Den Kampf gegen die sinnenfremden Abstraktionen eines blutlosen Idealismus, mochte dieser nun als spekulierender Verstand, als akademische Korrektheit oder als gestaltloses romantisches Schattenspiel auftreten, hat Vischer bereits in seinem ersten Werk aufgenommen und jederzeit mit größtem Nachdruck geführt.

Digitized by Google

Aber dieses Schauen — das ist eine zweite Grundanschauung seiner Aesthetik — muß reich, intensiv, voll innerer Wucht sein: „Es ist doch nichts in der Kunst, wenn einer kein Kaliber hat.“ Damit wird die Kunst als Ausdruck eines bedeutsamen *Lebensgehaltes* verstanden und der Gegensatz gegen den ästhetischen Formalismus proklamiert, dessen überlegene Durchführung in Vischers Schaffen einen so hervorragenden Platz einnimmt. Die Einsicht, daß die Form nicht den Gegenständen als äußeres Gewand umgeworfen wird, sondern in ihr ein Seelisches sich ausspricht und unlösbar mit ihr verbunden bleibt, war ihm nicht nur eine theoretische Ueberzeugung, sondern auch eine wirksame Waffe gegen schöngeistige Verflachung.

Die tiefbohrenden Untersuchungen, die Vischer dem Geheimnis der ausdrucksvollen Form gewidmet hat, enthalten wohl seine wissenschaftlich schwerstwiegende und folgenreichste Leistung. Aber nicht nur in die Tiefe hinein hat er sein Prinzip verfolgt, er hat es auch in dem ganzen Umfange seiner Wirksamkeit vor Augen gestellt — in jener oft gerühmten Wanderung durch den weiten Bezirk der Schönheit, die ihn von der Analyse der ästhetischen Grundbegriffe in das Reich des Naturschönen, zur Durchforschung der Phantasie als künstlerischer Schöpfungskraft des einzelnen wie der Völker und Zeiten, schließlich zur Theorie der Kunst und der Künste führte und durchweg eine schier unerschöpfliche Fülle der feinsten Beobachtungen ausstreuen ließ. Erst diese *universale* Verarbeitung des ästhetischen Stoffes und seine Einordnung in einen geschlossenen Gedankenzusammenhang macht Vischers Aesthetik zu einem klassischen Dokument unserer nationalen Geistesentwicklung. Verlangten die schwierigen dialektischen Erörterungen eine philosophische Durchbildung, der naturgemäß nur ein kleiner Teil der Leser entsprechen konnte, so hat das Werk doch durch den verschwenderischen Reichtum seines Details als Fundgrube ästhetischer Vorstellungen und Urteile in kaum zu überschätzendem Maße gewirkt, wie Treitschkes geflügeltes Wort über Vischers Aesthetik als „eines der besten und bestbestohlenen Bücher der deutschen Literatur“ das treffend formuliert hat. Noch heute birgt es der ungehobenen Schätze die Menge.

In Vischers spezifischer Begabung lag die eine Wurzel der entscheidenden Bedeutung seines Werkes; die andere

Digitized by Google

liegt in dem Kulturuntergrund, auf dem er fußt, in der Größe der geſchichtlichen Forderung, zu deren Erfüllung er berufen war. Viſcher iſt einer der wenigen echten Erben des großen Zeitalters unſerer Literatur, das durch das Zuſammenwirken unſerer Dichter und Denker ſein unvergleichliches Gepräge erhalten hat. In machtvoller Umwälzung des Ueberkommenen hatten dieſe Heroen eine neue Weltanſchauung geſchaffen und mit ihr ein Lebensideal, deſſen Ausbau von den Führern der nachfolgenden Generation mit unverbrauchter Friſche in die Hand genommen wurde. Wo früher die ſeichte Proſa der Nützlichkeitsmaximen, des didaktiſchen und moraliſtiſchen Geredes ſich breit gemacht hatte, die Kunſt als äußere Kunſtfertigkeit, als ſchulmäßige Nachahmung toter Regeln hingeſtellt worden war, ohne jegliches Aufdämmern einer Ahnung von innerer Selbſtherrlichkeit und ſtillem organiſchen Wachstum, da hatte man jetzt eine eingeborene ſchöpferiſche Anlage des Menſchengeiſtes entdeckt, worin eine ſeiner weſentlichen Beſtimmungen ſich auswirkt. Die Offenbarung des Göttlichen in Natur und Geſchichte, die Allgegenwart Eines großen Lebensſtromes in allen Adern der Welt, die Immanenz geiſtiger Bewegung im ganzen Reiche der Wirklichkeit — das war die Grundüberzeugung, die Viſcher als das Vermächtnis der größten Epoche unſerer Geiſtesgeſchichte mit Feuereifer ergriffen und ſtets überzeugend verkündet hat. Schien doch zumal die Poeſie — als weltliches Evangelium, wie Goethe einmal ausſprach — mit der untrennbaren Einheit von Sinnes- und Geiſtesleben, die ihr Lebenselement ausmacht, recht eigentlich die Wahrheit der neuen Weltanſicht zu beſiegeln! So war unter den Trägern der nach Goethes und Hegels Tod einſetzenden philoſophiſchen Bewegung dem Aeſthetiker eine Aufgabe von beſonderer Tragweite zugefallen: die innere Zuſammengehörigkeit der zentralen geiſtigen Mächte mußte auf ſeinem Gebiete ſich am zwingendſten kundtun. Unter dieſen hiſtoriſchen Bedingungen hatte es etwas Providentielles, daß ſie für ihre Löſung einen Mann fand, der Denker und Künſtler in einer Perſon war.

Erſt von hier aus läßt ſich eine der bedeutendſten Arbeiten Viſchers ſachgemäß würdigen, das vielbewunderte und vielbefehdete Buch über Goethes Fauſt. Es gibt vielleicht keine zweite Schrift, aus welcher der philoſophiſch-

Digitized by Google

poetiſche Ideengehalt unſerer klaſſiſchen Periode in ſo konzentrierter Form zu uns ſpräche. Nicht dieſe Ideen als ſolche aus der Dichtung herauszulöſen war aber Viſchers Ziel, ſondern vielmehr in ausgeſprochenem Gegenſatz zur ſpekulativen Deutungswut die wunderbare Verſchmelzung von gedankenſprühendem Tiefſinn und lebensvoller Poeſie zu erhellen, die künſtleriſche Bewältigung des philoſophiſchen Stoffes aus dem Grunde der Dichterphantaſie heraus zu begreifen. Für die Durchdringung dieſes Problems und des Labyrinths ſchwerer Fragen, in die es führt, lagen in Viſchers Ausrüſtung alle Vorausſetzungen vor. In tiefſchürfender Unterſuchung legt er dar, wie Goethe die höchſten dichteriſchen Kräfte aufgeboten hat, um in dem Streben Fauſts die Sehnſucht des Jahrhunderts nach Erſchauung einer lebendigen Welteinheit zu verkörpern, in der Schilderung der Macht des Böſen nicht Standpunkte, ſondern warmblütige, atmende Menſchen ſprechen zu laſſen, wie ſeiner Divination hier hochſymboliſche Gebilde gelingen, die durchaus anſchaulich-konkret und ſtimmungsvoll ſind und doch gleichzeitig eine Fülle allgemeiner Ideen ausſtrahlen, wie aber andrerſeits leider im zweiten Teile die Phantaſie mehr und mehr ſich in den Dienſt verſtandesmäßiger Konſtruktion ſtellt und ein unerquickliches Verſteckenſpielen mit Allegorien überhandnimmt. An dieſer Stelle hat Viſchers entſchiedene Ablehnung der Goethiſchen Altersdichtung ihren Ausgang genommen: in Ernſt und Scherz hat er zu den verſchiedenſten Zeiten dieſes verwerfende Urteil mit dem ganzen Aufwande ſeines eminenten kritiſchen Talents zu begründen geſucht, während er für die einzige Genialität des erſten Teils Worte von einer überquellenden Schönheit fand, nach denen man in der übrigen Fauſt-Literatur vergeblich ſuchen dürfte.

In Viſchers Fauſt-Buch hat bereits die bedeutſame theoretiſche Fortbildung ſeiner Anſichten ihren Niederſchlag gefunden, durch die er eine zweite Periode äſthetiſchen Denkens eingeleitet und die Brücke zur wiſſenſchaftlichen Arbeit der Gegenwart geſchlagen hat: es handelt ſich hier um die Gedankenmaſſe, in deren Mittelpunkt der Begriff der *Einfühlung* ſteht. Wenn etwas handgreiflich die Weite ſeines geiſtigen Geſichtsfeldes beweiſt, ſo iſt es die außerordentliche Tatſache, daß in ſeinem metaphyſiſch fundierten Syſtem zugleich die Keime zu einer *pſycho-*

Digitized

logischen Neubegründung bereit lagen. Aus der Verbindung jener philosophischen Identitätslehre, wonach der Geist in aller Wirklichkeit sein eigenes Wesen wiederfindet, mit der Ueberzeugung von dem im Schönen sich ausprägenden Lebensgehalt hat sich in direkter Abfolge die heute maßgebende Theorie entwickelt, die das Urphänomen der Aesthetik in einen unwillkürlichen Akt der Belebung, Beseelung, Vermenschlichung setzt. In der durch ihre Tapferkeit und ihren Scharfsinn gleich ausgezeichneten „Selbstkritik", der er sein Hauptwerk unterzog, hat Vischer den Weg für die Entdeckung der Einfühlung gebahnt, den später die moderne Psychologie beschritt, um die grundlegende Einsicht durch exakte Zergliederung methodisch einwandfrei zu befestigen und vermittelst feinerer Unterscheidungen umfassend auszugestalten. Ihm selber war es noch vergönnt, in seiner letzten Abhandlung über das Symbol den Grundstein zum Neubau zu legen.

Die unermüdliche Durchdenkung dieser schwierigen Fragen hatte bei ihm in immer zunehmendem Maße eine souveräne Stoffbeherrschung gezeitigt, wie sie in den aus seinem Nachlaß herausgegebenen Vorträgen über „Das Schöne und die Kunst" mit gewinnender Klarheit zutage tritt. Durch die Sättigung mit dem Mark der ästhetischen Arbeit eines Jahrhunderts sind sie, trotz unvermeidlicher redaktioneller Mängel, ein Kabinettstück unserer populärwissenschaftlichen Literatur geworden, ein überaus instruktives und genußreiches Lesebuch, dem wir nicht viele zur Seite zu stellen wüßten. Als sicherer Führer für Suchende, als Schutzwehr auch weiterer Kreise gegen die Irrgänge der Tagesmode ist es gar nicht zu ersetzen.

So stellt Vischer für uns Heutige in mehr als einer Hinsicht die Kontinuität zwischen den großen Traditionen unserer Vergangenheit und den Bestrebungen der Folgezeit her. Unter dem prinzipiell Neuen, dessen Hinzubringung sein eigenstes Verdienst ist, fällt noch besonders ins Gewicht seine großartige Darlegung der Formensprache der Kunst mit ihrer grundlegenden Erkenntnis der Eigenart des charakteristischen Stils. Zwar war unserer klassischen Zeit die Einsicht, daß jeder Gegenstand aus seinem Wesen heraus zu idealisieren, nicht von oben herab ein farbloses Schönheitsideal über ihn zu breiten sei, keineswegs fremd geblieben; aber in erster Reihe der bestim-

Digitized by Google

mende Einfluß der Antike hatte schließlich doch eine einseitige Bevorzugung der typisierenden Stilrichtung zur Folge gehabt, die dem Naturell Vischers entschieden widerstrebte. Dem gesunden Idealismus ist er seinerseits stets gerecht geworden: was er über den Adel der strengen Linie, des schwungvollen Rhythmus, der freien großen Bahnen monumentaler Form auseinandersetzt, ist von warmer Verehrung für die weihevolle Großheit dieser Schaffensart eingegeben. Daneben aber zieht ihn sein Herz ganz wesentlich zur individualisierenden Kunst mit ihren rauhen Ecken und Kanten, den schärferen Falten und tieferen Brüchen, in die sie den Erscheinungen ohne Scheu vor Dissonanzen folgt. Das Resultat, daß beide Richtungen letztlich aus einer Wurzel hervorgehen und in unendlich fruchtbarem Gegensatz ihrer Mittel dem gleichen Ziele der Harmonie zustreben, legte er in der Bezeichnung „direkter und indirekter Idealismus" nieder, die sich nachmals als einer seiner wirksamsten Gedanken erwiesen hat; und in geistvoller Verknüpfung systematischer und historischer Gesichtspunkte hat er den Kampf der Stile und ihre relative Versöhnung als das beherrschende Gesetz aufgezeigt, das der geschichtlichen Entwicklung aller Kunst zugrunde liegt. Liest man heute Vischers Erörterungen über diese Punkte, so glaubt man nicht eine Niederschrift aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sondern das reife Ergebnis aus den heftigen Kämpfen innerhalb der Kunst der letzten Jahrzehnte vor sich zu haben — so frei halten sie sich von aller Parteibeschränktheit, so klar durchschauen sie Recht und Unrecht der Einseitigkeiten hüben und drüben, so unanfechtbar allgemeingültig stehen seine Aufstellungen vor uns!

Neben dem Einfluß der alten deutschen Maler, seines Ahnherrn Peter Vischer, des jungen Goethe, war es namentlich die Beschäftigung mit Shakespeare, die über seine Hinneigung zu der herben Kraft eines knorrigen Realismus entschied. So liegt denn auch der Schwerpunkt seines großen Werkes über Shakespeare in der Ueberzeugung, daß als die Leistung dieses Genius im letzten Grunde die Eroberung der Individualität für die Poesie anzusehen sei. Vischer bekennt ausdrücklich, Goethes „an klassischer Sonne gegorene Traubensüße und Traubenreife" habe niemals so unmittelbar sympathisch auf ihn gewirkt, wie Shakespeares „nordisch naturwahrer und doch so

hoch bewegter, leidenschaftlich brennender, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühender Stil.“ In dieser Stimmung einer ohne Rückhalt hingegebenen, wenn auch nicht kritiklosen Bewunderung webt das ganze Werk. Shakespeare als Künstler, Shakespeare als Dramatiker — das ist das Problem, um dessen Ergründung er sich müht. Das Geheimnis seiner dramaturgischen Werkstatt will er enthüllen: er leitet es ab aus dem genialen Instinkt, womit der Dichter eine ganz vom Willen beherrschte Welt vor uns erstehen läßt, bei deren Menschen alles im Innern zündet, Motiv und Tat wird und aus den Charakteren selber als Schicksal mit furchtbarer Majestät hervorbricht. Mit einer den Bau der Dramen bis in die feinsten Verzweigungen nachbildenden Einfühlung, mit liebevoller Teilnahme für die reckenhafte Wildheit der Männer wie für die verschleierte Seelenschönheit der Frauen entrollt er vor uns ein gewaltiges Gemälde von Shakespeares visionärer Phantasie und dem ungeheuren Reichtum seiner Schöpfungen. Nicht zuletzt bewährt sich seine Kongenialität in der meisterhaften Uebersetzung vieler Partien, besonders des „Macbeth“.

Mit Vischers Werken über Shakespeare und Goethe stehen wir mitten in demjenigen Teile seiner Lebensarbeit, der literarhistorischen und ästhetisch-kritischen Fragen zugewandt war. Seine Gesamtauffassung des Ganges unserer Nationalliteratur hat er bei Lebzeiten nur in seinen akademischen Vorlesungen bekundet; sie sollen demnächst der Oeffentlichkeit übergeben werden — notgedrungen mit starken Lücken, aber doch für den wichtigsten Abschnitt, die Zeit Goethes und Schillers, in erfreulicher Vollständigkeit, auch in der Ausdehnung auf spätere Erscheinungen wie Jean Paul, die Romantik, Heine u. a. eine hochwillkommene Ergänzung des früher aus seiner Feder Geflossenen. Die Besonderheit seiner Behandlungsweise tritt hier in zwei durchgehenden Eigenschaften hervor: im vorteilhaften Unterschiede von der landesüblichen Methode entwirft er seine Zeichnung der Dichter und ihrer Werke überall auf dem Hintergrunde der allgemeinen Bewegungen der Geisteskultur; in seinem ästhetischen Urteil aber betätigt sich jene produktive Kritik, die das Vollbrachte an dem vom Dichter Erstrebten mißt und mit der Erfassung der Individualität zugleich die in ihrem Wir-

Digitized by Google

ken waltenden Kunstgesetze aufhellt. In beiden erreicht er eine Durchsichtigkeit, eine schlichte Eindringlichkeit, einen Grad der Vereinfachung und Versetzung in den Geist des Belehrung suchenden Hörers, wie sie nur als Frucht seiner langen und hingebenden Lehrtätigkeit möglich waren. Freier konnte er sich in der seiner Anlage so gemäßen Form des kritischen Essays ergehen. Seine nachschaffende Intuition, sein sicherer Nerv für alles Ursprünglich-Echte, seine sprudelnde Lebendigkeit kommen hier zu glücklichster Entfaltung. Wohl die höchsten Wirkungen erzielt er da, wo er den über den Dichtungen schwebenden Stimmungshauch zu bannen weiß; auf Schritt und Tritt begegnen uns Prachtstellen dieser Art. Nichts-Abgegriffenes, Konventionelles stört in seinen Urteilen, durchweg schneidet er aus frischem Holz, weitherzig bei aller Entschiedenheit, jedoch ein unerbittlicher Gegner alles verschwommenen Enthusiasmus wie namentlich auch jener unausrottbaren Banalität, die Pathos und Rhetorik mit Poesie verwechselt. Wo er aber eine Persönlichkeit aus ihren konstituierenden Elementen aufbaut und in ihrem Eigenwert zur Geltung bringt, hat der „kritische Landgraf" oft genug bahnbrechend für Verständnis und Anerkennung durch die Nachwelt gewirkt: einen Mörike, Uhland, Gottfried Keller, Rethel sehen wir alle mit seinen Augen an — gerade an den verdienstlichen Beiträgen nachfolgender Interpreten tritt das evident zutage.

Dauerndes hat Vischer auch auf den beiden Gebieten geschaffen, wo die in ihm verbündeten Fähigkeiten sich gesondert ausleben konnten: in der Philosophie und in der Poesie. Einen philosophischen Einschlag weist ja seine gesamte Produktion auf: daran hat er stets festgehalten, daß streng Denken die größte und schwerste unter allen Tätigkeiten des Geistes sei, daß es nichts Erhabeneres gebe, als das Weltall im Begriffe nachzuformen. Wo es freilich auf peinlich genaue Zerfaserung ankam, mußte ihm die Lebhaftigkeit seiner Phantasie hindernd im Wege stehen. Dagegen besaß er so gerade die rechte Veranlagung für die Beteiligung an den zentralen Problemen der Weltanschauung, an jenen ewigen Rätselfragen, deren Beantwortung den Einsatz des ganzen Menschen verlangt, und hier bot ihm die Philosophie Hegels, deren Grundgedanke ja nichts anderes ist als das in das klare Licht des Bewußtseins er-

Digitized by Google

hobene vielgestaltige Leben selbst, die natürliche Anknüpfung. Eben durch den Reichtum seines Innenlebens erhält sein Denken etwas Substantielles, Gediegenes, Gesättigtes, ein Spekulatives von echtem Schrot und Korn; darin besitzt es einen höchst anziehenden Ersatz für das Fehlen vorsichtig-nüchterner Methodik. Was er zur Verteidigung seines konkreten Idealismus vorbringt, in Bekämpfung sowohl dualistischer Tendenzen wie des naturwissenschaftlichen Materialismus, dessen Hochflut in seine Mannesjahre fiel, trifft den Nagel auf den Kopf und bezeugt die originelle Triebkraft seines philosophischen Talents; und zwar konzentriert seine Denkarbeit sich in dem, was er „den Geist als das Hysteronproteron der Materie" nennt — d. h. in der Frage, wie es denn komme, daß der Geist sich die Natur ewig als seinen Gegensatz vorausschicke, um aus dieser Selbstentzweiung wieder zu seiner wahren Bestimmung aufzusteigen. Aus der Durchführung dieser Idee ergibt sich ihm sein philosophisch-ethisches Glaubensbekenntnis: der Geist ist das unendlich Höhere, da er über der Natur eine zweite Natur baut, ein „oberes Stockwerk", ein Reich zeitlos gültiger Werte, die Welt des Staates und der Sittlichkeit, der Wissenschaft und Kunst. Im Anschluß hieran sagt Vischer Tiefgedachtes über die Bedeutung der Religion und ihre unersetzliche Stellung im menschlichen Gemütsleben, über das Tragische im Lebensgefühl und die befreiende Kraft des Humors. In alledem hat er die Erbschaft unserer großen Philosophen nicht nur selbständig durchdacht und fortgebildet, sondern auch zu dem Gedankenkreis seiner Zeitgenossen in Beziehung setzen und dadurch fruchtbar machen helfen.

Daß Vischer dem Humor eine so einschneidend wichtige Rolle in der Ausgestaltung seines philosophischen Weltbildes zuweist, deutet schon darauf hin, wie sehr dieser Zug zu seinem eigenen Wesen gehörte. Das vollgültige Zeugnis dafür erbringen seine Dichtungen. Vischer ist einer der wenigen echten Humoristen, die unsere poetische Literatur besitzt; jede Art des Komischen ist ihm vertraut. Treuherzig-schlichter Bänkelsängerton, schelmisches Lachen, drollig-derber Spaß, behaglich scherzende Laune, aber auch grimmige Satire, toller Uebermut, die Ausgelassenheit der phantastischen Posse — diese ganze Stufenleiter hat sein komisches Talent von den Schartenmayer-Gesängen bis zur

Digitized by Google

Faust-Parodie durchlaufen, um in dem weltumspannenden tragischen Humor seines „Auch Einer" den höchsten Gipfel zu ersteigen. Mit dem Helden seines Romans, diesem hochstrebenden, von Sehnsucht nach Harmonie erfüllten, durch die Tücke des Objektes mit dem Gefühl tiefen Unglücks beschwerten Kernmenschen, hat Vischer unsere Dichtung um eine bleibende Gestalt bereichert, in seinen Erlebnissen ein im Ernst und Narrheit ergreifendes Menschenschicksal dargestellt, dessen Verstimmungen und Erschütterungen sich jedoch im versöhnenden Lichte des Humors auflösen. Im Tagebuch ist mit der seelischen Entwicklung der gehaltvolle Ertrag einer reifen Weltbetrachtung kunstvoll verwoben. Den Umkreis von Vischers poetischer Begabung beschließt seine Lyrik: auch sie enthält großenteils Humoristisches, darunter das so mutwillige wie gedankenschwere Heldengedicht „Ischias"; daneben weilt sie in rein und zart ausklingenden Stimmungen, in sinnigen und erhabenen Betrachtungen, deren Krone die großartigen Bilder hellenischer Geschichte bilden. Die Spruchweisheit voll abgeklärter Milde und körnigen Gedankenreichtums, die sie bietet, enthält köstliche Gaben des Alternden.

Neben Vischer dem Philosophen und Vischer dem Dichter steht Vischer der Kämpfer. Auch das Zusammenbestehen des Bedürfnisses nach wunschlos beruhigter Kontemplation im Anblick überzeitlicher Güter mit feurigem Tatendrang gehört zu den Gegensätzen, die in diesem seltenen Menschen vereinigt waren. Freilich hätte er selber hier wohl kaum einen Gegensatz zugegeben: denn die Hochhaltung des Staatsgedankens, die vaterländische Gesinnung und die aus ihr entspringende Ehrenpflicht, die politischen Nöte und Sorgen der Nation als eigene Angelegenheit zu empfinden und mitzutragen — auch dies fiel für ihn in den Bereich des absolut Wertvollen, in dessen Dienst mit Wort und Tat er — seit den Tagen seiner in der Geschichte der Lehrfreiheit denkwürdigen Antrittsrede und der ihr folgenden Tätigkeit im Frankfurter Parlament — jederzeit den Stahlgehalt seiner Persönlichkeit gestellt hat. Die Mißachtung des deutschen Namens, die ihm während seines Aufenthaltes in der Schweiz vielfach entgegentrat und Wochen und Monate seines Daseins verbitterte, erfüllte ihn mit zornigem Schmerz und steigerte seine Empfindlichkeit in Sachen der nationalen Ehre aufs äußerste. Die All-

gemeine Zeitung darf auf dieses Blatt in seinem Ruhmeskranze mit gerechtem Stolze hinweisen; denn vornehmlich sie war der Schauplatz, wo Vischer eine stattliche Reihe von Jahren hindurch publizistisch seine Ansichten vertreten hat — neben überraschend treffenden Gedanken und Forderungen auch manchen hochherzigen Irrtum einer erst mühsam zum Verständnis realpolitischer Notwendigkeiten sich durchringenden Generation, an deren doktrinären Verstiegenheiten er übrigens niemals teilgenommen hat. Jedenfalls hinterläßt das Ganze seines politischen Strebens einen durchaus wohltuenden Eindruck: die Treue, die er seinen süddeutschen Stammesbrüdern gehalten hat, solange über den Weg zur Lösung der deutschen Frage noch Zweifel obwalten konnten, gereicht ihm ebenso zur Ehre wie die rückhaltlose Begeisterung, womit er die Aufrichtung des neuen Reiches durch Preußen begrüßte und unbekümmert um die kleinlichen Schmähungen Mißgünstiger verfocht.

Einläßlicher, als es in diesem Gedenkblatt geschehen kann, müßte eine erschöpfende Würdigung Vischers schließlich auch des Menschen gedenken, seines Seelenadels, seiner unbedingten Lauterkeit und Wahrhaftigkeit der echten Männlichkeit in all seinem Fühlen und Handeln. Während seines langen Lebens ist die Wucht seiner Persönlichkeit eine nicht fortzuleugnende Tatsache gewesen, der sich auch Widerstrebende beugen mußten. Auch beim Menschen Vischer stammt der Reichtum seiner Natur aus der Bindung starker Gegensätze. Ungeachtet seines Hanges zu grüblerischer Selbstkritik fühlte er sich nirgends wohler als im Element naiven Behagens, harmlos-heiteren Sichgehenlassens. Eigenwillig und schonungslos, wo es die Sache erforderte, war er hinwiederum weich und güitg in allen menschlichen Beziehungen, freundlich teilnehmend auch an den Leiden und Freuden der Tierwelt. Sein täuschungsloser Einblick in die Gröblichkeit des Weltlaufs hat ihn nicht im Glauben an den Sieg des Guten wankend machen können. Instinktiv fühlte die Gemeinheit aller Arten in ihm den Todfeind und rächte sich dann wohl hinterrücks. Dafür hat er in vielen empfänglichen Herzen heiße Verehrung geweckt und ist namentlich den Werdenden, der akademischen Jugend, fast zwei Menschenalter lang ein begeisternder Lehrer und Führer ge-

Digitized by Google

wesen. Aus der Charakteristik seiner Vorlesungen, die Eduard Zeller aus dankbarer Erinnerung entworfen hat, gewinnt man ein überwältigendes Bild von dem hinreißenden Zauber seiner Rede. Namentlich stand auch der Stil, den der Redner sich geschaffen hatte, dem des Schriftstellers nicht nach: neben der Anschaulichkeit und bildlichen Schlagkraft, die dem großen Prosaiker eigen war, kamen im mündlichen Vortrag der Umfang seines in Leidenschaft und Laune gleich fesselnden Temperaments und seine wortschöpferische Sprachgewalt zu erfolgreicher Geltung.

In dem herrlichen Festgruß zu Vischers achtzigstem Geburtstage, der vor zwanzig Jahren an dieser Stelle erschienen ist, hat Gottfried Keller dem Freunde zugerufen, er möge sich getrost Ruhe gönnen in der unermüdlichen Revision seines Lebenswerks: „Wir fangen erst jetzt an, rückwärts zu lernen, bis wir das Gerüste in des Meisters Sinn verstehen.“ Noch sind wir nicht entfernt so weit; aber wer den treibenden Motiven und leisen Wandlungen unseres geistigen Lebens vorurteilslos nachspürt, wird doch erkennen, daß wir in mancherlei Hinsicht den Idealen Vischers wieder viel näher gekommen sind als zu jener Zeit, in der seine Gesamterscheinung weit wirksamer war als die von ihm vertretenen Anschauungen, während in der Philosophie ein skeptischer Positivismus in Blüte stand und in der Kunst der Naturalismus seinen Siegeszug begann. Die Stimmung, in der wir seinen Säkulartag feiern, empfängt ihre Freudigkeit aus der Gewißheit, daß Friedrich Vischer mit der Fülle seiner Leistungen nicht nur der Vergangenheit angehört, daß er in nicht geringerem Maße auch ein Mann der Zukunft ist.

Hugo Falkenheim.

(Nr. 123.)

Digitized by Google

Sechs Briefe Friedrich Vischers an Weltrich.

Vorbemerkung.

Auf Ersuchen der Redaktion veröffentliche ich im nachstehenden aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages des Mannes, dessen die geistig Gebildeten unseres Volkes am 30. Juni d. J. in Hochachtung und Liebe gedenken werden, sechs seiner an mich gerichteten Briefe, nachdem ich zwei andere schon im September 1904 den „Süddeutschen Monatsheften“ zum Abdruck überlassen hatte. Was ich dort vorausgeschickt habe, glaube ich hier ungefähr wiederholen zu sollen: Friedrich Vischer, der Hauptlehrer meiner Universitätszeit, würdigte in Zürich, wo ich seine Vorlesungen hörte, den Studenten seines Umgangs und ehrte mich in späteren Jahren durch seine Freundschaft. Eine Wiederbegegnung in München und das Erscheinen der Dichtung des „Auch Einer“ gaben den Anstoß zu einem lebhaften Briefwechsel, der sich ein Jahrzehnt hindurch, bis zu Vischers Tod, fortsetzte, mich das treue, förderliche Wohlwollen wie die außerordentliche geistige Energie des seltenen Mannes stets aufs neue spüren ließ und für die Oeffentlichkeit wohl darum ein Interesse hat, weil sich Vischer über sein dem genannten Zeitraum angehöriges Schaffen, insbesondere das dichterische, kaum in einem anderen Briefwechsel gleich offen und reichlich ausgesprochen hat. Auf einen Teil dieser Schriften beziehen sich denn auch die hier folgenden Briefe des großen Aesthetikers, Kritikers und Dichters. Daß in ihnen nebenher für meine schriftstellerischen Arbeiten manches Lob abfällt, setzt mich vor den Lesern in Verlegenheit; aber so groß die Zahl der Briefe ist, die ich von Vischer besitze, wüßte ich doch nicht viele zu finden, in denen ein derartiger Zusatz gänzlich fehlt und die sich zugleich wegen ihres sonstigen Inhalts augenblicklich zur Auswahl eignen. Die für mich rühmlichsten Stellen lasse ich hier weg. An anderen Orten bezeichnen die Gedankenstriche-Reihen dieses Druckes Sätze oder Abschnitte, deren Veröffentlichung die Rücksicht auf Dritte noch verwehrt oder deren Erläuterung zu viel Raum in Anspruch nähme.

Dr. Richard Weltrich.

Digitized by Google

I

[Stuttgart, 23. Nov. 1878.]

Verehrter Herr Professor!

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Haben Sie den Artikel — — von — — zu lesen bekommen?[1]) Ich will noch von ihm sagen, daß auch er die erste aller Fragen gar nicht aufwirft. Ich meine die Frage: ob das Buch seelenbewegend ist, als Bild von Menschenschicksal ergreift und rührt? — Keinem der Rezensenten ist noch eingefallen, danach umzusehen. Sie suchen nicht nach Seele, weil sie selbst keine haben. Dieß ist es, was offenbar auf den Abgang des Buches jetzt drückt. Ein alter Freund, ein Mann von mürrischer Gescheutheit, ist außer Ihnen der Einzige, der mir diese Eigenschaft des Buches bekundet, da er mir schreibt, er sei noch ganz bewegt und ergriffen. Der E. F. (?) in der Allg. Z. sagt in seiner billigen, aber flachen Anzeige,[2]) es sei von Uebel, daß es nicht für Frauen: — wo doch ein rechter Mann sagen sollte: es sei in Ordnung, daß auch Frauen einmal etwas in die Hand bekommen, wobei sie denken müssen. Für Backfische ists freilich nicht.

In der letzten Zeit war ich etwas ärgerlich auf mich — ärgerlich, weil ich mich ärgerte, nämlich über die Anzeigen. Ich glaubte mich ganz gefaßt, wie sonst, gegen die Kritik, u. finde mich nun doch empfindlich, gereizt. Es ist mir, als ob mir die Kerle mit einem Spül-Lumpen über eine saubere Reinschrift oder gar übers Gesicht herwischten. Freilich erkenne ich den Grund: ich schreibe sonst nur Dinge, wo man seine Gründe sagt, während ich als Poet sie verbergen muß. Da wird man nun wild, wenn kein Mensch versteht, warum das so gemacht wurde, welche Gründe sich hinter dem Sichtbaren verstecken. Man fühlt es als

---

[1]) Im Brief steht der Name der Zeitung und des Rezensenten. Ich sehe von der Nennung ab, weil schon der vorausgegangene Brief (vom 20. November) den Artikel bespricht und nur eine Zusammenstellung beider Aeußerungen Vischers Meinung vom Rezensenten richtig wiedergäbe. Der „Auch Einer", um dessen Beurteilungen es sich hier handelt, war im Oktober 1878 erschienen und von der Kritik wie vom großen Publikum anfänglich zumeist verständnislos, ja böswillig aufgenommen worden. Vgl. in Vischers „Lyrischen Gängen" das Gedicht „Einharts Wanderschicksal. November 1878." Heute zählt der Roman neun Auflagen, und sogar eine Volksausgabe ist erschienen.

[2]) Gemeint ist der Aufsatz von Emil Feuerlein in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. November 1878.

Digitized by

Rohheit. — Ich meinte ruhig auf dem Satz zu fußen: „Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren“ — u. zapple nun um die Mitwelt. Allein das wird sich geben. Auch weiß ich ja so gewiß, als hätte ich Ihre Arbeit gelesen: daß darin die klarere Nachwelt zur Mitwelt wird.

— — — — — — — — — —

Daß der Mauthner die Thierseelen-Studien „Hunds-Anekdoten“ nennt, habe ich, glaub ich, schon geschrieben.

Wie hart, daß Sie das Alles unter Katarrh erleben müßen! Auch ein Schweizer schreibt mir, er lese das Buch in heftigem Katarrh. Steckt mein A. E. aus dem Grabe an?

„Mode und Cynismus“ werden Sie dieser Tage erhalten.

— — — — — — — — — —

Glauben Sie mir, daß unser Pech kein Härchen abbiegt von dem reinen Gefühl, Sie mitlebend im Innern meines poetischen Versuchs zu wissen, eingelebt darin u. mit opfernder Mühe damit beschäftigt und Alles theilend und miterlebend, was das Kind erlebt, an dem Sie mehr als Pathenstelle übernommen.[3])

Herzlich

Ihr Fr. Vischer.

Und wie mitfühlend mit Ihrem Katarrh!

(Nachschrift.)

Jetzt sind es doch schon Wische,[4]) also noch einen:

Mauthner beschuldigt, daß ich wie die ärgsten Romantiker ironisch mein Gebild zerstöre — auch in der Pfahldorfgeschichte. Dort ist aber nur die Wagner-Musik fühlbare Satyre. Satyre ist freilich nichts, denn sie springt über den Rahmen hinüber in die Welt, die es in ächter Poesie außer der Welt im Gedicht doch gar nicht gibt. Doch darf ich sagen: das Erzählte ist auch an sich nicht unmöglich, bleibt also doch wieder selbständiges Bild. So auch u. noch mehr das Ketzergericht u. Alles Andere.

Viele greifen den Unstern in Bürglen an. Ich gebe es nicht zu, daß er zu wüst, „nicht komisch, nur ekelhaft“ ist (Mauthner). Soll denn das bischen Geschneuz gar so schrecklich sein? Soll nicht der Umstand ablenkend wirken, daß dieß einem zarten Menschen passieren muß?

So das Leiche-Durchbohren. Ist lang überlegt. Man versuche, es wegzunehmen: der Traum am Schluß, speziell das

---

[3]) Meine Kritik des „Auch Einer“ erschien in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7.—10. Januar 1879. Vischers Dankbrief vom 13. Januar habe ich in den „Süddeutschen Monatsheften“ veröffentlicht.

[4]) Der Brief ist auf drei getrennten Blättern geschrieben.

Digitized by Google

Brandmarkmal auf Goldruns Stirne zerfällt u. Cordeliens Lichtbild verliert einen Theil seiner Folie. Alle Leser *isolieren*: sie nehmen heraus u. stellen getrennt vor sich hin, was im *Zusammenhang* zu nehmen ist, darin *flüssig* wird u. seine Graßheit verliert.

II.

Stuttgart, 20. Juni 1879.

Verehrter Herr Professor!

Auf mehrere Briefe bin ich Ihnen Antwort schuldig. Ich war an Pfingsten in Reutlingen u. Urach, viel bedauernd, daß ich Ihnen das nicht zeigen konnte u. daß nicht so dichtes, saftiges Buchengrün Ihnen auch mit in die Seele scheine; seit ich zurück bin, steht es mit Correspondenzen neben der Arbeit so, daß ich z. B. kürzlich an einem Vormittag 5 Briefe schreiben mußte — von jener Gattung, die einfach nothwendig sind und worüber man die Freunde versäumt, weil man weiß, daß diese sich die Zeitnoth und Briefmüdigkeit ein- und nachsichtig versetzen.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ihr letzter Brief hat mir ganz besonders wohlgetan. Doch das ist ein falscher Ausdruck, sofern er bedeuten könnte: weil es *mir* darin so gut geht, so wohlbehalten unter dem Schild, den Sie contra Auerbach (u. Spielhagen) mir über das Haupt halten.[5]) Es ist gewiß auch ohne das reines Behagen an der Feinheit dieses Schildes, an der Güte seines Metalls. Ich habe an Auerbach endlich (auch wieder großer Zeitraub —) einen langen, möglich eingänglichen, höchst mühsamen und doch ganz unzulänglichen Brief geschrieben, ihm Eins u. 's Andere zugegeben, Anderes nicht, ihm aufrichtig gedankt für die flotten Prädikate, die zwischen den Dornen blühen. Ganz verkehrt ist, was er über Goldruns Sappho-Brief sagt, u. ich habe ihm das aufgezündet. — Im Ganzen wird Einer, der sich in der Poesie versucht hat, durch eine solche Kritik von einem so denkenden Kopf in einen sonderbaren Zustand versetzt. Man weiß in wesentlichen Punkten nicht, ob sie Recht hat oder nicht, u. kommt am Ende bei dem Resultat an — das aber auch wieder fraglich, also keines ist —: hätte der Mann wirklich Recht, so hätte ich doch wohl vorher mir selbst auch so etwas gesagt u. darum die Sache anders gemacht. Allein

[5]) Auerbach hatte in der „Deutschen Rundschau", Spielhagen in „Westermanns Deutschen Monatsheften" (unter dem Titel „Zur Technik des Romans") über den „Auch Einer" geschrieben.

Digitized by Google

wie gesagt das ist auch wieder unsicher, denn es handelt sich um die Grenzen der Selbsterkenntniß. — An Spielhagen, von dem ich freilich nur die „Problematischen Naturen“ gelesen:

Herr Sensatore,
Ihr Roman
Bricht flott sich Bahn,
Macht viel Furore,
Dieweil er so beweglich,
So nervaufreglich,
So bunt, so frei
Und auch so leih-
Bibliothekklich.*)

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Herzlich

Ihr Fr. Vischer.

III.

Verehrter Herr Professor!

Dießmal hat es lang gedauert. Zuletzt kam der Anfang der Vorlesungen, der mir schwer zu schaffen gab, ja noch gibt: Lenz, Dr. Müller, Klinger, der letztere namentl.: dieser Haufen von Schriften — was nennen, was nicht, woher den Inhalt holen, da wir ja keine Literatur-Geschichte haben, welche von Romanen und Dramen die Fabel im Auszug gibt, ich aber nur Weniges gelesen habe und lesen kann — nun ein Suchen, Blättern, Vormittage lang. Doch mit Nächstem geht es an Schiller, da wird Luft.

Nun also erneute Gratulation, daß Sie zu Schiller auch Göthe übernommen haben!†) Ich gratulire den Dichtern, daß sie in Ihre Hand gefallen, wie Ihnen zum großen Gegenstand. Arbeit freilich so viel, daß mir etwas bange wird für Ihre vom Amt schon so stark beschäftigte Kraft, allein Sie sind noch in den besten Jahren und werden es bewältigen. Ich stelle mir vor, Sie fangen mit Lesung der Briefwechsel an. Behandelnde Literatur betreffend habe ich schmählicher Weise über Göthe eigentl. noch kein Werk in continuo gelesen, gar nichts sogar im Werke von Rosenkranz. — Wenn Sie eine Masse von Lite-

*) In den „Lyrischen Gesängen“ 1881 (1882) unter der Ueberschrift „Erfolg“ veröffentlicht.

†) Ich sollte für das Bibliographische Institut eine biographische Einleitung zu Schillers und zu Goethes Werken schreiben. In Uebereinkommen mit dem Leipziger Verlag löste ich diese Verträge, um (in Cottaschem Verlag) eine Schiller-Biographie großen Maßstabes schreiben zu können.

Digitized by Google

ratur nachgelesen u. excerpirt haben, wird Ihnen der Kopf zuerst recht wüst sein. Dann wartet das Labsal: zum Ursprünglichen zurück und das Beste aus jeder Periode wieder einmal frisch genießend lesen.

— — — — — — — — — —

Lateinischen Titel möchte ich deutschen Dichtungen nicht geben.[8]) Lyrische Gänge ließe sich in einem humoristischen Einleitungsgedicht motiviren, geht aber nicht, weil 2 längere Humoresken dramatischer Art (neuer Faust III — wir haben glaub ich noch nie von dieser Narrheit gesprochen — ich möchte sie Ihnen gar gern lesen) u. ein Epos: Ischias darin vorkommen. Ich habe zu den 2 Sachen, die Sie kennen: Moorbad u. Wildbad ein langes drittes Stück gemacht: Heilung durch die Natur. Habe Ihnen, wenn ich mich recht erinnere, die Idee gesagt, es ist jetzt fertig, in Hans Sachs-Reimen, und kommt mir nicht schlecht vor. — Nun fiel mir der Titel Allotria ein. Dazu müßte ebenfalls ein Vorwortgedicht, humoristisch-dialektischer Scherz über Allotrion u. Homoiotrion: Was ist das Eine oder Diese oder Solche — was das Andre? Wissenschaft und Poesie. Jedes ist Dies u. ist Jenes, Ausland — Inland.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Zu dem Lyrischen ist außer dem Genannten noch Manches gekommen. Ueber ein paar Stücke stark pathologischen Inhalts bin ich im Zweifel, ob sie öffentlich werden können, mit and. Worten, ob ich den schweren Stoff in Dichtung verwandelt habe. Vielleicht schicke ich Ihnen vor Entschluß noch dieß und obengenannte 2 Späße zur Ansicht.[9])

[8]) Vischer schwankte lange, welchen Titel er der damals geplanten Sammlung seiner Gedichte geben solle, und dabei kam auch einmal „Lyrica“ in Vorschlag. Die Gedichte erschienen zu Weihnachten 1881 („1882“) unter dem Titel „Lyrische Gänge“ (in der Deutschen Verlags-Anstalt), den Titel „Allotria“ aber erhielt eine Sammlung nachgelassener und zerstreut gedruckter Gedichte, welche Robert Vischer nach dem Tode seines Vaters (bei Bonz) erscheinen ließ, und in dieser wurde auch die oben genannte dramatische Humoreske „Höchst merkwürdiger Fund aus Goethes Nachlaß: Einfacherer Schluß der Tragödie Faust“ wieder abgedruckt, nachdem Fr. Vischer selbst sie zuerst im „Humoristischen Deutschland“ veröffentlicht hatte. „Faust. Der Tragödie dritter Teil“ von Deutobold usw. ist damit nicht zu verwechseln.

[9]) Die lyrischen Stücke „stark pathologischen Inhalts“ ließ mich Vischer bei seinem nächsten Aufenthalt in München lesen, ich riet von der Veröffentlichung ab, und sie sind ungedruckt geblieben.

Digitized by Google

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ich wünsche von Herzen guten Fortgang in Allem.
Stuttg. 15 April 1880. Herzlich Ihr Fr. Vischer.

IV.

Verehrter Herr Professor!

Es hat mich sehr gefreut, wieder einmal Ihre Federzüge zu sehen; die Stockung begreife ich ganz aus eigener Erfahrung u. kann mir recht denken, wie die Schillerbiographie Sie in Anspruch nimmt, glaube auch, Sie erwähnen diese Hauptarbeit gerade darum nicht, weil Sie in Bedrängnis stecken zwischen zeitverschlingender Vertiefung u. zwischen Gefühl des Pressirtseins, das wohl trotz errungener Frist auf Ihnen liegt. Wie schwer Schiller ist, fühlte ich gerade in den letzten Wochen recht über der Braut von Messina: Fehlgriff in der Fatum-Idee u. große Wahrheit, Schönrednerei u. mächtig großartige Pracht, ächter Purpur so ineinander, daß man in die schwierigste Dialektik des Denkens geräth.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Sie haben richtig gethan, daß Sie mir vorher nichts sagten.[10]) Ich habe an mir erfahren, daß es nicht möglich ist, ganz still zu bleiben, wenn wir wissen, daß ein Befreundeter, Wohlwollender, unserer Bildungssphäre Angehöriger über uns schreibt. Man hat den besten Willen, nicht drein zu reden, man beherzigt ganz, daß es sogar unzart wäre, weil es den Schein bringen könnte, als ehre man nicht unbedingt seine Unabhängigkeit, und man kann es doch nicht ganz laßen — weil — nun ja, weil das Ich Mensch sich eben seiner annehmen will — auch gegen den Freund, der ja dieß oder das übersehen könnte u. dergl. — An feindlichen Beurteilungen und auch an freundlichen, die aber doch an der Oberfläche bleiben, habe ich wieder viel erduldet. Namentl. ist es der Schein von zu viel Subjektivität — der Punkt, über den ich in m. letzten Brief geschrieben — an dem auch die freundlicheren Kritiken hängen bleiben — „Confessionen, — ganz Autobiographie“ u. s. w. — Die S . . . . . B . . . . .[11]) hats auch wieder nicht laßen können

[10]) Von der Abfassung meiner Studie über die „Lyrischen Gänge“, die unter dem Titel „Friedrich Vischer als Poet“ zu Neujahr 1883 in „Nord und Süd“ erschien und in der „Deutschen Bücherei“ wieder abgedruckt wurde.

[11]) Im Brief ist der Name ausgeschrieben.

Digitized by Google

u solche Naseweisheiten sich gegönnt, daß es mir schwierig ist, wieder in's Haus zu gehen, ihren Vater zu besuchen, weil ich d i e s e m zu sagen hätte, wie er zulaßen möge, daß seine Kröte Graubärten im Bart kraze. Es war in der N. Züricher Zeitung. — Eine säuische Kritik brachte der Bund.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Wohin in den Ferien weiß ich noch nicht, der Doctor verlangt eine Magencur, hat aber noch nicht resolvirt, wohin? Nach München komme ich früher oder später jedenfalls u. hoffe Sie zu sehen, doch erfahre ich vielleicht noch vorher von Ihnen, wünsche inzwischen recht glückliche Förderung der Schillerstatue — — — —

Herzlich grüßt Sie

Stuttg. 23. Juni 1882. Ihr Fr. Vischer.

V.

Verehrter Herr Professor!

Endlich! — Ich war noch in den Feiertagen scharf angeschnürt: hatte Geiger einen Beitrag für das Göthe-Jahrb. versprochen, der mußte unter den Weihnacht-Unruhen fertig werden, ich habe mich kaum je so überarbeitet. Nun liegt ein Haufen Brief-Retardata da, die Schuld gegen Sie geht aber natürlich allen voran.

Es ist etwas Eigenes, wenn es einem so gut wird, wie mir durch Ihre Anzeige.[12]) Es stellt sich ein Aberglauben ein, wie wenn Einer sein Glück lobt und schnell hinzusetzt: unberufen! Oder eigentlich, man besorgt, gleich darauf irgend etwas recht unglücklich zu verfehlen. Das wäre auch gleich als eingetroffen anzunehmen, wenn die poetica im gleichen Heft[13]) misrathen wären. Es ist auch nicht viel Rares, doch hoffe ich, das Uebrige werde durch das schlafredende „Im Gebirgsthal" herausgebißen. — Nun möchte ich Ihre Anzeige loben und darf nicht recht, weil sie mich so aus dem Herzen lobt, aber ganz kann es mir doch nicht verboten sein, denn soviel Objectivität darf ich mir doch beilegen, daß ich die Reife des Denkens, die Feinheit u. Tiefe des Urtheils u. Empfindens von der Wärme, womit sie Eines bildet, unterscheide u. sage: Sie haben mit dieser Arbeit zugleich Ihren Namen der Literatur mit neuer, besonderer Schärfe eingegraben.

---

[12]) „Friedrich Vischer als Poet."
[13]) Vischer hatte in das Januar-Heft von „Nord und Süd" mehrere ungedruckte Gedichte gegeben.

Digitized by Google

Laßen Sie mich heute, wo ich nur gerührt danke, nur auf Ein Einzelnes eingehen. Das Poem Sorrent hatte wirklich einen anderen Schluß: der Poet ſtellt den Naturſchrecken u. Mächten das Unendliche im Menſchen als das Höhere entgegen. Ich finde im Augenblick den alten Text nicht, wenn er mir in die Hände kommt, theile ich ihn Ihnen mit. Aber Mörike meinte und überzeugte mich leicht, weil es mir ſelbſt ſchon vorſchwebte, das hebe die Anſchauung auf, das Bild werde negirt. So hebt ja Kant ſein Naturerhabenes auf, indem er hinzubringt, der Menſch erinnere ſich nach ſeinen Schauern, daß in ihm etwas noch Größeres, wahrhaft Großes ſei. Kurz vor dem Erſcheinen habe ich, alſo 40 Jahre nachher, alles Weitere vom Eintritt in Paolos Haus an, hinzugeſponnen. Der Schluß, die Rückkehr zum nun ruhigen Meer, ſcheint mir leidliche Zuſammenfaßung. — Sie haben die Zweiheit der Schichten mit ſcharfem Merks erkannt.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Es iſt Neujahrsmorgen, ſehr trüb u. regneriſch. Ich wünſche Ihnen ein ſonniges Jahr.

Herzlich grüßend

Stuttgart 1. Jan. 1883. Ihr Fr. Viſcher.

VI.

Verehrter Herr Profeſſor!

Die noch freien Tage will ich gleich benützen, Ihnen zu antworten. Ihr langes Schweigen hat mir nur bedeutet, daß Sie mit dem Buch recht im Zuge ſind, wozu ich beſtens Glück wünſche. Der Abelfund iſt wichtig und wird mehr bringen, als die paar Blätter von Heilbronn, die Frau Oberbaurat Gaab uns brachte.[14]) Daß die Stäudlin aus Oeſterreich ſtammen ſollen, iſt mir ganz neu. Ob Haug nicht ihren Stammbaum mit dem Viſcherſchen verwechſelt hat? Denn auf dieſem ſteht im 15. Jahrhundert ein öſtreichiſcher Oberſt.

In der dritten Aufl. des A. E.[15]) ſtehen nur 2 neue Parthieen — 2, S. 168. 169 der Traum vom Geangeltwerden. S. 301—303 die Soirée. Das Letztere habe ich gemacht, weil einer der Rezenſenten u. ebenſo vielleicht manche (mancher) Leſer meint, A. E. lebe in einem obſcuren Neſte. — Einige böſe Druckfehler fand ich in d. 2. Aufl. So S. 83 B. II, unten:

[14]) Bezieht ſich auf meine Schiller-Forſchungen.
[15]) A. E. = Auch Einer, Albert Einhart.

Digitized by Google

vergeſſen für verſeſſen. S. 159: Und alle träumt für Uns alle. S. 233 Z. 8 von unten: ſeine Fragen für feine Fragen.

Haben Sie das Schwäbiſche Dichterbuch[16]) ſchon beſehen? Meine Exemplare ſind verflogen. Wenn Sie drin leſen, findet, denke ich, der „Geſang der Exacten“ Ihren Beifall. Ob auch „Eine Nacht auf dem Meere“? Die Frage iſt, ob ich das Pfaffenbild mit dem Bilde der Mondnacht, mit der Hellasſtimmung wirklich in gute Einheit gebracht habe. — Die Stelle von Dionyſos u. Tragödie wird, hoffe ich, Ihnen gefallen, auch im Sprachrhythmus.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Schnauz[17]) mußte getödtet werden. Ich beſann mich Wochen lang, aber der Huſten war ſchrecklich u. Curverſuche vergeblich. — Es geſchah ſchmerzlos mit Chloroform, nicht durch meine Hand, aber unter meiner Aſſiſtenz. Es ward mir ſchwer, Rike[18]) hat viel geweint, die Katze ihren Freund lang in allen Ecken geſucht. — Nachfolger noch ungewiß.

Mit den Augen geht es nicht gut. Der Staar im linken u. ebenſo die, davon verſchiedene, chron. Entzündung ſchreitet fort u. im rechten hat der Arzt ebenfalls einen kleinen Anſatz von Trübung gefunden. Das Leſen hat Schwierigkeiten. Was weiter wird, weiß ich nicht u. muß mich bemühen, nicht das Schlimmſte anzunehmen.

Gutes Neujahr! Geſundheit zu gutem Fortſchritt der Arbeiten u. zu behaglichen Erholungen!

Wie immer

Stuttgart 30. Dec. 1883. Ihr Fr. Viſcher.

---

[16]) Herausgegeben von Ed. Paulus und Karl Weitbrecht, Stuttgart 1883.

[17]) Name des Hundes.

[18]) Viſchers Haushälterin, die „Eurykleia“.

(Nr. 122.)

Digitized by Google

Allerlei Briefe.

Von den Briefen Michelangelos ist jetzt eine neue Auswahl in deutscher Uebersetzung erschienen,[1]) nachdem u. a. schon Herman Grimm und Henry Thode in ihren zusammenfassenden Werken über den Meister eine große Anzahl dieser höchst merkwürdigen Schriftstücke den deutschen Lesern zugänglich gemacht hatten. Der neue Bearbeiter stützt sich nicht, wie seine eben genannten Vorgänger, auf die große italienische, gleichsam offizielle, aber unkritische Ausgabe der Lettere di M. Buonarotti, die G. Milanesi im Jahre 1875 zur vierten Zentenarfeier der Geburt Michelangelos veranstaltet hat, sondern ist überall auf die Originale selbst zurückgegangen, von denen er eine wissenschaftliche Gesamtausgabe im Urtexte vorbereitet. Er hat auch — oft mit entschiedenem Geschick und Glück — versucht, in seiner Uebersetzung den strengen, zuweilen herben Ton, in dem diese Briefe geschrieben sind, wiederzugeben, hat zudem aus der Fülle seiner Belesenheit heraus eine reiche Zugabe von erläuternden Anmerkungen, von entsprechenden Antwortbriefen und zuguterletzt eine kleine Auswahl der Gedichte des Meisters, soweit sie den Inhalt der Briefe ergänzen, beigefügt, so daß der deutsche Leser aus dem ganzen, gefällig und gediegen ausgestatteten Bändchen ein vortrefflich abgerundetes Bild von der Persönlichkeit, der Umgebung und den Lebensumständen Michelangelos erhält.

Der erste Eindruck, den man bei dem Lesen dieser Briefe erhält, ist der einer überwältigenden Sachlichkeit. Nur die dringendste Notwendigkeit zwang dem großen Bildhauer und Maler neben Meißel und Pinsel auch die Feder in die Hand, meist eine Notwendigkeit, die aus seiner äußeren Lage, aus häuslichen und geschäftlichen Vorgängen, entsprang; dann auch der stete und hartnäckige Kampf, den er um das Zustandekommen gerade seiner gewaltigsten Werke mit den Menschen und den in der wilden Zeit liegenden äußeren Widerwärtigkeiten führen mußte.

---

[1]) Die Briefe des Michelagniolo Buonarotti. Uebersetzt von Karl Frey (Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Berlin). Verlag von Julius Bard, Berlin 1907. 8°. 345 S. (5. Band der Sammlung Hortus Deliciarum.)

Digitized by Google

So scheint diesen überaus persönlichen Dokumenten beim ersten Betrachten jeder lebensfreudige, ja selbst jeder ästhetische Zug abzugehen, und doch bauen sie sich in ihrer Gesamtheit zu einem eindrucksvollen Kunstwerk auf. Denn auch in seinen Briefen, selbst in denen, die nur von Streitigkeiten mit Vater und Verwandten, mit Auftraggebern und Neidern handeln oder zur trockenen Erledigung von Geldgeschäften und von alltäglichen häuslichen Vorkommnissen geschrieben sind, türmt Michelangelo wie ein Titane Felsblöcke auf. Das Gewaltige, das „Schreckliche" in der Persönlichkeit dieses großen Toskaners kommt auch in der Art, wie er sein äußeres Leben anfaßt und auffaßt, hier zum Ausdruck; selbst in die Behandlung der alltäglichen Kleinigkeiten legt er die „wilde Glut", von der er in einem Madrigale an Vittoria Colonna spricht; ein herbes Zürnen liegt fast immer auf seiner Stirn, nicht nur, wenn er seine Anklagen gegen die ihn in seinem Schaffen hindernden und störenden fürstlichen oder päpstlichen Mäzene schleudert. Und doch weiß er, der fast stets Erregte, auch rührende und sanfte Töne zu finden, sobald es sich um das Befinden eines Anverwandten oder eines treuen Dieners handelt. Ein merkwürdiges Menschentum offenbart sich überhaupt in allen diesen rein sachlichen Aeußerungen, die aus der oft unbeholfenen Feder des großen Künstlers fließen: eine Leidenschaftlichkeit im Erfassen auch der gewöhnlichsten Dinge, die uns fast übermenschlich, zum mindesten, an unseren objektiveren Maßstäben gemessen, groß erscheint.

Nicht immer ist diese Leidenschaftlichkeit rein persönlicher, rein michelangelesker Art; sie muß auch in der ganzen Stimmung jener Zeit gesucht werden, die den Dingen und Vorkommnissen, auch den alltäglichsten, mit unmittelbarerem Empfinden gegenüberstand. Das Erfassen des ganzen Lebens, in allen seinen Erscheinungen, den großen wie den kleinen, war intensiver als jetzt. Deshalb fällt ein Brief, wie jener, in dem sich Michelangelo in fast leidenschaftlichem Zorn über die Unpünktlichkeit und das ungenaue Maßnehmen seines Schneiders beklagt, ebenso bedeutend und ernst aus wie die vielen anderen, die die Arbeit am Jüngsten Gericht oder am Grabmal Julius' II. behandeln. Jene Renaissancemenschen waren sich des Unterschieds in der Bedeutung der Objekte ihres Handelns nicht

Digitized by Google

so scharf bewußt wie die objektiver denkenden Menschen der späteren Jahrhunderte; sie legten in die Behandlung jeden Dinges, auch des kleinsten und alltäglichsten, sich mit der ganzen Wucht ihrer leidenschaftlichen Persönlichkeit hinein, und ein schlecht zugeschnittenes Wams oder die Gaunerei eines Zollbeamten, der ein Paar Käse unterschlägt, konnten das seelische Gleichgewicht eines Michelangelo ebenso empfindlich stören wie das Scheitern eines großen künstlerischen Auftrags. Aber nicht nur, weil Michelangelo überhaupt eine irritable Persönlichkeit war, sondern weil er in einer Zeit lebte, die auch in Kleinigkeiten groß und lebhaft empfand, in einer Zeit voll regster Lebendigkeit und Unmittelbarkeit im Erfassen und Behandeln aller Gegenstände, auch der alltäglichen. Nur aus solcher Unmittelbarkeit des Empfindens erklärt sich die Blüte und Frische des künstlerischen Schaffens in jener Periode, und wir verstehen Michelangelo in seiner nach dieser Richtung hin entfesselten gewaltigen Kraft erst ganz, wenn wir aus seinen Briefen sehen, wie auch sein ganzes Menschentum von dieser in allen Dingen lebhaften, fast glühenden Zeitstimmung durchtränkt war.

*

Betrachten wir nun einmal neben diesem unmittelbaren Lebensempfinder einen Nachempfinder jener glühenden Zeitstimmung: auch ein Briefschreiber, der auf italienischem Boden wandelt, auch eine Persönlichkeit von höchst erregbarem Wesen — die aber dreihundert Jahre später lebt. Es ist Friedrich Theodor Vischer, dessen „Briefe aus Italien" gerade jetzt zum Zentenarium seiner Geburt in einem hübschen Bändchen gesammelt erschienen sind.[2]) Auch er, ein geistvoller Epigone, hat den Sinn für das Große, Lebendige; aber er ist — denn so gebietet es ihm die Zeit, in der er lebt — nur ein Zuschauer, nicht ein Erleber im unmittelbarsten Sinne dieses Wortes. Er empfindet das Glühende in den noch überbliebenen Zeugnissen aus jener wahrhaft lebendigen Zeit, aber er erlebt es in sich nur nach, er erlebt es nur durch Vermittlung, nicht unmittelbar. Das ist doch ein großer Unterschied — und die Briefe zeigen es deutlich. Sie sind voll des lebendigsten Inhalts, aber doch fehlt ihnen jene gewaltige Sach-

[2]) Verlag der Südd. Monatshefte, G. m. b. H. München 1907. Klein-Oktav. 150 S. Preis M 2.50.

Digitized by Google

lichkeit, die in den Briefen Michelangelos zum Ausdruck kommt. Denn der Briefschreiber des 19. Jahrhunderts steht im Grunde nur *vor* den Dingen, die er schildert, nicht wie der große Cinquecentist *in* ihnen. Er ist ein Nordländer, herabgestiegen in das Land der vergangenen großen Kulturen, um in dem Anschauen, in dem inneren Erfassen der Zeugnisse dieser Kulturen eine Wiedergeburt seines ganzen Wesens zu erleben, wie ein halbes Jahrhundert vor ihm sein großer Landsmann Goethe. Aber sein Erfassen hat, trotz aller Innigkeit, doch immer nur einen intellektuellen, einen ästhetischen Grundzug, nicht den des tatsächlichen, glühenden, unmittelbaren Erlebens.

Auch Vischer haftet in seinen Briefen gerne in dem Boden des kleinen, alltäglichen Geschehens aus dem Volksleben, und das macht seine Reiseschilderungen so reizvoll und belebt; aber er steht innerlich *über* diesem Geschehen, er ironisiert es, er sucht es zu verstehen, begleitet es mit seinem Mitgefühl oder mit dem Ausdruck seines Abscheus. So bleibt dabei immer der Eindruck: er spricht in seinen Briefen *von* dem Volke, während Michelangelo in den seinen ein Teil dieses Volkes selbst *ist*. Jener erzählt von dem Leben, dieser lebt das Leben. Hierin besteht der gewaltige Unterschied in dem Tone der beiden Briefsammlungen: bei dem Cinquecentisten die überwältigende, fast peinigende Sachlichkeit, die glühende Unmittelbarkeit; bei dem Epigonen lediglich ein Nachempfinden der lebensvollen Stimmung. Natürlich erwächst dem späteren Briefschreiber hieraus kein Vorwurf, denn kein Mensch kann aus seiner Zeit heraus, ebensowenig wie aus seiner Haut. Nur der innere Abstand soll angedeutet werden, der eine ästhetisierende Briefsammlung von einer streng sachlichen trennt; die verschiedene Art des Erlebens bei dem schaffenden Künstler und dem in seinem Innern nachschaffenden Genießer kommt hierin zum Ausdruck.

Auch Vischer erlebte während seines italienischen Aufenthalts ganz Ungeheueres in sich, aber eben nur in diesem nachschaffenden Sinn. Er verspürte in seinem Innern den „Wetterschlag" des Jüngsten Gerichts von Michelangelo. „Es geht durch das ganze Bild ein Gefühl wie das Grausen der großen Wirkungen der Elektrizität, ein Sturm zürnender Allmacht, schrecklicher Gerechtigkeit... Ein weichliches Gemüt kann ein solches Bild nicht ansehen."

Digitized by Google

Aus Michelangelos Briefen empfinden wir jenes Grauſen der großen Wirkungen der Elektrizität unmittelbar, aus Viſchers Briefen nur mittelbar, aber doch auch als inneres Erlebnis. Und hierin liegt der Zauber des Nachempfindens, für den unſere Zeit in ſo eminenter Weiſe empfänglich iſt. Man könnte auch ſagen, daß nach Goethe wohl kaum ein anderer deutſcher Reiſender dieſes Nachempfinden in ſo hohem Grade zu einem inneren Erlebnis ausgeſtaltet hat wie der kluge und feinſinnige Schwabe. Ihm wird alles wieder lebendig, was auf jenem reichen italieniſchen Boden einſt lebte. Er hat Phantaſie und Humor zugleich; jene bringt ihn in ein warmes Verhältnis zu den überbliebenen Zeugniſſen der großen vergangenen Kulturen, dieſer zu den in lebendiger Wirklichkeit ihn umwimmelnden Vertretern der heutigen Kultur, zum Volke. So verſteht er das eine aus dem anderen, freut ſich, wenn er noch deutliche Zuſammenhänge zwiſchen beiden herausfinden kann, iſt glücklich über die große Einheitlichkeit in der Stimmung, die ihm aus Natur, Kunſt und Volksleben in jenem Lande herausklingt. Und es iſt wirklich ein Genuß, in ſeinen Briefen zu verfolgen, wie das Gefühl von jener Einheitlichkeit immer klarer in ihm ſich ausbildet, je länger und intenſiver er in das italieniſche Leben eindringt. Hier ſehen wir die Kunſt des Nachſchaffens in ihm heranreifen, die ihm die Reiſe nach den klaſſiſchen Stätten zu einem ſein ganzes ſpäteres Leben und Schaffen beeinfluſſenden Erlebnis werden ließ.

*

Trotz der großen Friſche des Tons, in dem dieſe Viſcherſchen Briefe gehalten ſind, merkt man ihnen doch an, daß ſie für ein „Publikum“ geſchrieben wurden. Freilich nur für ein kleines Publikum, nur für den Verwandten- und Freundeskreis des jungen Profeſſors, der aus der gelehrten Enge ſeiner ſchwäbiſchen Heimat in die freien Weiten des Südens gezogen war. Seine Briefe — zum Teil ſind es ganz ausführliche Berichte über die inneren und äußerlichen Erlebniſſe — zirkulierten daheim im Original und in Abſchriften in den befreundeten Pfarr- und Beamtenhäuſern, ganz ähnlich wie ja auch die Briefe Goethes aus Italien im Weimarer Freundeskreis umhergingen. Das weiß der Briefſchreiber und richtet ſich unwillkürlich in Ton und Inhalt danach ein. Ein leichter Hauch von be-

Digitized by Google

wußtem Bemühen nach der literarischen und ästhetisierenden Seite hin liegt deshalb doch über dem Ganzen, wenngleich Vischer beim Niederschreiben dieser Briefe sicherlich nicht an das spätere Gedrucktwerden dachte. Aber schon der Gedanke an den gebildeten Freundeskreis, an den er schrieb, mußte notwendig die Formulierung seines großen inneren Erlebnisses beeinflussen. Nur der frischen Urwüchsigkeit seines Wesens ist es zu verdanken, daß der Ton der Briefe dabei nicht ganz literarisch wurde.

Ein Beispiel für solch literarischen Charakter von Briefen, auch von Privatbriefen, finden wir in einer kleinen Auswahl aus der Korrespondenz Michael Bernays', die soeben von seinem Stiefsohne Hermann Uhde-Bernays herausgegeben worden ist.[3]) Hier sehen wir einen Briefschreiber vor uns, der jeden seiner Briefe als eine kleine literarische Arbeit, als ein Kunstwerk, auffaßte und anfaßte, und der sicherlich bei ihrer Niederschrift daran dachte, daß sie möglicherweise doch einmal gedruckt werden könnten. Er schreibt also nicht nur an den Adressaten persönlich, sondern auch vor einem „Publikum", allerdings zunächst nur vor einem imaginären. Natürlich ist es ein höchst gebildetes, ein ästhetisch angehauchtes Publikum, an das er dabei denkt. Deshalb tritt er in allen seinen brieflichen Erzählungen, selbst in den inhaltlich geringfügigsten, in soignierter Toilette vor uns hin, während wir bei den Briefen Vischers uns den Schreiber im lässig bequemen Reiserock vorstellen, bei denen Michelangelos sogar an die schwielige Arbeitsfaust denken müssen, die den Meißel und den mächtigen Schlägel nur einen kurzen Augenblick beiseite gelegt hat, um nach der Feder zu greifen.

Gleichwohl liegt die Bedeutung der Briefe von Bernays, die uns hier vorgelegt werden, nicht in ihrer sorgfältig gepflegten Form allein; auch ihr Inhalt ist sehr bemerkenswert, sowohl für die Charakteristik der Persönlichkeit des Schreibers selbst, als auch für die Zeit, in der sie geschrieben sind. Sie stammen zum größten Teil aus der Münchener Zeit Bernays' und führen uns in ihrem Hauptteile, der an Hermann Uhde und Frau gerichtet ist, in das rege geistige Leben ein, an dem der Schreiber hier teilnahm. Besonders die ausführlichen Berichte über

[3]) Briefe von und an Michael Bernays. (Mit einem Bildnis.) Berlin, B. Behrs Verlag. 8°. 220 S.

Digitized by Google

seinen Verkehr mit Richard Wagner und seinem Bayreuther Kreise sind sehr interessant. Auch der zweite Abschnitt des Buches, der einige an Bernays gerichtete Briefe von hervorragenden Persönlichkeiten enthält, bringt manches Bedeutende, so vor allem eine Reihe von Briefen Henriette Feuerbachs, der Stiefmutter des Malers Anselm Feuerbach, die als eine hochgebildete und ursprünglich empfindende Frau vor den Leser hintritt. Freilich ist neben diesem Bedeutenden auch manches inhaltlich höchst geringfügige Billett oder Brieflein in die Sammlung mit hineingeflattert und hat hier seine Verewigung gefunden, wohl nur um des großen Namens willen, den der jeweilige Schreiber trägt.

„Wer schreibt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch solche Briefe!“ hat Bernays oft voll naiver Selbstbewunderung ausgerufen, wenn er seine großen engbeschriebenen Quartbogen an die Freunde abgehen ließ. In der Tat ist er wohl einer der letzten Pfleger des fein kultivierten literarischen Briefstils bei uns gewesen. Heute ist die epistolare Ausdrucksweise im großen und ganzen wieder zu der herben Sachlichkeit zurückgekehrt, die uns in Michelangelos Briefen entgegentritt. Das literarisch-ästhetische Bedürfnis nach sorgsam gepflegter und stimmungsvoller persönlicher Mitteilung hat andere Kanäle gefunden, um sich auszuströmen, und der Brief ist wieder das geworden, was er ja ursprünglich war, nämlich lediglich Nachrichtenvermittler. Freilich kann er auch als solcher einen eminent persönlichen Ausdruck tragen, das sehen wir an den Briefen des großen Toskaners aus dem Cinquecento; aber die moderne Sachlichkeit hat die Tendenz, auch diesen abzuschleifen, soviel und wo sie nur immer kann. So werden wohl aus unseren Tagen nur wenige wirklich wertvolle Briefsammlungen der Nachwelt so treffliche Kunde von Persönlichkeiten geben, wie wir sie heute noch von den eben hinabgesunkenen Generationen empfangen.

O. B.

(Nr. 123.)

Digitized by Google

Die Verschwörung des Generals Malet.

Von Hans Weber-Lütkow (Wildshut bei Salzburg).

Die Verehrung, deren sich Napoleon I. in Frankreich erfreute, war keine allgemeine. Royalisten und Republikaner zettelten häufig Verschwörungen gegen ihn an, ja manchmal war so ziemlich die Gesamtheit der Franzosen mit dem Kaiser unzufrieden. Ganz besonders war dies während des russischen Feldzuges im Jahre 1812 der Fall, denn man befürchtete, die abenteuerliche Politik des Kaisers werde das Land in das Verderben stürzen. Diese Stimmung suchte General Malet, der republikanisch gesinnt war, auszunützen, um den Kaiser und seine Regierung zu stürzen und die Macht an sich zu reißen. Er hatte sich schon im Jahre 1808 an einer Verschwörung gegen Napoleon beteiligt, wurde deshalb seiner militärischen Würden entkleidet und in das Gefängnis La Force eingesperrt. Im Herbste 1812 erwirkte er jedoch, indem er sich krank stellte, daß er nach einem Krankenhause in der Vorstadt Saint-Antoine gebracht wurde, wo er, minder streng beaufsichtigt, einen regen Verkehr mit seinen Gesinnungsgenossen unterhalten konnte.

Am 23. Oktober 1812 verließ nun Malet in Begleitung des Mitverschworenen Abbé Lafon das Krankenhaus und begab sich in ein für ihn bereit gehaltenes Zimmer. Hier legte er seine Generalsuniform an, hier wurde ihm die für den nächsten Tag ausgegebene Losung verraten, hier wurden die zur Durchführung des Staatsstreiches erforderlichen Schriftstücke niedergeschrieben. Es war dies vor allem ein Senatsbeschluß, worin es hieß, daß Napoleon bei Moskau gestorben sei, die kaiserliche Regierung abgesetzt werde und an ihre Stelle eine provisorische Regierung mit Moreau und Carnot an der Spitze zu treten habe, General Malet aber unbeschränkte Vollmacht erhalte, über die bewaffnete Macht zu verfügen. Ferner wurden mehrere für die Kommandanten der National- und der Munizipalgarde bestimmte Schriftstücke verfaßt, worin bis in die kleinsten Einzelheiten Vorschriften über die Verwendung der Truppen erteilt wurden, Soulier, der Kommandant der Nationalgarde, zum Brigadegeneral ernannt und ihm ein Betrag von hunderttausend Franken, die zur Erhöhung der Bezüge der Truppen dienen sollten, angewiesen wurde. Die Anfertigung all dieser Urkunden dauerte lange Zeit, und es war halb vier Uhr früh geworden, als General Malet in Begleitung des

Digitized by Google

Korporals Rateau, den er für seinen Adjutanten ausgab, in strömendem Regen vor der Kaserne der Nationalgarde erschien. Er ließ den Kommandanten Soulier wecken; dieser lag fieberkrank zu Bette, die Nachricht vom Tode des Kaisers beraubte ihn vollends jeder Besinnung, er frug nicht viel nach Beweisen und stellte dem General seine Mannschaften zur Verfügung. Das gleiche Glück hatte Malet in der Kaserne, wo die Munizipalgarde einquartiert war; dort gab der Oberst Rabbe sofort Befehl, daß allen Anordnungen des Generals Malet Folge geleistet werde. So verfügte dieser plötzlich über 1200 Mann. Aber er brauchte, um diese Truppen entsprechend zu verwenden, entschlossene, zu ihrer Führung geeignete Männer. Er dachte an seine Gesinnungsgenossen, die Generale Lahorie und Guidal, die im Gefängnis La Force eingesperrt waren und erschien dort, um sie zu befreien, mit einem Teil seiner Soldaten. Dem Gefängnisverwalter stiegen nicht die geringsten Zweifel auf, denn er sah einen General in voller Uniform an der Spitze wohl geordneter Truppen. Die Generale Lahorie und Guidal wurden sofort in Freiheit gesetzt und es scheint, daß auch sie die Richtigkeit der Behauptungen Malets nicht bezweifelten.

Lahorie erhielt nun den Befehl, den Polizeipräfekten Pasquier zu verhaften. Dieser erzählt hierüber folgendes in seinen Denkwürdigkeiten:[1]) „Es war sieben Uhr; ich war gerade aufgestanden; ein lauter Lärm, der sich in den Räumen vor meinem Schlafzimmer erhob, veranlaßte meinen Kammerdiener, nachzusehen. Als er einen Trupp bewaffneter Soldaten sah, verteidigte er mit großer Aufopferung die Tür zu meinem Schlafzimmer, aber er wurde zur Seite gerissen und durch einen Bajonettstich am Bein verwundet. Ich versuchte die Treppe zu erreichen, wurde aber von einem Offizier, der eine Abteilung Soldaten befehligte, genötigt, mich in mein Zimmer zurückzubegeben. Es war General Lahorie; er teilte mir mit, daß der Kaiser in Rußland gefallen sei, und brachte den vorgeblichen Senatsbeschluß zu meiner Kenntnis, ohne mich das Schriftstück sehen zu lassen. Schließlich sagte er mir noch, Bürger Boutreux werde meine Amtstätigkeit übernehmen, ich selber müßte unter Bewachung auf meinem Zimmer bleiben." Der Polizeipräfekt Pasquier unterwarf sich willenlos diesen Verfügungen, wurde aber trotzdem eine Stunde später nach dem Gefängnis La Force gebracht.

[1]) Eine sehr gute, von Heinrich Conrad besorgte, deutsche Bearbeitung erschien kürzlich unter der Aufschrift: „Napoleons Glück und Ende. Erinnerungen eines Staatsmannes" in Stuttgart bei Robert Lutz.

Digitized by Google

Darauf begaben sich Lahorie und Guidal an der Spitze ihrer Truppen in das Polizeiministerium, wo der Polizeiminister, Herzog von Rovigo, verhaftet wurde. Lahorie unterzeichnete den Haftbefehl als „Polizeiminister", ließ den Herzog in einem Mietwagen in das Gefängnis La Force, wo er einige Stunden zuvor selbst gesessen hatte, bringen, bestellte bei einem Schneider einen Ministerfrack, und fuhr im Wagen des Herzogs von Rovigo nach dem Stadthaus, wo er als Polizeiminister empfangen wurde.

Mit noch größerer Tollkühnheit als Lahorie und Guidal ging Malet selbst vor. Er begab sich mit seinen Truppen auf den Vendômeplatz, wo sich das Divisionskommando befand, und trat in Begleitung einiger Offiziere in das Zimmer des Divisionskommandeurs General Hulin. Er zeigte diesem an, daß der Kaiser gestorben sei, bemerkte aber, daß die Nachricht keinen Glauben fand, und lud den General darauf ein, in ein anstoßendes Zimmer zu treten, um die wichtigen Schriftstücke zur Kenntnis zu nehmen. Hier jagte Malet dem General Hulin, als dieser den gefälschten Senatsbeschluß zu lesen begann, eine Kugel in den Kopf, so daß er schwer verwundet zu Boden sank. Nach diesem Verbrechen begab sich Malet zu dem Chef des Generalstabes, Doucet, und überreichte ihm den Senatsbeschluß. Doucet erkannte sofort, daß das Papier gefälscht war, und fragte entrüstet, wie der General mit einer solchen Schurkerei an ihn herantreten könne. Malet wollte sich seiner in der gleichen Weise entledigen wie des Generals Hulin; Doucets Adjutant Laborde aber hielt ihn fest, bis die Soldaten der Wache auf seine Hilferufe herbeieilten und den Verschwörer gefangen setzten.

So war das Wagnis des Generals Malet kläglich gescheitert. Er hatte geglaubt, daß seine Befehle, wenn sie vom Generalstab aus, also in der gewöhnlichen Form und auf dem gewöhnlichen Wege, an die Truppenabteilungen gelangten, unfehlbar mit blindem Gehorsam ausgeführt würden. So kühn der Plan im ersten Augenblick erscheinen mag, war er doch die Ausgeburt des hellen Wahnsinns, da Malet denn doch nicht imstande sein konnte, so viele verständige Männer auf die Dauer zu täuschen, und da sich doch auch die Nachricht vom Tode des Kaisers sehr bald als unwahr erweisen mußte.

Dieser mißlungene Staatsstreich hatte trotzdem eine heillose Verwirrung zur Folge und tatsächlich wußte man in Paris während mehrerer Stunden nicht, wer Herrscher im Lande war.

General Lahorie hatte sich im Arbeitszimmer des Polizeiministers eingerichtet, befand sich aber in großer Un-

Digitized by Google

ruhe. Voll Vertrauen war er kurz zuvor nach dem Stadthaus geeilt, wo, wie Malet ihm mitgeteilt hatte, die durch den Senatsbeschluß eingesetzte provisorische Regierung tagen sollte. Er war erstaunt, als ihm dort niemand über diese Regierung irgendwelche Mitteilung machen konnte. Noch mehr erstaunt über die Ruhe, die in der Stadt herrschte und die angesichts eines Ereignisses, wie es der Tod des Kaisers gewesen wäre, allerdings ganz unerklärlich war, kehrte er in sein Polizeiministerium zurück und gab sich dort seinen trüben Gedanken hin. Da wurde er von dem Adjutanten Laborde beim Kragen gefaßt und für verhaftet erklärt.

Der Adjutant Laborde, der an diesem unseligen Vormittag eine rastlose Tätigkeit entfaltete, begab sich darauf nach dem Gefängnis La Force und ließ den Polizeiminister Herzog von Rovigo und den Polizeipräfekten Pasquier in Freiheit setzen. Der letztere hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich auf seine Präfektur zu begeben, aber dieser Gang sollte ihm schwere Gefahren bringen. Er erzählte hierüber folgendes: „Als ich in den Eingang der Präfektur trat, sah ich, daß der Hof noch von den Soldaten erfüllt war, die Malet daselbst aufgestellt hatte. Ich rief ihren Führer, den Leutnant Beaumont, heran und sagte, er solle seine Soldaten nach der Kaserne abrücken lassen. Ich glaubte, mein bloßes Erscheinen müßte ihm klar machen, daß die Dinge eine ganz andere Wendung genommen hatten; ich hätte aber freilich wissen sollen, daß die Herren vom Militär nicht so ohne weiteres den Befehlen eines Zivilisten gehorchen. Der Offizier wollte an den Umschwung nicht glauben, er weigerte sich rund heraus, mir zu gehorchen, und rief seine Leute unter das Gewehr. Von allen Seiten schrie man nun: Nehmt ihn fest! Schlagt ihn tot! Zum Glück war ich noch ganz in der Nähe der Toreinfahrt, ich warf mich in das dichte Gedränge der Neugierigen und lief bis auf den Kai. Die Soldaten verfolgten mich mit gefälltem Bajonett und es blieb mir keine andere Rettung, als mich in einen Kaufmannsladen zu flüchten. Die Soldaten wollten die Türe einschlagen, inzwischen aber waren viele Polizeibeamten herzugeeilt, die sie mit großer Mühe überredeten, von den beabsichtigten Gewalttaten abzusehen. Ich — der Polizeipräfekt — war also abermals Gefangener und blieb es fast eine Stunde lang. Der Adjutant, der den Befehl des Kriegsministers überbrachte, die Soldaten mögen sofort in ihre Kasernen zurückmarschieren, wurde von den aufgeregten Leuten festgenommen und niemand wollte ihm gehorchen. Der Wirrwarr fand erst ein Ende, als man hörte, daß eine stark

Digitized by Google

Abteilung der kaiserlichen Garde nach der Polizeipräfektur marschiere."

Heillos war auch die Verwirrung im Stadthause. Dort erschien trotz seiner Krankheit der Oberst Soulier um beiläufig halb acht Uhr morgens, um dem Seinepräfekten, dem Grafen Frochot, die Meldung vom Tode des Kaisers und Malets Befehle zu überbringen. Frochot war nicht im Stadthaus, und Soulier konnte nur einen Unterbeamten sprechen. Dieser wußte, daß der Präfekt bereits auf dem Wege nach der Stadt sei, und schickte ihm einen Zettel, worin er ihn durch die mit Bleistift schnell hingekritzelten Worte: „Fuit Imperator" vom Tode Napoleons benachrichtigte. Um acht Uhr endlich traf Frochot ein. Die Nachrichten hatten ihn ganz außer sich gebracht und alles, was er im Stadthause sah und hörte, vergrößerte noch seine Bestürzung. Er erfuhr zum Beispiel: „Der Polizeiminister sei dagewesen," man sagte ihm aber nicht, daß dieser Polizeiminister der General Lahorie gewesen sei, und daß der wirkliche Polizeiminister — der Herzog von Rovigo — im Gefängnis saß. Obendrein kam noch der Hausarzt des Herzogs von Rovigo zu ihm, um sich im Auftrage der Herzogin, die sich in heller Verzweiflung befand, zu erkundigen, wo denn eigentlich ihr Gatte sei. Graf Frochot glaubte, diese Verzweiflung sei durch den Tod Napoleons veranlaßt, er sah also darin eine Bestätigung der Unheilsbotschaft. In den Befehlen, die Oberst Soulier dem Grafen Frochot überbrachte, stand unter anderem, die kaiserliche Regierung sei abgesetzt, eine andere sei ernannt, die ihren Sitz im Stadthaus haben soll, und der Seine-Präfekt habe nötigenfalls die Sturmglocken läuten zu lassen. Der arme Seine-Präfekt, Graf Frochot, verlor vollständig die Besinnung — er gab den Befehl, für die neue Regierung Tische und Stühle in den großen Saal des Stadthauses zu bringen. Da erschien plötzlich, als Retter in höchster Not, der Adjutant Laborde. Es kostete viele Mühe, den Obersten Soulier zu bewegen, daß er seine Truppen in die Kaserne zurückschickte, denn bei diesem Wirrwarr sich widersprechender Befehle wußte kaum noch jemand, was er zu tun, wem er zu gehorchen hatte. Der Präfekt Frochot atmete auf; er ließ Tische und Stühle, die er für die neue Regierung im großen Saale des Stadthauses hatte aufstellen lassen, hinausschaffen.

Malet und seine Gehilfen — 24 an der Zahl — wurden in Untersuchung gezogen. Es stellte sich heraus, daß die ganze Verschwörung ausschließlich das Werk des Generals Malet war, und daß die in sein Unglück verwickelten Männer nur die Opfer ihrer Leichtgläubigkeit waren. Malet nahm die volle Verantwortung auf sich, seine Verteidigung

Digitized by Google

bestand nur aus einem einzigen Satze: „Wer sich zum Verteidiger seines Vaterlandes aufgeworfen hat, braucht keine Verteidigung: er siegt oder stirbt."

Malet, Lahorie, Guidal, Soulier und acht Offiziere und Unteroffiziere wurden zum Tode verurteilt und erschossen.

Napoleon erfuhr von der Verschwörung am 6. November 1812 in Rußland. Am meisten an ihr fiel ihm auf, daß von all denen, die so leicht an den Tod des Kaisers glaubten, keiner sich der Dynastie erinnerte, sondern jeder eine Aenderung im Staatsregiment als etwas Selbstverständliches ansah. „Wie," rief er entrüstet aus, „an meine Frau, an meinen Sohn, an die Institutionen des Kaiserreiches, an das alles hat man also gar nicht gedacht!" Diese Erwägungen trugen sehr viel dazu bei, daß sich Napoleon entschloß, ehestens nach Frankreich zurückzukehren. Hier behandelte er seine Minister und Präfekten, die dem abenteuerlichen General in so leichtfertiger Weise Glauben geschenkt hatten, kühl und herablassend, im ganzen jedoch ziemlich gnädig. Nur der Seine-Präfekt, Graf Frochot, wurde abgesetzt. So schwer mußte er es büßen, daß er in den großen Saal des Pariser Stadthauses Stühle und Tische für die neue, von Malets Gnaden eingesetzte Regierung hatte bringen lassen.

Als Wilhelm Voigt, der wiederholt abgestrafte Schuhmacher, in der Uniform eines Hauptmannes an der Spitze preußischer Soldaten, die seinem Befehle, weil er die Uniform an hatte, gehorchten, im Stadthause von Köpenick erschien, den Bürgermeister verhaftete und sich der Stadtkasse bemächtigte, schüttelte sich alle Welt vor Lachen. So etwas sei noch niemals dagewesen, sagte man, so etwas könne nur in einem Staate vorkommen, in dem die Uniform, selbst unberechtigt getragen, aller Welt heillosen Respekt einflöße. So etwas war aber auch schon früher da! Und Opfer des Betruges waren nicht einfache Soldaten und der Bürgermeister einer Provinzstadt, sondern Oberste und Generale, Präfekten und Minister Napoleons des Ersten, der, wie kein anderer, seine Offiziere, Beamten und Diener unter den Tüchtigsten auszuwählen verstand.

(Nr. 120.)

Digitized by Google

Büchereinlauf.

Aphorismen zur Moralphilosophie. Von Martin Meyer. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipzig. 1907.

Während die wissenschaftliche Philosophie bestrebt ist in immer erneuter Forschung Wesen und Bedeutung des Sittlichen zu ergründen, sucht der Verfasser dieser Schrift in leichtem Tone und in der beliebten Form des Aphorismus seine Ethik darzustellen. Man kann, trotz mancher Unzulänglichkeiten, dem Buche einen reifen, wohldurchdachten Inhalt nicht absprechen. Es ist die Schrift eines durchaus modernen Menschen, der die Probleme kennt, und in dieser anmutigen Form, die nach Nietzsche zu wählen, wohl gewagt ist, seine Reflexionen mitteilt. Das Sittliche vergleicht er: einem palais des illusions, die wahre Lichtquelle ist immer unsichtbar, rings um sich herum gewahrt man mehr oder minder deutlich ihr tausendfaches Spiegelbild. „Wer sein persönliches Wohlbefinden zum allerobersten Prinzip macht, hat das Recht verwirkt, über allgemein menschliche Fragen mitzusprechen." Verfasser scheidet zwischen Moral und Sittlichkeit: Moral ist krämerhafter Standpunkt. Das Recht regelt die großen Angelegenheiten der Menschen, die Sitte die kleinen, die Moral ist überflüssig. Dem gegenüber betont er das Umfassende und Universelle der Sittlichkeit und den evolutiven Charakter aller Gesetzlichkeit: der ewige Progreß das Wesen des Sittlichen. Also immer nach vorwärts sehen! Was bin ich zu erreichen noch imstande? In seiner Antithese stellt er verschiedene Lebensanschauungen gegenüber. „Konsequent göttlich hat nie ein Mensch gelebt, konsequent materialistisch noch weniger." Als wirklich moderner Mensch empfindet der Verfasser, daß Philosophie immer schicksalsgeboren sein müsse. In scharfgeschliffenen Sätzen versteht er es, den Bedürfnissen der modernen Seele Ausdruck zu verleihen. Und in selbstgewähltem Widerspruch die Kontraste und die Antithetik modernen Empfindens auszusprechen. Zwar geht es oft schwer, im Stile apodiktischer Behauptungen eine Disziplin, wie es die Moralphilosophie ist, zu entwickeln, aber die gewandte Form hilft über manche sachliche Schwierigkeiten hinweg. Eine tiefe Sehnsucht nach sittlichen Idealen birgt diese Schrift; die Leichtigkeit der Form, die oft tändelnde, spielende Art des Tones verschleiert nur das Zittern eines mit den ernsten Fragen des Lebens ringenden Geistes. Die eingestandene Tendenz, auf dem Wege zur neuen „Religion" ist etwas übertrieben; dahin führt dieses Buch noch lange nicht: aber die Sehnsucht nach einer solchen teilen wir, und diese Schrift ist aus dieser Sehnsucht geboren.

L. Roth.

Blaise Paskals Briefe gegen die Jesuiten. Eingeleitet von Max Christlieb. Uebersetzt von E. Russell. Jena, Eugen Diederichs, 1907. 356 S.

Christlieb gibt in prägnanter glatter Sprache eine vorzügliche Einleitung zu den berühmten Briefen Paskals. Er

Digitized by Google

weiß unser heutiges Interesse für dieselben rege zu machen. Nicht bloß daß sie „für alle Zeiten das Zeughaus geblieben, aus dem man sich die Waffen gegen die Jesuiten holte", sondern „im Grunde sind es doch der Menschheit große Gegenstände, um die hier gekämpft wird: die Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen in seinem sittlichen Verhalten gegenüber einer alle Lebensgebiete meistern wollenden Kirche; ja in letzter Linie die Selbständigkeit des Menschen gegenüber der ganzen Welt und gegenüber dem, was wir unter dem Namen Natur oder Absolutes oder Gott als den tiefsten Grund dieser Welt denken". Hervorzuheben ist die meisterhafte Klarheit und Bündigkeit in der Charakterisierung der einzelnen Entwicklungsstufen dieses schwierigen Problems von Jesus über Paulus, Augustin, Pelagius, Jesuiten, Hansenismus, Port Royal bis zu Paskal.

O.

Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Von Friedrich Seiler. I und II. Zweite, vermehrte Auflage. Halle 1905 und 1907. Buchhandlung des Waisenhauses.

Wir freuen uns, daß das anregend geschriebene Werkchen, das schon bei seinem ersten Erscheinen (Halle 1895 und 1900) beifällig aufgenommen wurde, nunmehr in neuer Auflage wieder vollständig vorliegt. Des Verfassers Absicht war in erster Linie, die heute noch in unserer Sprache lebenden Lehnwörter möglichst vollständig nach ihrer Bedeutung für die deutsche Kulturgeschichte zu behandeln, doch wurde auch, wo es zweckmäßig erschien, eine Anzahl von Lehnwörtern herangezogen, die früher oder später wieder abgestorben sind. Unter seinen geschickten Händen zergliedert sich der reiche, aber etwas spröde Stoff wie von selbst in eine Anzahl von Gruppen, bei denen der Hauptsache nach die Rücksicht auf sachliche Anordnung den Ausschlag gab. Daß der Verfasser über eine gute Kenntnis der Quellen und der hierher gehörigen Literatur verfügt und daß er alles, was seit der ersten Auflage auf diesem Gebiete erschien, gewissenhaft benutzt hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; dagegen wollen wir nicht unterlassen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie ansprechend und fesselnd er den Gegenstand darzustellen versteht. Was den Inhalt betrifft, so ist der Verfasser recht behutsam und maßvoll vorgegangen, und seine Darlegungen wirken im allgemeinen überzeugend, mag auch hier und da vielleicht der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische überschätzt werden — Lesenswert insbesondere für die Freunde und Gegner des Deutschen Sprachvereins ist auch die Vorrede, in der er sich mit diesem und seinen Bestrebungen auseinandersetzt.

Kassel. Julius Pistor.

Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen. Von Viktor Roth. Heft 75 der Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Straßburg 1906, J. H. Ed. Heitz.

Unter dem Gesichtspunkte, daß der Verfasser es zum erstenmal unternahm, ein geschlossenes Bild der siebenbürgischen Plastik zu

Digitized by Google

geben, nachdem, wie es scheint, nur sehr unzulängliche Vorarbeiten vorhanden waren, darf man diese Geschichte der Bildnerei hoch willkommen heißen. Sie ist eine fleißige Arbeit, beseelt von dem Gedanken, der siebenbürgisch-sächsischen Plastik Anerkennung und Beachtung zu erwirken und ihr einen Platz in der Geschichte deutscher Bildnerei von nun ab zu sichern. Und zweifelsohne bietet der Denkmälerschatz des Landes eine Reihe wichtiger Werke, die im Zusammenschluß mit der übrigen Plastik Deutschlands namentlich vom Ausgange des Mittelalters außerordentlich interessante Perspektiven eröffnen. Diese klarzulegen, war der Verfasser wohl bestrebt, aber der Versuch mißglückte häufig, da er von falschen Voraussetzungen ausging. Ich denke hierbei an scheinbar authentische Datierungen, die nach dem Maßstabe der Durchschnittsentwicklung deutscher Kunst sich nicht aufrecht erhalten lassen. Ein paar Beispiele: Die Pietà des Meisters Ulrich von Kronstadt soll urkundlich von 1506 stammen. Sollte die Nachricht sich nicht auf ein anderes Werk, auf eine wirkliche depositio salvatoris — eine Grablegung — beziehen? Diese Pietà gehört zu jener Gruppe von Vesperbildern, die in dem Hauptmoment einen festen Typus beibehält, in dem mehr Nebensächlichen, vorwiegend in der Aktion der Hände, aber einige Aenderungen aufweist, und die über einen großen Teil Deutschlands, Oesterreichs, Tirols, Böhmen und Oberitalien verbreitet gewesen ist, nicht aber im Anfang des 16. Jahrhunderts, sondern in der ersten Hälfte und in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Und unzweifelhaft entstammt auch dieser Zeit das dem Meister Ulrich vindizierte Exemplar, das in seiner ganzen Mache auch nicht eine Spur des Stils von 1506 an sich trägt, selbst wenn wir annehmen wollten, es handle sich, wie so oft, um eine Kopie nach einem älteren Vorbild. Uebrigens ist diese Pietà ein ganz hervorragendes Stück ihrer Art. Sieben Jahre später (1513) setzt Roth auf Grund einer Inschrift die Christusstatue im Altar zu Meeburg, die entweder vollständig überarbeitet wurde oder, was weit wahrscheinlicher, erst um 1600 oder 1650 entstand, wie die ganze Attitüde und der schwächliche Faltenwurf lehren. Man vergleiche einmal mit dieser Figur die beiden Johannes der gleichen Tafel von ca. 1520 oder den Bogeschdorfer Altar von 1518, um den nur aus einer erheblichen Zeitdifferenz zu erklärenden Stilunterschied zu erkennen. — Der Altar in Mühlbach wird mit großem Aufwand von Beredsamkeit, oder besser gesagt, mit viel Ueberredungsgabe Veit Stoß zuzuschreiben versucht. Der Verfasser steht hier sicher mit seiner Ansicht allein. Wo böte sich eine ähnlich dürftige, langweilige Madonna von der Hand des Meisters, wo von ihm eine so verunglückte Gestalt wie Jesse, wo solche breite, ungefüge Typen wie auf den Flügeln? Nur ein Geselle, und nicht der beste, kann für eine solche Arbeit in Betracht kommen. Den Verfasser riß hier die Liebe zu den heimatlichen Schätzen weit über das Zulässige mit sich fort. Von den Werken des 15. und 16. Jahrhunderts nimmt in Siebenbürgen, soweit wir nach den Abbildungen schließen dürfen, die oben erwähnte Pietà den hervorragendsten Platz ein. Die Denkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts sind vorwiegend Dekorationsstücke zum Teil von recht eleganten Formen, meist sind es

Digitized by Google

Grabsteine und Epitaphien. Das reichste, wenn auch nicht das geschmackvollste Werk ist die Tumba des Georg Apaffis († 1635) im Nationalmuseum zu Budapest von Elias Nikolai, dem ich, wenn nicht die Abbildung trügt, auch den Grabstein des Koloman Gotzmeister († 1633) in Hermannstadt zuschreiben möchte. — Man sieht, das Buch regt an, wenn auch oft zu Widersprüchen; aber das soll das Verdienst des Verfassers nicht schmälern. Wir müssen ihm dankbar sein für die zusammenfassende Darstellung der siebenbürgischen Plastik, auch wenn manches vor der Kritik nicht bestehen kann.

München. Dr. Philipp M. Halm.

Gesammelte Abhandlungen aus den Gebieten der Meteorologie und des Erdmagnetismus. Von Wilh. v. Bezold. In Gemeinschaft mit A. Coym herausgegeben vom Verfasser. VIII u. 448 S. Groß-Oktav. Mit 66 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Braunschweig 1906, bei F. Vieweg u. Sohn. Preis geh. 14 M.

Professor W. v. Bezold, dessen Tod wir vor kurzem zu beklagen hatten, hat in dem vorliegenden Buche eine Reihe seiner Abhandlungen, welche fast durchgehends ursprünglich in Akademieberichten veröffentlicht wurden und deshalb schwer zugänglich sind, neu herausgegeben. Die meisten der in diesem Sammelbande vereinigten 20 Abhandlungen entsprangen der Tätigkeit des Verfassers auf dem Gebiete der Physik der Atmosphäre — einem Gebiete, auf welchem er als Schöpfer und Vorstand des Münchener wie des Berliner meteorologischen Institutes Ausgezeichnetes geleistet und vielfach bahnbrechend gewirkt hat. An der Spitze der Sammlung steht der berühmte, aus dem Jahre 1864 stammende Aufsatz über die Dämmerung (mit Zusätzen), der uns v. Bezold als scharfen Beobachter zeigt und auch heute noch kaum durch eine bessere Beschreibung der um und nach Sonnenuntergang alltäglich sichtbaren Erscheinungen in der Atmosphäre übertroffen wird. In der zweiten Abhandlung, „Ueber die Schwankungen der Gewitterhäufigkeit" (1874), tritt der Verfasser als einer der Ersten entschieden für einen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und jener der Gewitter ein. Auch die beiden folgenden Aufsätze (mit Nachträgen) beziehen sich auf Untersuchungen über Gewitterhäufigkeit (Einfluß der Sonnenrotation: Zunahme der Blitzgefahr). Einzelne der in diesen drei Abhandlungen ausgesprochenen Ansichten dürften sich indessen heute wohl kaum mehr aufrecht erhalten lassen. Hierauf folgen die fünf „Mitteilungen zur Thermodynamik der Atmosphäre", die zwischen 1888 und 1900 in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie erschienen sind. Die Anwendung der mechanischen Wärmetheorie auf die Vorgänge in der Atmosphäre hat hier den Verfasser zu einer Reihe von ebenso neuen wie wichtigen Ergebnissen geführt; die vielseitige und nutzbringende Verwertung, deren die von ihm entwickelte Methode der graphischen Darstellung fähig ist, wird an einigen typischen Beispielen überzeugend dargetan. In den

Digitized by Google

beiden nächsten Abhandlungen (Nummern X und XI der Sammlung) gibt Verfasser einen Ueberblick über die Ergebnisse wissenschaftlicher Ballonfahrten, über die theoretische Verwertung dieser Ergebnisse und über die Schlußfolgerungen, welche aus ihnen bezüglich der Verteilung der meteorologischen Elemente wie der gesamten Vorgänge in der vertikalen Luftsäule überhaupt zu ziehen sind. Dann folgt abermals eine Gruppe von fünf Abhandlungen über meteorologische bezw. klimatologische Gegenstände: Temperaturveränderungen vertikaler Luftströme; Theorie der Zyklonen, Druckflächen und Isobaren; Wärmeaustausch an der Erdoberfläche und in der Atmosphäre; klimatologische Mittelwerte für ganze Breitenkreise. Mit vier Abhandlungen über Erdmagnetismus, von denen besonders die beiden letzten: „Zur Theorie des Erdmagnetismus“ und „Vorschlag zu einer magnetischen Vermessung eines ganzen Parallelkreises“ erwähnt sein mögen, findet die Sammlung ihren Abschluß. Ein tieferes Eingehen auf den in jeder Hinsicht bedeutenden Inhalt des Buches ist an dieser Stelle begreiflicherweise nicht möglich. Bei der Auswahl der aufzunehmenden Abhandlungen ist v. Bezold mit ebensoviel Sorgfalt als Zurückhaltung zu Werk gegangen; er hat überdies keine Mühe gescheut, um ältere Aufsätze durch entsprechende Zusätze und Anmerkungen, wenn nötig, sogar durch teilweise Neubearbeitung dem modernen Stande der Wissenschaft anzupassen. Möge das schöne Werk das Seinige dazu beitragen, das Andenken an den ausgezeichneten Gelehrten, den wir in München mit Stolz den Unsrigen nennen durften, nicht nur in den Kreisen seiner engeren Fachgenossen, sondern auch bei allen Freunden der Meteorologie und Geophysik allezeit wach zu erhalten!

-rt-

Das Rätsel des Matschu. Eine deutsche Tibet-Expedition von W. Filchner. Berlin, Mittler u. Sohn. 438 Seiten und zahlreiche Bilder.

Bereits zum drittenmal tritt innerhalb fünf Jahren Wilhelm Filchner mit einem Buche vor die Oeffentlichkeit, um die Wahrnehmungen oder den Verlauf seiner innerasiatischen Reisen für andere nutzbar werden zu lassen. Nach dem „Ritt über den Pamir“ erhielten wir eine stattliche Monographie über den mächtigen buddhistischen Klosterort Kumbum in Nordost-Tibet, hiermit eine erste Frucht der kühnen und verdienstlichen Bereisung von Tibeter Regionen im obersten Hoangho-Gebiet, welche noch kein europäischer Forscher betreten. Der Verfasser führte mit diesem Werke in das Innerste des Lama-Organismus ein, in das äußere Leben, die Wirksamkeit, Geltung und Schwächen dieses wenig erhebenden nördlichen Astes des Buddhismus.

In dem vorliegenden Werke gibt der Forschungsreisende einen Bericht über den Verlauf seines Zuges, der im Jahre 1904 vom Provinzialhauptort Sining-fu am 14. Juni mit einer Karawane von 45 Pferden und 22 Yaks südwestwärts zum oberen Hoangho-Laufe, d. i. dem Matschu oder Gelben Flusse, aufbrach und am 8. November desselben Jahres genannte Stadt wieder erreichte. Letzteres war schon durch den Umstand geboten, daß

Digitized by Google

hier die Gattin Filchners, die, mit klimatologischen und erdmagnetischen Beobachtungen sowie Anlegung einer ethnographischen Sammlung beschäftigt, harrte, für die Heimkehr abzuholen war.

Die gesamte Darstellung dieser Unternehmung erscheint als eine Szenenfolge von Gefahren und schwersten Geduldprüfungen, weshalb es zu besonderer Anerkennung auffordert, daß der Begleiter Filchners, Dr. Tafel, sich bald nach dem Ende dieser Reise aufs neue in die tibetanischen Ostregionen zu einer ausgedehnten Forschung begab.

Mit regem Beobachtersinn schildert Filchner schon die Heranreise nach Si-ning von Hankou aus, so daß man z. B. für die Schiffahrt auf dem Han zwar den Eindruck erhält, daß die Chinesen in allen bezüglichen Dingen ein praktisches Verfahren kennen, aber auch durch ihre Langsamkeit in bezug auf Verbesserungen viele Mühe und Gefährlichkeit immerzu wieder auf sich nehmen, während diese geschickten Schiffer schon längst einfacher, sicherer und mit leichteren Fahrzeugen sollten vorgehen können.

Auf dem gefahrenreichen Wege nach Tibet bekam der Reisende zwar chinesische Soldaten und Diener durch den Amban oder Untergouverneur von Sining-fu; allein der anschaulich und offenbar sachgetreu geschilderte Verlauf der ganzen Expedition zeigt eine nur ausnahmsweise unterbrochene dichte Reihenfolge von Vorgängen und Handlungen von seiten dieser Hilfsmannschaft, welche diese Monate zu einer wahren Leidenszeit gestalteten. Die Erlebnisse mit diesem untreuen, widerspenstigen und rebellischen Volke, von dem immer wieder einer oder alle die ganze Unternehmung oder auch das Leben der beiden Europäer und gewöhnlich der sämtlichen Teilnehmer durch Borniertheit aufs äußerste gefährdeten — diese Szenen und Begegnungen sichern allein schon dem jugendlichen Führer einen besonderen Ruhm tatkräftiger und selbstbeherrschender Umsicht.

Hinsichtlich der Beobachtungen und wissenschaftlichen Feststellungen konnten allerdings in diesem Buche nur Andeutungen und gelegentliche Mitteilungen gegeben werden, da Filchner der kartographischen Veröffentlichung der Ergebnisse diesen Zweig seiner Berichterstattung zugewiesen hat. Aber wir erhalten einen um so vollständigeren Einblick in die schrittweise Erkämpfung der geographischen Erfolge, eine reich belehrende Aufklärung über die Sinnesweise und die politische und soziale Eigenart jener Tibetaner-Stämme östlich des obersten Hoangho-Laufes und bis nahe an die chinesische Landesgrenze, endlich auch über die durchmessenen und überschrittenen Tal- und Höhenformen und die Lebensbedingungen in diesen Regionen von meist 5000—6000 Meter Höhe. So bleibt dieser Band ein unentbehrlicher Bestandteil auch für die noch in Ausführung begriffenen Sonderabteilungen, deren keine gleichsam einen Ersatz für diese Darlegung über die Durchführung des Unternehmens bringen kann und wird.

Dadurch, daß die Hilfsmittel des Großen Generalstabes und die Topographische Anstalt der preußischen Landesaufnahme zugunsten der Filchnerschen Aufzeichnungen, Messungen und Registrierungen tätig sind, erhalten alle diese unter schwersten Ent-

Digitized by Google

behrungen und Gefahren durchgeführten Arbeiten eine zweifellose Bürgschaft wissenschaftlichen Erfolges.

Die ungemein reiche Ausstattung des Buches mit Abbildungen sichert diesem auch den besonderen Wert eines kulturgeschichtlichen Beitrages für unser Wissen von Hochasien.

W. G.

Die Abelsberger Chronik. Von Peter Rosegger. Den Schriften entnommene Sonderausgabe. Umschlag- und Textzeichnungen von Anton C. Baworowski. Leipzig, L. Staackmann, 1907. 196 S. 3 M.

Es ist Nachfrage nach feinsinnigen lustigen Geschichtenbüchern, und es ist dankbar zu begrüßen, daß sich Rosegger auf Veranlassung seines Verlegers dazu verstanden hat, seine geschätzten Abelsberger Geschichten zu sammeln, zu ergänzen und so als einheitliches Werk herauszugeben. Aber einheitlich ist es leider nicht geworden. Es stehen recht hübsche, originelle und feinpointierte Sachen neben ganz und gar ideenleeren, gezwungenen und humorlosen. Als solche muß ich z. B. die Geschichten vom „Schulmeister von Abelsberg", vom „Turmbau", „Ein Abelsberger Kalbskopf", „Zu Abelsberg wieder wer geworden" bezeichnen. Echten Humor, verbunden mit trefflicher Beobachtung des Lebens und künstlerisch hochstehender Erzählungsform, zeigen u. a. die Stücke: „Die Abelsberger Touristen", „Der Baßgeigenkrieg", „Wie Abelsberg bekehrt worden ist", „Der Korbflechter von Abelsberg", „Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg", „Wie Ober-Abelsberg herabgekommen ist", „Das Unterhosenfest zu Abelsberg", „Wie eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam". Daneben ist dann noch eine Reihe ganz unterhaltsamer, aber nicht sehr bedeutender Sachen. Im ganzen aber muß der Kritiker eine auch hier zutage tretende Kunst Roseggers rückhaltlos anerkennen: die große und immer seltener werdende Kunst, in kleinen Geschichten interessant zu schreiben, mit geübter Hand alsogleich die Dinge so darzustellen, daß sie Spannung und Teilnahme erwecken. Ein scharfes Hinarbeiten auf die — oft überraschende — Pointe, und — zuletzt und zubest — eine Fülle von Streiflichtern und Seitenhieben, in die treffliche Schreibart eingewebt, heben die Sammlung trotz der genannten minder wertvollen Stücke doch über den Durchschnitt derartiger Gaben. Das Buch kann viel Freude bereiten.

dr.

Kriegstagebuch 1870. Von Paul Déroulède. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Budapest, Verlag von G. Grimm.

Wahrhaftig ein deutsch gedrucktes Buch aus Ungarn! Titel sprechen und versprechen, und so begann ich eifrig zu lesen. Das in Budapest deutsch gedruckte und dort ins Deutsche übersetzte Buch hat ein Franzose geschrieben — der französischste Franzose, den es seit dem Tode des Generals Boulanger noch gibt. Nun gestehe ich aber, daß ich nicht ohne eine gewisse Sympathie das

Digitized by Google

Buch zur Hand genommen habe. Auch mir geht manchmal die Feder durch, auch mir quillt das Gemüt über, auch ich kann bis zur Raserei für eine Sache schwärmen, die mich gerade begeistert. Leider finde ich dann weder Verleger noch Redakteur, und Budapest mit seinem deutschen Verlage liegt mir zu ferne.

Es war also einmal ein junger Franzose, den man schon 1870 zu einer Friedenskonferenz nach dem Haag hätte schicken können. Märchenhaft und kosmopolitisch liebte er alle Völker — die Franzosen, die Deutschen, die Chinesen und die Japaner. Die Mexikaner hatten kurz vorher gezeigt, daß sie weder aus Frankreich noch sonst aus Europa irgend eine Art von Zivilisation erwarteten, dann war Sadowa gekommen und nun mußte Frankreich der Welt beweisen, daß es noch immer unbesiegbar sei. Das alles genierte den 23jährigen Paul Déroulède nicht, und der berühmte Detaille erinnerte ihn erst neulich daran, daß es keine Studentenversammlung gab, bei der Déroulède nicht gesungen hätte:

Les peuples sont pour moi des frères
Et les tyrans des ennemis.

Dieser junge Mann ließ sich durch den Unterrichtsminister Victor Duruy bewegen, für das Vaterland und für Napoleon III. zu kämpfen. Vorderhand als Leutnant bei der Mobilgarde. Das las ich noch mit Freude und erinnerte mich, daß ich einst 1871 bei Duruy Quartier zu machen hatte. Ah, Euere Exzellenz, lesen Sueton! sagte ich zu dem alten Herrn und der war sehr erstaunt, daß ein bayerischer Leutnant den verlogenen Römer kannte. Hätte er geahnt, daß ich später eine nie aufgeführte Tragödie Caligula und Cäsonia verbrechen würde — er wäre dem Feinde wohl um den Hals gefallen und hätte gerufen: Lassen Sie's in Berlin aufführen — vielleicht geht alles zugrunde!

Also Duruy war ein edler Feind und Paul Déroulède war damals alles eher als ein Feind Deutschlands. Er besaß sogar eine Studentenliebe und Mademoiselle Simone wich erst nach der Bekehrung seiner großen Liebe, die da heißt La France!

Nachdem Simone verlassen worden war, kam Déroulède ins Lager von Châlons. Das las ich wieder mit Interesse, denn ich verbrachte dort ein Jahr während der Okkupation. Ueberhaupt verdanke ich dem Verfasser, daß er mir eine Reihe von Oertlichkeiten ins Gedächtnis rief, und sein Buch wird jedem deutschen Kriegsteilnehmer in gewissem Sinne lesbar erscheinen, zumal er viel vornehmer den Feind behandelt als der große Emile Zola in seinem Roman Débâcle das tat. Erlebt hat aber Herr Déroulède nicht viel, und es erging ihm wie dem Maurice des Herrn Zola, der bis zur Katastrophe von Sedan schimpfte, philosophierte und ein neues Frankreich konstruierte. Ohne die Philosophie — scheint das jetzt Franzosenart.

Beinahe hätte ich die Hauptsache vergessen. Der Mobilgarden-Offizier Déroulède erbat sich im Lager von Châlons, und zwar gegen jedes Gesetz — daß er bei den Zuaven als Gemeiner eintreten dürfe. Alle Hochachtung vor der Tapferkeit, jedoch verurteilte Napoleon I. auf St. Helena das läppische Verhalten der Demokraten und Parvenus. Nur starre Systeme liefern ein

Digitized by Google

brauchbares Offizierkorps, und ich, der ich den Hut vor jedem fleißigen Arbeiter ziehe, erkläre, daß sich eine Armee selbst aufgibt, wenn ihre Offiziere nicht aristokratisch rekrutiert werden. Damit sind nicht immer Sprößlinge des jeweiligen Adels gemeint, sondern der Gentleman nach englischem Begriff.

Als Paul Déroulède beim Brotstehlen mit den Kommiß-Zuavenstiefeln ins Wasser patschte, ging ihm Seite 127 eine Moral im Kopfe herum. „Man ziehe die Stiefel aus, bevor man ins Wasser geht usw." Frankreich wird dem Autor für solche Weisheit dankbar sein und erwählt ihn vielleicht noch zum Zivil-Kriegsminister, weil heutzutage alles möglich ist. Als alter Sedanese ziehe ich Gummischuhe an, wenn ich durchs Wasser gehe.

Nicht unerwähnt will ich lassen, wie Seite 163 der bayerische General von der Tann seinem Stolz fröhnt. Klio hat den liebenswürdigen General dort gestraft, wo er gesündigt hat, und die von ihm befohlenen Greuel, die von seinen Petroleuren in Brand gesteckten Häuser, die Niedermetzelung von Frauen und Kindern durch seine Schlächter werden ewig den unbestreitbaren Ruhm seiner Waffen besudeln — so Herr Déroulède.

Das lautet zwar anständiger als Zolas Kapitel über Bazeilles, trotzdem bleibt es eine blöde Lüge. Zum hundertsten Mal erkläre ich als Sedanese, daß kein Befehl zum Anzünden der Häuser gegeben wurde, daß die gereizten Soldaten zur Brandfackel griffen, weil das Freischärlertum in infamer, hinterlistiger Weise sich am Kampfe beteiligte. Der Schuß aus dem Franzosenheiligtum, der mich treffen sollte, war in einer Ruhepause abgegeben worden. Wir glaubten den Kampf überhaupt beendet. Wenn doch Herr Déroulède lesen wollte, was ich als Augenzeuge über Bazeilles geschrieben habe! General von der Tann hat mich nie beauftragt, darüber zu schreiben, wie er vor meinen Augen im Garten der Villa Beurmann einem rabiaten Gesindel von Männern und Frauen das Leben schenkte. Ein totes Kind habe ich überhaupt in Bazailles nicht gesehen, doch mögen immerhin welche in den Häusern verbrannt sein.

Würde ich alles mit einem Eide bekräftigen, in Frankreich glaubte mir doch trotzdem keine Katze. Das hat sich ebenso in die Gehirne dort eingewachsen, wie in die deutschen die Fabel von der Kälte 1812, die den Napoleon vernichtet haben soll, und jene vom Andreas Hofer, der für „Deutschland" erschossen wurde.

Gehen wir darüber weg, denn es hilft doch nichts! Immerhin habe ich Dérouledes Buch mit Interesse gelesen und — bei der letzten Seite stieß ich erstaunt hervor: Ja, wo und wann ist er denn eigentlich verwundet worden?

Sicher wird bei Herrn Grimm in Budapest ein zweiter Band erscheinen, auf den sich herzlich freut

München. Friedrich Koch-Breuberg.

Digitized by Google

μσι. **Herders Konversations-Lexikon.** Dritte Auflage. Siebenter Band (Pompejus bis Spinner). Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung 1907.

Mit dem vorliegenden Bande hat die Neuauflage des auf acht Bände berechneten Konversations-Lexikons nun bald ihr Ziel erreicht. Sie hält die glückliche Mitte zwischen den die doppelte Bändezahl umfassenden großen Enzyklopädien und den kleinen Handbüchern von Meyer und Brockhaus und hat alle Vorteile davon. Die katholische Tendenz tritt natürlich auch in diesem Bande, vornehmlich bei den Artikeln Reformation, Religion, Rom, in die Erscheinung, andrerseits verdanken wir ihr aber auch Informationen, die man anderswo nicht so bequem finden würde. Originell ist die Zusammenstellung aller mit Sankt und Saint usw. zusammengesetzten Artikel, vortrefflich die Schriftentabelle. Die religiöse Kunst, die römische, die der Renaissance, wird durch ein reiches Illustrationsmaterial, Tafeln und Tabellen wirksam unterstützt. In allen Wissenschaften sind die neuesten Forschungen berücksichtigt, so die Robert Kochs über die Schlafkrankheit usw. Im Herbst dieses Jahres soll der achte Band das große Werk abschließen.

μσι. **Von Adolf Pichlers Gesammelten Werken** (München u. Leipzig bei Georg Müller, 1907) ist nun der 15. und 16. Band der vom Verfasser noch selbst vorbereiteten Ausgabe erschienen. Der erstere, Spätfrüchte, enthält Gedichte verschiedener Art in zweiter vermehrter Auflage, insbesondere die prachtvollen Totentänze (1892—1895) und den 1880—1883 entstandenen Vorwinter, der zum Besten gehört, was Pichler geschaffen. Der andere Band sammelt Pichlers Dramatische Dichtungen zum ersten Male: die dramatischen Bruchstücke Ulrich von Hutten (1839), Der Student (1840), König Albert und die beiden Trauerspiele Die Tarquinier und Rodrigo. Adolf Pichler ist kein Dramatiker, aber seine dramatischen Jugendversuche durften in einer Gesamtausgabe natürlich nicht fehlen. Wenn die schöne Ausgabe des größten modernen Tiroler Dichters so rüstig fortschreitet, werden bald alle sechzehn Bände vorliegen zur Freude der immer zahlreicher werdenden Pichlergemeinde in seinem Vaterlande und noch mehr außerhalb desselben.

* **Zum 100. Geburtstag Friedrich Theodor Vischers** (30. Juni) kann die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart das 25. Tausend der einbändigen Volksausgabe seines dichterischen Hauptwerkes „Auch Einer" ausgeben, von der auch eine Jubiläumsausgabe in numerierten Exemplaren, auf Büttenhadern gedruckt und in Leder gebunden, zur Verfügung steht. Außerdem läßt der Verlag zu diesem Gedenktage eine Anzahl Exemplare der ursprünglichen teureren zweibändigen Ausgabe für Bücherliebhaber ebenfalls in Leder binden. Von des Dichters Gedichtsammlung „Lyrische Gänge" ist die 4. Auflage erschienen.

Digitized by Google

* **„Schwere Gedanken“.** Aus Paris wird uns folgendes geschrieben: Es wird jetzt eine Gesamtausgabe der Werke des alten Alexander Dumas veranstaltet. Sie soll 269 Romane auf 17,000 Seiten mit 2100 Zeichnungen umfassen und 40 Kilogramm in leichtem Einbande wiegen. Victor Hugo wiegt im Buchhandel nur 30 Kilogramm und Michelet 21. (Es wäre sehr wünschenswert, daß die dichterische Bewertung nach dem Kilogewicht (netto) ihrer Produkte sich allgemein einbürgerte. Dann hätten wir endlich eine Methode zur exakten Einschätzung der Autoren. Spinoza würde dann vielleicht etwa zu kurz kommen, am meisten aber Sokrates! Die Red.)

Allgemeine Rundschau.

Die Vorarbeit der deutschen Strafrechtswissenschaft zum neuen Reichs-Strafgesetzbuch.

In der Festrede, die der derzeitige Rektor der Münchener Universität, Geh. Hofrat Professor Dr. Karl Birkmeyer zum diesjährigen Stiftungsfest der Universität hielt, gab er einen Ueberblick über die rechtsvergleichende wissenschaftliche Vorarbeit, die in den letzten Jahren geleistet worden ist und die sich, nach dem Urteil des Reichsjustizamtes „als eine ausnehmend wertvolle, kaum zu entbehrende Grundlage“ für die Aufstellung des vorläufigen Entwurfs eines neuen Strafgesetzbuches erwiesen hat. Auf persönliche Anregung des Staatssekretärs des Reichsjustizamtes Exzellenz Dr. Nieberding bildete sich im Jahre 1902 ein wissenschaftliches Komitee, bestehend aus 8 Vertretern des Strafrechts an den deutschen Universitäten, von welchen 4 der sog. klassischen Schule, 4 der modernen Richtung im Strafrecht angehören, ein Komitee, welches sich die Aufgabe steckte, jene feste Basis für das neue Deutsche Strafgesetzbuch zu schaffen durch eine vergleichende Darstellung des deutschen und des ausländischen Strafrechts. Es gelang dem Komitee, fast sämtliche übrigen Vertreter des Strafrechts an den deutschen Universitäten zu Mitarbeitern zu gewinnen und als Frucht der gemeinsamen Arbeit von 48 Dozenten des Strafrechts liegt nun zunächst die vergleichende Darstellung des besonderen Teiles des Strafrechts, also der einzelnen Verbrechen und ihrer Strafen, in 9 stattlichen Bänden vor, während die 6 weiteren Bände, welche die Darstellung des allgemeinen Teiles enthalten sollen, sicher bis zum Schluß des Jahres 1908 vorliegen werden.

An dem praktischen Wert dieser wissenschaftlichen Vorarbeit ist von mancher Seite gezweifelt worden. Professor Birkmeyer legte nun dar, worin ihr Nutzen vor allem bestehe und polemisierte dabei zunächst gegen die Ansicht v. Liszts, welche die Rechts-

Digitized by Google

vergleichung als die einzige wissenschaftlich denkbare Grundlage für die Erkenntnis des sein sollenden Rechtes hinstellt und als Ergebnis des Studiums der fremden Rechte den Grundsatz bestätigt findet, daß die dermalige Entwicklungstendenz des Strafrechts sich in der Richtung der Schutzstrafe bewegt. Demgegenüber meint der Redner, daß gerade in ihrer Anwendung auf die geschichtliche Entwicklung des einzelnen Landesrechts sich die Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit der Entwicklungstheorie in ihrer Anwendung auf das Recht am einleuchtendsten zeige. Auch die sorgfältigste und scharfsinnigste geschichtliche Durchdringung des nationalen Rechts könne uns doch immer nur dessen dermalige Entwicklungstendenz erkennen lassen, aber nie sagen, ob diese Tendenz die richtige, empfehlenswerte sei. Zu solcher Kritik gehört ein Maßstab, der notwendig außerhalb des zu Kritisierenden liegen muß. Diesen Maßstab gewinnen wir aber lediglich aus unserem Rechtsbewußtsein, aus unserem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, und damit in letzter Linie aus unserer subjektiven Weltanschauung. Unser Rechtsgefühl ist es, was den einen ein Vergeltungsstrafrecht, den anderen ein Schutzstrafrecht als das gerechtere empfinden läßt, unserem Rechtsgefühl und unserer Weltanschauung entspringt die Strafrechtstheorie, zu der wir uns bekennen. Nicht aus dem Seienden selbst und seiner Entwicklung könne die Rechtsidee gewonnen werden, sondern wir müssen sie als Maßstab für die Beurteilung des seienden Rechts schon mitbringen. Den besten Beweis dafür liefere v. Liszt selbst, der die Schutzstrafe als das richtige Recht im Strafrecht hinstelle, während die Entwicklungstendenz des Strafrechts der heutigen Kulturvölker doch entschieden auf ein Vergeltungsstrafrecht hinziele.

Der Strafrechtsvergleichung wohnt also, so führte Professor Birkmeyer weiter aus, jener unmittelbare Vorteil vor dem Gesetzgeber, daß sie ihm das richtige Recht im Strafrecht offenbaren könne, nicht inne. Ihr Nutzen für den Gesetzgeber liegt auf einem anderen Gebiete: Sie zeigt ihm, wie Rechtsgüter, die im Ausland Strafrechtsschutz genießen, im deutschen Strafrecht schutzlos sind, und leitet ihn so an zur Ergänzung unseres Strafgesetzbuches. Sie tut dasselbe, indem sie seine Aufmerksamkeit lenkt auf solche Angriffe gegen das an sich im Inland wie im Ausland geschützte Rechtsgut, bezüglich derer es bis jetzt bei uns wehrlos geblieben ist. Sie belehrt ihn über die Art und Weise wie das Ausland das Verbrechen überhaupt und bestimmte Verbrechen insbesondere bekämpft und ermöglicht ihm dadurch eine Verbesserung des einheimischen Strafrechts. Sie stützt und stärkt unser geltendes Strafrecht, sofern sie uns die Uebereinstimmung der ausländischen Bestimmungen mit den unsrigen erkennen läßt. Sie zeigt dem Gesetzgeber auch die Schwächen und Fehler der ausländischen Strafgesetzgebung auf und gibt ihm so wichtige Fingerzeige für deren Vermeidung in seinem Gesetzgebungswerk. Sie läßt ihn endlich vom Auslande lernen in Beziehung auf die Systematik, auf die Formulierung der Gesetzesbestimmungen, auf die Fassung von Begriffen, auf die Terminologie, mit einem Wort in Beziehung auf die Technik der Gesetzgebung.

Digitized by Google

Aus diesen Gründen vor allem ist also, nach Birkmeyer, die Zusammenarbeit der Wissenschaft mit dem Gesetzgeber für die Herstellung des Entwurfes zu einem neuen Reichs-Strafgesetzbuch aufs freudigste zu begrüßen.

Die Trajans-Säule.

In der Sitzung der britischen Akademie vom 29. Mai hielt der italienische Archäologe Boni, der Direktor der Ausgrabungen auf dem römischen Forum, einen Vortrag über die Trajans-Säule. Im Mai 1906 hat Boni, wie der Bericht des Athenaeums mitteilt, seine besondere Aufmerksamkeit wieder der Trajans-Säule zugewandt. Man hat bis dahin geglaubt, daß die Säule errichtet worden war, um die Höhe eines Hügels zu bezeichnen, der hinwegrasiert wurde, um das Niveau für das Forum Ulpium zu erhöhen; daß die Säule zugleich als Grab diente, wurde teils zugegeben, teils bestritten. Boni fand diese Ansichten im Widerspruch mit den von den alten Autoren überlieferten Nachrichten; und da auch die Weiheinschrift Zweifel ließ, so versuchte er in erster Linie festzustellen, ob die Säule eine Grabkammer wirklich enthielt oder nicht. An der Südseite des Piedestals der Säule war eine zugemauerte Oeffnung zu sehen gleich denen, die heute angebracht werden, um Turmwendeltreppen Licht zuzuführen; und im Innern der Säulenbasis fanden sich noch Spuren einer zugemauerten und gipsübertünchten Tür. Boni ließ den Gips entfernen, und die Tür führte in ein kleines Atrium, das nach rechts ging, wo eine zweite Tür entdeckt wurde. Die zweite Tür öffnete eine 10 Fuß lange, 5 Fuß breite und 11 Fuß hohe Kammer, an deren Außenseite die Ziegel angesetzt waren, um die erwähnte Oeffnung zu schließen, die Bonis Aufmerksamkeit zuerst auf sich gezogen hatte. In der Kammer waren Ueberreste eines 2½ Fuß hohen und 4 Fuß großen Grabtisches. Gerade in der Höhe über dem Tisch fand Boni in die Marmorbekleidung der Wände Löcher gebohrt, die auf darin angebrachte Klammern schließen lassen, die bestimmt gewesen sein mußten, zwei Urnen, die jeweils an den Enden des Tisches standen, Halt zu geben. Nun sagt eine in der Inschriftsammlung des Vatikans erhaltene Inschrift, daß Hadrian einen Tempel zu Ehren seiner Adoptiveltern Trajan und Plotina errichtet hat. Dieser Tempel hat nahe bei der Säule gestanden; und da es Sitte war, solchen Tempel in der Nähe der Grabstätten derjenigen Personen zu erbauen, zu deren Ehren er errichtet wurde, so ist daraus zu schließen, daß die Kammer der Säule eine Grabkammer war, und daß der Tisch die Urnen mit der Asche Trajans und der Plotina, der Adoptiveltern Hadrians, getragen hat. So muß der Hauptzweck der Säule der gewesen sein, ein Grabmonument zu bilden; und die etwas dunkeln Worte der Inschrift, welche dahin gedeutet wurden, als habe die Höhe die abgetragene Hügelhöhe angegeben, sind falsch ausgelegt worden. Boni hat exakte trigonometrische Messungen der Höhe der Säule vornehmen lassen und herausgefunden, daß sie eine „Columnia Centenaria“,

Digitized by Google

d h. eine genau 100 Fuß hohe Säule war, und zwar so genau 100 Fuß hoch, daß nunmehr der römische Fuß mit einer bis jetzt noch niemals erreichten Sicherheit bestimmt werden kann. Es war ja auch unwahrscheinlich, daß ein Hügel von solcher Höhe sich gerade hier erhoben hat, um so unwahrscheinlicher, weil die alten Schriftsteller von der Lage des Forum Ulpium mit Ausdrücken sprechen, welche die Existenz eines Hügels auf der von der Säule eingenommenen Stelle geradezu ausschließen. Um ganz sicher zu sein, ließ Boni verschiedene Einschnitte in den umgebenden Boden machen. Dabei stellte sich heraus, daß auf dem Niveau, das sich gebildet haben würde, wenn ein Hügel weggenommen worden wäre, nicht die geologischen Strata zu finden waren, die in diesem Falle bloßgelegt worden wären; vielmehr zeigten sich Reste aus frühkaiserlicher und republikanischer Zeit, als Straßen, Fundamente, Wasserleitungsröhren. Besonders interessant waren, zweifellos aus Tuffquadern hergestellte, Mauerreste, die genau den Resten der an den nahen Quirinalhängen noch sichtbaren Befestigungen gleichen. Man darf sie als zu den im 4. Jahrhundert vor Christi gebauten Befestigungen gehörig betrachten, von denen Livius (V. 56 und VI. 4) beim Rückzug der Gallier spricht. Damit war der definitive Beweis erbracht, daß lange vor Errichtung der Säule das Tal zwischen Quirinal und Kapitol ein ebenes Niveau hatte und hier keine hügelartige Erhebung mehr stand. Signor Boni wandte sich dann nochmals zur Interpretation der Inschriften und wiederholte, daß sie sich nicht auf die Höhe eines abgetragenen Berges bezogen, sondern auf die Höhe und die feinen Proportionen der errichteten Gebäude, nicht allein der auf dem Niveau des Forum Ulpium, sondern auch der an den Abhängen der nächstliegenden Hügel stehenden. Um einen Ueberblick über das Forum und diese Gebäude zu gewähren, war die Wendeltreppe im Innern der Säule und ein Standort auf ihrer Höhe hergestellt worden.

M.

Von der Abstammung des Haushundes.

In der wissenschaftlichen Zoologie stehen sich bei der Frage nach der Abstammung des Hundes immer noch zwei Ansichten unversöhnt gegenüber. Professor Studer (Bern) glaubt die Haushunde von einer ausgestorbenen dingoartigen Urform ableiten zu müssen, die in einer größeren und kleineren Unterart existierte; für die Entstehung der größeren Hunderassen nimmt er außerdem die Einkreuzung von Wölfen an, lehnt dagegen die Elternschaft des Schakals im Stammbaum der kleineren Hunde ab. Richard Strebel (Pasing) hingegen, die andere Autorität auf dem Gebiete der Hundeforschung, führt die größeren Hunderassen auf Wölfe zurück und läßt die Verwandtschaft der kleineren Hunde mit dem Schakal dahingestellt. Jedenfalls glaubt er nicht an eine wilde, längst ausgestorbene Canidenform, die, wie Studer meint, dem jetzigen Haushund näher stand als Wolf und Schakal.

Digitized by Google

Im allgemeinen sind die jüngeren Zoologen Anhänger Strebels. Denn die Urform Studers hat bisher noch nicht gefunden werden können. Hätte sie existiert, so müßte sie jedenfalls ähnlich dem Bos primigenius, dem Urrind, von dem ein Teil der Hausrinder abstammt„ weit verbreitet gewesen sein und zahlreiche Reste hinterlassen haben. Das ist jedoch keineswegs der Fall und die fossilen Knochenreste, die man auf sie bezogen hat (die wenigen, die bekannt sind), sind in ihrer Echtheit bestritten. Auch andere Bedenken stehen der Studerschen Hypothese gegenüber, so daß man sich immer noch leichter für Strebel entschied.

Jetzt hat seine Auffassung eine weitere, sehr beachtenswerte Unterstützung gefunden durch die Untersuchungen Professor Noacks (Braunschweig) (Zoolog. Anzeiger, Heft 21/22, Verlag von W. Engelmann, Leipzig). Er hat zum erstenmal afrikanische und asiatische Schakale in größerer Zahl und aus den verschiedensten Verbreitungsbezirken zum Vergleich herangezogen und hat feststellen können, daß der Schakalschädel gleich dem des Wolfes in der Gefangenschaft binnen kürzester Zeit durchgreifende Veränderungen erleidet, die ihn dem Schädel des Haushundes ähnlich machen. Außer dem Schädel verändert die Gefangenschaft ebenso leicht die Beine (indem sie den Fuß hundeähnlich verkürzt und die Knochen rhachitisch macht), den Schwanz (indem sie ihn krümmt) und das Ohr (indem sie die Gehörfunktion dauernd herabsetzt, die Wachstumsenergie der Gehörblasen hemmt und bewirkt, daß diese im Innern gehemmte Wachstumsenergie sich nach außen Luft macht in Gestalt einer Vergrößerung der Ohrmuschel, was allmählich zum sog. Klappohr der Hunde führt). Alle diese Argumente Noacks, von denen nur das letzte mehr oder weniger hypothetisch ist, sind sehr beachtenswert und um so wertvoller, als man hat feststellen können, daß die Gefangenschaft ähnliche Umbildungen wesentlicher morphologischer Merkmale auch an katzenartigen Tieren hervorbringt.

A. K—sch.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Junisitzungen.

In der philosophisch-philologischen Klasse sprach 1. Herr Furtwängler über „die neuentdeckte Niobiden-Statue in Rom“ und ihren Zusammenhang mit den von ihm in früheren Abhandlungen besprochenen Statuen in Kopenhagen, welche derselben in die Zeit um 450—440 v. Chr. zu datierende Gruppe angehört haben.

2. Herr Muncker wies in Ergänzung seines früheren Vortrags über einige Romanzen Heines noch auf ein paar spätere Nachbildungen dieser Gedichte hin. So ahmte in recht äußerlicher Weise Ludwig Pfau Heines „Ritter Olaf“ in seinem „Don Sancho“ nach; selbständiger und künstlerisch bedeutender ist, was Mathilde Wesendonck in ihrem Trauerspiel „Edith“ leistete, unter anderm angeregt durch das „Schlachtfeld von Hastings“ im „Romanzero“. — Derselbe sprach ferner „über

Digitized by Google

fünf bayerische volkstümliche Lieder aus den Jahren 1778 und 1779", die sich in bisher nicht beachteten Einzeldrucken in der hiesigen Universitätsbibliothek befinden. In der Form sind sie ziemlich genau und stellenweise nicht unglücklich Gleims Grenadierliedern aus dem siebenjährigen Kriege nachgebildet; ihr Inhalt ist durch die Ereignisse des bayerischen Erbfolgekriegs bestimmt. Sie bekunden treue Anhänglichkeit des Volkes an die bayerischen Fürsten, zugleich hohe Begeisterung für Friedrich den Großen; mehrfach verraten sie auch die allgemeinen Tendenzen der Dichtung des Sturms und Drangs.

3. Herr Krumbacher berichtete über die Verhandlungen der dritten Generalversammlung der „Internationalen Association der Gelehrten Körperschaften", die vom 28. Mai bis 2. Juni in Wien stattgefunden hatte.

4. Herr Kuhn legte den 19. Band der von Professor Lucian Scherman im Verein mit anderen Orientalisten bearbeiteten „Orientalischen Bibliographie" vor, deren Herausgeber eine Subvention von seiten der Akademie erhält.

In der mathematisch-physikalischen Klasse trug 1. Herr Karl Goebel die Resultate einer Reihe experimentell-morphologischer Untersuchungen vor. Diese bezogen sich 1. auf den Generationswechsel der Farne. Das Prothallium und die an ihm infolge der Befruchtung entstehende Farnpflanze werden gewöhnlich als scharf voneinander unterschiedene „Generationen" betrachtet. Es zeigte sich jedoch, daß an isolierten Blättern junger Farnpflanzen mit vollständiger Ueberspringung der Sporenbildung Prothallien entstehen können oder Mittelbildungen zwischen solchen und Blättern oder endlich neue Farnpflanzen. Diese Tatsachen zeigen, daß die Prothallien wesentlich nur eine rudimentäre Ausbildung des Farnkrautes selbst darstellen. 2. Die Bedingungen der Wurzelbildung. Für diese sind nicht nur, wie vielfach angenommen wurde, nur äußere, sondern auch innere Bedingungen maßgebend. An den unverletzten oberirdischen Stammteilen der Gartenbohne z. B. läßt sich auch, wenn sie verdunkelt und feucht gehalten werden, keine Wurzelbildung hervorrufen, wohl aber dann, wenn die Verbindung mit dem Wurzelsystem unterbrochen ist. Daß dieses die Wurzelbildung am Sproß verhindert, wenn es selbst im Wachstum begriffen ist, wurde auch dadurch gezeigt, daß die Wurzelbildung am Sproß bei unverletztem Wurzelsystem dann erzielt werden konnte, wenn das letztere auf 5 Grad abgekühlt oder durch verminderte Wasserzufuhr inaktiviert wurde. 3. Die Blattbildung amphibischer Pflanzen. Manche Pflanzen, die sowohl als Wasserpflanzen wie als Landpflanzen leben können, besitzen zweierlei verschiedene Blattformen, „Landblätter" und „Wasserblätter". Der Vortragende zeigte, daß hier nicht eine direkte Wirkung der Umgebung auf die Pflanze vorliegt, sondern daß die relative Menge organischer Substanzen darüber entscheidet, welche Blattform entstehen soll. Es konnte die Landform auch im Wasser erzielt werden, speziell dann, wenn durch Zusatz ge-

Digitized by Google

ringer Mengen von Kupfersulfat eine Beschleunigung der Stoffwechseltätigkeit hervorgerufen wird.

2. Herr Siegmund Günther legt eine Abhandlung: „Ein Naturmodell der Dünenbildung" vor. Gegen die durchgehende Annahme, kontinentale Dünen müßten stets in der Form von „Barchanen", Sandhaufen mit einer die Leeseite einnehmenden Höhlung, auftreten, sprechen gewisse außerordentlich regelmäßige Gebilde in der kalifornischen Wüste. Diese Ausnahme von der Norm hängt möglicherweise mit der Entstehung des merkwürdigen, vom Wasser des Coloradoflusses gespeisten Salton Lake zusammen, dessen Bildung auf das benachbarte Landschaftsbild einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt hat.

3. Herr Wilhelm Konrad Röntgen überreicht eine Arbeit von Herrn Arnold Sommerfeld, Professor für theoretische Physik an der Universität, „Ueber die Bewegung der Elektronen". Die Arbeit befaßt sich nicht mit der heutzutage besonders dringlichen Frage: Wie sind die physikalischen Grundlagen der Elektronentheorie zu gestalten, um sie mit gewissen prinzipiellen Erfahrungen auf elektrischem und optischem Gebiete in Einklang zu bringen? Vielmehr handelt es sich hier lediglich um die mathematischen Folgerungen derjenigen Anschauung von der Natur der Elektronen, die sich ursprünglich als die einfachste dargeboten hat: eine unveränderliche, den Raum gleichmäßig erfüllende, kugelförmig begrenzte Ladungsverteilung. Es waren nämlich zu Anfang des Jahres von Herrn Lindemann Einwände gegen die mathematische Zulässigkeit der Theorie erhoben worden, welche insbesondere das interessanteste Ergebnis der Elektronentheorie, die Aussicht auf eine elektromagnetische Begründung der Mechanik, in Frage zogen. Unter anderem ergab sich, daß die gleichförmige Bewegung des Elektrons nicht ohne äußeren Kraftaufwand bestehen könne.

Demgegenüber glaubt Verfasser durch Ausrechnung eines Zahlenbeispiels zeigen zu können, daß jener äußere Kraftaufwand nach den Formeln des genannten Autors einen so enormen Betrag haben müßte, wie er von der Erfahrung sicher nicht bestätigt wird. Verfasser sieht den Grund für diesen Widerspruch teils in einer physikalisch ungerechtfertigten Wahl des Anfangszustandes für das Potential des bewegten Elektrons, teils in der weiteren mathematischen Behandlung dieses Potentials. Den Einwänden, welche von derselben Seite gegen frühere Untersuchungen des Verfassers erhoben worden sind, glaubt Verfasser in vollem Umfange begegnen zu können.

In der historischen Klasse, wo Herr v. Heigel und Herr Krumbacher über die Verhandlungen der „Internationalen Association" berichteten, fielen Vorträge interner Beratungen wegen aus.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 16. Mai.

Unter dem Vorsitz des Sekretärs Herrn Waldeyer las Herr Fischer über die chemische Zusammensetzung der Spinnenseide, die von einer großen Spinne auf Mada-

Digitized by Google

gaskar (Nephila madagascariensis) herstammt. Sie ist der gewöhnlichen Seide sehr ähnlich und unterscheidet sich nur durch die schöne Orangefarbe, den Mangel an wasserlöslichen Bestandteilen (Leim) und den Gehalt an Glutaminsäure. Die große chemische Aehnlichkeit der Sekrete von Organen, die morphologisch so verschieden sind wie die Drüsen der Seidenraupe und die Spinnwarzen, ist biologisch beachtenswert.

Herr Orth legte eine Mitteilung von Professor Dr. C. Neuberg, Assistenten am Pathologischen Institute in Berlin, vor: „Die Entstehung des Erdöls". Ausgehend von der Ueberlegung, daß bestimmte Eiweißbausteine, Aminosäuren, optisch aktive Umwandlungsprodukte liefern können, hat Neuberg die Hypothese aufgestellt, daß die Eiweißkörper ehemaliger tierischer und pflanzlicher Lebewesen die Quelle der optischen Aktivität der Naphtha darstellen. Nachdem er dann nachgewiesen hatte, daß bei der Verwesung von Proteinstoffen erhebliche Mengen stark optisch aktiver Fettsäuren entstehen, bringt er nunmehr den experimentellen Nachweis, daß man mit einer Mischung von reinster Oelsäure und etwas d-Valeriansäure sowohl beim Erhitzen unter Druck wie bei gemeinsamer trockener Destillation ein Produkt erhält, das nach entsprechender Reinigung alle Eigenschaften, auch Drehungsvermögen und -richtung der natürlichen Naphtha aufweist, dessen Drehungsvermögen auch mit steigendem Siedepunkt der Petroleumfraktionen zunimmt und dessen hochmolekulare Fraktionen wie die hochsiedenden Erdöldestillate Farbenreaktionen des Cholesterins geben. Anschließend wird über einige stereochemische Untersuchungen von Produkten der Eiweißfäulnis berichtet.

Vom Universitätsstudium der Deutschen.

* Im verflossenen Winterhalbjahr waren an den 21 Universitäten des Reiches 45,136 Studierende eingeschrieben, worunter 4151 Ausländer und 40,985 Reichsangehörige. Letztere zählten im Sommer vorigen Jahres bereits 41,075, im Winter 1905/06 38,835 und etwa 13,000 zurzeit der Reichsgründung. Gegen das letzte Sommerhalbjahr ist demnach die Gesamtzahl der Studenten ein wenig zurückgegangen. Auch die preußischen Studenten weisen einen Rückgang auf, von 24,514 auf 23,869, und die sächsischen gingen von 2994 auf 2899 zurück, wogegen im Süden des Reiches Zunahmen festzustellen sind: die Bayern stiegen von 4673 auf 4919, die Badener von 1654 auf 1874 und die Württemberger von 1454 auf 1607. Die Steigerung der reichsangehörigen Studenten beträgt seit 1872 etwa 193 vom Hundert, während im gleichen Zeitraum die Bevölkerungsziffer sich nur um etwa 50 v. H. vermehrt hat.

Von den Besuchern der deutschen Universitäten im letzten Winter waren 52.8 v. H. Preußen gegen 51 v. H. 1892/93 und 54 v. H. 1902/03, Angehörige der übrigen deutschen Staaten waren es 37.9 v. H. gegen 41.8 und 38.3. Die Ausländer bilden gegenwärtig 9.2 v. H. gegen 5.5 um 1882, 6.5 1892/93 und 7.4 1902/03. Im einzelnen studierten die Reichsangehörigen: Rechtswissenschaft 11,566 (gegen 11,849 im Sommer 1906), Philosophie, Sprachen oder Geschichte 10,034 (gegen 9941), Medizin 6118

Digitized by Google

(gegen 5796), Mathematik und Naturwissenschaften 5530 (gegen 5636), evangelische Theologie 2023 (gegen 2123), katholische Theologie 1674 (gegen 1804), Pharmazie 1736 (gegen 1751), Zahnheilkunde 786 (gegen 728). Demnach ist der Zufluß zu dem überfüllten juristischen Beruf etwas zurückgegangen zugunsten der Medizin. Verhältnismäßig berechnet treffen zurzeit im Reichsdurchschnitt auf 100,000 Einwohner 66.8 Universitätsstudenten, gegen 67.8 im Sommer und 35.5 um 1873; in Preußen studieren zurzeit auf 100,000 Einwohner 63.3, in Bayern 74.5, in Sachsen 63.3, in Württemberg 68.9 und in Baden 92.1. Die Verhältniszahlen der einzelnen Fächer auf 100,000 Einwohner sind: bei Rechtswissenschaft: im Reichsdurchschnitt 18.8, in Preußen ebensoviel, in Bayern 24.4, in Sachsen 18.4, in Württemberg 16.7 und in Baden 15.6; bei Philosophie, Sprachen und Geschichte: in Deutschland überhaupt 16.4, in Preußen 15.7, in Bayern 15.8, in Sachsen 16.6, in Württemberg 10.3 und in Baden 31. Studierende der Medizin gibt es auf 100,000 Einwohner im Reichsdurchschnitt 9.4, in Preußen 9.1, in Bayern 13.7, in Sachsen 8.5, in Württemberg 11.3 und in Baden 13.4; Mathematiker und Naturwissenschaftler: in Deutschland 9.0, in Preußen 7.8, in Bayern 8.4, in Sachsen 9.6, in Württemberg 9.1 und in Baden 14.4. Auf 100,000 Einwohner evangelischen Bekenntnisses treffen Studierende der evangelischen Theologie: im Reichsdurchschnitt 5.4, in Preußen 4.4, in Bayern 8.5, in Sachsen 5.2, in Württemberg 12.8 und in Baden 9.6. Beim Studium der katholischen Theologie sind die Zahlen: im Reichsmittel 7.4, in Preußen 6.6, in Bayern 4.6, in Sachsen 2.5, in Württemberg 28.3 und in Baden 13.2. Das günstige Verhältnis Württembergs beim Studium der katholischen Theologie rührt lediglich daher, daß die württembergischen katholischen Theologen fast ausschließlich auf den Universitäten studieren, während von den anderdeutschen, insbesondere den Bayern und Preußen, der größte Teil des künftigen katholischen Klerus in den zahlreichen Priesterseminarien ausgebildet wird, deren Zöglinge in unsere Zusammenstellung nicht aufgenommen sind. An anderen als den heimischen Universitäten studierten im letzten Semester: von den Preußen 23.3 Prozent, von den Bayern 13 Prozent, von den Sachsen 21.4 Prozent, von den Württembergern 34.2 und von den Badenern 29 Prozent. Der Austausch vollzieht sich im wesentlichen zwischen den nordischen und den südlichen Universitäten.

Kleinere Mitteilungen.

Bü. **Ausgrabungen in Griechenland.** An der äußersten Südostspitze der magnesischen Halbinsel ragt das Vorgebirg Sepias, im Altertum so genannt von den zahlreichen Sepien, jetzt Ajin Jeorgiu. Beim Dorf Kato Jeorgiu liegen die Ruinen eines alten Gebäudes, Paläókastron jetzt genannt. Die Wasser des

Digitized by Google

Gießbachs, vom südlichsten Ausläufer des Pelion, haben die Baureste aufgedeckt. Man vermutet, daß hier ein Apollon-Tempel gestanden hat. Das britische Archäologische Institut in Athen hat zwei seiner Mitglieder abgeschickt unter Leitung des Ephoros Arwanitópulos Nachgrabungen an dieser Stelle zu beginnen.

ar. **Die Arbeiten an den Monumenta Germaniae** haben nach dem vom Vorsitzenden, Generaldirektor Professor Dr. Reinhold Koser, erstatteten Jahresbericht in allen Abteilungen ihren geregelten Fortgang genommen. Nachdem Privatdozent Dr. Heinrich Meyer in Göttingen von der Bearbeitung der älteren deutschen historischen Lieder hat zurücktreten müssen, ist diese Aufgabe auf Vorschlag des Professors Dr. Roethe und unter dessen Aufsicht dem Dr. Hermann Michel in Berlin übertragen worden. In der Abteilung Gesetze gelang es u. a. Professor Tangl, den echten Kern des angezweifelten Placitums Sigisberts III. mit Beihilfe von Dr. Rauch aus der stark verderbten Ueberlieferung herauszuschälen und für die Gerichtsurkunde Karls des Großen für Fulda über die Mühlbachersche Textgestaltung des ersten Bandes der Karolinger Diplome noch hinauszukommen. Für die Konstitutionen Karls IV. wurde u. a. eine große Anzahl von Urkunden aus dem Hauptstaatsarchiv zu Dresden benutzt, welches infolge einer Anordnung des neuen Direktors Geheimrats Posse zum erstenmal die Aufgabe der Monumenta Germaniae durch Ausleihung von Archivalien gefördert hat. Dem Beschluß der Zentraldirektion entsprechend, hat Professor Zeumer einen Plan für die Herausgabe der Staatsschriften des ausgehenden 13. und des 14. Jahrhunderts vorgelegt. Innerhalb der Abteilung Altertümer gelang es Geheimrat Professor Holder-Egger, für die von dem verstorbenen Professor v. Winterfeld unvollendet gelassene Herausgabe der karolingischen lateinischen Dichter in Professor Strecker, dem Nachfolger Winterfelds auf dem Lehrstuhl für mittelalterliche lateinische Philologie an der Berliner Universität, einen Fortsetzer zu gewinnen.

-rt- **Sonnenflecken.** Auf der Sonnenoberfläche ist neuerdings wieder eine große Fleckengruppe aufgetaucht, die hauptsächlich aus zwei miteinander verbundenen großen Flecken besteht. Nach Messungen von Professor Epstein in Frankfurt a. M. handelt es sich um eine Neubildung, er gibt ausdrücklich an, daß die Flecke erst vor einigen Tagen auf der Rückseite der Sonne entstanden sein müssen, da vorher an ihrer Stelle „nichts, auch nicht der kleinste Fleck“, vorhanden war. Infolge der (rund) 27tägigen Rotation der Sonne traten dann die Flecke vom Ostrand her am 14. Juni in die uns zugekehrte Seite des Tagesgestirns ein und rückten immer weiter gegen dessen Zentralmeridian vor, den sie gegenwärtig erreicht haben. Gleichzeitig haben sie mit zunehmender Entfernung vom Sonnenrand, wo sie uns stark zusammengeschoben erschienen, natürlich auch an Größe bedeutend zugenommen. — Die Sonnenfleckenhäufigkeit unterliegt einer vollkommen gesicherten Periode von 11⅛ Jahren.

Digitized by Google

Das letzte Maximum fand vor ungefähr zwei Jahren statt, das wiederholte stärkere Aufflackern der Sonentätigkeit entbehrt also nicht eines gewissen Interesses Und verstärkt wird letzteres noch daurch, daß die neuerschienene Fleckengruppe in einer Gegend der Sonnenoberfläche (bei etwa 30 Grad heliographischer Länge und —14 Grad heliographischer Breite) auftritt, in deren Nähe schon seit Ende des vorigen Jahres immer wieder aufs neue Fleckenbildung wahrzunehmen war und in welcher auch die ungewöhnlich große Fleckengruppe auftrat, die anfangs Februar d. J. über die Sonnenscheibe hinzog und zu so erheblichen erdmagnetischen und elektrischen (telegraphischen) Störungen, sowie zu Nordlichterscheinungen Veranlassung gab. Zu solchen Störungen scheint es übrigens diesmal nicht zu kommen.

* **Die Gletscher.** Nach Beobachtungen im Kanton Wallis sind dort auch im Jahre 1906 alle Gletscher mehr oder weniger zurückgegangen mit Ausnahme eines einzigen, der weder zu- noch abgenommen hat. Die Zeit des Abnehmens der Gletscher dauert schon über zehn Jahre.

---

* **Die Vergrößerung des Britischen Museums.** In diesen Tagen wird der Grundstein zu dem Erweiterungsbau des Britischen Museums gelegt werden. Schon im Jahre 1894 wurden vom Parlament zu der dringend erforderlichen Vergrößerung des jetzt schon so gewaltigen Museums vier Millionen Mark bewilligt und dafür die angrenzenden 69 Häuser mit 5½ Acres Bodenfläche angekauft. Im Jahre 1900 vermachte Vincent Stucky-Lean für die Ausdehnung der Bibliothek eine Million Mark, und zu dieser Summe hat die Regierung drei Millionen Mark für die Errichtung des neuen Flügels hinzugefügt. Von sieben Architekten, die ihre Entwürfe einlieferten, trug John James Burmet aus Glasgow den Sieg davon; sein Entwurf fügt sich am feinsten dem im griechischen Stil gehaltenen Bau Sir Robert Smirkes ein. Das neue Gebäude hat eine Fassade von 386 Fuß und zeigt eine einfache Ordnung jonischer Säulen.

* **Schiller-Museum in Marbach.** Die Vischer-Ausstellung, durch welche das Schiller-Museum der hundertsten Wiederkehr von Friedrich Vischers Geburtstag gedenkt, wird von jetzt ab bis Ende September täglich, Sonntags von 11 Uhr ab, geöffnet sein. Das dankenswerte Entgegenkommen von Verwandten und Freunden Vischers, insbesondere des Sohnes Professor Dr. Robert Vischer in Göttingen, hat es ermöglicht, dem eigenen Besitz des Schiller-Museums an Handschriften Vischers eine überaus reichhaltige Sammlung von Bildnissen Vischers aus allen Lebensaltern, Zeichnungen von seiner Hand, Handschriften seiner wissenschaftlichen und seiner poetischen Werke, Briefe von und an Vischer beizufügen und so in über 200 Nummern ein anschauliches Bild seines Lebens und Schaffens vorzuführen, das jedem Besucher der Ausstellung hohen Genuß gewähren wird.

Digitized by Google

* **Ein Geschenk des Kaisers an amerikanische Universitäten.** Den an dem Professoren-Austausch beteiligten beiden amerikanischen Universitäten, der Harvard-Universität in Cambridge und der Columbia-Universität in New-York, hat der Kaiser soeben ein wertvolles Büchergeschenk zugehen lassen. Beide Universitäten erhielten je ein Stück der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen in 34 kostbaren Bänden, je ein Stück der Werke Adolf v. Menzels, je ein Stück des zweibändigen Werkes „Die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung" und je ein Stück der bisher erschienenen Lieferungen des Prachtwerkes „Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung", erläutert von Adolf v. Menzel.

kt. **Eine belgische Akademie der Unsterblichen.** Während man in Frankreich die berufene Akademie der Unsterblichen vielfach als ein totes Ueberlebsel betrachtet, geht man in Belgien mit der Absicht um, ihr ein Seitenstück zu geben, und zwar in der Form, daß der königlichen Akademie zu Brüssel eine eigene, ausschließlich den Richtern und Schriftstellern vorbehaltene Abteilung angegliedert wird. Ob man freilich in Belgien 40 Schriftsteller würde zusammenbringen können, die, auch selbst nach belgischen Ansprüchen, ein Anrecht auf „Unsterblichkeit" haben, das bleibt fraglich. Als die ersten belgischen „Unsterblichen" werden Maurice Maeterlinck, Camille Lemonnier, Emile Verhaeren und Ivan Gilkin genannt. Der Ruhm des letzterwähnten Autors aber ist vorläufig noch kaum über die Grenzen seines Heimatlandes hinausgedrungen, und von 4 Schriftstellern bis zu 40 bleibt noch ein großer Sprung.

Die 10. Versammlung deutscher Historiker wird in Dresden vom 3. bis 7. September 1907 stattfinden. Vorträge haben übernommen die Herren: Privatdozent Caro (Zürich): Grundherrschaft und Staat; Professor A. Hauck (Leipzig): Die Rezeption und die Umbildung der Allgemeinen Synoden im Mittelalter; Prof. O. Hintze (Berlin): Die Entwicklung der modernen Ministerialverwaltung; Prof. Jacob (Tübingen): Der Große Kurfürst im Lichte neuerer Forschung; Prof. Keutgen (Jena): Königtum, Fürstentum, Kirche; Prof. Kromayer (Czernowitz): Hannibal und Antiochus d. Gr., eine strategisch-politische Betrachtung; Prof. Lamprecht (Leipzig): Probleme der Universalgeschichte; Prof. Otto Richter (Dresden): Dresdens Bedeutung in der Geschichte (öffentlicher Vortrag); Professor A. Schulte (Bonn): Die deutsche Kirche des Mittelalters und die Stände. — Ein ausführliches Programm wird später den Mitgliedern des Verbandes zugehen und auf Verlangen an Interessenten geschickt. Zu Auskünften sind Prof. Dr. Gerhard Seeliger, Leipzig-Gohlis, Kirchweg 2, sowie der Vorsitzende des Ortsausschusses, Oberregierungsrat Dr. H. Ermisch, Dresden-N., Angelikastr. 5, und Archivdirektor Prof. Dr. Hansen in Köln gern bereit.

Digitized by Google

* **Der 5. deutsche Abstinententag** und die 18. Jahresversammlung von Deutschlands Großloge II (J. O. G. T.) finden in Flensburg vom 24. bis 30. Juli statt. Aus dem reichhaltigen Programm erwähnen wir bloß die Vorträge über die Arbeit an und mit der Jugend. Ferner den Vortrag über die „Philosophie der Enthaltsamkeit" und den über Alkohol und Rachitis.

Hochschulnachrichten.

Berufungen. Es wurden berufen: Der Konservator an der Münchener Sternwarte Professor Dr. K. Oertel als ordentlicher Professor der Geophysik nach Hannover. * Der Professor der Gynäkologie in Heidelberg A. v. Rosthorn nach München, an Stelle von Winckel; er hat diesen Ruf abgelehnt, um einem Rufe nach Wien zu folgen. * Der Physiker Dr. M. Planck in Berlin an die Wiener Universität; er hat den Ruf abgelehnt. * Der ordentliche Professor der Medizin in München Dr. Friedrich Müller nach Berlin als Nachfolger von Leydens; er hat den Ruf abgelehnt. * Der ordentliche Professor der Archäologie in Würzburg Dr. P. Wolters nach Göttingen. * Der Professor der Gynäkologie in Tübingen Dr. A. Döderlein nach München; er hat den Ruf angenommen. * Der außerordentliche Professor der Botanik in Bonn Dr. Fr. Noll als ordentlicher Professor nach Halle; er wird dem Rufe Folge leisten. * Der Historiker Dr. H. Oncken in Gießen nach Heidelberg; er hat den Ruf angenommen. * Der außerordentliche Professor der Theologie in Marburg Dr. J. Bauer als ordentlicher Professor nach Königsberg; er hat den Ruf angenommen. * Professor Fr. Ostendorf in Danzig hat den Ruf als Ordinarius für Architektur an die Technische Hochschule in Karlsruhe angenommen. * Der Direktor der landwirtschaftlichen Schule Rütti Dr. K. Moser als Professor für Landwirtschaft an das Polytechnikum in Zürich. * Der außerordentliche Professor der Geodäsie in Göttingen Dr. M. Brendel an die Akademie für Sozialwissenschaften in Frankfurt a. M. als Professor der Mathematik; er wird dem Rufe Folge leisten. * Der Philologe Dr. K. Praechter in Bern hat den Ruf nach Halle angenommen.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der Privatdozent der medizinischen Fakultät in Berlin Dr. B. Rawitz zum Professor. * Der Privatdozent der Technologie an der Technischen Hochschule in Berlin Dr. A. Junghahn zum Professor. * Der Privatdozent für Geschichte an der Wiener Universität Dr. H. Kretschmayr zum außerordentlichen Professor. * Der außerordentliche Professor der slawischen Philologie an der tschechischen Universität in Prag Dr. G. Polivka zum ordentlichen Professor.

Digitized by Google

Habilitationen. Es habilitierten sich: An der juristischen Fakultät in Klausenburg Dr. G. Bozoky für Handelsrecht und Dr. G. Kiß für römisches Recht. * Dr. med. A. Schwenkenbecher, bisher Privatdozent in Straßburg, in der medizinischen Fakultät in Heidelberg. * Dr. Fr. Henning für das Fach der Physik und Dr. P. Sander für das der Geschichte, beide an der philosophischen Fakultät der Berliner Universität. * Dr. A. Steurer und Dr. G. Jürgens, beide für innere Medizin, ebenfalls an der Berliner Universität. * Dr. R. Franke, früher in Hannover, an der Technischen Hochschule in Berlin für Instrumentenbau. * Dr. W. Falta und Dr. H. Neumann an der medizinischen Fakultät in Wien. * Dr. O. Kutvirt und Dr. A. Ostrcil an der medizinischen Fakultät der tschechischen Universität in Prag.

Sonstige Nachrichten. Der Kunsthistoriker Professor Dr. P. Clemen in Bonn wird im Herbst 1907 als Austausch-Professor nach den Vereinigten Staaten gehen. * Der neue japanische Unterrichtsminister Makino hat angeordnet, daß an der Universität in Kioto ein Lehrstuhl für deutsche Sprache errichtet wird, für welchen Professor F. Schiller berufen worden ist. Die Errichtung zweier neuer Universitäten, von denen eine für den Norden des Landes in Aussicht genommen ist, soll erfolgen, sobald die erforderlichen Mittel dafür höheren Ortes bereit gestellt sind. Diese beiden Universitäten sind auch unbedingt notwendig, denn zahlreiche Meldungen zur Aufnahme in die jetzigen Hochschulen können wegen Raummangels nicht berücksichtigt werden. Ferner ist die Errichtung einer technischen Hochschule in Yamagata, einer Pharmazeutenschule in Nugata, einer landwirtschaftlichen Hochschule in Kagoschima und einer höheren Mädchenschule in Nara beschlossen worden. * Als zweiter Austauschprofessor kommt von der Harvard-Universität in Cambridge Professor H. Schofield nach Berlin. In seinen Vorlesungen, die er in englischer Sprache halten wird, wird er über englische Literaturgeschichte von der normannischen Eroberung bis Elisabeth und über die Arthur-Romanzen vortragen. Die Vorlesungen sind unentgeltlich. * An der Oxforder Universität ist die Professur für deutsche Sprache und Literatur, die zur Taylor-Stiftung gehört, frei und soll bald besetzt werden. Bewerbungen sind dem Sekretariat der Universität einzureichen. Das Gehalt beträgt 500 Pfd. St. für das Jahr. * Dr. jur. E. J. Bekker in Heidelberg feiert das 50jährige Jubiläum als ordentlicher Universitätsprofessor. * Der Privatdozent für Augenheilkunde an der Würzburger Universität Dr. A. Brückner wurde auf sein Ansuchen seiner Funktion enthoben. * Die Würde des Doctor medicinae veterinariae wird künftig auch von der medizinischen Fakultät der Leipziger Universität erteilt, und zwar gemeinsam mit den ordentlichen Professoren der Tierärztlichen Hochschule zu Dresden.

Digitized by Google

Personalien.

Ernennungen. Es wurden ernannt: Der Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin G. Kollm zum korrespondierenden Mitglied der dänischen Geographischen Gesellschaft.

Todesfälle. Es sind gestorben: Der Professor der Theologie G. Godet in Neuchâtel. * Der bedeutende Psychiater und Nervenarzt Professor Em. Mendel am 23. Juni im Alter von 67 Jahren. * Dr. M. Schüller, Professor der Chirurgie in Berlin, im Alter von 64 Jahren. * Der Mineraloge Professor Dr. K. Klein in Berlin am 23. Juni infolge eines Schlaganfalles. * Am 24. Juni der Professor der Nationalökonomie in Königsberg Dr. K. Umpfenbach im Alter von 75 Jahren.

Büchereinlauf.

Nachschlagwerke, Kalender usw.

Zwölfter Jahresbericht der Ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin. Für das Jahr 1906. (Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur, Abteilung Berlin.) Berlin 1907. 16 S.

Bericht über die Verhandlungen der Jahresversammlung am 10. April 1907 in Berlin. (Verein zur Wahrung gemeinsamer Wirtschaftsinteressen der deutschen Elektrotechniker. Nr. 11.) Berlin 1907. Georg Siemens. 41 S.

Ekkehard: Schmutzannoncen. Eine zeitgemäße Betrachtung. (Flugschriften des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild. Nr. 13.) Leipzig 1906. Felix Dietrich. 7 S. (10 Pfg.)

Berichte der Deutschen graphologischen Gesellschaft. Zwei Bände. Erster und zweiter Jahrgang 1897/98. Neue Ausgabe. Redigiert von Hans H. Busse und Ludwig Klages. Mit 31 bezw. 85 Schriftproben und Figuren im Text und einem Porträt des Abbé Michon und Professor Preyer. München 1907. Expedition der Publikationen der Deutschen Graphologischen Gesellschaft. 57 und 128 S. (zusammen 5 M.)

Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrgang 1905/06. Kassel 1906. 90 S.

Martha Ruben und Alfred Kleinicke: Modernes Studententum. (Freistudententum.) Doppelreferat. Leipzig 1907. Felix Dietrich. 16 S.

Digitized by Google

Johannes Kippenberger: Perlen der Ethik in poetischer Fassung. Anthologie. Leipzig. Karl Rühle . 196 S.
Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora. Band 11. München 1907. Selbstverlag der Gesellschaft. 236 S.

Geographie und Völkerkunde.

Leo Steck: Eine Studentenwalz durch Südfrankreich und Spanien. Mit Federzeichnungen vom Verfasser. Bern 1907. Verlag von A. Francke. 134 S. (2.80 Fr.)
Anton Hangi: Die Moslims in Bosnien-Herzegowina, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche. Autorisierte Uebersetzung von Hermann Tausk. Serajewo 1907. Verlag von Daniel M. Kajon. 267 S. (4 M.)
Festschrift zum XVI. Deutschen Geographentag (21. bis 23. Mai 1907) in Nürnberg. (Schriftleitung: Dr. Emil Reicke.) Mit Abbildungen. Nürnberg 1907. 307 S. (3.50 M.)
Max Huber: Tagebuchblätter aus Sibirien, Japan, Hinterindien, Australien, China, Korea. Mit 100 Autotypien und einer Routenkarte. Zürich 1906. Verlag von Schultheß u. Co. 504 S. (geb. 10 M.)
W. J. Ottley: Tibet. Mit der bewaffneten britischen Gesandtschaft bis Lhassa. Mit 48 Illustrationen, Plan und Karte. Autorisierte Uebersetzung von M. Plüddemann. Berlin 1907. Verlag von Karl Siegismund. 243 S. (6 M, geb. 7 M.)
Alfred Hettner: Grundzüge der Länderkunde. Erster Band: Europa. Mit 8 Tafeln und 347 Kärtchen im Text. Leipzig 1907. Verlag von Otto Spamer. 737 S. (16 M, geb. 18 M.)
Hermann Bahr: Wien. Mit 8 Abbildungen. 2 Band der Sammlung: Städte und Landschaften. Herausgegeben von Leo Greiner. Stuttgart 1907. Carl Krabbe Verlag Erich Gußmann. 136 S. (2 M, geb. 3.50 M.)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Albert Ballewski: Der Fabrikbetrieb. Praktische Anleitung zur Anlage und Verwaltung von Maschinenfabriken und ähnlichen Betrieben, sowie zur Kalkulation und Lohnverrechnung. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin 1907. Verlag von Julius Springer. 285 S. (5 M.)
Leonhard Decker: Die Vorteilsanrechnung beim Erfüllungsanspruche nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. München 1907. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). 67 S. (2 M.)
Poetsch: Die subsidiäre Haftung für fremde Geldstrafen nach deutschem Reichs- und preußischem Recht. Berlin 1907. Verlag von Hermann Bahr. 160 S. (4 M.)
Marianne Tuma v. Waldkampf: Zur Reform des österreichischen Eherechtes. (Kultur und Fortschritt. Nr. 103.) Leipzig 1907. Felix Dietrich. 18 S. (25 Pfg.)
Pierre Ramus: William Godwin, der Theoretiker des kommunistischen Anarchismus. Eine biographische Studie

Digitized by Google

mit Auszügen aus seinen Schriften und einer Skizze über die sozialpolitische Literatur des Anarcho-Sozialismus seiner Zeit. Mit Geleitwort von N. Borgius. Leipzig 1907. Felix Dietrich. 85 S. (1.50 M.)

Otto Wittschieben: Das Findelwesen in Steiermark. Im statistischen Landesamte von Steiermark verfaßt. (Statistische Mitteilungen über Steiermark. 17. Heft.) Graz 1907. Leuschner u. Lubensky. 118 S.

E. Mischler und H. Wimbersky: Die landwirtschaftlichen Dienstboten in Steiermark. Auf Grund handschriftlichen amtlichen Materials. Graz 1907. Im Selbstverlag des Verfassers. 27 S.

Franz Adickes: Zur Verständigung über die Justizreform. Berlin 1907. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 124 S.

Andreas Thomsen: Das deutsche Strafrecht. Besonderer Teil. Vorlesungen, gehalten an der Universität Münster. Berlin 1907. Verlag von Struppe u. Winckler 579 S.

L. Bose: Zollallianzen und Zollunionen in ihrer Bedeutung für die Handelspolitik der Vergangenheit und Zukunft. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von S Schilder. Mit einem Vorwort von H. Paasche. Berlin 1907. Verlag von Erwin Staude. 365 S.

Richter: Landarbeiteransiedelung durch den Kreiskommunalverband. Der erste Versuch in Labenz, Kreis Briesen. (Schriften zur Förderung der inneren Kolonisation. Heft 4.) Berlin 1907. Deutsche Landbuchhandlung. 16 S (25 Pfg.)

Moderne Literatur.

Paul Garin: Der unbekannte Freund Aperçus. München 1907. E. W. Bonsels u. Co. 81 S. (3 M.)

Paul Garin: Geist und Geister. München 1907. E. W. Bonsels u. Co. 99 S. (3 M.)

Anna Freiin v. Krane: Vom Menschensohn. Christus-Erzählungen. Mit Bildschmuck von Phil. Schumacher Köln am Rhein. Verlag von J. P. Bachem. 130 S.

Adolf Bartels: Deutsche Literatur. Einsichten und Aussichten. Leipzig 1907. Ed. Avenarius. 18 S.

Paul Hugo Lutz: Schattens Schatten. Eine symbolisch-närrische Tragödie. Dresden. Verlag von Richard Lincke. 94 S.

Georg Finke: Heut und morgen. Gedichte. Stuttgart 1907. Verlag von Strecker u. Schröder. 108 S. (1.50 M.)

Eugène de Lapontroie: Gereimtes und Ungereimtes. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer. 78 S.

Paul Ilg: Gedichte. Berlin 1907. Verlag von Wiegandt u Grieben (G. K. Sarasin). 123 S. (3 M, geb. 4 M.)

Hermann Beck: Gedichte. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer. 176 S.

Klara Jantzen: Nach Jahren. Erzählung. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer. 35 S.

Leuconius und ***: Liebe. Schall und Widerhall. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer 44 S.

Digitized by Google

Roderich Frhr. v. Ompteda: Der Graf von Belegarde Intermezzi. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer. 135 S.

Friedrich Wilhelm Bondoux: Aus Channas Jugendleben. Dichtungen. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer. 91 S.

Karl Schulz: Erlösung. Ein dramatischer Akt. Straßburg 1907. Verlag von Josef Singer. 91 S.

Helene Berg: Gedanken und Stimmungen. Straßburg 1907 Verlag von Josef Singer. 80 S.

Julius Rodenberg: Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter. Berlin 1907. Verlag von Gebrüder Paetel. 157 S. (3 M.)

Marie v. Ebner-Eschenbach: Aus meinen Schriften. Ein Buch für die Jugend Berlin 1907. Verlag von Gebrüder Paetel. 95 S. (1 M.)

Joseph Viktor v. Scheffels Gesammelte Werke in sechs Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Johannes Proelß. Erster Band. Stuttgart. Adolf Bonz u. Co. 277 S. (Jeder Band 1.50 M, geb. 2.40 M, in 3 Doppelbänden à 4 M.)

G. Wendling. Allerlei Doktorgeschichten. Hamburg 1907. Verlag von Gebrüder Lüdeking. 156 S. (2 M, geb. 3 M.)

Diedrich Speckmann: Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide. Mit Buchschmuck von Dan. Krencker. 12. Auflage. Berlin 1907. Verlag von Martin Warneck. 191 S. (2 M, geb. 3 M.)

Diedrich Speckmann: Heidehof Lohe. Erzählung. Berlin 1907. Verlag von Martin Warneck. 386 S (3 M, geb. 4 M.)

Hans Saltz: Junker Kleist. Vaterländisches Drama in 5 Akten. Lissa i. P. 1907. Friedrich Ebbeckes Verlag. 124 S. (2 M. geb. 3 M.)

Orla Holm: Dein Buch. Zierat von H. Vogeler-Worpswede. Berlin-Leipzig 1907. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. 132 S.

Katy Andreae: Das liebe Ich. Roman. Berlin 1907. Verlag von Karl Curtius. 141 S. (1.50 M.)

Richard Elchinger: Prinzessin Schnudi. Eine verliebte Geschichte. Mit einer Einführung von Otto Julius Bierbaum. Zweite Auflage. München 1907 bei Georg Müller. 176 S.

R. Fabri de Fabris: Im Wandel des Lebens. Erzählungen. Zweite Auflage. Köln a. Rh. Verlag von J. P. Bachem. 236 S. (3.50 M, geb. 4.50 M.)

Karl Schüler: Staatsanwalt Alexander. Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin. D. Dreyer u. Co. Verlagsbuchhandlung. 128 S.

Rainer Maria Rilke: Das Stunden-Buch, enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben. Von der Pilgerschaft. Von der Armut und dem Tode. Leipzig 1907. Insel-Verlag. (3.50 M.)

Digitized by Google

Digitized by Google